Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 1, I. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). Berlin und Wien, 1. Januar 1899. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). XXVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Mit tausend Masten.

Ein Stück Leben.

Von Ida Boy-Ed.

In der höheren Töchterschule von Fräulein Köster herrschte seit einigen Tagen eine große Spannung. In den Freistunden standen die halbwüchsigen Mädchen in Gruppen zusammen, mit ernsten Mienen, in flüsternden Gesprächen, und wenn die Kleinen einmal anfingen zu toben, knufften die Großen sie. Die Lehrerinnen mußten immer wieder Auskunft geben, ob sie Fräulein Köster gestern Nachmittag im Krankenhaus besucht hatten, ob es besser gehe, wie sie aussähe, ob sie wisse, daß sie so lebensgefährlich krank sei. Die erste Klasse war stolz, daß Fräulein Köster an sie einen Gruß aufgetragen hatte.

In allen Kindern war ein Gefühl unklarer und unbewußter Wichtigkeit, welches das Mitleid mit der sterbenden Vorsteherin und alle Anhänglichkeit an sie weit überwog. Sie waren gewissermaßen die Miterleber eines Ereignisses, das alle besseren Kreise der Stadt beschäftigte. Jedermann beklagte das frühe Sterben der verdienstvollen Frau, die aus einer alten, im Schlendrian halb verkommenen Schule eine moderne, vorzügliche Erziehungsanstalt gemacht, und die nun auf eine tragische Art sich dem Tod geweiht sah. Daß sie sich bei einem Wohlthätigkeitsbesuch bei einer armen Familie den Ansteckungsstoff zu ihrer Typhus-Erkrankung geholt, gab dieser ihrer Erkrankung den Glanz des Märtyrerthums.

Die schwere Krankheit war schon überwunden, Blumenspenden und andere Aufmerksamkeiten häuften sich im Zimmer der Reconvalescentin; da kam eine Lungenentzündung hinzu, die zu überstehen Fräulein Köster nun wohl kaum die Kräfte haben würde.

Jeden Morgen, wenn die Kinder die Schwelle des Schulhauses überschritten, thaten sie es in einer erwartenden, ja fast hoffenden Empfindung: das Große, das Schreckliche, das geheimnißvoll Grauenerregende konnte eingetreten, die Vorsteherin konnte über Nacht gestorben sein! Die zweite Klasse sprach schon unter sich davon, ob man nicht Trauer anlegen müsse und auf wie lange. Auch die erste Klasse war hierzu entschlossen. Gerade die jüngeren Mädchen, in deren Familien es seit vielen, vielen Jahren keinen Trauerfall gegeben hatte, dachten es sich sehr interessant, einmal ganz in Schwarz zu gehen. Auch waren sie sich schon einig, daß jede Klasse einen Kranz besonders stiften wolle; in der Ersten wie in der Zweiten beschäftigte man sich mit Voranschlägen und fieberte fast in dem Gedanken, die Pracht des Trauerkranzes der einen Klasse könne den der anderen ausstechen; jede war von dem felsenfesten Vorsatz durchdrungen, durch ihre Kundgebung alle zu übertrumpfen und zu zeigen, daß sie Fräulein Köster am meisten geliebt habe.

Martha Meyer wünschte es sich auch glühend, trauern zu dürfen. Sie quälte sich mit Sorgen, ob ihre Eltern in die Kosten willigen würden. Sie war in einer anderen Lebenslage als die meisten ihrer Mitschülerinnen und nahm eine Mittelstellung ein, — halb als Lehrerin, halb als Schülerin. Unter großen Opfern hatten Inspector Meyers ihre begabte Aelteste die Köster'sche Schule besuchen lassen und ohne das gütige Entgegenkommen der Vorsteherin, die ein wenig den Preis ermäßigte, weil Martha Meyer ihr von Senator Dr. Benfeld sehr warm empfohlen worden war, hätte es sich doch nicht machen lassen. Seit Martha's Konfirmation, letzte Ostern, gab sie nun den Allerkleinsten in „Fünf b" Schreib- und Anschauungsunterricht, in „Fünf a" Singen, und hatte dafür Sprachstunden frei. Es war die Hoffnung ihrer Eltern, sie später als besoldete Lehrerin an der Schule zu sehen.

Am Montag Morgen ging Martha sehr befriedigt zur Schule: nach langen Redereien mit der Mutter war es zu einem vernünftigen Ausgleich gekommen. Mutter wollte ihr schwarzes Cheviotkleid hergeben; es war Martha zwar etwas zu kurz, aber man konnte unten einen Tuchstreifen und eine platte Litze herumsetzen; die Taille war zwar viel zu weit, aber die konnte man einnähen, und auf eine solche Art, daß sie nach vierzehn Tagen oder vier Wochen wieder für die Fülle der Mutter ausgelassen zu werden vermochte.

Der Novembermorgen war ganz von feuchtem Dunst erfüllt. Der Niederschlag schien so fein, daß er sich nicht einmal zu Tropfen formte, aber seine Nässe war durchdringend. Der Asphalt auf den Bürgerstiegen glänzte schwarz und blank, auf dem Fahrdamm glitschten die Pferde aus. Der hohe, spitze Petrithurm bohrte sich in den Nebel empor, man sah nur seine rothen Mauern, und auch diese bläulich überschleiert. So naß und so

Griechische Villa. Nach dem Gemälde von Leopold Rothaug.

traurig war es auf der Straße. Die Pferdebahnwagen und Omnibusse sahen wie abgewaschen aus. Hastende Menschen steckten ihr Kinn tief in den Rockkragen, um die schwere Nässe weniger unmittelbar einzuathmen.

Martha focht das alles nicht an. Mit freien Schritten und erhobenem Haupte ging sie einher. Sie kam vom Pulverteich in St. Georg, wo ihre Eltern in der bescheidenen Straße eine kleine Wohnung im zweiten Stockwerk inne hatten; über den großen Platz, von dem Straßen, Anlagen, Brücken ausstrahlen und der Hamburg von St. Georg scheidet, verfolgte sie ihren Weg nach dem Glockengießerwall. Die Nebelwand ließ die Häuserreihen der Stadt nur verschwommen erkennen. Das ganze Bild schien in Weichheit und Unklarheit aufgelöst.

„Um meinen Hut mach' ich einfach ein schwarzes Band," dachte Martha. „Und um meinen Paletot-Aermel einen Kreppstreifen. Ob man das wohl passender um den rechten oder linken Aermel thut?"

Es war eine Art Triumphgefühl in ihr, sie genoß im voraus den Augenblick, wo sie der ersten Klasse sagen konnte: „Wenn Fräulein Köster stirbt, ich darf trauern." Die ganze erste Klasse hatte die Angewohnheit, einige Worte immer besonders stark und lang zu betonen, sodaß alles, was die jungen Mädchen sagten, einen nachdrücklichen und unbestreitbaren Charakter bekam.

Als Martha um die Ecke bog, um nun den Glockengießerwall alsterwärts entlang zu gehen, spähte sie voraus. Waren vor der Schule ungewöhnliche Dinge zu sehen? Nein, wie jeden Morgen verschwanden die von allen Seiten herankommenden Kinder im Hause, niemand kam heraus.

Aber als auch Martha eintrat und durch den schmalen Corridor in den hallenartigen Flur gelangte, der die Tiefe des Hauses einnahm, da begriff sie, daß es doch geschehen war. — — — — — — — — — — —

Lilly Benfeld warf sich ihr entgegen, fiel ihr um den Hals und rief:

„Sie ist todt, — sie ist todt."

Neben ihr erzählte ein ganz kleines Mädchen aus der fünften Klasse, mit einem Ton, der ein seltsames Gemisch von Erleichterung und Aengstlichkeit war:

„Wir haben keine Schule, Martha, wir sollen wieder zu Hause gehen."

Man hörte Schluchzen. Die Lehrerinnen standen zwischen der Kinderschar und sprachen zu ihr. Fräulein Schönau und Mademoiselle Lavalle weinten. Aber Miß Bird sah nur strenge aus, und Fräulein Schirrmacher setzte eine Miene auf, daß man ihr sogleich die künftige Vorsteherin ansah.

Durch die mächtigen Fenster, rechts und links von der Hofthür fiel das fahle Licht des nebelnassen Morgens auf all die erregten Frauen und Kinder.

Martha war erst einige Augenblicke wie benommen. Dann fing sie an zu weinen und preßte ihr zusammengeknülltes Taschentuch gegen Mund und Nase.

Der Wunsch bemächtigte sich ihrer, Trauer und Thränen recht deutlich zu zeigen, ihrer abgöttischen Liebe zu der todten Lehrerin recht leidenschaftlich Ausdruck zu geben, damit jedermann sähe, wie sie sie beweine, damit jedermann sage: „Welch ein tiefes Gemüth hat Martha."

Sie weinte immer lauter. Dabei stieg ihr Kummer. Ein Leben ohne Fräulein Köster als höchste Instanz darin schien undenkbar, schien unerträglich. Gewiß, keine von den Mitschülerinnen fühlte wie sie, und dies starke Gefühl wollte und mußte sich hervorthun.

Sie weinte immer ekstatischer. Alle wurden aufmerksam, und Fräulein Schönau nahm sie in den Arm, während zwei Kleine um ein Glas Wasser geschickt wurden.

Als Martha es trank, schlugen ihre Zähne dagegen. Aber unter der allgemeinen Theilnahme beruhigte sie sich ein wenig.

„Ach, — — Martha Meyer hat sich man so," sagte ein Mädchen aus der zweiten Klasse mit Geringschätzung.

„Pfui," sprach Lilly Benfeld mit Nachdruck, „wie kann man so was denken. Fräulein Köster hat so viel für Martha gethan, Martha muß wohl trauriger sein, als es viele hier zu sein scheinen."

Ueber diese Anhänglichkeit wäre es zum Streit gekommen, wenn Fräulein Schirrmacher nicht gerade ihre nasale Stimme laut erhoben und befohlen hätte, nun still heim zu gehen und sich übermorgen um zehn Uhr wieder einzufinden, um einem Trauer-Acte beizuwohnen und Befehle über die Theilnahme an der Beerdigung entgegenzunehmen.

Mit unterdrücktem Geräusch drängten sich die Mädchen zum Hause hinaus.

Als Martha heimging, sahen ihr viele auf der Straße neugierig ins Gesicht und manche wandten sogar den Kopf nach ihr um. Sie hatte sonst nichts auffallendes; ihre mittelgroße, über ihre Jahre hinaus entwickelte Gestalt in der sehr bescheidenen, ordentlichen Kleidung, ihr straff eingeflochtenes Haar und das Matrosenhütchen von schwarzem Filz darauf, ihr junges, frisches Gesicht machten aus ihr nur eine Dutzenderscheinung. Aber heute zog ihr verweintes Gesicht Aufmerksamkeit an. Sie führte auch noch manchmal das Taschentuch an die Augen. Es schien ihr, als befinde sie sich in einer außerordentlichen und sehr ehrenvollen Lebenslage.

Ihre Phantasie malte sich das Begräbniß von Fräulein Köster aus. Es würde gewiß sehr großartig werden, die Vorsteherin war mit einigen der angesehensten Hamburger Familien verwandt und befreundet. Fräulein Köster's Stellung einmal zu erlangen, — das war schon hie und da ihr Traum gewesen. Martha genoß vorweg alle Ehren, die auch ihr einmal im Leben wie im Sterben werden könnten, wenn es ihr gelänge, das Lehrerin-Examen und später das Vorsteherin-Examen zu machen.

Natürlich würde auch Musik nicht fehlen bei der Feier. Wenn Fräulein Schirrmacher doch anordnen möchte, daß die besten Sängerinnen der Schule a capella eine Motette sängen. Martha hatte eine Stimme! Alle ihre Mitsängerinnen konnte sie sozusagen in Grund und Boden singen, — die Trauerversammlung sollte sich wundern.

Ein befriedigtes Lächeln ging über ihr Gesicht bei diesem Gedanken.

„Wahrhaftig, — da is Märtha retour!" rief die Mutter, als Martha an der Etagen-Thür klingelte; „also is es vorbei?! Na Gottlob, das arme Fräulein hat sich auch zu und zu viel quälen müssen."

Martha brach wieder in Thränen aus, bekam endlich Kopfweh und mußte sich auf das Sopha der Wohnstube legen.

Die Mutter, rundlich, rasch und immer mit dem Ausdruck eines wohlwollenden Bedauerns im weißen, fleischigen Gesicht, war unterdeß sehr fleißig. Sie saß bald am Fenster und nähte an dem Trauerkleid; dann lief sie in die Küche und sah nach, ob die weißen Bohnen, die mit durchwachsenem Speck im Topf schmorten, auch nicht anbrannten; dann deckte sie den Tisch, hinter welchem Martha auf dem Sopha lag.

Es war ein großer, runder Tisch, und sechs Paar eiserne Messer und Gabel mit schon grau gewordenen Holzgriffen legte Frau Meyer auf.

Martha dämmerte so hin; in ihr war nun Stille und Müdigkeit, aus der sie aber erschreckt auffuhr, als ihre drei Geschwister hereingepoltert kamen. Die beiden Jungens warfen ihre Tornister auf den Holztisch am zweiten Fenster, und die zwölfjährige Mimi schrie, daß Hans ihr auf der Treppe einen Stoß in den Rücken gegeben. Hans brüllte, sie löge. Die Mutter aber, deren Liebling Mimi war, schalt:

„Och, Du bist'n alten, eklichen Jung'. Wo Du kannst, puhlst Du die Kleine einen bei."

Der Lärm ging weiter und nahm zu. Martha fing an zu weinen.

„Schämt Euch!" sagte die Mutter, „allein wegen Martha solltet Ihr 'n bißchen Räson annehmen. Fräulein Köster ist gestorben."

„Wahrhaftig?!" fragte Hans. Aber sie wurden doch still auf ihre Art. Sie standen an ihrem Tisch und flüsterten und schubsten sich, und die Nothwendigkeit, Ruhe zu halten, erweckte in ihnen eine unüberwindliche Neigung zu verstohlenen Heiterkeitsausbrüchen.

Martha kam sich ein wenig vor wie eine schonungsbedürftige Prinzessin. Mit müden Blicken sah sie von ihrem Sophakissen aus sich das Zimmer an. Wie häßlich es war. Die Nähmaschine der Mutter am einen Fenster, der Arbeitstisch der Kinder am anderen, entstellten es ganz. Ohne den Glanzpunkt, den das Klavier bildete, wäre der Raum abscheulich gewesen. An der Wand zwischen Ofen und Fenster stand es, leider gerade vor der Thür, die das Schlafzimmer der Eltern sonst mit der Wohnstube verbunden hätte. Aber das Stück Thür, welches über dem Pianino noch hinaussah, hatte Martha mit japanischen Fächern benagelt.

„Wenn ich erst eine große Stellung und ein großes Einkommen habe, werde ich den Eltern eine schöne Einrichtung schenken," dachte Martha.

Es klingelte draußen.

„Papa!" sagte die Mutter, die ihren Mann nie anders als so nannte. Mimi lief hinaus, den Vater einzulassen.

Der Inspector Meyer bekleidete einen kleinen Posten bei einer Dampfschifffahrts-Gesellschaft, und die Seinen waren für ihn nur so nebenher auf der Welt. Woher er den Titel Inspector führte, war nicht ganz aufgeklärt. Vielleicht war der mit einer früheren Stellung Meyer's verbunden gewesen, — jedenfalls hielt Frau Meyer darauf, daß er immer betont wurde.

Der Inspector nickte nur allen flüchtig zu und nahm gleich seinen Sophaplatz ein, von dem Martha eben mit offenkundiger Angegriffenheit mühsam aufstand.

„Na nu," sagte der Vater, „so äte-potäte?"

„Fräulein Köster ist gestorben," schluchzte Martha beleidigt.

Sie war zu gekränkt, um zu essen. Außerdem waren Bohnen und Speck ihr ein Gräuel.

„Soll ich Dir 'n Pfannkuchen backen, mein' Märtha?" fragte die Mutter.

„Ja bewahre," antwortete der Vater.

„Aber Märtha muß 'was essen," eiferte die Mutter, „Herr Musikdirector Hasenkamp sagt es so oft: füttern Sie nur die Märtha gut, Frau Inspector, 'ne Stimme will auch ernährt sein."

„Danke, ich mag jetzt keinen Pfannkuchen," sagte Martha und dachte, die Mutter könne ihr nachher noch einen backen, wenn der Vater wieder ins Comptoir gegangen sein würde.

Daß Martha den Pfannkuchen ausschlug, machte auf die Brüder großen Eindruck. Auch der Vater schöpfte hieraus den Glauben, daß Martha wirklich sehr herunter sei.

„Nun, nun, Du hast es ja kommen sehen," sagte er, fast in tröstendem Tone, worauf Martha wieder anfing zu weinen.

Alle aßen schweigend einige Minuten, bis die Mutter anhob:

„Papa, giebst Du mir vielleicht nachher die neun Märk Dreißig für den Tischler?"

„Doch jetzt nicht beim Essen!" sagte er mit der Gebärde jemandes, an den ein unerhörtes Ansinnen gestellt wird.

„Ich meinte ja auch man bloß nachher," sprach sie.

Und wieder nach einer Pause:

„Hasenkamp kommt nachher und will mit Dir wegen Märtha sprechen."

„Ich kann nicht warten. Ich muß gleich wieder ins Geschäft. Das macht aus, wie Ihr wollt. Nur so viel sag' ich: mit Sprachen und Handarbeit findet Martha besser ihr Brod als mit Musik."

Martha hätte gern eifrig eingeworfen, daß Papa da im Irrthum sei. Allein sie fand es in ihrer Schmerzversunkenheit nicht für passend, lebhaften Antheil an irgend etwas zu zeigen.

Als der Inspector abgegessen hatte und sich einen Moment in die Sopha-Ecke zurücklehnte, trat seine Frau an ihn heran und bat demüthig:

„Willst Du mir jetzt die neun Märk Dreißig für den Tischler geben."

„Herrjeses!" rief der Inspector und warf einen Blick gen Himmel, „wenn Du doch das ewige Gedibber sein lassen wolltest."

„Wenn ich Dir einmal 'was sag', thust Du es nicht, und wenn ich es mehrmals sag', schiltst Du," klagte die Frau.

„Ich allein kann uns aus diesem ewigen Kleinkram befreien," dachte Martha. Die Luft im Zimmer bedrückte sie, es war der Dunst darin von den Speckbohnen und den feuchten Wichsstiefeln ihres Vaters und ihrer Brüder. Sie öffnete eine Klappe im Fenster. Das frische, feuchte Lüftchen, das sich hineinstahl, berührte den Inspector an der Schulter. Er fuhr auf.

„Die Feuerung kost' woll kein Geld?" sagte er.

Martha schlug die Klappe zu und ging in ihr Zimmer; es war klein und dürftig und auch das Bett ihrer Schwester stand darin. Dazu war es sehr kalt. Martha fürchtete, sich zu erkälten und ihrer Stimme zu schaden, und hatte das schreckliche Gefühl, daß sie unter dem Dach ihrer Eltern keine Stätte wisse, wo sie bleiben könne.

Trotzig wickelte sie sich in ein altes Tuch, setzte sich auf den Bettrand und starrte zum Fenster hinüber. Das ging auf die Straße und war mit gestopften, weißen Mull-Gardinen verziert. Drüben sah man die Fensterreihen des Hauses gegenüber.

„Bei den Leuten wird es auch nicht schöner und vergnügter sein als bei uns," dachte Martha bitter.

Endlich kam die Mutter mit einem frischgebackenen Pfannkuchen, der knusperig und dampfend noch über den Tellerrand hinausragte.

„Papa ist weg," sagte sie, „er meint es ja nich so. Das ist 'n alte Geschichte: wenn die Männer es hild in 'n Geschäft haben, müssen wir Frauen es aushalten."

„Ach, Mama, wenn ich nur erst etwas Großes geworden bin, geb' ich Dir so viel Geld, daß Du Papa nie mehr zu kommen brauchst," versprach Martha essend.

„Och, mein' Deern, das ist süß von Dir," sprach die Frau gerührt. Sie saß auf dem einzigen Stuhl am Fenster, die Fäuste auf den weit auseinander stehenden Knieen gestemmt. „Hasenkamp muß doch 'n festen Glauben dazu haben, sonst gäb' er Dir nicht für eine Märk fünfzig die Stunde, wo andere ihm Sechse und Achte geben."

„Hasenkamp sagt, so was von musikalischer Begabung käme nicht alle Tage vor," erzählte Martha kauend.

„Wenn man bloß einmal ein büschen in die Zukunft

sehen könnte," meinte die Mutter, „Papa meint ja, mit Sprachen und Handarbeit ist es sicherer. Kannst Du nicht da 'mal mit Senator Benfeld von sprechen? Er ist doch immer so nett mit Dir, wenn Du 'mal bei Lilly eingeladen bist, und Papa sein Vater hat doch schon bei Herr Senator sein Vater an 'n Contor geschrieben."

Martha, durch den heißen, guten Pfannkuchen versöhnlicher gestimmt, erhob sich, wischte sich den Mund mit dem Handrücken und sagte:

„Natürlich kann ich das. Ich muß ihm immer 'was vorsingen und mit Lilly vierhändig spielen, und dann sagt er manchmal, Lilly soll sich dazu halten, daß sie mich einholt mit Musik."

In diesem Augenblick stürzte Mimi herein.

„Mama, Martha, — Herr Musikdirector Hasenkamp ist da."

„Famos," rief Martha und eilte ins Wohnzimmer.

Da stand Hasenkamp, lang und dünn, in einen braunen Winterrock geknöpft, den Astrachan-Kragen und Manschetten zierten. Sein Barett von ebensolchem Pelz hielt er in der Hand.

Frau Inspector Meyer knickste mit runden Bewegungen und warf auch zugleich schon einen Blick auf die Kleinen, die gaffend an ihrem Tisch vor den aufgeschlagenen Schulbüchern standen.

„Komm, mein Süßen, geh in die Küche," sagte sie zu der kleinen Mimi, „und Ihr Jungs auch."

Dann zog sie den Tisch so weit vom Sopha zurück, daß der dickleibigste Mann Platz bekommen hätte, sich bequem dem Sitz zu nähern.

Hasenkamp räckelte sich in einer gewissen Art, die in seiner Jugend charmant gefunden worden war, in die Sopha-Ecke, und sein graubärtiges Gesicht war von Freundlichkeit verklärt. Er nickte Martha zu, aber anders, als andere Leute nicken: ganz kurz und mehrmals hintereinander bewegte er die Stirn vorwärts und das Kinn einwärts.

„Ich komm 'n bißchen feierlich, nicht wahr, meine liebe Frau Inspector? Aber einmal mußten wir doch ein ernstes und offenes Wort reden. Martha ist schon über sechszehn. Sie muß ihren Weg wählen. So oder so. Beides geht nicht."

Frau Inspector Meyer saß auf einer Stuhlecke und fühlte sich noch zu geschmeichelt, um frisch weg zu reden. Sie trachtete, so gebildet und zusammenhängend zu sprechen wie möglich.

„Wir dachten, wenn Märtha bei Fräulein Köster, oder von nu' an ist es ja woll Fräul'n Schirrmacher, weiter unterrichtete und dabei auch Musik weiter lernt, hätt' sie 'n sichern Verdienst und kann nachmittags immer noch eine Klavier- oder Singstunde geben, wenn sie so weit ist. Papa sagt, doppelt genäht hält besser, sagt er, und die Spatzen in der Hand, sagt er, da ist er immer für."

Martha stand am Klavier, die Hände hinter sich auf den gewölbten Deckel gestemmt, und hörte zu.

„Meine Liebe," begann Hasenkamp, „Martha hat doch nur einen Kopf, ein paar Hände und eine Gesundheit, — was? Soll sie ihr Lehrerin-Examen machen, kann sie neben den Vorbereitungen dazu nicht Musik treiben. Dann muß sie die Stunden bei mir aufgeben und kann höchstens 'mal für sich ein bißchen spielen und singen. Ohne Examen aber kann sie als Lehrerin nie 'was werden. Will sie sich aber als Pianistin oder Sängerin so ausbilden, daß ihr Beruf ihr Ruhm und Geld einträgt, muß alles, aber auch alles andere aufgegeben werden."

Hasenkamp hatte mit großem Ernst gesprochen. Sein Interesse an dem frischen und ihm begeistert ergebenen Ding gebot ihm das. Außerdem fahndete er seit Jahr und Tag nach einer Schülerin, mit deren Ausbildung er seinem rostig gewordenen Lehrerruf neuen Glanz geben konnte. Er hatte fast nichts mehr zu thun. Er war unmodern geworden. In Martha fand er eine ganz seltene musikalische Begabung. Ob ihre Stimme bei sorgsamer Ausbildung Größe und Glanz bekommen würde, wußte er noch nicht, hoffte es aber. Auch ihre pianistische Begabung schien ungewöhnlich. Nach irgend einer Richtung mußte 'was aus ihr zu machen sein, wenn auch nur so viel, um eine kurze Zeit das Interesse der Hamburger Musikfreundlichen Kreise zu erwecken. Das genügte schon, den Lehrer Hasenkamp in Erinnerung zu bringen. Waren Martha's Eltern aber ganz dagegen, sie Musik studiren zu lassen, so wollte er die Stunden nicht weiter geben, die ihm nur eine Mark fünfzig einbrachten.

Frau Inspector Meyer hatte aufmerksam zugehört. Schon die bloße Thatsache, daß man so lange Reden wechselte, ließ ihr die Lage ernst erscheinen. So genau und so viel hatte sie eigentlich noch gar nicht über Martha's Zukunft nachgedacht. Bloß daß aus Martha was werden würde, das stand fest bei ihr.

Auch Martha ließ sich zumeist von unbestimmten Hoffnungen und Vorstellungen tragen. Ihrem Erfahrungskreis am nächsten lag es, sich eine Stellung wie die des Fräulein Köster als Ziel zu denken. Aber zuweilen, wenn sie im General-Anzeiger eine oberflächliche Notiz über ein Konzert, oder eine Reclame-Nachricht über eine nach Hamburg kommende Künstlerin las, dachte sie: so etwas kann ich auch werden. Und ihr war, als läge das nur bei ihr, in ihrem Willen.

Als die Frauen schwiegen, fragte Hasenkamp ermunternd:

„Na?"

„Märtha muß einmal sagen, was sie meint," sprach die Mutter beklommen.

„Ach, das ist so schwer zu wissen!" seufzte Martha.

„Ja, wenn man nur einmal ein büschen in die Zukunft sehen könnte," meinte die Mutter.

„Meine Liebe," sagte Hasenkamp lehrhaft, „wer nichts wagen will, kann nichts gewinnen."

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Damen-Sport.

Von Dr. Franz Oppenheimer.

I.

„Wie die Zeiten ändern sich und wir mit ihnen." Das alte Römerwort spricht nicht nur vom individuellen Leben; es will nicht nur die billige Weisheit lehren, daß wir jung waren und alt werden, daß unser Blut kühler wird und unsere Wünsche andere Ziele wählen; nein, es spricht von Veränderungen, denen das ganze Volk, die ganze Gesellschaft unterliegt, in die uns das Schicksal hineingesetzt hat.

Ein bedeutender deutscher Jurist machte kürzlich auf den gewaltigen Umschwung der Rechtsauffassung aufmerksam, der sich vollzogen hat, seitdem die „Carolina", jene große Codification des deutschen Strafrechts, in Kraft trat. Eine ganze Reihe von „Verbrechen", die noch damals mit martervollem Tode bestraft wurden, wie z. B. die Gotteslegnung, werden heute gar nicht mehr oder doch nur noch mit milderen Strafen gebüßt. Eine tief und weit greifende Aenderung der Rechtsanschauung und des Rechtsgefühls hat sich in diesen wenigen Jahrhunderten vollzogen; die Seele des Volkes ist eine andere geworden, — wir wollen nicht untersuchen, ob auch eine bessere.

So kann es nicht Wunder nehmen, daß auch die Anschauungen über Sitte und Sittlichkeit sich von Grund aus geändert haben. Wenn schon das Erz des Rechtes unter dem langsamen Druck der geschichtlichen Verschiebungen seine Form so sehr verändert hat, vergleichbar jenen kolossalen Urgesteinsschichten, die der Zug des erkaltenden Erdinnern in Falten und Runzeln zusammenbiegt, wie die Schale eines vertrocknenden Apfels: so ist es nicht auffällig, daß das Wachs der Sitte, der ungeschriebenen, sich in neue Formen umgießt. Um das festzustellen, braucht man nicht bis in die Zeiten der Carolina zurückzugreifen oder gar in jene ferne Vergangenheit, in der die kindliche Pietät es forderte, die greisen Eltern durch einige Keulenschläge von der Last des irdischen Daseins zu befreien; oder bis in die Zeiten, da die schönen Burgfrauen und Ritterfräulein ihre fahrenden Gäste im Bade und Schlafgemach zu bedienen hatten, wollten sie echte „ziuhte", d. h. höfische Sitte beweisen; nicht einmal in jene viel näher heranliegenden Zeiten, da es einem Ritter wohl anstand, die Kaufleute auf der Landstraße abzufangen und ihre Warenballen auf die zinnengekrönten Burgen zu führen; wo Bürgermeister und Rath der Städte die „sittliche" Verpflichtung hatten, fremde Ehrengäste unter den Tisch zu trinken, der damals noch kein „grüner Tisch" war. Nein, wir alle kennen viele Beispiele von Umwälzungen, die die Sitte zu unseren eigenen Lebzeiten durchgemacht hat. Noch vor zwanzig Jahren etwa mußte z. B. der Gast energisch „genöthigt" werden, um kräftig zuzugreifen; heute hat sich diese schöne Sitte in die kleinsten Provinzstädte zurückgezogen.

Auf keinem Gebiete aber hat die Sitte eine so geradezu revolutionirende Umwälzung erfahren, wie auf dem der weiblichen Erziehung und Bewegung. Noch Friedrich von Schiller, gewiß ein Feuerkopf und „Umstürzler", ein Mann, der wie kein anderer Deutscher an den Grundlagen der alten Feudal-Ordnung gerüttelt hat, der Dichter der Fürstenmörder Tell und Verrina, der furchtbare Juvenal seiner Zeit in den „Räubern" und „Kabale und Liebe": selbst unser Schiller hatte noch ein Frauen-Ideal, das uns theilweise mittelalterlich anmuthet. „Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder und herrschet weise im häuslichen Kreise; und lehret die Mädchen und wehret den Knaben und regt ohne Ende die fleißigen Hände und mehrt den Gewinn mit ordnendem Sinn. Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden und dreht um die schnurrende Spindel den Faden und sammelt im reinlich geglätteten Schrein die schimmernde Wolle, den schneeigten Lein." — Ach, wie reactionär wird vielen unserer jungen Frauen und Jungfräulein dieser Revolutionär vom fin de siècle des achtzehnten Jahrhunderts erscheinen.

Ein genialer Spottvogel unserer Zeit hat in einem Bilde den ganzen Gegensatz erschöpft. Es heißt: „Der Besuch der Neuvermählten". Der jung verheirathete Enkel führt seinen Großeltern in, — mit Respect, in Pasewalk seine reizende Gattin zu, und zwar auf dem Tandem, sodaß das junge Frauchen in zwar sehr eleganten, aber doch in, tranchons le mot, — in Bloomers erscheint. Großmama fällt in Ohnmacht, — „sie hatte noch nie ein modernes Weib gesehen," und Großpapa begießt sie mit Wasser aus der Blumenkanne und Thränen aus seinen Veteranen-Augen.

Ach, liebe Großmutter, die Zeit deiner Jugend-Ideale ist auf immer dahin! Wir mögen es mit Dir bedauern, wenn wir „sentimentalisch" angelegt sind, wie dein Schiller sagte: Aber wir vermögen es nicht mehr zu ändern. Das moderne Weib steht einmal da; es hat den Dorotheen-Typus und den Friederiken-Typus abgelöst, wie dieser einst den Thusnelden-Typus. Das Weib des zwanzigsten Jahrhunderts hat das „trauliche Heim" mit seinem kühlen Schatten trotzig verlassen und fordert seinen Platz an der Sonne und wenn nöthig auch im Sturm und Wetterschlag. Es ist auf eine neue Bühne getreten, und Deine und Großvaters Thränen werden es nicht in dein Ideal zurückverwandeln!

Geradezu als der Exponent der gewaltigen inneren Umsetzungen, die uns die letzten Jahrzehnte gebracht haben, steht die moderne Frau vor unseren erstaunten Augen. Wir wissen es ja alle, daß ein riesenhaftes, inneres Wachsthum der Gesellschaft überall gegen die altüberkommene, uns durch Herkommen, Recht und „Sitte" geheiligte, äußere Form preßt! Wir sehen ja an vielen Stellen die alte Hülle fadenscheinig werden und einreißen, sodaß ein Schein der Zukunftsgestaltung herausleuchtet, in der Politik, im Staats- und Wirthschaftsleben, im Recht, in der Kirche, in der „Gesellschaft". Aber so weit ist der Entwicklungs-Proceß kaum an einer anderen Stelle schon gediehen, als in der Stellung der Frau.

Der Philosoph beruhigt sich erst, wenn er die Ursachen einer Erscheinung kennt oder doch zu kennen glaubt. Hier liegen sie so klar zu Tage, wie das selten der Fall ist. Das viel bestrittene, so heftig angefeindete „Gesetz" der neuzeitlichen Geschichtsauffassung, wonach das treibende Moment des Geschehens wirthschaftliche Veränderungen sind, hier wenigstens ist es unbestreitbar. Das Weib von 1810 hat sich in das Weib von 1890 verwandelt, weil seine wirthschaftliche Stellung, seine Stellung in der Volkswirthschaft nicht minder wie in der Hauswirthschaft, sich grundstürzend verschoben hat.

Als dies Jahrhundert eisenklirrend aus dem Schoße der Ewigkeit emporstieg, überstrahlt von dem bleichen Titanenkopfe Napoléon Bonapartes, da herrschte in Deutschland noch die „gute alte Zeit", die manche von uns so sehnsüchtig wieder herbeiwünschen. In patriarchalischer Ruhe floß noch das Leben dahin, in kleinbürgerlichem Behagen, wie es uns Goethe in seinem „Hermann und Dorothea" und im Osterspaziergang so klassisch geschildert hat. Der Bauer bestellte seinen Acker, der Bürger schaffte in seiner Werkstatt; noch ragten keine Schlote in den alten Himmel, noch stöhnten und brausten nicht die Sklaven aus Stahl und Eisen im Dienste der Menschen. Selten nur, auf schlechten Fahrwegen, trug die Thurn-Taxis'sche gelbe Postkutsche Reisende über das Land; selten nur und langsam kamen Nachrichten aus der Ferne in die weltabgeschiedenen Städtchen. Noch ratterte kein Dampfwagen durch die Felder, noch trug kein elektrischer Funke die „allerneuesten" Depeschen durch die Lande von den Wirrnissen „weit hinten in der Türkei, wo die Völker auf einander schlagen."

Damals waren die Menschen seßhaft, mußten es sein! Nur der ausgelernte Geselle „wanderte" auf den Landstraßen, weniger der Ausbildung halber, wie die poetische Geschichtserklärung es Wort haben will, als weil man ihn dazu zwang, damit er nicht allzufrüh den Meistern daheim die kärgliche Nahrung schmälere. Aber auch der Geselle schlug Wurzel, sobald seine Wanderzeit um war; er heirathete sein blondes Liesel oder Gretel und saß behäbig im eigenen Gewese, bis man ihn hinaustrug, von wannen keine Wiederkehr.

Damals mußte man heirathen! Junggeselle zu bleiben, war ein Fluch, der nur die Aermsten der Armen treffen konnte, denen selbst das geringe Einkommen nicht zufloß, das damals hinreichte, um einen Hausstand zu unterhalten. Oder es war ein Luxus, den sich nur sehr reiche Männer leisten konnten. Denn damals lag ein sehr großer Theil der „nationalen Gütererzeugung", wie die Volkswirthe sagen, auf den Schultern der Frau. Die Hauswirthschaft sorgte noch für einen ungeheueren Theil derjenigen Lebensbedürfnisse, die heute die große Volkswirthschaft herstellt; was damals im Hause gemacht wurde, ist heute das Arbeitsgebiet eigener Gewerbe, wird für den „Markt" hergestellt und für die Hauswirthschaft gekauft.

Du Hausfrau in der Großstadt, die Du über die Lasten Deiner Wirthschaft seufzest, hast Du eine Vorstellung davon, was auf den stärkeren Schultern Deiner Großmutter und Urgroßmutter lag? Es gab kaum eine Hauswirthschaft, der nicht der eigene Garten Gemüse, Früchte und Suppenkraut lieferte: und den Garten hatte die Hausfrau zu bestellen; vielen lag auch noch, — siehe Hermann und Dorothea, — die Aufsicht über die Ackerwirthschaft ob. Ein Tauben- und Hühnerhof lieferte Braten und Eier, wollte aber besorgt sein; die Kuh im Stalle lieferte Milch und Butter, aber nicht, ohne daß Melkeimer und Butterfaß in Bewegung gesetzt wurden; das Schwein im Stalle gab Wurst, Speck und Schinken: aber die Hausfrau stopfte die Därme und hatte die Rauchkammer zu besorgen. Der Flachs wurde im Hause versponnen, und gar nicht selten auch das Garn hier verwebt; die Hausfrau nähte das Gewand der Kinder und das eigene, sie sott Seife und zog Lichte, sie braute Bier und brannte Schnaps, sie buk das Brod und die Kuchen; sie wusch und bügelte, klopfte und bürstete. Dabei aßen die Menschen damals so regelmäßig wie heute, und — die Kinder wurden damals auch noch nicht erwachsen vom Baume geschüttelt.

Seitdem hat die Hauswirthschaft einen Zweig ihrer Aufgaben nach dem anderen an das Gewerbe abgegeben. Mehr als doppelt so dicht sitzen heute die Menschen zwischen Maas und Memel, Alpen und Ostsee auf der väterlichen Scholle; viel mehr als doppelt so reich ist jede Familie seitdem geworden: und ihr Bedarf ist stark genug geworden, um zahllose Gewerbtreibende zu erhalten, die alle jene Dinge berufsmäßig herstellen. Die billigen Frachtpreise und namentlich das Fünfzig-Pfennig-Porto haben das ihrige gethan, um den Umwälzungs-Prozeß zu vollenden, sodaß heute die Dinge wesentlich besser und billiger gekauft werden, als sie damals im Hause hergestellt werden konnten. Keine Handspindel, kein hölzerner Webstuhl kann heute Garn oder Leinwand herstellen, die an Qualität und Preis mit dem Fabrikat jener gewaltigen Anstalten den Wettbewerb aufzunehmen vermöchten, in denen ein Arbeiter Hunderte von Spindeln gleichzeitig bedient.

So ist die Frau „entlastet" worden und wird immer mehr entlastet. Schon nehmen selbst der Frau aus dem Volke Waschanstalten die häusliche Reinigung, und Kleinkinder-Bewahranstalten die Aufsichtslast ab: und an immer mehr Orten ladet sich der gewerbliche Betrieb auch noch die Nahrungs-Versorgung der Familie auf den breiten Rücken. Die Kraft der Frau ist frei geworden und verlangt nach Bethätigung.

Aber damit sind die Wirkungen jener ungeheueren, wirthschaftlichen Umwälzung noch bei weitem nicht erschöpft. In dem Maße, wie das Weib als Hausfrau entlastet wurde, wurde sie auch als solche entbehrlich. War es zuvor ein Luxus, unbeweibt zu bleiben, weil die Führung eines Haushaltes ohne Hausfrau außerordentlich kostspielig war, so wurde es jetzt immer mehr und mehr ein Luxus, sich zu beweiben.

Die Schönste vom Lido. Nach dem Gemälde von Eugen von Blaas. — Siehe Seite 8.

Die Industrie versorgt jetzt den Hagestolz ebenso bereitwillig mit Seife und Licht, mit Stoffen und Kleidung, mit Gebräu, Gebäck, und Fleischwaren, wie die moderne Familien-Wirthschaft; immer zahlreicher wurden die Selbstsüchtigen, die ihrem materiellen Behagen das Familienleben zum Opfer bringen: und damit wurden auch diejenigen Berufe immer besser besetzt, die sich der Pflege der Unbeweibten, ihrer Versorgung mit Nahrung, Wohnung, Wäsche u. s. w. widmen konnten, und so überwog, je länger, je mehr, die Bilanz des Unbeweibten die des Familienvaters. Je härter der Kampf um das wirthschaftliche Dasein wurde, je höher der Einzelne seine Ansprüche stellte, um so drückender schien ihm Hymens Joch; um so schwerer entschloß er sich, sein Einkommen mit einem Wesen zu theilen, das seinen Kampf ums Dasein nicht mehr zu erleichtern vermochte.

Glücklicherweise sind Amors Pfeile noch so spitz und sein rosiger Bogen noch so schnellkräftig wie ehemals, sodaß der rechnende Eigennutz in den meisten Fällen von stärkeren Trieben überrumpelt wurde, aber es mehrte sich doch die Zahl derjenigen Mädchen außerordentlich, die keinen Ernährer fanden und von dem „eigentlichen Beruf" des Weibes ausgeschlossen blieben.

Dazu kam, daß dieselbe Wirthschafts-Entwicklung, die alle diese psychologischen Umwerthungen erzeugte, das Zahlenverhältniß der beiden Geschlechter sehr ungünstig verschob. Wenn auch auf hundert Mädchen hundertundzwei Knaben das Licht der Welt erblicken, so gelangen doch nur weniger Männer als Jungfrauen zum ehefähigen Alter. Der Kampf ums Dasein räumt immer stärker unter den männlichen Streitern auf: die Maschinen zermalmen im Frieden noch viel mehr Opfer, als die Granaten im Kriege; der Beruf rafft sie massenhaft in tödtlichen Krankheiten dahin. Umgekehrt hat die Entdeckung der Antisepsis durch Semmelweis und Lister die Lebensgefährdung der jungen Frauen auf ihrem Schlachtfelde, in ihrem Berufe außerordentlich vermindert: und so kommt es, daß viele Jungfrauen einfach deshalb ledig bleiben müssen, weil sie überzählig sind, daß unzählige Witwen, des Ernährers beraubt, den Kampf mit dem Schicksal mit eigenen Waffen ausfechten müssen.

Wenn also das Weib heute an den Fesseln der Sitte und des Rechtes rüttelt, die sie immer noch in das Halbdunkel der alten Hauswirthschaft bannen möchten, so geschieht das, — trotz aller „emancipirten" Phrasen, — nicht deshalb, weil das Weib jetzt anfängt, eine Berufs-Persönlichkeit zu werden, sondern, weil es aufhören mußte, eine solche Persönlichkeit zu sein. Es ist nicht Trotz und Auflehnung gegen heilige, sittliche Forderungen, sondern eine harte Nothwendigkeit, der das Weib sich anpaßt. Der Thusnelden-Typus fiel mit dem Urwald, der Dorotheen-Typus fiel mit der Hauswirthschaft. Die Frau hat das „trauliche Heim" nicht verlassen, sondern es ist ihr über ihrem Haupte in nichts vergangen; sie ist nicht hinausgetreten in den klaren Sonnenschein des modernen Lebens, sondern das Leben ist zu ihr gedrungen. Und darum muß sich Großmutter und Großvater trösten: selbst in Pasewalk wird binnen kurzem „die züchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder" anders aufzufassen sein als in alten Zeiten, wenn nicht dieselbe gigantische Drehung des Schicksalsrades etwa weiterrollend den Kampf des Mannes um sein Dasein so erleichtern sollte, daß jeder Normalmann es sich leisten kann und wird, sich mit der Gründung einer eigenen Familie erst zum Vollbürger dieser Erde, erst zum Mann in eigentlichster, letzter Vollendung zu machen. Eine solche Entwicklung darf der Philanthrop hoffen, aber der Geschichtsschreiber und vor allem der Praktiker darf doch nicht mit ihr rechnen. Wir haben die Dinge zu nehmen, wie sie einmal liegen, ob sie uns gefallen, oder nicht!

* * *

Die von Grund aus veränderte Stellung der Frau im öffentlichen Leben hat natürlich, — trotz allen Zeterschreiern ist es natürlich, — auch eine ganz neue, weibliche Psychologie gezeitigt. So lange die Arbeitstheilung zwischen Mann und Weib bestand, die dem Manne das Ministerium des Aeußeren und die Präsidentschaft, dem Weibe aber das Portefeuille der inneren Angelegenheiten zuwies, so lange war der Mann der natürliche Vormund des Weibes nach außen, so lange führte dieses das Pantoffel-Scepter mit aufgeklärt-despotischer Milde im Inneren. Jetzt aber, wo sein Ressort aufgelöst ist, jetzt ist das Weib auch der „Muntschaft" des Eheherrn entwachsen und tritt als selbständige Persönlichkeit auf den öffentlichen Markt. Darum finden wir Frauen überall im öffentlichen Leben so weit vorgedrungen, wie das immer zögernd der Entwicklung nachhinkende Recht es nur irgend gestattet; daher das immer energischere Pressen gegen dieses „aus Vernunft Unsinn, aus Wohlthat Plage" gewordene Recht, das Drängen nach Gymnasial- und Hochschul-Unterricht für höhere Töchter, die Angriffe auf das Beamten-Monopol der Männerwelt. Daher der Bruch mit alten Sittenvorschriften und daher die komischen und häßlichen Uebertreibungen der äußeren Form, das „emancipirte" Wesen in Tracht, Haltung und Gespräch. Ein noch so berechtigter Kampf ist ohne solche Uebertreibungen ja leider undenkbar.

Das Weib ist also selbständig geworden! Das ist das gemeinsame der „Damenfrage" und der „Frauenfrage". Beide, die Dame der oberen Stände, und das Weib aus dem Volke, können nicht länger — und wollen darum nicht länger die „bessere Hälfte" eines Mannes sein, und ziehen es vor, eine eigene, ganze Person zu sein und zu heißen. Die Verselbständigung der „Frau" ist heute eine der brennendsten „Damenfragen". Denn seit die patriarchalische Fügsamkeit des Weibes überhaupt aufgehört hat, ist die Führung einer Wirthschaft mit weiblichen Dienstboten zu einer Aufgabe geworden. Das heißt nichts anderes, als daß selbst die spärlichen Reste der ehemaligen Hauswirthschaft mit den Bedingungen der neuen Zeit kaum noch vereinbar sind. Die „Sitte" jener Zeit verlangte Unterordnung unter die häusliche Autorität von jedem Weibe, also auch der Magd: die Sitte unserer Zeit hat es verselbständigt und macht es widerborstig und rebellisch.

Wir überlassen es unseren freundlichen Leserinnen, dieses unerschöpfliche Thema bei der nächsten Kaffee-Fête näher ins Auge zu fassen, — man kann ja doch nicht immer und ausschließlich von Kunst, Wissenschaft und Politik reden —! Wir wollen aus dem großen Kreise der Fragen, die sich an die Frauenfrage anknüpfen, nur eine herausgreifen, eine „Damenfrage", den Damensport.

Wenn wir oben sagten, die „moderne Frau" sei geradezu der Exponent der gewaltigen inneren Umsetzungen, die uns die letzten Jahrzehnte gebracht hätten, so können wir wieder sagen, geradezu der Exponent der modernen Frauenbewegung sei der Damensport. Wenn sich die übrigen Bethätigungen des selbständigen Weibes doch immerhin in einer gewissen Zurückgezogenheit abspielen, in Gelehrtenstuben und Ateliers, in Werkstätten und Clubräumen, sodaß sie dem oberflächlichen Beobachter entgehen könnten, so ist die radfahrende Schöne eine Erscheinung von kräftigster Gegenständlichkeit und Ueberzeugungskraft. Sie ist sozusagen der éclairirende Ulan der Emancipations-Armee, die Sturmschwalbe, die dem Orkan vorausfliegt, die Glocke, die den stattgefundenen Umschwung in alle Lande und in die verschlossensten Ohren hineinläutet. Das ist es ja gerade, was Großmama in Pasewalk zu Boden schmetterte:

Ein gefährlicher Ritt. Nach dem Gemälde von C. von Bergen.
Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

sie begriff mit der Kraft der weiblichen Intuition plötzlich, daß ihre Enkelin nicht in so „unanständiger“ Tracht zu ihr zu kommen wagen würde, wenn sie eben „unanständig“ wäre; sie begriff, daß ihre Zeit dahin sei, ewig, unwiederbringlich. Und sie sank in eine wohlthätige Ohnmacht. Die sportende Dame ist die fine flour, der Extract des Extractes, die „quinta essentia“ der modernen Zeit; und ihre Bloomers sind die Uniform der vorgeschrittensten Truppe der Kämpfer für ein neues Recht, das ein überlebtes Recht ersetzen soll. Die Radlerin trägt die „Revolution“ in ihren Pneumatics.

Je nachdem der Beobachter des närrischen Getriebes auf diesem Erdentheater durch Temperament oder Erziehung zu denen gehört, die die Vergangenheit lieben oder der Zukunft zujauchzen, wird man die stattgehabte Verwandlung, die „Umwerthung aller Werthe“, verdammen oder lobpreisen. Der eine wird Entsittlichung, der andere Fortschritt, der eine Frevel, der andere Heil daraus erkennen. Denn Politik und Philosophie sind Temperaments-Angelegenheiten.

Wir wollen uns des Urtheils enthalten, zumal es doch post festum kommt. Der Damensport ist, und „alles Seiende ist vernünftig,“ sagt der Philosoph. Die grämlichste Miene wird nicht machen, daß ein Bicycle weniger für Damen gebaut, verkauft und — gefahren wird. Nein, wir wollen die Frage vor ein anderes Forum ziehen, das nicht nach Temperament, sondern nach der Logik seine Urtheile fällt, vor das Forum der naturwissenschaftlichen Medicin, der praktischen Hygiene. Wie die im Sport gipfelnde moderne Frauenbewegung vor diesem Gerichtshofe besteht und ein freisprechendes Urtheil erzielt, davon plaudern wir, wenn's genehm ist, ein anderes Mal.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Der Wolfsjäger von Erlensee.

Eine lustige Geschichte von Alwin Römer.

Lucie Wahrendorff, die schöne junge Witwe, deren holdselige Reize es vermocht hatten, diesen Sommer so etwas wie eine wirkliche Saison mit Konzerten, Feuerwerk, Croquet-, Lawntennis- und Curhaus-Bällen in die beschauliche Stille des weltvergessenen kleinen Harzbades Erlensee heraufzubeschwören, war eben im Begriff, verschiedene gute Sachen in einen großen Korb zwischen leuchtend weißen Servietten unterzubringen, als eine etwas affektierte Männerstimme ihr über den Heckenrosenzaun aufgeregt zurief:

„Alles umsonst, was Ihre feinen, schlanken Händchen da anstellen! — Wirklich alles umsonst, gnädige Frau! — Sie dürfen heute ebenso wenig in den Wald, wie die anderen Damen und vor allen Dingen die Kinder!“

„Ja, weshalb denn nicht?“ fragte sie und ließ die Hand mit der großen Büchse Oel-Sardinen Pellier frère, bei derem Anblick dem guten Andor das Wasser im Munde zusammenlief, rathlos sinken.

„Weil, — äh, — ja, weil der Wald nicht mehr sicher ist! — Wir werden erst eine Wolfsjagd abhalten, der Förster und ich und, — äh, wer eben sonst noch Forsche genug hat!“

„Lassen Sie Sich nicht auslachen, Herr von Horn! Woher sollen denn hier Wölfe kommen, wenn Sie nicht etwa Ihre alten Tuf- und Tempelfreunde mit den dicken, goldenen Uhrketten meinen?“

„Sind nie meine Freunde gewesen! Auf Ehre nicht, Gnädigste! Aber überzeugen Sie Sich selbst!“

Und dabei reichte er ihr ein Zeitungsblatt herüber und deutete auf eine kleine Notiz auf der Innenseite. Sie schüttelte zunächst lächelnd noch einmal das schöne Haupt, las dann aber halblaut und in leise steigender Erregung:

„Nordhausen, den 12. Juli. Aus dem hiesigen ‚Zoologischen Garten‘ ist heute früh ein Wolf, eine besonders wilde Bestie, entsprungen. Wie die ‚Nordh. Ztg.‘ meldet, ist der Wolf, der verfolgt wurde, aber nicht eingefangen werden konnte, in nördlicher Richtung über Rüdersdorf hinaus nach Erlensee in den dortigen Harzwäldern verschwunden. Zu wünschen ist, daß die Bestie kein Unglück anrichtet, sondern bald unschädlich gemacht wird.“

„Aber das ist ja entsetzlich!“ scholl es dann voll schmollender Entrüstung von ihren Lippen. „Unser schönes Picknick!“

„O, aufgeschoben ist nicht aufgehoben!“ erklärte Andor von Horn, einen delikaten Lachsschinken mit seinen Blicken liebkosend. „Ihre patenten Dosen da, — ich glaube sogar Hummer darunter zu bemerken! — Ja, für so 'was habe ich einen Blick — also, was ich sagen wollte, die sind Ihnen durchaus nicht geschenkt! — Morgen oder übermorgen, je nachdem uns Diana günstig ist, werden wir die Bestie schon zu fassen kriegen, und dann —“

„Sie wollen dem Wolf also wirklich nachspüren?“ fragte sie mit einem leisen Schauer erster Bewunderung. Denn bisher hatte ihr dieser Andor von Horn nicht recht imponiren können. Er war ihr zu geleckt, zu schwatzhaft und bei der gemeinschaftlichen Hotel-Tafel ein wenig zu — vertilgungswüthig gewesen.

„Selbstverständlich!“ schnarrte er und zwirbelte den großen strohblonden Schnurrbart, der sich, ein paar reifen Gerstenähren nicht unähnlich, unter der kühn geschwungenen, leider nicht mehr ganz blassen Nase breit gemacht hatte.

„Aber kann das nicht gefährlich für Sie werden?“

„Pah, — so ein lumpiger Wolf! Für Sie ginge ich auf die Löwenjagd, gnädige Frau!“

„Sie meinen doch Ameisenlöwen, Herr von Horn?“ mischte sich jetzt trocken ein dritter ins Gespräch, der unbemerkt herangetreten war und nun mit einem leisen, ironischen Lächeln um die Mundwinkel dem kühnen Waidmann ins Gesicht sah.

Andor von Horn klemmte sein Monocle ein, was der schönen Lucie einen Stich gab, da sein sonst ganz passables Antlitz dadurch einen Zug von Albernheit erhielt, und starrte den Störenfried hochmüthig an.

„Ich habe schon andere Kugeln pfeifen hören, als Sie, mein lieber Herr Doctor!“ sagte er nach einer absichtlichen Pause. „Oder waren Sie auch schon da unten — im Süden —“

„In Monte Carlo?“ fragte harmlos Doctor Spielmann. „Nein, da war ich noch nicht!“

„Wer spricht denn von Monte Carlo?“ erwiderte, ein bißchen aus der Fassung gebracht, der Andere und sah den Doctor unsicher an, ohne das Monocle wieder hochzunehmen.

„Ich glaubte, Sie meinten die Roulette-Kugeln!“ bemerkte boshaft der Doctor.

„Aergern Sie doch unseren wackern Herrn von Horn nicht!“ schaltete Lucie Wahrendorff jetzt ein, um einen Streit zwischen den beiden Nebenbuhlern zu verhindern. „Schließen Sie Sich ihm lieber an auf seinem geplanten Feldzug gegen den ungebetenen Gast, der sich hier plötzlich niedergelassen haben soll! Oder wissen Sie noch gar nicht, was geschehen ist?“

„Doch, — doch! — Aber ich bedaure sehr, ich kann die wilde Jagd leider nicht mitmachen, da ich verreisen muß!“

„So plötzlich?“ erkundigte sich voll Genugthuung Andor von Horn.

„Ja, denken Sie! Gerade als ob ich vor dem grimmen Unthier Reißaus nehmen wollte!“

„Hm, — na —“

„O bitte, genieren Sie Sich nicht! Ich will Ihnen gern zugestehen, daß ich auch, wenn ich nicht verreisen müßte, an dieser grausigen Hetz keinen Antheil nehmen würde, erstens, weil ich keine blasse Idee von den Finessen einer Wolfsjagd habe, und zweitens, weil ich es für gewiesen erachten würde, mich für Sie zu schonen!“

„Für mich?“

„Ja natürlich! Wenn die Bestie den nichtswürdigen Versuch machen sollte, Sie ein bißchen zu zerfleischen, lieber Herr von Horn: wer könnte Sie in diesem idyllischen Waldwinkel weiter wieder zusammenflicken, als ich?“

„Aber da dürfen Sie doch wirklich nicht fort, Herr Doctor!“ sagte Frau Lucie bestürzt.

„Ich komme morgen gegen Abend hoffentlich zurück. Bis dahin wird der Wolf schon ein Einsehen haben!“

„Bis dahin werden wir ihm schon auf den Pelz kommen! Seien Sie unbesorgt und lassen Sie Sich nicht etwa abhalten!“ erklärte der Nimrod. „Aber ich vergeude hier wirklich die Zeit, Gnädigste, die ich in Ihrem Dienst auszufüllen hätte. Beurlauben Sie mich, daß ich unsere Truppe zusammenstelle!“

Mit einem Handkuß verabschiedete er sich. Lächelnd sah ihm der Doctor nach. Sie mochte seinen Gedanken wohl errathen; denn mit einem Anflug von Aerger sagte sie plötzlich:

„Er ist ein ganz prächtiger Mensch! Seine Courage gefällt mir sehr! Und auch sonst —“

„So erhören Sie ihn doch, diesen kleinen, matt kopirten Tartarin von Tarascon!“ unterbrach er sie kühl.

„Das redet der Neid aus Ihnen. Schämen Sie Sich, Doctor. Ich glaube jetzt wirklich, Sie ärgern Sich, daß Sie nicht auch Jagd-Passionen gepflegt haben, und machen Sich deshalb für ein paar Tage aus dem Staube!“

„Wohl möglich!“ sagte er, trübe lächelnd. „Aber trotz Ihrer schlechten Meinung von mir, bitte ich freundlichst, Sich durch keinen Drachentöter-Nimbus verblenden zu lassen und keinen Schritt zu thun —“

„O bitte, Herr Doctor!“ schnitt sie ihm verletzt das Wort ab. „Ich bin jetzt factisch erwachsen und erfahren genug, um überall den richtigen Weg zu finden!“

„So leben Sie wohl!“ sagte er, die Stirn in unmuthige Falten ziehend, und mit einer steifen Verbeugung verschwand er.

Einen Augenblick lang fühlte sie den Drang in sich, ihn zurückzurufen. Er war doch einer der Treuesten von allen, die sie umgaben. Mit welcher Opferfreudigkeit hatte er ihren Gatten gepflegt, kein Unwetter hatte ihn abhalten können, damals, als es langsam zu Ende gegangen war mit seiner zerstörten Lunge. Nacht für Nacht hatte er an seinem Lager gesessen und ihm Linderung verschafft und Hoffnung zugesprochen. Er war doch auch ein Held! Das hatte damals ihr Vater sogar anerkannt, der von den „Quacksalbern“ sonst nichts wissen wollte, trotzdem sie ihn anno siebzig durch ihre Kunst am Leben erhalten hatten! Aber heute war er entschieden kleinlich gewesen! Und das stach um so krasser gegen die flotte Ritterlichkeit dieses Herrn von Horn ab, der eben nur einmal einer Gelegenheit bedurft hatte, um die liebenswürdigen und noblen Seiten seines vom Kastengeist etwas eingeschnürten Naturells zu zeigen.

So blieb ihr Mund stumm, während ihre Augen ihm nachsahen, so lange sie ihn erreichen konnten. Dann ließ sie sich seufzend und sinnend auf einen der grünen Gartenstühle nieder, horchte auf das Gesumm der Bienen über sich in den Kronen der Akazien, die just blühten, und heftete ihre verträumten Blicke dann auf den nahen Wald, der sich über eine Berglehne fast bis an das kleine Nest hin erstreckte. Geheimnißvoll leuchtete das frische Grün zu ihr herüber. Waren das wirklich Buchen und Eichen, junge Tannen und lockende Haselsträuche? Oder hatte sich ein Tropenwald vor ihren Blicken aufgethan, in dem zornige Löwen, Tiger mit heißfunkelnden Augen, Schakale und Wölfe ihr mörderisches Wesen trieben? Ein romantisches Gruseln überlief ihr den Nacken. Die kecke Pürschlust ihres neuesten Ritters wuchs ins Gigantische. Und wenn er auch nicht ganz ihrem plötzlich wieder erwachten Mädchen-Ideal entsprach: ein beachtenswerther Werber war er doch. Ein bißchen zu geschniegelt in seinem Wesen, aber das konnte man ihm langsam abgewöhnen. Bei der schwärmerischen Verehrung, die er für sie hegte und an den Tag legte, würde das nicht gerade schwierig sein! Hatte er sich doch sogar schon einmal zu Versen an sie verstiegen, die viel besser waren, als sie's ihm zugetraut hätte.

„Aus Deinen Augen sah ich jüngst
Die Sehnsucht nach dem Glücke glänzen;
O, dürft' ich Dir das schöne Haupt
Mit dornenlosen Rosen kränzen —“

hatte es angefangen. Doctor Spielmann, dem sie es als eine Strachwitz'sche Strophe vor die Augen geschmuggelt hatte, war zwar der Meinung gewesen, es sei zuviel Syrup in den Versen. Aber hatte da nicht schon ein leises Mißtrauen mit zu Gerichte gesessen? Es war doch Gefühl darin, wie überhaupt in allem was er that! Der arme Doctor war eben zu prosaisch, trotz seiner großen Opferwilligkeit; zu hausbacken: denn sonst hätte er seine Reise heute auf jeden Fall verschieben, seine Kräfte in den Dienst der gefährdeten Sommerkolonie stellen müssen! An der Wage ihrer Neigung senkte sich die Schale des ritterlichen Jägers sehr zu Ungunsten des armen Doctors. —

Während dessen pürschten die Wolfsjäger wirklich schon tapfer im Walde umher. Der Förster, ein alter Graubart, in dessen viel gefältelten Augenwinkeln ein wenig Verschlagenheit saß, hatte etliche Hunde mitgenommen und die verschiedenen Herren, einen Berliner, zwei Hamburger, sowie einen im Orte stationierten Steuerbeamten im Walde vertheilt.

„Ich lasse mich hängen, wenn der Wolf nicht eine ganz verdammte Ente ist!“ fluchte er, nachdem sie das ganze Revier abgesucht hatten. „In den Zeitungen stehen ja immer nur Lügen!“

„Ach ja,“ seufzte der Berliner komisch, „die Concurrenz ist groß jetzt!“

Der Alte ignorirte diese schnöde Anzapfung auf sein Jägerlatein.

„Wenn's den Herren noch Spaß macht,“ sagte er, „ich für meinen Theil gehe heim!“

„Und die Dachslöcher am Herrenberge?“ fragte Andor. „Wir haben in Rußland sehr oft Wölfe aus Fuchs- und Dachsbauen herausgeholt!“

„Dafür ist's heute zu spät, bester Herr von Horn! — Na und morgen? Erstens muß ich nach Nordhausen, — und zweitens glaube ich an die Geschichte nicht recht mehr! Wenn ich dort höre, daß der Kerl in dem Wochenblatt ausnahmsweise doch nicht gelogen haben sollte, so können wir's ja übermorgen noch mal riskieren! — Soll mich übrigens wundern, ob die Berklinger nicht auch auf den Leim gekrochen sind und Wolfsjagd gemacht haben! Der alte Oberförster ist für so 'was Feuer und Flamme!“

„Es wäre schade, wenn die uns die Beute weggeschnappt hätten!“ meinte Andor. „In den Ardennen passierte uns das auch einmal!“ Und ausführlich erzählte er seinem Nachbar, dem Steuerbeamten, ein höchst spannendes Jagdabenteuer.

Der Förster blinzelte ihn heimlich von der Seite an und brummte dabei etwas in den Bart, was nicht ganz deutlich hörbar wurde, aber doch so ähnlich wie „Lügensack“ klang. Er war anscheinend auf alle „Concurrenz“ schlecht zu sprechen. —

Ziemlich verdrießlich hielt der Trupp seinen Einzug in Erlensee. Alles lugte nach dem Räuber, den man erbeutet glaubte, und machte lange Gesichter, da die Jäger ganz und gar unverrichteter Sache heimkehrten. In dem schönen Antlitz der Frau Lucie Wahrendorff glaubte Andor sogar einen leisen Zug von Spott zu entdecken, und er nahm sich vor, den übernächsten Tag nicht abzuwarten, sondern schon morgen wieder auf eigene Faust sein Glück zu versuchen. Es mußte überwältigend sein, von dieser entzückenden Frau als Sieger und Befreier begrüßt zu werden. Und mit der Gloriole des Wolfsbezwingers geschmückt, konnte er dann schon eine ernsthafte Attaque wagen, ohne einen Korb fürchten zu müssen. —

Und so war er am anderen Morgen wirklich wieder im Walde, ließ die beiden vom Förster erbetenen Hunde rechts und links abschweifen und hielt dabei die Richtung nach dem Herrenberge ein, wo er an den Dachslöchern zum Ziele zu kommen hoffte. Denn wenn er auch die Geschichte in Rußland nicht selbst miterlebt hatte, so war er doch durch eine höchst interessante und naturgetreue Schilderung in einem alten Jagdkalender so gut darüber unterrichtet, daß er mit der Bestie schon fertig werden wollte.

Aber Stunde um Stunde verrann, ohne daß er auch nur eine Spur fand. Wohl ließ ihn ab und zu ein plötzliches Rascheln gespannt aufhorchen, doch es war meist nur ein Eichhörnchen, das durch die Zweige huschte, oder ein Reh, das er aufgescheucht hatte. Schon hatte er alle Hoffnung aufgegeben, da auch die Hunde am Herrenberge nichts Verdächtiges aufzuspüren vermochten, und begab sich eben daran, von den reichlichen Vorräthen in seiner schön behäkelten Jagdtasche dies und jenes als Trost zu sich zu nehmen: da gewahrte er auf einmal, — nur ein paar hundert Schritt von ihm entfernt, — in schleichender Stellung, mit tückisch funkelnden Augen, das wirre, borstige Haar des Felles gesträubt, einem hochbeinigen, spitzschnäuzigen Hunde nicht unähnlich, den Wolf — —

Ein Gefühl, halb Furcht, halb Freude, überfiel ihn. Zaudernd schlich er näher. Seine Hunde schlugen an. Jetzt fletschte das heimtückische Vieh die Zähne, richtete sich auf und fing dann bösartig an zu knurren.

Zitternd hob er sein Gewehr an die Wange. Da im letzten Augenblick wandte sich der Unhold und versuchte in ein paar hastigen Sätzen das niedrige Buschwerk, aus dem er sich hervorgewagt haben mochte, wieder zu erreichen. Aber Andor war schneller. Er zielte nicht lange; doch das Glück war ihm günstig. Der Schuß blitzte auf; ein kurzer scharfer Knall folgte und die Bestie wälzte sich am Boden in ihrem Blute.

Die Hunde sprangen hinzu; er konnte nicht halb so schnell folgen. Noch röchelte sein Opfer und schnappte ein paar mal mit dem prächtigen Gebiß; aber es ging sichtbar zu Ende. Noch ein paar Minuten wartete er, bis der Wolf sich nicht mehr regte, dann bohrte er ihm sein langes, blitzendes Waidmesser kaltblütig in die Kehle. — Natürlich um des Effectes willen! — Kein König hätte einen großartigeren Einzug in Erlensee halten können. Der dicke Rentier aus Berlin, der sich leicht enthusiasmiren ließ, hatte die sechs Musikanten des Nestes zusammengetrommelt und vom Dorftischler eine Tragbahre geliehen. Ein paar stämmige Jungen trugen dicht hinter den Bläsern den erlegten Räuber, der mit grünem Laubwerk festlich geschmückt war. Andor von Horn schritt, von zwei Herren der Sommer-Kolonie geleitet, dicht hinter seiner Beute, den Hut ziemlich verwegen auf dem Ohr, die Büchse mit einem Eichenbruch geziert, das Monocle krampfhaft ins linke Auge geklemmt.

Ein paar junge Damen hatten schnell einen mächtigen Kranz gewunden, der ihm feierlich umgehängt wurde, wobei es nicht ohne etliche schallende Lebehochs abging, in die die ganze mobile Jugend Erlensees, die den Zug begleitete, einstimmte. —

Es war ein erhebender Anblick und alles voll Jubel und Begeisterung. Die Musikanten bliesen einen echten Armeemarsch mit nur wenigen falschen Tönen dazwischen; dann intonirte die Jugend „Heil Dir im Siegerkranz,“ wohl weil die erste Zeile wie auf den kühnen Wildtöter gemünzt erschien, und etliche junge Burschen ließen ein paar alte Pistolen und Schützenstutzen loskrachen, daß es die wundervollsten Echos drüben in den Bergen und Schluchten erweckte.

Und wie flatterten die weißen und bunten Tüchlein der Dorfweiber wie auch der Stadtfräulein aus den Fenstern und Gärten! Wie glühten die Gesichter vor Freude und Dankbarkeit! Wie lächelten die schönen Mädchen bewunderungs- und verheißungsvoll!

Es war entschieden der schönste Tag seines Lebens! —

Nur die Krönung desselben fehlte noch; aber er hegte auch nicht den leisesten Zweifel, an diesem Abende das Jawort Lucie Wahrendorff's zu erhalten. Wenige Wochen später war er dann ihr Gatte und Theilhaber und Verwalter des großen Vermögens, über das er vor etlichen Tagen von einem Berliner Auskunfts-Bureau die angenehmsten Nachrichten erhalten hatte.

Lucie Wahrendorff hatte den Zug mit seltsam gemischten Gefühlen an dem Häuschen vorüberziehen sehen, das sie für die Sommermonate gemiethet. Sie freute sich aufrichtig, den Forst befreit zu wissen, wenn sie auch dabei weniger an ihr Picknick und ihre Spaziergänge, sondern an die Holz, Gras und Beeren suchenden Weiber und Kinder der armen Harzdörfer dachte. Und doch mußte sie über den stolzen Jäger, der da hereinzog wie ein zweiter Drachentöter, lächeln, und ihre Lippen citirten halb unbewußt den Anfang von dem einst memorirten, ach, so unheimlich langen Gedichte:

„Was rennt das Volk? Was wälzt sich dort
Die langen Gassen brausend fort?“

Alle Romantik war verflogen. Diese lustige Wirklichkeit mit ihrem Schützenfestlärm und dem Helden, der noch komischer in seiner stolzen Größe wirkte als ein Scheibenkönig, hatte sie schnell entzaubert. Sie nickte und winkte dem Glücklichen zu, — der das für die schönsten Beweise ihrer Gunst nahm, — wie sie's als Backfisch gethan, wenn die Gymnasiasten vom Schauturnen heimgekommen waren: ihr Herz hatte nichts mehr damit zu thun, nur noch ihr für drollige Situationen allzeit empfänglicher Kopf. Ihre thörichte Schwärmerei von gestern war nichts als verkleideter Aerger über diesen abscheulichen Doctor gewesen, der an einem solchen Tage verreisen konnte, ohne eigentlich Gründe dafür zu haben.

Der war natürlich auch nicht der Rechte, obwohl sie an ihn mit ganz anderen Empfindungen denken mußte! Aber wie gut er die heutige Komödie vorausgesehen hatte! Von „Drachentöter-Nimbus“ hatte er beim Abschied gesprochen und sie gewarnt! Aber er sollte nur nicht etwa denken, daß seine Warnung sie bestimmt hätte, sich zurückzuziehen. Das würde ihn nur noch eigenwilliger machen! Das Beste war schon, es ihn gar nicht merken zu lassen, wie gleichgültig ihr dieser arme Andor geworden war. Dann durfte sie sich aber auch nicht zurückziehen von dem Trubel, der im Hotel-Garten „Zum goldenen Hirsch“ Alt und Jung vereinigen würde. Und so machte sie sich denn kurz entschlossen auf den Weg. — —

Es war noch taghell, obwohl die Sonne schon ziemlich tief stand, als sie dort anlangte. Ein ganz besonders feierlicher Moment schien just für den Helden des Tages gekommen zu sein. Denn der fröhliche Lärm im Garten war wie auf ein Zauberwort verstummt. Andor aber stand im schmucken Jagdhabit, umkränzt von Blumen- und Laub-Guirlanden, das Monocle im Auge, milchkaffeebraune Handschuh an den Händen, auf sein Gewehr gestützt, während sein linker Fuß auf dem Haupt des erlegten Wolfes ruhte. Ein wandernder Photograph war gekommen und just dabei, ihn in dieser malerischen Stellung der Mitwelt zum Angedenken, sich selber zum Nutzen aufzunehmen.

Eine leise Röthe stieg ihr ins Gesicht, als er ihr vertraulicher, als sie es gewöhnt war, vor allen Leuten zunickte. Sie fing an, sich ehrlich zu schämen. Ungelegener konnten daher die Worte Doctor Spielmann's, der nach ihr in den Garten gekommen sein mußte, gar nicht an ihr Ohr klingen.

„Darf man gratuliren, gnädige Frau?“ hörte sie ihn plötzlich fragen und erschrak bis ins Herz hinein.

„Wozu?“ fragte sie kurz und sah ihn beinah' feindselig an.

„Nun, — zu — Ihrer Genesung!“ lachte halblaut der abscheuliche Mensch und streifte dabei das groteske Bild, das Andor in diesem Augenblicke bot.

„Ich war nicht krank!“ erklärte sie kühl.

„O doch!“ sagte er leise und mit einer kaum merkbaren Innigkeit im Ton. „Aber Ihr Herr Papa sagte es mir vorhin beim Abschied schon: Das ist nur eine vorübergehende Schwäche! Ihre Natur ist zu gut!“

„Sie waren bei meinem Vater?“

Er nickte.

„Ich soll Sie herzlich grüßen. In ein paar Tagen kommt er selbst, sobald alles wieder in Ordnung ist!“

„Was — in Ordnung?“

„Jetzt, da wir über den Berg sind und sein Zustand nichts zu wünschen übrig läßt, darf ich es Ihnen schon verrathen. Wir haben ihn operiren müssen. Er hatte noch eine Kugel in der Brust, von Orleans her, die ihm in letzter Zeit heftige Schmerzen bereitete. Und da er zu mir einmal Vertrauen hatte, so wollte er sich von einem anderen nicht verpfuschen lassen, wie er sagte. Auf seinen strengen Befehl aber mußte ich Ihnen gegenüber schweigen, damit Sie nicht irgendwie in Sorge und Aufregung gerathen sollten! — Die Operation war wider Erwarten leicht. In wenigen Tagen wird er bei Ihnen sein! Sie sollen ihn nämlich hier erwarten. Das ist sein ausdrücklicher Wunsch!“

„Also darum mußten Sie verreisen?“ stammelte Lucie, wie aus einem Traume erwachend. „Und ich kurzsichtiges Geschöpf, — o, — Sie wissen gar nicht —“

„Halloh,“ erschallte in diesem Augenblicke eine Stimme durch den Garten, „da ist ja noch alles bei einander! — Wo ist also der fürchterliche Wolf?“

Es war der Oberförster von Berklingen, der in eiligen Schritten herübergestampft kam, das alte, martialische Gesicht von einem unheilverkündenden Lächeln überschattet.

„Hier, bitte!“ sagte voll gerechten Stolzes diesem alten Jäger gegenüber Andor und wies auf den Unhold zu seinen Füßen.

Der Alte bückte sich und warf das Thier herum.

„Dacht' ich's doch!“ schrie er dann hohnlachend. „Kreuzbombenelement, Kartätschen und Granaten, dacht' ich's doch! Herr, wenn das ein Wolf ist, bin ich eine Kaffeeschwester und Sie ein — ein —“

„Aber sicher ist das ein Wolf!“ behauptete Andor, bleich bis in die Lippen.

„Mein Hund ist's, Sie — Sie Salontiroler! Mein Phylax! Heute Nachmittag am Herrenberge haben Sie ihn mir kaput geschossen!“

„Es ist der Wolf, der in Nordhausen entsprungen ist!“ sagte Andor wüthend.

„Der ist es auf keinen Fall!“ erklärte jetzt der Förster von Erlensee, der eben dazu trat. „Denn den habe ich heute Mittag lebendig wieder einbringen sehen! Zwei Wärter haben ihn bei Sachsa wieder erwischt! Freilich, ähnlich genug sieht er Ihrem Phylax! Das muß man sagen, Herr Oberförster!“

„Unsinn!“ brummte der Alte. „Der Phylax hat seine Ruthe immer wie ein anständiger Hund nach links getragen. Den konnte ein Säugling von einem Wolf unterscheiden! Ich bitte, mir den Hund zu ersetzen, Herr! Er kostet zweihundert Mark, daß Sie's wissen!“

Schlotternd, ein Gebild des Jammers, stand Andor neben dem armen Opfer seines Ehrgeizes. Ach, die ihm vor wenigen Stunden noch zugejubelt hatten, lachten ihm jetzt schonungslos ins Antlitz. Schrosser wurde wohl selten ein Sterblicher aus dem Himmel des Glücks gestürzt wie er. — —

Mit einem unterdrückten Fluche warf er die Büchse auf den todten Phylax und stürzte durch die Menge ins Haus. —

Der Oberförster wollte ihm nach. Aber Doctor Spielmann hielt ihn zurück und versprach ihm, für seinen Schadenersatz zu sorgen. —

„Sie sind doch eine Seele von Mensch!“ flüsterte Lucie Wahrendorff ihm zu, als er endlich wieder zu ihr trat. „Er war doch eigentlich Ihr Feind!“

Er schüttelte den Kopf.

„Dazu war er zu ungefährlich!“ sagte er.

„O, Sie wissen nicht, wie heroisch er mir gestern vorkam! So beschämend es für mich erscheint, aber wahr ist es doch!“

„Eine Art Sommernachtstraum!“ lächelte er. „Titania findet den braven Zettel bezaubernd! Aber der Spuk geht vorüber, wie alle kleinen Extravaganzen der Elfenkönigin!“

„Ich fürchte nur, daß mein Oberon nun doch den Geschmack an mir verloren hat —“

„Ihr Oberon?“ fragte er bestürzt. „So ist noch ein anderer — “

„Er spricht so objectiv, so ruhig über meine Extravaganzen —“ klagte sie und wurde roth.

„Lucie!“ murmelte er voll verhaltener Gluthen. „Fühlst Du es endlich, daß ich Dich liebe und gehütet habe wie ein Vater, eine Mutter kaum ihr Kind hüten kann?“

„Ich fühlte es und wollte es doch nicht glauben!“ flüsterte sie. „Aber jetzt weiß ich es!“ —

Durch die leise aufdämmernde Sommernacht geleitete er sie bis zu ihrer Gartenpforte. Dort küßte er sie zum ersten Male, — heiß, innig, und doch voll Keuschheit, wie geläuterte Liebe küßt. — —

Andor von Horn war am anderen Morgen verschwunden. Kein Mensch wußte wohin. Erst viele Monate später erhielt die reizende Frau Doctor Spielmann eines Tages ein Packet aus Rußland, dessen Absender sie zunächst nicht enträthseln konnte.

Als ihr Gatte die geheimnißvolle Sendung endlich öffnete, fanden sie darin zwei mächtige Wolfsfelle nebst einem längeren Brief des verschollenen Wolfsjägers von Erlensee. Er bat darin, die beiden Felle, die durchaus echt seien, als ein Zeichen seiner Hochachtung anzunehmen. „Es ist der erste, den ich wirklich selbst erlegt habe,“ schrieb er. „Der kleinere ist eine Beute meiner schönen Braut, Fräulein Alexandra von Assikow, die sich den geehrten Herrschaften freundlichst grüßend empfehlen läßt.

Ostrow bei Nowgorod, den 16. December 18 . .

Ihr sich ehrlich bessernder
Andreas von Horn.“

„Ob das wohl echt ist?“ fragte Lucie.

„Sie sind beide echt. In Rußland giebt es viel Wölfe!“ lächelte er schalkhaft.

„Ach, ich meine ja das mit der Besserung!“

„Wir wollen's hoffen!“ sagte er. „Wenn's eine tüchtige Frau ist, bringt sie's fertig, hat sie ihm doch seinen alten, ehrlichen Vornamen Andreas schon wieder angewöhnt!“

„Richtig! Damals hieß er ja Andor! — Aber sag' 'mal, Schatz, dann bin ich wohl keine tüchtige Frau?“ fragte sie, einen leisen Schmollton anschlagend.

„Du meinst, weil ich ihn nicht unter Deine Erziehung geben wollte?“

„Nein, weil Du alle Tage schlimmer wirst!“ lachte sie und fiel ihm um den Hals, um diese ihre Meinung auf seinen Lippen zu besiegeln. —

Nachdruck verboten.

Sylvester-Gebräuche.

Von Julius Stinde.

Warum feiern wir den Abend des letzten Tages im Jahre, dem der Name des Papstes Sylvester beigelegt wurde, und nicht den ersten Tag des neuen Jahres? Warum gilt uns der Altjahrsabend mehr als der Neujahrsmorgen?

Die Sitte will es so.

Woher aber stammt die Sitte? Ihre Bedeutung ist zumeist vergessen, und doch haftet sie und geht von Geschlecht zu Geschlecht, dessen Thun nicht von dem unverständlich gewordenen Alten abläßt. Aus wie alter Zeit die Sylvester-Gebräuche stammen, das nach Zeiträumen mit Zahlen zu bemessen ist unmöglich, wohl aber können sie bis in die graueste Vorzeit hinein verfolgt werden, und dabei fällt hier und da ein Licht auf sie, daran ihre frühere Bedeutung erkannt wird. Und gar interessant ist solches Zurückwandern in die Vergangenheit.

Wir feiern Weihnachtsabend, Altjahrsabend, Osterabend nach dem Gebrauche unserer Vorfahren altheidnischer Zeit. Bei ihnen begann der neue Tag des Abends, wenn die Sonne untergegangen war; sie zählten nach Nächten und nicht nach Tagen. Die Nacht war ihnen die Mutter des Morgens, aus dem Dunkel wurde das Licht geboren. Vollmond und Neumond gaben ihnen Anhalt, die Zeiten zu bestimmen, bei Vollmond wurden Versammlungen der zerstreut wohnenden Geschlechter abgehalten, der ihnen den dunkeln Weg erhellte, und so kamen sie auch aus praktischen Gründen dazu, im Kalender die Nacht dem Tage voranzusetzen.

Die abendliche Festfeier stellt sich deshalb als urälteste Sitte heraus, zumal aber die Feier des Altjahrabends.

Nach der Sommersonnenwende nehmen die Tage ab, die Sonne beschreibt täglich einen kleineren Bogen am Himmel bis sie um die Zeit der Wintersonnenwende weder vor- noch rückwärts zu schreiten, sondern dem nicht genau messenden Auge zu beharren scheint. Der Nordländer sah, wie sie sich nicht mehr in die Höhe erhob, sondern scheinbar wie ein Rad auf der Ebene seines Horizontes dahinlief. Er nannte diese Zeit die Zeit des Juls, des Sonnenrades, und noch jetzt heißt in nördlichen Gegenden die Weihnachtszeit die Julzeit, das Weihnachtsfest das Julfest.

Dies Fest galt der wiederkehrenden Sonne, dem neuen Jahre, die sich erhob, die Tage verlängerte, Wärme und Licht und mit ihnen Frühling und Sommer brachte. Von Weihnachten bis Dreikönig dauerte die Feier des heidnischen Neujahrs; es ist die Zeit der Zwölfnächte, die auch Mutternächte hießen, weil sie das neue Jahr gebaren. An diesem Wendepunkt der Sonne, wo die Hoffnung kommender schönerer Zeit zur Gewißheit wurde, schaarte man sich zusammen, die Freude zu theilen, gemeinsam die Lust zu genießen, das Julgebot ging durchs Land: nun ist die Hochzeit gekommen, wir laden die Freunde zu Gast. Die Gastgebote aber hingen mit den großen Opfern zusammen, die mit Schmäusen und wackerem Zechen abgehalten wurden, und wenn heute am Sylvesterabend der Punsch nicht fehlen darf, so gemahnt das starke, süße Gebräu an die fröhlichen Gelage der heidnischen Vorfahren, die die Götter mit kräftigem Trunke ehrten.

Viele Tage umfaßte das heidnische Julfest; als aber Rom siegreich heraufdrang, da wurde auch das römische Kalenderwesen nach dem Norden gebracht und mit Gewalt eingeführt. Der römische Kalender, den Gregor später verbesserte, stammt aus den ägyptischen Tempeln, deren Priester das Jahr nach den Beobachtungen ihres Himmels eintheilten. Was am Nil gegolten und in Rom geändert, das sollte nun auch bestimmend für den Norden mit seinem langen Winter und den Naturerscheinungen sein, die sich wesentlich von denen des Südens unterscheiden. Der Neujahrstag wurde festgelegt, aber da das Weihnachtsfest ziemlich mit dem alten Wintersonnenwendfest zusammenfiel, so verschmolzen die Nordleute das Christfest mit ihrem Julfest und verlegten die Hauptfeier auf — den Weihnachtsabend.

Die Feier der Zwölfnächte wurde von der Geistlichkeit untersagt. Das Neujahrsfest jedoch mußte sie lassen, das der heidnischen Sitte gemäß auf den Altjahrsabend verlegt wurde und sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Sie konnte das Gefühl für die Feier des Naturfestes nicht ausrotten.

Weihnachtabend und Sylvesterabend sind die beiden Ueberbleibsel des großen nordisch-germanischen Julfestes, und daher kommt es, daß an beiden Abenden Gebräuche übereinstimmender Art stattfinden.

Die am Weihnachtsabend ausgelöschten Lichter des Tannenbaumes werden am Sylvesterabend wieder entzündet, und nun erst gelangen die Gaben des Baumes: Aepfel, Nüsse und süßes Backwerk zur Vertheilung. Die Zeit zwischen diesen beiden Festen ist eine heilige. Es darf keine Wäsche gewaschen werden, denn wer jetzt den Zaun kleidet, d. i. mit Wäsche zum Trocknen behängt, muß im nächsten Jahre den Kirchhof bekleiden. In alter Zeit ruhte jegliche Hausarbeit während der Julfeier, nur das Nothwendige geschah. Man feierte Festtage, und zwar Opferfesttage.

Opfer wurden von jeher gespendet, um die Gottheiten gnädig zu stimmen oder ihnen Dank darzubringen. Bei dem Neujahrsfeste war wohl die Hauptsache, die Götter auf das Höchste zu verehren, damit sie segnend im kommenden Jahre walten möchten. Andererseits galt es, schlimme Kräfte abzuwehren, den guten den Weg frei zu machen.

Dem Sonnengotte wurde der Eber geopfert. Froh, — in älterer Zeit Freyr genannt, — besaß einen Eber Gullinbursti, dessen Goldborsten die Nacht gleich dem Tage erhellten, der mit Pferdesschnelle rannte und des Gottes Wagen zog. Es war dies der Sonnen-Eber, und am Julfest schlachtete man dem Froh daher das ihm zuständige Thier. Wer jedoch nicht über einen lebenden Eber verfügte, der begnügte sich mit einem Gebäck in der Gestalt des Opferthieres aus Honig, Mehl und heimischen Gewürzen, Fenchel, Anis und Koriander. Honigkuchen, Lebkuchen, Pfefferkuchen sind die Nachkömmlinge der alten Opferkuchen, und in einigen Gegenden giebt es um die Weihnachtszeit Anisgebäck, ohne das ein rechtes Begehen der heiligen Tage gar nicht zu denken ist. Nach Neujahr verschwindet Honig- und Anisgebackenes: die heidnische Julzeit ist um.

Wer am Sylvesterabend Schweinefleisch ißt, hat im kommenden Jahre Glück. Auch schenkt man sich kleine Schweinchen aus Marzipan, aus Metall und Porzellan. Oft auch wird ein Kuchenschwein auf den Tisch gebracht, das mit brennenden Lichtern besteckt ist, und hierin spiegelt sich das einstige Opfer mit großer Deutlichkeit wieder, denn die Lichtflamme ist das Symbol des Opferfeuers. Der Glanzpunkt des hohen, fröhlichen Mitwinterfestes war die Opferung des Ebers. Die kühnen Männer legten zuvor Gelübde auf ihn ab. Sie versprachen wackere Thaten in dem Bewußtsein, daß Froh ihnen beistehen und Glück gewähren werde. Wie der neugeborene Sonnengott der Erde Licht, Wärme und Fruchtbarkeit verleiht, so verlieh er auch den Helden Gunst im Kampf und den Heirathenden Glück in der Ehe. So war der Eber das Sinnbild der Fruchtbarkeit, des Sieges und des Glückes; er glänzte als schützendes, seiendes Zeichen in edelm Metall von den Helmen, — jetzt hängt er an der Uhrkette als niedliches Glücksschweinchen. Wem eine Sache über Erwarten wohl geräth, von dem sagt man, er habe Schwein; unsere Vorfahren sagten: Froh gedenkt seiner Gelübde, die er auf den Sonnen-Eber gethan, und seiner Festfreude beim Eberschmause, die in Gesängen auf den wiederkehrenden Lichtgott jubelnd laut wurde.

Wenn auch nicht überall das Thier Freyr's oder Froh's am Sylvesterabend gegessen wird, so ist doch der Karpfen, — der Fisch, — die Speise, die an diesem Abend nicht zu genießen geradezu als Unglück betrachtet wird, und zwar muß der Fisch Rogen haben, wenn er voll gelten soll.

In der Mark muß man zu Neujahr Hirse oder Hering essen, im Wittenbergischen Heringssalat, so hat man das ganze Jahr über Geld. Andere essen neunerlei Gerichte, wobei aber Mohnstriezeln sein müssen. In Steiermark und in der Lausitz ißt man Karpfen mit Mohnklößen, in der Uckermark backt man „Pelz“, eine Art großer Pfannkuchen, im Voigtland giebt es Mehlbrei, „Polse“ genannt, in Schlesien geräuchertes Schweinefleisch und Backobst mit Klößen, das sogenannte schlesische Himmelreich. Pfannkuchen, Krapfen, Kräppel, Pförtchen und wie das runde Schmalzgebackene sonst noch heißen mag, werden gegessen, wo man in deutschen Landen Sylvester feiert; ohne sie ist das Fest unvollständig.

Die Fische gehörten dem Elemente an, worin alle Lebenskeime schlummerten. Trotz des Sonnenlichtes und seiner Wärme blieb die Erde unfruchtbar, wenn das Wasser fehlte. Die Göttin des Erdwassers, der Quellen, Brunnen und Seeen war Frau Holda, die zur Julzeit ihren Umgang hält und die Fluren und die Häuser segnet. Mit ihr fällt Perahta, die leuchtende, glänzende zusammen, Frau Berchta. Holda und Berchta sind als Doppelgestaltung der Erdgöttin aufzufassen, und an dem Geburtstage des Sonnengottes, bei der Wintersonnenwende, zeigte auch Hulda, beziehungsweise Berchta, ihre Macht.

Sie zog durchs Land, Fruchtbarkeit und Segen verheißend,

wo man sie aber nicht ehrte, da zürnte sie. Den Mägden, die in der heiligen Zeit spannen, verwirrte sie den Flachs. Ackergeräth, das nicht unter Dach und Fach stand, zerstörte sie. Wer ihr aber Fisch opferte, Fische aß als Opferschmaus, Brei kochte und Mehlküchlein buk, dem segnete sie das kommende Jahr bei allem Vorhaben in Haus, Küche und Kammer, wie sie draußen die Obstbäume segnete, die Gärten und die Weiden.

Darum essen wir am Altjahrsabend den Karpfen im Glauben der Vorväter an die Hülfe einer milden Gottheit und damit sie unserer nicht vergesse, thun wir Karpfenschuppen ins Portemonnaie. Wer Karpfenschuppen vom Sylvester im Geldtäschchen trägt, dem fehlt es bekanntlich im ganzen Jahre nicht an Geld. So sagt man überall, und da muß es wohl wahr sein.

Die Eier des Fisches, — der Rogen, — müssen gegessen werden, weil sie, ebenso wie Hirse und Mohnsamen, Geld bringen. Die kleinen Körner bedeuten Vielheit, und jedes Korn ist ein Keim.

Berchta oder Holda, die schöne, kann zur Winterszeit nur die schlummernden Keime segnen, die schlafenden Knospen an den Bäumen, das unter dem Schnee begrabene Gras, und so sind die Keime des Fisches und die winzigen Saatkörner der Hirse und des Mohnes so recht ihr Symbol. Der runde Pfannkuchen, der Krapfen, ist der gebackene Brei, — Breikuchen backen war die Hauptaufgabe der Hausfrau, deren Thun Berchta vorstand, — die Form aber erinnert an die Sonnenscheibe, so daß in dieser Festspeise beide geehrt wurden, Froh und Berchta ... Sonne und Erde. Das schlesische Neujahrsessen: geräuchertes Schweinefleisch mit Klößen, ist daher noch ein rechtes Opferessen, das auf den Eber und das Berchtagebäck hinführt. Und das gedörrte Obst gehört dazu; es muß das frische ersetzen.

Der Apfel war die Frucht, die im Winter sich frisch erhielt, er galt daher als das Sinnbild der Jugend. Als Jeluna mit den Aepfeln geraubt wurde, welkten die Götter und alterten, da ihnen die Speise fehlte, deren Genuß Jugend gab. In dem Apfel ruhen die Kerne, die Keime, und darum war der Apfel als Festspeise der Berchta heilig. Mehr aber noch galt die Nuß. Haselsträucher durften im Walde nicht umgehauen werden: die Hasel hatte Frieden. Die Nuß selbst war das Sinnbild des im Keime ruhenden Lebens, man gab sie den Toten mit ins Grab als Symbol der Auferstehung. Aepfel und Nüsse werden am Sylvester verschenkt und gegessen. Die vergoldete Nuß am Tannenbaum aber ist die vom Goldlicht der Sonne erhellte Erde. Unter der starren Schale schläft der Keim, wie das Naturleben unter der Frostrinde, das aufleben wird unter dem wachsenden Lichte des himmlischen Gestirns.

Wie vorhin erwähnt, ist Holda-Berchta auch die zürnende Göttin, sie hat zwei Seiten, eine helle, eine dunkle, eine sanfte, eine zürnende. Einst war sie eine Wolkenfrau. Mit dem Regen läßt sie sich zur Erde nieder sammt der ihr zugehörenden Seelenschar und wohnt unsichtbar und wunderbar unter der Erddecke, allen Pflanzen- und Baumwuchs schaffend. Im Winter birgt sie sich ganz als Erdenmutter; aus Hellia, Hel entstand das Wort Hölle, und da nun Holda-Berchta in den zwölf Nächten, zu neuem Leben erwachend, zur Nachtzeit umzieht, folgen ihr auch die Seelen, die Heimchen, die Unterirdischen der Volkssagen. Es ist daher „nicht richtig" draußen während der Nacht, Heil und Unheil hat Gewalt; Schlafendes ist erwacht zu neuer Kraft. Die Sonne steht still, ehe sie sich wendet, es entsteht gleichsam ein Riß, eine Spalte in der Zeit, durch welche die Ewigkeit mit ihren Entzückungen und Wundern hineinschaut. Darum wird in dieser Stunde Wasser zu Wein, können die Thiere reden, öffnen sich die Pforten der Unterwelt und theilt sich der Vorhang vor der Zukunft.

Das Bleigießen ist eine der vielen Formen, unter denen die Zukunft am Sylvesterabend befragt wird, und zwar nahe an der Zeit der Jahreswende. Hübscher noch ist das Lichterschwimmen. Kleine Wachskerzchen werden in leeren Nußschalen befestigt und diese, wie Schifflein, in eine große Schüssel voll Wasser gesetzt. Wie sich die Schifflein anziehen und nähern oder abstoßen und fliehen, so gestaltet sich das Leben der Theilnehmer in Neigung oder Abneigung. — Wessen Licht zuerst erlischt, stirbt am frühesten, der, dessen Licht am längsten brennt, lebt auch am längsten.

Die Mädchen schälen auch wohl einen Apfel ganz ab und werfen die Schale hinter sich. Die Windungen der Schale zeigen den Anfangsbuchstaben des künftigen Geliebten an.

Wer zwischen Elf und Zwölf auf einen Kreuzweg geht und horcht, dem erscheint alles, was ihm im nächsten Jahre Merkwürdiges und Bedeutendes begegnet. Es hat aber schon Mancher seinen eigenen Leichenzug gesehen und so schreckliche Dinge, daß er krank wurde und starb. Und das ist kein Wunder, denn die Unterwelt, die Hölle ist los.

Kein besseres Mittel aber giebt es, böse Geister, Unholde und Dämonen zu vertreiben, als Lärm. Peitschenknallen hilft, noch besser nützt schießen. In Berlin ist das Schießen in der Neujahrsnacht verboten und auch nicht mehr in Gebrauch; auf dem Lande ist es unausrottbar, und trotz Obrigkeit und harter Strafe behält die alte Sitte ihre Kraft. Nur noch das laute „Prosit Neujahr"-Schreien ist geblieben und das Läuten der Glocken, denn auch der Klang der Glocken vertreibt Dämonen. Wir aber legen ihm eine andere, eine höhere Bedeutung bei, wir hören auf die feierliche Stimme der Glocke einen Ruf aus einer anderen Welt, die uns ablenkt vom irdischen Treiben, die Gedanken in ernstem Augenblicke auf das Ewige zu richten, zu dem uns jede Stunde führt, jeder Tag, jedes Jahr.

Das altheidnische Fest der Wiedergeburt des Lichtes ist der Boden, auf dem unser Weihnachtsfest Wurzel schlug.

Die Liebesthätigkeit der alten Germanen führte am Julfeste so weit, daß der Unfreie während der Hauptfeiertage volle Freiheit erhielt, der Gefangene aus seiner Gefangenschaft entlassen wurde. Jeder sollte sich dieses Festes freuen können. So fand die Religion der Liebe das Fest der Liebe vor, und das Julfest wurde zum Christfest. Am Sylvester aber klingt das Julfest aus, mit dem Kalenderjahr schließt die Wintersonnenwendzeit ab. Darum haben Sylvester und Weihnacht so viel gleichbedeutende und ähnliche Gebräuche und wir führen sie auf ihre einstige Bedeutung zurück, soweit die Bruchstücke vergangenen Lebens es gestatten: wahrlich, wir brauchen uns der alten Sitten nicht zu schämen, und wir wollen sie bewahren als die Nachkommen würdiger Geschlechter, die in treuem Glauben ihren Göttern opferten. Denn Opfer ist ein Gebet mit Gaben, ein Bitten und Danken zugleich.

Nachdruck verboten.

Die Schönste vom Lido.

Siehe die Abbildung auf Seite 4.

Teresina, Süße, Schlanke,
Träumen Deine dunkeln Sterne?
Führt ein lieblicher Gedanke
Deine Seele in die Ferne?
Aus dem frohen Kreis der Schwestern
Schlichst Du Dich fort beklommen, —
Hat der blonde Fremdling gestern
Dir des Herzens Ruh genommen?

Sieh, Venedigs Thürme ragen
Drüben auf in Pracht und Schimmer,
Leuchtend wie in früh'ren Tagen
Raunt um Dich das Meer noch immer.
Sonnig-hell gleich ew'gen Lenzen
Blaut der Himmel unermessen, —
Und Du kannst in all dem Glänzen
Jenen Einen nicht vergessen?

Lässig glitt die Hand Dir nieder,
Die so flink das Körbchen schwenkte,
Da Dein Blick sich immer wieder
Fragend hin zur Ferne lenkte.
Schweige, lieblicher Gedanke,
Tag und Traum geh'n bald zur Küste, —
Teresina, Süße, Schlanke,
Schönste Du der ganzen Küste!

Fritz Döring.

Unsere Kinder.

Lieber Onkel!

Auf dem Bilde bin ich so klein, weil ich mein Brüderchen halte. Der ist jetzt schon größer geworden und ist sehr wild. Ich habe nur drei Brüder, Heinrich, Hermann und Joseph; aber ich möchte noch gern zwei Schwesterchen auf einmal. Wir danken Dir auch, daß Du uns in Deiner schönen Zeitung abmalen willst, wir gucken immer zuerst nach den Kinderbildern, die darin sind.

Freust Du Dich auch auf Weihnachten so sehr wie wir?

Viele Grüße von den Jungen
und Deiner
Neuß a. Rhein. Phini Schram.

Nachdruck verboten.

Thierregen.

Von Wilhelm Bergmann.

Daß es Brei regnen kann, sagt uns ein altes Sprichwort, daß es Schwefel regnen kann, hören wir von Shakespeare, daß es Bindfaden regnet, ist ein vulgäres Wort. Das sind Bilder, zu denen sich noch mancher Provinzialismus gesellen mag. Wenn wir hier aber davon sprechen, daß es Thiere regnet, so meinen wir wirkliche, lebendige Thiere, die vor unseren Augen vom Himmel zur Erde fallen. Von Staub und Pflanzentheilen ist das ja schon längst bekannt. Jahrhunderte alt sind die Berichte von „Blutregen" und „Blutschnee", deren rothe Farbe freilich kein unglückverheißendes Blut war, wie die Menge abergläubisch annahm, sondern von rothem Wüstenstaub oder rothen, mikroskopisch kleinen Organismen herrührte, die Passatwinde, Scirocco oder Föhn über Meere und Gebirge davongetragen hatten. Auch der eben so lange bekannte „Schwefelregen" hat nichts mit den „schwefligen Blitzen", von denen schon Homer singt, zu thun, sondern ist nur durch Blüthenstaub gelb gefärbter Regen. Er läßt sich ebenso, wie die Sand-, Heu-, Erbsen- und Hirse-Regen, von denen uns Berichte vorliegen, auf den Transport durch Winde zurückführen. Der große Sandregen z. B., der vor zwei Jahren über Ungarn niederging, entstammte der Deliblater Heide. Wüstenstaub befällt oft Schiffe mitten im Ocean, der Staub der Sahara wird über das Mittelländische Meer und die Alpen getragen, der vulkanische Staub des Krakatau-Ausbruches in der Sundastraße erfüllte die Atmosphäre der ganzen Erde und erzeugte Jahre lang die vielbesprochenen, seltsamen Dämmerungs-Erscheinungen. Auch die Seidenregen, — schon aus dem Jahre 1665 liegt ein Bericht über einen bei Lausch unweit Naumburg gefallenen „wunderseltsamen, hochblauen Seidenregen" vor, — mögen pflanzlichen Ursprunges sein. Schwieriger schon sind die Diamantregen und Steinregen zu erklären. Ob die Nachrichten über Diamantregen in Schlesien vom Jahre 1725 auf Wahrheit beruhen, mag dahingestellt sein, Steinregen aber sind auch in neuerer Zeit unzweifelhaft beobachtet worden. So fielen am 4. Juli 1883 zu Broby in Schweden Hagelkörner, die bohnen- bis haselnußgroße, weiße Quarzsteine einschlossen. Ihr Herkommen ist vollständig räthselhaft geblieben. Wenn es nun aber gar Thiere regnet! Steine könnten schon von einem zersprengten Meteoriten herrühren, die ja nicht selten aus dem Weltraum zur Erde niederfallen, aber Thiere? Daß sie vom Monde zu uns gereist kämen, wird kaum noch das kindlichste Gemüth glauben, selbst nicht vom unsichtbaren Monde, der jetzt in manchem Kopfe spukt. Zum Theil haben die Thierregen ohne Zweifel dieselbe Ursache wie die Staub- und Pflanzenregen. Das gilt zunächst von den Insectenregen. Ueber solche hat uns schon 1872 Burmeister aus Buenos-Aires berichtet. Das Neueste dieser Art ist der im Februar vorigen Jahres zu Tragöß gefallene Insectenschnee. Die Decke des in der Nacht frisch gefallenen Schnees war mit zahlreichen lebenden Insecten besäet. Die Thierchen waren 2 bis 3 cm lang, etwa 4 mm breit, von gegliedertem Körperbau und kaffeebrauner Farbe. Sie trugen drei Paare fußähnliche Anhänge, hatten kräftige Kauwerkzeuge und sammetähnliche Körperbedeckung. Vermuthlich waren sie Larven von am Orte unbekannten Insecten. — Von Fisch- und Froschregen erzählt schon Gilbert aus dem Jahre 1815. In China sollen bisweilen Fische, Frösche und andere Thiere aus dem Gelben Fluß durch Wasserhosen herausgeschleudert und fortgetragen werden. Wo aber kommen die Regenwürmer-Regen her? Man hat angenommen, daß die Thiere gar nicht mit dem Regen niedergefallen seien, sondern, durch das in den Boden eindringende Regenwasser der Gefahr des Ertrinkens ausgesetzt, an die Oberfläche geflohen seien. Auch die Froschregen, die meist in tropischen Gegenden vorkommen, versucht man ähnlich zu erklären. Die Frösche seien unter dem Laubwerk oder unter der Erde, wo sie eine Art Winterschlaf hielten, versteckt und kämen beim Regen plötzlich in großen Mengen aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Wo aber kamen dann die Regenwürmer her, die vor vier Jahren Charles Palmer beim Regenwetter mitten auf einer asphaltirten Straße fand? Zu Lodeve im südöstlichen Frankreich bedeckten nach einem heftigen Unwetter zahllose kleine, zum Theil noch geschwänzte Frösche und Kaulquappen gleichmäßig eine etwa 2000 qm große Erdbodenfläche. Aber sie lagen auch in meterhohen Vasen, in die sie durch eigene Kraft weder hinein- noch herauskommen konnten. Man vermuthete, daß sie durch einen Wirbelwind aus benachbarten Wasserbassins hierher getragen worden seien. Ebenso erklärt man einen Schauer von weißen Fröschen, der im Juni vorigen Jahres in Birmingham wahrgenommen wurde.

Redactions-Post.

Frau v. S. in Wien. — Der Ursprung des Ausdruckes „Sub rosa" ist folgender: Die Rose war der Venus geweiht als Sinnbild der Schönheit, dem Amor als solches der Liebe, der Aurora als Symbol der Jugend und dem Harpokrates (Horos) als Zeichen der Verschwiegenheit. In letzterer Eigenschaft diente sie lange der schönen, auch im nördlichen Europa verbreiteten Sitte, bei gesellschaftlichen Versammlungen eine weiße Rose an die Decke zu hängen, zum Zeichen, daß alles, was hier im Vertrauen gesprochen wurde, als Geheimniß bewahrt bleiben sollte. Die Sitte ist längst verschwunden.

Wißbegierige in Bayreuth. — Darüber müßten wir Ihnen einen langen Artikel schreiben, so in kurzen Worten läßt sich das nicht sagen. Schon vor hundert Jahren hat Andrews Ellicot das Alter der Niagara-Fälle auf 55 000 Jahre berechnet. Neuerdings aber glaubte J. W. Spencer das Alter auf 32 000 Jahre feststellen zu müssen. Sie finden Näheres in The American Naturalist XXVIII (1894) Seite 859.

Gertrud J. in Rochlitz. — Wir glauben nicht, daß Sie Erfolg haben werden, schicken Sie uns aber Ihre Arbeiten, wir werden sie unserem Mitarbeiter vorlegen.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: H. Hein; für den technischen Theil: A. Grosse, beide in Berlin; — für Oesterreich-Ungarn: Robert Mohr, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 2, I. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). — Berlin und Wien, 15. Januar 1899. — Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). XXVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Mit tausend Masten.

Ein Stück Leben.

Von Ida Boy-Ed.

(1. Fortsetzung.)

Die Frauen schwiegen. Sie waren zu unbeholfen, um in einer Unterhaltung Gründe und Aussichten zu erwägen und zu behaupten.

„Ich glaube auch nicht, daß die Kosten einer musikalischen Ausbildung viel höher sein werden, als die zum Lehrerin-Examen," sagte Hasenkamp. „Ich mache Martha besonders billige Preise, und die Hälfte des Geldes kann sie mir später abzahlen, wenn sie selbst verdient. Mein Plan wäre so: zwei Gesang- und zwei Klavierstunden die Woche, bis wir sehen, ob Martha's Individualität sie da oder dorthin treibt, — dann nur Gesang, oder nur Klavier. Daneben eine Stunde Theorie die Woche, etwa bei Kapellmeister Leo, der in diesem besonderen Fall auch die Stunde zu sechs Mark geben würde und sicher einwilligte, sich das halbe Honorar von Martha später abzahlen zu lassen. Wenn ich denselben Preis und dieselben Bedingungen stellte, hätten Sie, außer den Noten, nur neun Mark die Woche bare Unkosten. Auch würden sowohl Leo als ich trachten, Martha zu Opern und Konzerten Freibillets zu verschaffen. Wer lernt, muß andere Ausübende hören. Das ist auch ein Lehrmittel."

Martha bekam einen heißen Kopf. Immer singen und spielen und abends oft ausgehen, — ja, das mußte schön sein, — schöner als sich vor Fräulein Schirrmacher ducken.

„Neun Märk die Woche, — das ist viel Geld für unser Einen, Herr Musikdirector," sagte Frau Meyer.

„Besprechen Sie alles mit Ihrem Manne."

Sie seufzte und nickte kläglich vor sich hin.

„Besprich einmal Einer was mit Papa," murmelte sie.

„Hat Ihre Tochter dies Talent von Ihnen?" fragte Hasenkamp.

Da belebte sich die Frau. Von glücklichen Erinnerungen strahlend, erzählte sie:

„Von mir nich. Nein, garnich. Aber von mein' Vater. Herr Musikdirector hat gewiß einmal von ihm gehört, — ach nein, das war wohl vor Ihrer Zeit. Was mein Vater war, der hatt' 'ne wunderschöne Stimme, er hatt' 'n Tenor. So ganz hoch konnt' er singen, — ich weiß nicht mehr genau, ich glaub' sie sagten da Fistel zu und es klang als 'ne Dame sang. Er war Friseur, mein Vater. Und er war in 'n Gesangverein, und da war nich eine Aufführung in der Concordia, wo er nich den Solo sang!"

Martha erröthete, sie hatte ihrer Mutter so oft gesagt, daß es Concordia heiße und das Solo.

„Daher also," sagte Hasenkamp wohlwollend; „nun, nicht wahr Martha, wir werden dem Großpapa Ehre machen."

Er erhob sich und suchte in seiner Brusttasche mit tastenden Fingern.

„Ich hatte doch, — na da, endlich. Sehen Sie, Martha, hier sind zwei Konzert-Billets für heute Abend. Die schenke ich Ihnen und Ihrer Mutter. Ich habe eben in der Musikalienhandlung welche bekommen, — die drei Leute, die da heute bei Sagebiel konzertiren, sind noch fremd hier. Und das Fremde zieht nicht so gleich in Hamburg, wenn kein großer Ruf vorangeht."

„Ich? — Mir?" stammelte Martha. Sie war noch nie in einem Konzert gewesen. Bis jetzt hatte Hasenkamp sie nie dazu benützt, leere Bänke besetzen zu helfen, er selbst, als unmoderner, wenig beschäftigter Lehrer, bekam von der Musikalienhandlung nur in Fällen, wo ein ganz leerer Saal drohte, mehr als sein herkömmliches Freibillet.

„Was sollen wir da bloß anziehen! Man weiß ja gar nicht, wie man sich bei so 'was benehmen muß," dachte die Mutter angstvoll.

Plötzlich fiel Martha etwas ein. Thränen traten in ihre Augen.

„Ich kann nicht heute. Fräulein Köster ist gestorben."

Sie fing an zu schluchzen. Mit neuer Gewalt kam der Kummer über sie. Es war auch zu schade, daß das nun so traf, daß gerade heute das Konzert sein mußte!

„Aber mein Kind," sagte Hasenkamp, „Sie beleidigen doch das Andenken Ihrer todten Lehrerin nicht, wenn

In Geldverlegenheit. Nach dem Gemälde von Hermann Kaulbach. — Siehe Seite 16.

Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Sie in ein, der ernsten, hohen Kunst geweihtes Konzert gehen!"

„Aber die Leute könnten darüber s—prechen," meinte die Mutter.

„Wer sieht Sie denn dort, wer kennt Sie dort?" rief Hasenkamp und legte die beiden rothen Karten auf den Tisch. „Also auf Wiedersehen heute Abend, und für die Entschlüsse wegen des Musikstudiums gebe ich Ihnen acht Tage Frist. Ich muß dann bestimmt wissen, wie ich mit Martha daran bin, weil ich sonst ihretwegen eine andere Schülerin ablehne, die mir geradezu das Haus einläuft, um von mir ausgebildet zu werden. Adieu!"

Er tätschelte der weinenden Martha die Wange und drückte der Mutter herzlich die Hand.

Nach seinem Fortgange weinte Martha immer noch; die Mutter besah sich die Karten.

„Nummer dreiundsiebzig und Nummer vierundsiebzig," las sie gedankenvoll.

Plötzlich sagte Martha aus ihren Thränen heraus, über den Rand des Taschentuchs weg:

„Uebelnehmen kann Hasenkamp es doch nicht, wenn wir die Billets nicht benutzen?"

„Das woll nu gerade nich," meinte die Mutter und fügte zögernd hinzu: „es ist eigentlich 'ne Sünde, die schönen Plätze nich zu benutzen. Was sie woll kosten, wenn man sie kauft, — es ist erster Platz."

„Das steht gewiß in der Zeitung," sagte Martha und half, ab und zu aufschluchzend, ihrer Mutter, im Anzeigentheil des Blattes, welches oben auf dem Klavier gelegen hatte, suchen. Bald fanden sie:

Montag den 4. November.

Sagebiel's großer Konzertsaal. Konzert Alban Desowsky. Erster Platz fünf Mark, zweiter Platz drei Mark, Stehplatz eine Mark fünfzig Pfennige.

„Fünf Märk!" sagte Frau Meyer ganz betroffen. „Märtha, — die beiden Kärten sind zehn Märk werth!"

Sie athmete tief auf. Es kam ihr vor, als würde man zehn Mark fortwerfen, wenn man nicht hinginge. So theure Karten nicht zu benutzen, schien Frevel und Uebermuth.

„Wenn man gewiß wüßte, daß mich dort niemand aus unserer Schule sieht, —" sagte Martha zögernd.

„Du kannst Dein bestes Sommerkleid anziehen, und ich bekomme noch bis heute Abend mein schwarzes zurecht. Zum Glück war ich bloß erst dabei gegangen, den Rock für Dich enger zu machen."

„Wollen wir —?"

„Na ja —"

So war es beschlossen. Und in jähem Uebergang nach all den düsteren Erregungen des Tages, nach den zahllosen Thränen, nach dem hochgespannten Gefühl von Trauer, Tod und Endlichkeit des Lebens, ward Martha auf einmal von unbändiger Daseinsfreude erfaßt.

Sie setzte sich ans Klavier und griff kraftvoll, unter stetem Gebrauch des Pedals in die Tasten. Nach einigen volltönigen Accorden suchte sie einen gefälligen Uebergang zu einem Salonwalzer, der ihr in den gewandten Fingern saß. In wirbelnder Schnelligkeit raste seine fröhliche Tonfolge durch die dürftige Stube.

* * *

Mit rothen Köpfen saßen Martha und ihre Mutter Abends im hellen, glanzvollen Saal. Frau Inspector Meyer kam nicht dazu, sich bei der Musik zu langweilen. Den Saal zwar kannte sie schon. Im „Dom", vor Weihnacht, fanden hier allerlei Aufführungen statt, zu denen der Inspector die Seinen einmal führte. Für eine kleinbürgerliche Hamburger Familie wäre es auch undenkbar gewesen, an gar keiner Dom-Vergnügung theilzunehmen. Aber was gab es sonst noch alles zu sehen: die feinen Damen auf den Stühlen vor und neben ihnen, und dann vor allen Dingen die drei Personen, die abwechselnd auf dem Podium erschienen!

Wenn Frau Meyer sich vorstellte, daß ihre Martha, ihr eigenes Kind, eines Tages auch so dastehen könne, in einem prachtvollen Kleid von rosa Seide, mit einer großen Brillantnadel an der Schulter, dann wurde ihr ganz schwindelig. Die Sängerin war auch blond, gerade wie ihre Martha, nur sah sie viel schöner und interessanter aus, was sicher theils von der Haartracht herkam. Sie beschloß, einmal zu versuchen, Martha das Haar auch so lose zu machen.

Auch Martha stand mehr unter dem Eindruck der Aeußerlichkeiten, als unter der musikalischen Wirkung. Als der Pianist das Konzert mit einer Bach'schen Fuge eröffnete, hörte sie kaum zu. Gespannt wartete sie auf die Sängerin, welche unter Nr. 2 aufgeführt war und Lola Morwitz hieß.

Als die stattliche, blonde Person, in tiefausgeschnittener rosa Toilette dann mit siegessicherem Lächeln kam und sich vor dem Publicum verbeugte, bekam Martha Herzklopfen. Ihr war, als ginge diese Erscheinung sie an. Martha bildete sich ein, alle Menschen müßten nach ihr selbst sehen, als wollten sie fragen: nun, was sagst Du dazu?

Lola Morwitz hielt ein Programm in den gefalteten, gesenkten Händen, rückte ein wenig mit den prachtvollen Schultern, als beenge sie der Rand der Taille, sah den begleitenden Pianisten an und nickte. „Es kann los gehen," sagte dies etwas burschikose Nicken. Die Sicherheit und Ungenirtheit hatte für Martha etwas Ueberwältigendes.

Mit einer Altstimme, die Martha großartig geschult vorkam, sang Fräulein Morwitz drei Lieder, die Martha noch nicht kannte. Hasenkamp aber, neben ihr sitzend, kritisirte scharf. Er schüttelte den Kopf, that unterdrückte Ausrufe, wie jemand, der einen ihm zugefügten Schmerz verbeißen will, und murmelte in sich hinein.

In den Zwischenpausen flüsterte er Martha zu: „Der Ton sitzt nicht rein." — „Gaumig, gaumig." — „Solche Aussprache des a ließ ich meiner Schülerin nicht hingehen." — „Unausstehlich, dieser scharfe Anlaut, — Konsonanten-klein, — Bayreuther Unart."

Martha war wie benommen von Ehrfurcht vor Hasenkamp.

Und dann kam endlich der Stern des Abends, der dem Konzert den Namen gegeben hatte, als dessen Folie Lola Morwitz und der Pianist dienten. Alban Desowsky betrat das Podium und alle Inhaber von Freibillets empfingen ihn mit Applaus.

Er war noch ein junger Mensch, von vielleicht dreiundzwanzig Jahren; Hasenkamp erzählte Martha, daß der Geiger ein Wunderkind gewesen und dann mehrere Jahre aus der Oeffentlichkeit verschwunden war. Mit dieser ersten Tournée, die ein allzu reclame-gewandter Impresario leite, wolle er seinen einst innegehabten Platz nun wieder und mit anderen künstlerischen Ansprüchen erobern. Sie hörte kaum zu.

Ihre Augen hingen an dem blassen, schlanken Mann, dem dunkles Harr wirr in die Stirn hing, und der so große, traurige, braune Augen hatte. — So, dachte Martha, sähen Königssöhne und Märchenprinzen aus. Selbst der Literaturlehrer, Doctor Stapel, den alle Mädchen aus der ersten Klasse „süß" fanden, und von dem selbst Lilli Benfeld sagte, er sei der „einzige Mann" in „ganz Hamburg", selbst Er sah gewöhnlich aus hiergegen.

Wie seine langen, weißen Finger am Geigenhals herumtasteten! Wie wunderschön die Hand aussah, die den Bogen führte! Und wie der Brillantring am kleinen Finger der Rechten blitzte.

Er spielte ein Adagio von Spohr.

Martha hatte noch niemals gut Geige spielen hören. Kalt rieselte es ihr über die Haut, ein spannendes Gefühl, welches beinahe einer großen Angst glich, hemmte ihr den Athem. Ihr schien, als hätten diese Töne eine so durchdringende Kraft, daß sie in ihre Seele schnitten. Thränen traten in ihre Augen. Plötzlich fiel ihr wieder Fräulein Köster's Tod ein. Sie mußte alle Kraft zusammennehmen, um nicht laut zu schluchzen.

Der rasende Beifall, der sich erhob, riß Martha aus ihren wonnigen Qualen. Hasenkamp war begeistert. Er fand den Vortrag Desowsky's von unerhörter Schönheit.

Dreimal mußte Alban Desowsky vor der Thür zum Künstlerzimmer wieder umkehren und sich vorn am Podium dankend verneigen. Er that es mit einem schwermüthigen Lächeln und einem nachlässigen Anstand.

„Das ist nun Pose," hörte Martha Hasenkamp sagen, „na, jeder hat seine! Und glücklich, wer die 'raus hat, die zu seiner Erscheinung paßt."

Sie verstand nicht recht, was er damit meinte. Aber es war ihr auch einerlei. Sie wollte gar nichts hören, sehen, denken, wie diesen wunder-wunderschönen bleichen Mann, der so spielen konnte, daß man weinen mußte.

Noch zweimal erschien er vor dem Publicum. Und als er, dem die Schlußnummer zugefallen war, sich dann zum allerletzten Mal verneigte, klammerte Martha sich an ihre Mutter.

Es war vorbei. Sie sah, sie hörte ihn nicht mehr, — vielleicht nie mehr. —

„Nach dem Erfolg kann er noch diesen Winter wieder ein Konzert in Hamburg geben," sagte Hasenkamp hinter ihr zu einem Berufskollegen.

Martha seufzte.

Sie ließ sich stoßen, ward von der Mutter getrennt, stand hülflos im Menschenknäuel vor der Garderobe, und endlich fanden sie und die Mutter sich als die Letzten wieder zusammen.

Ihrer Sinne nur halb mächtig, ließ Martha sich von der Mutter führen. Es war sehr rauh, und der Nebel hatte sich so verdichtet, daß jede Gaslampe wie ein röthlicher Stern in einem Dunstkreis aussah und jedes elektrische Licht wie ein ferner, verschleierter Mond. Wagen und Menschen, die sich auf der Straße bewegten, sah man nur fünfzig Schritt voraus noch, im Umriß; dahinter war eine weißliche Wand, die alles anzuziehen und in sich aufzusaugen schien.

„Märtha," sagte die Mutter, „wir woll'n doch 'mal mit Dein' Haar die Frisur von der rosa Dame probiren; 'n büschen weiß ich da ja mit umzugehn, von mein'n Vater her."

„Ja, ja," meinte Martha aus Träumen erwachend. Und dann noch einmal, mit heißem Seufzer:

„Ach ja!"

Im Hause gab es ein übles Nachspiel Der Inspector Meyer schalt. Erst als seine Frau ihm erklärte, daß sie heute Mittag noch nichts von dem Konzert gewußt hätten, und daß es doch sündhaft gewesen sei, geschenkte Karten, die sonst fünf Mark kosteten, unbenutzt zu lassen, ward er still. Frau und Tochter recht zu geben, war ihm nie möglich. Fand er sich dazu genöthigt, schwieg er, um dann bei späteren Gelegenheiten zu sagen: wenn ich Euern Unverstand nicht mehr ändern kann, schweig ich lieber dazu.

Aber dies Nachspiel vermehrte all das Gift, das Martha heute eingesogen. In ihrem Bette lag sie und dachte, wie verschieden die beiden Welten seien: die, in welcher sie hier auf dem Pulverteich lebte, und die, in welche hineingesehen zu haben sie sich einbildete.

Sie war sich bewußt, heute so viel, so viel Ungewöhnliches empfunden zu haben. Und ein neues Gefühl kam über sie: eine Art Hochmuth gegen ihre Umgebung. Der Vorsatz, sich über sie zu erheben, der bisher nur die naive Form der Hoffnung, einmal viel Geld zu verdienen und eine Stellung einzunehmen gehabt hatte, bekam eine schmerzliche, bittere Kraft und Tiefe. Es hatte sich ihm eine Begierde nach Schönheit, nach künstlerischem Können zugesellt.

Martha's Mutter, die einfache, gute Frau bemerkte am anderen Tage, daß ihrer Tochter Wesen verändert war. Sie konnte sich aber nicht sagen, daß ein Zug von pathetischem Leid hineingekommen war, sie sah nur, daß es sich eben verändert hatte.

„Es war gestern auch 'n büschen viel!" dachte sie.

Der Versuch mit der neuen Frisur fiel glänzend aus und erhöhte Martha's Selbstgefühl. Zu dem netten, frischen Alltagsgesicht mit den blassen Blau-Augen hatte die nüchterne Haartracht gerade nicht verschönernd gestanden. Nun staunte Martha sich im Spiegel an. Die breiten, gekräuselten Haarwellen umrahmten das Gesicht so eigen, der Haarknoten hoch gesteckt, gab ihr eine ganz andere Kopfform. Und die Mutter dachte: „meine Märtha ist ebensoschön wie die Sängerin," welchen Gedanken Martha aus den strahlenden Augen der Mutter recht gut herauslas. —

Das Begräbniß von Fräulein Köster erfüllte Martha's Phantasie wieder mit einem anderen Bild. Der schweigsame Trauerpomp, die ernste Wichtigkeit aller Vorgänge, der Kreis angesehener Herren und Damen in der Kirchhofskapelle, die sehr rühmende Rede des Pastors, wirkten schwer und eindringlich auf Martha. Wie ehrenvoll, so zu sterben und so begraben zu werden, wie Fräulein Köster.

Aber wie köstlich zu leben wie Lola Morwitz, — als Künstlerin, als Genossin eines Alban Desowsky.

Das blanke, bunte Bild war doch kraftvoller als das schwarze, ernste.

Und als Hasenkamp nach acht Tagen seinen Bescheid bekam, lautete er, daß Martha die Schule verlassen und sich ganz der Musik widmen wolle.

* * *

Inspector Meyer's waren gewiß Leute in bescheidener Stellung und von bescheidener Lebensführung. Und dennoch hatten auch sie ihren Kreis, der besprach, was sie thaten und ließen. Martha sah sich bald in das helle Licht einer großen Aufmerksamkeit gestellt. Da war erst die ganze Schule; denn Lehrerinnen, Lehrer und Schülerinnen hörten es mit Interesse, daß Martha Meyer „in Musik" ausgebildet werden sollte. Die erste und die zweite Klasse versprachen Martha, bei ihrem ersten Konzert vollzählich zu erscheinen. Die Familie Benfeld hatte eine Art Protections-Verhältniß zu den Meyer's, denn Meyer's Vater war Bodenmeister bei des Senators Vater gewesen, und der jetzige Senator hatte zuweilen mit dem jetzigen Inspector zwischen den Kaffeesäcken des Speichers gespielt; nun war der Senator Meyer's erster Vorgesetzter, und Frau Senator nahm viel Antheil an Martha; es gehörte auch zu den Erziehungs-Prinzipien der Senatorin, ihr einziges Kind Lilly durch Umgang mit einem armen Mädchen Bescheidenheit lernen zu lassen. Und dann waren da noch

die Kollegen Meyer's, die Nachbarn vom Pulverteich und einige Tanten und Onkels.

Diese alle sprachen von Martha Meyer, und daß Hasenkamp sie ausbilde.

Dieser war zufrieden. Das hatte er gewollt. Und wo man ihn fragte, sprach er, mit einem Augenaufschlag gen Himmel, von dem Genie seiner Schülerin.

Ein ewiger Sonntag schien für Martha angebrochen. Sie sang und spielte den ganzen Tag. Die Nachbarn konnten es kaum aushalten. Ihr kam es vor, als mache sie unglaubliche Fortschritte. Vor Glückseligkeit wußte sie sich nicht zu lassen.

Die Geldfrage war schnell geordnet. Ihre Mutter besaß fünfhundert Mark auf der Sparkasse, — es war ein heimlicher Schatz gewesen, den Frau Meyer nie anzugreifen sich vorgenommen hatte, damit, wenn ihr Mann 'mal krank würde, doch ein Nothpfennig da sei und kein Geld auf die Police aufgenommen zu werden brauchte. — „Die Police" war der Stolz und die Ruhe der Meyer's, — der Inspector hatte sein Leben mit sechstausend Mark versichert, zum Glück zwei Jahre bevor sich ein Leberleiden bei ihm ausbildete.

Aber warum sollte man die fünfhundert Mark nun nicht anbrechen. Martha konnte nachher alles zurückerstatten, was sie auch heilig versprach, — schon allein der drei kleinen Geschwister wegen, die doch um ihretwillen nicht benachtheiligt werden dürften. Ein nettes Kleid für Theater und Konzert mußte Martha doch haben. Hasenkamp und Kapellmeister Leo stundeten Martha die Hälfte des Lehrgeldes, die eine Hälfte wurde aber monatlich bezahlt. Ebenso alle Noten immer gleich bar, — dafür war der Inspector. Er meinte, Martha habe nachher schon Schulden genug. Auch ein kleines Taschengeld mußte Martha haben, für Pferdebahn und Garderobe im Theater und Konzert. Und Handschuh! Ach, es waren doch recht viel Nebenausgaben dabei, und die fünfhundert Mark nahmen so schnell ab.

Den ersten schönen Moment erlebte Martha in der Musikalienhandlung, als sie erfuhr, daß sie für die Noten, die sie entnahm, nur „Künstlerpreise" zu zahlen habe.

Ihr Gefühl „Künstlerin" zu sein, entwickelte sich überhaupt sehr schnell. Bald hörte sie auf, im Konzert und in der Oper alles zu bewundern. Sie tadelte scharf, mit Hasenkamp's Ausdrücken und überlegenen Mienen. Zu Hause war sie fast keinen Abend mehr. Wenn Hasenkamp ihr keine Billets gab, schickte die Senatorin Benfeld eines, auch Fräulein Schirrmacher lud manchmal das jetzt so viel besprochene „junge Talent" ein, das doch schließlich in der Köster'schen Schule die gediegene Grundlage zu allem empfangen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Gewänder aus Glas.

Von W. Berdrow.

Das Glas hat sich, seit es in sagenhaften Zeiten die alten Phönizier halb oder ganz durch Zufall entdeckten, gar manche Umwälzung in seiner Technik, gar manche Modification der Herstellung und Verwendung gefallen lassen müssen, an die, bevor sie ins Leben trat, niemand im Traume gedacht hätte. Schon in ägyptischen Glashütten, — was kannte man übrigens in Aegypten nicht?, — kannte man die Kunst, weiches Glas zu Fäden auszuspinnen, und die im wesentlichen noch heute übliche Methode, diese Fäden in großer Feinheit herzustellen, stammt bereits aus altvenetianischen Glasbläsereien. Sie besteht bekanntlich im wesentlichen darin, daß das erweichte Ende eines über der Lampe erhitzten Glasstäbchens an einem Rade befestigt und letzteres dann rasch gedreht wird; so spinnt sich ein Faden vom Glase ab, der in der Luft erkaltet und glänzend und schmiegsam sich um den Umfang des Spinnrades legt.

Soweit die Kunst des Glasspinnens auf dieser Stufe stehen geblieben ist, hat sie wohl ein jeder schon mit eigenen Augen gesehen. Wo wäre ein Jahrmarkt, besonders in einer zehn oder fünfzehn Jahre zurückliegenden Zeit, als das Glasblasen oder Spinnen so recht in der Mode war, ohne den Künstler gewesen, dessen Fuß ein sausendes Rädchen trat, während die Hand am Spirituslämpchen einen Glasstab in beständig heller Rothgluth hielt? Man kann sogar diese Fäden durch den Zusatz eines unverbrennlichen Farbstoffes zum Glasfluß beliebig färben und dann schon mit diesem einfachsten Gespinnst wunderhübsche Effecte erzielen. Es lassen sich mit einiger Geduld verschiedenartige hübsche Spielereien, wie Broschen, Lampenteller und Blumen aus diesen Fäden anfertigen; allein wer eine derselben im Gebrauch nähme, würde bald ersehen, daß diese feinen Fädchen ihre brüchige Glasnatur nicht verloren haben; es kommt vor, daß sie, hart angefaßt, splittern und sogar ihre unsichtbaren, feinen Scherbchen durch die Haut ins Fleisch treiben. Wäre die Kunst des Glasspinnens auf dieser Stufe stehen geblieben, so hätte man es wohl nie zu gläsernen Miedern und Teppichen gebracht. Und doch wurden diese Fäden schon vor Jahrzehnten in seidene Gewebe eingestickt! Ueber dem Sarge Napoleons I. im Invalidendom zu Paris liegt ein schweres seidenes Leichentuch, das mit goldglänzenden Glasfäden durchwirkt ist. König Ludwig I. von Bayern besaß ein Zimmer, dessen Tapeten aus glasgesticktem Stoff bestanden; doch sind auch hier die Glasfäden noch durchaus brüchig, denn es fanden sich oft feine Glassplitterchen im Gemach, und der König betrat es nicht gern. Immerhin hat die Glasspinnerei es auch schon auf dieser Stufe zu gewissen Erfolgen gebracht. Neben allerlei Nippes wurden feine Flechtarbeiten, gewickelte Perlen, imitirte Reiherbüsche und dergleichen aus Glasfäden vielfach schon zu Anfang dieses Jahrhunderts gemacht, und in Paris, Lyon und Mailand versuchte man seit dem Jahre 1830, Glasfäden in Seidenstoffen zu verwenden, glasgestickte Tapeten, Ornate und dergleichen herzustellen.

Es war der im Jahre 1819 in Frankreich geborene Chemiker Jules de Brunfaut, der aus der primitiven Kunst des Glasspinnens zuerst einen größeren Fortschritt entwickelte. Es gelang ihm, eine Glassorte zusammenzusetzen, aus der sich so weiche und lockige Fäden spinnen ließen, daß sie, als er sie zuerst in Steiermark ausstellte, von französischen Schafzüchtern für feine Rambouillet-Wolle gehalten wurden. Brunfaut widmete sich nun ganz der Glasspinnerei und ließ sich in Wien nieder, wo seine weiteren Versuche nicht nur von der Bevölkerung, sondern auch vom Staate mit Interesse verfolgt wurden. Seine sogenannte Glaswolle widerstand jedem Versuche, sie zu zerreißen oder zu zerbrechen, ebensogut wie irgend ein thierisches oder pflanzliches Gewebe. Sie ließ sich auch in längeren glatten Fäden produciren und wurde in Polstern, Teppichen, Tapeten, in Kleiderstoffen, besonders Prachtgewändern, Brautkleidern u. s. w. vielfach als Einsatz eingewebt und eingestickt. Ein Wiener Fabrikant machte sogar Versuche, sie auf dem Webstuhle zu eigenen Glasgeweben, wie sie weit später auf der Ausstellung in Chicago vorlagen, zu verarbeiten, hatte aber keinen Erfolg damit. Brunfaut machte nun auch Versuche, seine Glaswolle zu färben, und es ist ihm gelungen, grüne, blaue, rosa, lila, gelbe und andere gedämpfte, aber feuer- und säurebeständige Farben zu erlangen.

So hatte man denn Glasfäden, die biegsam, färbbar, wasser- und feuerfest waren, die sich in andere Gewebe einfügen ließen und prachtvolle Effecte gaben; und dennoch entwickelte sich aus Brunfaut's Versuchen keine Industrie. Ja, sie wurde halb und halb vergessen, und erst in Amerika hatten wir in neuerer Zeit Gelegenheit, sie weiter als eine neue, uns entfremdete, selbständig gewordene Kunst zu begrüßen.

Unter den hundert hervorragenden Sehenswürdigkeiten der Weltausstellung zu Chicago war es, wo ich und mit mir Tausende von anderen erstaunten Besuchern zum ersten Mal Gelegenheit hatten, dem Weben gläserner Kleider zuzusehen. Die Libbey Glass Co., welche aus der Herstellung und Verwendung von Glaswolle seit längerer Zeit eine Specialität gemacht hat, trat hier in einem eigenen Gebäude mit einer solchen Menge der verschiedenartigsten, geschmackvollsten und zum Theil wirklich entzückenden Producte der Glasweberei hervor, daß der Besucher vor dieser Farben- und Formenpracht, vor dem Reichthum der Erfindungen und der Sorgfalt der Verarbeitung wie geblendet stand. Alle die Gegenstände der älteren und gröberen Glasspinnerei, und aus unendlich feineren und weicheren Fäden hergestellt, wie Schuhe und Pantoffeln, Cravatten und Kragen, Blumen, künstliche Straußenfedern, Hüte mit kostbaren Garnituren aus Glasspinnerei, — das waren die geringsten Kleinigkeiten in dieser Ausstellung fertiger Producte. Der matte, weiche Glanz, besonders der weißen Glaswolle, übertrifft fast den vornehmen Glanz der Seide; mit Raffinerie sind die feinsten Farben-Effecte zur Verschönerung aufgewendet, und ein gläserner Lampenschirm, eine dieser feinen seidenweichen Blumen sind wahre Kunstwerke.

Aber auch an größere und schwierigere Gegenstände haben sich die Künstler der Libbey Glass Co. mit Erfolg herangewagt. Wer jene Ausstellung sah oder seitdem Gelegenheit hatte, die Producte der amerikanischen Firma in einer ihrer Muster-Ausstellungen zu bewundern, der muß darüber staunen, wie vollständig es hier gelungen ist, den sprödesten aller Stoffe so weich und geschmeidig wie Wolle oder Seide zu machen. Da giebt es Shawls, Tücher, Umhänge so geschmeidig und weich, als wären sie aus der feinsten Wolle, der besten Seide gewirkt; Gardinenstoffe in den schönsten, gedämpften Farben und von einem Faltenwurf, wie ihn kein anderer Stoff eleganter gestaltet; schwere Vorhänge in dunkeln, satten Tönen; Tapeten, Gobelins, Tischdecken mit feinen eingewebten Mustern, — alles aus Glas, aus reinem, gesponnenem, gewebtem Glas, und doch im Ansehen, für das Gefühl genau so, als wäre es aus Wolle, Seide, Leinen! Wir sahen mit Bewunderung ein ganzes Zimmer, in dem an Wänden, Fenstern, Vorhängen, Möbelstücken, Schmuckgegenständen der gesammte Stoffaufwand aus Glas bestand, in dem ein Teppich aus Glaswolle den Fußboden bedeckte, und über den sich eine schwere, prächtige Reflexe werfende Decke aus Glasgewebe spannte. Auch Kleiderstoffe sowohl, als fertige Sachen, Jacken, Umhänge, Leibchen, Mantillen aus Glas sind zur Schau gestellt. Und sehen wir dort die jugendliche Arbeiterin an jenem Webstuhle an, die bei dem Geklapper der vibrirenden Maschine das Schiffchen so geschickt zwischen den zitternden Fäden hin- und herwirft! Was trägt sie? — Ein Mieder aus gesponnenem Glase!

Man fragt sich, wie es möglich war, daß nach dem oben erwähnten Erfolge Brunfaut's ein Menschenalter vergehen mußte, bevor die geschmeidige Glaswolle einer so ausgedehnten Benutzung zugeführt wurde. Vielleicht war der Maschinenbau noch nicht weit genug vorgeschritten, vielleicht war die Möglichkeit, so kostbare Stoffe im größeren Umfange abzusetzen, noch zu gering, um zu den großen Opfern der Einführung und Ausbildung einer ganz neuen Technik zu ermuthigen. Ohne Zweifel sind auch die Glasfäden Brunfaut's bei weitem noch nicht von der Feinheit und Geschmeidigkeit gewesen, wie sie jetzt auf den eigenartigen Spinnmaschinen der Libbey Co. hergestellt werden. Noch immer geschieht das Spinnen auf die ursprüngliche Weise mit Hülfe der Flamme und des gedrehten Rades, aber während noch vor zehn bis fünfzehn Jahren nur Fäden von drei Meter Länge, die auf metergroßen Scheiben aufgewickelt und dann durch einen Schnitt am Umfang alle mit einander abgelöst wurden, hergestellt werden konnten, versteht man jetzt das Gespinnst von den großen Scheiben wieder abzuhaspeln, und so Fäden von beliebiger Länge zu verwenden. Jetzt sind es gewaltige, zwei bis drei Meter im Durchmesser besitzende Räder, die von Maschinenkraft mit einer unglaublichen Schnelligkeit herumgewirbelt werden, und auf denen sich das haarfeine Gespinnst in jeder Minute zu vielen tausend Metern aufwickelt. Das Gewicht des Glasfadens, dessen Dicke nur einige tausendstel Millimeter beträgt, ist so gering, daß mehr als hundert Kilometer dazu gehören, um ein Lot aufzuwiegen. Ein Kilogramm des feinsten, herstellbaren Glasfadens, könnte den Nordpol der Erde mit dem Südpol verbinden. So vermag denn eine solche von weiblicher Hand bediente Spinnmaschine der Länge des Fadens nach eine sehr bedeutende Leistung, aber nur eine geringe dem Gewichte nach zu entwickeln. In neunstündiger Arbeit wird kaum ein halbes Pfund Glas versponnen, aber der daraus gezogene Faden könnte einen Welttheil überspannen. — Das Weben dieser Gespinnste geschieht nun ganz so, wie Wolle oder Baumwolle auf dem Webstuhl verarbeitet wird. So lange man nur kürzere Fäden, etwa von sechs bis sieben Meter, z. B. als Einschlag bei Webereien oder für feinere Handarbeiten bedarf, wird auch jetzt noch das auf dem Rade befindliche Gespinnst der Quere nach durch einen Schnitt am Umfang des Spinnrades abgetrennt, zur Gewinnung längerer Fäden muß der Inhalt eines vollgesponnenen Rades vorsichtig wieder abgespult werden.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Gewebe aus Glas noch immer im höheren Grade ein Gegenstand der Curiosität und des Luxus sind, als ein solcher des täglichen Gebrauches. Vor wenigen Jahren war noch der Preis für ein einfaches Leibchen aus Glasgespinnst 160 bis 200 Mark, und damit sind denn doch wohl die Vortheile der gewebten Glasarbeiten, ihr feines Aussehen, ihre Beständigkeit gegen Wasser, Fett oder Säuren, ihre Feuerbeständigkeit und ihr Wärmeschutzvermögen etwas zu theuer bezahlt. Aber wie viele Dinge sind schon aus dem Gebiete des Luxus und der Curiosität schneller als man gedacht, in das größere Gebiet der Industrie und des täglichen Gebrauches übergegangen? Man verfertigt fabrikmäßig Seide aus Pflanzenfasern, und grobe Leinenarten aus zerfasertem Holz, — warum sollten nicht eines Tages auch die gläsernen Gewebe ein weiteres Gebiet des Gebrauches als heute sich erwerben?

Nachdruck verboten.

Das königlich bayerische Hof- und National-Theater in München.

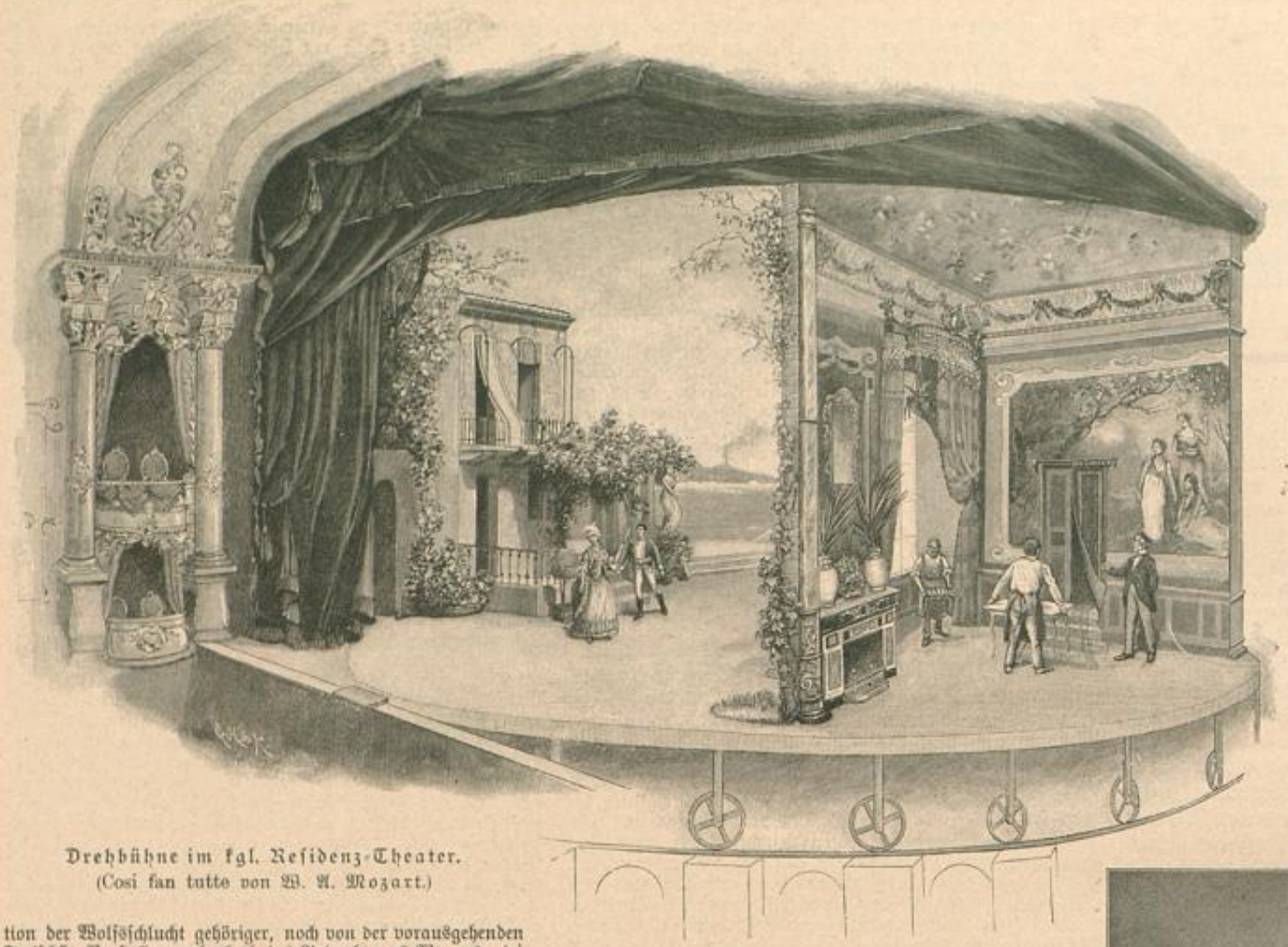
Von Alex. Braun.

Mit Original-Illustrationen von E. Bachrach-Barée.

Ein Blick hinter die Coulissen.

Der October ist ein denkwürdiger Monat für das königlich bayerische Hof-Theater. Vor hundertzwanzig Jahren wurde am 6. October durch die kurfürstlichen Schauspieler die „National-Schaubühne" in München eröffnet. Der Titel, den Kurfürst Carl Theodor der von ihm nun endgültig übernommenen „Privat-Entreprise" des Grafen Seeau ertheilte, ist bezeichnend für die bei Gründung des Theaters maßgebenden und bis zur Stunde gültigen Ziele. „Ein deutsches Theater" hatte 1770 auf Anregung der bayerischen Akademie der Wissenschaften der bühnengewandte Ingolstädter Rechts-Candidat Franz Nieser im Gegensatz zur italienischen Oper einerseits, wie zur burlesken Stegreif-Comödie andererseits ins Leben gerufen. Der Schauplatz, der von etlichen Pfund Talg spärlich erleuchtete, verräucherte Saal des Faberbräu an der Sendlingergasse, war der alte geblieben; aber nur „regelmäßige" Stücke in deutscher Sprache, die mit gutem, von der Akademie durch die goldene Medaille anerkannten Erfolg sich der Hebung des Geschmackes und der Besserung der Sitten befleißigten, wurden gegeben. Dies löbliche Streben erweckte die Theilnahme des kunstliebenden Hofes, und bereits 1776 gewährte Kurfürst Max Joseph III. dem an die Oberleitung des Grafen Seeau übergegangenen deutschen Theater Nieser's ein Asyl im alten Hof-Opernhause. Zum Hof- und National-Theater erhoben, siedelte es auf Geheiß Carl Theodor's 1799 in das neue, seit 1753 vollendete Opernhaus über, den Prachtbau Cuvillier's, der heute königliches Residenz-Theater geheißen, die entzückendste Kunstblüthe des Rococo darbietet. Schon im Jahre 1801 wird der Wunsch nach größeren Raumverhältnissen rege, den der nach dem Vorbild des Pariser Odeon geplante Neubau Karl von Fischer's im Uebermaß erfüllte.

Am 26. October 1811 legte, begeistert für die herrschende klassicistische Architektur, der nachmalige König Ludwig I. den Grundstein zu dem Musen-Tempel, der von einem Doppelgiebel bekrönt, mit säulengetragenem Porticus in colossalem Maßstabe neben der Residenz, auf dem schönen, weiten, Max Joseph zu Ehren benannten Platze, errichtet wurde. Wiederum im October und zwar, durch die Kriegsläufte verzögert, am 12. des Jahres 1818, wurde das königlich bayerische Hof-Theater eingeweiht. Aber nur vier Jahre freute sich die Stadt des herrlichen Baues, als er am 14. Januar 1823 während der Aufführung von Méhul's „Die beiden Füchse" in Brand gerieth und bis auf die Hauptmauern zerstört wurde. Ein zur Decora-



Drehbühne im kgl. Residenz-Theater.
(Così fan tutte von W. A. Mozart.)

tion der Wolfsschlucht gehöriger, noch von der vorausgehenden Freischütz-Vorstellung oberhalb des Beleuchtungs-Wagens „im Bausch" aufgehängter Gaze-Vorhang hatte Feuer gefangen und das Unglück verschuldet, das also gewissermaßen dem wilden Heere zur Last fiel, welches im Jahre vorher mit nie dagewesenem Erfolge zum ersten Male über die Münchener Hof-Bühne gestürmt war.

Da der Bau unübertrefflich schien, begnügte sich Leo von Klenze, obwohl es dem für die Neugestaltung Münchens bedeutendsten Architekten wahrlich nicht an eigenen schöpferischen Ideen gebrach, mit der unwesentlich modificirten Wiederherstellung des Hof-Theaters an der Hand der Pläne des mittlerweile verstorbenen Fischer. Nach zwei Jahren führte die großartige, zwölfstufige Marmortreppe wie vorher zu der stolzragenden korinthischen Colonnade empor, und aufs neue leuchteten in klarer Farbenpracht die auf dem unteren Giebel um den seine Leyer rührenden Gott Apoll versammelten Musen, auf dem oberen die den Pegasus umschwebenden Horen von dem doppelten Frontispiz des Hauses. Am 2. Januar 1825 erschlossen sich die Pforten des, einem Phönix gleich aus der Asche neu erstandenen Theaters, und Ferdinand Eßlair, der erste Heldenspieler Deutschlands, sprach den Prolog. Gewissermaßen der ganzen Nation sollte Theil gegönnt sein an den Darbietungen der durch Preisausschreiben, durch Heranziehung der besten Kräfte und jegliche Unterstützung geförderten deutschen Schauspielkunst, und darum hatte der Hof riesige Räume vorgesehen, die mehr im Einklang mit der Würde des neuen Königthums als dem damaligen Umfange Münchens standen. Das imposante, vornehm-schlicht mit sinnbildlichen goldenen Ornamenten und Namenszügen auf weißem Grund geschmückte, in fünf Logenreihen gegliederte Haus, ein Muster reinsten Empire-Stils, faßt zweitausendfünfhundert Personen. Mit Staunen und Genugthuung heben die zeitgenössischen Berichterstatter hervor, daß man nicht weniger als zweitausend Baumstämme aus dem Gebirge zu dem Bau herbeigeflößt, daß zu dem Kupferdach, das in seiner grünschillernden Patina eine Wonne des Malerauges geworden, fünfundachtzigtausend Quadrat-Schuh Kupferblech nöthig gewesen. Die nach den Tausenden zählenden Decorationen, für die, neben tüchtigen einheimischen Kräften, Wiener Künstler herbeigerufen wurden, galten als meisterlich, die sämmtlichen maschinellen Einrichtungen als ein wahres Wunderwerk der Zeit.

Diesen Ruf hat das Münchener Hof- und National-Theater sich bis zur Stunde unverbrüchlich erhalten. In der einfachen Großartigkeit seiner äußeren Erscheinung unverändert geblieben, hat es im Innern sich alle Errungenschaften der fortschreitenden Bühnen-Technik eifrig und ausgiebig zu Nutze gemacht, sodaß sein Bühnenbetrieb am Ende wie zu Anfang des Jahrhunderts, kaum von einem anderen in Deutschland überboten, die Bewunderung des Publicums, die Befriedigung der Fachleute erregt. Daß München eine so starke, stetig zunehmende Anziehung auf die Fremden aus aller Welt übt, ist zum großen Theile den Leistungen seiner Hof-Bühne gutzuschreiben, und zwar a conto ihres gegenwärtigen Leiters. Ernst von Possart, der zwölfte in der Reihe der bayerischen Hof-Theater-Intendanten, neben Dingelstedt der genialste Theatermann, und unter den hochadeligen Cavaliren, Staats- und Hof-Beamten, Dichtern und Componisten der einzige Berufsschauspieler, besitzt eine seltene von rastlosem Fleiße beseelte Thatkraft. Sein Feuereifer, der mit sprühender Begeisterung jeden neuen Gedanken ergreift und zündend weiterträgt, hat durch sinngemäße Neu-Inscenirung und Neu-Einstudirung klassischer Meisterwerke, der Oper wie des Schauspiels, Signale aufgesteckt, die geeignet, dem modernen Bühnenwesen neue Bahnen zu weisen, als bedeutsame theatergeschichtliche Ereignisse zu erachten sind. Wie Bilder, durch eine sachkundige künstlerische Regeneration von dem Niederschlag der Jahre, der ihren Reiz getrübt und verdunkelt, von der Uebermalung, mit der pietätloser Unverstand sie verunziert, endlich befreit, wieder in ursprünglicher Schönheit erstrahlen, so Mozart's köstliche Schöpfungen unter der sorgfältig der Spur ihres Original-Gepräges nachgehenden Regie Possart's. Aber die alten Vorzüge werden gehoben, wenn mit wohlerwogenem Geschmack ein neuer Rahmen sie umschließt. Die Fassung, welche die Münchener Neu-Inscenirung den Kleinodien der deutschen Bühne giebt, ist an sich ein technisches Kunststück, so prächtig und eigenartig, daß sich's wohl der näheren Betrachtung verlohnt.

Ein Blick hinter die Coulissen ist unter allen Umständen interessant, doppelt verlockend, wo Meister Lautenschläger, der wunderwirkende Magus des modernen Theaterwesens, der berühmteste deutsche Bühnen-Techniker, den Rom, Paris und London um die Wette für sich in Anspruch nehmen, seine tausend verblüffenden Künste übt. Doch ehe wir dem Erbauer der Münchener Shakespeare-Bühne, dem Erfinder der erstmals zur Possart'schen Neu-Inscenirung des „Don Giovanni" eingerichteten Drehbühne, die ohne Frage eine Umwälzung der gesammten scenischen Maschinerie birgt, in die Karten schauen, wollen wir uns in dem Reich von Pappe, Latten und Leinwand, das die Welt so täuschend wiederspiegelt, zu orientiren trachten.

Steigen wir hinauf in den Malersaal, um zu erfahren, wie die so lebenswahre Stimmung athmenden, weitgestreckten Landschaften, die massigen Stadtmauern, gewaltigen Kirchen, wie das Meer, die Berge, — kurz, die ganze, auf der Bühne anscheinend zur Wirklichkeit verkörperte Natur, gemacht wird. Hoch, hoch hinauf gilt's die schmalen steinernen Treppen zu klettern, bis über den das Parquet bedeckenden Kuppelraum des Hauses. Da oben, in dem gegen dreitausend Quadratmeter fassenden Malersaal, wo einst die Quaglio durch mehrere Generationen und Christian Jank epochemachend für die Decorations-Malerei ihrer Zeit gewirkt, schaffen unter Frahm's Leitung die Maler, unterstützt von einem Stab Farbenreiber und Näherinnen, welch letztere als kaum vollwichtiger

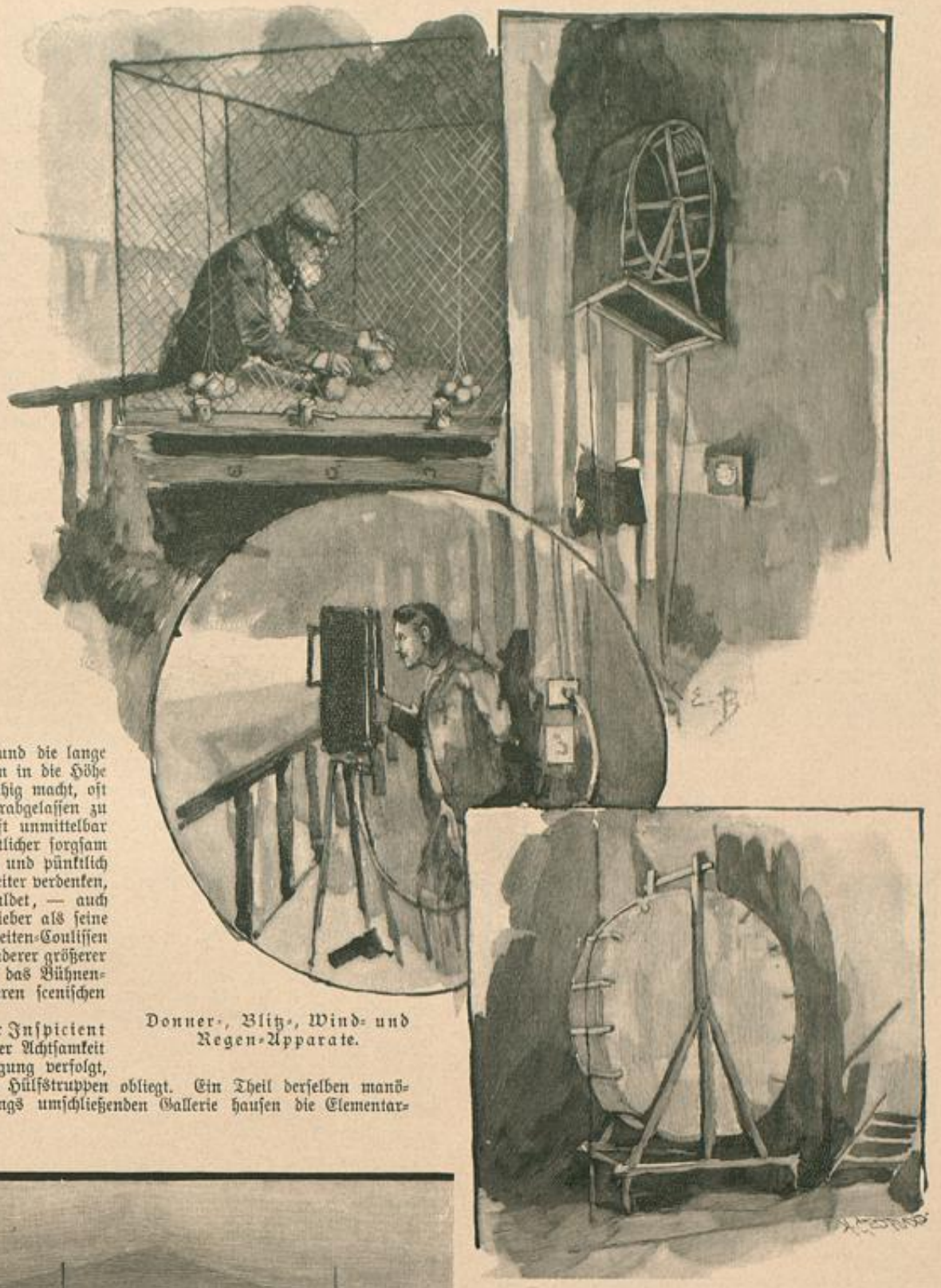
Ernst von Possart,
Kgl. Bayer. Hoftheater-Intendant.
Nach einer Photographie von Ad. Baumann, kgl. Hof-Photograph in München.

Der Inspicient.
Aufrollen der Hintergrund-Decoration.

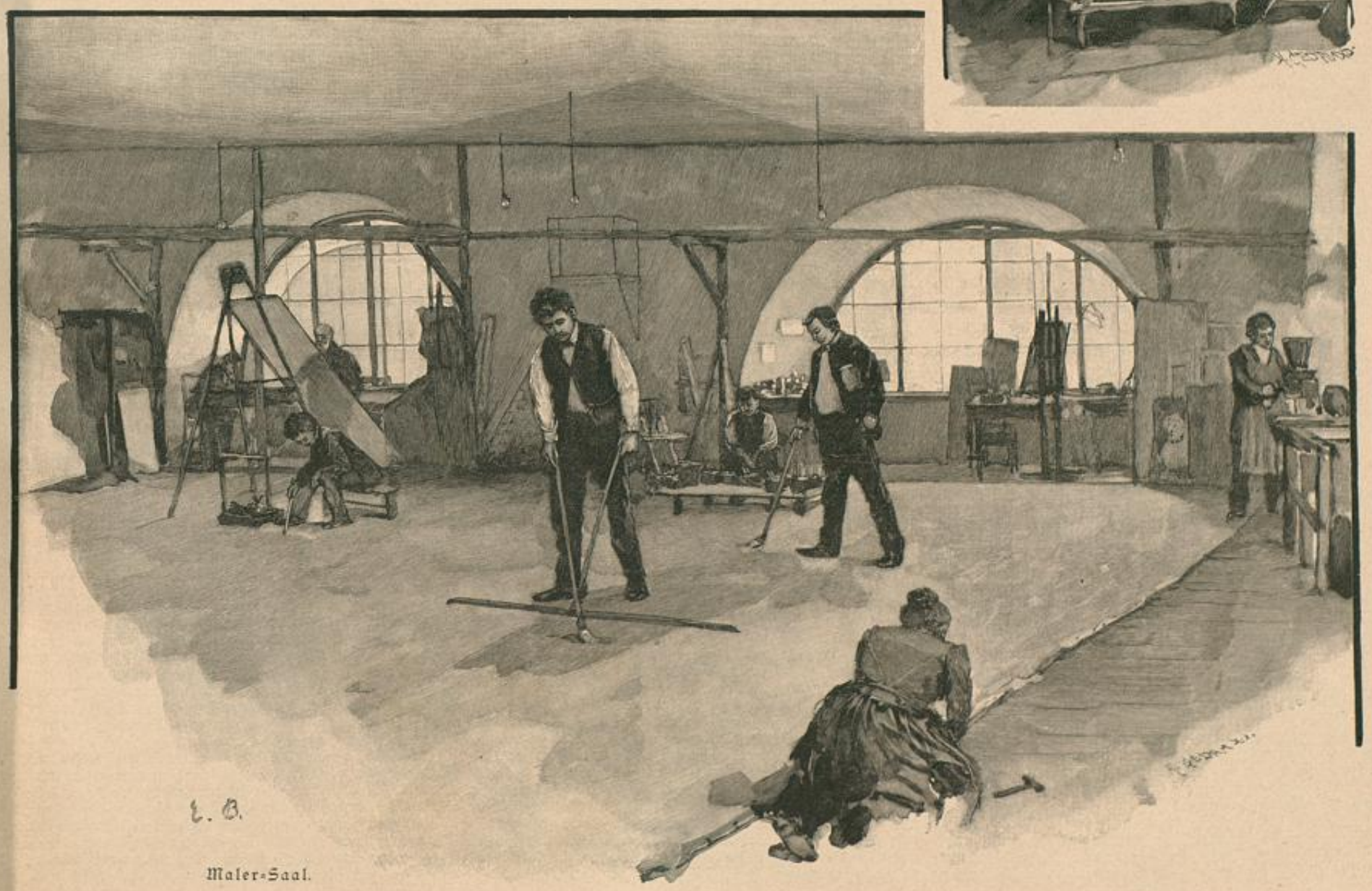
Ersatz für das Modell, das weibliche Element vertreten. Während die Famuli, mit blauer Schürze angethan, bald riesige Farbenmühlen treiben, bald in noch riesigeren Kesseln das nöthige Leimwasser kochen, kniet die Nanni oder Urschi am Boden und spannt mit besonderen „Zwecken" die schier unermeßlichen Leinwandflächen in den Rahmen. Statt des hierzu erforderlichen Hammers hat sie, ihren Titel rechtfertigend, gelegentlich auch die Nadel zu führen, um die vernützten und zerschlissenen Decorationen auszubessern oder Abfallflecke der neuen zu weiterer Verwendung aneinander zu stücken. Die Finanz-Verwaltung der königlichen Hof-Bühnen versteht es nämlich weidlich, den Heller zu ehren, und setzt einen Stolz darein, im Kleinen zu sparen, um zu gegebener Zeit aus dem Vollen schaffen zu können. Mit mächtigen Pinseln und großen, an langen Stielen befestigten Linealen, die zugleich als Malstock dienen, schreiten die Künstler auf der den Boden bedeckenden Leinwand hin und her und übersetzen die in kleinen Verhältnissen angefertigte Skizze ins Colossale. Gilt es einen Wald oder Garten, so werden die Aeste und Baumwipfel von einem unterklebten, weitmaschigen Gitterstoff zusammengehalten, der in langen Rollen bereit liegt. Die Palette, ein niederes Wägelchen mit ein paar Dutzend farbengefüllten Blechtöpfen verschiedenen Umfangs, wird nach Bedarf hin- und hergefahren. In den geräumigen, rundbogigen Fensternischen stehen die Staffeleien, an denen die Skizzen entworfen werden, und wohl mag die Rundschau, die sich dort auf die Thürme und Kuppeln der Stadt weit über das Isarthal hin bis zu den Schneegipfeln der Alpen eröffnet, den Maler anregen. Das von hellem Sonnenlicht durchfluthete Atelier entbehrt im Gegensatz zu den übrigen nüchternen Betriebs-Werkstätten des Theaters der Poesie nicht ganz. In einem Epheu umrankten Winkel des Saales gurren und schnäbeln blaugraue Turteltauben und leben in einem aus Pinselstielen und Rahmen improvisirten Käfig ihr glückliches Familien-Idyll. In den Farbengeruch, das Atelier-Parfüm par excellence, mischt sich der würzige Duft blühender Reseden, die draußen vor den Fenstern des Malersaales auf der Plattform des Theaterdaches angepflanzt sind, um mittelst eigens angebrachter Ventilatoren ihren Wohlgeruch zur Besserung der Luft allabendlich in den Zuschauerraum zu entsenden. Kein Wunder also, wenn das Münchener Hof-Theater in gutem Geruch steht.

Um die Handhabung der fertigen Decorationen kennen zu lernen, vertrauen wir uns der Führung des Theatermeisters an. Da werden wir Zeuge, wie ein Dutzend Arbeiter, kurzweg „Theaterzimmerer" genannt, unter seinem Commando einen Hintergrund aufrollen und die lange Rolle dann sorgfältig mit Strippen zusammenbinden. So wird sie dann in die Höhe gezogen, und so viel Hintergrund-Decorationen als die Vorstellung nöthig macht, oft zwanzig und mehr, hängen hintereinander, um im Bedarfsmoment herabgelassen zu werden. Schlimm ist's, wenn zwei- bis dreimal an einem Tage, oft unmittelbar vor Beginn der Vorstellung, eine Absage den plötzlichen Wechsel sämmtlicher sorgsam vorbereiteter Decorationen erheischt. Kopf und Hände müssen da hurtig und pünktlich zusammenarbeiten, und wer wollte es dem nothgedrungen überhetzten Arbeiter verdenken, wenn er im Stillen den „verflixten Kerl", der die Aenderung verschuldet, — auch Tenöre haben ihre Launen, so gut wie die schönsten Sängerinnen, — lieber als seine Decoration hin- und her„nudeln" möchte. Die von Latten unterstützten Seiten-Coulissen laufen auf in den Boden gesenkten Schienen. Die Stelle der Möbel und anderer größerer Requisiten ist durch Zeichen am Boden markirt, wie auch der Platz, wo das Bühnen-Personal bei besonderen Beleuchtungs-Effecten und anderen umfassenderen scenischen Arrangements Posto zu fassen hat.

Für das richtige Ineinandergreifen der künstlerischen Mitglieder hat der Inspicient Sorge zu tragen, der das Buch vor sich, an seinem Pulte in peinlicher Achtsamkeit die Vorgänge auf der Bühne Wort um Wort, Bewegung um Bewegung verfolgt, während dem Maschinen-Director die Beaufsichtigung seiner technischen Hülfstruppen obliegt. Ein Theil derselben manövrirt in höheren Regionen. Auf der hoch oben den Bühnenraum rings umschließenden Gallerie hausen die Elementar-



Donner-, Blitz-, Wind- und Regen-Apparate.



Maler-Saal.

gewalten. Da thront der Donnerer in einem gitterumflochtenen Kasten, und wenn er das von einer schwarzblauen Schirmmütze bedeckte, weißbärtige Haupt neigt und die in die Hände eingeschnallten Kugeln über das aufgespannte Trommelfell seines Tisches rollen und hüpfen läßt, dann dröhnt es in dumpfem Widerhall weithinschütternd durch das Haus. Alt, wie er selber, ist seine Methode. Wäre er Fin de siècle, so könnte er ganz bequem unten im Bewundern einer lieblichen Diva mit einem einzigen Griff am Electromotor den furchtbarsten Donner erzeugen, wie das durch eine einfache Kurbeldrehung im Residenz-Theater geschieht. Auch Wind und Regen ließen sich mittelst eines kleinen Fingerdrucks auf elektrischem Wege mühelos herstellen. Vorläufig aber wird der Wind, vom säuselnden Lüftchen bis zum brausenden Orkan, noch kraft einer durch Stricke bewegten Handmaschine entfacht. Der hemdärmelige Aeolus zieht die Seile, die einen um ein ziemlich breites, hölzernes Rad gespannten Streifen Wollmoiré-Stoff in kreisende Bewegung versetzen und dadurch ein Rascheln hervorbringen, das durch sachteres oder heftigeres Anziehen geregelt, durch alle Tonarten bis zum wilden Pfeifen und Sausen des Sturms gesteigert werden kann. Der Regen endlich wohnt in einer weißen, leinwandbezogenen, trommelähnlichen Büchse, die ihn in Gestalt von ganz gewöhnlichen Koch-Erbsen und Blei-Schroten umschließt. Während sie sich wie ein Kaffeeröster dreht, rasseln die Erbsen und Schrote durcheinander, und ihr Geräusch klingt, je nach dem Tempo der Trommelschwingung, bald wie das sanfte Plätschern eines sonnendurchleuchteten Aprilschauers, bald wie das dumpfe Prasseln eines schweren Gewittergusses oder gar wie ein zerschmetternder Wolkenbruch. Neben diesem auf die Ohren allein wirkenden Regen giebt es noch einen „echten", der dem Stehle'schen Apparat entströmend, die ganze Bühne in wenig Minuten unter Wasser zu setzen vermag und gelegentlich zu Bühnen-Effecten verwerthet wird. Völlig dem Handbetrieb entrückt, ist der Blitz, der, wie es sich für den elektrischen Funken gebührt, kraft der Elektricität hergestellt wird. Ein Beleuchtungs-Maschinist, der hoch oben auf der Bühnen-Gallerie über den Wettern waltet, läßt die im Zick-Zack niederfahrenden Blitze durch Einschaltungen am Beleuchtungs-Apparate niederzucken.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Eine stürmische Werbung.

Humoreske von C. Tanera.

Acht Tage vor dem Abmarsch ins Manöver war Lieutenant Steger des 1ten Jäger-Bataillons abends aus seinem Sommerurlaub zurückgekehrt. Am anderen Morgen trat er, ehe er sich beim Bataillons-Commandeur melden mußte, in das Bureau des Adjutanten Wachter, seines Kriegsschulfreundes. „Guten Morgen, Wachter."

„Ah, guten Morgen, Steger. Na, wie war's im Urlaub?"

„Gut, sehr gut, ausgezeichnet. Ich habe etwas erlebt."

„So! Was denn?"

„Ich bin ein anderer Mensch, ein vollständig veränderter Mensch geworden."

„Oho, was soll denn das heißen? Will wahrscheinlich sagen, Du bist verliebt?"

„Du hast's errathen. Verliebt bis zum Wahnsinn, bis zum Verrücktsein."

„Die Sache scheint ernst. Wie heißt denn Deine Angebetete?"

„Weiß nicht."

„Was, das weißt Du nicht! Wer oder was ist sie denn?"

„Weiß nicht."

„Höre, lieber Freund, in Deinem Kopf ist wirklich eine Schraube los."

„Das weiß ich. Aber Du mußt mir Gelegenheit geben, sie wieder fest anzuziehen."

„Ich! Die Sache wird immer bedenklicher!"

„Spotte nicht. Du kannst mir wirklich helfen."

„Na, schieß einmal los, wie Du Dir die Sache denkst?"

„Deine Schwester wird doch bei den Nonnen im Kloster Wallerfest erzogen?"

„Ja. Aber was hat denn diese mit Deiner Liebe zu thun?"

„Höre. Ich fuhr vor einigen Tagen von Salzburg, wohin ich einen Ausflug gemacht hatte, nach München zurück. Mit mir reiste ein Wesen, — ich sage Dir, so etwas hast Du in Deinem ganzen Leben noch nie gesehen."

„Sagen wir ein Engel."

„Ja, ein wahrer Engel an Liebreiz, Anmuth, Schönheit —"

„Es langt schon. Also Du warst im Nu bis über die Ohren verliebt?"

„Ich war durch ihren Anblick ins Herz getroffen. In ihrer Gesellschaft befand sich ein jüngeres Mädchen, ihre Schwester, wie ich im Laufe der Unterhaltung erfuhr."

„So, sie hat sich gleich in eine Unterhaltung eingelassen?"

„Nicht gleich. Erst als sie in Rosenheim etwas kaufen wollte und mit ihrem Deutsch nicht mehr weiter kam."

„Also nicht einmal eine Deutsche! Die Sache wird immer kritischer. Was hat denn aber damit meine Schwester zu thun?"

„Die beiden Damen sind junge Italienerinnen, welche in das gleiche Kloster reisten, in dem sich Deine Schwester befindet. Die ältere —"

„Deine Angebetete?"

„Ja. Diese war schon vorher ein Jahr lang dort gewesen, um die deutsche Sprache zu erlernen. Sie will noch sechs Monate dort bleiben, während ihre jüngere Schwester, welche Nina heißt, einige Jahre im Kloster erzogen werden soll. Nun bitte ich Dich, an Deine Schwester zu schreiben und Sie zu ersuchen, mir doch den Namen und, soweit sie es kann, auch die Familien-Verhältnisse des himmlischen Wesens mitzutheilen. Dann will ich selbst schreiben und mich erklären."

„Lieber Freund, das geht nicht. Die Nonnen lesen jeden an ihre Zöglinge gerichteten Brief. Uebrigens scheinst Du wirklich etwas verschroben zu sein, wenn Du auf solche Weise ein Abenteuer mit einem Klosterzögling anfangen willst."

„Das will ich ja gar nicht. Ich will sie, wenn die Verhältnisse stimmen, heirathen."

„Hahaha! Jetzt glaube ich wirklich, daß Du verrückt bist. Will der Mensch ein Kind, ein Institutsmädchen heirathen!"

„Oh, sie ist kein Institutsmädchen mehr. Sie will dort nur Deutsch lernen. Ich schätze sie auf neunzehn bis zwanzig Jahre."

„Lieber Steger, jetzt rede einmal vernünftig. Foppst Du mich, oder bist Du im Ernst so wahnsinnig verliebt?"

„Mein Wort darauf, ich liebe sie so, daß ich fühle, die Entscheidung meines Lebens ist eingetreten."

„Na, ob das klug ist, das wird sich zeigen. Jedenfalls wollen wir der Sache näher treten. Meiner Schwester kann ich aber nichts davon schreiben. Soll ich Dir aber etwas rathen?"

„Was denn?"

„Versuche, das himmlische Wesen selbst zu sprechen."

„Wachter, das ist schlecht von Dir. Ich schenke Dir mein volles Vertrauen, und Du verhöhnst mich!"

„Keineswegs; ich meine das in wahrstem Ernst. Du weißt, die Manöver spielen in der Gegend um Wallerfest. Du gehst oder fährst an einem Rasttag hin, besuchst in meinem Namen meine Schwester und trachtest dabei, Deine Angebetete zu sehen. Hast Du Dich ihr vorgestellt?"

„Nein. Ich war in Civil und hatte in ihrer Gegenwart alle ruhige Ueberlegung verloren! Ich mußte auch zu schnell aussteigen, denn ehe ich es ahnte, befanden wir uns in München."

„Ich kann Dir sogar noch mehr rathen. Melde Dich als Führer des Radfahrer-Detachements, welches das Bataillon aufzustellen hat. Dann bist Du selbständiger und kannst vielleicht öfter nach Wallerfest kommen. Einen allgemein gehaltenen Brief für meine Schwester würde ich Dir für alle Fälle mitgeben."

„Das ist ein großartiger Gedanke. Ich sehe, Du bist doch ein treuer, ehrlicher Freund. Wir sprechen später weiter. Jetzt ist es Zeit, daß ich mich beim Oberst-Lieutenant melde. Guten Morgen, lieber Wachter."

„Guten Morgen, Steger." —

Acht Tage später zog das Bataillon zum Manöver aus. Lieutenant Steger radelte an der Spitze von dreißig auf Fahrrädern sitzenden Jägern voraus. Er konnte es kaum erwarten, bis man in die Gegend von Wallerfest kommen werde. Er wußte aus einem Briefe der Schwester seines Freundes, daß die Institutsmädchen fast jeden Abend um ein halb sieben Uhr einen Spaziergang nach der Wallfahrtskirche Mariä Herz bei Wallerfest machten, dort eine halbe Stunde beteten und dann in ihr Kloster zurückkehrten. Darauf baute er seinen Plan. —

Zwölf Tage später waren die beiden Divisionen, welche nach Beendigung der Brigade-Exercitien und Detachements-Uebungen nun gegen einander manöveriren sollten, sich auf etwa fünfundzwanzig bis dreißig Kilometer nahe gekommen. Am achten September nachmittags vier Uhr begann bei beiden der Kriegszustand, am neunten sollten sich die Divisionen durch Märsche gegenseitig aufsuchen. Soviel man wußte, lag die Nord-Division in der Gegend Ostlingen-Wallerfest und die Süd-Division, zu der Steger und seine Radfahrer gehörten, auf dem linken Donau-Ufer.

Nachmittags dreieinhalb Uhr, nach dem Einrücken der Truppen in die Quartiere, meldete sich Lieutenant Steger bei seinem Bataillons-Commandeur, der heute die Vorposten befehligte. Der junge Offizier bat, noch an diesem Abend mit seinem Detachement eine Recognoscirung unternehmen zu dürfen. Die Antwort lautete: „Wir sind noch zu weit vom Feinde entfernt, Herr Lieutenant. Sie müßten mindestens noch fünfundzwanzig Kilometer radeln, um etwas zu sehen. Ihre Leute haben heute außer dem Gefecht schon über fünfzig Kilometer zurückgelegt. Sie werden ermüdet sein."

„O nein, Herr Oberst-Lieutenant. Alle Radfahrer des Detachements wünschen lebhaft, etwas Besonderes zu leisten, um zu zeigen, welch' vorzügliche Ausbildung sie als Radfahrer im Bataillon genossen haben. Es würde vielleicht auch im allgemeinen für unser Jäger-Bataillon sehr nützlich sein, wenn wir schon heute Nacht einige Meldungen über die Stellung der feindlichen Division einreichen könnten."

Das gefiel dem ehrgeizigen Bataillons-Commandeur sehr, er gab also seine Zusage und meinte nur zum Schluß:

„Ueberanstrengen Sie aber Sich selbst und Ihre Leute nicht zu sehr."

„Zu Befehl, Herr Oberst-Lieutenant."

Damit verschwand der junge Offizier aus dem Gesichtskreis des Commandeurs, begab sich zu seinen Radfahrern, ließ sie antreten und sprach: „Jäger, es steht uns noch eine ziemliche Anstrengung bevor. Wir müssen heute noch eine Recognoscirung der feindlichen Stellung unternehmen, also wahrscheinlich sechzig bis siebzig Kilometer radeln. Aber ich bin überzeugt, Ihr seid gern bei der Sache, wenn Ihr hört, daß es erstens die Ehre unseres Bataillons erfordert, zweitens, daß Ihr mir persönlich damit einen sehr großen Gefallen erweist, und drittens, daß ich jedem, der gut aushält, als Entschädigung für die außergewöhnliche Anstrengung aus meiner eigenen Tasche morgen früh zwei Mark zahle. — Jetzt alles genau nachsehen. In zehn Minuten radeln wir ab. An die Räder!" —

Noch nie gaben sich die Leute solche Mühe, ihre Räder gut in Stand zu setzen, als heute, wo ihnen eine außergewöhnliche, etwas abenteuerliche Fahrt bevorstand und sie ihrem Lieutenant, den sie sehr gern hatten, einen Gefallen erweisen konnten. Auch die in Aussicht stehenden zwei Mark pro Kopf eiferten sie tüchtig an.

In rasender Fahrt legte das Detachement in kaum anderthalb Stunden fünfundzwanzig Kilometer zurück. Nun hieß es vorsichtig sein.

Von versteckten Punkten aus erkannten sie das Bivouac der feindlichen Vorpostengros und das der Hauptmasse der gegnerischen Infanterie. Auf Meldekarten wurde dies verzeichnet und durch einzelne zurückgeschickte Radler dem Commandeur gemeldet.

Weiter vor der feindlichen Front entlang, gedeckt durch Waldungen, ostwärts gegen Wallerfest ging die vorsichtige Fahrt.

„Von der Höhe von Mariä Herz aus werden wir hinter die Stellung des Gegners sehen können. Dorthin ist unser Ziel. In einer Viertelstunde müssen wir oben sein."

Wie der Wind radelten nun die schneidigen Jäger weiter. —

Unter der Führung einer Nonne waren die Instituts-Zöglinge des Klosters Wallerfest heute wieder nach dem Wallfahrtskirchlein von Mariä Herz gewandert. Die Kirche umgab ein verlassener Friedhof und eine diesen umschließende Mauer. Ueber die Mauer hinweg genoß man eine entzückende Aussicht. Am heutigen Tage bot letztere ganz besonderes Interesse, weil unten am Fuße des Berges ein Regiment Cavallerie bivouacirte. Wie gern wären die Mädchen hinabspazirt und hätten sich das malerische Bild in der Nähe betrachtet. Allein so etwas duldete die Nonne um keinen Preis. Sie ließ sich nur soweit erweichen, daß sie ihren Schutzbefohlenen erlaubte, von der inneren Seite der Kirchhofmauer, welche hier kaum einen Meter hoch war, während sie außen über zweieinhalb Meter Höhe erreichte, nach dem Bivouac zu blicken. Aber sie hielt sich auch verpflichtet, den jungen Mädchen klar zu machen, welch' böser Feind dort unten sein Wesen trieb.

„Meine lieben Kinder, die Soldaten dort im Thale sind schlimme Menschen. Es sind Leute, welche keinen anderen Zweck haben, als zu zerstören, zu sengen, zu brennen und zu tödten. Es ist ein trauriges Zeichen unserer Zeit, daß es überhaupt noch Soldaten giebt. Welches Unglück haben schon solche Kriegsknechte über die Welt gebracht! Wie viele schöne Klöster haben sie im Dreißigjährigen Kriege und während der französischen Revolution zerstört und die frommen Mönche und Nonnen in alle Welt vertrieben!"

„Aber Schwester Katharina, es muß doch jeder Mann Soldat werden, um das Vaterland zu vertheidigen. Da wären ja alle Männer gottlos."

„So ist die Sache nicht gemeint, mein Kind. Von jenen Leuten, die nur gezwungen Soldat sind, rede ich nicht. Sie können nichts dafür, daß man sie nöthigt, ihr Blut zu vergießen. Aber jene habe ich im Auge, die freiwillig den Beruf eines Soldaten erwählen und also Mord und Todtschlag als den Zweck ihres Lebens ansehen. Ich kann Euch vor diesen nicht genug warnen. Besonders die Lieutenants sind höchst gefährlich. Ihnen ist nichts heilig. Sie stellen jungen Mädchen auf die frechste Weise nach und suchen sie in das Verderben zu stürzen. Das sind die echten Satanskinder, Ausgesandte der Hölle und —"

Das Wort blieb ihr im Mund stecken. Wie der Blitz sausten von rückwärts her um die Mauer herum und zum offenen Thor herein, gerade auf die Nonne und ihre Zöglinge zu, die radfahrenden Jäger des Lieutenants Steger, und voran dieser selbst.

„Abgesessen! Das Thor schließen! Die erste Section die Mauer besetzen und beobachten, ob man erkennt, daß wir bemerkt wurden?" Alles geschah, wie der Offizier befohlen.

Die Nonne war anfangs sprachlos. Dann rief sie in entsetztem Tone: „Mes enfants, sauvez-vous dans la sainte église!"

Während sie eilig vorausschritt, folgten ihr die Mädchen mehr oder minder zögernd nach. Die letzte war die schöne Italienerin, die der Lieutenant mit einem Respect grüßte, als ob er eine Königin vor sich habe. Ihr tiefes Erröthen verrieth, daß sie ihren Reisegenossen erkannt hatte. Sie grüßte vornehm und zurückhaltend, aber freundlich, und verschwand dann durch die Kirchenthür, die sich hinter ihr schleunigst schloß. Im Nu befahl der Lieutenant: „Unteroffizier Reichold, nachsehen, ob die Kirche noch einen Ausgang hat. Wenn ja, Posten davor. Niemand darf heraus, bis ich es erlaube."

Auch dies wurde sofort ausgeführt.

Nun trat Lieutenant Steger an die Mauer und beobachtete mit seinem Feldstecher genau das feindliche Reiter-Bivouac. Kein Anzeichen, keine außergewöhnliche Bewegungen ließen erkennen, daß man ihn und sein Detachement bemerkt hatte. Hierauf schrieb der Offizier eine Meldung über seine Wahrnehmungen, ließ einen Jäger vorsichtig rückwärts über die Kirchhofsmauer hinabsteigen, sein Rad hinunterreichen, gab ihm die Meldung, bezeichnete ihm den Weg, wie er schnell zum Bataillon zurückkommen könne, und schickte ihn fort.

Was jetzt thun?

Die Nonne und die Mädchen steckten in der verschlossenen Kirche. Sie schienen keine Anstalten zu machen, diese zu verlassen. Nun trat Steger an die Thür, klopfte an und rief: „Schwester, bitte öffnen Sie und lassen Sie mit Sich reden."

Von innen antwortete es: „Was wünschen Sie?"

„Ich möchte umgekehrt fragen, was beabsichtigen Sie zu thun?"

„Wir werden warten, bis Sie fort sind, und dann in unser Kloster zurückkehren."

„Das wird Ihnen wahrscheinlich zu lange dauern, denn möglicherweise halte ich den Friedhof bis morgen früh besetzt."

„So werden wir ihn jetzt gleich verlassen." Man vernahm noch einige französische Worte, dann wurde die Thür geöffnet, und an der Spitze ihrer Mädchen erschien die Nonne. Sie wollte mit einem strengen Blick auf den Offizier an diesem vorbeigehen. Steger vertrat ihr aber den Weg und bemerkte höflich, jedoch bestimmt: „Schwester, wir gehören zur feindlichen Division. Unsere Stellung darf um keinen Preis verrathen werden. Sie und die Damen müssen mir versprechen, keine Silbe verlauten zu lassen, daß Sie uns hier gesehen haben."

Da richtete sich die Nonne hoch auf und bemerkte spitzig: „Mein Herr, ein Soldat hat einer Dienerin Gottes keine Vorschriften zu machen."

„Gut. Dann lasse ich Sie und die Damen einfach nicht aus dem Friedhof hinaus."

„Wie, Sie wollten im tiefsten Frieden einen Menschen seiner persönlichen Freiheit berauben! Sie kennen wohl die Staatsgesetze nicht?"

„Ich kenne sie sehr genau. Ich beraube auch niemanden seiner Freiheit. Aber ich muß dafür sorgen, daß Ihnen und den jungen Damen kein Unglück zustößt. Wenn Sie alle den Friedhof zugleich verlassen, so könnten bei der eingetretenen Dämmerung die feindlichen Ulanen dort unten Sie für eine gegnerische Truppe halten, hierher Patrouillen senden, uns entdecken und uns damit den Vortheil der Ueberraschungsmöglichkeit rauben. Ich müßte, um letzteren zu wahren, sofort ein Schnellfeuer auf das Bivouac eröffnen. Dadurch könnte jemand verletzt werden, das muß ich verhüten, und darum darf ich nicht erlauben, daß Sie alle zugleich den Friedhof verlassen. Sie sehen, ich kenne meine Vorschriften genau."

Die Nonne ließ sich durch das sichere Auftreten des Lieutenants einschüchtern. Sie wußte nicht, was sie thun solle, und fragte daher etwas unschlüssig, was denn da zu machen sei? Sofort antwortete der junge Offizier: „Sie kehren zu je zweien mit Pausen von zwei bis drei Minuten ins Kloster zurück. Das fällt dann den Ulanen nicht auf. Beginnen Sie selbst mit dem jüngsten der Mädchen."

Unentschlossen stand die Nonne einige Augenblicke still und überlegte. Der Offizier drehte spielend an seinem Schnurrbärtchen, betrachtete ruhig die jungen Mädchen und warf dann einen glühenden, liebeerfüllten Blick auf die schöne Italienerin. Alle Institutszöglinge betrachteten bewundernd den hübschen Offizier, der ihnen gar nicht wie ein Satanskind oder wie ein Ausgesandter der Hölle erschien. Die Italienerin aber erröthete tief und schlug die Augen nieder.

Alles das bemerkte die Nonne gut. Da raffte sie sich auf und rief mit Pathos: „Nein! die mir anvertrauten Kinder lasse ich nicht in solcher Gesellschaft zurück. Ich fordere Sie nochmals auf, uns zu erlauben, nach dem Kloster zurück zu kehren."

„Das darf ich nicht. Es wäre mit einer direkten Gefahr für Sie verknüpft."

„Gut, so bleiben wir hier und werden uns Hülfe von auswärts herbeizurufen wissen. Mes enfants, rentrez dans la sainte église!"

Die Mädchen, die neugierig vor die Kirche getreten waren, gingen zögernd in das Gotteshaus zurück; einen keineswegs erzürnten Blick von der schönen Italienerin fing der Lieutenant noch auf, dann schloß sich die Kirchenthür.

„Was mag die Nonne nun unternehmen?"

Gleich darauf erfolgte die Antwort. In hellem Tönen erklang das Geläute des Kirchenglöckchens durch die Luft. Also die energische Nonne läutete Sturm.

„Donnerwetter, die hat wahrhaftig Haare auf den Zähnen. Na, sie soll mich aber nicht übertrumpfen."

Im Nu hatte der Lieutenant seinen Plan gefaßt. Schon um einer späteren Klage wegen Freiheitsberaubung zu begegnen, mußte er etwas unternehmen. Also: „Vier Jäger über die Südmauer so hinabsteigen, daß man sie vom Bivouac der Ulanen aus nicht sieht."

Es geschah. Die Glocke läutete weiter.

„Alle Räder hinausreichen und so bereitstellen, daß wir sie im Nu besteigen und dann davonradeln können."

Auch das geschah. Die Glocke läutete weiter.

„Der ganze Zug zur Besetzung der Nordmauer schwärmen."

Im Nu standen die Jäger hinter der Mauer; die Glocke läutete weiter.

„Bataillon soll chargiren, — Geladen!" die Glocke läutete weiter.

„Auf das feindliche Cavallerie-Bivouac, — Visir fünfhundert Meter, — legt an, — Feuer!"

Die Salve krachte durch die Abendstille, und die Schüsse leuchteten durch die Dämmerung. Da hörte die Glocke auf zu läuten. Man vernahm aus dem Innern der Kirche einige Schreie und ängstliche Rufe.

„Auf das feindliche Cavallerie-Bivouac langsames Schützenfeuer!"

Schuß um Schuß knatterte in ununterbrochener Folge hinunter ins Thal; leise wurde die Kirchenthür geöffnet, neugierige Mädchenaugen leuchteten hervor, und oben im Thurm saß wieder die Nonne und läutete von neuem lustig drauf los.

Mit einem Male kam ein Reiter den Abhang heraufgesprengt. Lieutenant Steger erkannte einen Generalstabsoffizier, der sich durch die weiße Binde um den linken Arm als Schiedsrichter erwies.

„Stopfen!" Die Unteroffiziere commandierten nach, das Feuer hörte sofort auf, aber die Glocke oben im Thurm läutete weiter.

Der Oberst ritt nun bis auf etwa zehn Schritte an die Friedhofsmauer heran, hielt dann und rief: „Was ist denn das für eine verrückte Schießerei. Wer seid Ihr denn?"

Sofort antwortete die Stimme des Lieutenants Steger:

„Das Radfahrer-Detachement der Süd-Division."

„Was? Der Süd-Division?"

„Zu Befehl, Herr Oberst."

„Da müßt Ihr ja wie wahnsinnig geradelt sein. Wie seid Ihr denn zwischen den Vorposten der Nord-Division durchgekommen?"

„Wir sind gar nicht durchgekommen, sondern sind östlich drumrum geradelt. Vor einigen Minuten trafen wie hier ein, ich sah das Bivouac des feindlichen Ulanenregiments, ließ darauf diesen festungsartigen Friedhof besetzen und zur Ueberraschung der Ulanen auf das Lager feuern. Ich nehme an, daß die Gegner bis jetzt etwa zweihundert todte Reiter und Pferde hätten."

„Sie wurden wohl schon heute früh entsendet?"

„Keineswegs, Herr Oberst. Wir haben heute früh das ganze Manöver unserer Division mitgemacht und sind dabei über fünfzig Kilometer geradelt. Dann bezogen wir mit unserem Bataillon die Vorposten, und Punkt vier Uhr, als der Kriegszustand gegen die Nord-Division begann, sind wir abgeradelt."

„Alle Hochachtung! Da haben Sie eine stramme Leistung hinter sich. Ja, ja, Ihre Annahme ist richtig. Bei diesem brillanten Schußfeld hätten die Ulanen gewiß schon einen Verlust von über hundert Mann und Pferden erlitten. Ich werde eine Schwadron außer Gefecht setzen und den übrigen drei anheimstellen, wie sie mit Ihnen fertig werden. Lassen Sie eine Pause von fünfzehn Minuten eintreten. Bis dahin habe ich unten alles geordnet. Dann geben Sie als Zeichen der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten eine Salve ab. Was zeigt Ihre Uhr?"

„Sieben Uhr zehn Minuten, Herr Oberst."

„Gut, um sieben Uhr fünfundzwanzig Minuten kann es wieder losgehen. — Was ist denn das für ein verdammtes Gebimmel?"

„Eine Nonne läutet, — ich glaube zum Gebet."

„Na, die könnte auch endlich aufhören. Also bis sieben Uhr fünfundzwanzig Minuten Ruhe. Hüten Sie Sich aber, daß Sie zu lange hier bleiben. Wenn das ganze Regiment mit abgesessenen Ulanen gegen Sie anrückt, könnte es Ihnen doch noch schlimm ergehen."

„Herr Oberst, die sollen uns nicht erwischen."

„Wir wollen sehen. Gute Nacht, Herr Lieutenant, gute Nacht, Jäger!"

Fröhlich und laut antworteten Steger und seine Leute: „Gute Nacht, Herr Oberst!" Dann galoppierte der Schiedsrichter zu den Ulanen zurück.

Der Lieutenant sah auf seine Uhr, sprang hierauf zur Kirchthür, öffnete sie trotz der erschreckten Rufe einiger Mädchen, trat ein, schritt zur Thurmthür und rief so laut, daß seine Stimme das Glockengeläute übertönte, hinauf: „Schwester, kommen Sie jetzt schnell herunter; jetzt können Sie den Friedhof verlassen."

Das Geläute hörte auf, die Nonne erschien. Steger ließ sie gar nicht zu Wort kommen und begann sofort: „Sie haben gesehen, wie gefährlich vorher ein Weggehen für Sie und die Mädchen gewesen wäre. Jetzt lasse ich eine kleine Pause im Kampf eintreten und darf Ihnen erlauben, fortzugehen. Alle zugleich wäre aber gegenüber den Ulanen auffällig. Diese könnten glauben, ich gäbe mit meinen Jägern die Stellung auf. Also verlassen Sie schnell mit der Hälfte Ihrer Schutzbefohlenen den Friedhof. Jene Dame," — er zeigte auf die Italienerin, — „kann mit den anderen Mädchen zehn Minuten später folgen, und Sie senden ihr gleich vom Dorfe aus jemanden entgegen."

„Aber Herr Lieutenant —"

„Wir haben gar keine Zeit zu verlieren. Sonst beginnt der Kampf wieder, Sie könnten nicht mehr fort und müßten vielleicht die ganze Nacht mit Ihren Schützlingen hier oben zubringen."

„Heilige Madonna, das wäre ja fürchterlich!"

„Sehen Sie; also vorwärts."

Nun theilte der Lieutenant schnell die Mädchen in zwei Abtheilungen, schob die eine und unter ihnen die Nonne mit sanfter Gewalt zur Kirche hinaus und brachte sie auf solche Weise aus dem Friedhof.

Aengstlich rief die Nonne zurück: „Sie stehen dafür, daß Signorina Rosita mit den anderen Mädchen ungefährtet in zehn Minuten folgt."

„Ich stehe mit meinem Kopfe dafür. Nur fort."

Jetzt zog die Nonne mit der ersten Hälfte ab.

Kaum waren die Mädchen durch das Thor verschwunden, so rief Steger zu den zurückgebliebenen: „Meine Damen, kommen Sie doch jetzt aus der Kirche heraus und sehen Sie, welch' interessantes Bild sich bei den Ulanen entwickelt."

Ohne Zögern folgten die Mädchen dem Rufe. Der flotte Lieutenant imponirte ihnen sehr; daß er sie mit „Meine Damen" ansprach, schmeichelte ihrem Selbstgefühl, und die Neugierde, zu sehen, was dort unten los sei, überwand ihre letzte Scheu.

„Jäger, laßt die jungen Damen vortreten und zeigt ihnen das Ulanen-Bivouac." Im Nu liefen die Mädchen an die Mauer.

„Gnädiges Fräulein, bitte hierher." Das galt der Italienerin. Sie folgte dem Rufe. „Mein Fräulein dorthin." Damit wurde ein anderes Mädchen fortgeschickt. Steger stand allein bei Signorina Rosita. Niemand beachtete beide. Das Bild im Thal nahm alle Aufmerksamkeit in Anspruch. Dort drunten ging es auch toll zu. Signale schmetterten durch die Stille des Abends, hier wurden über Hals und Kopf Feldställe eingerissen, Pferde gesattelt, Zelte umgeworfen ꝛc.; es war das echte Bild eines plötzlichen Alarms.

Die Italienerin wollte auch hinunter sehen. Lieutenant Steger stellte sich aber vor sie, zog seine Uhr hervor, deutete darauf und sprach mit zitternder, halblauter Stimme: „Gnädiges Fräulein, es stehen mir noch sechs Minuten zur Verfügung, bitte hören Sie mich. Auf der Reise, welche ich mit Ihnen zu machen das Glück hatte, hat sich mein Geschick entschieden. Ihre Augen, Ihre berückende Schönheit, Ihre Anmuth, — werden Sie nicht böse; ich bin ein Ehrenmann und spreche in heiligem Ernste, — alles hat mich völlig bezaubert. Bald nachdem wir uns getrennt hatten, war ich mit mir klar, daß ich Sie wahnsinnig liebe, daß Sie mein höchstes Glück sind, daß ich ohne Sie nicht mehr leben kann. Ich setzte den jetzigen Manöver-Coup nur in Scene, um Sie zu sehen, um mich Ihnen zu erklären und Ihnen Herz und Hand anzutragen. Ich will jetzt kein ‚Ja' oder ‚Nein'. Erkundigen Sie Sich über mich. Dies ist mein Name." Dabei gab er ihr seine Visitenkarte und fuhr fort: „Der Bruder von Emmy Wachter ist mein Freund. Dadurch können Sie viel erfahren. Ich bin fünfundzwanzig Jahre alt, vermögend genug, um auch ein Mädchen ohne Geld zu heirathen, und ich wiederhole zum Schluß, ich liebe Sie unbeschreiblich. Wollen Sie mich erhören und erlauben, daß ich bei Ihren Eltern, deren Namen ich ja gar nicht weiß, um Sie anhalte, dann senden Sie mir eine Nachricht. So, nun haben wir noch eine Minute Zeit. Bitte treten Sie zurück. Nach der Salve, die ich nun commandiren muß, verlassen Sie mit allen Mädchen sofort den Friedhof und kehren schnell in das Kloster zurück, damit Sie nicht zwischen das jedenfalls bald ausbrechende Feuer der Ulanen und das meiner Jäger gerathen."

Ohne sich nur im Geringsten weiter um die schöne Italienerin zu kümmern, sprang er in die Mitte des Friedhofes und rief: „Meine jungen Damen, bitte schleunigst hierher. Erschrecken Sie nicht. Es wird jetzt wieder geschossen. Nach der Salve verlassen Sie sofort mit Signorina Rosita den Friedhof und kehren in schnellem Schritt ins Kloster zurück."

Während die Mädchen eiligst zu ihm kamen, commandirte er: „Mit Bataillon chargiert, — fertig! Auf das feindliche Bivouac legt an, — Feuer!"

Krach, blitzte und donnerte die Salve durch die dichter gewordene Dämmerung.

„Geladen! — Gewehr in Ruh! — Gewehr ab! Sorgsam Obacht geben, was die Ulanen unternehmen. Oberjäger Salzmann, das Thor öffnen und die jungen Damen hinauslassen. Gute Nacht, meine Damen. Bitte etwas mehr zu eilen. Gute Nacht!"

Als die letzte verließ Signorina Rosita mit purpurrothem, leicht gesenktem Haupte den Friedhof. Steger grüßte wieder wie vor einer Königin, sie neigte noch etwas tiefer den Kopf, sah aber nicht mehr auf.

Der Lieutenant bemerkte jedoch, daß sie seine Visitenkarte zusammengerollt in der Hand trug.

Kaum waren die Mädchen verschwunden, so krachten auf der halben Höhe des Abhangs schon die ersten Schüsse der zu Fuß gegen den Friedhof vorgehenden Ulanen.

„Auf die feindlichen Schützen drei Patronen lebhaftes Schützenfeuer." — Eine halbe Minute lang blitzte und donnerte es von der Mauer herab über den Abhang. Dann war bei den Jägern wieder alles still. „Schnell über die Südmauer hinabspringen, auf die Räder und in scharfem Tempo zurück!"

Die Ulanen gingen nun sprungweise unter starkem Feuern vor. Sechs Minuten später unternahmen sie einen flotten Schützenanlauf mit brausendem Hurrah.

Sie erstürmten den Friedhof. Der war aber leer.

Die Jäger radelten, schon über zwei Kilometer entfernt, lachend und scherzend ihrer Division zu. Abends zehn Uhr rückten sie im Vorposten-Bivouac ein.

Daß ihnen die Ulanen manches „verdammte Strampler" und ähnliche Liebenswürdigkeiten nachgerufen, konnten sie sich denken. Das ließ sie aber kalt.

Am anderen Tage, bei der Besprechung des Manövers, gab es ein großes Lob für das schneidige Radfahrer-Detachement der Süd-Division, eine abfällige Kritik seitens des Generals und spöttische Bemerkungen seitens der Kameraden für die Ulanen, und bei den Radel-Jägern sah man nur fröhliche Gesichter. Das machten außer der Freude über den lustigen Streich auch die vom Lieutenant Steger gespendeten zwei Mark für jeden Mann.

Der Lieutenant aber war und blieb von da an merkwürdig ruhig. Nur seinem Freund Wachter hatte er sich anvertraut. Der sprach aber auch nicht darüber. So erfuhr niemand etwas von der stürmischen Werbung. Sechzehn Tage nach dem Manöver aber erhielt Steger einen eingeschriebenen Brief. Der lautete:

„Herr Lieutenant! Unsere Tochter ist vor vierzehn Tagen zu unserer größten Ueberraschung aus dem Kloster zurückgekehrt und hat uns alles erzählt. Ich zog Erkundigungen über Sie ein. Diese lauteten gut. Meine ganze Familie mit mir, — Rosita nicht zuletzt, — würde sich freuen, Sie näher kennen zu lernen. Besuchen Sie uns, sobald Sie können.

Es grüßt Sie Giuseppe Nobile di Ramero,
Senator von Florenz und Deputierter in der Kammer."

Da ward der so ruhig gewordene Lieutenant im Nu wieder der alte. Noch am gleichen Tage erbat er abermals, und zwar angeblich aus dringenden Familiengründen, um achttägigen Urlaub, erhielt ihn und reiste direct nach Florenz. Vier Tage später bekam Lieutenant Wachter die Depesche:

„Verlobt mit Rosita di Ramero, einem wahren Engel.
Dein überglücklicher Freund Steger."

Nachdruck verboten.

Aus dem Kinderleben der Naturvölker.

Von Theo Seelmann.

Während sich die Ansichten über die Sitten und Gebräuche der Naturvölker, soweit sie auf die Erwachsenen Bezug haben, durch die stetig zunehmenden Forschungsreisen mehr und mehr geklärt haben, herrschen über das Kinderleben noch vielfach irrige Vorstellungen. Man neigt oft genug zu dem Glauben, daß die Kinder der Naturvölker aufwachsen wie junge Wildlinge, daß sie der Fürsorge und Zucht entbehren, und daß sie jene Possirlichkeiten und Drollerien vermissen lassen, von denen unsere Kinder eine solche Ueberfülle zum Besten geben.

Aber bei einer näheren Betrachtung zeigen sich die Verhältnisse in einem anderen Lichte. Auch die Mütter der Naturvölker lieben ihre Kinder und sind, wenn auch auf ihre Art, für ihr Gedeihen besorgt. So sucht man vielfach die Neugeborenen durch Tätowirungen, Räucherungen und Einreibungen vor künftigem Unheil zu schützen. Aus dem gleichen Grunde bemüht man sich in einem großen Theile Ostafrikas, das Wachsthum der Zähne zu regeln. Jedem Neugeborenen werden hier von der Mutter mit einem scharfen Hölzchen Einstiche in das Zahnfleisch gemacht, um das vermeintlich richtige Wachsen der Zähne zu bewirken. Wachsen dann zuerst die beiden vorderen oberen oder unteren Schneidezähne, so herrscht große Freude, und das Ereigniß wird am Neumond desselben Monates durch gellendes Jubelgeschrei gefeiert. Zeigen sich jedoch zuerst seitliche Schneidezähne oder gar Backenzähne, so ist die Betrübniß groß, denn man nimmt an, daß das Kind frühzeitig sterben wird.

Genährt werden die Kleinen fast überreichlich. Zahlreiche Naturvölker huldigen dem Glauben, daß die Muttermilch allein nicht genug Nährkraft besitzt. Daher verabreichen die Mütter den Kindern sehr frühzeitig allerlei kräftigende Zugaben. Bei den Wadigo in Ostafrika werden die Kinder vom ersten Tage an mit möglichst großen Mengen Maniokbrei, vermischt mit Ziegenmilch, beköstigt, wobei sie förmlich nach Art der Mastgänse gestopft werden, was ihnen aber vortrefflich bekommt. Die Beymütter im Hinterlande von Liberia geben ihren Kleinen ebensofrüh Reisschleim. Die afrikanischen Mütter trennen sich so wenig wie möglich von ihren Kindern. Auf Ausgängen und während der Arbeit auf dem Felde trägt die Mutter ihr Kind auf einer Hüfte reitend und hält es mit den umgeschlagenen Hüfttuch fest. Dabei geschieht es oft, daß bei Arbeiten, die eine stark vornübergebeugte Haltung erfordern, das Kind ganz nach vorn sinkt und es sich die Nase auf dem Rücken der Mutter platt liegt.

Zahlreich sind die Genrebilder, die die Scene darstellen, wo unseren Kindern von allen Altersstufen die Mahlzeit zugetheilt wird. Derartige anmuthige Scenen kommen auch bei den Naturvölkern vor. Es heimelt uns ordentlich an, wenn der Forschungsreisende E. Zintgraff folgende Schilderung von seinem Besuche bei dem Balt-Häuptling Gualem in Nord-Kamerun entwirft. „Gualem erfreute sich augenscheinlich eines großen Kindersegens," schreibt der Forscher; „es erschien nämlich auf einmal ein Sclave, der einen dickbauchigen, bis an den Rand mit gekochten Bohnen gefüllten Topf im Arm trug und in der Hand einen hölzernen Löffel schwang. Auf seinen Ruf eilten aus allen Winkeln kleine, nackte Kinder beiderlei Geschlechts herbei, die in dichtem Gewimmel und mit ausgestreckten Händen den vor der Halle stehenden Sclaven umdrängten. Dieser fuhr alsbald mit seinem Löffel in die Bohnenschüssel und vertheilte den Inhalt sehr summarisch in die ihm entgegengestreckten, offenen Händchen. Dabei wies er bald einen sich allzusehr vordrängenden Bengel zurück, bald tröstete er ein im Gedränge zu Boden geworfenes, weinendes Mädchen. Sowie die schwarzen Kobolde ihre beiden Fäuste voll Bohnen hatten, eilten sie, eifrig kauend, von dannen, und bewundernswerth war die Sicherheit des Blickes, womit der Speisemeister diejenigen herausfand, die sich eine zweite Portion zu erschwindeln suchten. Dann heuchelte er einen schrecklichen Zorn, drohte und jagte die kleinen Uebelthäter hinaus, die lachend das Weite suchten. Dies liebliche Bild war für Gualem der Anlaß, daß sein Gesicht vor innerlicher Freude und Befriedigung strahlte."

Fast durchgängig besitzen die kleinen Mädchen Puppen, die, wie es natürlich ist, in dem betreffenden landesüblichen Kostüm gekleidet und ganz geschickt aus den einfachsten Stoffen hergestellt sind. Die Eskimo-Babys haben Puppen, deren Körper ein Stück eines Seehundknochens abgiebt. Aus dem oberen Ende schnitzt der liebende Vater ein Gesicht. Die zärtliche Mutter umkleidet den Knochen mit einem Stück Robbenfell und umrahmt das Gesicht mit einer Kapuze aus demselben Material, die mit einer dicken Haarkrause eingefaßt ist. Die kleinen Negermädchen spielen mit Puppen, die aus Cocusnüssen verfertigt sind. Mütterlich wiegen sie sie auf den Armen oder tragen sie in einem Tüchlein auf dem Rücken. Dazu kommen dann noch verkleinerte Nachahmungen von den Geräthschaften, die im Haushalt gebraucht werden. So stampfen die Mädchen

in Afrika, getreu nach dem Vorbilde der Mutter, in einem kleinen Mörser mit Ernst und Eifer Getreide.

Auch den Knaben fehlt es an Spielzeug nicht. Mit Bogen und Pfeil, Speeren, Knallbüchsen aus ausgehöhlten Zweigen, Booten u. s. w. treiben sie lustige Kurzweil und üben sich für ihre künftigen Aufgaben als Männer. Man läuft und springt um die Wette und wirft Steine nach bestimmten Zielen. Selbst über künstlicheres Spielgeräth verfügt man. In ganz Mittel-Afrika ist das Brettspiel verbreitet. Es besteht aus einem Brett, in welches in zwei Reihen vierzehn kleine Vertiefungen eingeschnitten sind. An jedem Ende befindet sich außerdem eine größere Vertiefung. Gespielt wird mit glänzenden Fruchtkernen, die in die kleineren Vertiefungen gelegt werden und von den beiden spielenden Knaben wechselweise mit dem Finger in die zugehörige größere Vertiefung gestoßen werden müssen. Wer zuerst alle seine Kerne in seine größere Vertiefung hineinbugsirt hat, der ist Sieger.

Unsere Jugend hat eine ausgesprochene Vorliebe für die Soldaten und verfolgt mit großem Interesse ihre Exercitien. Wo sich den Kindern der Naturvölker die Gelegenheit dazu darbietet, benehmen sie sich ebenso. Der schon erwähnte Forschungsreisende E. Zintgraff berichtet von seinem Aufenthalt in Nord-Kamerun: „Unsere Bali-Soldaten mußten später die deutschen Commandos lernen. Die dem Exerciren zusehenden Bali-Kinder faßten schnell die ihnen doch ganz fremden und unverständlichen Commandoworte auf, und wenn man in den Nachmittagsstunden im Dorfe spazieren ging, konnte man die kleinen Burschen die Commandos: Stillgestanden! Rechts um! Links um! Marsch! rufen hören, und außerdem auch noch manche andere militärischen Kosenamen.“ Damit das Bild vollständig wird, sei auch die Fortsetzung dieser Schilderung wiedergegeben. „Auch die jungen Bali-Weiber,“ berichtet der Reisende weiter, „die, wie bei uns die Dienstmädchen daheim, mit Vorliebe dem Exerciren zusahen, erblickten in diesen Bezeichnungen eine willkommene Bereicherung ihres Wörterschatzes und brachten sie mit mehr oder weniger Geschick an den Mann.“

Man weiß, wie oft unsere Kinder bei dem ersten Male vor dem Photographiren zurückschrecken, wie sie dann aber, wenn sie erst den Zweck dieser Vornahme erkannt haben, desto begieriger auf die Abconterfeiung ihres geliebten Ichs werden. Auch die Naturvölker, sowohl Erwachsene als Kinder, sind anfänglich keine Freunde des Photographirens, haben sie aber ihre Scheu überwunden, so gewinnen auch sie der Sache einen angenehmen Reiz ab. Interessante Beobachtungen konnte an den Papua-Kindern auf Neu-Guinea Professor R. Semon machen. „Photographirt zu werden,“ schreibt der Forscher, „war ein Hauptspaß für alle, und es kostete immer Mühe, ein einzelnes Object zu isoliren, um nicht statt eines gleich dreißig oder vierzig Menschen auf der Platte zu verewigen. Ein besonders hübsches, kleines Mädchen wollte ich gern allein aufnehmen, und nachdem ich es mit Mühe isolirt und auf einen günstigen Stand gestellt hatte, richtete ich den Apparat und nahm die Einstellung vor. Eine große Menschenmenge stand hinter und neben mir, jubelnde Kinder, neugierige Weiber, schmunzelnde Männer. Mein Modell freute sich zwar der ihm gewordenen Auszeichnung; als es aber die allgemeine Aufmerksamkeit so fortgesetzt auf sich gerichtet sah, wurde die naive Wilde, der doch niemals von einer strengen Pensionsmutter Zurückhaltung und Prüderie gepredigt worden war, plötzlich von Scham ergriffen, sie bedeckte ihre Augen mit beiden Händen und war nicht mehr zu bewegen, sich ungezwungen und frei hinzustellen. Ich bemerkte während dieses Vorganges deutlich, daß sich die Gesichtsfarbe des Mädchens verändert hatte, das Braun war dunkler, kräftiger geworden als vorher, was wohl dadurch zu erklären ist, daß ihm das Blut, wie man zu sagen pflegt, zu Kopfe gestiegen war. Wäre seine Körperfarbe nicht braun gewesen, so hätte man sagen können, es sei erröthet. —

Unter den kleinen Mädchen im Alter von sechs bis acht Jahren waren zwei wirklich allerliebste Geschöpfe, aus denen ein schwarzer Raphael ein Paar papuanische Engelsgestalten hätte machen können. Mein Begleiter Douglas hatte sie besonders in sein Herz geschlossen, hatte auch mehrmals versucht, sie zu photographiren. Das war aber nicht so leicht, denn sich allein und ohne Freundinnen vor den Apparat zu stellen, dazu waren die Kleinen denn doch zu schüchtern. Mein Führer Itama redete jedoch gut zu, die älteren Mädchen sprachen mit, und die Kinder wollten sich eben hinstellen und der Procedur unterwerfen, als die Mütter, die sich während der langen Vorverhandlung eingefunden hatten, Einspruch erhoben. Heute nicht, morgen hieß es. Wir waren etwas erstaunt, da wir den Grund nicht einsahen, warteten aber geduldig bis morgen. Am nächsten Tage erhielten wir den Schlüssel des Räthsels. Die beiden Kinder wurden uns am Morgen feierlich zugeführt, fast bedeckt mit Zierrath; Federn und Kämme in den Haaren, Schildpatt-Platten im Ohr, Perlmutterschmuck und Ketten aus Dingo-Zähnen um den Hals, Ringe aus Muscheln, Zähnen, Geflecht um Arme und Beine, kurz zwei kleine papuanische Museen. Es schien, daß in der Zwischenzeit der ganze Familienschmuck zusammengesucht worden war, um auf den beiden kleinen Körpern aufgespeichert zu werden.“

Wie aber steht es mit der Artigkeit? Nun, unter den Kindern der Naturvölker giebt es sicher viele kleine Trotzköpfe und Unholde, im allgemeinen aber ist die große Masse folgsam und sittsam. Es sei hier als Beleg nur die Schilderung angeführt, die Nordenskjöld, von dem Kinderleben der asiatischen Küsten-Tschuktschen, bei denen er mit seinem Schiff überwinterte, entwirft. „Die Kinder,“ bemerkt er, „werden weder bestraft noch gescholten, sind aber dennoch die artigsten Kinder, welche ich je gesehen habe. Ihre Aufführung im Zelte kann vollkommen mit der Aufführung der besterzogenen Kinder im Fremdenzimmer verglichen werden. Sie sind vielleicht weniger muthwillig. Erhalten die Eltern einen Leckerbissen, so bekommt jedes Kind seinen Theil davon, ohne daß jemals Streit über die Größe der verschiedenen Antheile entsteht. Erhält aus einer Kinderschar das eine oder das andere ein Stückchen Zucker, so läßt es dasselbe von Mund zu Mund gehen. Ebenso giebt das Kind der Mutter oder dem Vater von dem Stückchen Zucker oder Brod, das es erhalten hat, zu kosten. Schon in der Kindheit sind die Tschuktschen außerordentlich geduldig. Ein Mädchen, welches die Schiffstreppe hinabfiel, wobei es so heftig auf den Kopf schlug, daß es nahezu betäubt war, ließ kaum einen Klagelaut hören. Ein dicht in Pelze gehüllter Junge von drei bis vier Jahren, der in einen in das Eis des Schiffdeckes gehauenen Graben fiel und seiner unbequemen Kleidung wegen sich nicht selbst aufrichten konnte, lag geduldig still, bis er von einem der Schiffsmannschaft bemerkt und aus seiner Lage befreit war.“

Durchschnittlich gilt den Naturvölkern ein Menschenleben sehr viel weniger als uns. Aber auch hier kommen rührende Scenen vor, wenn ein liebes Kleines die Augen schließt und aus dem Leben scheidet. „Wieder fand ich,“ schreibt der holländische Forscher J. Büttikofer, der die Negerstämme im Hinterlande der Sierra Leone aufsuchte, „die ganze Einwohnerschaft des Dorfes auf dem öffentlichen Platze versammelt. Mitten auf dem Platze aber lag, der heißen Mittagssonne ausgesetzt, die Leiche eines etwa sechsjährigen Knaben auf einer Matte und einigen Tüchern. Neben ihm saßen auf der Erde ein Mann und eine Frau, der Mann mit gekreuzten Beinen, unbeweglich vor sich niederstarrend und mit einem dünnen Stäbchen in langsamem Tempo auf den Rand eines messingenen Kessels schlagend, den die Frau vor sich hielt. Der Mann sprach kein Wort, desto mehr aber die Frau, die in klagendem Tone alle Tugenden des kleinen Todten aufzählte und die rund herum im Schatten der Häuser sitzenden, stummen Zuhörer aufforderte, Einsprache zu erheben, wenn sie nicht die Wahrheit sage. ‚Ach‘, fuhr sie dann, als niemand das Wort ergreifen wollte, zu der Leiche gewendet fort, ‚wie konntest du so grausam sein, deinen Vater zu verlassen und deine Mutter, du Sonne ihrer Tage, ihr Glück und ihr Stolz! Ach, ihre Augen sind trübe und blind geworden von dem vielen Weinen um dich, du Liebling ihrer Herzen. Ach, wenn du doch reden könntest! Wenn du doch sagen könntest, welcher Elende mit bösem Zauber dein Leben geraubt hat!‘ Mit der Verwünschung des bösen Zauberers und der Drohung, daß er seiner Strafe nicht entrinnen werde, endete die schmerzliche Klage, und die Versammlung, die während des ganzen Ceremoniells die größte Stille beobachtet hatte, löste sich auf.“

Wir sind gewöhnt, auf unsere Kindheit als auf die glücklichste Zeit unseres Lebens zurückzublicken. Noch mehr als wir, hat der Naturmensch dazu Veranlassung. Denn seine Jugendzeit ist kürzer bemessen, und in einem Alter, wo unsere Kinder noch lange in den Kinderschuhen stecken, wird er bereits in die Reihen der Erwachsenen aufgenommen, um zwar ihre Vorrechte zu genießen, aber auch ihre Mühsale und Leiden zu theilen. —

Unsere Kinder.

Liebes Christkindchen!

Denke Dir, die böse Erna aus meiner Klasse sagt, es giebt kein Christkindchen, deshalb schreibe ich schnell an Dich, damit die Erna sieht, daß Du noch lebst, wenn Du den Brief kriegst und mir alles zu Weihnachten unter den Tannenbaum legst, was ich wünsche. Bringe mir ja recht viel, liebes Christkindchen, denn je mehr Du bringst, desto mehr glaubt dann die Erna an Dich. Ich möchte gern ein kleines, lebendes Hündchen für mein Schwesterchen, das so gern die Thiere hat; sie kann noch nicht schreiben, und ich kann ihr auch die kleine Hand nicht führen. Und ich möchte ein Schreibpult, um meine Schul-Aufgaben daran zu machen, dann einen Sportwagen für meine große Puppe, und eine Schachtel voll Briefpapier, auch für meine Puppe. Dann für mich eine Specerei-Handlung, um meinem Schwesterchen, das Bebe heißt, damit ich ihr Brustbonbons verkaufen kann, denn sie hustet.

Liebes Christkindchen, ich bin in der Schule im Rechnen um zehn herauf gekommen, und im Schönschreiben bin ich die sechste. Deshalb habe ich Dir auch einen schönen Brief geschrieben. Adieu, ich will Acht geben, daß ich Dich am Bescherungsabend durch's Schlüsselloch sehen kann, um Dir Danke schön zu sagen.

Deine treue

Straßburg i. E. Margarethe Haenle.

Der vorstehende Brief und die Photographie wurden uns für unsere Sammlung auf den Weihnachtstisch gelegt. Margarethe hat den Brief aus eigenem Antriebe und ohne jede Beihülfe geschrieben, er offenbart ein herziges, selbstloses Kindergemüth und ist auch in der Form so nett, daß wir ihn unseren Leserinnen nicht vorenthalten wollen.

Der kleinen Margarethe sagen wir einen herzlichen Gruß. Ihr Brief ist an die richtige Adresse gekommen; das Christkind hat ihn uns gebracht, da wir die Kinderbriefe so gern haben. Nicht nur für alle guten Kinder, sondern auch für die großen Leute giebt es ein Christkindchen! D. Red.

Nachdruck verboten.

Ohne Liebe.

Meine Schwester hat Hochzeit, — die Glocken geh'n;
Alle Leute nach meiner Schwester seh'n
Meine Schwester trägt Schleier und Myrtenkranz,
Ihre weißseid'ne Schleppe fliegt im Tanz.

Der Bräutigam redet und lacht so laut,
Er küßt die zitternden Hände der Braut.
Meine schmale Hand hat noch keiner geküßt,
Mein Mund der weiß nicht, wie Liebe ist.

Kein heißes Begehren trat vor mich hin,
Es freite mich keiner, wie schön ich auch bin.
Ich bin's, die nicht Liebe noch Liebsten kennt, — —
Und mein Blut, das kocht, und mein Mund, der brennt. —

Agnes Miegel.

Nachdruck verboten.

In Geldverlegenheit.

Nach dem Gemälde von Hermann Kaulbach. — Siehe Seite 9.

„Für fünf Pfennig Semmel, für drei Pfennig Zimmt und einen halben Liter Milch — —

Neun Pfennig für Milch und drei und fünf —“. Die Sache will nicht stimmen; so sehr sich die kleine Anna auch anstrengt, immer bleibt nach ihrer Rechnung ein Rest von ihrem Gelde übrig. Sie ist augenscheinlich in Geldverlegenheit.

Ja, in Geldverlegenheit, denn dieser Zustand pflegt nicht nur bei gänzlicher Abwesenheit von Geld einzutreten, sondern schon fühlbar zu werden, wenn nicht genug davon vorhanden ist. Glaubwürdige Leute haben mir sogar erzählt, daß es Menschen giebt, die in Geldverlegenheit sind, weil sie zuviel Geld haben, — sie wissen nicht, was sie damit anfangen sollen! Zwei Beispiele fallen mir gerade ein, ich kann mich auf sie unbedingt verlassen, denn sie rühren von zwei Dichtern her, und Dichter sind in Geldsachen ja durchaus gut unterrichtet: Herr Henry Adams besaß nur eine 1 000 000 Pfund-Note und wußte dabei nicht, wovon er sein Frühstück, seinen Anzug u. s. w. bezahlen sollte, — er nahm alles auf Borg, und da er ein tüchtiger Mensch war, verdiente er 200 000 Dollars und errang sich eine Braut! — Die Millionen-Pfundnote aber blieb ungewechselt. So erzählt Mark Twain. — In dem anderen Beispiel handelt es sich nur um einen Tausendmark-Schein, aber der glückliche Besitzer leidet Hunger und Durst, weil er den Schein in dem kleinen Bauerndorf nicht gewechselt erhalten kann. Schließlich pilgert er nach Rostock und — alle Noth hat ein Ende. Sie werden's schon gemerkt haben, das zweite Beispiel erzählt ein deutscher Dichter, — der wirft nicht so mit den Hunderttausenden herum, — es ist nämlich Heinrich Seidel.

Was es heißt, vor zu vielem Gelde in Geldverlegenheit zu sein, diesen Idealzustand habe ich an mir selber noch nicht beobachten können. Ich wünsche aber allen Leserinnen, sie möchten ihn schon kennen oder recht bald kennen lernen; denn es heißt, jeder Mensch kommt einmal im Leben in Geldverlegenheit, da möchte es denn die angenehmste Art sein. A. N.

Redactions-Post.

Helene W. in Rostock. — Es ist richtig, in Berlin wurde der erste Briefkasten im Jahre 1765 aufgestellt; es hat in Deutschland aber bereits Ende des siebzehnten Jahrhunderts Briefkästen gegeben, ein im Jahre 1698 in Regensburg erschienenes Buch enthält sogar die Abbildung eines solchen. Gegenwärtig sind im Weltpost-Verein 400 000 Briefkästen vorhanden, wovon etwa 234 000 auf Europa kommen.

Zaghafte in Danzig. — Ihr Brief konnte uns nicht überzeugen, wir glauben, Sie unterschätzen Sich.

Besorgte Mutter in Jena. — Das Schiefwerden Ihrer Tochter scheint zum Theil von der schlechten Haltung beim Schreiben herzurühren. Achten Sie darauf, daß die vordere Kante des Stuhles etwa 5 Centimeter unter den Tisch geschoben ist; der Sitz muß so hoch sein, daß bei herabhängenden Armen die Tischplatte in Höhe der Ellenbogen sich befindet. Die Füße sollen mit der ganzen Fläche der Sohle auf den Boden gesetzt werden (event. eine Fußbank unterstellen), der untere Theil des Rückens („das Kreuz“) muß während des Schreibens fest angelegt werden, nöthigenfalls an ein der Stuhllehne vorgelegtes Kissen. Die Augen müssen wenigstens 35 Centimeter von der Schrift entfernt sein. Sie lassen Ihr Töchterchen doch einen Ranzen tragen? Wenden Sie Sich aber unter allen Umständen an einen Arzt.

Radfahrerin in Weimar. — Wir haben schon einmal darauf hingewiesen, daß es höchst schädlich ist, beim Radfahren mit geöffnetem Munde zu athmen. Man soll ja überhaupt stets durch die Nase athmen, thut man's aber beim Radfahren, so kann ein dauernder Nachtheil für die Gesundheit daraus erwachsen. Durch das Athmen mit offenem Munde werden die Lungen in schnellen Wiederholungen mit einer ungenügend erwärmten, zu trockenen und auch mit zu vielen Verunreinigungen beladenen Luft gefüllt, auch der Kehlkopf wird in Mitleidenschaft gezogen. Ihr starker Halskatarrh rührt jedenfalls daher, und wir empfehlen Ihnen, das Radeln eine Zeit lang zu unterlassen. Wir möchten Sie auch davor warnen, größere Steigungen hinaufzufahren, das Herz leidet sehr darunter, es macht nach Ueberwindung einer Steigung 150—180 Schläge in der Minute, — eine Anstrengung, nach der bei öfterer Wiederholung eine schädliche Beeinflussung des Organs nicht ausbleiben kann.

Frau Ida in Annaberg. — Ihr Brief hat uns große Freude bereitet. Lassen Sie Sich nicht irre machen und singen Sie nur immer deutsche Volkslieder, so viel Sie mögen. Es ist jetzt leider so weit gekommen, daß für die Wiederbelebung des Volksliedes etwas gethan werden muß. — Früher blieb man im Walde andächtig stehen, wenn man singen hörte; denn es war immer ein Volkslied. Heute sucht man so schnell wie möglich das Weite, denn das Johlen der neuesten Gassenhauer ist ein sehr zweifelhafter Ohrenschmaus. Möchte es bald anders werden, Familie und Schule können viel dazu beitragen.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: H. Hein; für den technischen Theil: A. Große, beide in Berlin; — für Oesterreich-Ungarn: Robert Mohr, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 3, I. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). Berlin und Wien, 1. Februar 1899. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). XXVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Mit tausend Masten.

Ein Stück Leben.

Von Ida Boy-Ed.

(2. Fortsetzung.)

Jedermann sprach in Martha's Entwicklungsgang hinein: Kapellmeister Leo sagte, Martha müßte zur Bühne, ihre sehr große, robuste Stimme weise sie dahin, auch ihre etwas derbe Individualität. Fräulein Schirrmacher rieth, daß Martha Kirchensängerin werden solle, ihre weiche, weibliche Art paßte so dazu, und in Amerika zahlte man Kirchengesang sehr hoch. Der Senator Benfeld meinte, „trachten Sie darnach, mein Kind, eine tüchtige Musiklehrerin zu werden, und lassen Sie Sich nichts in den Kopf setzen!“ Die Senatorin war für die Laufbahn einer Konzertsängerin, Pianistinnen gäbe es zu viel. Dieser Ansicht neigte sich auch Hasenkamp zu.

Für Martha gab es innerlich keine Zweifel; sie nahm alle Rathschläge mit dem glücklichen Lächeln hin, das sie sich neuerdings angewöhnt hatte, und dachte bei sich: „In einem Jahr reise ich, anstatt der Morwitz, mit den Tournéen Desowsky.“ Sie dachte sich das ganz leicht, dergleichen zu erreichen. Ihr war, als warteten alle Konzert-Unternehmer nur auf sie, — als sei im musikalischen Leben der Gegenwart ein großer, freier Platz, der allein durch sie ausgefüllt werden konnte.

Von ihrem ersten Taschengelde kaufte sie sich Alban Desowsky's Bild. Die Ausgabe von einer Mark ließ sich vor der Mutter nicht verhehlen, denn die Mutter sah alltäglich Martha's Portemonnaie nach. Nicht um es zu controlliren, sondern aus Angst, daß Martha Geld verlieren könne, und aus einem ganz allgemeinen, neugierig wichtigen Gefühl. Lügen wollte Martha nicht, — ein Markstück kann man ja leicht „verlieren,“ — sie liebte ihre Mutter zu sehr. Lieber ließ sie sich ausschelten. Aber Frau Inspector Meyer schalt nicht, sondern seufzte nur. Sie dachte eines schönen Gehülfen ihres Vaters und seliger Backfischträume, — „was 'n richtiges junges Mädchen ist, muß auch mal 'n kleinen Schwarm haben.“ So weihte Martha dem Bilde des bleichen Geigers, der auf der Photographie aussah wie der Weltschmerz in Person, ungehindert einen glühenden Cultus.

In diese herrlichen Monate fiel nur zuweilen ein kleiner Schatten. Ihre Brüder warfen ihn. Die Jungen hatten nicht den allermindesten Respect vor ihren Uebungen, und wenn Martha sich darin erging, die kühnsten Intervalle zu treffen, miauten Hans und Guido sie ihr nach, und von Martha's Unterricht sprachen sie als von der „Gröhlstunde.“ Dann gab es Thränen und Faustkämpfe, und Martha sagte, sie könne nicht üben, wenn sie nicht ein Zimmer für sich allein bekomme. Aber da es in der Wohnung keine überflüssigen Räume gab, mußte es bei dem Zustand bleiben, und Martha kam sich bald als ein Opfer vor.

Wie später ihre Wohnung eingerichtet werden sollte, wenn sie erst eine reiche und berühmte Künstlerin sei, das wußte sie schon genau. Hinsichtlich des Konzertkleides waren sie sich noch nicht einig: Martha schwärmte für gelbe Seide, die Mutter war für rosa.

Alle Bekannten sprachen davon, daß Martha ordent-

Fütterung der Wildschweine. Nach dem Gemälde von R. Tietzen. — Siehe Seite 24.

lich hübsch werde. Ihre Züge waren belebter, das Auge schien dunkler, die künstliche Haartracht gab ihr etwas anspruchsvolles.

Frau Senator Benfeld fand, daß eine angehende Konzertkünstlerin lernen müsse, sich in Gesellschaft zu bewegen, und eines Tages, gegen Ostern, bekam Martha eine gedruckte Einladungskarte zu einer großen Abendgesellschaft. Bisher hatte man sie nur an stillen Tagen holen lassen, wenn Lilly sich langweilte oder die Senatorin fand, daß Lilly's pianistischer Ehrgeiz etwas geweckt werden müsse. Martha war fast schwindlig vor Freude, selbst der Inspector Meyer zeigte eine starke Aufregung. Sein Kind bei seinem obersten Chef, zusammen mit vielen Honoratioren der Stadt als Gast! Ihm schien, als habe Martha's Genie den ersten und auch gleich größten Sieg errungen. Die Freude wurde noch vollständig durch eine Sendung der Senatorin. Sie schickte ein abgelegtes rosa Seidenkleid von sich, das auf der Schleppe einen fürchterlichen Fleck von Braten-Sauce hatte, und sprach in einigen gütigen Zeilen die Hoffnung aus, daß Frau Meyer ein ausgeschnittenes Kleid ohne Schleppe noch daraus zu Stande brächte. Zugleich bat sie, daß Martha sich auf den Vortrag einiger Lieder einrichten möge.

Hierüber war nur Hasenkamp außer sich. Er stand mit der musikalischen Clique, welche im Hause Benfeld Protection fand, auf sehr feindlichem Fuß. Er wußte gewiß, daß man Martha's Tongebung und Vortrag abfällig kritisiren würde.

„Während man mitten in der Ausbildung begriffen ist, singt man in einem so anspruchsvollen Kreis nicht vor. Sie werden ablehnen oder besser, ganz absagen," befahl er mit der Strenge eines allmächtigen Lehrers.

Zitternd vor Wuth berichtete Martha dies ihren Eltern.

„Der Mann hat ja woll 'n kleinen Ticker," sagte der Inspector Meyer.

Wie hätte man Martha solches Vergnügen, sich eine solche Ehre entgehen lassen dürfen!

Das Verhältniß zu Hasenkamp trübte sich etwas. Aber Martha dachte: er wird schon aufhören zu maulen, wenn ich einen großen Erfolg habe. Immerhin ließ Hasenkamp sich herbei, mit ihr eine Liederauswahl durchzugehen. Sie sollte die „Feldeinsamkeit" von Brahms und „Trockene Blumen" von Schubert singen, auch erklärte Hasenkamp einen „Reißer" zum Schluß für durchaus nothwendig, da bei Benfeld's kein Mensch 'was von Musik verstehe und man dem Kreis mit Banalitäten kommen müsse. Als „Reißer" wurde dann „Allerseelen" von Lassen gewählt.

Vor dem Singen fürchtete Martha sich keinen Augenblick. Nur vor den vielen kleinen gesellschaftlichen Regeln, die sie nicht alle zu kennen fürchtete. Und dann davor, daß das Kleid nicht ordentlich sitzen würde. Die Mutter schneiderte daran, in Fieberangst etwas zu verderben, und Martha probirte es wohl sechsmal an.

Aber es saß. Und wie eine Fee, die sich in eine Hütte verirrt hat, stand Martha am festlichen Abend strahlend mitten im Zimmer. Im Schein von zwei Lampen und der Küchenwandlampe, die auf dem Klavier stand, gleißte die rosa Seide und schimmerten die weißen Schultern. Denn in aller Unschuld und sich immer in Gedanken an die Toilette der Lola Morwitz haltend, hatte Frau Meyer so eine Art Hofausschnitt hergestellt, der viel zu tief für Martha's Alter und Stellung war, aber überraschend schöne Linien offenbarte.

Eine heiße Vorfreude, verbunden mit einer zitternden Spannung brannte in Martha's Brust. Sie vergaß, daß die Einladung eine Gnade, das Kleid ein geschenktes war. Weit offen standen die Thore des Ruhmes, des Glücks und des Reichthums, — sie brauchte nur einzuziehen, einer jungen Königin gleich, die Besitz nimmt von ihrem Reich.

Hoch empor gehoben fühlte sie sich, ihr Schritt war elastischer, ihre Gebärden größer, ihr Wesen herablassend. Eine Kluft trennte sie von den Ihrigen. Aber ein warmes, großes Gefühl drängte sie, Gnaden auszutheilen.

„Später, Mama, nehmt Ihr Theil an meiner Ehre. Und Hans und Guido laß' ich studieren. Und Mimi und Du lebt bei mir."

Die Mutter hatte Thränen in den Augen.

„Wenn bloß mein Vater das noch erlebt hätte. Er war so für seine Familje und daß man 'n bißchen höher 'raus strebe sollte," sagte sie. „Und benimm Dich man bescheiden, mein' Martha. Mit Bescheidenheit stößt man nie nich an."

„Aber natürlich, Mama. Fräul'n Köster sagte auch immer: mit Bescheidenheit kommt ein junges Mädchen am weitsten."

Und bescheiden mischte Martha sich auch unter die Gäste, nachdem sie ihren Eintritt in den Salon im Gefolge einer großen Familiengruppe unbemerkt hatte bewerkstelligen können. Die Senatorin sah sofort, als Martha ihr die Hand küßte, daß das Mädchen zu tief ausgeschnitten war, und ärgerte sich etwas, konnte aber nichts sagen, weil schon andere Gäste nahten. Und bescheiden hielt Martha sich auch während des Essens, obschon alles, was auf den Tisch kam, ihr neu war und wunderbar schmeckte, und obschon ihr Tischherr einen recht flotten Ton gegen sie anschlug. Er war der neunzehnjährige Sohn eines großen Handelsherrn in Havre und sollte in Hamburg Deutsch lernen; die Empfehlung, die er an Benfeld's hatte, war diesen recht lästig. Die jungen Damen liebten es nicht, einen solchen „Jüngling" zu Tisch zu bekommen. Die Senatorin war ordentlich erleichtert gewesen, für Martha einen passenden Herrn und für Gaston Ferrand eine anspruchslose Dame zu haben. Martha genirte sich zwar, französisch zu sprechen, war aber doch stolz, hie und da ein schweres Wort ihm übersetzen zu können. Gaston sagte ihr faustdicke Complimente über ihr blondes Haar und ihre schönen Schultern. Sie hörte es mit glücklichem Herzklopfen. Daß es ein Franzose, ein Ausländer war, dem sie gefiel, schien ihr dies Wohlgefallen noch werthvoller zu machen.

Im Benfeld'schen Hause wurde bei Gesellschaften qualvoll viel Musik gemacht. Eine wirkliche, allgemeine Unterhaltung und gleichmäßig fröhliche Stimmung kam nicht auf. Herr Senator spielte Cello, und es wurde stets ein Trio vorgetragen; die Violine spielte der erste, dafür honorirte Geiger der Stadt, den Flügel eine hervorragende Lehrerin „aus Freundschaft", — sie rekrutirte ihre Schülerinnen aus dem Benfeld'schen Kreis. Durchreisende Künstler wurden gefeiert und musicirten hier. Die Senatorin hatte früher gesungen und war eine Kley-Schülerin. Sie war auch mit einem berühmten Wagner-Dirigenten sehr befreundet und hatte ein unfehlbares Urtheil in musikalischen Fragen.

So war denn der Ausfall des heutigen Abends für Martha wichtig. Trotzdem trat sie ohne jede Angst an den Flügel, wo Fräulein Deppermann, die berühmte Lehrerin und Senator Benfeld's Trio-Freundin schon, etwas gelangweilt präludirend, saß.

Noch niemals hatte Martha in einem so großen Raum gesungen. Ihr war, als würde ihre Stimme größer und schöner, als dehne eine unerklärliche Macht ihr die Brust. Die Prismen am Kronleuchter zitterten klingend beim Andrang der Schallwellen. Und Martha sang lauter und lauter, den Charakter des Liedes und den ihr von Hasenkamp eingeprägten Vortrag vergessend, nur der Wonne sich hingebend, so große, tragende Töne erzeugen zu können.

Weder die „Feldeinsamkeit" noch die „Trockenen Blumen" lagen ihrem Verständniß und ihrer Art nahe.

Einige von den Hörern klatschten Beifall, es wäre ihnen grausam vorgekommen, das nette, frische Mädchen ohne ein Zeichen der Anerkennung zu lassen. Andere klatschten nicht, weil sie nicht mit sich einig darüber waren, ob man in einem Privathause Beifall in dieser Manier äußert.

Der musikbeflissene Theil der Gesellschaft saß voll Spannung da, mit kaum verhehlter Ungeduld das Ende von Martha's Vorträgen abwartend. Und dann, als der letzte Ton verklungen war, stürzten die Musikfreunde förmlich aufeinander und auf Martha zu.

„Natürlich, wieder der bekannte Hasenkamp'sche Gaumenton."

„Hasenkamp ruinirt doch jedes Material."

„Was für 'n Idee, das Kind diese Lieder schon singen zu lassen."

„Fräulein, Sie heben bei den hohen Tönen den Kopf wie 'ne Gans, die Wasser trinkt. Das Kinn nieder, nieder! ‚Chantez avec les yeux,' sagte mein italienischer Lehrer."

„Hasenkamp hat keinen Schimmer von Stimmbildung."

So klang es um Martha. Sie stand ganz verwirrt und hörte nur das eine klar, daß Hasenkamp im Begriff sei, ihre Stimme zu verderben. Plötzlich erinnerte sie sich seines Verbotes, hier zu singen. Aha, — er hatte wohl recht gut gewußt, daß er hier solche Kritik erfahren werde!

Und aus all' den Hin- und Herreden, die von Martha's Stimme wie von einem Object handelten und gar keine Rücksicht auf Martha's Person nahmen und darauf, was wohl in ihr vorgehen möge, erhob sich zuletzt ein Beschluß.

„Sie muß zu Kley!"

Dies sagten alle mit einer Entschiedenheit, gegen die es kein Auflehnen gab.

Als Martha heimkam, fand sie als Resultat dieses Abends, daß ihr jedes Vertrauen zu ihrem Lehrer geraubt worden war.

Berlin, — Kley, — das stand vor ihr, so lockend, so verheißend, daß sie bald zu dem festen Glauben kam, ihre ganze Zukunft hinge daran.

Hasenkamp merkte bald, daß seine Schülerin in ihm nicht mehr den musikalischen Dalai Lama sah, der er ihr bisher gewesen. Durch größere Schärfe suchte er mehr Autorität zu gewinnen. Aber Martha war aufsässig. Als einmal der Name Kley fiel, sagte Hasenkamp:

„Kley-Schule, Schrei-Schule. Gehen Sie nur hin, er wird Sie schon ruiniren. Das heißt, wenn Sie das Geld haben, Sich ruiniren zu lassen!"

Ja das Geld, das schreckliche, das dumme Geld. Daß Martha keine Mittel hatte, ein Jahr in Berlin zu leben und das Studium bei Kley zu bezahlen, wußte sie nur zu genau.

Aber es erging ihr und allen, die sich für sie interessirten, wunderlich. Erst hieß es: wenn sie doch zu Kley könnte! Dann: sie muß zu Kley. Man lebte sich in diesen Gedanken so hinein, daß er schon Entschluß war, ehe ein Mensch an die dazu gehörigen Mittel dachte. Auch Martha's Eltern glaubten, es müsse sein. Man hätte es doch bei Benfeld's gesagt! Heimlich hofften sie, irgend eine großmüthige Hand werde sich finden, das Geld zu geben.

Nach und nach nahm die Sache eine so klare Form an, daß es hieß: die fünfzehnhundert Mark werden doch aufzutreiben sein!

Als erst die Ziffer genannt war, die für ein halbes Jahr reichte, — wenn es denn auch nur eine Winter-Saison hindurch wäre, hatte die Senatorin gemeint, — schien es schon gewiß, daß Martha nach Berlin gehen werde.

Sie wußte sich vor Freude nicht zu lassen. Ein überschwänglicher Daseinsreichthum drang auf sie ein. Die ungeheuersten Erwartungen erfüllten sie, wie ein Fieber der Ungeduld pulste es durch ihre Adern.

Die Senatorin Benfeld, die es oft genug bedauerte, nicht reich genug zu sein, Martha das Geld zu schenken, hatte einen großartigen Einfall.

Martha sollte ein Konzert geben! Alle Damen des Benfeld'schen Kreises konnten unter der Hand Billets anbringen. Der offenkundige Zweck sollte sein, Martha Geld zum Studium in Berlin zu verschaffen. Das entwaffnete Kritik und Publicum. Fräulein Deppermann würde die Begleitung übernehmen, für ein ganz bescheidenes Honorar. Rechnete man dann die Saalkosten, Annoncen und Konzert-Programme dazu, so mußte für Martha ein stattlicher Reingewinn von gegen tausend Mark herauskommen.

Der Benfeld'sche Kreis war entzückt von der Idee; daß der Saal „bombenvoll" sein werde, schien allen gewiß.

Als Martha, trunken vor Glück, ihrem Vater diesen Plan mittheilte und ihm auf Mimi's Schiefertafel alle Kosten und die Einnahmen vorrechnete, ward der Mann ganz befangen.

Seine Martha, die er noch bis vor kurzem oft „dummes Göhr" genannt, konnte an einem Abend ein Drittel seines ganzen Jahresverdienstes zusammensingen?!

Und Frau Inspector Meyer sagte:

„Nu' mein' ich, Papa, daß Du auf die Police die dann noch fehlenden fünfhundert aufnimmst. Das seh'n wir ja nu': Risico ist da nich weiter bei. Später giebt unser' Märtha alle Winter so'n Stücker zehn, zwölf Konzerte, und dann stechen wir das Geld mit Zinsen wieder ein."

Ja, wenn Martha so leicht Geld verdienen konnte, dann war freilich kein Risico dabei. Und Martha durfte ihren Beschützern erzählen, daß ihr Papa das fehlende Geld flüssig machen werde, was ihr nebenbei auch noch ein Gefühl großer Genugthuung war. Ihr Armuthsbewußtsein schwand ihr dabei. Sie fühlte überhaupt schon seit mehreren Monaten die Kluft zwischen sich und der Gesellschaft ganz verschwinden.

Es sprach sich schnell herum, daß Martha ein Konzert geben wolle und zu welchem Zweck. Alle Welt fand es ehrenwerth und vernünftig, lieber durch diesen Apell an die Theilnahme der Mitbürger sich die Mittel zu verschaffen, als durch Schuldenmachen. Die Schirrmacher'sche Schule beschloß, fast vollzählig hinzugehen, alle Lehrerinnen und Lehrer, die ganze erste, zweite und dritte Klasse. Natürlich würden auch Martha's ehemaligen Mitschülerinnen, die letzten Winter schon als junge Damen ausgegangen waren, nicht fehlen.

„Wir kriegen Sagebiel's großen Saal voll!" sagte die Senatorin vergnügt.

Hasenkamp machte gute Miene zur Sache. Ihm blieb nichts anderes übrig, und er trachtete, sich bei der Gelegenheit mit dem Benfeld'schen Kreis etwas freundlicher zu stellen.

Er sagte aber mit Entschiedenheit, daß es unmöglich sei, Martha einen ganzen Liederabend allein bestreiten zu lassen. Ihre in voller Ausbildung begriffene Stimme könne noch nicht so ökonomisch verwaltet werden, um auszureichen. Dies sah die Senatorin Benfeld ein, und auch Fräulein Deppermann pflichtete bei.

Neue Berathungen begannen. Es schien also nöthig,

einen Künstler zur Mitwirkung heranzuziehen. Natürlich keinen Sänger.

„Wäre es nicht am besten, man forderte einen Geiger auf," wagte Martha zu sagen.

Ihr Herz klopfte fürchterlich. Einen Namen auszusprechen, hatte sie nicht den Muth.

Fräulein Deppermann schlug den Triogenossen des Senators vor.

„Nur keinen Hamburger," bemerkte Hasenkamp. „Was meinen Sie von Desowsky? Er hatte im November vorigen Jahres einen Riesenerfolg. Viele haben ihn damals nicht gehört."

Die Senatorin stimmte lebhaft zu. Theils, weil sie und ihr Mann damals selbst Desowsky versäumt hatten, theils, weil sie es denn doch höflicher fand, Hasenkamp etwas vorschlagen zu lassen.

Martha brauste es in den Ohren. Er, Er! Es war erreicht, was sie sich im vorigen Jahr gewünscht, gelobt, — an Stelle der Morwitz trat sie mit ihm zusammen auf, — nach kaum elf Monaten.

Ihr Jubel war zu groß. Sie konnte ihn nicht hinausschreien, — — Thränen traten in ihre Augen.

Oh, welch' Leben! Wie groß, wie schön, die Kunst und das Glück! Mit einer Königin hätte Martha nicht tauschen mögen!

Als sie nach dieser Conferenz das Benfeld'sche Haus verließ, zusammen mit Hasenkamp, fühlte sie sich mit ihrem Lehrer wieder ausgesöhnt.

Die Correspondenz mit Alban Desowsky führte Hasenkamp. Es stellte sich als viel schwieriger und weitläuftiger heraus, so etwas zu Stande zu bringen, als Martha gedacht. An den Tagen, die in Hamburg paßten, konnte Desowsky nicht; an jenen, wo Desowsky frei war, war es der Saal nicht. Aber endlich kam man doch übereins. Am 26. October sollte das Konzert sein, und Alban Desowsky erhielt für seine Mitwirkung ein Honorar von fünfhundert Mark. Die Senatorin Benfeld und Fräulein Deppermann erklärten, nun könne man für den ersten Platz vier Mark nehmen, auch würde für viele, die zu Martha Meyer nicht gekommen wären, Desowsky der Anziehungspunkt sein, sodaß sich die Mehrausgabe leicht ausgliche.

So stand denn nun alles fest: das Konzert und Berlin.

Martha war in der Stunde, wo Hasenkamp ihr Desowsky's Zusage mittheilte, so bewegt, daß sie wiederholt in Thränen ausbrach. Auch Hasenkamp wurde bewegt. Er glaubte, einige Thränen gälten auch wohl dem bevorstehenden Abschied vom alten Lehrer.

„Bleiben Sie ein gutes Kind, Martha," sagte er und zog sie liebevoll an sich, „in Berlin wird viel an Sie herantreten, wovon Sie noch keine Ahnung haben. Tapfer und anständig sein, — was? Und den alten Hasenkamp nicht vergessen, der es doch schließlich war, der Ihr Talent entdeckte. Nachher wollen es immer ein Dutzend andere gewesen sein!"

Martha schlang weinend die Arme um seinen Hals, weil ihr so weh und so weich ums Herz war, und weil doch die Mutter nicht da war, und sie sich ausweinen mußte, — mußte — —

Hasenkamp streichelte sie und liebkoste sie und gab ihr auch einen Kuß. Er war sehr zärtlich, und plötzlich wurde Martha verlegen.

Da sagte Hasenkamp, ihr wie zum Abschluß auf die Schultern klopfend:

„Na, ich bin doch so eine Art Pflegevater für unsere Martha, — was? Aber nun wollen wir noch 'mal „das Veilchen" durchnehmen."

Durch das Fenster, welches sich auf die enge Fuhlenwiete zu öffnete, fiel das trübe Tageslicht. Das Glas klirrte leise, denn draußen fuhr ein Lastwagen.

Und Martha sang gedanken- und seelenlos:

„Ein Veilchen auf der Wiese stand, — —" während ihre heiße Sehnsucht dem Augenblick entgegenflog, wo sie mit ihm sprechen durfte.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Damen-Sport.

Von Dr. Franz Oppenheimer.

II.

Wir haben in unserer ersten Unterhaltung uns bemüht, die moderne Frauenbewegung aus ihren ökonomischen Ursachen zu begreifen. Wir sahen, wie die ungeheuere wirthschaftliche Umwälzung des Jahrhunderts, indem sie die Hauswirthschaft durch die Wirthschaft für den großen Markt ersetzte, eins der altgeheiligten Bande nach dem anderen zertrennte, die noch unsere Großmütter an das Haus und seine Welt gefesselt hatten, bis die Frau zuletzt dastand, frei, aber auch heimatlos. Wir sahen, wie sie aus der Heimatlosigkeit den Zwangsantrieb und aus der Freiheit den Muth gewann, ihrem einstigen „Herrn", dem Manne, den Wettbewerb auf immer neuen Gebieten des öffentlichen Lebens anzubieten; und wie aus alle dem auch ihre Betheiligung am männlichen Spiele, am Sport, naturnothwendig herauswuchs.

Damit haben wir die psychologische Wurzel der auffälligen, ebensoviel angefochtenen, wie lobgepriesenen Erscheinung bloßgelegt, die heute als Damen-Sport die öffentliche Aufmerksamkeit so stark beschäftigt. Aber wir haben damit ihre Ursachen nicht erschöpft. Sie hat eine ebensostarke hygienische, physiologische Wurzel. Und, wenn die seelischen Strömungen noch immer der Werthung nach „Gut" und „Böse" unterliegen, wenn sie antipathische und sympathische Triebe erwecken, so steht die Physiologie als Naturwissenschaft jenseits der Moral und gestattet gegen ihre Urtheile keine Berufung.

Dieselbe wirthschaftliche Umwälzung, deren wir gedacht haben, hat, wie die seelischen, so auch die leiblichen Bedingungen des Lebens der Kulturvölker von Grund aus umgestaltet. Wir ließen oben die Frage offen, ob die seelische Gesundheit unseres Volkes gelitten oder gewonnen habe: für die leibliche Gesundheit müssen wir leider eingestehen, daß sie zunächst eine Wendung zum Schlimmeren genommen hat.

Man lasse sich nicht dadurch täuschen, daß die Sterblichkeitsziffer der Kulturvölker stetig sinkt, daß also die Menschen heute im Durchschnitt länger leben, als in der Gretchenzeit. Das ist die Wirkung der ungeheuer vorgeschrittenen hygienischen Erkenntniß und des gewachsenen, allgemeinen Reichthums. Die Nahrung und namentlich die Wohnung unserer ärmsten Bevölkerungsschichten ist so ungleich gesunder wie ehemals, die vorbeugende Hygiene so mächtig entwickelt, daß verheerende Seuchen immer seltener und milder werden. Unsere Transport-Einrichtungen sind so weit gediehen, daß Hungersnöthe, wie wir sie noch vor fünfzig Jahren kannten, wie sie unser Nachbar Rußland noch in jedem Jahrzehnt erlebt, bei uns zu den Unmöglichkeiten gehören, sodaß die Mordwaffen der apokalyptischen Reiter stumpf geworden sind, zumal auch die Kriege immer seltener werden, je höher mit dem steigenden Reichthum und dem steigenden Werth des Menschen der Einsatz des blutigen Spieles wird. Aus all' diesen Gründen lebt der Mensch länger, — aber es ist eine ganz andere Frage, ob er während dieses längeren Lebens auch gesunder ist? Und diese Frage glauben wir verneinend beantworten zu müssen. Die Lebensdauer ist das Resultat zweier sich dauernd bekämpfender Mächte: der individuellen Lebenskraft und seiner Feinde. Wir glauben, daß die Lebensdauer gewachsen ist, trotzdem die Lebenskraft im allgemeinen gesunken ist, weil die Feinde des Lebens noch stärker zurückgedrängt werden konnten.

Der grundlegende, hygienische Mißstand, den wir zu beklagen und folgerecht zu bekämpfen haben, läßt sich mit einem einzigen Worte bezeichnen. Er heißt: einseitige Berufsthätigkeit.

Wir sahen, wie die große Revolution der Wirthschaft sich dahin zuspitzte, die Arbeit immer mehr zu specialisiren. Ein Zweig der Gütererzeugung nach dem anderen wurde das Sondergebiet eines eigenen Gewerbes. Diese riesenhafte „Arbeitstheilung" hat ihre glänzende Schauseite; denn es ist klar, daß die einzelne Arbeitskraft um so mehr leisten kann, je ausschließlicher sie sich mit der Herstellung eines bestimmten Gegenstandes allein beschäftigt, und daß wir nur dieser Arbeitstheilung die ungeheuere Zunahme des volklichen Reichthums verdanken, die uns so hoch über den Zustand vor hundert Jahren emporgehoben hat.

Aber die Medaille hat auch ihre dunkle Rückseite, und zwar, wie gesagt, eine hygienische. Je mehr die einzelne Arbeitskraft sich auf eine eng begrenzte Thätigkeit beschränken durfte resp. mußte, um so einseitiger wurde die Bethätigung seiner Kräfte, der körperlichen, wie der geistigen. Es wurde immer mehr nöthig, einzelne Organe des Körpers zu höchstgesteigerten Leistungen der Kraft oder Geschicklichkeit zu „trainiren", um auf der anderen Seite den ganzen Rest des Körpers zur Unthätigkeit zu verdammen und damit zu verkrüppeln.

Warum war der germanische Bauer der Völkerwanderungszeit ein solcher kraftstrotzender Riese? Weil ihn die damalige Wirthschaftslage zwang, alle seine Kräfte in gleichmäßiger Harmonie zu entfalten. Heute schwang er die Axt, um den Urwald niederzulegen und Ackerland zu gewinnen, morgen führte er den Pflug oder handhabte er die Sense und den Dreschflegel. Heute beschlich er als Jäger den Hirsch und Auerstier, um morgen als Zimmermann Haus und Geräth zu fertigen oder als Schmied seine Waffe herzustellen. Heute stählte er den Muth im Kampfe, morgen den Verstand im Rathe oder Gericht. Kein Muskel seines Leibes, keine Zelle seines Gehirns, die nicht im Laufe seiner regelmäßigen Lebensthätigkeit beansprucht worden wäre.

Man vergleiche damit die Thätigkeit eines Fabrikarbeiters in einer großen Anstalt! Tagein, tagaus, jahrein, jahraus erwirbt er seinen Lebensunterhalt mit demselben einen, bestenfalls mit einigen Handgriffen. Alle Lebensthätigkeit ist in die eine Muskelgruppe gedrängt, alle Aufmerksamkeit in das eine Bewegungs-Centrum im Gehirne festgebannt. Jede Bewegung eines anderen Muskel-Apparates wird hier zur störenden „Nebenbewegung"; jeder Gedanke, der auch nur ein Haar breit von der specificirten Arbeit abführt, hält das Werk auf. Je vollkommener der Arbeiter entmenscht, maschinisirt, zu einem gedankenlosen, automatisch funktionirenden Teile der Maschinerie geworden ist, um so höheren Werth hat seine Leistung.

Solche Einseitigkeit rächt sich schwer. Der in den monotonen Kreislauf eingespannte Arbeiter wird seelisch und leiblich krank. Leiblich krank nicht nur an den eigentlichen „Gewerbe-Krankheiten", den Folgen ganz besonderer Schädlichkeiten seines besonderen Berufes, — es sei an die Lungen-Tuberkulose der Steinmetzen, Schleifer und Wollspinner, an die Blei-Vergiftung der Maler und Buchdrucker, an die Phosphor-Nekrose der Streichholzarbeiter, die Quecksilber-Vergiftung der Spiegelbeleger erinnert, — sondern ganz allgemein fabrikkrank durch die Rache, die der durch Nichtgebrauch der meisten Organe an seiner Gesundheit geschädigte Organismus an seinem Verächter und Peiniger nimmt. Daher die verhältnißmäßig frühe Sterblichkeit aller Fabrikarbeiter.

Seele und Leib sind dem Arzte eine untrennbare Einheit; und so wird denn der Arbeiter auch seelenkrank. Das nothwendig aus der einseitigen Bethätigung hervorwachsende allgemeine Unlustgefühl zeigt sich als Haß gegen die „verfluchte Arbeit", als Verstimmung und Verbitterung. Hier liegt vielleicht die Hauptwurzel des verrufenen und gefährlichen politischen Radikalismus bloß: der unlustige Mann, dessen ganzes Leben ein Kampf gegen eine physiologisch schädliche, und nur darum, wie alles schädliche, widerwärtige Beschäftigung ist, ergiebt sich utopistischen Hoffnungen und Plänen, träumt von einer Vernichtung der ihn peinigenden Gesellschaftsordnung — und sucht, leider, einen Lebensreiz, im Gift, im Alkohol, der nun seine Lebens- und Arbeitskraft noch schneller vernichtet, als die einseitige Berufsbeschäftigung. Wer in das allgemeine Verdammungsurtheil über die Arbeitsscheu der unteren Klasse miteinstimmt, hat ihre „Arbeit" nie von diesem Gesichtspunkte aus angeschaut, hat nicht bedacht, daß es keinen schärferen Gegensatz zu der freudigen Verausgabung aller seelischen und körperlichen Kräfte geben kann, die in früheren Jahrhunderten „Arbeit" hieß, als diese rein maschinenmäßige Thätigkeit, die den Menschen vernichtet, während sie ihn zum Theile eines todten Mechanismus entwürdigt.

Die pathologischen Folgen einer solchen einseitigen Beschäftigung sind sehr einfach darzustellen. Jedes Organ ist für eine bestimmte Leistung eingestellt, verlangt aber auch zu dieser Leistung herangezogen zu werden. Ein „Zuviel" wird verhältnißmäßig leicht ertragen, wenn nur die Leistung nicht auf einmal beansprucht wird; denn alle Organe, ohne Ausnahme, Muskel, Drüsen und Hirn, lassen sich durch Uebung, d. h. durch regelmäßig wiederholte und im Ausmaß steigende Beanspruchung zu enormen Leistungen heranbilden; aber ein „Zu wenig" rächt sich immer und meistens sehr schwer.

Die Zellen des brachgelegten Organs werden schwächer, sterben ab, ohne daß neue, lebenskräftige herangebildet werden, weil der Wachsthumsreiz, eben die Beschäftigung, fehlt. Und aus demselben Grunde, — denn ein arbeitendes Organ wird von viel größeren Massen Blut durchströmt, als ein ruhendes, — ist die Drainage, die Durchspülung des Körpertheiles ungenügend. Die Stoffwechselschlacken bleiben liegen, wo sie der Strom ausgeworfen hat. Es ist noch der günstigste Fall, wenn sie nur mechanische Hindernisse darstellen: meist aber sind sie geradezu giftig, werden vom allgemeinen Stoffwechsel aufgesogen und entfalten ihre Giftwirkung im Großen des Gesammtkörpers, dessen harmonische Funktion sie stören und, schneller oder langsamer, auch zerstören. Ein Stall des Augias ist jedes zur dauernden Unthätigkeit verurtheilte Organ, angefüllt mit üblen Resten: kein Medikament kann ihn ausfegen, keine heilsame Quelle reinigen. Es muß der Göttersohn Herakles kommen und den Bergstrom hindurchleiten, um in einem Hui! all den Unrath fortzuschwemmen. Dieser Herakles ist die Uebung, der Sport, die spielende, freudige „Arbeit" des Gesammtkörpers, und der reißende Eurotas, das ist das während der Uebung mit verzwanzigfachter Kraft und Masse durch die eingerosteten Adern schäumende Blut.

Warum haben wir so lange bei dem „Arbeiter" verweilt, da wir doch eine Erscheinung behandeln, die ganz allein den oberen Zehntausend zukommt? Weil auch für die upper ten ganz das gleiche gilt, wie für den Fabrikfröhner. Auch ihre Beschäftigung ist einseitig, auch sie legen wichtigste Organe in die Brache, auch sie leiden an den Folgekrankheiten dieses unhygienischen Verfahrens!

Wenn der Arbeiter, der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Trieb, eine bestimmte Muskelgruppe auf Kosten der anderen und des geistigen Lebens ausbildet, so ist es mit den oberen Klassen gerade umgekehrt. Sie legen die Muskulatur brach und überanstrengen das Gehirn. Die Folgen sind eher noch schlimmer!

Diese Sünder an der heiligen Hygiene ernähren sich wie Steinträger, mit den kräftigsten Lebensmitteln, mit starken Gewürzen und alkoholreicher, reizvoller Nahrung. Sie bringen damit in den Stoffwechsel ihres Körpers eine Unmenge chemischer Spannungskräfte, die nach Entladung in straffer Muskelarbeit verlangen. Statt aber die Kraftausgabe mit der Einnahme ins Gleichgewicht zu setzen, brauchen sie ihre Muskulatur nur zu den geringfügigsten Leistungen: Schreiben, Reden, allenfalls einer Promenade von geringer Dauer. Sie haben die Sprache ihres eigenen Körpers verlernt, verstehen nicht mehr, daß die dumpfe Spannung, die an ihren Nerven zerrt und ihren Schädel auseinanderdrängen möchte, latente Kraft ist, die sich entladen will. Sie haben sozusagen Gewitterschwüle in sich, die elektrische Spannung, die des befreienden Blitzes der Arbeit harrt. Der Europäer, der im Negerdorf die unermüdlichen Tänze lächelnd beobachtet, dieses für civilisirte Augen so sinnlose Hüpfen, Springen und mänadische Rasen, der spottet seiner selbst und weiß nicht wie. Der Neger steht der Natur noch nahe und versteht noch ihre Sprache in seinem Leibe: er entladet die Kraftspannung, vergeudet sie wohl, aber befreit sich von ihr, und darum ist er kinderfröhlich und langlebig wie ein Rabe.

Und während die überflüssigen chemischen Kräfte fortwährend in den Organismus der „Gebildeten" hineingepreßt werden, geht in der gesammten Körpermuskulatur jene Aufhäufung giftiger Stoffwechselschlacken ihren Gang, die liegen bleiben und zu allen Erscheinungen der „Selbstvergiftung" die Ursache werden, von der chronischen Darmträgheit bis zu psychischen Zwangsvorstellungen, von der Bleichsucht bis zum Spleen, der das Leben fortwirft wie ein faules Ei.

Nichts arbeitet im eigentlichsten Sinne, als das Gehirn, und zwar nur seine geistigen Centren bei den höheren Arbeitern, vom Fabrik-Director bis zum Professor, und die Triebcentren bei den „Damen" und den männlichen Rentenverzehrern. Nur durch dieses Organ, das einzige nicht brachgelegte, strömt der ernährende Blutkreislauf in Fülle, in Ueberfülle leider! und, weil im Körper alles Wechselbeziehung ist, weil ein Organ zwar stärker von Blut durchflossen wird, wenn es arbeitet, aber auch stärker arbeitet, wenn es von viel Blut durchflossen wird: so haben wir als Folge dieses einseitigen Drills eine erschöpfende Gehirnthätigkeit zu beklagen. Die durch Ueberarbeit erweiterten Blutgefäße reizen die empfindlichen Ganglienzellen zu nie rastender Thätigkeit; das Hirn arbeitet auch im Schlafe weiter, hat keine Zeit, sich zu erholen, seine Stoffwechselverluste gehörig zu ersetzen.

So führt die Ueberspannung der geistigen Organe bei gleichzeitiger Brachlegung der Muskulatur allmählich zu recht schweren Allgemeinstörungen, die man mit einem sehr gewöhnlich gewordenen Worte als „Nervosität" bezeichnet; eine Krankheit, die wie eine Seuche in den Kreisen der upper ten um sich greift, Familien zerrüttet und Sanatorien wie Bade-Orte mit unglücklichen Menschen anfüllt, denen ihre bevorzugte Lebensstellung zum Fluche geworden ist. Indem sich diese „nervöse", neurasthenische Veranlagung von Geschlecht zu Geschlecht fortererbt, indem die schmale Oberschicht der Kulturvölker durch Kreuz- und Querheirathen es sorgsam vermeidet, ihre schlaffen Adern mit neuem, frischem Blute zu füllen, greift die noch unseren Großvätern fast unbekannte Erscheinung quantitativ immer weiter um sich und verschärft sich qualitativ immer mehr. Zu

keiner Zeit, ausgenommen vielleicht die der sinkenden Kaiserzeit Roms, haben Neurastheniker einen so gewichtigen Einfluß auf Politik und Kunst gehabt, wie gerade jetzt. Das hypochondrische Wühlen in den eigenen Empfindungen, das viele unserer jungen Dichter berühmt macht, das verzückte Suchen nach neuen Sensationen, kräftig oder seltsam genug, um die bankerotten Nerven noch einmal emporzupeitschen, das ist Neurasthenie, ist die Folge der einseitigen Berufsthätigkeit der oberen Klassen, wie sie sich bei den unteren Klassen in der politischen Verwilderung und der Häufung ganz neuer, schauerlicher Verbrecher-Typen zeigt.

Niemand jedoch hat so schwer unter dieser Abkehr von allem natürlichen Leben zu leiden, wie die Frauen der oberen Klassen, wie die Damen. Die Wirthschaftsentwicklung hat ihnen den Beruf, eine große und verzweigte Hauswirthschaft zu leiten, genommen; aber noch weigern ihnen ein rückständiges Recht und eine rückständige Sitte, sich einen neuen Beruf zu wählen. Während das Weib aus dem Volke bei karger, reizloser Kost und harter Arbeit wenigstens keine überflüssigen Spannungskräfte aufhäuft, werden die Töchter der wohlhabenden Klassen viel zu reichlich ernährt, viel zu wenig zur Thätigkeit angehalten und in ihrem Triebleben künstlich gereizt. Eine ernstlose Erziehung, die sie zu Spielpuppen eines künftigen Herrn und Gebieters herandrillt, eine Abrichtung zum Gefallen und Geliebtwerden, hindert sie auch noch, wie die Knaben, die vorhandenen latenten Kräfte in jenen kräftigen Entladungen zu verausgaben, die eine energische Denkthätigkeit, zielbewußte Gedankenarbeit hervorruft. So werden sie die „innere Schwüle" nicht auf normalem Wege los und sind die Nervösesten des nervösen Geschlechtes. Wer sich wundert, daß ein zartes Mädchen, das nach einer Stunde Spazierengehens ermüdet, während einer Nacht im Ballsaale im Walzertempo mehrere Meilen zurücklegen kann, wer nach den Kräften sucht, die sich so häufig in Wein- und Schreikrämpfen bei unseren Hysterischen entladen, der hat hier eine sehr einfache mechanische Erklärung erhalten.

Aber damit ist's noch nicht genug! Das Weib hat als Folge seiner besonderen Organisation noch schlimmere Folgen von der unnatürlichen Verzerrung unseres gesammten gesellschaftlichen Lebens zu tragen, als der Mann. Es wird von verhängnißvollen Störungen in der Lagerung der Bauch-Eingeweide heimgesucht, die den Mann fast nie, und nie in solcher Kraft treffen.

Während das Gehirn und die Brusteingeweide (Herz und Lungen), in festen, knöchernen Kapseln eingeschlossen sind, ist die Hülle der Bauch-eingeweide aus mehreren Lagen über einander liegender flacher Muskeln gebildet, die ihre Stützpunkte an den Rippen, der Wirbelsäule und dem Becken finden. Diese Muskulatur muß in der richtigen Spannung (Tonus) sein, wenn Nieren, Darm, Leber u. s. w. in der normalen Lage verharren sollen.

Diese flachen Muskeln, die beim Arbeiten in gebückter Stellung, also beim Graben, Hacken, Pflücken, Waschen u. s. w., auch beim Tragen, Laufen und Schreien, kurz bei aller Wildlingsbewegung in Thätigkeit gesetzt werden, diese Muskeln braucht der Kulturmensch der oberen Klassen beinahe nie. Die Folge davon ist, daß sie verfallen, schwach und dünn werden, ihren „Tonus" verlieren, den Bauch-Eingeweiden nicht den richtigen Widerstand leisten und Halt gewähren.

Diese Entartung hat beim Manne gesundheitliche Folgen nur dann, wenn ein stark entwickeltes Fettpolster durch irgend welche Einflüsse aus der Bauchhöhle verschwindet. Dann wird die Hülle zu weit, weil die degenerirte Muskulatur ihre Elasticität, ihren „Tonus" eingebüßt hat, und es kommt zu Senkungen, Verschiebungen der Bauch-Eingeweide, die aber sehr selten bedeutenderen Grades sind.

Ganz anders beim Weibe! Sein Beruf, die Mutterschaft, bringt naturnothwendig sehr starke Dehnungen der Muskelwand mit sich. Während nun das Naturweib und die Bauernfrau mittels der elastischen Zusammenziehung ihrer mächtigen, durch Arbeit kräftig ausgebildeten Muskulatur in kürzester Zeit die Höhle wieder auf dasjenige Maß verkleinert, das eine richtige gegenseitige Lage der Eingeweide gewährleistet, bleibt die schwache, dünne, unentwickelte Flach-Muskulatur der „Dame", die diese Abnormität vielleicht schon von Mutter und Großmutter geerbt hat, überdehnt. Dort das prompte Zurückschnellen einer kräftig-elastischen, dem besten Kautschuk ähnlichen, lebendigen Masse, hier das klägliche Bild einer schlechten Imitation, die ihr bißchen Schnellkraft nach einmaliger starker Beanspruchung eingebüßt hat.

Wir wollen nicht unterlassen, hier darauf hinzuweisen, daß dieser Muskelschwund noch verstärkt wird durch die selbstmörderische Unsitte des Schnürens. Indem das Corset der Muskulatur nicht nur „die Arbeit abnimmt, die sie von Gesundheit und Natur wegen zu leisten hat, sondern sie auch noch einpreßt und zerquetscht, vollendet es den unheilvollen Cirkel.

Die Folge ist, mit einem modernen Worte, die „Enteroptose", die Senkung der Bauch-Eingeweide. In leichteren Fällen ist die Niere ein wenig gelockert, Leber und Dickdarm hängen über ihre normale Untergrenze herab; selbst solche kleineren Störungen können, namentlich bei empfindlichen Neurasthenikern, eine hartnäckige Darmträgheit herbeiführen, die wieder durch Stauung der Verdauungssäfte zu Erscheinungen der Selbstvergiftung Anlaß geben kann, die ihrerseits alle Erscheinungen der Neurasthenie befördert. In schwereren Fällen aber kommt es zu kolossalen Verschiebungen der Bauch-Eingeweide; die Niere wandert als echte „Wanderniere" überall in der Bauchhöhle herum, von rechts oben nach links unten, und vice versa, und verursacht durch ihr Zerren an den Nerven und Blutgefäßen, an denen sie aufgehängt ist, unerträgliche Beschwerden. Ganz dasselbe kommt, viel häufiger als man bis vor wenigen Jahren geglaubt hat, mit der Leber vor, die ebenfalls als „Wanderleber" ganz ungeheure Verschiebungen erleiden kann. So schwere Erscheinungen finden sich freilich nur bei Müttern mehrerer Kinder, namentlich solchen, die sich nicht die nöthige Ruhe und Erholung gönnen konnten, bei städtischen Arbeiterfrauen namentlich, auf deren Haupt sich der Fluch beider Klassen vereinigt hat, der Mangel an harmonischer Körperarbeit und die Not.

Die unglücklichen Wesen, die einmal so weit gekommen sind, sind nicht mehr zu heilen. Nur lindern kann man ihre Beschwerden, indem man ihnen durch feste Bandagen und dgl. sozusagen eine künstliche Bauchwand schafft.

Wir meinen aber, daß es uns als Kulturmenschen wohl zukomme, den Brunnen zuzudecken, ehe das Kind hineingestürzt ist. Mit der klaren Erkenntniß der Ursachen ist auch der Weg zur Vermeidung des Uebels gegeben. Wir sind ohnmächtig gegenüber der großen Grundthatsache, die alles Uebels Kern ist, der Vernichtung der Hauswirthschaft, des weiblichen Berufsfeldes durch eine ungeheuere, ökonomische Revolution. Hier kann der einzelne nicht einwirken, und nur hoffen kann der Philanthrop, daß diese Verschiebung weiter rollend einen neuen Gesellschaftszustand schaffen möge, in dem auch die Volksmasse dem vernichtendem Drucke der einseitigen Berufsthätigkeit entzogen werde, um in harmonischer Kraft und Gesundheit die Früchte dessen zu ernten, was unsere Zeit in gewaltiger Größe gepflanzt hat. Aber, wenn er auch auf die Gesammthygiene keinen Einfluß hat, so ist er doch für seine individuelle Hygiene vor dem Forum seines Gewissens verantwortlich. Wir Väter namentlich haben die Pflicht und Schuldigkeit, unseren Kindern, und namentlich unseren Töchtern, eine Erziehung zu geben, die sie vor Neurasthenie und Enteroptose bewahrt. Das ist gewiß nicht leicht: aber der Weg ist gewiesen. Eine geistige Schulung, die ernst gemeint ist und das Triebleben zurückdrängt, während sie den Verstand schult und die Phantasie auf edle Dinge lenkt, ist die eine Hälfte unserer Aufgabe: eine körperliche Durchbildung, die alle Organe zu gleicher Zucht und Kraft entfaltet, ist die andere Hälfte. Beides zusammen wird erst Vollmenschen auf die Beine stellen, denn eine gesunde Seele wohnt nur im gesunden Körper. Und wenn unsere Lebenslage unsere Kinder davon befreit, in erwerbender Arbeit ihren Leib zu stählen, so müssen wir sie lehren, Ersatz zu finden in spielender Arbeit, im Sport. —

Gelegenheit macht Diebe. Nach dem Gemälde von Chocarne-Moreau.

Nachdruck verboten.

Glänzend gesiegt.

Humoreske von Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem.

„Honny soit qui mal y pense!"

„Morgen!" —

„Un — terthänigster Diener!" —

Pause, welche die sich also Begrüßenden dazu benutzen, sich mit nicht allzu freundlichen Blicken anzusehen. Die Scene ist ein Rennplatz bei einer größeren Stadt; — sie ist eine große, ältere Dame, der man die Sport-Lady auf hundert Schritt ansieht, selbst wenn sie nicht im Reitkleide gewesen wäre, — er ist ein stattlicher, älterer Herr mit gleichfalls stark ausgeprägtem Sport-Exterieur. Sie heißt Frau von Seeberg, ist Wittwe, hat einen Sohn bei den Husaren und ein Landgut in der Nachbarschaft, dessen Revenuen reichlich im Pferdestall aufgehen, — er heißt Graf Jutroschin, ist Wittwer, hat eine Tochter und ebenfalls ein Landgut nebst einem wohlbekannten Rennstall. Wie es sich so für Gutsnachbarn ziemt, waren die beiden die allerbesten Freunde gewesen, bis — — na ja, da saß eben der Haken, das heißt, eigentlich saß er in dem Umstande, daß Frau von Seeberg einen Sohn hatte, einen bildhübschen, begabten, liebenswürdigen Sohn, und Graf Jutroschin eine Tochter, blond, lieblich und frisch wie ein Märzveilchen, und daß die Herzen dieser beiden sich gefunden hatten. In diesem Vorgange hätte ein harmloser Unpartheiischer weiter nichts unnatürliches gesehen, da die Vorzüge der jungen Leute, geistige wie körperliche, sie an sich schon für einander passend erscheinen ließen, — es soll aber bisweilen vorkommen, daß junge Herzen sich in Liebe finden, während die Eltern, insbesonders aber Väter oft anderer Ansicht sind. Graf Jutroschin hatte viel höher fliegende Pläne, als sein einziges Kind, seine reizende, blonde Phyllis, — so nach ihrer englischen Mutter genannt, — einem simpeln, pauvern Lieutenant ohne Aussichten und ohne alten Namen zu geben, denn die Seeberg's waren nur sogenannter preußischer Krönungsadel von 1701, während die Jutroschin's vor grauen Zeiten als Hospodaren regiert hatten. Frau von Seeberg hatte sich's ebensowenig wie ihr Sohn träumen lassen, daß dieser Umstand ins Gewicht fallen könnte, da Graf Jutroschin nie irgendwelchen Geburtsstolz herausgekehrt, und waren daher höchst niedergeschlagen und unglücklich, als Herbert von Seeberg mit einem nicht mißzuverstehenden und dauerhaften Korbe von seinem Werbungsgange heimkehrte. Frau von Seeberg war aber eine energische Dame, klug, resolut und außerdem eine zärtliche Mutter, die ihrem Sohne nicht nur seine Pferde zuritt, sondern für ihn mit der ganzen Hölle gefochten hätte.

„Was? Abgewiesen? Mit dem alten Jutroschin rappelt es wohl! Na wart' mal ein Bissel, dem werde ich den alten Brummschädel schon zurecht rücken!" rief sie, ließ ihre braunen Jucker vor ihr Dogcart spannen und sauste im tempo furioso mit ihnen zum Hofe hinaus. Im Jutroschin'schen Parke traf sie die blonde Comtesse Phyllis, blaß, mit verweinten Augen; das war ihr gerade recht. Sie sprang aus dem Wagen, um mit dem jungen Mädchen zu sprechen, und da erfuhr sie zu ihrer Befriedigung nicht nur, daß „die Kleine" treu und fest zu Herbert hielt, sondern auch, daß ihr Vater den Plan gefaßt habe, sie mit einem bedeutend älteren, polnischen Magnaten

Beim Diner. Nach dem Gemälde von C. Seiler.

zu verheirathen, der zwar eine Glatze hatte, daneben aber auch viel Mammon, einen Fürstentitel und, was die Hauptsache war, einen ausgezeichneten Rennstall besaß. Frau von Seeberg murmelte, als sie das glücklich herausgebracht, etwas Unverständliches und auch jedenfalls sehr Unparlamentarisches vor sich hin, beruhigte Phyllis nach Kräften, sprach ihr Muth zu, schwang sich dann wieder auf den Bock ihres Dogcart und fuhr in eleganter Curve vor dem Schloßportal vor, unter dem der alte Graf stand. Er geleitete seinen Besuch in die Bibliothek, und was die beiden dort mit einander verhandelten, drang theilweise in die frische Natur, da beide Herrschaften sich eines kräftigen Organs erfreuten. Beide verfügten aber auch über ein reichassortirtes Lexicon kräftiger Redewendungen, und so wurde die Unterhaltung bald so stürmisch, daß die arme Phyllis draußen unter den Bäumen sich entsetzt die Ohren zuhielt, um die drinnen herumwimmelnden Verbal-Injurien nur nicht zu hören. Hatte Frau von Seeberg schon ihren Kopf für sich, so hatte Graf Jutroschin erst recht den seinen, und wenn zwei solcher Eisenköpfe auf einander treffen, dann giebt's Funken. Sie wetterte, eiferte, hatte hundert Einwände, — er fluchte, tobte, raste und hatte tausend, und das Ende vom Liede war, daß Frau von Seeberg mit zornrothem Kopfe wieder auf ihr Dogcart kletterte und schwur, daß keine Macht der Erde sie wieder unter das Dach eines solch' unvernünftigen Grobians bringen würde, womit sie den Braunen eins mit der Peitsche überhieb, daß sie im langen Sprunge davonrasten.

Mit diesem Tage war der Montecchi-Capuletti-Zustand beider Nachbarn in Permanenz erklärt, — man besuchte sich nicht mehr, vermied sich, wo man konnte, und begrüßte sich, wenn es nicht anders ging, so kurz wie möglich. Herbert brütete in seiner Garnison freudlos über seinem Unglück, Phyllis that im väterlichen Schloß das Gleiche und setzte allen Annäherungs-Versuchen des polnischen Fürsten einen passiven, aber festen Widerstand entgegen. Dafür war sie eben, trotz ihres liebenswürdigen Charakters, ihres Vaters echte Tochter.

Und heut'; nachdem der bis an die Zähne bewaffnete Waffenstillstand unentwegt schon eine ganze Zeit fortbestanden hatte, heut' trafen Vater Montecchi und Mutter Capuletti auf dem Rennplatz so zusammen, daß sie einander nicht ausweichen konnten. Nach der oben geschilderten Begrüßung war ein kurzes Umgehen der Umstehenden wegen nicht gut thunlich, schon weil die lieben Nachbarn sich allzusehr darüber gefreut hätten, vielleicht noch mehr, als über ein gelegentliches Gefecht, denn die Schadenfreude ist dem Menschen oft nun einmal die reinste Freude.

„Gnädige Frau sind also auch hier?" bemerkte Graf Jutroschin ebenso wahr wie geistreich, wie es in solch' verlegenen Momenten oft passirt.

„Ja," erwiderte Frau von Seeberg, mit ihrer Reitpeitsche fuchtelnd. „Fürst Opotschinsky, heißt es, will eine frisch importirte irische Stute Probe laufen lassen, und da bin ich herübergeritten, um mir den Ziegenbock auch 'mal anzusehen." —

„Meinen gnädige Frau damit den Fürsten?" fragte Graf Jutroschin malitiös, aber vor Zorn schon wieder bebend, denn Opotschinsky war der von ihm erwählte Schwiegersohn.

„Nein, das Pferd meine ich," erwiderte Frau von Seeberg kaltblütig. „Wenn ich den Fürsten meinte, dann hätte ich ‚Pavian' gesagt." —

„Ah — sehr gut, sehr gut! Gnädigste sind so firm in der vergleichenden Zoologie," entgegnete der Graf, mühsam sich beherrschend. „Uebrigens gehört die Stute nicht mehr dem Fürsten, denn ich habe sie eben von ihm gekauft. Ich möchte mir aber die ganz unterthänigste Bemerkung erlauben, daß das Thier ein unvergleichliches Rennpferd ist, und, ganz abgesehen davon, daß man eine Stute überhaupt keinen Ziegenbock nennen kann, auch in ihren Eigenschaften keiner ist." —

„Ich nehme den ‚Ziegenbock' zurück und setze ‚Himmelsziege' dafür," entgegnete Frau von Seeberg liebenswürdig. „Als solche wurde mir die Stute überhaupt schon geschildert. Meinen Glückwunsch zu dem Kauf, lieber Graf!" —

Zum Glück trennten hier Neuangekommene das streitbare Paar, — wer weiß, wie die Unterredung sonst geendet hätte. Uebrigens begann auch eben der Start der zum Probe-Rennen auf der Bahn erschienenen Pferde und beanspruchte das volle Interesse des Zuschauers, sodaß für persönliche Bemerkungen keine Zeit mehr blieb. Als dann auch die vielbesprochene irische Stute am Start erschien, stand Frau von Seeberg unter einer Gruppe Sportgenossen auf dem zum Schauen besten Punkt, und dicht hinter ihr hatte Graf Jutroschin Platz gefaßt.

Pferde haben so gut wie Menschen ihre Tage, an denen sie mehr oder minder gut aufgelegt sind, jedes Geschöpf ist ein wenig von seiner Stimmung abhängig, und das Pferd sogar auch von der des Reiters, in diesem Falle ein junger Sportmann, der es übernommen hatte, des Grafen irische Rennstute vorzuführen. War nun das Pferd heut' nicht aufgelegt, oder war's der Reiter nicht, kurz, die Stute machte nicht den gewünschten Effect. Während die anderen Zuschauer ein discretes Schweigen beobachteten, ließ Frau von Seeberg sich zu der halblauten, aber sehr deutlich zu verstehenden Bemerkung hinreißen:

„Ach du grundgerechter Strohsack! Mit dem Vieh läuft ja jede Sau aus meinem Stalle um die Wette!" —

Wenn man einem Sportman sagt, er sei das größte Kameel im Weltall, so nimmt er das noch lange nicht so übel, als wenn man dasselbe von seinem Pferde sagt, ganz abgesehen davon, daß eines Nebensportmans Pferde immer mit anderen Quadrupeden unschmeichelhaft verglichen werden. Solche Vergleiche gehören unweigerlich zum Sportslang, aber wehe, wenn jemand an den Fähigkeiten von seines Nächsten Rennrossen zweifelt. Graf Jutroschin, der die spröde Bemerkung natürlich ebensogut hörte, wie die anderen, sah aus, als ob er direct aus dem Häuschen fahren wollte, aber er beherrschte sich.

„Eine kühne Behauptung, gnädige Frau!" sagte er mit künstlichem Gleichmuth.

„O, Sie sind hier, Graf?" wandte sich Frau von Seeberg anscheinend sehr überrascht um. „Pardon, — meine Worte waren nicht für Sie bestimmt, aber ich kann sie darum doch auch nicht zurücknehmen!" —

„Ah, — Sie sagen also, —" dem Grafen schnappte förmlich die Stimme über, „jede Sau aus Ihrem Stalle liefe um die Wette mit meiner Stute? Das ist ja reizend! I, das käme ja bloß auf eine Probe an!" —

„Nun, wenn man etwas behauptet, muß man's natürlich auch beweisen können," erwiderte Frau von Seeberg lachend. Es machte ihr augenscheinlich Spaß, den Gegner etwas in Harnisch zu bringen.

„Es hinderte Sie niemand daran, diesen Beweis zu liefern, gnädige Frau," sagte Graf Jutroschin steif, aber innerlich kochend.

„Das wäre ein interessanter Gegenstand für eine Wette," warf einer der Umstehenden ein, der bekannt dafür war, daß er um alles und jedes wettete.

„Gut denn, wetten wir," rief Frau von Seeberg scheinbar sehr bereitwillig, trotzdem diese Folge ihrer leichtsinnigen Behauptung eigentlich nicht von ihr beabsichtigt war.

„Ja, schön, wetten wir!" schrie auch Graf Jutroschin. „Das heißt, wenn es meinerseits nicht Straßenraub ist, um solch' eine Sache mit Ihnen zu wetten, meine Gnädigste!" —

„Straßenraub! Ich bin doch kein Baby, das nicht weiß, was es sagt!" erwiderte Frau von Seeberg, die einsah, daß sie nicht mehr zurück konnte, wenn sie sich nicht vor ihrem Feinde blamiren wollte. „Ich wette, was Eins will, auf ein jedes meiner braven Säulein!" —

„Genau dasselbe thue ich auf meine Stute!" schrie der Graf zornesroth, denn diese Beleidigung seines neuesten Renners war denn doch zu unerhört, zu boshaft, zu beleidigend, — für den Renner im speciellen.

„Also die Wette hätten wir, — was aber gilt der Einsatz?" fragte einer der Umstehenden, die sich königlich amüsirten.

„Einsatz? Puh! 'n Schnaps gegen 'nen faulen Appel!" erwiderte der Graf mit der Verachtung, welche der ganzen Sache seiner Meinung nach gebührte.

Bei dem Worte „Einsatz" aber war ein Leuchten über Frau von Seeberg's gescheidtes Gesicht gegangen. — War ihre Heiterkeit und Kaltblütigkeit bisher erheuchelt gewesen, dies Aufblitzen einer dämmernden Idee war echt und verhieß Tageslicht.

„Bah, in einer so ungewöhnlichen, originellen Sache wettet man nicht um Bagatellen," sagte sie mit blitzenden Augen. „Kommen Sie, Graf, — ich will Ihnen unter vier Augen meinen Einsatz nennen, — sind wir darüber einig, dann wollen wir die Herren als Zeugen für unsere Wette bitten. Ist's Ihnen gefällig?" —

Dem Grafen blieb gar nichts anderes übrig, als mit seiner Gegnerin ein paar Schritte zur Seite zu treten, aber er that es finster und widerwillig genug.

„Wenn Gnädigste etwa die Absicht haben, Ihre letzte Rapsernte als Einsatz anzubieten, dann brauchen wir doch nicht erst die Köpfe zusammenstecken," brummte er mißlaunig.

„Sie brauchen gar nicht so anzüglich zu werden," entgegnete Frau von Seeberg scheinbar ganz ruhig, denn die letzte Rapsernte war ein wunder Punkt in ihrem Herzen und in ihrer Wirthschaftskasse, und sie fand die Anspielung darauf boshaft. „Nun lassen Sie 'mal Ihre bissigen Bemerkungen und hören Sie lieber, was ich zu sagen habe. Ich setze auf mein Rennschwein gegen Ihre Stute nicht mehr und nicht weniger als meine beiden braunen Jucker mit Geschirren und dem Dogcart!" —

„Donnerwetter!" rief Graf Jutroschin förmlich zurückprallend, denn die Jucker waren tadellos und hatten ihm längst in die Augen gestochen.

„Nobel, was?" fragte Frau von Seeberg, sich an ihres Feindes Verblüffung weidend.

„Blödsinn ist es!" erwiderte der Graf mehr überzeugt als höflich. „Man setzt doch keinen solchen Einsatz auf ein elendes Schwein!"

„Das ist meine Sache," war die kühle Erwiderung.

„Gewiß, gewiß — das heißt für den Fall, daß Ihre geistigen Fähigkeiten noch normal sind!"

„Na, hören Sie, lieber Graf —" —

Graf Jutroschin sah Frau von Seeberg zweifelnd an. Sie lächelte kühl und überlegen und sah im übrigen ganz gesund aus.

„Na," brummte er, „des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Mir kann's ja Eins sein, wenn ein Anderer Bocksprünge machen will. Das Meinige habe ich gethan!"

„Das will ich Ihnen schriftlich auf Stempelpapier geben," war die lachende Erwiderung. „Und nun, — was setzen Sie dagegen?"

„Ich?" fragte der Graf noch immer kopfschüttelnd. „Gott, da ich Ihre Jucker ja doch gewinne, kommt es gar nicht darauf an, was ich setze."

„Gar nicht," bestätigte Frau von Seeberg ernsthaft. „Warum überlegen Sie noch? Ich werde Ihnen einen Vorschlag machen —: verlieren Sie, dann heirathet mein Sohn Ihre Tochter!"

Der Graf brach in ein wüthendes Gelächter aus.

„I, das ist ja zum Radschlagen!" schrie er. „Reiten Sie noch immer auf dem alten, längst erledigten Thema herum?"

„Wie Sie sehen! Und Sie auch, bester Graf, ohne es sich selbst vielleicht einzugestehen," erwiderte Frau von Seeberg liebenswürdig, „denn die blassen Wangen und die trüben Augen Ihrer Tochter müssen Sie doch ebensogut sehen, wie ich den Gram meines Jungen. Doch ich will den alten Zankapfel nicht noch einmal vom Baume holen. Ich frage nur: sind Sie einverstanden? Und warum sollten Sie's nicht, da Sie meine Jucker ja doch gewinnen?"

„I ja, natürlich, warum sollt' ich denn nicht?" äffte Graf Jutroschin ihr in seiner Wuth nach. „Ich riskire dabei gar nichts!"

„Nun, also —" —

„Nun, also, — die Sache ist abgemacht!" schrie der Graf wüthend. „Sie setzen Ihr bestes bewegliches Eigenthum, ich setze dagegen ein paar Worte, — wenn Sie damit zufrieden sind, dann kann mir's schon recht sein."

„Abgemacht!" erwiderte Frau von Seeberg heiter. „Die Sache ist nur die, daß ich, wenn ich verliere, auch den Einsatz zu zahlen gedenke, während Sie im gleichen Falle die Worte zur That machen müssen!"

„Müssen? Oho, wer sagt das?"

„Ihr Cavaliers-Gewissen. Im übrigen brauchen die Zeugen nicht zu wissen, um was wir gewettet, — mehr können Sie doch von meiner Discretion nicht verlangen!"

„Ich verlange Ihre Discretion überhaupt nicht, gar nichts verlange ich von Ihnen," schnob der Graf, wandte sich um und rannte wie ein Berserker zu dem kleinen Kreise von Sportsmen zurück, der als Zeuge der Wette von Frau von Seeberg aufgerufen worden war, während sie ihrem zornentbrannten Gegner langsam und scheinbar seelenruhig folgte.

„Meine Herren," gapste der Graf mit überschnappender Stimme, „ich bin mit Frau von Seeberg einig geworden über den Einsatz. Sie setzt ihre braunen Jucker mit Geschirren und Dogcart; — wenn ich verliere, dann — dann —, Himmelschockschwerenoth, — dann heirathet Gerhard Seeberg meine Tochter!"

„Wir bitten die Herren aber, die Einsätze geheim zu halten," fiel Frau von Seeberg ein, und setzte innerlich hinzu: „Jetzt hab' ich Dich, alter Brummbär! Du hast Dich mit Deiner blinden Wuth mir ausgeliefert!" —

Die Herren sahen in fassungslosem Staunen die feindlichen Partheien und sich selbst untereinander an.

„Selbstredend, Discretion ist Ehrensache, namentlich unter solch' ungewöhnlichen Umständen," versicherten sie alle.

„Und der Verlierende giebt den Zeugen noch ein erlesenes Austern- und Sectfrühstück," setzte Frau von Seeberg hinzu. „Ist Ihnen doch recht, lieber Graf."

„O ja — ja! Dem lieben Grafen ist alles recht bei dieser blödsinnigen Wette!" schnob der Graf mit einem wüthenden Blick.

„Und wann soll die Wette zum Austrag kommen?" fragte einer der Herren. „Morgen, heut'?" —

„Ah, pardon!" rief Frau von Seeberg. „So heiß wollen wir denn doch nicht speisen! Graf Jutroschin's Stute hat den Vorzug eines trainirten Renners; — was dem einen recht ist, muß dem andern auch billig sein, sonst wär's wirklich Blödsinn! Ehe die Wette daher zum Austrag kommt, muß mir Zeit bewilligt werden, auch mein Schwein zu trainiren. Ebenbürtigkeit der Gegner auf diesem Gebiete ist's, was ich verlange!" —

„Sehr richtig! Vollkommen gerechtes Verlangen!" riefen die sich höchlich amüsirenden „Zeugen" durcheinander.

„Ich denke, drei Wochen oder auch vier könnten dafür ausreichen," meinte Frau von Seeberg nachdenklich, innerlich hinzusetzend: „Kommt Zeit, kommt Rath, das ist schon eine alte Weisheit." Denn die Idee des Trainirens war ihr nur so gekommen, um Zeit zu gewinnen.

„Vier Wochen sind keine zu lange Frist, wenn man die Natur und die Rasse des Renners in Betracht zieht," stimmten die Zeugen bei.

„Warum nicht gar!" widersprach Graf Jutroschin. „Schweine sollen ganz gelehrige Thiere sein, — habe selbst 'mal dressirte im Circus gesehen. Nicht wahr, damit sich Frau von Seeberg einen Dresseur kommen läßt! Jawohl, so haben wir nicht gewettet!"

„Pardon, — Zeit zum Trainiren *muß* der Gegnerin gewährt werden," entgegnete einer der Herren. „Was gnädige Frau mit dem Training ausrichtet, ist ihre Sache. Meiner Ueberzeugung nach könnte ein Dresseur dem Schwein nichts anderes beibringen, als was im Circus zu sehen ist, denn, offen gesagt, zum Renner ist das Thier ungeeignet, schon ein Vergleich seiner Beine mit denen eines Pferdes zeigt das. Indes, das ist wiederum nicht unsere Sache, denn des Unterschiedes wird die gnädige Frau sich ja selbst bewußt sein. Ich meine, Graf Jutroschin kann die Bedingung annehmen, ohne für seine Stute fürchten zu müssen."

„Ich glaub's auch, das kann ich getrost," stimmte der Graf sichtlich erleichtert bei. „Aber keine Tricks, wenn ich bitten darf! Keine erneute Auflage des ‚Wettlopens twüschen Hasen un Swinegel'!"

„Selbstredend nicht, — fair play ist's Panir," renommirte Frau von Seeberg, die im tiefsten Schrein ihrer Seele allerdings an eine ähnliche Lösung gedacht hatte und durch des Grafen hellsichtige Abwehr in völlige Nacht zurückgeschleudert worden war. „Also, Herr Nachbar — abgemacht und eingeschlagen!" — Lächelnd hielt sie dem Grafen ihre kräftige, weiße Rechte hin, und nach einem Moment des Zögerns und inneren Kampfes siegte in ihm der Cavalier über den aufgebrachten Vater und schwer gekränkten Sportman, und mit einem undeutlichen Grunzen legte er seine braune Sportfaust in die dargebotene Hand.

„Soyons amis, Cinna," sagte Frau von Seeberg leise.

„Weiß schon, — dummes Zeug," copirte Graf Jutroschin unwissentlich das böse Wetter von Zollern aus Hauff's „Hirschgulden," indem er seine Rechte zurückzog, setzte aber gleichfalls leiser hinzu: „Was haben Sie eigentlich mit dem Quatsch über Phyllis sagen wollen?"

„Reiten Sie heim und sehen Sie das arme Mädel selbst an, da werden Sie's wissen," erwiderte Frau von Seeberg. „Um ihretwillen soll Ihnen der hübsche Ausdruck „Quatsch" nicht auf's Kerbholz kommen. 's ist so wie so schon kein Platz mehr darauf. Also — in vier Wochen, meine Herren! Zeit und Ort sollen bis dahin noch näher bestimmt werden!" —

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Die Heimkehr.

Novelle von Friedrich Meister.

„Ja, Mutter, er kommt, er kommt ganz gewiß!" Ein kleines Häuschen an der Landstraße, oben außerhalb des Städtchens. Vor dem Häuschen ein schmaler Garten, darin zwei Apfelbäume, der eine rechts, der andere links von der Hausthür. Eine Ligusterhecke trennt den Garten von der Straße, die rechts zum Städtchen, links nach der sechs Kilometer entfernten Station der Eisenbahn führt.

In dem einfach aber traulich eingerichteten Gemach, dessen Fenster nach der Landstraße hinausgehen, befinden sich zwei Frauen, Mutter und Tochter. Die Mutter liegt im Bett; ihr mildes, stilles Antlitz ist das einer erblindeten Greisin, die das Leben Ergebung gelehrt hat, der es aber auch noch eine große, innige Hoffnung ließ.

Mild ist auch das Antlitz der Tochter, aber in ihren lieblichen Zügen ist eine gewisse Abspannung bemerkbar, ein Zeugniß dafür, daß das junge Wesen bereits mit dem Ernst, den Sorgen und den Härten des Lebens in häufiger Berührung ist.

„Ja, Mutter, er kommt, er kommt ganz gewiß," sagte das Mädchen und legte seine Hand liebkosend auf die der Mutter. Dabei wendete es die schönen, blauen Augen mit sehnendem Ausdruck der Thür zu, und auch die Blinde kehrte ihr Antlitz nach derselben Richtung.

Es war dies seit langer Zeit eine Gewohnheit der beiden. Immer von neuem schauten sie nach der Thür, in Erwartung des Einen, der doch nimmer kam, weder in den langen Sommertagen, noch an den ruhigen Winterabenden. Sie unterhielten sich auch kaum von etwas anderem; die erwartete Ankunft jenes Einen war der Haupt-Gegenstand ihrer Gespräche, der Haupt-Inhalt ihres Lebens.

Und jetzt näherte das Leben der Mutter sich seinem Ende, und es hatte den Anschein, als sollte die große, die einzige Hoffnung derselben unerfüllt bleiben. Die Greisin ahnte, daß ihre Tage gezählt waren, die Tochter wußte dies ganz genau.

Beide klammerten sich fast unbewußt an die Gegenwart. Es war so hart, sterben zu müssen, ohne des Herzens innigste Hoffnung erfüllt, ohne die stille, geduldige Ergebung belohnt zu wissen.

Es war auch so grausam, dem Mädchen die liebe Bürde, die blinde, hülflose Mutter, zu entreißen; denn solch eine Bürde ist ein Halt und ein Schutz, eine theure Pflicht, ja oft das größte Glück, das die Vorsehung einem Menschenkinde zu Theil werden läßt.

Es war nichts neues, das Warten auf den verlorenen Sohn; die Tochter war während der Zeit dieses Wartens herangewachsen, sie kannte den Bruder gar nicht. Seit die Augen der alten Mutter erblindet waren, hatte ihr Herz lediglich von dieser Hoffnung gezehrt.

Vor nunmehr achtzehn Jahren hatte der Sohn das Haus verlassen, in leidenschaftlicher Empörung gegen den Vater, dessen einzige Schuld die übergroße Liebe gewesen, die er für den Eigensinnigen und Verzogenen gehegt. Für Robert war ihm nichts zu gut, kaum etwas gut genug gewesen. Er selber hatte sich aus den ärmlichsten Verhältnissen zu einer geachteten Lebensstellung emporgearbeitet, mit vielen Mühen und unter großen Entbehrungen; seinem Sohn sollte es anders geboten werden.

Der begabte aber gänzlich verwöhnte Knabe wurde auf das Gymnasium und dann auf die Universität geschickt; er kam in Verhältnisse, von denen der alte Vater daheim keine Ahnung hatte. Liebenswürdig, leichtsinnig, genußsüchtig und gewissenlos, gerieth er bald auf die abschüssige Bahn, auf der schon so mancher Student ins Verderben gefahren ist; rücksichtslos beutete er des verblendeten Vaters Unwissenheit aus, bis er schließlich am Ende angelangt war. Jetzt gingen dem Vater die Augen auf; sind solch einem beschränkten Menschen die Augen aber geöffnet, dann verhärtet sich ihm gewöhnlich das Herz zu Stein.

Robert Lenk mußte der Heimat den Rücken kehren, aber noch ehe er in Amerika gelandet war, hatte sein Vater bereits die letzte, viel längere Reise angetreten.

Der Taugenichts hatte noch so viel Gefühl und Ehre im Leibe gehabt, seiner verwitweten Mutter nach einiger Zeit die kleinen Summen wieder zu ersetzen, die sie sich abgedarbt und ihm ins Ausland nachgesendet hatte; dann aber blieben die Nachrichten von ihm bald aus. Das Letzte, was die alte Frau erfuhr, war, daß Robert nach Chile gegangen, und daß dort ein großer Krieg ausgebrochen sei; ihre Hoffnung, daß er wieder heimkehren würde, aber wurde dadurch nicht erschüttert.

„Er kommt wieder, Johanna," pflegte sie zu sagen, „unser Robert kommt wieder."

Und merkwürdig, sie hatten nie darüber nachgedacht, wie sie eigentlich auf den Gedanken gekommen waren, aber sie meinten, er müsse am Nachmittag kommen, wenn alles sauber und in Ordnung war, wenn Johanna ihr gutes, dunkles Kleid angelegt hatte, wenn die Mutter im Lehnstuhl bei der offenen Hausthür saß, oder am warmen Ofen im Winter. Zu einer anderen Zeit konnten sie sich sein Eintreffen gar nicht denken. Käme er am Morgen, ehe Johanna das Haus bergerichtet hatte, dann würden sie sich ja auch freuen, aber das Rechte wär's nicht.

Allein, der Ersehnte kam nicht. Die Mutter wurde schwach und elend, und Johanna ordnete an, daß sie bei nicht ganz günstigem Wetter das Bett während des ganzen Tages nicht verlassen durfte. Sie wußten beide, was das bedeutete, aber man kam darüber hinweg, wie man über alles hinwegkommt, und Frau Lenk war und blieb fortan bettlägerig. Aber noch immer sagte sie:

„Er kommt wieder, Johanna; unser Robert kommt wieder."

Dann ging das Mädchen ans Fenster, schlug die Gardine zurück und schaute links die einsame Landstraße hinab, so weit sie sehen konnte; denn von dort mußten die Leute kommen, die mit der Eisenbahn anlangten.

„Ja, Mutter, er kommt, er kommt ganz gewiß!" das war unwandelbar ihre Antwort.

Eines Tages, als sie wieder zum Fenster getreten war, stieß sie einen leisen Ruf der Ueberraschung aus, der beinahe erschrocken und furchtsam klang.

„Mutter, es kommt jemand," sagte sie erregt, „ein Mann!"

Die alte Frau richtete sich im Bett auf und starrte mit den blinden Augen erst nach dem Fenster, dann nach der Thür.

Beide warteten mit verhaltenem Athem. Der Mann blieb vor dem Häuschen stehen; sie hörten die Gartenpforte öffnen. Als Johanna sich umwendete, bemerkte sie, daß ihre Mutter ohnmächtig geworden war. Der Anfall ging jedoch schnell vorüber; als sie das Bett erreichte, war die Kranke schon wieder bei Besinnung.

„Geh," sagte die alte Frau, mühsam nach Athem ringend; „geh, Kind, — geh und laß ihn herein."

Johanna eilte aus dem Zimmer, über den engen, mit Ziegelsteinen gepflasterten Flur zur Hausthür, die sie aufschloß. Draußen stand ein hochgewachsener Mann von etwa fünfunddreißig Jahren und so braun von Angesicht, wie die Sonne Deutschlands dies nicht zu Wege zu bringen vermag. Mit eigenthümlich forschendem Blick schaute er in die erregt und gespannt zu ihm emporgehobenen blauen Augen.

„Komme ich zu spät?" fragte er, und fast wollte es scheinen, als erhoffe er eine bejahende Antwort.

„Nein, Robert," sagte sie. „Aber bald muß es zu Ende gehen mit der Mutter. Du kommst gerade zur rechten Zeit."

Der junge Mann machte eine verlegene, zögernde Bewegung mit der rechten Hand und schurrte einige Mal mit den Füßen, als müsse er die Sohlen reinigen. Er war einem Schauspieler zu vergleichen, der plötzlich auf die Bühne gerufen wird und seine Rolle nicht weiß. Die ruhige Würde des Mädchens, das daheim alle Arbeit, alle Sorgen und Lasten hatte auf sich nehmen müssen, ließ nichts von der Romantik zur Geltung kommen, die dem Zurückgekehrten sonst vielleicht angehaftet hätte. Sie übersah die halb dargebotene Hand und schritt ihm voran, der Stubenthür zu.

Robert Lenk folgte ihr schweigend. Seine Augen, blau wie die ihren, verriethen ein Gefühl peinlicher Beklemmung, und in seinem ganzen Wesen, sogar in seinem unbeholfenen Gange lag etwas wie Entschuldigung, wie Abbitte.

Als er hinter Johanna ins Zimmer trat, saß die alte Frau aufrecht im Bett und hatte die zitternden Arme nach der Thür ausgestreckt.

Hier schien Robert Lenk besser zu wissen, was er zu thun hatte. Er drückte die Mutter an sich, die im Uebermaß ihrer Freude zunächst nur schluchzen und stammeln konnte. Auch er fand keine Worte, seine Umarmung aber redete mehr, als seine Lippen je vermocht hätten.

„Johanna!" rang es sich endlich aus dem Munde der Mutter. „Ich habe ihn wieder! Johanna, er ist ja wieder da! Komm her, liebe Tochter. Küsse Deinen Bruder. Es ist ja mein Erstgeborener, mein Robert, mein liebes, kleines Jungchen!"

Der junge Mann war an der einen Seite des Bettes niedergekniet. Er vernahm der Mutter Gebot ohne sonderliche Bewegung, denn bis jetzt hatte er erst wenig Sympathie bei der Schwester gefunden, die damals, als er der Heimat den Rücken gekehrt, noch ein Kind in der Wiege gewesen war.

Johanna trat an die andere Seite des Bettes und beugte sich hinüber, den Bruder zu küssen, während die Mutter ihre Hände vereinigte. Im letzten Moment aber wendete er den Kopf, sodaß des Mädchens frische Lippen nur seine gebräunte Wange berühren konnten.

„Johanna," fuhr die alte Frau in fiebernder Aufregung fort, „jetzt ist mir nicht mehr bange vor dem Sterben, denn nun ist ja Robert hier. Dein Bruder wird für Dich sorgen, wenn ich nicht mehr bin."

Es war seltsam, daß Robert bisher noch kein Wort zur Mutter gesprochen hatte; der aber fiel dies nicht auf.

„Wie stark er ist, der liebe, einzige Junge," fing sie wieder an. „Seine Hände sind so groß und so fest, und seine Arme so voll und hart! Mein lieber, guter Sohn!"

Der noch immer Knieende ließ die mütterliche Untersuchung mit tiefem Ernst über sich ergehen.

„Ja," redete die alte Frau weiter, „ich wußte es, daß er groß und stark und stattlich werden würde. Als er noch ganz klein war, hatte er schon soviel Kraft in den Fingerchen, daß er mir manchmal wehe that. Und was für einen Schnurrbart er hat! Ach ja, Du warst ja ein Soldat da draußen in der Fremde. Dein Gesicht ist ein wenig rauch und gewiß auch recht sonnenverbrannt. Doch was ist dies, Robert? Was ist dies hier an Deiner Stirn? Eine Narbe?"

„Ja," antwortete der junge Mann, zum ersten Mal die Mutter anredend. „Das ist ein Säbelhieb. Ich erhielt ihn im Kriege gegen die Peruaner."

„Im Kriege gegen die Peruaner!" wiederholte die Mutter leise und erstaunt. „Höre doch, Johanna!"

„Ich bin Major in der Chilenischen Armee," berichtete er weiter, „oder vielmehr, ich war das, ehe ich abdankte."

Die blinden Augen der Greisin hefteten sich starr auf sein Gesicht; es schien, als lausche sie dem Widerhall einer anderen Stimme in den tiefen, ruhigen Tönen der seinen.

„Deine Stimme ist tiefer, viel tiefer, als die Deines Vaters gewesen ist," nahm sie dann wieder das Wort, während ihre bebenden Finger noch immer liebevoll über sein Gesicht hintasteten und die Narbe verfolgten, die von der Stirn bis an das Ohr reichte. „Das hätte Dich das Auge kosten können, Robert. Versprich mir, lieber Sohn, nie wieder in den Krieg zu ziehen."

„Ich verspreche es," sagte er, ohne aufzublicken.

Das war die Heimkehr des so lange Ersehnten. Er war zur rechten Zeit gekommen, an einem Nachmittag, wie seine Mutter und seine Schwester sich das auch immer gedacht hatten.

Und doch fehlte es irgendwo; es war nicht so, wie es eigentlich hätte sein müssen. Freilich, die stumpf gewordenen Sinne der alten Frau merkten nichts davon. Ihr Sohn, ihr Robert, war augenscheinlich eine in sich gekehrte Natur; er redete nicht mehr, als es dringend nöthig war. Er nahm die Dinge, wie sie kamen. Dabei schien er sich unter einem gewissen Zwange zu befinden, namentlich Johanna gegenüber.

Dieser entging dies keineswegs; allein selbst ihre eigene, noch sehr begrenzte Menschenkenntniß hatte sie bereits gelehrt, daß solches häufig die Art großer, blonder und blauäugiger Männer zu sein pflegt. Die machen nicht viel von sich, die gehen ruhig und gemach durchs Leben und lassen manches ungesagt und ungethan, was sie, nach der Meinung anderer Leute, wohl hätten sagen und thun müssen.

Nachdem die erste Aufregung des Wiedersehens sich gelegt hatte, gelangte man zu der Erkenntniß, daß Robert wirklich keinen Tag später hätte eintreffen dürfen. Noch ehe der Abend hereinbrach, sank die Mutter in einen tiefen, festen Schlaf, der den gegen Abend vorsprechenden Arzt zu einem Kopfschütteln veranlaßte.

„Hm," sagte er zu Johanna, „sie schläft sehr gut und ruhig, — zu ruhig. Dieser Schlaf ist ein Vorbote des letzten, langen Schlafes; ich kenne das. Man beobachtet das öfter bei alten Leuten."

Jetzt, zum ersten Mal, war es Johanna, als müsse sie allen Muth verlieren. Als sie sich noch allein befunden, war sie niemals verzagt, jetzt aber, wo sie den Bruder bei sich wußte, wendete sie sich, echt weiblich, in plötzlicher Angst hülfesuchend zu ihm.

Sie standen mit einander am Bett; der Doctor, ein noch junger Mann, beobachtete sie unwillkürlich. Robert hatte, mit jener schweigenden Sympathie, die so selbstverständlich und doch so beredt ist, des Mädchens Hand in die seine genommen. Er sagte kein Wort, er blickte die Schwester nicht einmal an, die, neben seiner hohen, kraftvollen Gestalt so klein, sich leise an ihn schmiegte.

Dem Doctor war die Geschichte der Familie Lenk in der Hauptsache bekannt, und er hatte stets die Besorgniß gehegt, daß die Heimkehr des so lange Ersehnten der Mutter das Leben kosten würde. Allem Anschein nach sollte er sich hierin nicht getäuscht haben.

Nach kurzem Aufenthalt verabschiedete er sich. Er konnte nichts thun, und draußen wartete sein Wagen, der ihn heute Abend noch in ein fernes Dorf bringen sollte. Die Aerzte an kleinen Orten haben, bei den großen Entfernungen, die sie bei ihren Besuchen gewöhnlich zurücklegen müssen, nur selten Zeit, einen Patienten sterben zu sehen.

„Es ist mir eine Beruhigung, daß Sie jetzt hier sind," sagte er zu Robert, der ihn bis an die Gartenthür geleitete. „Nun ist Ihre Schwester doch nicht allein. Es kann noch Tage währen, ehe das Ende eintritt."

Es währte jedoch nicht Tage, nicht einmal einen Tag mehr.

Der ruhige Schlaf der Mutter hielt an. Spät erst zogen sich Robert und Johanna zur Einnahme des Abendbrodes in das Nebengemach zurück. Nach Beendigung desselben wurde der Erstere ein wenig redseliger. Mit der tiefen, weichen Stimme, die solchen großen Männern zuweilen eigen ist, begann er, nicht von sich und seiner Vergangenheit, wohl aber von Johanna und deren Zukunft zu sprechen. Ruhig und ganz geschäftsmäßig verschaffte er sich Einsicht in die Verhältnisse der sterbenden Frau und bildete sich darnach ein Urtheil über die Aussichten des Mädchens; mit einem Wort, er machte seine Autorität als Bruder geltend, und Johanna fühlte sich erleichtert und glücklich, ihm gehorchen zu dürfen.

Nicht in den Zeiten der Freude und Lust, sondern in denen der Sorge und des Bangens schließen sich Freundschaften. Während der langen Stunden dieses Abends wurden Bruder und Schwester mit einander vertraut, inniger und wärmer, als dies in Monaten sorgenlosen Beisammenseins hätte geschehen können.

Gegen Mitternacht bestand Robert darauf, daß Johanna sich in ihrem im oberen Stockwerk gelegenem Giebelstübchen zur Ruhe begab; er selber wollte sich angekleidet auf das Sopha im Zimmer der Mutter strecken.

„Es ist nicht das erste Mal, daß ich in vollem Anzuge schlafe," sagte er. „Auch bin ich sehr müde."

Nachdem sie sich noch allerlei im Hause zu schaffen gemacht, trat sie mit beschatteter Lampe zum Bett der Mutter. Lange betrachtete sie die friedlich Schlummernde; als sie sich endlich, die Augen trocknend, herumwendete, sah sie Robert auf dem Sopha liegen, allem Anschein nach bereits fest eingeschlafen.

Hatte er sie absichtlich der Verlegenheit eines brüderlichen Gutenachtgrußes überheben wollen? so fragte sie sich, als sie leise die kleine Treppe emporstieg.

Am nächsten Morgen erwachte die Mutter mit klarem Bewußtsein, auch erschien sie merklich gestärkt. Trotzdem fühlte sie, daß das Ende nahe war. Sie rief ihre beiden Kinder zu sich heran und richtete die glanzlosen Augen auf sie.

„Nun mag Gott mich abrufen," begann sie mühsam und abgebrochen, „ich bin bereit. — Meine lieben, lieben Kinder. — Ich gehe zu Eurem Vater, — und, Gott sei Dank, ich kann ihm nun sagen, daß ihr beieinander seid. — Ich hab' es ja immer gewußt, daß Robert wieder heimkommen würde. — Mein Robert, mein lieber, mein guter Sohn, — küsse Deine Mutter!"

Der junge Mann beugte sich nieder und küßte sie.

„Ach!" fuhr die Sterbende fort, „wie gern möchte ich Dich sehen, — mein geliebtes Kind, — ach, nur auf einen Augenblick, ehe ich von hinnen scheiden muß; — Johanna," — sie wendete sich nach der anderen Seite, auf der das Mädchen stand — „sage mir, wie er aussieht. — Nein, laß, — ich weiß es ja, ich kenne ja mein Kind, meinen Erstgeborenen. — Er ist groß, groß und hager, wie sein Vater. — Sein Haar ist dunkel; auch sein Vater hatte dunkles Haar. — Und seine Augen, seine lieben Augen, — die sind schwarzbraun, ich habe sie oft geküßt, als er noch ein kleines Kind war. — So sieht er aus, nicht wahr, Johanna?"

Das Mädchen schaute den ihr gegenüber Stehenden an; ein starres Entsetzen dämmerte auf ihren bleichen Zügen. Sie schaute in eines blonden Mannes blaue Augen, und diese Augen, ebenso wie auch die Lippen unter dem röthlichen Schnurrbart, zwangen sie durch stummen Befehl zu der Antwort:

„Ja, Mutter, ja."

Eine Minute lang herrschte tiefes Schweigen im Zimmer. Johanna stand erblaßt und regungslos, des Verlaufs und Ausgangs dieser seltsamen Sache gewärtig. Die Sterbende athmete schwer, dann fing sie wieder mühsam an zu sprechen.

„Küßt mich, liebe Kinder," kam es leise über ihre Lippen. „Robert, mein Aeltester, Du zuerst. — Nun Du, Johanna. — Und nun küßt Euch gegenseitig, — hier, über meinem Bett, — ich will es hören, — damit ich es — Eurem Vater — erzählen kann."

Mit letzter Kraft erhob sie die Hände nach den Köpfen der beiden. Johannna zögerte einen Augenblick, dann neigte sie sich vorwärts, und ihre Lippen begegneten denen des jungen Mannes.

Das war das Ende.

Eine halbe Stunde später standen Johanna und der ehemalige chilenische Offizier in dem anstoßenden Gemach am Tische. Er zögerte nun nicht mehr mit seiner Erklärung.

„Robert ist todt," sagte er. „Er wurde als Verräther verurtheilt und erschossen. Mit einer solchen Kunde aber durfte ich nicht vor die Sterbende treten. Ich kam nicht her, um jemand zu täuschen, — mir blieb jedoch keine Wahl."

Er schwieg; dann that er einige Schritte der Thür zu, langsam, zögernd. Unweit des Ausganges blieb er stehen und wendete sich um.

„Ich meine auch jetzt noch, daß es das Beste war, was ich thun konnte," sagte er ernst und wie um Verzeihung bittend.

Johanna antwortete nicht. Ihre Augen waren voll Thränen. Es lag etwas Ergreifendes in der unbeholfenen Befangenheit dieses großen, kraftvollen Mannes, der nicht wußte, wie er sich mit der heiklen Lage, in die er, ohne es zu wollen, sie beide gebracht hatte, abfinden sollte.

„Gestern Abend," fuhr er fort, „habe ich Anordnungen für Ihre Zukunft getroffen, — wie ein Bruder, — wie Robert dies gethan haben würde. Wir sind Kriegskameraden gewesen in einer Armee, wo es wild und wüst hergeht. Ihr Bruder war kein guter Mensch. Wir alle haben dort drüben nicht viel getaugt. Er hatte mich gebeten, Ihnen Nachricht zu bringen, wenn ich ins Vaterland käme," fügte er hinzu. „Ich gehe nun wieder hinüber — —"

Er heftete seine ehrlichen Augen mit traurigem Ausdruck auf ihr Antlitz, sie aber vermochte es nicht, seinem Blick zu begegnen.

„Darf ich wiederkommen?" fragte er.

Sie that einen kurzen, erschreckten Athemzug, gab aber keine Antwort.

„Nach sechs Monaten komme ich wieder," erklärte er ruhig; dann ging er hinaus und zog die Thür hinter sich zu.

Sie hörte die Gartenpforte ins Schloß fallen.

Die Hand auf das Herz gedrückt, trat sie ans Fenster und sah ihm nach, wie er die Landstraße hinabschritt.

Nachdruck verboten.

Fütterung der Wildschweine.

Nach dem Gemälde von R. Tietzen. — Siehe Seite 17.

Das Wildschwein ist heutzutage ein seltener Gast in unseren Wäldern, man hat es nicht geschont, da es dem Landwirthe viel Schaden zufügte und auch im Forst viel Unheil anrichtete. Nur in besonderen Sauparks und eingefriedigten Waldungen wird es noch gehalten, sonst wäre es wohl schon längst ausgerottet. Der große Vetter unseres zahmen Hausschweines ist ein wilder Geselle, — schon sein struppiges, schwarzes Borstenkleid unterscheidet ihn von unserem grunzenden Hausthier, nicht minder aber sein großer Kopf mit den mächtigen Hauern, der ihm das Gepräge unbändiger Wildheit und großer Kraft giebt. Und diese Kraft weiß das Wildschwein zu gebrauchen. Wenn es angeschossen ist oder seine Frischlinge bedroht werden, greift es seinen Feind rücksichtslos und hartnäckig an, und wehe dem unglücklichen Schützen, der dann in seine Nähe kommt, er wird mit den Hauern des wüthenden Thieres unangenehme Bekanntschaft machen.

Für gewöhnlich ist das Wildschwein aber vorsichtig und scheu, es entfernt sich schnell, wenn man ihm naht, und gegen Hunde hat es große Abneigung. Nur gegen einen Menschen ist es nicht furchtsam, — gegen den Forstwärter, der ihm zur bestimmten Zeit Futter bringt.

Wir hatten uns mit dem Forstwart verabredet, einer Fütterung beizuwohnen. Der Wind pfiff durch die Bäume und der Schnee knirschte unter unseren Tritten, als wir dem Futterplatze zuschritten. Verwundert blieben wir hin und wieder stehen, denn rechts und links fanden wir den fußtiefen Schnee häufig aufgewühlt und weggescharrt, hier und da blickte die schwarze Erde, aufgerissenes Moos und dürres Laubwerk hervor. Der Forstwart nickte. „Sie haben Hunger gehabt," meinte er, „gewiß warten sie schon auf dem Futterplatze auf mich." Das traf auch zu, denn als wir den Platz erreichten, sahen wir hier und da schon einen schwarzen Kopf durch die Bäume lugen. Wir traten hinter die Hütte, und unser Führer besorgte das Abendbrod seiner Schützlinge. Kaum hatte er Mais und Kartoffeln hingestreut, da hörten wir erst in der Ferne ein gedämpftes, unheimliches Grunzen, und dann kam die schwarze Schar herbeigeeilt; mächtige Keiler, Bachen und Frischlinge in allen Größen. Das war ein Leben. Heißhungrig stürzten sie über das Futter her, man hörte nur das Krachen des zermalmten Korns und das Schmatzen beim Zerkauen der Kartoffeln, dazwischen ein Grunzen des Wohlbehagens. Je mehr aber das Futter verschwand, desto mehr steigerte sich der Eifer der Thiere, noch etwas zu erwischen, und manchmal entspann sich ein regelrechter Kampf um einen begehrenswerthen Leckerbissen. Die rohe Gewalt siegte, der Schwächere mußte sein Heil wo anders suchen, um auch hier wieder von einem Stärkeren verdrängt zu werden. Hier tritt sogar die Mutterliebe gegen den Hunger zurück, die Bachen würden den Frischlingen ohne Zweifel das Futter wegfressen, wenn nicht besonders eingefriedigte Plätze, die den Kleinen nur zugänglich sind, sie davon abhielten. — Unser Führer machte uns auf eine Schneewolke aufmerksam, die sich in der Ferne zeigte. Da kam noch ein Nachzügler. Im schnellsten Laufe sauste ein mächtiger Keiler daher, und stürzte sich unter die anderen Thiere um von dem Rest des Futters noch so viel wie irgend möglich zu erwischen. — Jetzt war alles verzehrt und so schnell wie sie gekommen waren, verließen die Schwarzröcke den Schauplatz, nur ein Keiler blieb zurück und schaute den Forstwart erwartungsvoll an.

„Er will noch seinen Nachtisch haben," sagte dieser, „er ist ein Feinschmecker." Und dann griff er in die Tasche und brachte Kastanien und Mohrrüben hervor, die er dem Eber hinhielt. Das Thier kam furchtlos heran und nahm die Leckerbissen aus des Wärters Hand, und erst, als es sah, daß nichts mehr zu erwarten sei, suchte es das Weite.

Uns war es, als hätten wir ein Traumbild gesehen. Eben noch ein bewegtes Leben vor uns, und jetzt wieder tiefe Stille, — wir konnten's kaum fassen. Als wir aber erst wieder von der Stadt aufgenommen worden waren und Wagengerassel und Pferdebahngeklingel an unser Ohr schlug, da beneideten wir den Forstwart, der jeden Tag Zwiesprache mit der Natur halten kann.

Das Mausoleum des Fürsten Bismarck.

Nachdruck verboten.

Das Mausoleum des Fürsten Bismarck in Friedrichsruh.

Von den Tausenden und Abertausenden, die sich im Laufe der letzten Jahre nach Friedrichsruh begaben, um des Altreichskanzlers Heim im Sachsenwalde aufzusuchen und, wenn möglich, ihn selbst ehrfurchtsvoll zu begrüßen, haben gar viele auf dem „Schneckenberge" geweilt, der leichten Bodenanschwellung, gegenüber dem Hauptportal des Schlosses, auf der sich jetzt das Mausoleum erhebt, das die irdischen Ueberreste des großen Mannes aufzunehmen bestimmt ist. Auf dem Schneckenberge bot sich gute Gelegenheit, zu warten, bis die Pforte sich öffnete — und des Fürsten hohe Reckengestalt erschien, entweder hoch zu Roß, oder zu Fuß in Begleitung der Doggen, oder im Wagen, je nachdem.

Heutzutage umgiebt noch eine Einfriedigung die Baustätte. Bis Ende März wird der soeben im Rohbau fertiggestellte Bau mit der inneren Einrichtung versehen und genügend ausgetrocknet sein, um dann seiner Bestimmung übergeben werden zu können. Ursprünglich war bestimmt worden, den Bau so schnell zu fördern, daß die feierliche Beisetzung am 27. November 1898, dem Geburtstage der Fürstin, stattfinden könne, doch war dies nicht möglich, ohne die Sicherheit des Baues zu gefährden. Nun wird die Ueberführung wohl erst am Geburtstage des großen Kanzlers, am 1. April, erfolgen.

Einfach genug hat es sich gestaltet, das Grabdenkmal, wie das durch ausdrückliche Willenskundgebung des großen Dahingeschiedenen so bestimmt worden war. Auch den Ort seiner Grabstätte hatte Fürst Bismarck genau festgestellt; er wollte gegenüber dem alten Schlosse zur ewigen Ruhe gebettet werden, umrauscht von den gewaltigen Eichen und Buchen seines Sachsenwaldes, dann könne er, wie er scherzend hinzufügte, wenigstens immer die Eisenbahn vorüberfahren hören. — An das eigentliche Mausoleum, etwa 40 Fuß hoch und von einer mit Kupfer gedeckten Kuppel gekrönt, schließt sich die Grabkapelle, in der die Beisetzungsfeierlichkeiten stattfinden sollen. Die Gesammtlänge des in streng romanischem Stil gehaltenen Bauwerks ist 27 m (90'). Auf Grundmauern aus Backstein-Mauerwerk, mit Granitfindlingen bekleidet, erhebt sich der Oberbau in Tuffsteinquadern. Ueber dem Eingang der Kapelle ist Bismarcks Wappen eingemeißelt, der einzige Schmuck des Gebäudes; wahrlich, es bedürfte auch keines weiteren!

Am 18. August wurde der Grund für den Bau abgesteckt; am 22. August erfolgte der erste Spatenstich. Architect Schorbach in Hannover ist der Erbauer. — Fürst und Fürstin Bismarck sollen unter dem Kuppelbau beigesetzt werden, während unter der Kapelle, in unmittelbarem Zusammenhang mit jenem Beisetzungsraume, die Familiengruft ihren Platz erhält. — Ringsum werden Parkanlagen geschaffen. Buchen- und Eichen-Hochwald umkränzt fast völlig die Gipfelplatte des „Schneckenberges". Nur nordwärts eröffnet sich die Aussicht über die Eisenbahn auf das Postgebäude und auf das Pförtnerhaus des Schlosses; dieses selbst liegt unter dichtem Tannengrün verborgen.

Unsere Kinder.

Lieber Onkel!

Hoffentlich gefallen Dir auch unsere Bilder. Ich bin eine Holländerin, deswegen bin ich als Seeländerin photographirt; aber wir wohnen 1½ Jahr in Deutschland. Ich machte im Anfang viele Fehler und weiß auch nicht immer, wann ich mir oder mich sagen muß, es ist so schwer! Hans ist Sextaner und liebt Seegeschichten sehr. Ich habe zu Weihnachten viel gearbeitet, Mutter bekam eine Handarbeit von mir. Ich bin 12½ Jahr und mein Bruder ist 10½ Jahr alt. Wir wohnen in Niederlahnstein. Viele herzliche Grüße

von Deiner
Vincentia Sligting.

Lieber Onkel!

Cennie sagt, daß ich Dir auch etwas schreiben soll. Aber ich habe wenig Zeit, weil ich im Garten arbeite, ich pflanze Erdbeeren, weil ich die gern esse. Ich lerne auch Violine und muß jeden Tag studiren. Empfange viele Grüße

von Deinem
Hans Sligting.

Redactions-Post.

Gertrud von L. in Angeberg. — Die Martinsgans hat mit St. Martin nichts zu thun. Die Legende erzählt zwar, Martin habe, als man ihn gesucht, um ihn zum Bischof zu machen, sich bei den Gänsen verkrochen und sei durch ihr Geschnatter verrathen worden. Allein, die Geschichte des Heiligen giebt hierüber keine Auskunft, und Simrock meint, die Legende sei erst später entstanden, um die vorhandene Sitte zu erklären. Nicht unwahrscheinlich rührt die Bezeichnung daher, daß die Geistlichen in früheren Zeiten am St. Martinstage ihre Zinsen an Hühnern und Gänsen erhielten. — Der Name Martinsgans ist uralt, schon in den **Annal-Corbei anno 1171** kommen **Anseres Martiniani** vor, und auch auf den alten Stab- und Runen-Kalendern ist der Martinstag mit einer Gans bezeichnet.

Martha W. in Kufstein. — Wir glauben, abrathen zu müssen.

Wißbegierige in Reval. — Die Entzifferung der Hieroglyphenschrift ist durch die Tafel von Rosette möglich geworden. Die Gelehrten hatten es schon aufgegeben, sich jemals das Verständniß der Hieroglyphen anzueignen, da entdeckte im Jahre 1800 der französische Ingenieur Bouchet im Fort St. Julien von Rosette eine Basalt-Tafel, in die ein Decret vom Jahre 200 n. Chr. in drei Sprachen eingemeißelt war: in Griechisch, Demotisch und Hieroglyphisch. Das Griechische war den Gelehrten natürlich ganz zugänglich. Sie fanden darin zunächst die Bestimmung, daß das Decret auch in demotischer Schrift neben das Griechische zu setzen sei. Das Demotische ist eine Briefsprache, die sich um 2000 v. Chr. aus den Hieroglyphen entwickelt hat, eine vereinfachte Schrift, aus der man die ursprünglichen hieroglyphischen Formen noch herauskennen kann. Nach einigen zwanzig Jahren ernsten Forschens ist dann die ganze Inschrift festgestellt worden, sie wurde der Schlüssel der Hieroglyphenschrift.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: H. Hein; für den technischen Theil: A. Grosse, beide in Berlin; — für Oesterreich-Ungarn: Robert Mohr, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 4, 1. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). — Berlin und Wien, 15. Februar 1899. — Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). XXVI. Jahrg.

„Ein Küßchen in Ehren". Nach dem Gemälde von E. Louyot.

Nachdruck verboten.

Mit tausend Masten.

Ein Stück Leben.

Von Ida Boy-Ed.

(3. Fortsetzung.)

Der Tag war da. Kein Elementar-Ereigniß hatte die Weltordnung umgekehrt. Martha war nicht krank geworden, ihre Eltern nicht gestorben, Hamburg nicht aufgebrannt, und der Zug, der Desowsky brachte, war nicht entgleist.

Draußen schien die Herbstsonne und goß lachendes Licht auf die schuppige Fluth des Alster-Bassins. Eine herbe Frische machte die Luft gesund, und alle Leute auf der Straße schienen lebensfreudiger als sonst.

Im großen Saal aber war es düster. Hierher kam keine Sonne. Der ganze Raum war wie eine Abendschönheit und wirkte am Vormittag fade.

Zwischen den zahllosen Stühlen saß irgendwo eine kleine Menscheninsel: zehn, zwölf Getreue der Senatorin Benfeld, die zur Probe gekommen waren, denn Desowsky mußte doch seine Nummern mit der ihm völlig unbekannten Pianistin durchgehen. Er wollte ein Air von Bach, das Adagio aus dem neunten Violin-Konzert von Spohr und einige technische Glanzstückchen spielen; Fräulein Deppermann hatte sich schon vorher halbtodt geübt, denn öffentlich aufzutreten war eigentlich nicht ihr Metier.

Vorn auf dem Podium spielte sich der für Martha denkwürdigste Augenblick ab. Sie stand, im Paletot und Matrosenhut mit Fräulein Deppermann, die eine spitz aufgethürmte Capote trug. Unter den steil aufragenden Tuff von blanken Perlen und Pailletten-Behang sah Fräulein Deppermann's breitknochiges Gesicht noch plumper aus als sonst.

Sie waren beide in fieberhafter Erwartung. Martha war zu aufgeregt, um sich zu wundern, daß Fräulein Deppermann, Fräulein Deppermann!! Lampenfieber zu haben schien.

Jede Secunde konnte Hasenkamp mit Alban Desowsky eintreten; er holte den heute früh erst Angekommenen vom Hotel.

Unten im Saal, die kleine Menscheninsel raunte und plauderte. Manchmal klang ein Lachen auf. Lilly Benfeld lachte bei jeder Gelegenheit. Martha ärgerte sich.

Und die Thür, die vom Künstlerzimmer auf das Podium führte, öffnete sich.

Hasenkamp, der heute vor Wichtigkeit und Wohlwollen strahlte, schob Alban Desowsky förmlich hinein.

Martha sah ihn nur unklar. Alles Blut schoß ihr ins Gesicht, zitternd reichte sie die Hand hin, als Hasenkamp vorstellte:

„Fräulein Martha Meyer, — unsere liebe, kleine Konzertgeberin."

Das war er, — so finster, — so müde, — so bleich — —?

„Rasend interessant!" dachte Lilly Benfeld unten im Saal, „und wie blöde Martha ist! Das sollte ich sein!"

Auch Fräulein Deppermann glühte. In ihrer altjüngferlichen Seele lag immer ein Hang zum Schwärmen sprungbereit und stürzte sich sogleich mit kritiklosem Enthusiasmus auf einen geeigneten Gegenstand. Sie fand sofort Desowsky „himmlisch!"

Alban Desowsky kam von Frankfurt, wo er am vierundzwanzigsten ein Konzert gegeben und mit guten Freunden darnach gleich bis zum Tagesgrauen des fünfundzwanzigsten durchgebummelt hatte. Am Abend war er in den Zug gestiegen, und da er nie im Schlaf-Coupée zur rechten Ruhe kam, war er jetzt müde und übellaunig.

„Parbleu," dachte er, „ich soll hier mit einer Köchin und einer Kammerjungfer auftreten!"

In der That: die Beschäftigung mit der Kunst hatte Fräulein Deppermann's Angesicht keinen Adelszug aufgestempelt, und viele fanden, daß sie das Ansehen und die Allüren einer Köchin habe. Auch Martha gefiel Desowsky auf den ersten Blick so wenig, daß er nur die nothwendigste Höflichkeit zeigte, die er der Konzertgeberin, die ihn bezahlte, doch schuldete.

In der Aufregung vergaß Fräulein Deppermann die Schranken zwischen ihr und Martha und daß sie eigent-

lich eine hochthronende Autorität für das junge Mädchen war.

„Ich ängstige mich so vor ihm!“ flüsterte sie Martha zu.

„Ich auch,“ sagte Martha tonlos.

Hasenkamp kletterte vom Podium und gesellte sich dem Häuflein Zuhörer.

Hart schlug die Deppermann in die Tasten und die Probe begann.

Martha nahm ihren Hut ab, hielt ihn auf ihrem Schoß und saß athemlos. Ihre Blicke hingen an Desowsky. Sie dachte nicht daran, daß sie etwas verstecken müsse oder wolle. Die grenzenlose, demüthige Bewunderung schien ihr Desowsky gegenüber das Natürliche.

Und einmal sah er zufällig nach ihr hin, sein Blick begegnete dem ihren —

„Ei, ei,“ dachte er.

Den Ausdruck eines so glühenden Temperaments hatte er nicht bei dem blonden, gewöhnlich aussehenden Mädchen für möglich gehalten.

Dann mußte Martha singen; es war nothwendig, daß sie hier im Raum ihre Vorträge einmal durchnahm.

„Famose Gestalt, — hübsche Haare,“ dachte Desowsky und setzte sich, ein Opfer der Situation und seines Berufes, müde auf einen Stuhl.

Martha begann:

„Ocean, du Ungeheuer —“

„Lauter!“ rief die Senatorin Benfeld sogleich.

Martha nahm alle Kräfte zusammen.

„Kateridee, — die die Arie singen zu lassen,“ dachte Alban Desowsky.

Hasenkamp hatte ihm gesagt, daß eine Kunst-Novize, keine Künstlerin, dies Konzert veranstalte. Aber etwas mehr Schule hatte er doch erwartet.

„Stimme ist hart und klein,“ dachte er weiter.

„Mein Gott,“ raunte unten die Senatorin ihrem Mann zu, „ich habe vergessen, Martha zu sagen, daß sie eine Spitze in ihr Kleid nähen soll —“

„Das laß' Du nur,“ sagte er, „Martha's Hals und Schultern sind noch das Beste an ihr, sie ist, weiß Gott, keine Schönheit. Das bißchen beauté de diable, was sie im Moment hat, vergeht schnell genug. Auch auf dem Konzert-Podium mag das Publicum was hübsches sehen.“

„Ach ihr Männer, — ihr seid so —“

Alban Desowsky langweilte sich sträflich. Er gab es bald auf, zuzuhören, schloß die Augen und sehnte sich nach seinem Bett.

Martha sang weiter, immer weiter, hatte das Gefühl, so noch nie gesungen zu haben, und glaubte, daß das Fieber in ihren Adern auch ihren Gesang durchdringe. Eine große Freiheit kam über sie, im Bewußtsein von Macht. Hier stand sie und konnte alles heraussingen, was ihre Seele beklemmte.

Als sie ihre Arie und ihre acht Lieder gesungen hatte, zwischen jedem heiß auf ein Zeichen des Beifalls von Alban Desowsky wartend, stand er endlich auf. Es war selbstredend seine Pflicht, dem Fräulein etwas Verbindliches zu sagen.

„Ein schönes Talent, mein gnädiges Fräulein,“ begann er, „eine ungewöhnliche musikalische Sicherheit.“

„Ja,“ sagte Martha, „ich kann jede Tonart sofort hören im Orchester, — das können nicht viele.“

„Oft alte Kapellmeister nicht,“ bestätigte er verbindlich. „Sie wollen nach Berlin gehen, hat mir Herr Hasenkamp gesagt? Ein guter Entschluß.“

„Ich muß noch viel lernen!“ sagte sie.

„Sie werden es sicher. Auch ich gehe von hier nach Berlin und bleibe den Winter dort. Wenn Sie mich brauchen, — wir sind doch Kollegen. Verfügen Sie nur.“

Martha war selig. Seine paar banalen Redensarten waren ihr eine Anerkennung ihres Talentes, ein Versprechen, ihr in Berlin Halt und Stütze zu sein. Und seine Augen, — sein Blick — —

Es war, um schwindlig zu werden.

„Ich beneide Sie, Kind,“ flüsterte ihr Fräulein Deppermann zu. „Und er hat die ausdrucksvollsten Augen von der Welt.“

Unterdes hatte die Senatorin ihren Mann breitgeschlagen. Er willigte darein, daß Alban Desowsky, Fräulein Deppermann und Martha, nebst einigen ganz nahen Freunden heute Abend nach dem Konzert bei ihnen soupiren sollten. Natürlich konnte man Hasenkamp nicht umgehen.

Nur mit Mühe verbarg er ein befriedigtes Lächeln, als die Senatorin ihn dann einlud. Also war endlich die Brücke geschlagen zwischen ihm und dem Benfeld'schen Kreis! Deutlich heute Abend merken zu lassen, daß er seine Wagner- und sonstigen Vorurtheile doch sehr abgelegt habe, dazu war Hasenkamp fest entschlossen.

Als Martha das „Veilchen“ sang, welches Hasenkamp für ihre beste Leistung hielt, fragte er die Senatorin, wie sie mit dem Vortrag zufrieden sei.

Diese dachte gerade:

„Ich habe von vorgestern noch Gänseleberpastete und eine halbe farcirte Ente, — — wenn ich allerlei kalte, kleine Vorschüsseln gäbe und nachher ein Roastbeef — —“ „Charmant, reizend,“ sagte sie zerstreut, und Hasenkamp, der hundertmal erklärt hatte, die Frau verstehe nichts von Musik, war glücklich.

Martha und Fräulein Deppermann, die auf einmal das Gefühl hatten, sehr befreundet mit einander zu sein, tanzten zusammen im Künstlerzimmer, als sie hörten, sie dürften heute Abend mit „ihm“ noch in einem kleinen Kreis beisammen sein.

Dann ging Martha heim, mit dem strengen Befehl, sich noch mehrere Stunden hinzulegen. Auch empfahl ihr die Senatorin, bis zum Konzert keinen lauten Ton zu reden.

Dies gab dem Mittagessen zu Haus einen ganz tollen Charakter. Alle Meyer's waren überhaupt wie berauscht! Der Inspector hatte einen freien Nachmittag bekommen. Die ganze Familie fühlte sich als den Mittelpunkt der Stadt Hamburg. Es gab Sonntagsessen. Und wenn Martha mit Gebärden und Blicken andeutete, daß sie noch essen wollte, oder auf Fragen mit lebhafter, grotesk übertriebener Mimik stumm antwortete, wollten alle vor Lachen sterben. Martha selbst hätte am liebsten getanzt und gesungen.

Aber kaum lag sie im Bett, verwandelte sich ihr Zustand zum Kläglichen. Ihre Glieder zitterten vor Kälte, vor peinigender Uebelkeit konnte sie nicht den Kopf in liegender Stellung halten. Schwindel befiel sie bis zu Ohnmachtsgefühlen.

Sie wußte nicht, daß es Lampenfieber war, woran sie krankte.

Etwas besser ward ihr erst, als die Mutter sie ankleidete, aber sie blieb leichenblaß, was ihrem Gesicht mit dem sonst allzufrischen Farben mehr Feinheit gab. Fräulein Deppermann und sie hatten sich für die Droschkenfahrt zusammen gethan, denn die Pianistin wohnte ebenfalls in St. Georg. Als die Eltern ihr Kind entließen, thaten sie es mit Thränen des Stolzes. Es war ein großer Augenblick. Sie fühlten mit einer gewissen naiven Demuth einen ungeheueren Abstand zwischen sich und ihrem genialen, berühmten, schönen Kinde. Denn mit diesen drei Eigenschaftsworten war für sie ihre Martha fest und für immer verbunden.

Sie hatten auch abgelehnt, auf dem ersten Platz zu sitzen. „Fünf Karten à vier Mark, das macht immer zwanzig Mark, die andere Leute bar zahlen, — nein, nein, laß uns fünf Plätze auf dem Dreimark-Platz kriegen, — fünf Mark sind immer fünf Mark,“ hatte der Inspector gesagt. Die Wohnung schlossen sie ab, kaum daß Martha abgefahren war, und zogen stolz, fünf wichtige Menschen, der Stadt zu.

Natürlich waren Martha und Fräulein Deppermann viel zu früh zur Stelle. Im Künstlerzimmer brütete starke Hitze, aber trotzdem fror auch Fräulein Deppermann. Mit ihrer langen Schleppe rauschte sie im Zimmer hin und her, sich nervös die Hände reibend. Sehr oft trat sie auch an den Spiegel und strich sich ihre überaus glatten Haare noch glatter. Das olivgrüne Plüschkleid war am Halse ganz geschlossen, hatte aber sehr kurze Aermel, weil lange sie beim Spiel genirt hätten. Dadurch sah sie nun wirklich wie eine Waschfrau aus; überdies waren ihre Arme merkwürdig roth.

Als sich die Thür aufthat, fuhren beide Damen erschreckt zusammen.

Alban Desowsky trat auf die Schwelle.

„Schön wie ein Dämon,“ dachte Fräulein Deppermann exaltirt.

Martha dachte eigentlich nichts. Ihr Herz klopfte und die Lippen waren ihr trocken.

Desowsky aber machte Augen. Ja, war denn diese schlanke, volle Gestalt im schimmernden Seidenkleid die „Kammerjungfer“ von heute Morgen? Was für herrliche Schultern! Auch das Gesicht sah jetzt pikant aus, — die Augen dunkler, die Farben edler. Er küßte Martha die Hand und sah ihr dreist in die Augen. Und da er ein kluger Mann war, that er dasselbe bei Fräulein Deppermann, allerdings mit etwas parodistischer Uebertreibung.

Hasenkamp huschte herein. Nur für einen Moment, betheuerte er, denn Alban Desowsky, als er heute Morgen die Situation übersah, hatte sich „einen Congreß von Tanten, Beschützerinnen und Mäcenen im Künstlerzimmer“ verbeten, — es mache ihn nervös, er wolle während des Konzertes nur mit den Mitwirkenden zusammen sein.

Aber Hasenkamp mußte doch seiner Schülerin noch rasch Muth zusprechen.

„Das gnädige Fräulein braucht keine Angst zu haben,“ sagte Desowsky bevormundend, „wenn die Leute so viel brillanten Jugend-Charme auf dem Podium sehen, klatschen sie unter allen Umständen.“

Und dann blieben sie allein, schweigend und erwartend. Alban sah nach der Uhr, horchte an der Thür und sagte endlich: „Bitte“.

Er eröffnete das Konzert. Martha hörte den brausenden Beifallssturm, der ihn empfing, und dann gedämpft sein Spiel und die Klaviertöne der Begleitung. Sie beneidete Fräulein Deppermann, mit ihm draußen sein zu dürfen. Und dann am Schluß wieder jenes merkwürdige Geräusch, dem gar kein anderes vergleichbar ist, von hundert und aber hundert zusammenklatschenden Händen. Strahlend kehrte Fräulein Deppermann zurück. Auch Desowsky's Augen strahlten.

„Brav begleitet, Fräulein Deppermann,“ sagte er und tätschelte ihr die Wange, was sie sich, zu Martha's unsäglichem Erstaunen, mit wohligem Lächeln gefallen ließ.

Aber noch mehr erstaunte Martha über sich selbst. Jede Angst war verweht. Ihr kam es vor, als sei dies ihr natürlicher Zustand, so in glänzender Toilette hinauszutreten und den Leuten etwas vorzusingen.

Ihre hundertmal eingeübte Verbeugung gelang ihr sehr gut. Der Applaus, der auch sie empfing, machte sie gar nicht verlegen. Mit der vollkommenen Unbefangenheit, wie sie nur der Mangel an jeglicher Selbstkritik haben kann, setzte sie zu ihrer Arie ein und arbeitete sich tapfer durch. Der Beifall am Schluß war nur dünn, aber das hörte sie nicht.

„Ich habe an der Thürspalte gestanden,“ sagte Desowsky.

„Nun, — wie sang ich?“ fragte sie.

„Ich habe nur gesehen, — nicht gehört,“ sprach er mit einem besonderen Ausdruck.

Auf und ab ging das Konzert zwischen Geige und Gesang. In der Mitte des Programms hatte man Fräulein Deppermann den Vortrag einer Sonate eingeräumt, denn einmal wollte und mußte sie auch zu Wort kommen.

Martha stellte sich an der Thürspalte auf, um zu horchen. Aber Alban zog sie fort.

„Kommen Sie.“ Er führte sie zum Sopha. „Hoffentlich hört die Sonate vor zwanzig Minuten nicht auf. Grace au Dieu, daß wir das alte Gestell ein paar Augenblicke los sind.“

Martha zitterte. Er legte den Arm um ihre Taille.

„Ich muß Ihnen doch sagen, daß ich Sie heute Morgen gar nicht ‚gesehen‘ habe. Waren Sie das wirklich selbst?“ flüsterte er.

Ihr war sehr bang'. Aber über die drollige Frage mußte sie doch lachen.

„Werden Sie mich es gleich wissen lassen, wenn Sie in Berlin sind?“ fragte er weiter, ihr immer näher mit seinem Angesicht kommend und leise flüsternd.

Sie nickte und wagte mit scheuem Blick in die dunkeln, lodernden Augen zu sehen.

Plötzlich zog er sie fest an sich und drückte einen langen, heißen Kuß auf ihre Lippen.

Vergehend vor Glück, fast ohnmächtig, von unbekannten Gefühlen bestürmt, ließ Martha sich küssen. „Oh mein Gott, — —“ flüsterte sie.

„Also in Berlin!“ sagte er, „es ist abgemacht. Und jetzt klug sein. Gleich kommt das Fräulein wieder, — la cuisinière en peluche, — paß auf, süßes Kind, wie ich mit der noch umspringe, heute Abend, paß auf!“

Er stand auf, ging drei Schritte hin und her, sah lächelnd auf die fassungslose Martha nieder, trat wieder zu ihr, nahm ihren Kopf zwischen beide Hände und flüsterte:

„Gefall' ich Dir ein bißchen?“

Sie schloß die Augen. Ein Lächeln sinnlosen Glücks ging über ihr Gesicht. Er verstand es wohl.

„Na also!“ sagte er übermüthig.

Mit rothem, befriedigten Gesicht kam Fräulein Deppermann wieder. Alban Desowsky überhäufte sie mit Complimenten, er habe an der Thür gestanden und keinen Ton verloren. Er drückte ihr sehr bedeutungsvoll die Hand.

Martha sammelte sich unterdes. Sie athmete tief auf, sah sich um, lächelte und stand auf, sich unwillkürlich reckend, wie jemand, der aus einem Schlaf erwacht.

Daß sie nicht gestorben war vor Glück! Daß dies alles, alles Wirklichkeit war!

Er, der Hohe, Einzige, er ließ sich zu ihr herab, er liebte sie! Das Wunder war geschehen. Ach, Liebe kommt also wie der Blitz, — gerade so, wie Martha es manchmal gelesen hatte. — —

Ein neues Leben begann. Sie war erst ein ganzer Mensch von diesem seligen Augenblick an. Während des ganzen letzten Jahres war ihr immer gewesen, wie Einer, die mit beschwingten Füßen bergan schreitet, — empor, empor! Nun stand sie oben. Das Ziel war erreicht. Die Kunst und seine Liebe!

Wie eine Siegerin trat sie wieder hinaus. Alle Lehren Hasenkamp's waren vergessen. Die ursprünglichsten und größten Gefühle des Weibes dehnten ihr stolz die Brust. Sie stand da und sang, nicht als Eine, die was von der Kunst weiß und will, sondern als Eine, die einfach und natürlich ihr erstes, elementares Glück herausjubeln darf.

Und so, mit dem Klang der Natur und der Wahrheit überraschte Martha die Hörer und bezauberte sie.

Diese Stunde gab ihr einen Glanz und eine Weihe, deren sie sich selbst nicht bewußt war.

Der Beifall war brausend. Wie ein frohes Raunen ging es durch den Saal: „Doch ein Talent!" Und alle waren stolz auf das Hamburger Kind.

Traum und Rausch waren für Martha die zehn Minuten nach Schluß des Konzertes. Küsse, Glückwünsche, Thränen, — ihre Eltern, die Schulfreundinnen, Fräulein Schirrmacher, — alles stürmte auf sie ein. Selbst die Senatorin Benfeld hatte nasse Augen und fühlte sich als Schöpferin dieser Stunde. Martha fand sich erst wieder, als sie mit Fräulein Deppermann und Alban Desowsky in der Droschke saß, um Benfeld's Einladung zu folgen.

An dem Wagenfenster zog wie unruhige Wandeldecoration die abendliche Straße vorüber, bald im Halbdunkel, bald vom weißlichen Licht überfluthet, und schwarze Menschen-Silhouetten drängten sich auf den Bürgersteigen.

Martha und Fräulein Deppermann saßen in Fond, ihnen gegenüber Alban, lustig wie ein Schlingel, der der Aufsicht entronnen ist.

„Kinder," sagte er, sich vorbeugend und die Linke der Fräulein Deppermann mit Martha's Rechten zugleich warm in seine Hände nehmend, „wie bin ich immer vergnügt, wenn so ein Konzert vorbei ist und gut ausfiel. Geklatscht haben die Hamburger, — avec frénésie, — ils sont très gentils —"

„Ach ja, es war sehr schön," seufzte Fräulein Deppermann.

Alban fing an, sich über die Menschen lustig zu machen, die er nach Schluß des Konzertes im Künstlerzimmer gesehen. Die beiden Damen kamen nicht aus dem Lachen. Sein Deutsch, das er ganz richtig, aber doch etwas mühsam und nach den Ausdrücken suchend, sprach, gab auch seinen unbedeutendsten Bemerkungen noch Reiz.

„Ich muß eine Tollheit machen, — il me faut quelque chose très extraordinaire," rief er, „Kinder, — ich muß Euch einen Kuß geben. Wir sind doch Bruder und Schwestern in Apollo."

Und er nahm erst Fräulein Deppermann beim Kopf und küßte sie und dann Martha.

Sie fühlte wohl, er nahm Fräulein Deppermann in den Kauf. Mit geschlossenen Augen saß sie, selig und zitternd.

Die Deppermann kicherte und schlug scherzhaft nach ihm und sagte, ein solches Betragen sei in Hamburg nicht Sitte, und wenn er nachher bei Benfeld's auch so sein wolle —

Er versprach, sich wie ein einbalsamirter ägyptischer König zu halten.

So kamen sie in übermüthigen Scherzen und doch in einer seltsam bangen, schwülen Stimmung bei Benfeld's an.

Richtig war Alban Desowsky hier ein ganz anderer. Hier war er so, wie Martha ihn sich gedacht hatte, nach seiner Erscheinung auf dem Podium: sein Lächeln schien von Schwermuth überschleiert; seine Bewegungen ernst, vornehm, gemessen; seine Sprache würdig und höflich.

Bei Tische saß Martha an seiner Linken, und während er verbindlich mit der Hausfrau an seiner Rechten plauderte, fühlte sie, daß seine Hand leise die ihre berührte, und sie verging vor Angst über so viel Kühnheit.

Es kam auch die Rede auf Martha's Namen. Alle waren der Meinung, daß sie als Konzertsängerin den Namen Meyer ablegen müsse, und eine wahre Jagd nach einem wohllautenderen begann.

„Es wäre am richtigsten," sagte der Senator, „Martha nähme den Namen ihrer Mutter an."

„Wie hieß denn die?" fragte jemand.

„Meine Mama ist eine geborene Lambert," sagte Martha.

„Ach, — ja!" rief die Senatorin, „natürlich, sie ist doch 'ne Tochter vom früheren Friseur Lambert auf 'n Gänsemarkt, den sie den Schmalztenor nannten."

Martha wurde roth und schämte sich ihrer Familie. Der Senator warf seiner Frau einen mißbilligenden Blick zu. Um die kleine, peinliche Sache zu vertuschen, erhob er sein Glas und sagte:

„Also auf unsere zukünftige Berühmtheit, — Martha Lambert! Möge sie ihren braven Eltern, uns, die wir sie beschützt haben, und ihrer Vaterstadt noch viel Ehre machen!"

Martha war zu Thränen ergriffen, stand auf und küßte der Senatorin und dem Senator dankbar die Hand. Fräulein Deppermann und Hasenkamp wischten sich die Augen.

Es war zwei Uhr, als Martha und Fräulein Deppermann endlich durch die still gewordenen Straßen nach St. Georg zu fuhren.

Die Deppermann seufzte laut.

„Das war der schönste Abend meines Lebens," sagte sie mit Entschiedenheit.

Martha schwieg. Sie fürchtete, wenn sie spräche, würde ihr erstes Wort der Jubelschrei sein: er liebt mich, ich liebe ihn.

„Marthachen," begann Fräulein Deppermann wieder, „etwas müssen wir uns zuschwören, — beiderseits! Nicht wahr? Nie kommt ein Ton davon über unsere Lippen, daß Desowsky uns geküßt hat und überhaupt so 'n bißchen übermüthig war!"

In Thränen ausbrechend, fiel Martha dem alten Mädchen in die Arme. Auch sie fing an zu weinen. Es war zu viel für sie gewesen, diesen Abend, und außerdem hatte sie drei Gläser Bowle getrunken, während zwei ihr „Maß" waren.

„Ach, Martha," schluchzte sie, „was hat man so von seinem Dasein! Immer schuften und schuften, und immer der Meinung anderer Leute sein! Ich beneide Sie. Sie kommen nun in die große Welt. Ich hab' mein Leben in Hamburg vertrauert. Hier darf man ja nicht ‚piep' sagen, ohne daß es bekrittelt wird. Herr — Gott!! wenn sie das wüßten, — wie wir vorhin in der Droschke lustig waren!! Und was ist schließlich dabei? Desowsky hat ja recht: wir sind Geschwister in Apoll. Die anderen Menschen sind Philister, die dürfen es nicht wissen, daß man sich 'mal auch als freie Künstlerin gefühlt hat. Nicht wahr, Martha: ewiges, unverbrüchliches Schweigen?"

„Ja," schwor Martha und preßte sich heftig an Fräulein Deppermann.

„Ach, es war zu schön," seufzte diese noch einmal.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Das königlich bayerische Hof- und National-Theater in München.

Von Alex. Braun.

Mit Original-Illustrationen von E. Bachrach-Barée.

Ein Blick hinter die Coulissen.

(Schluß.)

Während wir, hin- und hergeschoben von den Arbeitern, die in emsiger, flinker Erfüllung ihrer verantwortungsvollen Aufgabe keine Zeit für den müßigen Zuschauer haben, zwischen auf- und niederschwebenden riesigen Hintergrund-Decorationen, den verschiedenartigsten Versatzstücken und dem kunterbunten Kram der Requisition uns zum erstenmal der Kehrseite unserer glänzenden Bühneneindrücke gegenübersehen, können wir uns einer gewissen Enttäuschung nicht erwehren. Rasch und taktmäßig gelangen die halblauten, kurzen Befehlsworte des Maschinen-Directors zur Ausführung, und nicht minder prompt und unbedingt gehorchen die Darsteller, ja — unglaublich, aber wahr! — auch die weiblichen, dem Wink des Regisseurs oder Inspicienten. Das klappt alles so pünktlich und genau, als functionirte hier nicht das vielhundertköpfige Getriebe von Menschen aller Lebensstellungen und Bildungsgrade, sondern der mathematisch berechnete Mechanismus einer Maschine. Wo stecken die schmucken Officiere, die schnurrbartwirbelnd koketten kleinen Liebhaberinnen den Hof machen, oder die angejahrten Cavaliere, die in dem Bouquet hinter dem Rücken eine liebewerbende Brillantbrosche für die angebetete Balletschöne bergen? Keine der stehenden galanten Coulissen-Figuren der Romanliteratur ist zu gewahren. Die Disciplin hat die Romantik verscheucht, und des Dienstes wohlgeregelte Uhr läßt nicht eine Secunde übrig für zärtliche Tändeleien. Treibt Amor, der unabweisbare Zudringling, dennoch sich hinter den Coulissen umher, so muß er es verstohlens thun. Freilich nicht nur der geflügelte Schalk schlingt gelegentlich da hinten unvermerkt seine Liebesbande von Herz zu Herzen, auch Haß und Neid, alle freundlichen und feindlichen, erhabenen und kleinlichen Regungen schwirren in fortwährendem Widerhall durcheinander in dem Kaleidoskop, das im Innern eines jeden Theaterwesens sich aufthut. Vielleicht ließe z. B. aus den vereinzelten psychologischen Momenten, die in dem Lächeln der Primadonna, dem Nicken des Regisseurs, dem Stirnrunzeln des Tenors, dem Achselzucken des Souffleurs, dem Knix des Soubrettchen, ja im Kopfschütteln des Arbeiters flüchtig auftauchen, sich eine recht picante Geschichte zusammenreimen; aber das unbefangene Auge kümmert sich nicht um solch kleine, rasch wieder in der Tarnkappe der Convenienz verschwindende Kennzeichen.

Was da hinter den Coulissen wie ein Fluidum in der Luft liegt, spinnt sich fort durchs ganze Haus, wie Sommerfäden flatternd und ungreifbar. Nur in seiner koboldgleich neckender Gaukelei nicht immer ganz so harmlos. 'S sind in allen Theatern der Welt scheele Wichte, die kleinen Hausgeistlein, die von der Garderobe ins Regie-Zimmer, vom Foyer zur Intendanz huschen und hin- und herraunen. Zu packen vermag die Argen keine noch so starke Faust, aber, wo man ihnen die Erbsen eines ehrlichen Vertrauens und guten Willens zwischen die Füße wirft, können sie sich nicht halten. Der Erbauer des Münchener Hoftheaters hat ihnen überdies das Stiegensteigen sauer genug gemacht. Die unzähligen schmalen Steinstufen zu den Bureaux Tag für Tag hinanzuklimmen, kommt einer Oertel'schen Terrain-Kur gleich, und möglich, daß es diesem günstigen Umstand zu danken ist, wenn wir einzelne unserer Liebhaber und Heldensänger beinahe ins Greisenalter hinüberretten.

Hier hätte unser Weg zwar in den Balletsaal abzulenken, aber die Ideen-Association ist für die Damen, von denen manche allerdings schon im Dienste Terpsichores ergraut sind, nicht schmeichelhaft. Auch giebt es Interessanteres im Hause. Wandern wir lieber durch den engen Corridor zum Zimmer des Intendanten, den die Münchener Hofbühne als Charakterspieler, Regisseur, Director und Intendanten mit Stolz seit mehr als dreißig Jahren zu den ihrigen zählt. Ohne anzuklopfen, betreten wir den nur mit den allernöthigsten und einfachsten Möbeln eingerichteten Warteraum. Auf dem verschossenen, grünen Sopha sitzen bereits ein paar rivalisirende Primadonnen in freundlichster Zwiesprach, am Fenster plaudert ein junger Regisseur, angelegentlicher als das Buch in seiner Hand es vorschreibt, mit einem niedlichen „Blondchen", ein Capellmeister trommelt nervös auf den Tisch, an dem neben ihm der Bonvivant die Zeitung studirt. Ungeduldig sieht ein Vorarbeiter, der einen Carton Muster unter dem Arme hält, auf die Uhr, und ängstlich drückt eine barhäuptige Frau aus der Vorstadt, mit einer glänzendneuen, schwarzen Schürze über dem fadenscheinigen Kleid, sich an die Wand, während sie dann und wann dem bildschönen, etwa sechsjährigen Mädchen an ihrer Seite mit einem Trostwort den schwarzen Lockenkopf zurechtstreicht. Wenn man die Kleine nur zum Ballet brauchen könnte! Die paar Zehnerln in der Woche thäten der knappen Haushaltungskasse gar so viel guat, und 's Cenzerl is ja schön wiar a Engerl, sag'n alle Leut'. Mit gleich banger Erwartung harrt ein Herr mit einem ausdrucksvollen, von langem Bart und Haupthaar umrahmten Kopf. Er blättert in einer dicken, schon etwas abgegriffenen Partitur, und unwillkürlich bewegen sich die Lippen, indes in den sinnenden Augen ein warmer Glanz aufleuchtet. Veraltet soll seine Oper sein, nicht musik-dramatisch genug. — Das kann, das will er nicht verstehen, obwohl fast alle Bühnen Deutschlands in höflich geschriebenen Briefen und säuberlich gedruckten Formularen es ihm wiederholten. Er hat eine weite Reise, die ihm schwer genug auf die Börse gefallen, gemacht, um heute, hier noch einmal persönlich sein Glück zu versuchen. Wer den Intendanten, den es zu überzeugen gilt, nur so lange aufhält? Da drüben steht noch einer mit einem ähnlichen Anliegen, ein Dramatiker, dessen kahle Stirne vergebens auf den Lorbeer des Erfolges hofft, und der sein neuestes historisches Trauerspiel, ein mächtiges Manuscript, unruhig zwischen den feinfingrigen, aber gleich der ganzen Erscheinung wenig gepflegten Händen hin- und herdreht. Wie sicher ist dagegen die schlanke, mit elegantem, etwas bewußtem Chic gekleidete Dame ihrer Sache, eine noch ziemlich jugendliche und leidlich hübsche Schwester in Apoll, die nach kurzem Hin- und Hertrippeln dem Diener „zu sofortiger Anmeldung" ihren Namen nennt, laut genug, daß die Umstehenden, denen die Reklame, seitdem ihr Effectstück aufgeführt, diesen Namen oft genug in die Ohren gerufen, ihn hören. Aber der Mann mit den silbernen Königskronen auf den Rockaufschlägen hat in der Welle des Tages schon so viele „Berühmtheiten" auf- und niedertauchen sehen, daß ihn auch diese moderne Größe nicht verblüfft. „Nach der Reih', gnä' Frau," erwidert er gleichmüthig. Die Probe hält den Intendanten, der ihr unermüdlich anwohnt und seine Augen überall hat, ferne. Endlich erscheint er, im Grüßen mit raschen Blick die Wartenden überfliegend. Die schüchterne Frau mit dem Kinde redet er zuerst an. „Sie haben Eile, müssen wieder in Ihre Arbeit, und das Kind soll als Elevin eintreten? Bringen Sie es zur Frau Ballemeisterin." Die Mutter knixt und geht hochaufathmend, daß ihr die so gefürchtete Bitte erspart und doch ihr Herzenswunsch verwirklicht worden. „Dös Glück", murmelt sie und beugt sich zu dem lieblichen Kinde nieder, es zu küssen. Ein Glück, — der erste Schritt zum Ballet. — Ob sie das dankerfüllte Wort wohl wiederholt, wenn die reizende Kleine ein Jahrzehnt lang fortgetanzt auf den schwanken, schiefen Brettern, denen sie heute sie so hoffnungsfroh zuführt. Folgen wir ihr, da uns die Neugierde ja ohnedies den Balletsaal zum Ziel gesteckt.

„Ballet!" Das bloße Wort ist von einem gewissen romanhaften Nimbus verklärt. Da gerathen wir nun endlich doch auf die Spur prickelnder Coulissen-Abenteuer. Im Balletsaal wird es nicht an lauschigen Winkelchen fehlen, wo galante Ritter in Uniform und Civil der Anmuth huldigen. Inmitten des weiten, sonnenhellen Saales thronen die zierlichen Feen auf einer langen Bank, von deren Purpursammt sich die bauschigen, weißen Gaze-Röckchen mit den wie Blumenkronen aufragenden, graciösen Taillen und koketten Köpfchen gar reizend abheben. Andere, nicht minder lieblich, drehen und schwingen, beugen und neigen die schmiegsamen Glieder im geschmeidigen Tanze. Aber keinem entzückten Verehrer zu Danke schlingen sie den Reigen. Der graubärtige Mann am Clavier spielt, achtlos für ihren Liebreiz, griesgrämig seine Noten ab, fünf-, sechsmal dieselben Tacte, bis die Frau Ballemeisterin, deren prüfendes Auge jeder Regung des Tanzes folgt, sich zufrieden erklärt. Flora Jungmann ist stets mit Leib und Seele bei der Sache und läßt, selbst eine äußerst gewandte Tänzerin und eine Choreographin von anerkennenswerthem Geschmack und Geschick, keine noch so kleine Unzulänglichkeit hingehen. Sie ist um so eifriger bestrebt, mit ihren und ihres Ballets Leistungen Ehre einzulegen, als denselben am Münchner Hoftheater ohnedies der Spielraum knapp zugemessen ist. Geübt aber wird, um das Corps im eigentlichen Sinne „mobil" zu erhalten, Tag für Tag, wenn auch oft der öde Balletsaal statt der glänzenden Bühnenpracht der einzige Schauplatz, irgendein zufällig geschäftlich anwesender „grantiger" (mürrischer) Hausbeamter außer dem Onkel Pianisten der einzige Zuschauer der aufgebotenen Tanzkunst ist. Also auch hier, wo soviel lebens- und genußfreudige Jugend mit siegesgewisser Schönheit und Anmuth vereint ist, keine Spur der erhofften Coulissen-Romantik? Bewahre! Darf doch kein männ-

licher Fuß unbefugt dem den Grazien allein geweihten Boden nahen, das heißt, den Ballettsaal betreten, wo sie wie Rekruten gedrillt werden. Einem Exercierfeld gleicht denn auch wirklich der nüchterne Raum mit den kahlen, gelbgestrichenen Wänden, deren spärlicher Schmuck etliche verblichene Photographieen einstiger Balletgrößen sind, unter ihnen Lucile Grahn-Young, die gefeierte Vorfahrin der jetzigen Balletmeisterin. Doch genau besehen, bildet das längs der Mauer hinlaufende Holzgetäfel eine Reihe verborgener, wandschrankähnlicher Nischen. Was steckt darin? In der gespannten Erwartung, etwa ein Seitenstück des in Liebesnoth versteckten Studenten von Salamanca zu entdecken, klinken wir die nächste Thür auf. Vier bis fünf hölzerne, je mit einem plumpen Vorhangschloß versehene, gleichfalls gelb gestrichene Kisten und darüber ein großer Zettel mit dem Befehl: „Die Letzte hat den Schlüssel abzuziehen!" — weiter ist nichts zu sehen. In diesen Kisten aber steckt kein „Schatz", nur Balletflitter und die Fähnchen der kleinen Tänzerinnen. Auch die Leiter zu den „oberirdischen" Garderoben führt weder zu einem altväterisch schäferhaften, noch modern rüpelhaften Abenteuer. Wir können uns das Hinanklimmen ersparen und uns verabschieden. Noch einen letzten Blick auf den in die Ecke gerückten hohen, unverhältnißmäßig eleganten Ankleidespiegel, eine sogenannte „Psyche", die den zierlichen Liebreiz der Bewegungen einer schmetterlinggleich vor ihr auf- und abhuschenden Tänzerin widerstrahlt.

Je mehr wir sehen, desto mehr begehren wir zu schauen. Einer Bühnenprobe beizuwohnen, erscheint vor allem interessant. Nicht einer Generalprobe, die vor einem Parterre von Kritikern und Logen voll der vornehmsten geladenen Gäste das Endergebniß der monatelangen Mühen der Regie und des Personals in absoluter Totalität, noch unberührt von äußeren Einflüssen darstellt und, indem sie gewissermaßen den Rahm der Première abschöpft, Vollkommeneres als diese selbst bietet. Nein, im Werden wollen wir die Scene-Effecte beobachten. Sie granuliren aus unwesentlichen Einzelheiten zu einem harmonisch ineinandergegliederten Ganzen. Dem ungeübten Auge lassen die ersten, im Alltagskleide abgehaltenen Proben kaum die beabsichtigte Wirkung ahnen. Der Herr im bequemen Sackanzug, der z. B. hier bei offener Scene, rabiat wie ein Pariser Journalist, mit der blanken Klinge umspringt, ist kein Geringerer als Don Juan, im Begriffe, den Comthur zu ermorden. Nichts verräth die Würde des greisen Commendadoren, der nach Possart's feinsinniger Neueinstudierung mit dem brennenden Leuchter, im Nachtgewande dem Wüthenden entgegentreten wird. Deutlicher schon ist das Gebahren der entsetzt nachdrängenden Dienerschaft, doch auch diesen wackeren Leuten giebt der bescheidene, halb und halb philiströs kleinbürgerliche Anzug einen Stich ins Tragikomische. Donna Ana, während der mehrmaligen Wiederholung des Fechtens außer Action, steht in einfach dunkler Straßen-Toilette mit ruhig gefalteten Händen da, statt des wallenden, weißen Schleiers ein graues Herrenfilzhütchen auf dem Kopf. Donna Elvira hat auf einem Stuhl hinter der Coulisse Platz genommen, und Don Ottavio schlingt vermuthlich in der Garderobe noch rasch ein rohes Ei hinunter. Auch im Souffleur-Kasten schweigt es, während Don Juan oben den tötlichen Streich probirt, und nur das Orchester läßt geduldig die von den grünbeschatteten Lampen erleuchteten Noten widerklingen. Die Feuerwache, deren Messinghelm aus dem Helldunkel der nächtlichen Scene hervorblinkt, schaut mit einer anderen Auftritten nur selten vergönnten Theilnahme zu, wie der Bariton den Degen führt. Zwar fuchtelt er für den Geschmack des biederen Löschmannes zu viel, aber immerhin macht ihm „dö G'schicht an Spaß"; während die „ewige Busselei" der Liebesscenen ihm längst „z' fad wor'n is". In der durch allzutiefe Einsicht in die Geheimnisse der Coulissen erzeugten Blasiertheit ist er aber, wie das gesammte Bühnenvolk zu einer gewissen Urtheilssicherheit gelangt, die durch Erfahrung gezeitigt, von keinerlei Rücksichten und Hintergedanken angekränkelt, oft als Präjudiz für Neuheiten Recht behält. Eine Erscheinung, die hinter den Coulissen nicht „verfängt", wird schwerlich das Publicum fortreißen.

Eine Hauptstärke der Münchener Hofbühne liegt in der Mise en scène. Die Kostüme und alle Einrichtungsgegenstände sind wie die einzelnen Qualitäten eines Bildes nach Farbe, Stoff und Form sorgfältig gegeneinander abgewogen und malerisch zusammengestimmt. Unter allen Umständen und um den Preis aller Mühen und größter Summen heißt die Losung „echt!" Das Kostüm, als ein Träger des Zeit-Colorits, beruht auf den gewissenhaftesten archäologischen Studien, seit Franz von Seitz mit seinem kunstgeschulten Geschmack 1855, bei der Dingelstedt'schen Neueinstudirung des „Macbeth", eine weit über die bayerische Hofbühne hinausgreifende Reform geschaffen, an deren Tradition Possart's Neubelebungen der Mozart-Opern, wie seine sämmtlichen historischen Einstudirungen weiterbildend festhalten. Professor Flüggen, der gegenwärtige Costümier des Hoftheaters, besitzt nicht nur in seinem eigenen, sorgfältig gesammelten und geordneten Trachten-Museum reiche Hülfsquellen, sondern zieht auch alles wissenschaftliche Material gründlich heran. Das durch und durch stil- und zeitgemäße Kostüm und Mobiliar verleiht manchem Stück ein künstlerisches Interesse, welches das literarische überragt. So erhält z. B. „Madame Sans Gêne", deren unerschöpfliche Zugkraft auf Possart's geschichtsgetreuen, frappant getroffenen Charakterbilde des großen Napoleon beruht, auch durch die Ausstattung den Werth einer künstlerischen, Zeitstudie. Während wir bei der Kostüm-Probe von „Madame Sans Gêne" in die Coulissen spähen, bemerken wir die schneidige Frau Marschallin, ihres Stichwortes gewärtig. Unweit von ihr steht der brave Lefèvbre, der es selbst hinter dem Rücken seiner eifersüchtigen Ehehälfte nicht wagt, einen Blick auf die Balletdämchen zu werfen, die, schon in Bereitschaft für die folgende Probe, an ihm vorbeitänzeln. Unter der zur Intendanten-Loge führenden Thüre erscheint Graf Neipperg im Gespräch mit dem Requisitenmeister, und im Hintergrund ist der Regisseur mit seinem Buche beschäftigt.

Wichtige Etappen auf dem Wege moderner scenischer Entwickelung bedeuten die „Shakespeare-Bühne" und die „Drehbühne", beide bahnbrechende Erfindungen des königlich-bayerischen Maschinen-Direktors Carl Lautenschläger. Die Münchener Hofbühne hat das Verdienst, beide zuerst eingerichtet und praktisch erprobt zu haben. Die aus Sparsamkeitsrücksichten zur Vereinfachung des scenischen Apparates von Lautenschläger im Jahre 1889 auf eine literarische Anregung von Rudolph Genée hin construirte Bühne ermöglicht einen wesentlich beschleunigten Scenenwechsel, sie ist nach Shakespeare genannt, da sie für dessen verwandlungsreiche Stücke sich besonders bewährt hat. Der je nach Bedarf architectonische oder landschaftliche Vordergrund steht einem breiten Rahmen vergleichbar fest. Mehrere Stufen führen zu dem Mittelgrunde empor, auf dem, durch einen neutralen Vorhang abgeschlossen, die Verwandlung sich vollzieht, während die handelnden Personen in den Vorgrund herabsteigen. Hier spinnt sich, die Aufmerksamkeit des Publicums fesselnd, der Faden der Geschehnisse fort, bis, kaum bemerkt, der Vorhang sich theilt, und oben die Personen in die nächste Scene eintreten. So kann das ganze Stück ohne Störung der Phantasie in einem Zuge sich abrollen, und unbeirrt von den vielen, sonst technisch bedingten sinnwidrigen Abschnitten, bleiben nur die dramaturgisch gebotenen der Actschlüsse geltend. So nützlich sich die als ein Fortschritt von großem Belang anzuerkennende Shakespeare-Bühne erwiesen hat, ist sie mit ihren an eine starre Schablone gebundenen Raumverhältnissen doch nur ein Nothbehelf für die nach vollkommener Ueberwindung der zeitlichen und örtlichen Gegensätze trachtenden Bühnentechnik Lautenschlägers.

Was Lautenschläger über die Scene der alten Japaner gelesen und in England bei Privat-Vorstellungen gesehen hatte, hastete als wurzelfähige Keime in seinem erfinderischen Geiste und reifte in völlig selbständiger Ausgestaltung zu einem neuen Bühnen-Mechanismus, der von einer zur Zeit noch unberechenbaren Tragweite für den gesammten scenischen Betrieb ist. Intendant von Possart erkannte unverweilt die Vorzüge des Systems und ließ es für die Neu-Inscenirung des „Don Giovanni" ins Werk setzen. Am 29. Mai 1896 erstaunten die Münchener über die Wunder der zum ersten Mal im königlichen Residenz-Theater in Thätigkeit tretenden Lautenschläger'sche Drehbühne. Innerhalb der vorgeschriebenen zwei Aufzüge wickelten sich die zehn Bilder der Oper in unmittelbarer prächtiger Folge ab. Flüchtig, für etwa 8 bis 15 Secunden, zieht ein die Scene in Dämmer hüllender Schatten über die Bühne, — und wo eben der Garten des Gouverneur gestanden, öffnet sich eine pittoreske Straße von Sevilla, in der Donna Elvira aus der Sänfte steigt. Eine Drehung der den ganzen Bühnenraum deckenden Scheibe mittelst des Elektromotors hat genügt, die bereits vor Stunden hergerichtete und im gegebenen Moment durch das Personal belebte neue Scenerie vor die Augen des Publicums zu bringen.

Zugleich können drei und vier verschiedene Scenen in Bereitschaft gestellt werden, die bald die ganze Tiefe der Bühne,

Bühnenprobe. Original-Zeichnung von E. Bachrach-Barée.

Im Balletsaal. Original-Zeichnung von E. Barach-Barée.

wie der Festsaal, bald nur einen kleinen Winkel, wie das Gemach Donna Ana's, stets aber in malerischer Ueberschneidung und Verkürzung, statt im früheren schachtelförmigen Quadrat einnehmen. Die Vortheile der Drehbühne sind einleuchtend, ihre Wirkung so überraschend, daß allmählich alle neueinstudirten Mozart-Opern in ihren Kreis traten. Nirgends ist ein Blick hinter die Coulissen so unterhaltend und lehrreich, wie auf der Drehbühne, wo wir dicht neben dem fertigen Bühnenbilde das werdende Arrangement sehen. Unsere Illustration in Heft 2 hat das schalkhaft lose, lange verkannte komische Singspiel Mozart's, „Cosi fan tutto", das in München nun zur erfolggekrönten Wiedergeburt gelangte, als Vorwurf. Links im blühenden Garten, mit dem herrlichen Ausblick auf das napolitanische Meer, gelobt Fiordiligi dem ins Feld ziehenden Bräutigam Guglielmo unverbrüchliche Treue bis zum Tod, und rechts sehen wir die Arbeiter geschäftig, unter Lautenschläger's Leitung das in üppigem Rococo prangende Boudoir der Damen einzurichten, das bald darauf der Schauplatz ihrer neuen Liebesbündnisse sein wird.

„Bravo, brav, ausgezeichnet.
Welcher Reichthum, wie geschmackvoll,"

singt angesichts der Prachträume der alte Kenner Don Alfonso.

Wir stimmen ihm wohl bei, indem wir unsere Streifzüge hinter die Coulissen des königlich-bayerischen Hof- und National-Theaters auf der neuen Drehbühne des alten Opernhauses beschließen, in dem einst Mozart am Capellmeister-Pulte heimisch und wo nun an seinen Werken ein Umschwung des Theaterwesens sich vorbereitet.

Nachdruck verboten.

Ueber den Einfluß des Märchens auf das Kindergemüth.

Von Georg Paysen Petersen.

Wenn das welke Laub von den Bäumen fällt und Herbststürme über die kahlen Stoppeln wehen, dann fühlen sich unsere Lieblinge nicht mehr behaglich in Feld und Wald: die Sommerfreuden sind vorüber, die Winterfreuden liegen noch fern, und des jungen Volkes einziger Tummelplatz ist das Haus. Dennoch findet der Herr Papa, wenn er während dieser Jahreszeit aus dem Comptoir oder Bureau heimkehrt, im Hause häufig alles so märchenstill, daß er wohl verwundert fragt: „Wo sind denn der Franz, die Liese und mein Wildfang, der Fritz?" — Die Mutter lächelt, legt ihren Zeigefinger bedeutungsvoll auf die Lippen, erfaßt des Eheherrn Rechte und führt ihn in das behaglich durchwärmte Zimmer der lieben Großmama. Dort findet er, sei es im Dämmerlicht, sei es bei traulichem Lampenschein, die ganze Kinderschar versammelt: das vierjährige Lieschen, den Sextaner Fritz und sogar seinen Aeltesten, den Sekundaner Franz, auf dessen Opperlippe sich bereits ein hoffnungsvoller Schatten bemerkbar macht; die Kinder alle sitzen zu Füßen der lieben Alten und lauschen — ihren Märchen. Sie haben die Erzählungen von Rothkäppchen und Sneewittchen, von Dornröschen und Aschenputtel, von König Drosselbart und vom klugen Daumesdick freilich schon hundertmal vernommen, sie kennen sie längst von Wort zu Wort auswendig; dennoch lauschen sie mit gleichem Entzücken immer von neuem. Giebt es einen schlagenderen Beweis dafür, daß die Kindesnatur gebieterisch Märchen fordert? „Was so mannigfach und immer wieder von neuem erfreut, bewegt und belehrt hat," sagt Wilhelm Grimm, „das trägt seine Nothwendigkeit in sich und ist gewiß aus jener ewigen Quelle gekommen, die alles Leben betaut." Hier deckt sich einmal das Urtheil der Unmündigen mit demjenigen der ernstesten und edelsten Männer unseres Volkes; ist doch Luthers Ausspruch bekannt: „Ich möcht mich der wundersamen Historien, so ich aus zarter Kindheit herübergenommen, oder auch wie sie mir vorkommen sind in meinem Leben, nicht entschlagen, um kein Geld," und Jakob Grimm urtheilt gar über seine und seines Bruders Wilhelm gesammte reiche Wirksamkeit: „Tragen wir einen Dank davon für alle Mühe und Sorge, der uns selbst zu überdauern vermag, so ist es für die Sammlung der Märchen." Dieser Dank ist den beiden trefflichen Männern aus leuchtenden Kinderaugen und von jubelnden Kinderlippen reichlich gezollt worden, des Dankes der Eltern gar nicht zu gedenken; so ungetheilten Beifalles wie die „Kinder- und Hausmärchen" ihn gefunden haben, darf sich schwerlich irgend ein anderes Buch rühmen.

Wie aber erklärt sich die Vorliebe der Jugend für diese anspruchslosen Volksdichtungen? Einfach daraus, daß die Kinder einen großen, ja den größten Theil der Märchen selbst geschaffen haben. Die Fälle, daß ein Kind seinen Gespielen selbstersonnene Märchen erzählt, wie der junge Goethe solches gethan hat (vergl. „Wahrheit und Dichtung"), sind keineswegs selten; allein die also entstandenen Märchen erscheinen nur ausnahmsweise der Aufbewahrung werth, weil die jungen Goethe gar selten sind. Alltäglich dagegen fragt das Kind allem Neuen und Merkwürdigen nach, was ihm in Haus und Hof, in Feld und Wald begegnet, und weil es mit Fragen nicht ruht, bis endlich sein Wissensdurst gestillt wird, fordert es die Bildung von Märchen geradezu heraus. „Weshalb hat der Bär keinen Schwanz wie Wolf und Fuchs? — Hat er niemals einen gehabt, auch ganz früher nicht? — Hat der Wolf ihm den Schwanz abgebissen? — Hat es der Fuchs gethan; oder hat er ihn auf andere Weise darum gebracht?" — Welcher Vater kann solchen Fragen widerstehen, und nun erst die Mutter, oder gar die Großmama! Sie fangen endlich alle zu fabeln an, und hat das Märchen Gestalt angenommen, dann weiß niemand so recht den eigentlichen Dichter zu nennen. Ich für meine Person will hiermit ehrlich bekennen, daß die meisten und besten meiner Märchen von meinen Kindern erfunden sind. Könnt ihr denn den jugendlichen Naturforschern und angehenden Weltweisen den Mund verbieten, ihr kalten Klügler, die ihr das Märchen verbannen möchtet? Was wollt ihr eurem Töchterchen antworten, wenn es euch fragt: „Warum hat die Kröte rothe Augen, die Scholle ein schiefes Maul? Weshalb heißt dieses blaue Blümchen Vergißmeinnicht? Woher kommt es, daß die Gänseblümchen beim Erblühen erröthen? Wer streut im Winter die weißen Blüthenflocken vom Himmel herab?" Wie wollt ihr eurem Jungen Rede stehen, wenn er fragt: „Weshalb werfen die Steineichen und Steinbuchen ihr Laub im Winter nicht ab? Woher kommen Blitz und Donner? Wer spannt die farbige Brücke über die Erde, und zu welchem Zweck geschieht solches? Wer hat diese gewaltigen Felsen himmelan gethürmt? Wer ächzt unter jenem flammenspeienden Berge? Wer weckt in jedem Lenz die schlummernde Erde zu neuem Leben?" — Die Antworten auf alle diese und auf tausend ähnliche Kinderfragen sind Märchen, nichts als Märchen; denn wer nicht zu antworten weiß und dennoch antworten muß, — und in diese Zwangslage gerathen alle Eltern, — dem bleibt eben nichts übrig, als zu dichten und zu erzählen. Wohl dem Kinde, dem ein verständiger Vater, eine kluge Mutter oder eine weise Großmama auf seine Fragen Rede und Antwort stehen; denn die also geschaffenen Märchen sind oft weit mehr als müßige Spielereien, sind eine das Gemüth bildende Unterhaltung, und in ihrem reinen und milden Licht erwachen und wachsen die ersten Kräfte des Herzens. „Bei seiner tiefen Einwirkung auf die Seele des Menschen, bei seinem noch tieferen Grunde in unserer Natur, kann das Märchen ein ungeheures Mittel zu Bildung oder Mißbildung menschlicher Gemüther sein," sagt Herder, und dessen sind sich gleichfalls die Brüder Grimm bei Herausgabe ihrer Märchensammlung bewußt gewesen; heben sie doch ausdrücklich hervor, es sei ihre Absicht, „daß die Poesie selbst, die darin lebendig ist, wirke und erfreue, wen sie erfreuen kann, also auch daß es als ein Erziehungsbuch diene."

Schon der Umstand, daß es nichts Lebloses im Märchen giebt, reicht aus, veredelnd auf das Gemüth der Kinder einzuwirken. Thiere und Pflanzen sind beseelt, vernunftbegabt und der menschlichen Rede mächtig; das Kind erblickt folglich in ihnen verwandte Wesen, fühlt mit ihnen und ist unfähig, ihnen ein Leid anzuthun. Ueberdies findet im Märchen die Barmherzigkeit, — sei es auch die Barmherzigkeit gegen das kleinste und verachtetste Wesen, sei es selbst die Barmherzigkeit gegen Galgenvögel, — stets ihren Lohn. Nicht minder führen uns die Märchen leuchtende Vorbilder jeglicher anderen Tugend vor Augen: sie sind tiefer Weisheit voll, drängen aber niemals ihre Lehren in den Vordergrund. — Licht und Finsterniß, Schönheit und Mißgestalt, Tugend und Laster ringen in vielen Märchen um die Herrschaft, und stets ist der Sieg auf der Seite des Guten; Neid und Mißgunst, Falschheit und Faulheit unterliegen ohne Ausnahme, und oft fällt die Bosheit in ihre eigenen Stricke.

Am schärfsten ausgeprägt finden sich diese Vorzüge in den deutschen Volksmärchen, wie sie uns in den Sammlungen der Brüder Grimm, Ludwig Bechsteins, Joseph Haltrichs u. a. vorliegen. „Das deutsche Märchen," so schreibt Bogumil Golz und faßt dabei lediglich das Volksmärchen ins Auge, „athmet Religion und Gerechtigkeit, Heimweh und Wanderlust; sein Humor ist voll Mitleidenschaft für das Kleinste; an Mutterwitz und Sittlichkeit übertrifft es die Märchen aller anderen Völker." Dieses Urtheil ist unzweifelhaft richtig; allein man sollte auch den sogenannten „Kunstmärchen" endlich Gerechtigkeit widerfahren lassen und wenigstens den schönsten unter ihnen die wohlverdiente Anerkennung spenden: manche der lieblichen Dichtungen des Dänen H. C. Andersen (z. B. „Der Tannenbaum" und „Das häßliche junge Entlein"), manche Erzählung Robert Reinicks („Der Vogelsteller", „Das dankbare Mäuslein") und Richard Leanders („Das Märchen vom Klapperstorch", „Goldtöchterchen", „Die künstliche Orgel", „Die himmlische Musik"), sowie fast alle Märchen von Wilhelm Hauff stehen hinter dem Volksmärchen durchaus nicht zurück.

Wie hoch man aber den Werth des Märchens einschätzen mag, so ist es doch ein Erzeugniß der Einbildungskraft, von welcher Herder sagt: „Nichts hat der Mensch in sich so sehr zu bezähmen, als seine Einbildungskraft, die beweglichste und zugleich die gefährlichste aller menschlichen Gemüthsgaben. Tausend Uebel des Lebens, die uns in späteren Jahren verfolgen, ja die wir mit uns in unserer Brust umhertragen, entsprangen daher, daß wir in der Jugend unsere Phantasie verwöhnten, daß wir uns Lustgestalten schufen, die für dieses Leben keinen Bestand haben, weil wir sie übel zusammensetzten. Viele Jahre gehören nachher dazu, uns von dem süßen Truge vielleicht bitter zu entwöhnen, und manche Menschen bleiben bis auf den letzten Tag ihres Lebens mit sich selbst und mit anderen gequälte und betrogene Kinder." Das legt verständigen Müttern die Pflicht auf, im Gebrauch der Märchen Vorsicht walten zu lassen: zunächst ist beim Erzählen, mehr aber noch beim eigenen Lesen der Kinder, jedes Zuviel vom Uebel. Das zulässige Maß, — nach der Altersstufe, dem Temperament und dem Gesundheitszustande der Kinder, sowie auch nach der Tageszeit verschieden, — sollte jedes Mal von der Mutter bestimmt, von den Kindern pünktlich eingehalten werden. Allein damit ist es der Vorsicht keineswegs genug. Gewisse Arten der Märchen sollten nur ausnahmsweise, andere überhaupt nicht erzählt und gelesen werden. „Das Märchen," sagt G. Chr. Diefenbach, „soll die Phantasie anregen und beschäftigen, aber nicht aufregen und überreizen"; letzteres geschieht indessen fast überall in den Morgenländischen Märchen, und zwar durch ungeheuerliche Ueberraschungen, durch sinn- und zwecklose Wunder, sowie auch, — im Gegensatz zu der bescheidenen Einfachheit des deutschen Märchens, — durch überschwängliche, die Begehrlichkeit reizende Schilderungen von Pracht und Reichthum. Noch verderblicher jedoch als manche Erzählungen aus „Tausend und eine Nacht", ja ebenso verderblich wie die lüsternen persischen „Papagei-Märchen" wirken jene, leider auch in anerkannt guten deutschen Märchensammlungen nicht fehlenden Erzählungen, die geeignet sind, das Kindergemüth mit Angst und Grauen zu erfüllen. „Nichts ist ungesalzener und grausamer, als die Phantasie eines Kindes durch schreckende Truggestalten zu verderben," sagt Herder; doppelt grausam aber ist es, einem leicht erregbaren, träumerischen und nervös reizbaren Kinde dergleichen Gebilde vorzuführen. Das schauerliche Märchen vom „Blaubart", das noch grauenvollere vom „Machandelboom" (bei Grimm Nr. 47), das ein „moderner" Dichter einmal „das ergreifendste und tiefsinnigste aller unserer Märchen" genannt hat, sind selbst für vollkommen gesunde, größere Kinder eine verwerfliche Unterhaltung, für kleine, schwächliche oder gar kranke Kinder sind sie geradezu Gift, und zwar sowohl für Leib als Seele. Eine Mutter, die solche Märchen ihren Lieblingen erzählt, verdient den Namen Mutter nicht mehr, so schwer versündigt sie sich. — Auch das „Märchen von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen" (bei Grimm Nr. 6), sowie das Märchen von „Hänsel und Gretel" (bei Grimm Nr. 15), das die Geschwisterliebe so rührend verherrlicht, sind für kleinere Kinder unbedingt abzuweisen. Schon der Umstand, daß von den angeführten Erzählungen drei in der Grimm'schen Sammlung sich finden und die vierte gleichfalls darin gestanden hat, sollte zu äußerster Vorsicht mahnen. Es kann einer Mutter nicht dringend genug ans Herz gelegt werden, sich durch keinen noch so berühmten Namen blenden zu lassen, sondern die Prüfung eines jeden Märchens, das sie ihren Kindern zu lesen gestattet, als unerläßliche Mutterpflicht anzusehen. Märchen wie die gekennzeichneten sind weit gefährlicher als die vielgeschmähten Stiefmutter-Märchen, zu denen übrigens auch „Sneewittchen", „Aschenputtel" und „Frau Holle" gehören. Es versteht sich wohl von selbst, daß man sich in der Auswahl derartiger Märchen beschränken und beim Erzählen derselben das Moment der Stiefmutterschaft möglichst in den Hintergrund treten lassen muß. Geschieht das, und wird den Kindern überdies Herder's Geschichte von der guten Stiefmutter („Exempel der Tage" Nr. 14) oder eine ähnliche Dichtung erzählt, so ist nicht einzusehen, weshalb das Märchen nicht neben undankbaren Söhnen und unverträglichen Geschwistern auch einmal eine böse Stiefmutter vorführen sollte. Mit lauter vortrefflichen Charakteren lassen sich nun einmal nur langweilige Erzählungen bilden, und Langweiligkeit ist der Tod des Märchens.

Vornehmlich in den Stiefmutter-Märchen, aber auch in manchen anderen, hat eine sorgsame Mutter ihr Augenmerk auf die dort vorkommenden Züge von Grausamkeit zu richten. Es läßt sich gegen dieselben nichts einwenden, sobald sie das Gerechtigkeitsgefühl der Kinder befriedigen, wie solches in den Märchen „Der Wolf und die sieben jungen Geislein" (Grimm Nr. 5), „Die Gänsemagd" (Grimm Nr. 89), sowie in zahlreichen anderen Erzählungen der Fall ist; sobald aber die Grausamkeit lediglich als Ausfluß boshafter Gesinnung auftritt, sollte die Mutter sie beim Erzählen unterdrücken. Das kann, ebenso wie die Beseitigung einiger Derbheiten, — die übrigens keineswegs so schlimm sind, wie häufig behauptet wird, — in den meisten Fällen geschehen, ohne die Schönheit des Märchens irgendwie zu beeinträchtigen. Wer beispielsweise, ohne sonst einen Buchstaben zu ändern, im Anfange des Märchens von Sneewittchen den Satz unterdrückt: „Der Koch mußte die Lunge und Leber in Salz kochen, und das boshafte Weib aß sie auf und meinte, sie hätte Sneewittchens Lunge und Leber gegessen", der hat zwar einen Beweis dafür, daß unsere Vorfahren glaubten, durch den Genuß von Lunge und Leber eines Getödteten in den Besitz seiner Eigenschaften, — hier seiner Schönheit, — zu gelangen, unterschlagen; allein der Schönheit des Märchens ist er sicherlich nicht im Geringsten zu nahe getreten, und ebensowenig hat er sich gegen die Brüder Grimm versündigt; denn diese selbst haben im voraus dergleichen Auslassungen und leise Aenderungen gebilligt, indem sie im Vorwort zu ihrer Sammlung schreiben: „Wir haben jeden für das Kindesalter nicht passenden Ausdruck in dieser neuen Auflage sorgfältig gelöscht. Sollte man dennoch einzuwenden haben, daß Eltern eins und das andere in Verlegenheit setze und ihnen anstößig vorkomme, sodaß sie das Buch Kindern nicht geradezu in die Hände geben wollten, so mag für einzelne Fälle die Sorge begründet sein, und sie können dann leicht eine Auswahl treffen." Dieses in die Mütter gesetzte Vertrauen legt ihnen freilich eine nicht unerhebliche Mühewaltung auf; aber welche Mutter wird sich derselben entziehen, wenn sie bedenkt, daß anderen Falles ihren Lieblingen die wahre Freude am Märchen versagt bliebe? Oder sollte es wirklich Mütter geben, die um der geäußerten Bedenken willen lieber darauf verzichten, ihren Kindern Märchen zu erzählen und sie solche lesen zu lassen, während es doch ihrer mütterlichen Fürsorge und Wachsamkeit möglich ist, das empfängliche Gemüth ihrer Kleinen vor schädlichen Einflüssen zu bewahren.

Ueber die gemeine Welt hinaus hebt uns das Märchen und versetzt uns in ein sonniges Reich der Gerechtigkeit, wo alles ist, wie es auf Erden sein sollte. Tief zu bedauern sind jene Kleinen, in deren Herzen nicht im zarten Kindesalter der Sinn für diese lieblichen Dichtungen geweckt wird; eine Seite ihres weichen Gemüthes bleibt unentwickelt, und die Gefahr liegt nahe, daß sie in unserem nüchternen Zeitalter kalte Verstandesmenschen werden, denen der Sinn für alles Schöne fehlt. „Wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt, ist ein Barbar, er sei auch wer er sei!"

Nachdruck verboten.

Tiefblaue Veilchen.

Ich sah es wie gestern. Ein Sommertag
Verblutend auf den Giebeln lag,
Sie barg, erschreckt, am Elternhaus
Ins Haar den welkgeküßten Strauß
Von blauen Veilchen;
Wir kamen vom ersten Stelldichein,
Sie sprach: Dein eigen will ich sein,
Wart' nur ein Weilchen!

Da griff in die Speichen ich jubelnd dem Glück,
Das warf mich zum Straßenrand zurück.
In Mädchenherzen liest wer's kann, —
Sie nahm den andern, den reichen Mann.

Jetzt geh' ich, sobald ich Muße hab',
Vor's Thor hinaus auf ihr grünes Grab;
Die Schwalben zwitschern im Abendgold,
Ein Kinderlachen schallt fremd und hold,
Die Welt steht voller Veilchen.
Ich male mit des Krückstocks Rand
Den lieben Namen sacht in den Sand ...
Wart' noch ein Weilchen!

E. Schoenaich-Carolath.

Nachdruck verboten.

Glänzend gesiegt.

Humoreske von Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem.

(Schluß.)

Frau von Seeberg ritt an diesem Tage in schweren Gedanken heim, und eigentlich hatte sie auch Grund, tiefe Einkehr in sich zu halten. Sie hatte eine leichtsinnige Aeußerung gethan mit der Absicht, ihrem Feinde damit „eins zu versetzen", — die Wette darauf hatte ihr ferngelegen, die hatte sie nur aus Eigensinn angenommen und mit der Waghalsigkeit eines Hindernißreitens den Einsatz gewagt, der ihr plötzlich wie ein Blitz durch den Kopf geschossen war. Daß sie nun gewinnen mußte, das stand so fest, wie zwei mal zwei vier ist; aber wie war das möglich? Zu ihrer Ehre müssen wir aber sagen, daß der Gedanke, ihre Jucker opfern zu müssen, nicht einen Moment ihr Herz beschwerte, — der Kreis ihrer Gedanken drehte sich nur um das Lebensglück ihres Sohnes, an dem ihre ganze Seele hing, und dann liebte sie auch die blonde Phyllis aufrichtig. Sie hatte seiner Zeit den eigenen Gatten durch schwere Kämpfe erringen müssen und wußte, wie einem da zu Muthe ist. Aber wie den Sieg hier erfechten? Sie ahnte es nicht, und schweren Herzens gestand sie sich, daß der Erfolg augenscheinlich nicht auf ihrer Seite sein konnte. Das Bild des schlanken, tadellosen Renners stand mit grausamer Deutlichkeit vor ihrem geistigen Auge, und daneben die groteske Gestalt des kurzbeinigen, grunzenden Hausthiers, das noch obendrein als unverhältnißmäßig dumm verschrieen ist. Wie sollte sie solch' ein Vieh zum Renner trainiren? Unmöglich! Und doch, was hing alles daran! Wer konnte ihr rathen, ihr helfen? Herbert durfte nichts davon wissen. Halt, da kam ihr ein Gedanke, — ihr Inspector! Das war ein noch junger Mann aus guter Familie, ein umsichtiger, intelligenter Beamter, der in seinen Mußestunden tausend Schnurren im Kopfe hatte, — ein entschieden origineller Mensch, der ihr schon darum sympathisch war, mit dem sie sich famos vertrug und der auch den Muth hatte, ihr respectvoll den Kopf zu waschen, wenn sie ihr Budget zu überschreiten geneigt war, — ihr Hauptfehler. Den mußte sie ins Vertrauen ziehen.

Noch im Sattel sitzend, befahl sie darum auch, sofort Herrn Schmidt aufzusuchen und zu ihr zu schicken, und das Glück wollte es, daß der Inspector daheim auf seinem Bureau war. Er erschien auch sofort vor seiner Brodherrin, und sie erzählte ihm die Wette, ohne des Einsatzes zu erwähnen, unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit. Herr Schmidt lachte über die Geschichte, daß er sich die Seiten halten mußte.

„Und was gedenken gnädige Frau nun zu thun?" fragte er mit thränenden Augen.

„Thuen? Ja, lieber Herr Schmidt, das sollen Sie mir sagen! Gewettet hab' ich vor dreiviertel Dutzend Zeugen, weil's mich reizte, — aber wie ich die Wette gewinne, davon habe ich noch keinen Schimmer. Und wenn ich den nicht auf dem Flecke habe, dann ist die Sache eben unmöglich." —

„Das möchte ich nicht behaupten," meinte der Inspector vergnügt.

„Wie? Was?" —

„Ja, sehen Sie, gnädige Frau," sagte Schmidt, „als ich noch so'n Windhund von Wirthschafts-Volontair war, so'ne Art Fritz Triddelsitz, von dem ja immer ein gutes Theil in meiner Menschenklasse steckt, da hab' ich auch 'mal, zum Entsetzen meines Gutsherrn, ein Schweinewettlaufen arrangirt. Großartig, sag' ich Ihnen, gnädige Frau. Allerdings concurrirten dabei nur die Angehörigen derselben Rasse, — wenn ich mir aber überlege, wie ich die Thiere dazu gebracht habe, überhaupt zu rennen, so möchte ich fest behaupten, daß Ihre Wette der Chancen nicht entbehrt. Schweine sind auch gar nicht so dumm, wie sie verschrien werden, — sie leiden nur unter demselben traditionellen Verdachte, den man auch gegen die Esel hat, — beide sind Märtyrer des Vorurtheils!" —

„Herr Inspector, — Sie geben mir das Leben wieder!" rief Frau von Seeberg. „Und das ist keine bloße Redensart, denn sehen Sie, — ich habe meine Jucker sammt Geschirren und dem Dogcart eingesetzt!" —

„Ei, verflucht! Pardon, — ich wollte sagen: i, der Deixel, — nein, das wollte ich eigentlich auch nicht sagen —" —

„'s paßt aber, liebster Schmidt, denn es ist in der That eine ganz ver—flixte Geschichte!"

„Das ist sie, gnädige Frau! Ja, ja, — nee, nee! Die Jucker dürfen wir nicht aus dem Stalle lassen, — wo sollten denn ein paar Neue herkommen? Daß dich das Mäuslein beißt! Verzeihen Sie, gnädige Frau, das war aber auch eine höllisch leichtsinnige Wette um solchen Einsatz, wenn man nicht vorher weiß, wie man sie gewinnen soll!" —

„Na hören Sie, lieber Schmidt," opponirte Frau von Seeberg, „den Kopf können Sie mir waschen, wenn ich verloren habe. Heißt das, wenn ich mir's dann in meinem Zorn noch gefallen lasse. Sie sehen ja, daß der moralische Kater schon Besitz von mir ergriffen hat, lassen Sie also 'mal jetzt die Standpauke und sagen Sie mir lieber, was zu thun ist." —

„'s ist wahr, gnädige Frau, das ist die Hauptsache," gab Schmidt zu. „Aber lassen Sie Sich vorher keine grauen Haare wachsen, — mir schwant so allerlei, als ob mein Dummerjungenstreich sich noch praktisch verwerthen lassen könnte Ich muß mir die Geschichte 'mal überlegen und werde Ihnen dann Bericht erstatten. Wir haben da solch' eine Sau im Stalle, — ein hochbeiniges, nichtsnutziges Vieh, das viel frißt und nicht fett werden will, — — eine ganz schauderhafte Rasse, — der junge Herr hat das garstige Ungethüm ‚Schönheit' getauft, — — die könnte man vielleicht als ‚Renner' trainiren!"—

„Großartiger Gedanke! Muß mir ‚Schönheit' doch 'mal ansehen!" —

Frau von Seeberg hackte ihr Reitkleid in die Höhe und schritt mit dem Inspector dem Schweinestalle zu, in dessen Umfriedung die besagte Sau sich eben befand. Wirklich, sie war selbst für ein Schwein merkwürdig häßlich und hatte auch nichts von der bekannten Vorliebe ihrer Rasse für das dolce far niente, denn während ihre Collegen meist in beschaulicher Ruhe dalagen, saßen oder höchstens zur Abwechselung 'mal standen, raste „Schönheit" grunzend und mit funkelnden Aeuglein lebhaft umher und erging sich mit Vorliebe in gewagten und für ihre Gestalt höchst spaßhaften Sprüngen, die sie gelegentlich zum Galopptempo verschärfte.

„Die zu essen, wird 'mal ein sogenannter Genuß sein," meinte Schmidt nachdenklich. „Dies holde Vieh setzt bei der Lebhaftigkeit des Temperaments nicht nur kein Fett an, sondern entwickelt auch kein Muskelfleisch. Sehnen, nichts als Sehnen. Ich wollte sie gestern dem Schweinehändler aufschwatzen, aber er dankte ergebenst für die Acquisition, die ihm kein Metzger der Welt abkaufen würde. Doch, wer weiß, vielleicht ist ‚Schönheit' zu höheren Zwecken geboren, denn, gnädige Frau, wenn's eine thut, so gewinnt dieser Liebling der Götter Ihre Wette!" —

„Dann soll sie auch ihr Lebtag das Gnadenbrod bei mir haben!" gelobte Frau von Seeberg feierlich.

Inspector Schmidt's erfinderischer Kopf muß wirklich eine passende „Idee" gehabt haben, denn er kam am nächsten Morgen sehr vergnügt aussehend zu Frau von Seeberg zum gewöhnlichen Wirthschafts-Rapport, dem sich dann noch ein längeres Colloquium anschloß, veranlaßt durch ein Croquis, das er sauber gezeichnet, zur Vorlage brachte. Von Stunde ab war Frau von Seeberg, die gestern wie eine geknickte Lilie umhergegangen war, wie ausgewechselt. Sie hatte ganz ihre alte Energie wieder bekommen und überwachte in Person den Bau einer sonderbaren Anlage, die schon am selben Tage abgesteckt und gleich in Angriff genommen wurde, denn die Zeit schreitet unhaltsam vorwärts. Nach zehn Tagen war die Anlage vollendet, aber noch sah und hörte die Nachbarschaft nichts von Frau von Seeberg, die sich, im Gegensatze zu ihren sonstigen Gepflogenheiten, ganz auf das Einsiedlerleben geworfen zu haben schien.

Kurz vor dem abgelaufenen Termin für den Austrag ihrer Wette mit dem Grafen Jutroschin benachrichtigte sie diesen, daß dem Wettlaufen zwischen der Stute und ihrer Sau nichts mehr im Wege stünde. Sie schlug ihm wie den Zeugen Tag und Stunde vor und stellte ihr Terrain zur Verfügung, weil die Rasse ihres „Renners" einen weiteren Transport aus naheliegenden Gründen ausschließe.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß Graf Jutroschin sich die ganze Zeit auf den Rückzug seiner Feindin gefreut hatte, den er in letzter Stunde ebenso sicher wie schadenfroh erwartete, denn es schien doch ganz undenkbar, daß ein vernünftiger Mensch annehmen konnte, einen wohltrainirten Vollblutrenner mit einem Schwein im Laufe concurriren zu lassen, oder wenn er's that, dann durfte er doch wenigstens nicht auf Erfolg rechnen. Die Anzeige, daß das Rennen wirklich stattfinden sollte, versetzte den guten Grafen darum in eine Serie von Gefühlen, die sich in fürchterlicher Wuth, in hilflosem Staunen und endlich in unbändiger Heiterkeit offenbarten.

„Ein Teufelsweib, diese alte Seebergen," war sein Resumé innerlich. „Einen Dickkopf hat sie, gegen den meiner der reine Waisenknabe ist. Eh' die zum Rückzug bläst, lieber verliert sie ihre Jucker, — natürlich, immer nobel, das ist ja die Devise aller Hungerleider. Meinetwegen, — die Jucker sollen mir nicht schlecht stehen, sie kommen so billiger, als wenn ich sie ihr abgekauft hätte, was doch geschehen wäre, wenn sie mir nicht auf die Bude gerannt wäre und mir Grobheiten gesagt hätte. Aber wehe ihr, wenn irgend ein Trick dabei ist, — dann verklage ich sie, so wahr ich Jutroschin heiße!" —

Der große Tag war gekommen. Die „Zeugen" erschienen vollzählig, und kurz nach ihnen auch der Graf, dessen Trainer die irische Stute schon früher herübergeritten und im Gaststalle gepflegt hatte. Als alle vollzählig waren, führte die Herrin des Hauses ihre Gäste zur „Rennbahn", wie sie lächelnd sagte, und staunend sahen die Herren, daß sie mit dieser Bezeichnung den Mund nicht zu voll genommen hatte. Denn hinter dem Garten lag jene sonderbare Anlage, von der wir schon erzählt, eine schnurgrade, etwa zweihundert Meter lange Bahn, die in der Mitte getheilt war. Die eine Hälfte der vollen Strecke hatte ziemlich fest gestampften Boden, war durch einen ganz niederen Bretterzaun umfriedet und oben wie unten durch eine niedere Bretterhütte abgeschlossen, die oben geschlossen, unten offen war. Die andere Längshälfte der Bahn war offen und weich gehalten, wie ein Reitweg. Eine Flaggenstange oben und eine unten bezeichneten den Start und das Ziel.

„Der niedere Zaun," erklärte Frau von Seeberg, „ist nur dazu da, damit das Schwein, das sich in der verschlossenen Hütte am Start befindet, nicht im Laufe ausbricht und dem Pferd in den Weg rennt. Die andere Hütte ist das Ziel für das Rüsselthier, damit es nicht darüber hinaus und ins Weite läuft. Scheint Ihnen das alles klar und vollkommen fair play?" —

Die Zeugen konnten nicht umhin, das anzuerkennen, nur der Graf schien mißtrauisch.

„Jawohl," brummte er, „wird wohl so sein wie beim Hasen und beim Swinegel, hier sitzt 'n Schwein und dort sitzt auch eins, und da sich, wie beim Swinegel, alle Schweine ähnlich sind —" —

„Schämen Sie Sich," fiel Frau von Seeberg ein. „Auf den Wink zum Start wird die Hütte geöffnet und das Schwein vor Ihren sehenden Augen herausgelassen. Wie sollte ich's denn in seiner umzäunten Bahn plötzlich wegescamotiren?" —

„Es ist wahr, das geht nicht," gab Graf Jutroschin kleinlaut zu, und die Bahn überblickend, fügte er schadenfroh bei: „Die paar Meter läuft meine Stute, ehe Sie noch ‚nanu' gesagt haben!" —

„Desto besser für Sie," erwiderte Frau von Seeberg trocken und placirte sich, ihren Widersacher und die Zeugen so an der umzäunten Bahn, daß sie das ganze Terrain übersehen konnten. Inspector Schmidt, der etwas erhitzt und aufgeregt aussah, trat über den Zaun an die verschlossene Thür der ersten Hütte, aus welcher unausgesetzt ein ungeduldiges, zorniges und durchdringendes Grunzen und Quieken ertönte, und legte die Hand auf den Schließkloben der niederen Thür, — der Trainer schwang sich in den Sattel der sehr frisch aussehenden Stute, und einer der Zeugen erhob sein Taschentuch und schwenkte es hoch in der Luft.

Kaum war das geschehen, als auch schon die Thür der Hütte aufflog, und heraus raste wie von der Tarantel gestochen die vielgeschmähte „Schönheit" in einem geradezu beängstigenden Tempo unter wildem Gegrunze schnurgerade die Bahn entlang. Das Pferd hatte einen kurzen, kaum merklichen Augenblick gestutzt, setzte sich jedoch sofort auch in Galopp, aber es hatte die Hälfte der Bahn kaum hinter sich, da stand das Schwein schon in der Hütte am Ziel, den Kopf in einen Trog versenkt, das süßgeringelte Schwänzlein den verblüfften Zuschauern zugekehrt.

Tableau!

„Das ist kein Schwein, das ist ein Automat!" schrie der Graf, blauroth im Gesicht.

„Es frißt!" rief einer der Herren, welcher der kühnen Rennerin nachgelaufen war. „Es frißt fast noch eiliger als es gelaufen ist. Gnädige Frau, Ihr Kunst- und Rennschwein hat mit großem Vorsprung glänzend gesiegt. — Sie haben Ihre Wette noch glänzender gewonnen, — unseren Glückwunsch!" —

„List, — niederträchtige Höllenkünste haben's gemacht!" tobte der Graf. „Wo wird denn ein Schwein schneller laufen, als ein Renner?" —

„Daß es möglich ist, haben Sie mit Ihren eigenen Augen gesehen," erwiderte Frau von Seeberg kühl.

„Wir auch, — wir auch!" stimmten die Zeugen einstimmig zu. „Fair play war's — wir haben gründlich aufgepaßt. Ein Zweifel ist nicht mehr!" —

Graf Jutroschin stand wie vom Donner gerührt da, — seine Augen wanderten von seiner Stute zu dem unentwegt fortfressenden Schwein und wieder zurück zu seinem Renner. — „Da hört die Weltgeschichte auf, — das begreife, wer kann," murmelte er hilflos.

Frau von Seeberg trat an ihn heran.

„Na, alter Freund," sagte sie leise. „Der Himmel ist mit den Gerechten und den Unglücklichen. Wie steht's mit dem Einsatz?" —

Der Graf warf ihr einen scheuen Seitenblick zu.

„Darüber reden wir noch," war die kurze, harte Antwort.

„So?" fragte Frau von Seeberg hoch aufgerichtet. „Meine Jucker stehen geschirrt und angespannt bereit, für den Fall meiner Niederlage, die doch bei der Natur des von mir gestellten Renners nicht ausgeschlossen war. Glauben Sie denn, daß ich mich gern von meinem Einsatz getrennt hätte?" —

Graf Jutroschin vermied es, dem flammenden Blicke seiner Siegerin zu begegnen, — er biß die Zähne zusammen und holte tief, tief Athem.

„Na, Schockschwerenoth," brach er plötzlich los. „Glauben Sie denn, daß ich ein wortbrüchiger Schuft bin? Fehlgeschossen, Frau Nachbarin, der alte Jutroschin ist nicht das, wofür Sie ihn halten. Ihr Sohn heirathet meine Tochter, und wer mir dabei was dreinreden will, dem werde ich den Marsch blasen, daß er die Schuhe verliert!" —

Da stieß, trotz dieser gröblichen Worte, Frau von Seeberg einen hellen Freudenschrei aus und fiel ohne die geringste Gêne vor ihrem lachenden Publicum dem alten Brummbär einfach um den Hals.

„Jutroschinchen, Gegenschwieger!" jauchzte sie lachend und weinend. „Das ist der schönste Tag unseres alten Lebens, und ich nehme feierlich alle Ehrentitel zurück, die ich Ihnen laut und leise gegeben habe!" —

„Danke, — dito!" murrte der alte Herr mit zwinkernden Augen. Dann, mit einem Male, nahm er die schäbige Sportmütze, ohne die er nie zu sehen war, vom Kopfe und schwenkte sie hoch in der Luft. „Kinder," sagte er gerührt, „mir ist plötzlich so leicht geworden, — so, ich weiß nicht wie! Seebergen, Sie imponiren mir, — das, — das hätt' ich nicht zuwege gebracht. Na, was steht Ihr dem alle da und glotzt mich an? Bin ich ein Nilpferd? Hunger und Durst habe ich, das ist richtig, aber ob man in diesem Hause was zu essen und zu trinken kriegt, das scheint mir nach dem zwecklosen Herumgestehe hier doch sehr zweifelhaft zu sein!" —

„Schimpfen Sie, so viel Sie wollen, alte Seele," rief Frau von Seeberg vergnügt. „Das Frühstück ist servirt! — Auf denn, zu Tisch!" —

Ins Haus zurückgekehrt, verschwand die Dame des Hauses indes auf einen Augenblick in ihr Zimmer, wo sie mit fliegender Feder eine Depesche des Inhalts schrieb:

An Lieutenant von Seeberg in X. X.

Nimm Urlaub und komme so schnell Du kannst. Jutroschin hat soeben sein Jawort zu Deiner Verlobung mit Phyllis gegeben.

Deine überglückliche

Mutter.

* * *

Graf Jutroschin fand sich übrigens, nun der erste Schrecken vorüber war, mit Humor in seinen Verlust und that dem Frühstück, insonderheit aber dem tadellosen Pomery so viel Ehre an, daß er zuletzt in jene rosige Stimmung gerieth, die man mit dem profanen Namen „Spitz" zu bezeichnen pflegt. Im Grunde genommen war er froh, daß die Sache so gekommen war, denn er liebte seine Tochter auf seine Art und hatte auch gegen Herbert Seeberg weiter nichts einzuwenden, als daß er „nischt hatte". Im Gegentheil, wenn er sich je einen Sohn gewünscht, so hätte er ihn gern nach Herberts Muster gehabt. Im tiefsten Schrein seines Herzens war er längst dahinter gekommen, daß der reiche polnische Fürst mit seinem Rennstall und seiner Glatze ein trauriges Gespann für sein junges, blühendes Kind gegeben hätte. Aber sein Eigensinn und sein Stolz hätten das nach Außen nie Wort haben wollen, und so war er froh, daß etwas gekommen war, was ihm die Zügel aus der Hand nahm und ihm erlaubte, sich mit scheinbarem Glanz, und ohne daß er sein „letztes Wort" zurücknahm, aus der Affaire zu ziehen, das heißt, dem Magnaten den Laufpaß zu geben und seinem Kinde das ersehnte Glück dazu. Als das Dessert herumging, hielt er es aber nicht länger mehr aus. Er hob sein volles Glas empor, blinzelte Frau von Seeberg listig mit den Augen zu und rief:

„Prost, Gegenschwieger! Sie sollen leben! Und nun rücken Sie 'mal raus mit Ihrem Geheimniß und verrathen uns, wie Sie's fertig gebracht haben, dieses infernalische Rennschwein so excellent zu trainiren!" —

„Das war enorm einfach!“ lachte Frau von Seeberg vergnügt. „‚Schönheit‘, — denn so heißt das liebe Säulein, dem ich von heut' ab das Gnadenbrod gebe, — ‚Schönheit‘ ist schnell und mühelos durch das Organ trainirt worden, durch welches man auch bei vielen Menschen alles erreichen kann, — den Magen. ‚Schönheit‘ ist nämlich, — na, Gourmet ist zu viel gesagt, aber sie ist entschieden eine Gourmande, das heißt, sie frißt gute Sachen lieber wie schlechte und hat eine feine Nase für ihre Lieblingsgerichte, zum Beispiel gekochte Kartoffeln mit lauer, frischer Milch, besonders, wenn zarte Fleischbrocken sich dieser Mischung zugesellen. Damit ist sie für alles zu haben, wie zweibeinige Geschöpfe für Austern und Gänseleber-Pasteten. Nachdem ich nach eifrigem Studium ihrer Geschmacksrichtung das heraus hatte, war das andere Kinderspiel, denn ihr Körperbau und ihr Temperament halfen dazu mächtig mit. Nun gut. ‚Schönheit‘ bekam ihr leckeres Mahl nur in der Rennbahn, das heißt, sie wurde vorher in den Koben geleitet und dort zur Erhöhung ihres Appetites eine Zeit lang eingeschlossen. Der Trog mit ihrer Mahlzeit wurde in der Rennbahn aufgestellt, und zwar jeden Tag etwa fünf, — zehn Meter weiter von ihrem Häuschen entfernt. Zuerst kam sie langsam heraus, als sie aber merkte, daß es auf diesem Futterplatz immer etwas extra Feines gab, beeilte sie sich von Tag zu Tag mehr, den Trog zu erreichen, ja ihre Eile wurde mit der Zeit geradezu fabelhaft. So lockten wir sie schließlich die ganze Strecke bis zum ‚Ziel‘ herab und ließen sie gestern etwas hungern, sodaß sie heut' früh schon ganz wild war. Mit welcher Gier sie sich heute durch die Rennbahn stürzte, ihren besonders köstlichen Leckerbissen zu erreichen, haben Sie alle gesehen, und wenn ich auch bedauernd zugeben muß, daß ‚Schönheit‘ ihre Fähigkeit zum Galoppiren nicht aus Ehrgeiz entfaltete, um die Genugthuung zu haben, ein Pferd im Tempo geschlagen zu haben, sondern aus ganz gemeiner Freßgier, verschärft durch einen gesunden Hunger, — das Resultat bleibt darum dasselbe. Ich erhebe mein Glas und trinke auf das Wohl von ‚Schönheit‘.“ —

„Sie soll leben und sich noch lange des rosigen Lichtes und ihres Lieblingsgerichtes erfreuen!“ lachte der Graf amüsirt. „Ich aber trinke doch lieber auf das Wohl ihrer klugen Herrin und intelligenten Traineuse!“ —

„Das Wohl geb' ich weiter an meinen lieben Herrn Inspector hier!“ rief Frau von Seeberg, indem sie das Glas erhob und Herrn Schmidt zunickte. Der verbeugte sich verbindlich vor seiner Brodherrin und lachte vergnügt in sich herein, und er hatte auch allen Grund dazu, denn wäre er nicht als Helfer in der Noth erschienen, wer weiß, wie alles gekommen wäre!

* * *

„Nun, Mama, sag' mir in aller Welt, welches Wunder geschehen ist,“ fragte Herbert Seeberg, als er am folgenden Tage in aller Frühe schon bei seiner Mutter anlangte. „Denn wenn Dein Telegramm nicht ein schlechter, sehr schlechter Witz von irgend jemand in Deinem Namen war, dann muß ein Wunder passirt sein!“

„‚Wunder‘ ist ein bißchen viel gesagt, lieber Junge,“ erwiderte Frau von Seeberg lächelnd. „Indes, — es kommt ja bei allem auf die Auffassung an. Nimm' Du nur seelenruhig an, daß Amor, der in Eurer Sache solch' eine Schlappe erlitten, seine Niederlage wieder wett machen wollte und endlich den richtigen Weg dafür fand.“ —

„Du sprichst in Räthseln, Goldmamachen!“ —

„Na, dann quäl' Dir Deinen armen Kopf nicht unnütz mit der Lösung ab, Herbert, sondern nimm die Gabe des Glücks ohne Fragen hin. Siehst Du, Amor, der so Parteiische für alle Liebenden, ist ganz unparteiisch in der Wahl seiner Mittel, wodurch er sie zusammenführt. Ich las Dir 'mal eine Geschichte vor, in welcher Amor eine Leberwurst gerade für gut genug fand, die für einander Bestimmten zusammen zu bringen, — im Grunde geht das ‚Wie‘ Dich auch eigentlich nichts an, und es würde Dein ästhetisches Empfinden höchstens verletzen, wenn Du erführst, daß in Deinem Falle eine Knackwurst, oder sagen wir, der Urquell einer solchen, ein Schwein, für Amor der Weg zum Ziele war!“ —

Herbert lachte.

„Nun,“ meinte er, „wenn mir eine Nachtigall auch lieber, weil poetischer schiene, so würde ich in diesem Specialfalle nicht mit Amor rechten, weil doch schließlich auch das Schwein als Glücks-Symbol allgemein gilt. Aber Mama, seit wann bist Du ins Lager der Symbolisten übergegangen, und noch dazu der hypermodernsten, welche ihre Symbole gern unter den prosaischsten und stellenweise unästhetischen Dingen dieser Welt suchen?“ —

„Ah, mein Junge, da frägst Du wieder zuviel. Innere Wandlung. Die neue Richtung mit ihrem symbolischen Kram hat mich eben überzeugt, so überzeugt, daß ich das Schwein für die Quelle Deines Glückes halte. Mach' nicht so erstaunte Augen, sondern frühstücke jetzt und wirf Dich dann in Dein hochzeitliches Gewand, damit wir hinüberfahren können, wo Phyllis Deiner wartet und Graf Jutroschin darauf ebenso brennt, Dich der Tochter als Bräutigam zuzuführen wie ich, der lieblichsten Braut den Verlobten zu bringen!“ —

Redactions-Post.

Junge Leserin in Stendal. — Wir werden über das Thema gelegentlich einen Aufsatz veröffentlichen. Halten Sie mit Ihren weiteren Anfragen nicht zurück, wir geben Ihnen gern Auskunft.

Frau v. S. in Potsdam. — So viel wir ermitteln konnten, hat der Molkenmarkt in Berlin seinen Namen schon seit dreihundert Jahren. Kurfürstin Katharine, mit dem Beinamen „Die Mutter der Kranken“, die Tochter des Markgrafen Johann zu Brandenburg, war eine sehr barmherzige Frau; sie legte sich selbst die größten Entbehrungen auf, um durch ihre Ersparnisse die Kranken und Armen unterstützen zu können, und schätzte sich glücklich, wenn sie mit einem Opfer eine Gutthat erkaufen konnte. Als im Jahre 1598 die Pest in Berlin wüthete, legte sie in der köllnischen Vorstadt einen Viehhof an und ließ die dort gewonnene Milch an die Schwachen vertheilen. Der Markt, auf dem dies geschah, ist der Molkenmarkt.

Junge Hausfrau in Tilsit. — Wir können Ihnen als Wandschmuck für ein Herren- oder Speisezimmer die Photogravüre „Ein guter Tropfen“ von Hans Lassen (Verlag von Heuer & Kirmse in Berlin) empfehlen. Das Bild stellt eine Anzahl Herren dar, die im kühlen Keller eine Weinprobe halten und von dem edeln Stoffe augenscheinlich sehr befriedigt sind. Jede Kunsthandlung wird Ihnen das Bild vorlegen.

H. B. in Barel. — Ihr Canarien-Vogel hat die Fettsucht. Entziehen Sie ihm Mohn, Hanf, Ei und dergleichen und füttern Sie ihn nur mit Rübsamen. Ein tägliches Bad und möglichst auch freies Umherfliegen im Zimmer sind sehr zuträglich.

Helene W. in Nürnberg. — Nach den uns vorliegenden Berichten legt der sogenannte „Train der Wahnsinnigen“ in England achtzig Kilometer in der Stunde zurück. Annähernd so schnell fuhr vor Jahren der Separatzug zwischen New-York und Philadelphia, dessen mittlere Schnelligkeit neunundsiebzig Kilometer pro Stunde betrug; in neuerer Zeit führt derselbe Zug jedoch nur vierundsechzig Kilometer in der Stunde. In Frankreich fahren die Expreßzüge mit einer Schnelligkeit von etwa sechzig bis zweiundsiebzig Kilometer die Stunde, in Deutschland etwa fünfzig bis dreiundfünfzig Kilometer, und der Orient-Expreßzug der ungarischen Staatsbahn (Budapest-Belgrad) legt den dreihundertneunundfünfzig Kilometer langen Weg in sechs Stunden vierundvierzig Minuten zurück, hat demnach eine Geschwindigkeit von etwa zweiundfünfzig Kilometer die Stunde.

Gertrud Sch. in Straßburg. — Das Anbrennen der Milch können Sie leicht verhüten, indem Sie die Milch nie in einem völlig trockenen Gefäß aufs Feuer setzen. Spülen Sie den Kochtopf also vor dem Abkochen der Milch mit Wasser aus. Ist die Milch aber doch einmal angebrannt, nehmen Sie ihr den schlechten Geschmack, indem Sie eine glühende Holzkohle hineintauchen.

Märzveilchen in Ostrowo. — Anonyme Anfragen beantworten wir grundsätzlich nicht. Eine Antwort auf Ihre Fragen kostet uns mehrere Stunden Zeit, da verschiedene Werke durchgesehen werden müssen, die haben wir für eine anonyme Fragestellerin nicht übrig. Dann können wir Ihnen die sehr ausführliche Auskunft auch nur brieflich mittheilen, wir erwarten daher, daß Sie uns Ihren Namen nennen.

Wißbegierige in Reval. — Der Ausdruck: „Ich will Dir einen Schilling geben“, d. h. ich werde Dich bestrafen, ist in einigen norddeutschen Gegenden noch im Gebrauch. Schilling ist keineswegs eine Corrumpirung des lateinischen solidus, sondern ein echt deutsches Wort, welches von skilta, der Klang, skillings der Klingende, abgeleitet ist. Grote führt die Entstehung des Wortes auf skillan, ich habe getödtet oder verwundet, zurück, daher dann: ich bin bußpflichtig geworden.

Kostümprobe. Original-Zeichnung von E. Bachrach-Barée. (Zu dem Artikel: Das königlich bayerische Hof- und National-Theater in München.)

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: H. Hein; für den technischen Theil: A. Grosse, beide in Berlin; — für Oesterreich-Ungarn: Robert Mohr, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 5, I. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). — Berlin und Wien, 1. März 1899. — Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). XXVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Mit tausend Masten.

Ein Stück Leben.

Von Ida Boy-Ed.

(4. Fortsetzung.)

Wie roth-bunt der Wald noch war! Durch all die braun-goldenen Buchenwipfel drängten sich grüne Tannenhäupter. Die Wiesen des Billthales lagen in saftiger Sommer-Ueppigkeit, und die Herbstsonne schien fröhlich auf das Idyll. Der Zug raste durch den Sachsenwald, und Martha trocknete die letzten Thränen, um auszugucken. Hinter Büchen ward die Gegend reizlos. Aber Martha schien der Blick weit und die Welt groß. Die Ebene zog sich meist in graubraunen, ungepflügten Feldern hin, fern am Horizont gab es manchmal einen blaudunkeln Streifen von Kiefernwald.

Das Damen-Coupée dritter Klasse hatte nur zwei Insassen. Eine dicke, alte Frau und Martha. Schon zwischen Hamburg und Bergedorf, der ersten Station, hatten sie einander erzählt, wer sie waren und wohin sie wollten. Die alte Frau, die in Wittenberge aussteigen und von da über Land zu einem verheiratheten Sohn fahren wollte, wunderte sich im Stillen immerzu, daß Eltern „das“ erlauben könnten: Künstlerin zu werden! Und Martha wunderte sich, daß die Frau eher mitleidig als ehrfurchtsvoll mit ihr sprach.

Schon bei Hagenow glaubte Martha, vor Ungeduld zu vergehen. Sie holte ihr Körbchen aus dem Gepäcknetz, aß ein belegtes Rundstück und las dazu noch einmal alle Kritiken über ihr Konzert.

Sie waren überraschend nachsichtig. Alle hoben hervor, daß die Kunst-Novize das Konzert gegeben habe, um sich Mittel zu weiterem Studium zu schaffen. Ihrem Lehrer machte man einen Vorwurf daraus, daß er seine Schülerin die Arie aus Oberon habe singen lassen, eine Aufgabe, an der selbst große Sängerinnen scheiterten. Und alle sagten, daß in der zweiten Hälfte des Konzertes, als die begreifliche Angst geschwunden gewesen sei, die junge Sängerin Proben eines echten und sehr verheißungsvollen, künstlerischen Temperamentes gegeben habe.

Mit nicht minderem Wohlgefühl, als diese Aussprüche, las Martha die begeisterten Hymnen auf Alban Desowsky.

Er! Er! Wenn sie erst sein Weib sein würde! Oh, arbeiten wollte Martha, um seiner würdig zu werden!

Hasenkamp hatte ihr, um sie ein wenig über das Musikleben der letzten zwanzig Jahre zu unterrichten, einen Haufen alter Musik-Zeitschriften gegeben. Darin hatte sie von einem berühmten Geiger und seiner Frau, die Sängerin war, als vom Geigerkönig und seiner Königin gelesen. Das schwebte ihr nun immer vor, ein solches Paar würden auch sie sein: Alban und Martha Desowsky! — — — — — —

Aus den heißen Träumen riß ihre Reisegefährtin sie mit der Frage, ob sie denn in Berlin auch eine anständige Unterkunft habe, es wimmele da von Hochstaplern, Bauernfängern und Betrügern.

Etwas hochmüthig und überlegen sagte Martha, daß sie in einer Beamten-Familie Wohnung und Pension habe.

In der That sah sie dieser Beamten-Familie nicht ganz so zuversichtlich entgegen.

Die rastlos fürsorgende Senatorin Benfeld hatte eine Anzeige in die Vossische Zeitung setzen lassen; für eine Musikschülerin wurde da bei ehrbaren, streng denkenden Leuten in Berlin W. Unterkunft gesucht. Viele Anerbietungen waren eingelaufen, die Senatorin hatte gerathen, diejenige anzunehmen, wo Frau Bertikow, Körnerstraße 8 III, sich anbot, Martha für achtzig Mark per Monat zu nehmen. Frau Bertikow hatte ge-

Ruhepause. Nach dem Gemälde von E. Rau.

schrieben, daß ihr Mann Kassenbote bei der Reichsbank, und ihre einzige Tochter in Breslau verheirathet sei. Besonders dieser letztere Umstand hatte etwas Verheißungsvolles für die Senatorin gehabt. Eine Frau, die ihre einzige Tochter hatte fortgeben müssen! Wie mütterlich würde sie sich des jungen Mädchens annehmen!

Martha aber hatte eine seltsame Furcht: diese Frau konnte sie hindern, Alban zu sehen, weil er nicht ihr erklärter Verlobter war. Daß sie sich aber erst förmlich verloben konnten, wenn Martha etwas geworden war, stand für sie fest.

Die langen Reisestunden gingen zu Ende. Im hellen Mittagslicht kam Martha in Berlin an.

Eine namenlose Aufregung ließ sie wie im Fieber zittern.

Das Unbekannte stand vor ihr, mit seinem ganzen drohenden, dämonischen Reiz.

Sie war keine von den Starken, die kalt einer neuen Welt entgegenblicken, mit dem Vorsatz, sie sich zu erobern; sie war eine von den Empfänglichen, die bebend warten, was die neue Welt ihnen bringen wird.

Wie ihr in Hamburg eingeschärft worden war, fuhr sie mit einer Droschke, ihren Schloßkorb auf dem Bock, nach der Körnerstraße.

Sie war enttäuscht. Sie hatte etwas neues, total anderes erwartet. Hier war es beinahe ebenso, wie auf dem kleinen Pulverteich, nur daß der krumm lief, und die Körnerstraße gerade ging. Auch Frau Bertikow muthete sie überraschend und vertraut an. Sie gemahnte an Martha's Mutter, trug ein ähnliches, vertragenes Kleid und hatte nur einen verdrossenen, leidenden Zug im Antlitz. Ja sogar Martha's Stube glich der Wohnstube bei Inspector Meyer's. Ein Klavier mußte Martha sich erst miethen. Sonst war alles da, wie daheim: Sopha, Tisch, Stühle, Kommode und ein Bett dazu, vor welchem, das einzig Leuchtende im Zimmer, ein billiger, blaubunter, japanischer Paravent von Papier im Holzrahmen stand.

Aber dieser Paravent ward Martha's Trost. Seine Fremdartigkeit, seine Farben gaben ihr die Illusion von künstlerischer Eleganz. Es war doch eine andere Note in dem ganzen Accord.

Frau Bertikow war ganz nett gegen Martha und trug ihr gleich Essen herein: Eisbein und Sauerkraut, denn es war gerade Donnerstag. Dabei unterhielt sie sich ein wenig.

Martha's Stube hatte zwei Fenster nach vorn und einen directen Ausgang nach dem Treppenhaus. Nebenan die einfenstrige Stube nach der Straße bewohnten Bertikow's. Von dieser Stube kam man auf einen kleinen, dunkeln Flur, auf welchen der eigentliche Etagen-Eingang führte. Rückwärts an den Flur schloß sich eine große, helle Küche, wo Bertikow's auch schliefen. Das war die ganze Wohnung.

„Det hat woll 'n bessern Schick, Fräulein, wenn Sie Ihre Visitenkarte auf meine Flurthür, unter unsern Namen anheften, so dat die Leute, die zu Ihnen kommen, sich so zu sagen erst müssen bei mir melden. Wenigstens fremde Menschen. Wat so Ihre Freundinnen und Kolleginnen sind, können ja directemang bei Ihnen kloppen, — denn für unnütze Lauferei, wissen Sie, da bin ich nich für. Ich hab' auch meinen Buckel voll Arbeit."

„Ach, Frau Bertikow," sagte Martha, tapfer das ihr neue und unliebe Gericht essend, „mich wird wohl kein Mensch besuchen. Ich bin ganz fremd in Berlin und will nur tüchtig lernen. Nur vielleicht, — ein Herr, — — es kann sein, daß ein Herr, — — es ist, — — ich hoffe, — ich glaube — — —"

Sie stotterte und war blutroth.

„Hab'n Sie woll 'n Bräutjam?" fragte Frau Bertikow trocken.

„Ach nein, — noch nicht wirklich, — aber ich glaube, — wenn ich erst etwas bin, — — ich hoffe — — —"

„Na," sagte Frau Bertikow ohne Erstaunen, „wenn Ihre Mutter nichts jejen hat, dat der Herr 'mal vorspricht — —"

„Das hat Mama gewiß nicht," rief Martha eifrig, „Mama will mein Glück."

„Is jut," sprach die Frau, „wenn es ein ordentliches Verhältniß is! Det sag' ich Ihnen ein für alle Mal: so als uff 'n kleines Kind kann ich nich uff Ihnen passen. Det is in Berlin unmöglich."

Dann gab Frau Bertikow Martha noch den Rath, sehr genau Ordnung in ihren Finanzen zu halten, und überließ ihre Einwohnerin sich selbst.

Keinen Tag und keine Stunde zu verlieren, war Martha's Vorsatz. Ehe sie noch auspackte, wollte sie zwei Dinge erledigen: ein Klavier miethen und an Alban Desowsky schreiben.

Der Text dieser Zeilen stand schon seit Tagen fest:

„Ich bin soeben in Berlin angekommen und wohne bei Frau Bertikow, Körnerstraße 8, drei Treppen.

Martha Meyer-Lambert.

An Herrn Alban Desowsky, Hotel Bellevue."

Ein Geschäft, wo Martha ein Klavier miethen konnte, beschrieb ihr Frau Bertikow. Es war in der Potsdamerstraße, ganz nahe, und Martha, die ja schließlich ein Großstadtkind war, fand sich ohne Zagen zurecht.

Fünfzehn Mark Miethe sollte es per Monat kosten, pränumerando zu bezahlen.

Am ersten Abend saß Martha still bei ihrer Lampe am Tisch. Ihre Sachen waren ausgepackt, das Klavier stand an seinem Platze. Ein wundersames Gefühl überkam Martha: das, ihr eigener Herr zu sein! Niemand störte sie, — da waren keine lauten Knaben in all der breitspurigen Wichtigkeit und Härte ihrer Flegeljahre; keine verzogene Mimi, die alle Augenblicke jaulte, daß ihr die Brüder etwas thäten; keine rastlos beredtsame Mama, die jede Kleinigkeit zwanzigmal mit der Tochter besprach; kein übellauniger, nörgelnder Vater.

Welch ein Friede und welche Freiheit! Da konnte man doch ungestört arbeiten und ungestört glücklich sein.

Martha hatte Alban's Bild in einem bescheidenen Rahmen vor sich. Es stand neben dem Lampenfuß und war vom weißen Licht glanzvoll bestrahlt.

Vor sich hatte Martha einen Zettel und stellte ihr Budget auf.

Das Konzert hatte einen großen finanziellen Erfolg gehabt, aber anstatt der gehofften tausend Mark doch nur gegen sechshundert eingebracht. So mußte es denn umgekehrt werden: anstatt der fünfhundert auf die Police, mußte Papa Meyer darauf tausend aufnehmen. Er that es ohne Sorgen, denn man sah ja: in ein paar Konzerten hatte Martha es herein. Je sparsamer sie nun lebte, desto länger konnte sie in Berlin bleiben. Der Zettel trug schon allerlei Ziffern:

80 Mark Pension,
15 Mark das Klavier,
5 Mark für Wäsche,
8 Stunden bei Professor Kley à 20 Mark,

zusammen hundertsechszig Mark.

Dann kam ein kleiner Posten für das Glas Bier zum Abendbrod, für die Lampe — — — — — —

Ach, Martha fing beinahe an zu weinen. Sie wagte nicht zu addiren.

Vielleicht ging Kley darauf ein, daß sie ihm später, wenn sie erst verdiente, die Hälfte ihrer Studiengelder abzahlte.

Am anderen Morgen ging sie hin; in einem sehr warmen Schreiben hatte die Senatorin Benfeld ihren Schützling dem berühmten Lehrer empfohlen. Mit mehr Angst, als sie an ihrem Konzertabend empfunden, stieg Martha die Treppe eines sehr eleganten Hauses in der Lützowstraße empor und wurde auch sogleich in ein großes Zimmer gelassen, worin außer einem Flügel nur Stühle und Notenregale sich befanden.

Der Professor trat alsbald ein, ein untersetzter, bärtiger Mann, mit einem nervösen Zug von der Nase zum Mundwinkel und freundlich ernstem Blick.

„Martha Lambert?" fragte er. „Mir ist, als habe ich von Ihnen gehört —"

„Frau Senator Benfeld hat wohl über mich geschrieben —?"

„Richtig, richtig. Sie wollen Konzertsängerin werden. Legen Sie ab. Wir werden sehen."

Während Martha Hut und Jacke abnahm, setzte Kley sich an den Flügel.

Nun begann eine Prüfung, bei der sich Martha die Stirn feuchtete. Die kühnsten Intervalle mußte sie nehmen, und endlich ein Lied vom Blatt singen, das sie nicht kennen konnte, denn es war eine eigene, ungedruckte Composition Kley's, in welche er mit Vorsatz allerlei rhythmische Schwierigkeiten gehäuft hatte.

Nach einer starken halben Stunde klappte der Professor den Flügel zu, stand auf und sagte einfach:

„Offenbar sehr musikalisch! Stimme klein, glanzlos, verbildet. Ihr Lehrer versteht vom Singen soviel, wie die Kuh vom Flötenblasen. Es wäre besser gewesen, Sie wären gleich zu mir gekommen. Na, in drei Jahren denk' ich, haben wir eine große Stimme mit strahlender Höhe. Das heißt, für die Größe kann ich nicht garantiren, für die Ausbildung — ja!"

„In drei Jahren," stotterte Martha, „in drei Jahren?"

„Dilettanten nehm' ich für beliebige Zeit an," sagte er, „Berufssängerinnen nicht. Ich hab' es satt, daß sich da allerlei Volk „Kley-Schülerin" nennt, das bloß ein paar Monat die Nasenspitze in meine Methode steckte."

„Wenn ich nur die Mittel — —" Martha konnte kaum sprechen. Der Schreck lastete noch auf ihr.

„Ich will Ihnen 'was sagen, Kind," begann Kley mit wirklichem Wohlwollen, „mir scheint, Sie haben eine außergewöhnliche musikalische Intelligenz. Da können wir es so machen: Sie nehmen zweimal die Woche je eine halbe Stunde. Wenn Sie den Kern meiner Absichten und Ansichten erfassen und sehr fleißig sind, haben Sie ebensoviel davon, wenn ich Sie zweimal je eine halbe Stunde controllire, als wenn Sie zwei ganze Stunden nehmen. Die Haupt-Garantie des Erfolgs liegt doch in Ihnen, nicht in mir."

Martha nickte. Eine Centnerlast fiel ihr vom Herzen. Anstatt hundertsechszig Mark, kostete die Ausbildung nur achtzig per Monat. Thörichterweise schien es ihr, als seien damit Jahre gewonnen. Und dann schossen ihr gleich allerlei Pläne durch den Kopf: sie wollte Klavierstunden geben; sicher würde auch ihr Vater noch einmal Geld aufnehmen. Und so blieb Kley denn im Glauben, sie wolle bei ihm studiren, so lange er es nöthig fände, und Martha ging muthig heim.

Das neue Leben konnte nun anfangen. Es war durchsonnt von der Erwartung auf Alban. Aber Tag um Tag ging hin, ohne daß er kam oder schrieb.

„Er ist gewiß auf einer Konzertreise," dachte Martha.

Indem sie auf ihn wartete und in der großen Stille ihrer Tage, in denen sie nur sich selbst lebte, verknüpften sich ihre Gedanken immer fester mit ihm. Er war in ihrer Phantasie zugegen, wenn sie übte, wenn sie über die Straße ging, wenn sie aß, wenn sie ruhte. Ihr ganzes Dasein hatte nur den einen Zweck: um seinetwillen. Sie vergaß ganz, daß er nur einen einzigen Tag in ihrem Leben wirklich Fleisch und Blut gehabt, und daß er sonst nur war wie ein Phantom, das durch ihre Liebessehnsucht geschaffen wurde.

Niemals kam ihrer kindlichen und weltfremden Seele der Gedanke, daß jene Küsse nur eine Aeußerung augenblicklicher Temperaments-Aufwallung oder leichtfertiger Laune gewesen sein könnten.

Aber die Tage wurden allmählich doch recht lang.

Martha hatte in einem engen und sehr geräuschvollen Hauswesen gelebt. Nachdem die erste wonnevolle und beinahe hochmüthige Freude an der Stille durchkostet war, kam langsam ein unruhvolles, quälendes Gefühl. Wenn sie doch nur einmal dem naseweisen Hans oder dem frechen Guido so einen kleinen scherzhaften Klaps geben könnte! Wenn doch nur einmal die gute Mama zärtlich rief:

„Märtha, komm zu'n Essen!"

Aber niemand kam und niemand rief, und still und allein saß Martha.

Ihr Mittheilungs- und Anschmiegungsbedürfniß trieb sie endlich zu dem Versuch, sich Frau Bertikow zu nähern, die sie eigentlich nur sah, wenn das Essen kam.

Frau Bertikow saß den ganzen Tag nebenan und nähte Unterröcke. Seide und Spitzen lagen gehäuft auf dem Tisch, und so wunderbare Röcke von gelber oder rosa Seide mit vielem duftigen Besatz entstanden unter ihren flinken Fingern. Lange dachte Martha darüber nach, warum die Frau sich so plage. Endlich wagte sie einige Fragen, als sie einmal müßig stand und zusah, während Frau Bertikow's Hand mit Nadel und Faden immer auf und nieder ging.

„Ist Ihr Mann nicht Kassenbote an der Reichsbank?"

„Ist er."

„Verdient er da nicht recht hübsch viel Geld?"

„Thut er."

Martha hatte den eiligen, freundlichen Mann kaum noch gesehen. In Hamburg hatten sie gesagt: wenn der Mann die Stellung hat, ist es allein schon Garantie, daß es zuverlässige, ordentliche Leute in auskömmlichen Verhältnissen sind, und sie vermiethen vielleicht nur ein Zimmer, um an so einem jungen Mädchen ein bißchen Gesellschaft zu haben.

Nun sah Martha wohl, daß man ihre Gesellschaft nicht brauchte und daß die Verhältnisse offenbar doch nicht auskömmlich waren.

„Warum arbeiten Sie Sich denn so schrecklich ab?" fragte sie endlich.

„Weil der Lump, der Kerl, was unser Schwiegersohn is, mein armes Kind die Butter vom Brod nimmt. Nich satt und nich warm hätt' sie's, wenn wir nicht immer schickten und schickten," sprach Frau Bertikow finster.

„Oh, — —" sagte Martha hülflos.

„Ja, das Mannsvolk!" setzte Frau Bertikow voll Energie hinzu.

Dazu wußte Martha nun nichts zu sagen. Aber ein natürliches Gefühl regte sich in ihr.

„Darf ich Ihnen manchmal etwas helfen?" fragte sie leise.

Die Bertikow sah an ihr hinauf, und ein Schimmer von Freundlichkeit flog über ihr vergrämtes Gesicht.

„Nu ja, — wenn Sie mögen."

Von da an hatte Martha ein besseres Heimatsgefühl im Bertikow'schen Hausstand.

Und immer kam Alban noch nicht. Das Hotel, in dem er wohnte, kannte Martha nun. Sie ging täglich daran vorbei, wagte aber nicht, den Portier zu fragen, ob Herr Desowsky auf Reisen sei. Ihre Sehnsucht nach ihm wuchs und nagte verzehrend an ihr.

Ihn nur einmal sehen, — nur einmal seine Stimme hören. — —

Auch nach seinem Rath verlangte sie dringend. Er, der ein so großer Musiker war, mußte doch auch etwas vom Gesang verstehen. Sie wollte hören, ob er schon eine Veränderung in ihrem Tonansatz merke. Ob er es für ein schlechtes oder ein gutes Zeichen hielt, daß ihr der Hals förmlich roh innerlich schien und sehr schmerzte. Denn die Methode Hasenkamp war eine ganz andere gewesen wie die Methode Kley. Hasenkamp war dafür, die Stimme zu schonen und kleiner zu machen, damit sie nachher wachse. Kley trieb Höhe und Kraft bis zur äußersten physischen Möglichkeit.

Der November ging seinem Ende entgegen. Schnee fuhr fast wagerecht auf den Flügeln eines pfeifenden Ostwindes durch die Luft. Martha saß auf ihrem Sopha am Tisch und transponirte ein Lied. Das Licht der Lampe beschien hell das Notenpapier. Auf einem Teller lag eine große, mit billiger Wurst belegte Stulle, und eine Flasche Patzenhofer stand daneben. Martha wollte aber nicht eher sich das Abendbrod gönnen, ehe sie ihr Lied glücklich in der anderen Tonart aufgeschrieben.

Sie war heute besonders zuversichtlich. Professor Kley hatte ein ermunterndes Wort über ihren Fleiß gesagt, und triumphirend dachte sie gleich „oh, ich werde ihm schon zeigen, daß ich keine drei Studienjahre brauche!" Außerdem war ihr heute die erste Schülerin geworden. Im Stockwerke unter Bertikow's wohnte ein Wollwaren-Händler, der sein Ladengeschäft in der Leipzigerstraße hatte. Dem Töchterchen dieses Mannes durfte Martha nun zweimal in der Woche die Anfänge des Klavierspiels einpauken. Zwar nur fünfzig Pfennige brachte jede Stunde ein, aber es war doch ein Anfang. Martha sah schon die Möglichkeit voraus, sich allein zu unterhalten.

Nun war ihr so froh zu Muthe und auch so ahnungsvoll, als würde dieser Glückstag nicht zu Ende gehen, ohne ihr von Alban ein Zeichen zu bringen.

Es mochte acht Uhr sein, als Frau Bertikow den Kopf zur Thür hineinsteckte.

„Fräulein," sagte sie, „da ist Einer. So'n pol'nschen Namen hat er. Ist es vielleicht der, uff den Sie immerzu jewart' haben?"

Martha sprang auf.

„Ja," schrie sie, „ja!"

Es fiel Alban Desowsky gar nicht ein, im Flur bei Dämmerschein und Petroleumdunst zu warten, sondern er folgte der Frau auf dem Fuße, schob sie nun bei Seite und rief:

„Guten Abend. Da bin ich endlich!"

Martha stürzte ihm entgegen, warf sich in seine Arme und fing herzbrechend an zu weinen. Sie hatte so lange, ach so schrecklich lange gewartet, — — nun erst begriff sie ganz, wie schwer es gewesen war.

Frau Bertikow schloß sachte die Thür.

Großmüthig und geduldig ließ Alban Martha sich ausweinen. Als er merkte, sie fange an, sich zu sammeln, fragte er scherzhaft:

„So traurig bist Du, daß Du mich wiedersiehst?"

Da mußte sie lachen und richtete sich auf.

„Nett wohnst Du hier," sagte er und sah sich um.

Da fiel Martha die Wurststulle und die Flasche Patzenhofer ein. Sie genirte sich furchtbar. Ihr schien, als müßten diese prosaischen Ernährungsmittel sie in seinen Augen herabsetzen. Wenn sie die Sachen doch hätte wegzaubern können! —

„Nun komm' und erzähl' mir, wie Du lebst," sagte er und zog sie zum Sopha. „Gehst Du viel aus? Ins Konzert? Ins Theater?"

„Ach nein. Das kostet zu viel. Später will Kley mir Freibillets verschaffen. Ich habe nur meinen Studien gelebt," erzählte Martha und setzte leise hinzu: „ich war sehr allein!"

Nachdem Desowsky somit sicher war, daß Martha ihn nirgendwo gesehen haben konnte, sprach er zärtlich.

„Armes Schäfchen! Ich bin erst seit gestern wieder da. Aber wenn ich darf, guck' ich von nun an abends manchmal vor."

„Wenn Du darfst? —" wiederholte Martha, „Du weißt, wie selig — — —"

Er gab ihr einen Kuß.

Dann reckte er sich.

„Hier ist es friedlich. Hier ist gut sein. Hierher folgt mir keine Arbeit und keine Eifersucht, keine Kritiker und keine Konzert-Agenten. Und von Musik woll'n wir gar nicht reden, — nicht? Ah, — Ruhe, Ruhe!"

Martha schwieg verwirrt. Nicht von Musik reden? Und sie wollte ihn doch nach so Vielem fragen.

Er zog sie wieder an sich. Uebermüthig rief er:

„Wie das reizend ist, — so ein bißchen ganz heimliches Glück! Niemand kennt Dich, niemand weiß, daß ich Dich kenne. Niemand kann mich hier suchen und entdecken. Wie auf einem Eiland sitzen wir hier, und ein Ocean wogt zwischen uns und der übrigen Menschheit."

Zaghaft flüsterte Martha:

„Aber es muß auch schön sein, allen Menschen sein Glück verkünden und zeigen zu dürfen."

„Ein echter Weiberwunsch!" neckte er, „Ihr Mädeln möchtet am liebsten in die Zeitung setzen, als Verliebte empfehlen sich —"

„Als Verlobte," fiel Martha ein und erschrak vor ihrer Kühnheit.

Er that, als sei es bloß eine schlagfertige, ganz unpersönliche Antwort, und sprach ernst:

„Ehe Du ans Verloben und Heiraten denkst, mußt Du Dir eine Position machen."

„Ja, ja" rief sie und nahm es für die Bedingung, von welcher ihr Glück abhing, „ich werde so fleißig sein, wie noch nie eine Schülerin gewesen ist!"

Draußen pfiff der Wind, und in der warmen, stillen, hellen Stube freute Martha sich nun der Gegenwart des geliebten Mannes. Unter Zärtlichkeit und Scherzen floh die Zeit.

Gegen zehn Uhr steckte Frau Bertikow den Kopf zur Thür hinein.

„Punkt Zehn wird das Haus geschlossen!" mahnte sie.

Als Alban gegangen war, mit dem Versprechen, so bald wieder zu kommen, als seine sehr knappe Zeit erlaube, kam Frau Bertikow noch einmal herein.

Sie sah Martha an, die einen ganz rothen Kopf und blanke Augen hatte.

„Nu, — wie ist es denn?"

„Oeffentlich verloben können wir uns erst, wenn meine Studien vollendet sind," sagte Martha und fiel der alten Frau um den Hals.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Der Ursprung des Ornaments.

Von Hermann Berdrow.

Wenn es sich bei der Erfindung von Ornamenten nur um Wiederholung oder Combination geometrischer Formen handelte, so wäre der Umstand unerklärlich, daß die Verzierungskunst jedes Naturvolkes ihren eigenthümlichen, ganz bestimmt ausgeprägten Stil zeigt, der dem Ethnologen ermöglicht, die Herkunft ornamentirter Geräthe mit Sicherheit zu erkennen. Mithin müssen die Quellen der Ornamentik auf einem anderen Felde sprudeln, wenn schon nicht geleugnet werden kann, daß sie sehr häufig in den breiten und seichten Strom rein geometrischen Formenwesens münden. Wie alt aber sind diese Quellen, d. h. in welche Kultur-Epoche müssen wir zurückgehen, um das erste Ornament zu entdecken?

Der Mensch der älteren Steinzeit, dessen einzig auf der Jagd beruhende Kultur etwa 20—30000 Jahre hinter uns liegen mag, war mit bedeutenden Kunsttrieben begabt. Wir bewundern die aus Elfenbein geschnitzten Nachbildungen der menschlichen, besonders der weiblichen Gestalt, die so naturalistisch gehalten sind, daß der Forscher von ihnen auf das körperliche Aussehen der Rasse schließen zu können glaubt; wir staunen über die Gravirungen in Stein und Knochen, durch welche der Künstler seine Jagdthiere, vom Mammut bis zum Rennthiere, verewigt. Aber ein Ornament aus jener Epoche suchen wir vergebens, und in Uebereinstimmung damit vermissen wir es auch bei denjenigen Volksstämmen der Gegenwart, deren Kulturstufe sich nicht über die der paläolithischen Zeit erhoben hat, bei den ausgestorbenen Tasmaniern und Pygmäen des dunkeln Erdtheils. Auch ihnen fehlt der Körperschmuck, die Tättowirung, das Ornament, falls nicht Entlehnungen bei den benachbarten Nigritiern stattgefunden haben. Und was hätte man ornamental verzieren sollen? Etwa die roh zubehauenen Flintwerkzeuge, die nothdürftig zugerichteten Geweih- und Knochen-Artefakte? Es mangelte an der materiellen Unterlage, auf der das Ornament sich entwickeln muß. Der Mensch der Jagdstufe besaß außer den erwähnten Stücken keinen Hausrath, wie er denn als Wohnung, neben Höhlen und Felsennischen, wohl nur die primitivsten Laubhütten zu benutzen wußte.

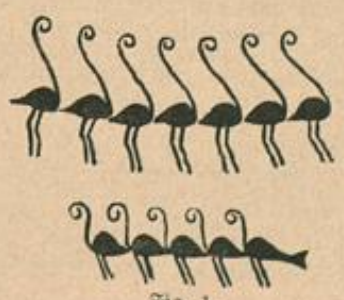


Fig. 1.

Anders der neolithische Mensch! Mit den Anfängen der Viehzucht und des Ackerbaues entstehen während der jüngeren Steinzeit dauerhaftere Wohnstätten aus Holz, Flechtwerk und Lehm, entsteht eine Fülle von Geräthen, deren man zur Aufbewahrung, Zubereitung und Verarbeitung der Gaben des Feldes und der Herde bedurfte. Die neue Kulturstufe eröffnet auch der Frau ein weites Gebiet neuer Thätigkeit, und während die naturalistische Darstellungsweise der älteren Steinzeit die Hand des Mannes verräth, glauben wir in den ornamentirten Kunsterzeugnissen der neolithischen Kultur den Geist und die Wirkungsweise des Weibes zu erblicken. Erzeugnisse der Keramik zeigen das erste Ornament.

Getrocknete Thierhäute bildeten wohl die ersten Aufbewahrungsgeräthe: in roher Form, als Schlauch, benutzt sie der Nomade, in verfeinerter Gestalt, als Koffer, der civilisirte Mensch noch heute. Dann schritt man zur Herstellung von Gefäßen aus Lederstreifen, ein Fortschritt, da man durch Flechten dem Material eine passendere Form geben konnte. Aber der Stoff selbst war noch zu ungefüge: sein Ersatz durch Zweige oder Bast konnte nur eine Frage der Zeit sein. Wir wissen, daß geflochtene Gefäße von rohen Völkern so vorzüglich hergestellt werden, daß kein Tropfen der aufbewahrten Flüssigkeit hindurchsickert. Aber diese Geflechte haben einen Fehler: sie sind nicht feuerbeständig. Man beschmierte sie, wie das bei den Hüttenwänden vielleicht schon längst geschah, innen und außen mit Thon oder Lehm, und nun konnte man in ihnen kochen. Nun wird der Zufall vielfach zu der Entdeckung geführt haben, daß diese Erdarten auch ohne das bindende Geflecht zu gestalten seien. Vielleicht umgab man die Thongefäße anfangs immer noch, um sie haltbarer zu machen, mit Flechtwerk, das sich auf der plastischen Masse abdrückte und in dieser, wenn es verkohlt und abgefallen war, seine gefälligen Linien zurückließ. Diese Eindrücke wollte das Auge auch bei den nur aus Thon geformten Gefäßen nicht vermissen, und so entstand das erste, das auf Krügen und Urnen so häufig auftretende Flechtornament. In den Verzierungen der uralten, noch vor Menes zu setzenden keramischen Erzeugnisse Aegyptens spielt die Form des Ornaments, welche auf das Korb- und Mattenflechten hinweist, eine hervorragende Rolle. Da giebt es z. B. Gefäße, deren Bemalung sie zu vollkommenen Abbildern jener großen Milchkörbe macht, welche die Somal noch heute mit großer Geschicklichkeit aus der zähen Wurzel einer strauchartigen Spargelart zu flechten verstehen. — Wir können uns, nachdem wir so die Entstehung eines, wahrscheinlich des ersten Ornamentes etwas ausführlicher verfolgt haben, im Folgenden kürzer fassen.

Fig. 2.

Neben dem Flecht-Ornament entstand aus Gründen der technischen Handhabung bei der Töpferei eine Reihe einfacher, unzählige Male wiederkehrender Verzierungen, z. B. die horizontalen Parallellinien und die Wellenlinien, die sich sowohl beim Handbetrieb wie beim Gebrauch der Drehscheibe von selbst ergeben und vom primitiven Gemüth, das in Bezug auf Flächen in der That einen horror vacui zu haben scheint, alsbald absichtlich zur Ausschmückung benutzt wurden. Südamerikanische Indianer verfertigen hohe Gefäße lediglich durch Aufeinanderlegen langer, dünner Thonwulste. Vielleicht war diese Technik vor Erfindung der Töpferscheibe auch in anderen Gegenden gebräuchlich und die Ursache zur Anbringung von Wulst-Ornamenten. Auch das Fingernagel-Ornament wird zur Zeit der Handtöpferei sich von selbst ergeben haben. Aufgesetzte größere Thonklumpen und Tupfen, anfänglich ein Mittel zu bequemerer Handhabung der henkellosen Gefäße, bildeten sich, in regelmäßigen Abständen aufgesetzt, vielleicht zum Buckel-Ornament um.

Diese uralten und ureinfachsten Zierformen haben ihren Werth und ihre vorzugsweise gliedernde Bedeutung bis auf den heutigen Tag behalten. Aber nachdem in ihnen erst das Princip der Ausschmückung gegeben war, suchte der rege Geist des Menschen bald nach Erweiterungen dieses begrenzten Formenschatzes. Die Natur selbst bietet solche in den mannigfachen Mustern, mit denen sie ihre Geschöpfe verziert. Da giebt es buntgeäderte Gesteinsarten, schöngezeichnete Früchte und Eier, prächtig gemusterte Vogelbälge, gefleckte und gestreifte Felle, fast geometrisch regelmäßige Schuppenpanzer bei Schildkröten und Fischen. Wie der Mensch sich dieser Fülle in natura freute, so suchte er sie auf seinem Hausgeräth auch bildlich festzuhalten. Mit engen Spiralen dicht bedeckte Gefäße des prähistorischen Aegyptens bringen den Nummulitenkalk der dortigen Gegenden zur Anschauung; andere sehen wir deutlich mit den schwarzen Schriftmustern des Eies der Seeschwalbe bedeckt. Auf dänischen Gefäßen der Steinzeit findet sich das zierliche und schöne fünftheilige Ornament des Seeigel-Skeletts, das der Mensch der Vorzeit ebenso wie der moderne Badegast aus dem Geröll am Strande oder aus den Kreidelagern hervorsuchte und bewundernd aufbewahrte.

Fig. 3.

Eine weit größere Anzahl von Ornamenten verdankt ihren Ursprung jedoch der Nach- und Umbildung menschlicher Gestalten und thierischer wie pflanzlicher Gebilde; auch leblose Gegenstände verwandeln sich unter der Hand des Künstlers in Ornamente. Freilich ist gerade diese Art der Entstehung häufig schwer zu erkennen, und sie würde uns vielfach verborgen bleiben, wenn nicht die Bildner solcher Ornamente selbst über deren Ursprung Rechenschaft ablegten, oder wir die Umbildung in ihren einzelnen Phasen verfolgen könnten. Karl von den Steinen, der Erforscher des Xingu-Gebietes, traf hier im Innern Brasiliens auf Indianerstämme, die ihrer ganzen Kultur nach im Steinzeitalter lebten. Auf den Wänden einer Häuptlings-Hütte sah er einen Fries von Baumrinde, deren schwärzlicher Grund allerhand Zeichnungen, Ringe, Rauten, Dreiecke, Tupfen,

Zickzacklinien trug. Diese Figuren waren jedoch nicht willkürlich oder zufällig nach geometrischen Gesichtspunkten hingeworfen, sondern erwiesen sich durch die Namen, die der gefällige Wilde unaufgefordert mittheilte, als sehr vereinfachte Nachbildungen von Naturgegenständen. Es waren Fledermäuse, Pakusische, Nukisische, Rochen, noch andere Fische, drei Arten Schlangen und Weiberschürzen. Der Reisende oder sonst ein Europäer hätte das im Leben nicht herausgefunden. — In Polynesien ist keins der unzähligen geschnitzten Ornamente ohne Bedeutung. Sie sind sämmtlich aus Vorbildern entstanden, die der Natur entnommen wurden, und gehen meistens auf Menschen- oder Thierbilder zurück. Diese Kunst des Stilisirens ist den Bewohnern jener Inselwelt häufig so in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie spontan bei müßigen Kritzeleien zu Tage kommt. Ein überraschendes Beispiel dafür erlebte Max Buchner vor zehn Jahren in Finschhafen bei Neu-Guinea. Dort zeichnete sein kleiner Diener, ein etwa vierzehnjähriger Bursche von der Gazelle-Halbinsel, auf einen großen Kalkfleck am Boden spielend in einem halben Meter Länge ein Ornament, das für seine Heimatinsel charakteristisch ist und sich auf allen möglichen Geräthen, auf Fest-Sceptern und Prunk-Axtstielen vorfindet. Es stellt eine Gespenstergestalt des Dukduk vor, eines in Melanesien beliebten Maskenspieles, und kann wohl ohne Erklärung kaum noch auf seine eigentliche Bedeutung zurückgeführt werden. (Siehe Fig. 2.)

Es lassen sich gewisse Gesetze aufstellen, nach denen aus Objecten der belebten und unbelebten Schöpfung das Ornament erwächst, gewisse Gesichtspunkte, nach denen die Schöpfer dieser Zierformen, unbewußt natürlich, verfuhren. Ein solches Gesetz ist das der Wiederholung. Ganze Reihen einfacher Thier- oder Pflanzenformen, jede einzelne vielleicht schon etwas umgebildet, wirken ornamental, lassen den Eindruck, den jede für sich machen würde, zurücktreten hinter das Gesammtbild: so wirken z. B. Reihen von Vierfüßlern, Kranichen, Flamingos, Ibissen auf altägyptischen Thongefäßen. (Siehe Fig. 1.) Ein anderes Gesetz ist das der Verkümmerung. Das Ornament muß im Gegensatz zum Kunstwerk einfach und leicht ausführbar sein, damit es nicht die Gesammtwirkung des verzierten Gegenstandes aufhebt und nicht allzuviel Ansprüche an die Zeit und Geschicklichkeit des Kunsthandwerkers stellt. Da sehen wir auf altgriechischen Vasen eine Reihe von Kriegern mit großen Rundschilden, jeder einzelne gut ausgeführt, jedoch einer genau wie der andere gebildet. Sie machen noch nicht den Eindruck des Ornaments. Auf einem anderen, roher gearbeiteten Gefäß sind die Rundschilde schon zur Hauptsache geworden; von den Gewappneten sieht man nur noch die grotesk gebildeten Köpfe und die spindeldürren Beine. Ein Schritt weiter, so verschwinden Kopf und Beine, und es bleibt ein Ornament, eine Reihe concentrischer Kreise zurück, von denen niemand mehr auf den Ursprung schließen könnte. Gerade die menschliche Gestalt hat sich von den alten Ornament-Bildnern die größten Willkürlichkeiten gefallen lassen müssen. Freilich sollte man annehmen, daß bei solchen Verkümmerungen oder Rückbildungen schließlich das Wesentliche der Gestalt übrig geblieben wäre. Aber was ist das Wesentliche? Dort der Schild, hier eine Raute oder ein Oblong, das Symbol des Rumpfes, da nur der Rumpf, hier die Beine. Auf Schalenrändern der ersten trojanischen Ansiedelung Schliemann's sehen wir Gruppen von je zwei neben einander stehenden Kreisen mit Mittelpunkt, die durch einen senkrechten Strich getrennt sind: die Rudimente menschlicher Gesichter ⊙ | ⊙. Eine anmuthige ornamentale Umformung des menschlichen Körpers zeigen die auf prähistorischen ägyptischen Vasen sichtbaren Tänzerinnen, Darstellerinnen des sogenannten Bauchtanzes, der den Orientalen noch heute so großes Wohlgefallen erweckt. (Siehe Fig. 3.) Hier haben wir theilweise Verkümmerung, theilweise Wucherung der Urform.

Eine große Rolle in der Ornamentik spielt das Material. Fast immer müssen für ein Material erfundene Ornamente bei der Uebertragung auf ein anderes eine nur durch den Stoff bedingte Umbildung sich gefallen lassen. Die rundlichen Formen der Thongefäße müssen, auf Stein oder Gewebe übertragen, eckige Gestalt annehmen. Neben der Anpassung an das Material tritt häufig eine solche an den Raum ein; letztere erzeugt bisweilen sehr hübsche Ornamente.

Manche Gegenden werden, wie schon eingangs erwähnt, durch ihre Ornament-Motive geradezu charakterisirt; so kehrt in dem südlich von der Sahara liegenden Theile Afrikas kaum eines so häufig wieder, wie das der Eidechse, das sich in gewissen Gegenden durch Verkümmerung zum — Kreuz entwickelt hat. In Indonesien, wo vielfach Schlangenkult besteht, tritt die Schlange als Ornament in den Vordergrund; die geflammte Form des Kriß, dieser gefürchteten malayischen Waffe, stellt die Schlangenlinie vor. — Zum Schlusse sei noch eines merkwürdigen Ornamentes gedacht, das, wie kaum ein anderes, den Archäologen und Ethnologen Kopfschmerzen verursacht hat: der sogenannten Swastika (卐 卍). Uralt, weit verbreitet, auf allen möglichen Gegenständen dargestellt, was soll sie bedeuten? Das Linearbild des Storches mit ausgebreiteten Flügeln, dieses heiligen Ariervogels, des Seelenverschlingers, — denn Frösche, Mäuse, Eidechsen, Schlangen galten dem primitiven Glauben als Verkörperungen oder Träger der abgeschiedenen Seelen, — und Seelenbringers, — das ist er unserer Kinderwelt ja heute noch. Auf Anschütz'schen Moment-Photographien soll Freund Storch sehr häufig die Form der Swastika zeigen.

Bemalte Ostereier.
Aus der Sammlung des Märkischen Museum in Berlin.

Nachdruck verboten.

Ostereier.

Von Hans Förster.

Mit Illustrationen nach Original-Photographien.

Ostern! Wie die Kinder nach dem Himmel spähen, ob heute die Sonne den Sieg über die Regenwolken davonträgt! Denn nur dann wird sich der Osterhase im Garten einfinden und in den Buchs der Rabatten die schönen bunten Eier legen. Kinderglaube — Völkerglaube. In uralten Zeiten schon feierten die nordischen Völker den Sieg der Sonne über die Nacht, den Sieg des Frühlings über den Winter. Im germanischen Norden war es Ostara, die Göttin des Frühlings, die zur Zeit der Frühlingsnachtgleiche ihren Einzug durch das goldene Thor des Himmels hielt. Sie weckte die Natur aus ihrem Winterschlafe, neues Leben grünte und blühte aus der schlummernden Erde empor. Deshalb weihte man ihr als Symbol das Ei, in dem schlummernd die Keime künftigen Lebens ruhen. Golden, wie die Sonnengöttin selbst, mußte es gefärbt sein, oder roth, wie Donar, der Sonnengott, ihr Genosse am Tische der Götter. Dann kam das Licht vom Orient. Ihm mußten die alten Heidengötter weichen. Aber die alten Gebräuche blieben und verschmolzen mit den Ceremonien des Christenthums. Das Osterei wurde das Sinnbild des Todesschlafes und der Auferstehung Christi. Im Mittelalter erbaute man zu Ostern in den Kirchen das Grab Christi und legte außer einem Kreuze Eier hinein als Symbol der Auferstehung. Am Osterfest wurden dann die Eier aus dem Grabe wieder herausgenommen, geweiht und in Prozession umhergetragen. Eine solche kirchliche Weihe der Ostereier hat sich in den slavischen Ländern, besonders in Rußland, wo die Osterfeier eine größere Rolle spielt, als bei uns, bis heute erhalten. Die überlieferten Gebräuche aber dauern überall fort. Ebenso, wie heute noch am Osterheiligabend die Osterfeuer angezündet werden, wie die Bewohner vieler sächsischer und märkischer Dörfer am Ostermorgen den Sonnenaufgang auf einem Hügel erwarten, um „die drei Freudensprünge der aufgehenden Sonne" zu sehen, so werden noch heute von den Kindern die Eier gesucht, die der Osterhase oder der Osterhahn, beide das Sinnbild der Fruchtbarkeit, gelegt haben. Oder sie kommen aus dem Märchenreiche, aus dem Lande der himmlischen Engel, wie es manches bekannte Sprüchlein andeutet:

Es kommt ein Schiff aus Engelland,
Hat kein Zügel und kein Band,
Und doch zweierlei Bier.

Oder:

Hümpelken, Pümpelken sat op de Bank,
Hümpelken, Pümpelken fiel von de Bank,
Do is keen Doktor in Engelland,
De Hümpelken, Pümpelken kurärn kann.

Meist aber hat sich der altgermanische Kultus des Osterhasen erhalten. Freilich, seinem gewöhnlichen Vetter draußen im Felde kommt das nicht mehr zu Gute, wie ehemals. Den alten Deutschen war auch dieser heilig, sie aßen ihn nicht. So weit treiben wir die Ehrfurcht vor dem Osterhasen nicht mehr. Die Erwachsenen haben sich ja schon längst von ihm emanzipirt. Sie beschenken sich zu Ostern ohne seine Hülfe mit Eiern. In den großen Städten sogar ist in den Atrappen und unter allerlei Zierrath das Ei kaum noch zu erkennen. Aber auf dem Lande kommt das einfache Naturei noch zu Ehren. Die Mädchen schicken es ihrem Liebsten am Ostersonntag. Andere belohnen damit die Burschen für fleißiges Tanzen während des Jahres. In der Nacht vom Ostersonntag auf den Ostermontag klopfen die Burschen an die Fenster der Mädchen und holen die Eier, die sie dann am Montag gemeinsam verzehren. Gewöhnlich sind sie, wie in alten Zeiten, mit Zwiebelschalen gelb, oder mit Rothholz roth gefärbt, oft aber auch hübsch bemalt und mit sinnigen Sprüchen beschrieben. In einigen Gegenden begnügt man sich damit, die Eier mit fein gefiederten Blättern zu umwickeln und in roth gefärbtem Wasser zu kochen, sodaß das Muster der Pflanzenblätter weiß auf rothem Grunde erscheint. An anderen Orten hat sich eine besondere Kunst des Eiermalens ausgebildet. Eine interessante Sammlung bemalter Ostereier beherbergt das Märkische Museum in Berlin. Sie enthält unter anderen Ostereier aus den Havel-Dörfern, aus Neu-Vorpommern und der sogenannten Wendei. In den Havel-Dörfern werden seit uralten Zeiten die Eier ausgepustet, mit Binsenmark und bunten Papierstückchen beklebt und so als Schmuck an den Fischerhäusern aufgehängt. Die pommerschen Ostereier waren Schwaneneier. Jetzt sind sie auch in Pommern durch Hühnereier verdrängt worden. Die Eier, die wir aus der Sammlung des Märkischen Museums unseren Leserinnen im Bilde vorführen, stammen aus Ortschaften von der Oberspree, des Spreewaldes und der Lausitz, aus Bezirken, deren Bevölkerung mit Sorben-Wenden stark durchsetzt ist. Hier, in der Wendei, steht der Kultus der Ostereier noch ebenso, wie bei anderen slavischen Völkern in voller Blüthe. Hier spielt zur Osterzeit Jung und Alt mit den Eiern, wie bei uns die Kinder mit den Murmeln. Wird das Ei eines Spielers von dem eines anderen getroffen, so ist es geschlagen, wird ausrangiert, und sein Besitzer hat an den Treffer eine kleine Geldbuße zu zahlen. Vor allem aber zeichnen sich die Eier der Wendei durch ihre geschickte Bemalung aus. Das Muster der Zeichnung, die weiß bleiben soll, wird mit Stecknadelköpfen in flüssigem Wachs auf die Eier aufgetragen. Sodann werden sie in Wasser mit Farbstoff gelegt, der sich auf den wachsfreien Theilen niederschlägt. Durch Kochen der Eier wird das Wachs weich, fließt ab, und das Muster erscheint weiß auf den Eiern. Soll auch dieses farbig erscheinen, so erhält das ganze Ei, bevor es mit Wachs bemalt wird, durch Kochen in einer farbigen Lösung erst eine Grundfarbe. Gelb gefärbt wird mit Apfelbaumrinde oder Zwiebelschale, roth mit Cochenille, blau mit Farbholz, und schwarz mit Erlenkätzchen. In derselben Weise, wie in der Wendei, werden auch in Tirol, Rußland, Rumänien, Griechenland und gewiß auch noch in manchem anderen Lande die Ostereier bemalt. Als Muster werden am häufigsten Blumen, besonders Vergißmeinnicht, Herzen und schnäbelnde Täubchen gewählt. Oft sind die Bilder durch Sprüche erläutert. In ihnen werden alle Töne des menschlichen Gefühls angestimmt, jauchzende Freude, tiefe Traurigkeit, schalkhafter Humor und rührende Zartheit, am häufigsten aber das alte, ewig neue Lied der Liebe. Da wirbt der Bursche, noch scherzhaft, um seine Dirn:

Ich wünsche, Liebchen, froh und frei,
Mich Dir, Dich mir zum Osterei.

Das Mädchen nimmt die Sache ernster:

Dies Ei ist rosenroth,
Du sollst mich lieben bis in den Tod.

Darauf der Bursch:

Ob ich Dich liebe? Frage dies Ei,
Das ich Dir sende mit Liebe und Treu'!

Schmollt er einmal, dann muß das Osterei ihn wieder versöhnen:

Einen guten Morgen wünsch' ich Dir,
Ein Osterei geb' ich Dir,
Hab' ich Dich in Zorn gebracht,
So hat es nur die Lieb' gemacht.

Der neue Segelschiff-Hafen in Hamburg. Nach dem Gemälde von R. Heineke. — Siehe Seite 40.

Gewiß, er wird schon nachgeben, denn:

Das Ei zerbricht,
Die Liebe nicht.

Und schließlich kommt's zur fröhlichen Hochzeit:

Ich, Du, das Ei,
Das sind unser drei,
Theilen wir das Ei,
Bleiben unser zwei,
Einen wir uns zwei,
Bleibt's bei Einerlei.

Nachdruck verboten.

Die heiligen drei Brunnen.

Novelle von Karl Wolf.

An den Grenzen von Oesterreich, Italien und der Schweiz, im Südwesten der Tiroler Alpen, steigen die gewaltigen Massen der Ortler-Gruppe gegen Himmel. Mächtige Felsenwände, weit vorgeschobene Eisabstürze, weißschimmernde, steilabfallende Schneefelder und endlich die gewaltigen, zerklüfteten Eismassen der Firner bilden da eine Welt eisigen Ernstes.

Und wenn der Beschauer, erdrückt fast von dem Anblick der Massen, bewundernd dasteht, so weckt ihn plötzlich der Donner der abbrechenden Firnlasten und stürzenden Lawinen in dieser Wildniß voll Wechsel in den Gestalten bei aller Eintönigkeit in den Farben.

Da hinauf führt auch die weltberühmte Stilfserjoch-Straße, die höchste in Europa.

Aus Spondinig im Vintschgau-Thale zweigt diese Straße längs des Trafoibaches ab, vorbei an Prad, vorbei an dem wie ein Adlernest am Berge klebenden Dorfe Stilfs und an der Feste Gomagoi.

Endlich erreicht man das Bergörtchen Trafoi, 1571 Meter über dem Meere.

Kein Wunder, daß schon seit Jahren dieses wilde, romantische Hochthal, durch die herrliche Kunststraße leicht erreichbar, das Ziel zahlloser Touristen wurde, die sich erfreuen wollten an der Großartigkeit der Hochgebirgswelt, die ihnen hier so nahe gerückt war.

Kein Wunder, daß sich die Fremden-Industrie dieses Platzes bemächtigte, und daß heute neben verschiedenen Gasthöfen ein Hotel ersten Ranges dasteht, mit allem modernen Comfort ausgestattet und eingerichtet, und daß im Sommer nicht nur allein der seinen Rucksack und Bergstock tragende Bergsteiger, sondern auch der reiche, vornehme Großstädter dieses Hochbergthal bevölkert. Kann er doch hier die Wunder der Gletscherwelt mühelos und vor allem, ohne jede Gefahr genießen. Er kann sogar den Matatsch-Gletscher von der Straße aus in wenigen Minuten erreichen, gelüstet es ihn, nach dem Lunch einen Ausflug zu machen und zum Diner wieder in dem prächtig alpin-geschmückten Speisesaal des Hotels zu sitzen.

Dieses moderne Hotel hat den einen großen Vorzug, discret zu verschwinden und durch seinen Anblick nicht die gewaltige Scenerie der Alpenwelt zu stören. Aber schon lange, bevor noch Hotel und Gasthöfe in Trafoi standen, ward dieses wilde Thal von Wanderern besucht, welche, wie die heutigen Gäste müde der Großstadt sind, müde und traurig waren in ihrem Seelenleben.

Die dunkeln Massen des Stilfserjoches, die glänzenden Eisfelder des Monte Livrio und Christallo, ferner des Matatsch-Gletschers, des Trafoier und unteren Ortlerferners bilden einen gewaltigen Thalabschluß, dessen Tiefe Moränenschollen überziehen. In milchweißen Streifen stürzen die Gletscherbäche von allen Seiten hernieder, dort wo die schwarze, senkrecht niederfallende Kalkfelswand von Matatsch hervortritt. Dicht an diese Wände herangerückt, am Fuße des Ortlers, steht ein Wallfahrtskirchlein, „Zu den heiligen drei Brunnen" nennt man es.

Kein Laut ringsum, als das Rauschen der Gewässer und ab und zu das Donnern der Lawinen. Im dreizehnten Jahrhundert soll sich hierher aus einem Kloster in Münster ein Beichtiger zur Abbüßung einer schweren Herzenssünde geflüchtet haben. Er führte in dieser damals noch schrecklichen Wildniß ein frommes, der Verehrung der Gottesmutter geweihtes Leben.

Die Gottesmutter fand ein solches Gefallen an dem Einsiedler und seiner Reue, daß sie den drei Brunnen, welche aus der Bergwand bei der Kapelle sprudeln, auch eine besondere Wunderkraft verlieh, so ein armes, verzagtes Menschenkind schweres Herzeleid zu tragen hätte.

Unter den vielen wächsernen Füßen und Händen, welche fromme Wallfahrer in der Kirche opfernd aufhingen, findet sich auch manch wächsernes Herz, einige mit einem Dornenkranz umwunden, als Kennzeichen besonderen Leides. Als ganz besondere Gaben aber hängen an der Kapellenwand mit Bändern geschmückte Zöpfe, wohl als schwerste Opferspende von so manchem lebfrischen Diandl.

Ganz verborgen in einer Ecke der Gnadenkirche hängen ein Paar herrliche, blonde Flechten. Davon möchte ich nun erzählen.

Das schöne Hotel in Trafoi stand noch nicht, und auch nicht die anderen Gasthöfe. Das Thal war weltabgeschieden, denn die Reisenden unterbrachen damals noch nicht ihre Tour über den Stelvio, sondern hatten es eilig, in die sonnige Ebene Italiens zu gelangen von der anderen Seite des Berges.

In dem kleinen Gasthofe, unweit der Kirche, hatte man große Vorbereitungen getroffen, denn die ganzen verfügbaren Stuben des Halbstockes waren für eine Familie gemiethet, die einen Theil der Einrichtung sogar selbst mitbrachte.

Ein unmenschlich reicher Kaufherr sei es, so erzählte der Kutscher, welcher den eigenen Reisewagen der Herrschaft führte und in den wenigen Stunden der Thalfahrt Gelegenheit gefunden hatte, mit der Jungfer, die an seiner Seite auf dem Bocke saß, recht vertraut zu werden.

Das junge, blasse Mädchen, an der Seite ihrer Mutter, sei sehr erkrankt hoch droben im Norden, in der mächtigen, großen Stadt. Es hätte keine Freude mehr gehabt an der herrlichen Musik, welche dort Tag aus Tag ein spiele, keine Freude an den Theatern und sonstiger Kurzweil.

Die Pracht der schönen Zimmer, welche sie dort bewohne, habe sie schier erdrückt, und Stunden lang habe das arme Mädchen weit draußen im Park gesessen und auf das Rauschen eines künstlichen Wasserfalles gelauscht.

Der Vater habe gelacht, ob solchem Kranksein, und habe gemeint, da werde er schon einmal mit der richtigen Medicin anrücken, trotzdem die Mutter und der alte Medicinalrath immer besorgter wurden.

Da sei er auch einmal gekommen mit der Medicin. Das sei ein junger, aufgezierter Mann gewesen, der Sohn eines reichen Geschäftsfreundes, mit einer sehr bunten Cravate und einem Glas ins rechte Auge geklemmt.

Da hat sich das Mädchen eingesperrt, tagelang, wochenlang, und ist immer bläßer geworden, immer kränker. Endlich habe man die Koffer gepackt und sei hinaus in die Welt und hinein in die Berge gefahren, immer weiter, immer höher. „Du mein Gott," so erzählte die schmucke Jungfer, „was sollen wir nur da herinnen in dieser Wildniß, in dieser Einsamkeit?"

Da schnalzte der Kutscher mit der Peitsche, das Echo antwortete in den Bergen, und er begann einen jener leisen, lockenden Jodler, wie die Amseln singen im Frühling:

„Und wenn a Herzl einsam ist,
So soll ma's zweifach mach'n,
Und wenn a Diandl trauri ist,
So mach's glei fröhli lach'n!
Juhe, juhui, a Bua mit ar Schneid,
Hat a Diandl allwegs g'freut!
Juhe! Juhe! Juhui!"

Ganz leise schlang er seinen freien Arm um die Schultern der Jungfer, und diese schaute vergnügt in das sonnenverbrannte Gesicht des Aelplers und dachte: „Ei, der hätte vielleicht die richtige Medicin für unser armes Fräulein." — Das arme, kranke Mädchen im Wagen lehnte sich in das Kissen zurück, schaute träumend hinauf zu der großartigen Bergesherrlichkeit, hinauf zum klaren, blauen Himmel und dachte an einen jungen, blonden Mann, den sie bei einem Sommeraufenthalt im Schwarzwalde kennen gelernt hatte. Er war Forsteleve und hatte ihr einmal den Weg aus dem Walde gezeigt, als sie sich auf einem einsamen Spaziergange verirrte. Sie trafen sich dann öfter, und auch die Mutter fand Gefallen an dem jungen Manne, denn sie liebte ihr einziges Kind und kannte nur ein Ziel ihres Lebens, es recht glücklich zu wissen.

Als aber der Vater im Herbste kam, um seine Familie wieder in die große Stadt zu bringen, da bangte der armen Mutter, denn sie fürchtete den Sturm und Zorn des Mannes, der, wie sie wußte, gar stolze Pläne hatte mit seiner Tochter. Aber es kam zu keinem Auftritte. Als die Liebenden zagend vor ihm standen und die Mutter mit lieben Worten den Weg zum Herzen ihres Mannes suchen wollte, da lachte dieser ganz unbändig über die pudelnärrische Komödie.

Der Forsteleve wurde mit harten Worten aus dem Hause gewiesen, und der stolze Kaufherr nahm am nächsten Morgen Mutter und Tochter mit in die große, nordische Stadt.

Das junge Mädchen aber hatte Mittel und Wege gefunden, ihren Geliebten noch einmal zu sehen, noch einmal an seinem Herzen zu ruhen und ihm zuzuflüstern: „Dir bleibe ich in treuer Liebe gewogen bis in den Tod!" Der Vater zürnte und ließ kein Mittel unversucht, den Starrsinn seiner Tochter zu brechen. Aber alles umsonst. Sie war nicht zu bewegen, dem Sohne des reichen Geschäftsfreundes die Hand zu reichen. Immer bläßer, immer kränker wurde sie, bis sich endlich der Medicinalrath ins Mittel legte und dem armen Kinde dadurch Ruhe verschaffte, daß er ihr den Aufenthalt in der Einsamkeit des Hochgebirges verordnete und den strengen, unbeugsamen Vater bewog, sein Kind nicht zu begleiten.

Die fremde Familie hatte sich bald eingewöhnt in dem Hochgebirgs-Wirthshause, und das kranke Fräulein hatte in der Tochter der Wirthsleute eine Freundin gefunden, die sie aus ihren immer mehr überhandnehmenden Trübsinn riß und durch ihr munteres, lebensfrisches Wesen gar manches Lächeln erzwang.

Ihr liebster Ausflug war zu dem Wallfahrtskirchlein „bei den heiligen drei Brunnen," und in der „Rosel", so hieß das Wirthstöchterlein, fand sie stets eine willige Begleiterin.

Oft und oft saßen die beiden Mädchen auf der Bank vor der kleinen Wallfahrtskirche, und Rosel wußte gar manche Wundergeschichte von dem Gnadenbilde zu erzählen.

Als sie wieder einmal beisammen saßen vor der Kirche, stieg ein junger, kräftiger Bursche in der nationalen Tracht die Steinhalden hernieder. Er war zur Hochjagd ausgerüstet, mit kurzem Stutzen, mit Schneereifen, Eispickel und Fußeisen. Als er die beiden Mädchen zusammensitzen sah, stutzte er und zögerte mitten im Abstieg. Aber schon war Rosel aufgesprungen, und ein heller Jauchzer klang hinauf zu den Höhen.

Mit einem jubelnden Jodler antwortete der Bursche, und in mächtigen Sätzen sprang er den Rest der Halde hinunter. Er war kräftig gebaut, sonnenverbrannt mit energischen Gesichtszügen, und ein Paar blaue Augen guckten so lieb in die Welt, daß man ihm unwillkürlich gut sein mußte.

Als er herankam, zögerte er erst verlegen ein Veilchen und nestelte ein frisches Sträußchen von Alpenrosen und Edelweiß von seinem Hut. Wie ihm aber die Rosel so freundlich entgegenlächelte, schlang er seinen Arm um ihren Nacken und küßte sie herzhaft auf den Mund. Noch von ihm umschlungen, wendete sich Rosel lächelnd zum Fräulein zurück und sagte: „Nix für ungut, der Hans da ist mein Schatz. Den hab' i der Himmelsmutter zu den drei Brunnen abgebettelt. Anderthalb Jahr mag's sein, da hab' i ihr meine Zöpf' geopfert. Auf einmal ist's Wunder dag'wesen! Der Vater, der früher flucht hat, war vom Hans die Red', hat lei mehr brummt, und jetzt gar! Wenn i anfang zu reden, daß wir halt heirathen möchten, so sagt er höchstens: o mei, wenn so a Jager lei tanget zu an Wirth! Wenn er lei tauget!"

Sinnend schaute das Fräulein in die kleine Kirche hinein, und zwei Thränen perlten über ihre Wangen. „Weist," erklärte Rosel ihren Schatz, „weist, das Stadt-Diandl hat haltern a an Schatz, und die Elternleut' wollen nix wissen von der G'schicht. I mein halt, sie sollet a rechtes Vertrauen haben auf die Gnadenmutter und ihre schönen Zöpf' opfern. Sehn's, da drent beim Altar hängen die meinigen," wendete sie sich nun an das Fräulein, „die mit dem rothen Band. Und schauen's her, wie sie g'wachsen sein, meine Haar. Heut' kennt man schon fast nix mehr!"

„Ja, dös ist a ganz eig'ne G'schicht", lachte der junge Bursche vergnügt vor sich hin. „Mei' Roserl ist schon gar ausverzagt g'wes'n, weil der Vater von mir nix wissen wollt'. Und da, i hab' rein 'glaubt, der Schlag trifft mi', da kumm i an an Sonntag zum Gnadenkircht', um mi' mit mei'm Diandl auszuplauschen.

Sie wartet schon auf mi', 's Roserl, aber a Kopftücherl hat's umbunden. Mi' faßt schon a Schrecken an! I zieg ihr 's Tuacherl 'runter, und meiner Seel' und Gott, alle zwei Zöpf' sein fort! Gleim fort!

Aber die Gnadenmutter hat a Einsehen gehabt. In derselbigen Nacht noch, i war g'rad auf'n Aufstieg, um an Gamswechsel auszumachen, kummt mir a Schwärzer unter im Wald droben, dem die Grünspecht (Grenzwächter) scharf auf der Spur waren. Natürli halt i zum Schwärzer und hilf ihm und sei'm Sack Kaffee in die Sicherheit. Und sehen's, Stadt-Diandl, von der Zeit ab hat der Wirth eingesehen, daß a Jager a brauchbarer Mensch ist. I hab' mein' Dienst kündet, und in fünf Monat' ist Hochzeit!" —

Es war schon fast der halbe Sommer vergangen, und in den Wäldern ringsum begannen allerlei Farben zu leuchten. Die Bauersleute trugen die schweren Garben heim von den Feldern, und auf den höher gelegenen Bergwiesen trieb man das Vieh auf die Weide.

Jede Woche mindestens einmal gingen die zwei Freundinnen zum Gnadenkirchlein am Fuße des Gletschers, und immer stellte sich der lustige Jäger ein. Hoch oben auf dem Graswege brannte an manchem Abend ein kleines Feuer, als Zeichen, daß er am nächsten Tage von seiner Jagdhütte absteigen möchte, um sein Liebchen zu herzen.

Einen ganz eigenen Zauber übte die kleine Wallfahrtskirche mit der Gnadenmutter im goldgestickten Gewande auf das kranke Stadtfräulein aus. All' die kleinen Votivtafeln, welche von den geschehenen Wundern erzählten, hatte sie schon oft und oft gelesen. Jedesmal hatte sie auch die vielen an den Wänden hängenden Krücken betrachtet, die wächsernen Herzen, Hände und Füße.

Wenn Hans und Rosel vor der Kirche auf der Bank saßen und plauderten, da stand sie oft lange Zeit vor dem Altare und blickte hinauf zu dem wunderthätigen Bilde. Wie oft hatte sie mit überquellendem Herzen die Hände gefaltet und den Spruch wiederholt, der allenthalben angeschrieben war: „O Maria, Du Trösterin der Betrübten, in Deinen Schutz und Schirm fliehe ich!"

Eines Frühmorgens erschien der Jäger Hans plötzlich im Hause und begrüßte zuerst die Eltern seines Schatzes, dann machte er dem Röserl ein Zeichen, daß er sie allein sprechen möchte.

Als sich die Liebenden endlich im kleinen Gemüsegarten hinter dem Hause fanden, erzählte Hans: „Da kummt gestern vom Martellthale her, über'n Zufallferner, a Stadtherr und steigt in mein' Hütt'n 'nein, g'rad als wenn er Schaffer sein thät.

Kreuz Teuf'l, hab' i mir denkt, dös muß so a Forstamtlicher sein, so aner von denen, die drunt in ihre Kanzleien auskopfen und austüftlen, wie mir's heroben im Berg machen sollen. Die Narren! Er ist a so forstmäßig an'zog'n g'wes'n, aber höllisch z'ammeng'nommen hat ihn die Gletscherwanderung.

Alsdann hab' i ihm a Glasl Enzian geben, und der hat'n aufg'frischt. Er fangt an zu frag'n, über Berg, über Wald, über Jagd und Thal, und endli a über die Leut'.

I müßt' koan Jager sein, wenn i nit nach ar Viertelstund außerbracht hätt', daß der forstleut'artige Herr der Schatz von Dei'm Stadt-Diandl sei."

Da horchte die Rosel hoch auf.

„Weit aus'm Deutschland ist er ihr nach, und ausgetüftelt hat er, wo sein Diandl ist. Und auf so ar Kart'n, wo sie die Welt aufg'zeichnet haben, hat er sich z'ammeng'stellt, wie er sein Diandl anschleichen kunnt, wie a Fuchs den Hühnerstall."

„Und ist er no droben in der Jagerhütt'?" stellte nun Rosel die Frage.

„A freili ist er no da!" lachte der Jäger. „Förster und Jager, de geh'n nit glei' ab, wenn sie a Diandl auf der Mucke'n haben. Dös weißt' ja eh'," lachte er und drückte seinem Schatz einen herzhaften Kuß auf den rosigen Mund.

„A geh, Du mit Dein' Schnauzbart," wehrte diese lachend ab und wischte sich mit dem Rücken ihrer sonnenverbrannten Hand über die Lippen. „Jesus Maria!" jubelte sie aber in der nächsten Minute, „Jesus Maria, werd' da dös Stadtfräule a Freud' haben. Und so weit ist er ihr nach, so weit!" Lächelnd schaute sie ihrem Schatz in die Augen. „Du wärst um mi' sicher nit so weit g'rennt," schmollte sie scheinbar.

Da schmunzelte Hans. „Schau," sagte er, „i mein', es ist uns beiden lieber, daß mir nit so a Fern' aus'nand' sein. Aber der Herr droben hat mir was mit'geben für sein' Schatz." Aus seinem kleinen, ledernen Geldbeutel entnahm er ein Medaillon und reichte es Rosel hin. „Dös sollst dem Fräule übergeben, und sollst ihr ausrichten, heut' am Abend erwarte er sie bei den drei Brunnen. Weißt, i hab' ihm den Weg an'zeigt, den er absteigen muß bis zu der an'brennten Tannen. Zelm soll er warten auf mi', denn über die gache Schwarzwand kann so a Staudenkrabler aus'n flachen Land nit alleini. Da muß i mir'n schon anhängen.

Alsdann pfüat Gott, Roserl. So a Botschaft, mein' i, ist doch seine fünf Bußerln werth? Geh', gieb' mir den Botenlohn, oder soll i mir ihn vom Stadtfräule auszahlen laß'n?"

„O na, Du Schlangel," lachte Rosel und küßte ihren Schatz herzhaft ab, „Zahlmeister bei Dir bin i selber."

„Wünsch' wohl abg'speist zu haben," brummte der Wirth, der eben in den Garten trat und das Pärchen überraschte. Mit einem leisen Schreckensschrei verschwand das Mädchen ins Haus, während der Jäger lachend auf den Wirth zutrat. „Dank schön, Vater, guat ist's g'west. Aber was i sagen wollt, geh'n mir wieder a mal um a Sackl Kaffee über die Grenz?"

Bedächtig strich der Wirth mit der flachen Hand die Haare in die Stirne und schaute eine Weile sinnend vor sich nieder. „Jetzt selb weiß i no nit sicher," sagte er, „ob's nit besser g'wesen wär', die Finanzer hätten mi damals erwusch'n, als daß i Dir in die Händ' g'rennt bin, weil D' gar nie aufhörst mit Deine Sticheleien."

„O na," lachte Hans, „besser ist's a so. Schau, wenn Di a die Finanzer eing'steckt hätten, Dein Diandl hätt' i de nimmer ausg'lassen!"

„Nachher wird's besser so sein," sagte trocken der Alte und schritt ohne weiteren Gruß aus dem Garten. —

Es war ein wunderherrlicher Abend. Wie ein Glorienschein lagerten die letzten Strahlen der untergehenden Sonne

über die Gletscher und Schneeflächen. Dunkelblau spannte sich der Himmel über die Bergriesen, und leise hörte man die Schellen der weidenden Rinder auf den Bergwiesen. Die Wasserfälle der Gletscherbäche rauschten, und aus dem nahen Walde hörte man den Ruf des Grünspechtes.

In der Kapelle war es schon fast dunkel, aber angenehm kühl, denn trotz der Nähe der Ferner brannte die Augustsonne sehr empfindlich auf die Schutthalden nieder.

In der ersten Bank der Kapelle kniete das blasse Stadtfräulein und hielt ein Packet in den Händen. Ein schwarzer, um den Kopf geschlungener Spitzenschleier ließ die Blässe des feingeschnittenen Gesichtes noch schärfer hervortreten. In den Augen, die fest auf das Wunderbild am Altare gerichtet waren, schwammen Thränen, welche Zeugniß gaben, daß die einsame Beterin nicht von Freude erfüllt war, bald ihren Heißgeliebten zu sehen, sondern, daß ihr Herz vor Bangen klopfte, daß sie von einer unbegreiflichen Furcht und Angst ergriffen war.

Langsam erhob sie sich und trat schwankenden Schrittes zum Altar, an der ersten Stufe in die Knie sinkend.

Aus dem Papier wickelte sie zwei prächtige, blonde Zöpfe und hob sie empor zum Bilde.

„Man hat mich in meiner Jugend zwar nicht gelehrt, zu Dir zu beten, Gottesmutter. Aber das unendliche, große Vertrauen, die hingebende Verehrung, welche Dir das einfache, schlichte Bergvolk entgegenbringt, aus aufrichtigem, gläubigem Herzen, hat auch in meiner Seele den Glauben erweckt, daß Du mir helfen kannst in meinem Jammer.

Wie die Bergmädchen ihren schönsten Schmuck Dir opfern, Gnadenmutter, so habe auch ich versucht, es ihnen in Demuth nachzuthun. Nimm die kleine Gabe an, und wenn ich oft in jugendlicher, verzeihlicher Eitelkeit stolz war auf diesen Kopfschmuck, so sei es Dir ein Zeichen, wie aufrichtig das Opfer gemeint ist, welches ich zu Deinen Füßen niederlege, o himmlische Mutter.

O nimm die Bangigkeit aus meinem Herzen, nimm die Sorge von meiner Seele, die mich erfüllt, anstatt, daß die Freude eingezogen wäre, da ja nun mein heißgeliebter Bräutigam kommt.

O liebste Gnadenmutter, erweiche das Herz meines Vaters, daß er uns vereint, uns, die die Liebe so eng verbunden hat, daß wir nicht mehr von einander lassen können." —

Wie von Müdigkeit übermannt, lehnte sie sich an das Altargitter, und bald sanken ihre Augenlider zum Schlummer zu.

Die Rosel hatte indessen einen mächtigen Felsblock erstiegen und hielt Ausguck nach den Männern. Sie war nach Mädchenart sehr neugierig auf das Aussehen des Bräutigams ihrer Freundin und konnte das Eintreffen desselben völlig nicht erwarten. Auf einmal sprang sie aus ihrer hockenden Stellung auf, und wie im jähen Schrecken hielt sie die geschlossenen Fäuste an die Schläfe. Das Bergmädchen faßte die Scene sofort auf, die sie dort an der Waldecke schaute.

Vier Holzknechte trugen auf einer aus Stangen und Waldstreu zusammengefügten Tragbahre einen Menschen, und einige Schritte vor schritt traurig ihr Hans.

Unbeweglich stand sie da und starrte den Näherkommenden entgegen.

Der Stadtherr hatte nach der Weisung des Jägers die Hütte verlassen und war bis zur angebrannten Tanne, welche man schon von oben sehen konnte, abgestiegen.

Von dort aus begann der gefährliche Abstieg über die schwarze Wand.

Lange saß er da, des Führers harrend. Im hellen Sonnenschein sah er unten im Thale das Kirchlein zu den heiligen drei Brunnen liegen, sah hinaus in das Thal zum Dörflein Trafoi, wo er seine inniggeliebte Braut wußte. All diese Bilder ließen den Forstmann die Schrecken der Hochwelt übersehen, und von Sehnsucht übermannt, begann er den Abstieg. Kaum ein Drittel des gefährlichen Weges mochte er zurückgelegt haben, da hörte er aus der Tiefe gellende Pfiffe. Wie Zwerge so klein, standen tief unter ihm dort beim Holzschlag Leute, die winkten ihm warnend zu, denn sie hatten, Hans war mitten unter ihnen, mit Schrecken den ungeübten Steiger mitten in der Wand bemerkt, wie er auf einen falschen Weg gerieth. Sie hatten bemerkt, wie er, die ausgetretenen Fußstapfen verlassend, ein Grasband betrat, dessen Erdreich im nächsten Augenblick nachgab und sein Verderben herbeirief.

Vergebens warf er beide Arme in die Höhe, als der Boden unter ihm nachgab, vergebens suchte er einen Halt zu gewinnen, erst rutschte er ein Stück, dann schoß er hinaus über einen Vorsprung, hinunter in die Tiefe. Unrettbar verloren!

„Marie! — Marie!" schrie er hinaus, als wollte er seine Geliebte herbeirufen, als wollte er sagen, sein letzter Gedanke gelte ihr, das letzte Wort sei ihr Name.

Die abgehärteten Männer der Hochbergwelt erschraken zwar, aber gewöhnt, dem Tode jeden Augenblick ins Auge zu schauen, begannen sie sofort den Anstieg zur muthmaßlichen Absturzstelle. Zwei der Männer rüsteten sich mit Stangen aus und langen Fichtenzweigen, um sofort eine Bahre für den Todten bereit zu haben, denn sie wußten, einen Lebenden findet man nicht unter den Abgestürzten der Schwarzwand.

Und so trugen sie den Verunglückten auf der Bahre zur Kapelle. Die Verstümmelungen zu verbergen, hatten sie den Leichnam mit Zweigen theilweise überdeckt, die Hände mit einem Alpenrosenstrauß auf die Brust gefaltet.

Als der traurige Zug der Kapelle nahe kam, raffte sich Rosel mit aller Gewalt auf.

Das Stadtfräulein muß ja auf das Unglück vorbereitet werden, denn sie hatte mit Schrecken erkannt, daß der Abgestürzte niemand anders sein konnte, als der Bräutigam des Fräuleins. Sie flog förmlich der Kapelle zu.

Geisterhaft anzuschauen stand dort das Fräulein an der Thüre. Die gefalteten Hände auf die Brust gepreßt, stand sie da, die weit aufgerissenen Augen starr in die Ferne gerichtet. Der Abendwind hatte ihr den Schleier vom Kopfe geweht und wühlte nun in dem abgeschnittenen Blondhaar.

Abwehrend streckte sie die Hände gegen Rosel aus, die sich, erschreckt von ihrem Aussehen, nur zögernd zu nahen wagte. „Ich weiß alles," sagte sie mit einer seltsam harten Stimme. „Ich weiß alles, alles. Die Himmelsmutter da drinnen in der Kirche hat mir im Traumbilde meinen Geliebten gezeigt. Auf grüner Bahre schläft er, mit Alpenrosen im Haar, mit Alpenrosen auf der Brust, in welcher sein treues, mir in Liebe ergebenes Herz nicht mehr schlägt. Auf grüner Bahre bringen ihn die Männer zu Thale, so hat es mir die Himmelsmutter im Traume gezeigt. Und hier werde ich auf immer mit ihm vereinigt. Auf immer!"

Langsam näherten sich die Leute mit ihrer traurigen Bürde, und vor der Thüre der Kapelle setzten sie die Bahre zur Erde.

Stumm sank das Fräulein in die Knie und faltete die Hände zum Gebet. Keinen Laut, keine Thräne. Scheu standen die Bergleute im Haufen zusammen, und als Hans einige Trostesworte stottern wollte, wehrte sie ab, fast mit heftiger Gebärde.

„Still, still!" flüsterte sie. „Seht ihr denn nicht, mein Bräutigam schlummert."

Langsam beugte sie sich hernieder, immer tiefer. Die abgeschnittenen Haare fielen ihr links und rechts über die Schläfe. Immer starrer wurde ihr Blick, und das Gesicht glich dem Marmor.

„Endlich vereint," flüsterte sie. „Endlich vereint, o Dank, Himmelsmutter! Endlich bei Dir für immer und ewig."

Dann zuckten ihre Hände plötzlich gegen die Brust, und mit einem Seufzer sank sie auf die Leiche. —

Auf den Zehen schlich Hans in die Kapelle und zog an der Leine des Glöckleins, und das sang mit heller Stimme hinaus in die dämmernde Landschaft:

„Endlich vereint!
Endlich vereint!"

Die Aelpler knieten mit der Rosel bei den Verschiedenen, die Gletscher donnerten, und die Bäche rauschten nieder in die wilden Halden des Thales.

Das ist die Geschichte von den herrlichen, blonden Flechten in der Gnadenkirche zu den heiligen drei Brunnen im Trafoierthale. Und erzählt hat sie mir eine wackere Wirthin irgendwo im Tiroler Lande.

Nachdruck verboten.

Mädchenlied.

Da reden sie alle,
Wie bleich mein Gesicht:
Hab' im Traum einen Liebsten,
Im Wachen doch nicht!
Lehn' still und alleine
Oft Stunden am Baum
Und denk' an den Liebsten,
Den Liebsten im Traum.

Und taucht dann die Sonne
Spät abends ins Meer,
Ich löf' meine Flechten,
Sie drücken so schwer.
Es streicht mir der Sandmann
Die Augen gar schnell,
Und dann kommt mein Liebster,
Der wilde Gesell.

Dem König sein Reiter
Auf schnaubendem Roß,
So sprengt er hernieder
Von funkelndem Schloß.
Er bindet das Rößlein
Zur Rast an den Baum,
Und ruft mich und küßt mich
Und herzt mich im Traum.

Doch guckt erst die Sonne
Durchs Weinblattgerank,
So reitet von hinnen,
Den lieb' ich umschlang.
Bald hör' ich der Hufe
Schlagen nicht mehr . . .
Ich reibe die Augen, —
Die Kammer ist leer.

Und traurig und sehnend,
So geh' ich zum Baum,
Da band er sein Rößlein,
Mein Liebster im Traum.
Wie blaß meine Lippen,
Wie bleich mein Gesicht, —
Komm bald auch am Tage,
Sonst find'st du mich nicht!

Fritz Döring.

Nachdruck verboten.

Am Südpol.

Weihnachten 1898.

Verehrte Leserin!

Weihnachten am Südpol, welcher Widerspruch! Ununterbrochen erstrahlen die schneebedeckten Gipfel im Sonnenglanze, spiegelt sich die Mitternachtssonne in den grünen Wogen des Eismeeres. Hier giebt es keine Weihnacht. Die Stunde, die die nordischen Völker feierten als Anfang der Erlösung von langer Winternacht, die Stunde, in der der christlichen Welt das Licht der Liebe aufging, sie fällt hier in die Mitte des langen, halbjährigen Sommertages. Freilich, ein Sommertag unserer Heimat ist es nicht. Ueber den Gefrierpunkt ist das Thermometer, so lange wir hier sind, noch nicht gestiegen. Wir? fragen Sie erstaunt. Ja, wir. Ich habe nämlich dieses Mal meine Frau mitgenommen. Auch im Interesse der „Illustrirten Frauen-Zeitung". Bedenken Sie, ein Dreißigstel der ganzen Erdoberfläche, ein Gebiet, zweimal so groß, wie Europa, noch ganz unerforscht, und wir in der Mitte, — „da muß sich manches Räthsel lösen, doch manches Räthsel knüpft sich auch." Wenn ich Gefahr laufe, Sie mit allzugelehrten Räthseln zu langweilen, da soll meine Frau Halt gebieten.

Also am Südpol haben wir uns festgesetzt. Dieses Mal wirklich festgesetzt. Fest auf dem Gipfel eines mehrere Tausend Meter hohen Berges. Aber hören Sie, welche Ueberraschung! Hier, im Süden, hat die Erdachse wirklich und wahrhaftig ein Loch. Der Berg, in dem die Erdachse ausläuft, ist ein alter Vulkan, sein Gipfel ein tief ausgehöhlter Kratergipfel. Ja, das Panorama ist hier doch anders, als im eintönigen Norden. Wie die Schornsteine einer eingeschneiten Stadt, ragen aus dem unter Schnee und Eis begrabenen Lande die Vulkane empor. Welcher Contrast! Ueber ewigem Eise die rauchenden, glühende Lavaströme ausstoßenden Vulkane! Aus Schnee und Firn dampfende Solfataren und Fumarolen! Aber ehe ich Ihnen unsere Umgebung weiter schildere, erst ein paar Worte über unsere Reise hierher. Die großen Südpolar-Fahrer Cook, Roß, d'Urville, Wilkes, Bellingshausen hatten alle ihren Ausgang von der Südspitze eines der Continente Amerika, Afrika oder Australien genommen. Viel weiter, als bis zum siebzigsten Breitenkreis waren sie nicht gekommen, nur Roß fand, — es sind fast sechzig Jahre her, — im Süden von Neuseeland einen Durchgang durch das Packeis und kam hier über den achtundsiebzigsten Breitengrad hinaus. Vor vier Jahren folgte ein junger Norweger, Borchgrevink, der sich als Matrose auf einen Waldampfer verdingt hatte, seinem Kurs bis in dasselbe offene Meer, das man Roßmeer genannt hat. Hier also war Aussicht, in das unbekannte Südland einzudringen. Aber dieselbe ungeheure Eiswand, die hundert Meter hoch sich Roß entgegenthürmte, versperrte auch uns den Weg. Es war kein Vorwärtskommen. Zurück also durch Eisberge und Packeis zum Polarkreis. Lange vorher schon hatten wir mit Eisbergen und schwimmendem Scholleneis zu kämpfen gehabt. Und mit was für Ungeheuern von Eisbergen! Bis zu fünfzig Kilometer lang, — die Insel Helgoland hätte auf solchem Eisstück dreißig Mal hintereinander Platz gefunden, — und sechzig Meter hoch. Und dabei ragt doch nur ein Siebentel der Kolosse aus dem Wasser heraus! Aber die Stürme bemeistern sie doch. Sie treiben sie ostwärts, so leicht, wie Nußschalen. In einem Gürtel von zwanzig Breitengraden jagen hier jahraus, jahrein stürmische Westwinde um den Pol. Die Segelschiffe, die ihre Route von Süd-Afrika nach Süd-Australien und von da nach der Südspitze von Amerika nehmen, gewinnen durch sie stets mehrere Tage. Auch wir überließen uns ihnen. Immer die Packeiskante entlang aus dem Stillen in den Atlantischen Ocean hinüber, und weiter durch hundert Längengrade hindurch in das Indische Meer. Hin und wieder einmal ein Stück Küste in Sicht. Jetzt, wir hatten zu drei Viertel den Südpol umkreist, — wurde das Meer freier, die Farbe des Wassers grüner. Hier, südöstlich von den Kerguelen-Inseln, war auch vor fünfundzwanzig Jahren die berühmte englische Expedition des „Challenger" bis über den Südpolarkreis hinausgekommen, ohne auf Scholleneis zu stoßen. Hier wollen auch die künftigen Expeditionen, die nun schon seit einem halben Jahrhundert geplant werden, aber immer nicht zur Ausführung kommen, versuchen, einzudringen.

Bald lag der siebzigste Breitenkreis hinter uns. Noch ein paar Meilen, da, — Land in Sicht. Die Contouren der Berge sind in der klaren Polarluft aus weiter Ferne sichtbar. Das Südland ist erreicht. Der Eiswall, der es umgürtet, wird erstiegen, dann vorwärts ins Innere zum Pol. Wer hat nun recht von den Gelehrten? Diejenigen, die behaupten, daß der zwanzig Millionen Quadratkilometer große Raum rings um den Südpol von einem Festland ausgefüllt werde, oder diejenigen, die meinen, ein einziges, großes Südmeer bedecke ihn? Keiner. Der Südpolarkreis umschließt weder einen Continent, noch einen Ocean, sondern einen Archipel, das größte Inselmeer der Erde. Möglich, daß vor längst vergangenen Zeiten hier einmal ein Continent gestanden, von dem große Theile zur Tiefe gegangen sind, jetzt ragen nur noch Inseln aus dem Eismeer empor. Allerdings groß genug, um Eismassen als Unterlage zu dienen, deren abgebrochene Enden uns unterwegs als Eisberge begegneten. Tag für Tag sendet der Himmel gewaltige Schneemassen auf die Inseln nieder, Thäler, Mulden und Schluchten ausfüllend. Unter dem gewaltigen Drucke seiner eignen Last thaut der Schnee, verwandelt sich in Firn und Eis, das dann in Gletschern von ungeheuren Dimensionen langsam dem Meere zufließt. In die Küsten der Inseln haben diese Eisströme tiefe Fjorde eingesägt. In einem solchen Fjorde haben wir Station gemacht. Hier ist die Temperatur viel erträglicher, als oben auf dem Südpol. Ja, wenn der Föhnwind in den Fjord hinabfällt, steigt das Thermometer sogar über Null. Diese warmen Föhnwinde allein sind die Ursache des Thauens, von dem die Polarfahrer Roß und Wilkes uns berichteten. Die Sonne allein bringt hier die Temperatur nicht bis zum Thaupunkt in die Höhe. Diesen warmen Winden verdanken die wenigen bescheidenen Pflänzchen, die sich in die Fjorde gerettet haben, ihr Dasein. Flechten und Moose, wie sie Borchgrevink an der Küste von Viktorialand fand, sind an den schneefreien Felsenwänden der Vulkane nicht selten. In den Ritzen der Fjordfelsen aber, wo der Guano der Pinguine, die hier zu Tausenden die Küsten bevölkern, das Erdreich ersetzt, finden noch einige Gräser, sogar ein antarktischer Hahnenfuß ihre Lebensbedingungen. — Zur Ernährung von Thieren reichen diese spärlichen Pflänzchen natürlich nicht aus. Kein Wunder, daß ein dem Rennthier des Nordens ähnlicher Pflanzenfresser hier nicht zu finden ist. Aber an höherem thierischen Leben fehlt es trotzdem nicht in dieser Eiswelt. Myriaden von Pinguinen rutschen schwerfällig über das Scholleneis, bekränzen die Küsten, dem Brutgeschäft obliegend oder ihre Jungen gegen die Angriffe der Raubmöven vertheidigend. Im Wasser tummeln sich See-Leoparden, See-Elephanten und Seehunde aller Art. Einer besonders, die glänzende Pelzrobbe, ist das Entzücken meiner Frau. Wasserdampf-Strahlen verrathen den Aufenthalt der Wale. In der Luft Möven und Scheidenschnäbel, hier und da eine Seeschwalbe. Im Innern der Insel dagegen keine Spur von Leben. Von dem eisbärartigen Raubthiere, auf dessen Dasein Roß und Borchgrevink aus den Narben an Seehunden schlossen, ist nichts zu sehen. Die Narben werden sich die Robben wohl im Kampfe mit See-Leoparden geholt haben. Auf alle Fälle sind wir in unserem Blockhaus aus Kiefernstämmen vor unliebsamen Ueberraschungen sicher. „Kiefernstämme?" fragen Sie verwundert. „Sollte bis dahin gar Treibholz . . ." Nein, verehrte Freundin, weder grünes noch

dürres Holz steht uns hier zu Gebote. Aber vielleicht haben Sie schon davon gehört, daß der norwegische Kapitän Larsen im Jahre 1892 auf der Seymour-Insel, die an der Peripherie des Südpolar-Gebietes, etwa unter dem vierundsechzigsten Breitengrade liegt, große Bestände versteinerten Holzes fand. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß auch diesem eisigen Boden einmal eine wärmere Sonne geleuchtet hat; daß das Land, das jetzt nur an steilen Felsen die Last des Schnees abzuschütteln vermag, einst grünende Wälder und bunte Wiesen trug. Wer weiß, ob sich hier nicht, begraben unter Eis und Schnee, Zeugen eines noch viel wärmeren Klimas befinden, ob nicht jene Gelehrten recht haben, die meinen, daß einstmals auf der ganzen Erde, vom Pole bis zum Pole, ein einziges warmes Klima geherrscht habe, etwa so, wie das heutige in den Tropen. Nun, vielleicht wird die geplante deutsche Südpolar-Expedition den Schleier, der über der Vergangenheit dieser Region liegt, etwas zu lüften vermögen. Für uns giebt es noch genug auf dem Lande zu thun. Gestern haben wir einen Ausflug zum magnetischem Nordpol gemacht. Nordpol? höre ich Sie erstaunt fragen. Nordpol am Südpol? Gewiß, Verehrteste. Unsere Magnetnadel stand da kerzengerade senkrecht, das Südende nach unten, also — „Das ist langweilig," meint meine Frau, „das interessirt uns Frauen nicht". Schade! Die erdmagnetischen Beobachtungen sind eigentlich das Wichtigste der ganzen Südpolarforschung. So lange der Erdmagnetismus hier nicht gründlich erforscht ist, werden uns die erdmagnetischen Erscheinungen auf der ganzen Erde unklar und verworren erscheinen. — Also von etwas anderem.

Morgen haben wir Zähltag. Wir müssen nämlich vierundzwanzig Stunden lang die Schwingungen unseres Secunden-Pendels zählen; im ganzen sechsundachtzigtausendvierhundert Schwingungen. Alle zwei Stunden lösen wir uns ab. Es handelt sich darum, zu erfahren, ob die Erde wirklich wie eine Pomeranze, und nicht, wie man früher glaubte, wie eine Citrone aussieht. Es steht zwar in vielen Büchern: Die Erde ist nicht kugelförmig, sie ist an beiden Polen abgeplattet. Mit Verlaub, gelehrte Herren, woher wissen Sie denn das? Von der Region um den Nordpol können Sie es behaupten, da hat man Messungen anstellen können. Aber hier, wo sechzehn Millionen Quadratkilometer rings um den Pol noch von keines Menschen Fuß betreten worden sind, woher will man denn wissen, daß die Erde hier abgeplattet ist? Wenn nun jemand behauptete, — und was wird heutzutage nicht alles von dem, was man nicht weiß, behauptet! — die Erde hätte am Südpol eine große Warze, wer wollte es widerlegen? Nun, morgen werden wir konstatiren, ob die Erde hier abgeplattet ist, oder nicht. Macht unser unveränderliches Pendel in vierundzwanzig Stunden sechsundachtzigtausendsechshundert Schwingungen, wie man annimmt, statt sechsundachtzigtausendvierhundert, dann sind wir hier dem Mittelpunkt der Erde ebenso nahe, wie am Nordpole. Wir könnten das auch an der Länge eines veränderlichen Pendels, — „Langweilig!" — „Erlaube mal, liebe Frau. Muß ich Dir nicht alle paar Wochen die Pendellinse Deiner alten Küchenuhr hinauf- und hinunterschieben, je nachdem die alte Schwarzwäldlerin nach- oder vorgeht? Die Sache ist hier ebenso einfach wie zu Hause in Deiner Küche." — „Küche!" seufzt meine Frau. Haben Sie jemals, verehrte Freundin, deutsche Studenten auf einer Wanderung in der Sommerhitze das Lied singen hören vom „deutschen Kraftwort ‚Kneipe'?" Dann wissen Sie auch, welche Fülle von Erinnerungen und Sehnsucht man in einem einzigen Worte auszudrücken vermag. Küche! Das knisternde Feuer im Herde, der brodelnde Kessel, der Bratenduft! Und hier die rauhe, kalte, duftlose Wirklichkeit. Ja, der Wissenschaft zu dienen, ist schwer. Und da schilt man noch auf die Armen, die die Küche mit dem Lehrsaal vertauschen. — A propos brodelnder Kessel. Wissen Sie, warum das Wasser im Kessel brodelt? Weil fortwährend das wärmere und deshalb leichtere Wasser vom Boden des Kessels in die Höhe wallt. Dieselbe Ursache bewirkt hier den Ausgleich zwischen dem kalten Wasser des Polarmeeres und dem warmen aus fernen Meeren Schon der „Challenger" hatte auf seinem erwähnten Vorstoß ins Südpolar-Meer gefunden, daß sich zwischen zwei warmen Wasserschichten eine kalte befindet. Sie stellt den Abfluß des kalten Wassers vom Pole dar. Es sinkt, abgekühlt durch die Berührung mit der kalten Luft und durch schwimmendes Eis, zur Tiefe und wird durch emporsteigendes warmes Wasser ersetzt. Welche Kräfte aber die große Circulation vom Aequator zum Pole und vom Pole zum Aequator verursachen, ist uns, wie viele andere Erscheinungen hier, noch völlig räthselhaft. Mit Räthseln aber will ich Sie nicht weiter behelligen. Wir bleiben noch bis Neujahr hier. Dann reisen wir heim. Vorher aber möchten Sie gewiß noch wissen, wie ich meine Reise nach dem Polen bewerkstelligt habe, nach Orten, die vor mir noch nie eines Menschen Auge gesehen hat. Der Grund, weshalb ich Ihnen das bisher verheimlichen mußte, ist nun nicht mehr vorhanden. So hören Sie denn: Ebenso, wie Shakespeare in die Geheimnisse des Himmels eindrang und den scheinbar verworrenen Lauf des Mars beobachtete, ehe ein Astronom ihn bemerkte; ebenso, wie er die Anziehungskraft der Erde erkannte, noch ehe ein Newton sie entdeckte; ebenso wie er den Einfluß der Sonne auf Ebbe und Fluth zu erkennen vermochte, noch ehe ein Gelehrter ihn erwähnte. — Verzeihen Sie den Vergleich mit dem Großen. Auch die Zwerge dürfen von den Riesen lernen. Wir alle haben eine einzige, noch größere Lehrmutter: die Natur. Am Aequator, wie am Pole ist sie unerschöpflich. Sollte es mir gelungen sein, Ihnen aus ihrem ewigen Brunnen ein paar frische Tropfen gehoben zu haben, so sollen die erlittenen Unbilden der Reise mich nicht weiter verdrießen.

Den letzten Gruß vom Pole sendet Ihnen meine Frau.

Ihr treu ergebener

Wilhelm Stoß.

Nachdruck verboten.

Marie Luise, Fürstin von Bulgarien †.

Der Tod der Fürstin Marie Luise von Bulgarien hat die Herzen ihrer Unterthanen mit tiefer Trauer erfüllt, denn die wohlthätige und hülfbereite Fürstin war im ganzen Lande geehrt und beliebt. Aber nicht bloß im bulgarischen Volke, sondern auch in weiteren Kreisen hat das Schicksal der Fürstin lebhafte Theilnahme erweckt. Sie starb am 31. Januar infolge der Influenza, nachdem sie am Tage vorher einem Töchterchen vorzeitig das Leben gegeben hatte. Allzufrüh entriß das unerbittliche Schicksal dem fürstlichen Gemahl die Gattin, den vier unmündigen Kindern die liebevollste Mutter, die allein in ihnen reichen Ersatz fand für den der „Fürstin" spärlich zugemessenen Antheil an Lebensglück. Es ist bekannt, welche Umstände tiefe Schatten in ihr Leben warfen; den steten Seelenkämpfen, die sie bestürmten, konnte die einst so elastische Natur der Fürstin auf die Dauer nicht widerstehen, auch ließ das rauhe Klima Bulgariens sie die heißgeliebte Heimat Toscana und später folgende frohe Zeiten, die sie im Schlosse Schwarzau bei Wiener-Neustadt verlebte, allzusehr entbehren, und nur voll Sehnsucht gedachte die

Marie Luise, Fürstin von Bulgarien.
Photographie von Carl Pietzner, Hof-Photograph in Wien.

Fürstin der glücklichen Jugendtage im Vaterhause, dem weißen Marmorschloß Pianore bei Viareggio, von Pinien und Orangenhainen halb verborgen, „wo frohes Lachen durch die Hallen tönte, und Sang und Klang den trübsten Tag verschönte". Hier, unter südlich blauem Himmel, war Marie Luise als das älteste der 17 Kinder des „Bourbonen-Herzogs", Robert von Parma, am 17. Januar 1870 geboren. Ihre Mutter, Maria Pia, geborene Prinzessin von Bourbon-Sicilien, war die erste Gemahlin des Herzogs, der nach ihrem Tode in zweiter Ehe die kaum zwanzigjährige Prinzessin Maria Antonia von Braganza heimführte. Marie Luise verlor ihre Mutter schon im zehnten Lebensjahre; sie fand mit ihren acht Geschwistern an der zweiten Gemahlin ihres Vaters jedoch eine liebevolle Pflegerin, mit der warme Liebe sie bis ans Ende verband. Dem Leben der großen Welt blieb die junge Prinzessin im ganzen fern, dagegen fand sie in dem innigen, ungezwungenen Familienleben im Elternhause, an dessen Spitze, neben dem kunstliebenden, romantisch veranlagten Vater, ihre schöne, feinsinnige und hochbegabte Stiefmutter stand, an den reichen Kunstschätzen des Hauses und an geistigen und musikalischen Genüssen aller Art Anregung genug, um sich nach jeder Richtung hin zu vertiefen. Mit dem Erscheinen des Fürsten Ferdinand von Bulgarien gewann ihr Leben anderen Inhalt. Sie folgte ihm, 23 Jahre alt, als Gattin auf den Fürstenthron von Bulgarien, in ein fernes fremdes Land, das ihr mit seinen rauhen Sitten die alte Heimat nie ersetzen konnte, und von dem es sie in der Folge mehr als einmal fortzog, um daheim im Vaterhause noch einmal jung und froh zu sein, wie auch, um an verschiedenen Kurorten, u. a. mehrmals in Beaulieu bei Nizza, ihre häufig wankende Gesundheit zu stärken. Ihre Kinder, — es waren inzwischen die Prinzen Boris und Cyrill und, nach der, durch ihre Schwiegermutter, die Prinzessin Clementine von Coburg veranlaßten Wiedervereinigung mit ihrem Gemahl, die Prinzessin Eudoxia geboren, — begleiteten die Fürstin Marie Luise, wohin sie auch ging. Fast eifersüchtig wachte sie über ihnen, über ihrem Aeltesten, ihrem Schmerzenskind, den starre Politik in ihr, der strenggläubigen Katholikin, fremder Glaubenslehre aufwachsen ließ, und mit rührender Zärtlichkeit dankten sie der Mutter Liebe. Auch im verflossenen Jahr weilte die Fürstin mit ihren Kindern wieder mehrere Monate in Ebenthal, weil sich schon seit längerer Zeit ernste Gesundheitsstörungen bei ihr geltend machten. Ihrer Heimkehr nach Sofia folgte bald die schwere Erkrankung, der sie erliegen sollte. Ihr echt frauenhaftes, stilles Dulden, ihre tiefe Frömmigkeit, ihr reiches Geben und Wohlthun gewannen der jungen Bulgarenfürstin längst überall die wärmste Sympathie und die Liebe ihres Volkes, das seine Fürstin nie vergessen wird, denn mit der Verstorbenen ist ein wahrhaft edler Charakter dahingeschieden. E. S.

Nachdruck verboten.

Der neue Segelschiff-Hafen in Hamburg.

Nach dem Gemälde von R. Heineke. — Siehe Seite 37.

Handel und Industrie haben in den letzten zwanzig Jahren in Deutschland einen gewaltigen Aufschwung genommen. Mit dem Aufblühen der deutschen Industrie wuchs auch der Handel, und je mehr neue Absatzgebiete erschlossen wurden, desto kräftiger konnte sich wiederum die Industrie entfalten. Dieser Aufschwung fällt am meisten in den Nord- und Ostsee-Häfen in die Augen, vor allem aber in Hamburg. Der Hamburger Hafen ist nicht nur der größte, sondern auch der verkehrsreichste in Deutschland; aus aller Herren Ländern kommen Schiffe, um die Erzeugnisse ihres Landes gegen die des deutschen Fleißes einzutauschen. Bug an Bug liegen sie im Hafen, und fleißige Menschen sind von früh bis spät damit beschäftigt, die Waren ein- oder auszuladen. Dem Binnenländer wird schier schwindlig, wenn er das unruhige Gehaste mit ansieht, wenn die verschiedensten Sprachen an sein Ohr schlagen, das schrille Pfeifen der Dampfschiffe, das Rasseln der Dampfkrähne und das Rollen der ab- und zufahrenden Frachtwagen. So geht es jahraus, jahrein; und nur im Winter wenn die Elbe mit Eis bedeckt ist, tritt mehr oder weniger Ruhe ein. Während der Winter auf der Ostsee wegen des Fehlens von Ebbe und Fluth verhältnißmäßig friedlich ist, zeigt er sich auf der Nordsee in ganz anderer Weise. Die Fluth treibt hier mächtige Eisschollen in die Elbe-Mündung hinein, die den Schiffen sehr gefährlich werden können. Es ist schon öfter vorgekommen, daß Schiffe, die es wagten, trotz des Eisganges die Elbe hinabzufahren, in nächster Nähe des Ufers hilflos im Eise zu Grunde gegangen sind. Deshalb bleiben kleine Schiffe lieber ruhig im Hafen liegen und warten „bis bessere Zeiten kommen". Unser Maler zeigt uns den Hamburger Segelschiff-Hafen im Winter. An beiden Ufern liegen die Schiffe, und die segel-losen Masten ragen gespenstisch zum Himmel. Man könnte glauben, alles Leben sei entflohen, wenn man nicht den kleinen Dampfer der See-Polizei sähe, wie er sich durch die Eisschollen zwängt um die freie Rinne in der Mitte des Stromes zu erlangen. Der Verkehr auf der unteren Elbe stockt übrigens auch im strengsten Winter nicht ganz. Die großen eisernen Schiffe sind in der Lage, den Kampf gegen das Eis aufzunehmen, dann aber hat man besonders construirte Schiffe gebaut, — die sogenannten Eisbrecher, — die das Fahrwasser stetig offen halten. Die Eisbrecher sind stark mit Eisen beschlagen, die sanft ansteigende Krümmung von Kiel und Vordersteven befähigt sie, sich auf die Eismassen hinaufzuschieben und sie durch ihr Gewicht zu zerbrechen. Die Fahrt eines solchen Eisbrechers bietet einen sehr malerischen Anblick. Krachend bricht die starke Eisdecke, die Schollen schlagen polternd gegen die Schiffswand und werden kräftig zur Seite geschleudert, und behängt mit großen Eisklumpen folgen die gelösten Schiffe dem Eisbrecher in dem schmalen Fahrwasser, eines hinter dem anderen, bis endlich kleine Boote und Fischerkähne als Nachhut in den Hafen einlaufen.

Redactions-Post

Junge Leserin in Halle. — Mit der Handschriften-Beurtheilung befassen wir uns nicht, wir legen der Graphologie nicht die Bedeutung bei, die ihr von manchen Seiten zugemessen wird.

Marie P. in Karlsbad. — Gewiß, die Metalle sind porös, sie lassen sich zusammendrücken, sodaß sie nach dem Hämmern, Prägen u. s. w. einen kleineren Raum als vorher einnehmen. Als man s. Z. Versuche anstellte, ob das Wasser sich zusammenpressen ließe, schloß man zu diesem Zweck Wasser in eine Silberkugel hermetisch ein und versuchte nun, der Kugel eine andere Gestalt zu geben. Nach jedem Schlage zeigte sie sich an ihrer Oberfläche wie mit Thau bedeckt — das Silber ließ kleine Mengen Wasser hindurch, — die Porosität der Metalle war hiermit bewiesen.

Junge Hausfrau in Bromberg. — Daß Sie nach dem Genusse von Krachmandeln erkrankt sind, hat eine besondere Ursache: Um Krachmandeln und Nüssen ein gutes Aussehen zu geben, werden sie von den Producenten geschwefelt. Auch alte und verdorbene Nüsse werden durch dieses Verfahren wieder marktfähig gemacht. Durch das Schwefeln wird aber nicht nur die äußere Schale, sondern auch die Haut der Kerne gebleicht, und die chemische Untersuchung hat ergeben, daß in 100 Gramm Nußkernen 16 Milligramm, in 100 Gramm Krachmandelkernen 13 Milligramm schweflige Säure enthalten sind. Wir empfehlen Ihnen daher, den Genuß von Nüssen und Krachmandeln zu beschränken; kleinere Mengen thun keinen Schaden.

Thea in China. — Wenden Sie Sich an Herrn Dr. O. Lassar in Berlin, Reichstagsufer Nr. 1. Geben Sie uns bei Ihrer Anwesenheit in Deutschland Ihre Adresse, wir werden Ihnen dann noch ausführlich schreiben.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: H. Hein; für den technischen Theil: A. Grosse, beide in Berlin; — für Oesterreich-Ungarn: Robert Mohr, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 6, I. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). Berlin und Wien, 15. März 1899. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). XXVI. Jahrg.

Träumerei. Nach dem Gemälde von Hugo König.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Nachdruck verboten.

Mit tausend Masten.

Ein Stück Leben.

Von Ida Boy-Ed.

(5. Fortsetzung.)

Alban Desowsky gab diesen Winter drei Konzerte in Berlin, das erste im Januar, die anderen beiden im Februar. Er hatte Martha nichts davon gesagt, aber sie las es in der Zeitung, die Frau Bertikow hielt. Sie konnte sein Schweigen nicht fassen. Aber als er dann, kurz vor dem ersten Konzert, einmal wiederkam, erklärte er ihr: er habe gefürchtet, sie werde sich aufregen, und er habe ihr das ersparen wollen. Natürlich war Martha mit jeder Erklärung zufrieden. So voll Demuth sah sie zu ihm auf, daß eine wirkliche Beunruhigung niemals in ihr wach ward, auch wenn er gelegentlich vierzehn Tage fern blieb und die sonderbarsten Gründe dafür angab. Ihr blinder Glaube und ihre Bescheidenheit, die nie Nachforschungen wagte, waren ihm so bequem.

Zu den Konzerten schickte er ihr nun natürlich eine Abonnementskarte, und vor Freude strahlend saß Martha, sehr weit hinten im großen Saal der Philharmonie, und genoß seinen Triumph, als sei es der ihre.

Bei dem zweiten Konzert bemerkte sie in einer Loge Lola Morwitz und mußte lächeln. Sie dachte an den Abend in Hamburg, wo die Morwitz mit Alban zusammen konzertirte. Wie weit lag das zurück! Wenn die Morwitz ahnte. — — — Und Martha fühlte sich in ihrem heimlichen Reichthum aller Welt überlegen.

„Wenn erst alle Leute, die ihm rasend zujubeln, wissen, er ist mein, — mein!“ dachte sie.

Auch Kley schenkte ihr zuweilen Konzert-Billets, die er von der Direction Wolff erhielt, wenn es leere Säle zu füllen galt. Sie durfte auch manchmal bei Ensemble-Stunden zuhören, und zuweilen ließ er sie eine oder die andere Schülerin begleiten, wofür er dann gleich je eine Mark Honorar an Martha zahlte. So hatte sie allerlei kleine Vortheile und wurde auch mit einigen Kley-Schülerinnen bekannt. In den Konzerten saßen sie dann zusammen und mokirten sich über die Konzertgeber und waren alle überzeugt, daß sie es bald viel künstlerischer machen würden.

So rann die Zeit, und Martha schrieb fröhliche Briefe nach Hause.

Sie hatte sich ausgerechnet, daß sie sich acht Monate in Berlin halten könne. Weitere Schülerinnen waren ihr nicht geworden. Der Tag kam, wo sie ihren Eltern das Gesuch um die zweiten tausend Mark vortragen mußte, denn das war für den Inspector Meyer keine Sache von heute auf morgen zu entscheiden, das wollte monatelang besprochen sein. Und so fragte Martha denn im Februar an, ob sie Mitte Juni noch einmal tausend Mark haben könne.

Sie hegte nicht den geringsten Zweifel, daß man sie ihr zubilligen werde. Sobald sie in Verdienst sein würde, konnte sie alles schnell zurückerstatten.

Die Mutter schrieb ihr nicht oft. Sie war nicht federgewandt, auch fehlte wohl die Zeit, und schließlich wurde auch der Groschen Porto berechnet. Diesmal aber kam schon nach acht Tagen eine Antwort.

„Mein liebes Kind,“ schrieb die Mutter, „daß Papa und ich keinen kleinen Schrecken kriegten über nochmal tausend Mark, kannst Du wohl denken. Papa sagt, Du hast auf Dein Konzert so schön gesungen, und es hat auch in den „Nachrichten“ gestanden, daß Du schön gesungen hast. Papa meint, wenn der Berliner Professor es Dir nicht in acht Monaten beibringen kann, was Du noch nicht konntest, dann wäre das wohl ein Scharlatan. Was mein Vater war, sagt Papa, hat nie eine Stunde gehabt, und ganz Hamburg war immer weg in sein schönes Singen. Papa sagt auch, er kann es nicht wegen den Kleinen. Wir sind ja man alle sterbliche Menschen, und wenn ihm heute was zustößt, ist die Police unser alles. Mehr als tausend will er da nie aufnehmen. Papa sagt auch, Du fängst mit zu viel Schulden an. Da ist Hasenkamp und Leo und die fünfzehnhundert an uns. Du sollst nicht mit so viel

Schulden anfangen. Papa sagt, wenn Du Mitte Juni nach Hamburg kommst, sind ja keine Konzerte, aber mit Stunden kannst Du gleich verdienen, und weil Du doch nun weißt, wie das Singen gemacht wird, kannst Du allein weiter üben. Ich kenne ja Papa, wie er ist. Es hilft ja manchmal, wenn man ihn alle Tage mit was quält, zuletzt sagt er ja, bloß damit er einen los ist. Aber bei dieser Sache hilft es nicht, und ich finde es auch recht."

Martha war außer sich. Eine namenlose Aufregung bemächtigte sich ihrer.

Wenn die Eltern wüßten, daß ihre Zukunft sicher war, — daß Alban sie liebte, — daß sie ihnen nachher Gold mit vollen Händen in den Schoß streuen konnte, — sie würden, sie mußten das Geld geben, und koste es die ganze Police. Wozu so bange an den ärmlichen paar tausend Mark hängen, — ganz nahe vor der Thür stand schon das Glück und der Reichthum!

Sie mußte mit Alban sprechen. Es ging nicht anders. Ihre Eltern wenigstens mußten eingeweiht werden in das selige Geheimniß.

Sie wartete. Er kam nicht. Er war seit acht Tagen nicht dagewesen. Sie wollte ihn rufen, — zum erstenmal. Er hatte gebeten, ihm lieber nie zu schreiben.

Sie trug ein Briefchen ins Hotel. Der Portier sagte ihr, daß Herr Desowsky nicht mehr hier wohne.

Sie war schon sehr gewandt geworden und fand augenblicklich einen Ausweg: sie ließ den Brief an die Musikalienhandlung gehen, wo Alban, wie sie wußte, seine Noten entnahm.

Nach zwei Tagen fand Alban sich abends ein. Er kam nicht mehr durch die Bertikow'sche Wohnung, sondern klopfte dreimal hart an Martha's Thür, die auf das Treppenhaus ging. Dann wußte sie, er war es.

„Na," sagte er, als sie hastig öffnete, „was ist denn passirt? Hast Du das große Los gewonnen?"

„Im Gegentheil!" rief sie, ihm den Hut aus der Hand nehmend, „mein Vater will mir keine Studiengelder weiter bewilligen."

„Was — —?" fragte er gedehnt, „so auf einmal sollst Du wieder nach Hause?"

„Ach, nicht auf einmal, — Mitte Juni, wenn mein Geld alle sein wird."

Er lachte.

„Und darum heut schon so viel Lärm, als wenn's brennt."

Da warf sie sich an seine Brust und brach in Weinen und Klagen aus.

Wie sollte sie zur fertigen Künstlerin werden, wenn sie nicht ausstudiren könne. Wie sollte sie leben ohne ihn. Was sollte aus ihrer gemeinsamen Zukunft werden?

„Mein Vater könnte ganz gut mehr Geld aufnehmen. Nur müßte er eine Sicherheit über meine Zukunft haben. Sieh, Alban, und darum wollte ich Dich bitten: wenn ich meinen Eltern sagen darf, daß wir uns lieben, daß wir uns heirathen können, wenn ich nur erst selbst etwas leiste, — dann giebt Papa gewiß das Geld." — —

Sie weinte, und er sprach tröstend zu ihr, halb verlegen, halb scherzhaft:

„Ja, mein Kind, — wer weiß, ob ich Deinem Papa vertrauenswürdig wäre, — ich hab' eine Ahnung, daß er mich doch bloß für einen Luftikus hält. Vielleicht kommst Du aus dem Regen in die Traufe. Und dann, — weißt Du, — das mit der späteren Heirath, — ich könnte da noch keinen Termin angeben, — — ich bin nicht so frei, wie Du Dir das denkst, — — es giebt Verhältnisse, — man muß eben warten und hoffen." — —

Martha schluchzte.

„Warten — will ich — gern. — Wenn ich nur Hülfe wüßte."

„Siehst Du," sprach er weiter, „ich geb's Dir ja am liebsten selbst, — aber ich hab's nicht, — das Leben ist so furchtbar theuer." —

Nun war sie so ergriffen, als sei sein bloßer Wunsch schon edle That.

Er schien nachzudenken.

„Aber, wer weiß, — ich habe viele Verbindungen, — ich könnte einen reichen Freund ersuchen, Dir ein paar tausend Mark vorzustrecken, — für den Mann ist das eine Bagatelle." —

„Ach, wenn das möglich wäre!" rief Martha aus tiefster Verzweiflung gleich in starke Hoffnungsgefühle gerissen.

„Ach Du, — ach Du — —"

Und mit Leidenschaft umhalste sie ihn. Er aber war froh, das alberne, thränenreiche und nach seiner Meinung höchst überflüssige Gespräch beendet zu sehen.

* * *

Zwei Tage nach diesem Abend, der so thränenreich begonnen und so stürmisch glücklich endete, war Alban's letztes Konzert. In der Zeitung stand, daß er darnach bald eine Konzertreise nach Warschau, Moskau, Kiew, Odessa und Petersburg antrete. Martha erklärte dies Frau Bertikow gegenüber für Zeitungslügen, denn sie wisse nichts davon.

Aber doch blieb eine große Unruhe in ihrem Herzen.

„Wenn er es mir verschwieg, um mir die Angst vor der Trennung zu sparen, — vielleicht denkt er, die Trennung selbst kommt früh genug."

Viel zu zeitig ging sie ins Konzert. Die leise Hoffnung trieb sie, daß sie ihn vielleicht bei seiner Ankunft treffen oder nahe sehen könne.

Aber sie traf nur zwei Kley-Schülerinnen, gleich am Eingang, die ihr erzählten, daß der „himmlische Desowsky" vor fünf Minuten dicht an ihnen vorbeigegangen sei.

Es stellte sich heraus, daß die beiden Kley-Schülerinnen zwei Plätze hinter Martha hatten. Da saßen sie nun, fast noch die einzigen im großen, strahlend hellen Raum.

„Ich mag zu gern das Publicum kommen sehen," sagte die eine.

„Zeigen Sie mir doch ein paar Persönlichkeiten," bat Martha.

Nach und nach kamen die Menschen, und dann mit einem Mal ward es ein Gedränge und Kleiderrauschen, Stühlerücken, Stimmen füllten den Saal mit unterdrückten Geräuschen.

Die Kley-Schülerinnen nannten Martha viele Namen und zeigten, ungenirt mit dem zusammengerollten Programm hinweisend, die Personen dazu.

„Guck, da kommt die Morwitz," sagte die eine.

„Ja, die hat es verstanden. Die ist fein 'raus mit Siebenzig. Die hat ihn festgekriegt," sagte die andere.

„Wieder pompös angezogen," bemerkte die eine.

„Ob sie wohl mit ihm auf die Tournée geht?"

„Sie soll rasend eifersüchtig sein und ihm dadurch das Leben zur Hölle machen."

„Wem?" fragte Martha, die sich von dem für sie historisch gewordenen Abend her für die Morwitz interessirte.

„Na ihrem Mann," sagte die Kley-Schülerin.

„Die ist verheirathet?" rief Martha in unendlichem Erstaunen.

Nicht minder erstaunt sagte die andere: „Das wissen Sie nicht? Und haben mit ihm ein Konzert gegeben?"

„Mit — mit —," stammelte Martha.

„Na die Morwitz ist doch Desowsky's Frau, — bei ihrer Tournée damals hat sie ihn fest gekriegt." —

Martha war fahl geworden und sah der Sprecherin mit seltsam starrem, hohlem Blick so stetig ins Gesicht. —

Dann drehte sie sich herum, ganz langsam, ganz steif und saß und athmete kaum und sah nichts und hörte nichts.

Hinter ihr, die eine Kley-Schülerin stieß die andere an und wisperte:

„Merkst Du was?!"

„Ach," wisperte die Andere zurück, „das ist unmöglich. Sie ist ja nicht 'mal hübsch. Und Zukunft hat sie auch keine, — mit dem bißchen Stimme. Der Desowsky, der verwöhnte Frauen-Liebling — —"

Martha saß wie ein Bild von Stein. Ihr war so seltsam zu Muth. Sie fühlte ihren Körper nicht mehr, sie war wie losgelöst von ihm.

Sie dachte nur, — dachte — — —

Und jäh durch alle wirren Gedanken zuckte der Glaube:

„Es ist nicht wahr!"

Beinahe hätte sie es laut und triumphirend gerufen.

Dann ward es wieder still in ihr. Sie war von diesem einen Gedanken ganz hingenommen.

Ein großes Orchesterwerk brauste und rauschte in tausend Tonwellen durch den Saal. Martha merkte es nicht.

Dann betrat Alban das Podium, und mitten in dem Applaus, der ihn empfing, kam Martha unvermittelt ein zweiter Gedanke:

„Ich werde sie fragen!"

Wie hypnotisirt von diesem Vorsatz, saß sie wartend da. Eine merkwürdige Geduld war in ihr. Sie ließ das Konzert, ohne einen Ton davon in sich aufzunehmen vorübergehen. Sie rührte sich nicht.

„Ich werde sie fragen."

Das Konzert war aus; auch im Menschengewühl, das entstand, blieb Martha ruhig sitzen. Die Kley-Schülerinnen mahnten sie, doch mitzukommen, sie antwortete nicht.

Erst als der Saal fast leer war, stand sie auf, holte Mantel und Hut aus der Garderobe und stellte sich im Vestibül auf.

Sie wartete.

Er mußte kommen. Auch sie, — mit ihm, — wenn sie zu ihm gehörte. — —

Die Minuten rannen. Vom großen Hof herein wehte manchmal ein naßkalter Windstoß. Martha fror nicht.

Die Musiker schritten an ihr vorüber. Niemand behelligte sie. Man nahm sie vielleicht für eine wartende Kammerjungfer, die ihre Herrschaft holen sollte.

Dann wieder zwei Musiker. Dann einer, mit einem Violinkasten. Nicht er. — — —

Und da endlich eine Gruppe sprechender, lachender Menschen.

In der Mitte die Morwitz, einen köstlichen Pelz über ihrem hellen Kleid etwas ängstlich zusammenhaltend, zwei fremde Herren rechts und links von ihr. Hinter ihr er! Auch an seinen Seiten gingen lachende Männer.

Aber Martha sah nur ihn und sie. Hastig trat sie ihr in den Weg. Sie griff hart nach der Hand, die weißbehandschuht aus dem Pelz kam, ihn zusammenraffend.

Die Morwitz fuhr erschreckt zurück; aber anpacken, zurückfahren und fragen, — alles war der Inhalt einer Sekunde.

„Ich will wissen," schrie Martha laut, „ich will wissen: ist er Ihr Mann?!"

Nun stieß die Morwitz sie zurück. Die Zeugen der Scene umstanden Martha, und empörte Rufe stürmten auf sie ein:

„Was wollen Sie?" — „Wer sind Sie?" — „Was wollen Sie von der Dame?"

Und Alban Desowsky stand bleich und wüthend und biß sich auf die Lippe.

„Ich will wissen, ob das Deine Frau ist?" rief Martha und kehrte sich gegen ihn.

Da packte einer der Herren ihren Arm und rief: „Wenn Sie hier Herrn und Frau Desowsky öffentlich beschimpfen, rufe ich den Schutzmann!"

Bei der rauhen Berührung erwachte Martha. Aller wilde Muth wich von ihr, — sie taumelte, — sie begriff nicht, was sie gethan hatte. — —

„Ich — ich will — niemand beschimpfen," stammelte sie, „ich wollte nur — — wissen —"

„Laßt das arme Ding," sagte einer der Herren.

Sie fühlte, daß sie erbleichte. Ihr wurde sehr schlecht. Kalter Schweiß trat auf ihre Stirn. Sie griff nach der Wand, um sich zu stützen.

Aufgeregt, laut sprechend und gesticulirend eilte die Gruppe weiter.

„Ich dachte schon, ich kriegte Vitriol ins Gesicht," sagte die Morwitz. „Nun, Alban wird mir den Vorfall sicher erklären können."

Alban hatte einem seiner Begleiter etwas zugeraunt, fuhr nun auf und rief:

„Ich kann Dir mein Ehrenwort geben, daß ich an dem Vorfall unschuldig bin."

„Zu Dressel!" rief die Morwitz und stieg in ihre Droschke.

Der Herr aber, dem Alban etwas zugeraunt, kehrte zu Martha zurück.

Sie stand noch immer, sich an der Wand haltend, und sah blöde vor sich hin.

Sie begriff auch kaum, was der kleine, freundliche, behäbige Herr mit neugierigen Braunaugen zu ihr redete. Er bot ihr einen Wagen an und bat sie, ruhig zu sein und kein Aufsehen zu machen, sie schade damit nur sich und Alban Desowsky, und er fragte, ob er ihr dienen könne und wie.

Ruhig sein! Kein Aufsehen machen! Ach Gott, in Martha war Kirchhofsruhe. Ihre Glieder zerschlagen, ihre Stimme erloschen, ihr Wille gebrochen, — hülflos stand sie hier, zu schwach, sich zu bewegen. —

Endlich nahm der Herr vorsichtig ihren Arm und brachte sie an eine Droschke, die noch im Hof für ihn stand.

„Wo wohnen Sie, mein Kind?" fragte er. Mechanisch sagte es Martha.

Er half ihr hinein und setzte sich zu ihr, und so fuhr sie mit dem fremden Mann durch die abendlichen Straßen. Er schwieg, denn er merkte, sie hörte doch nicht.

„Alban ist ein Schlingel," dachte er.

Schnell waren sie in der Körnerstraße. „Soll ich Sie hinauf geleiten? Wie viel Treppen?"

„Danke," sprach Martha fast unhörbar, „ich will allein —"

Und ohne Dank und Gruß schlich sie davon, mühsam ihren Körper tragend, drei hohe, endlose Treppen hinauf.

In ihrem Zimmer brannte die Lampe. Das alte, friedliche Licht, das so viel frohe, glückliche Stunden gesehen. — —

Da, auf dem Sopha hatte er mit ihr gesessen, — — vor zwei Tagen noch. — —

Vorbei das Glück. — —

Und plötzlich brach der starre Bann, — ein heißes Aufschluchzen rang sich aus Martha's Brust, — — sie warf sich auf die Erde und weinte, — weinte. —

Und mit den Thränen rann der Schmerz hin, und ein neues, furchtbares Gefühl gebar sich in dem jungen Herzen. Bitterkeit und Verachtung füllten es. Aber auch ein stolzer, eiserner, verzweifelter Wille!

Sie richtete sich auf, — ihre Augen flammten.

Eine Künstlerin wollte sie werden, so groß, so geehrt, daß ihr Ruhm ihm allerorten ins Gesicht geschrieen würde, daß sein Name verblaßte vor dem ihren, — daß nagende Reue sein Herz vergifte und ein verzehrender Wunsch sich in ihm erzeuge, nach ihr, nach ihr! Und dann, wenn er eines Tages käme, — — flehend, klein, zerbrochen, — dann — wollte sie ihn — — zurückstoßen mit Verachtung! Zurückstoßen — — —?

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Unterhaltungs-Literatur.

Von Adolf Bartels.

I.

Wie eine Frau die Literatur als Bildungsmittel oder besser zur Bereicherung, Erhöhung und Vertiefung ihres inneren Lebens benutzen kann, darüber habe ich an dieser Stelle früher einmal geschrieben*); es versteht sich aber von selbst, daß ihr die Literatur auch bloßes Genußmittel sein darf. Ein ganzer, großer Zweig der Literatur, die Roman- und Novellen-Literatur will vor allem als solches zur Unterhaltung dienen, und man kann es sogar als ästhetischen Grundsatz aussprechen: Welcher Roman und welche Novelle nicht unterhält, das Werk hat seinen Zweck verfehlt. Nun freilich kann den einen langweilen, was den anderen entzückt, und weiter kann auch das, was spannt und fesselt, schaden: es ist eben mit der geistigen Nahrung, — das ist und bleibt auch die Unterhaltungs-Literatur, — wie mit der körperlichen: Nicht jeder verträgt jede Speise, es giebt sehr ungesunde Gerichte, und Diät muß auf alle Fälle gehalten werden. So müßte es eigentlich einen ärztlichen Rathgeber in diesen geistigen Dingen geben und der geistige Speisezettel immer in Hinblick auf den besonderen Fall zusammengestellt werden. Eine gute, gesunde Natur jedoch verträgt viel und weiß sich zuletzt auch immer selbst zu helfen. Ganz wahllos soll man jedoch nicht lesen, ein bestimmtes Princip auch hier, wo es sich nicht gerade um Bildung handelt, verfolgen. Ein solches zu gewinnen, ermöglicht eine gute Literatur-Geschichte, die man zu rathe zieht.

Das wahllose Hineinschlingen aller möglichen Bücher nach dem Leihbibliotheks-Katalog oder gar nach dem Geschmack des Buchhändlergehülfen, der in der Leihbibliothek die Bücher ausgiebt, ist selbstverständlich vom übel, auch einer gebildeten Frau unwürdig. Viel höher steht aber auch das Lesen nach der Mode nicht, denn sehr vieles, was die Mode emporträgt, was in den Zeitungen gelobt und in den Gesellschaften besprochen wird, ist doch völlig werthlos und ungesund. Auch wer nicht daran denkt, durch Lectüre für sein Leben Gehalt zu gewinnen, da er diesen schon anderswie hat, kann doch wenigstens einen feineren Geschmack in sich entwickeln, sich selber ein Element schaffen, in dem er sich wahrhaft wohl fühlt, seine Umgebung günstig beeinflussen und indirect auch der Literatur nützen, indem er das Publicum, für das der wahre Dichter, der gute Schriftsteller im Grunde allein schreiben, vermehrt. Einer besonderen Anstrengung zur Entwicklung dieses feineren Geschmacks bedarf es kaum, wohl aber einiger natürlicher Anlage, und dann, wie gesagt, eines festen Princips. Dieses feste Princip wird sich in der Regel von selbst ergeben, wenn man sich entschließt, einmal eine Zeit lang nicht alles bunt durcheinander, sondern die literarischen Erscheinungen gruppenweise zu lesen. Ueber diese Gruppen orientirt eben die Literatur-Geschichte.

Die Unterhaltungs-Literatur unseres Jahrhunderts, und zwar aller Kulturvölker, zerfällt sehr einfach in drei große Gruppen, von denen jede etwa ein Menschenalter hindurch die Vorherrschaft gehabt hat. Die zwanziger, dreißiger und vierziger Jahre beherrschte der historische Roman, den Walter Scott geschaffen; die fünfziger, sechziger und siebziger Jahre der mehr oder minder realistische Roman aus dem Leben; mit den achtziger Jahren beginnt die Herrschaft des naturalistischen und seiner Ergänzung, des psychologischen Problem-Romans. Das sind die Hauptgruppen; Nebengruppen fehlen natürlich nicht, ebensowenig Vorgänger und Nachzügler aller Art. Für die Novelle würde die nämliche Reihe heißen: Romantische Novelle, realistische Novelle, naturalistische Skizze. Auch aus den beiden ersten Gruppen sind nun bis auf den heutigen Tag zahlreiche Werke lebendig geblieben, und aus ihnen wie aus den besseren Werken der dritten Gruppe setzt sich das, was man moderne Unterhaltungs-Literatur nennen kann, zusammen. Sie besteht, um es nochmals bestimmt zu sagen, keineswegs bloß aus den Werken von heute und gestern, auch was unsere Eltern und Großeltern gelesen haben, gehört in seinem Besten dazu. Nicht bloß die pietätvolle, schon die kluge Leserin wird sich durch das Geschrei der Modernen, als ob alles, was hinter dem Jahre 1880 zurückliegt, veraltet sei, nicht beirren lassen: Gerade das systematische Wechseln mit neuester und älterer Literatur ist äußerst reizvoll und kann für manche Dame, die gern liest, schon das feste Princip in der Wahl der Unterhaltungs-Lectüre abgeben. Ich will in Nachfolgendem nun die Hauptgrößen der drei großen Gruppen aufführen, und es sollte mich besonders freuen, wenn recht viele Leserinnen sich gerade die „alten Herren" wieder einmal näher ansähen.

Walter Scott, der Schöpfer des historischen Romans, wird leidenschaftlich heute wohl nur noch von der Jugend gelesen, die die Fülle des Geschehens in seinen Werken, das treffliche historische Kostüm und nicht zum wenigsten wohl auch die schottische Berg- und Heidestimmung anzieht. Aeltere Leser schreckt wohl weniger seine eigenthümliche dichterische Schwäche, daß er nämlich „nicht wie Shakespeare seine Charaktere vom Herzen heraus formt, sondern sie von der Haut an nach innen entwickelt und (nach Carlyle's Meinung) nie bis zum Herzen gelangt," ab, als seine „unmoderne" Breite. Aber man gewöhnt sich bald wieder daran, und wenigstens vier oder fünf Romane (ich schlage etwa „Waverley", „Der Alterthümler", „Old mortality", „Das Herz von Midlothian", „Ivanhoe" oder „Quentin Durward" vor) lohnt es sich auf alle Fälle zu kennen; so ganz unmotivirt dürfte doch die ungeheure Scott-Begeisterung unserer Großväter und Großmütter, über die sich damals sogar die deutschen Lustspieldichter lustig machten, nicht gewesen sein. Unter den Scott-Nachfolgern auf englischem Boden ist u. a. auch Bulwer: Seine bekanntesten Werke dieser Art, „Die letzten Tage von Pompeji" und „Rienzi" haben mich stets etwas gelangweilt, dagegen hat mich „Der letzte der Barone", dessen Held Warwick, der Königsmacher, ist, in jungen Tagen fortgerissen und würde es am Ende noch thun. Einen Schritt über den Roman Scott's hinaus bedeuten die geschichtlichen Sitten-Romane Thackeray's „Henry Esmond" und „Die Virginier", Thackeray gehört ja im übrigen zu den modernen Realisten, — und ebenso die ersten Werke George Eliot's, die zwar zeitlich zurückliegen, aber vom modernen Roman im Grunde nur durch einen leichten historischen Duft unterschieden sind.

Scott machte bekanntlich auf der ganzen Welt Schule. In Frankreich zunächst gehören große Dichter, wie Victor Hugo und Alfred de Vigny dieser Schule an. Viktor Hugo's „Notre Dame de Paris" ist doch wohl der bedeutendste historische Roman, den die Franzosen hervorgebracht haben, gewiß voll Seltsamkeiten, ja Ungeheuerlichkeiten, aber auch voll Gewalt und Größe. Man fühlt sich förmlich in die Nacht des Mittelalters hineingestoßen, wenn man dieses Werk liest; zwingender ist auch der unheimliche Eindruck der großen modernen Romane, beispielsweise der Russen, nicht. Man vergleiche nur einmal, und man wird finden, daß die Art der Wirkung sich hier und dort gar nicht allzusehr unterscheidet. Viel „natürlicher" ist Alfred de Vigny's berühmter historischer Roman „Cinq-Mars", der eine Verschwörung gegen Richelieu behandelt und in Deutschland nicht sehr bekannt ist. Dagegen haben wir Deutschen die zahlreichen historischen Romane des älteren Alexander Dumas von den „drei Musketieren" an wohl mit demselben Eifer verschlungen, wie die Franzosen. Es sind reine Abenteuer- und dabei Sensations-Romane, Zeugnisse einer immens fruchtbaren Phantasie, aber doch ohne jeden höheren Werth. Da wir Deutschen ähnlich begabte Autoren von viel größerer Gewissenhaftigkeit haben, brauchen wir Dumas durchaus nicht. — Unter den italienischen Nachfolgern Walter Scott's ist Alessandro Manzoni mit seinem Roman „Die Verlobten", den Goethe so hoch stellte, am berühmtesten geworden. Das Werk ist von großer plastischer Kunst und edler Einfachheit, aber eben deshalb nicht gerade bloße Unterhaltungs-Lektüre. Außer Manzoni schrieben noch zahlreiche Italiener historische Romane, aber in Deutschland kennt man höchstens ihre Namen, und das ist auch genug.

Unser Vaterland, darf man wohl sagen, hat die mit Scott beginnende Entwickelung am längsten und konsequentesten fortgesetzt, der historische Roman ist eine Lieblingsgattung deutscher Dichtung geworden, dank unserem ausgeprägten geschichtlichen Sinn und unserer Liebe zur engeren Heimat, und wird sich zweifellos halten, wenn auch natürlich öfter Zeiten kommen werden, wo er nicht Mode ist. Es war ein deutscher Dichter, der sich so getreu in die ganze Scott'sche Welt hinein zu versetzen vermochte, daß ein unter Scott's Namen von ihm herausgegebener Roman, „Walladmor," allgemein für echt gehalten wurde — dieser Dichter nannte sich Wilibald Alexis und hat sich später den Ehrennamen des „deutschen Walter Scott" errungen. Aber er hat mancherlei Vorzüge vor dem großen Schotten, und die ganze Reihe seiner brandenburgischen Romane („Der falsche Woldemar", „Der Roland von Berlin", „Die Hosen des Herrn von Bredow", „Der Wärwolf", „Dorothee", „Cabanis", „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht", „Isegrimm") wirkt noch heute frisch. Eine gute Reichsdeutsche sollte sie schon deshalb lesen, weil sie durch sie so zwanglos in die brandenburg-preußische Geschichte eingeführt wird, doch werden alle Werke sie auch rein-menschlich und poetisch fesseln. — Eine Scott-Nachahmung war auch Wilhelm Hauff's noch heute bei der Jugend sehr beliebter „Lichtenstein", und zu Unrecht vergessen sind die historischen Romane Karl Spindler's („Der Bastard", „Der Jude", „Der Jesuit" u. s. w.), sowie die Ludwig Storch's („Der Freiknecht"), die großes erzählerisches Talent beweisen. Die historischen Romane Theodor Mundt's und Heinrich Laube's („Der deutsche Krieg") zeigen den Einfluß Alexander Dumas, Gutzkow's hierher gehörige Werke „Hohenschwangau" und „Fritz Ellrodt" sind schwer lesbar, dagegen waren Heinrich König („Die Clubbisten von Mainz", „König Jérômes Carneval" u. s. w.) und Brachvogel („Friedemann Bach" u. s. w.) einmal sehr beliebt, obwohl der erstere stark mit Reflexion und letzterer, wenigstens später, sehr flüchtig arbeitete. Ein nicht großes, aber sehr frisches Talent war Otto Müller, von dem vier Werke („Charlotte Ackermann", „Bürger, ein Dichterleben", „Der Stadtschultheiß von Frankfurt", „Der Professor von Heidelberg") stofflich noch heute interessiren dürften.

Der erste Roman-Schriftsteller, der bei uns versuchte, alte Geschichten in der Sprache ihrer Zeit zu erzählen, war Wilhelm Meinhold, dessen „Bernsteinhexe" ihrer Zeit großes Aufsehen machte. Es ist auch ein sehr fesselndes Werk. Meinhold's archäisirende Weise haben dann andere nachgeahmt, selbst berühmtere Autoren, aber keiner hat sie so konsequent durchgeführt. An die Stelle des reinhistorischen Romans tritt nach Meinhold überhaupt der kulturhistorische, und hier ist Scheffel's unvergleichlicher „Ekkehard" das Hauptwerk, ein Buch, das man nicht bloß lesen, sondern wieder lesen, also besitzen muß. Viel schwächer sind Freytag's „Ahnen", die heute wohl nur noch bei der herangewachsenen Jugend ihre Stellung behaupten, und von den zahlreichen Nachfolgern Scheffel's und Freytag's ist wohl nur Felix Dahn mit seinem „Kampf um Rom" hervorzuheben, einem Werke, das ohne Zweifel glanzvoll und fortreißend, wenn auch vielfach theatralisch ist. Ebers, Eckstein und wie die erfolgreichen Vertreter des archäologischen Mode-Romans der siebziger Jahre alle heißen, empfehle ich durchaus nicht, da ihre Producte im ganzen saft- und kraftlos sind, höchstens noch den schlichteren Adolf Hausrath (George Taylor), der noch neuerdings in seinem „Pater Maternus" eine Darstellung des Aufenthalts Luthers in Rom versucht hat. Dagegen bin ich ein großer Liebhaber von Wilhelm Jensen's historisch-phantastischen Romanen („Minatka", „Nirwana", „Vom römischen Reich deutscher Nation", „Versunkene Welten", „Der Pfeiffer von Dusenbach", „Aus den Tagen der Hansa", „Am Ausgang des Reichs" u. s. w.); da ist gewaltige Phantasie- und Stimmungskraft. Von neueren historischen Romanen seien die Ernst Wichert's, die auf ostpreußischem („Heinrich Reuß von Plauen", „Tilemann vom Wege") und die bedeutenderen pommerschen Hans Hoffmann's („Wider den Kurfürsten", „Der eiserne Rittmeister", „Landsturm"), in geziemender Bescheidenheit auch meine schleswig-holsteinischen („Die Dithmarscher", „Dietrich Sebrandt") erwähnt. Man ist in neuerer Zeit bestrebt, für den historischen Roman die größtmögliche lokale Treue, den engsten Anschluß an die Heimat zu erreichen, ein Bestreben, das wohl Anerkennung verdiente.

Als Begründer der historischen Novelle in Deutschland, wie der Novelle überhaupt, kann man Ludwig Tieck bezeichnen. Er ist noch immer lesbar und hat für Leser, die den natürlichen, nicht beabsichtigten „Duft der Vergangenheit" zu würdigen wissen, einen eigenthümlichen Reiz. Die kulturhistorische Novelle hat H. W. Riehl in musterhafter Weise begründet. Es giebt kaum etwas Liebenswürdigeres und Gesunderes, als seine zahlreichen kleinen Geschichten. Zahlreiche, mehr reinhistorische Novellen schrieb dann Adolf Stern, der in den „Letzten Humanisten" auch einen vortrefflichen historischen Roman gab, und wurde gewissermaßen der Vorläufer Konrad Ferdinand Meyer's, in dem diese ganze Richtung einstweilen gipfelt. Meyer's historische Novellen „Der Heilige", „Die Hochzeit des Mönchs", „Die Richterin" vor allem, aber auch noch „Die Versuchung des Pescara" und „Angela Borgia" sind Poesie größten Stils, von einer Farbengluth und psychologischen Feinheit, die sonst bei uns kaum erreicht sind. Im übrigen haben sich die meisten unserer großen Novellisten, Keller, Storm, Heyse, in der historischen Novelle versucht. Auch manche weniger berühmte Autoren haben da sehr gutes geschaffen, wie z. B. Hermann Lingg in den „Byzantinischen Novellen".

*) „Literarische Frauenbildung", Illustrirte Frauen-Zeitung 1898, Heft 12.

Nachdruck verboten.

Aus tiefem Traum.

Novellette von Gertrud Franke-Schievelbein.

Sie liebten sich mit voller junger Leidenschaft.

Wie ein paar Flammen waren sie beim ersten Begegnen auf einander zugelodert. Und ohne Besinnen, ohne Prüfen oder vernünftiges Erwägen waren sie nach ein paar Monaten Eheleute geworden.

Zuerst war ihr ganzes Leben ein Jubel-Dithyrambus. Wie konnten Menschen so selig sein! Wie konnte es so viel Glück in dieser nüchternen, kalten Welt geben!

Sie hatten beide allerlei Hartes erfahren, Kampf mit der Noth, mit widrigen Menschen und Verhältnissen. Dann auf einmal, — wie gerufen, — kam die Anstellung des Mannes, und dem Mädchen fiel ein kleines Erbtheil zu.

Und in den harten Zeiten war beiden harte Haut gewachsen. Sie hatten das Trotzen mit dem Schicksal, das Sichwehren, das zähe Beharren auf ihrem Recht, dem, was sie als Recht erkannt hatten, — gelernt.

Im bräutlichen Rausch freilich waren beide so liebenswürdig, daß sie wetteiferten, einander zu überbieten in Nachgiebigkeit, in Großmuth und Selbstüberwindung.

In der Ehe aber kam doch ein Tag, an dem sie sich zuerst ganz verwundert, dann trotzig, dann empört in die Augen blickten. Nicht mehr hingebende, vergötternde Liebe, — nein, — Kritik!

Eine um so schonungslosere, erschreckendere, je blinder sie so lange an einander geglaubt hatten.

Bloß Menschen, — Menschen wie andere auch! Er ein rechthaberischer Mann, der essen wollte, pünktlich und gut essen, der unglaublich verwöhnt war durch die Aufmerksamkeit seiner alten Wirthin, schonungslos verlangte, statt zu bitten, schalt, statt zu loben. Der Selbstbeherrschung seiner Frau gegenüber nicht mehr für nöthig hielt und Gesichter schnitt, wie ein alter Brummbär.

Sie ein aus allen Himmeln gefallener Engel, halb verduzt, halb entrüstet, ganz und gar herausgestört aus ihrem überirdischen Glücksrausch.

„Wie? Was ist denn das? Was hast Du vorm Altar geschworen? Lieben, Auf-Händen-Tragen, Geduld haben! Heißt das „Geduld haben", wenn Du herumtobst, sobald die Suppe 'mal fünf Minuten später auf den Tisch kommt? Heißt das „Auf-Händen-Tragen", wenn Du mich anfährst, weil die Serviette vergessen ist? Heißt das „Lieben", — solche Gesichter schneiden? — Um so eine Lappalie?"

„Keine Lappalie! Und jetzt, statt Dich in die Sopha-Ecke zu werfen und zu heulen, bring' lieber die Köchin auf den Trab! Daß man endlich einen Happen kriegt!"

Einen Happen! — Sie weint. Sie ist so kreuzunglücklich, so trostbedürftig, und er will — einen Happen!

Sie erhob sich, sehr langsam, müde, gedrückt. Sie trug schwer an diesem Erlebniß. Das sah so lächerlich aus: ein Zank wegen eines so erbärmlichen Nichts. Aber ihr war's wie der Anfang vom Ende.

Und erst drei Wochen verheirathet! Wenn das so weiterging — —

Freilich, er hatte Aerger im Dienst gehabt. Das hatte er kurz herausgebrummt, wie eine Art Entschuldigung.

Als wenn sie nicht auch Aerger gehabt hätte. Nicht täglich, stündlich Angst ausstünde vor der Person da draußen, die alles besser wußte und so merkwürdig scharf guckte, wenn die Hausfrau 'mal einen Befehl gab. So, daß sie immer das Gefühl hatte, sich zu blamieren.

Und jetzt auch noch 'rausgehen und der Person sagen, daß sie sich sputen solle! Damit die auch noch frech würde und Gesichter schnitte, wie Otto!

So? Und sie saß zwischen den beiden Tyrannen, — als Opfer beider!

Sie lachte trotzig auf. Sie, die gegen allerlei Schicksale ihren Mann gestanden, sie sollte sich das bieten lassen? Nein! — Sie setzte sich also auf die Hinterfüße, verbat sich eine solche Behandlung, — und — zog den Kürzeren. Bei ihrem hellen, klar auf der Hand liegenden Recht!

Es waren ein paar harte Köpfe, die da zusammenstießen, und beide holten sich tüchtige Beulen. Darnach aber kam eine süße, berauschende Versöhnung, desto heißere Liebe, glühende Vorsätze, — und —

Nach acht Tagen wieder ein Aneinanderprallen. Härter

als das erste Mal. Und ernster. Und längeres, dumpfes Böse-sein und Verstummen.

So ging's weiter. Der Ausnahmezustand wurde allmählich zum gewöhnlichen. Die friedlichen Tage lagen dazwischen wie sonnige Lichtungen in einem dunkeln, dichten, unabsehbaren Walde.

lange ehe das Unwetter herauf war. Und in jedem schönsten Augenblick waren sie darauf gefaßt, daß ihr Friede ein jähes Ende nähme.

Und so hofften sie kaum noch, daß es einmal besser werden würde. Die große, furchtbare Enttäuschung über ein verfahrenes Glück, ein von Grund aus verdorbenes Leben legte sich schwerer

Aus romantischer Zeit. Nach dem Gemälde von Leopold Rothaug.

Recht hatten sie immer alle beide, sonnenklares Recht. Jeder von sich aus, den Gesetzen seiner Natur zufolge. Und der andere steckte so fest in seiner eigenen Haut, so bis über die Ohren. Sie hatten beide den ehrlichen, herzlichen Willen, einander zu überzeugen. Sie wollten Frieden um alles in der Welt. Sie litten wie ein paar Verzweifelte an der gegenseitigen Verständnißlosigkeit.

„Das mußt Du doch einsehen! Ich habe doch Recht. Ich kann nicht gegen meine Ueberzeugung mich selber ins Unrecht setzen. Das wäre feige, charakterlos, gemein. Und was würde, wenn ich's einmal gethan hätte? Dann müßte ich immer und immer wieder klein beigeben, mich ganz an die Wand drücken, meine Persönlichkeit vernichten lassen!"

Er wurde jedesmal zum Schluß — grob! Ganz einfach und brutal: grob. Und dann war's vorbei. Dann schnappte der Riegel zu. Es war wie eine Eisenthür zwischen ihnen. Und diese unsichtbare Eisenthür stand auch da, wenn sie dicht neben einander am Tische saßen und schweigend ihre Mahlzeit hineinpumpten, ohne zu wissen, was sie aßen; denn gallebitter schmeckte alles.

Und sie wurden immer feinhöriger, immer scharfsichtiger für die Fehler des anderen, für die leiseste, entfernteste Absicht, wehzuthun, empfindlicher gegen jeden, auch den zartesten, schonendsten Tadel. Sie witterten das Heranziehen der Wolken, und schwerer auf sie. Sie wurden beide müde und traurig. Ebenso leidenschaftlich müde und traurig, wie sie vorher glücklich gewesen waren.

Und beide gute, brave Menschen wurden an einander unglücklich. Beide mit dem besten, ehrlichsten Willen; feine, vielleicht überzarte Naturen, die im Künstlerischen so gut übereinstimmten, sich immer wieder überraschten durch die Harmonie ihrer Anschauungen. Und doch, — im Alltagsleben, — da wurde die Brücke zwischen ihnen immer morscher. Schon fühlten sie manchmal ein Zittern, ein Knirschen und leises Krachen unter ihren Füßen, das ihnen durch alle Seelenfasern orang. Ein Todesschreck: jetzt, — jetzt, — bricht sie! Und dann der Abgrund, der tiefe, schwarze Abgrund! Das Zerschmettern! Denn leben konnten sie ohne einander nicht. Und, wie es schien, auch nicht miteinander.

Und eines Tages, — da fuhr es wie ein Schwert durch ihre Seele. Sie standen leichenblaß einander gegenüber, als hätten sie dem Tode ins Gesicht gesehen. Die Brücke unter ihren Füßen war geborsten, auseinandergeklafft! — Nur ein Sprung auf Tod und Leben konnte sie wieder vereinigen. Wer sollte ihn wagen? Keiner hatte den Muth und die Kraft dazu.

„Ich halte es nicht mehr aus, Otto! Es geht über meine Kräfte. Ich will Dich auch nicht ganz unglücklich machen. Und ich seh' Dir's an, Du bist es!" —

„Gieb nur dies eine Mal Deinen Eigensinn auf, Marie. Sage: Ich habe mich geirrt. Ich habe die Schuld. Ich hätte freundlicher, nachgiebiger sein können, Dich nicht so furchtbar reizen sollen." —

„Das verlangst Du von mir? Nachdem Du mir eben gesagt hast, ich hätte Dein Leben verdorben? Bin ich denn ein bißchen glücklicher als Du? Bin ich denn nicht die unglückseligste Frau der Welt?"

Sie sank in einen Stuhl, schluchzte mit leidenschaftlicher Verzweiflung und rief, ihr Stirnhaar mit den zusammengekrampften Fingern packend: „O, hätt' ich Dich nie gesehen! O Du Qual meines Lebens! Wär' ich gestorben vor jenem Tage, als Du mir Liebe schworst!"

Er blieb mit verschränkten Armen vor ihr stehen. Auf seinem blassen Gesicht straffte sich jeder Nerv in gehaltener, eisenharter Entschlossenheit. Ihr war's, als sei das nicht seine Stimme, die jetzt sprach: ruhig, halblaut, aber scharf und klar, jedes Wort wie eingemeißelt in den Grabstein ihres kurzen jungen Glücks.

„Ich ertrüge es niemals, Marie, — den Gedanken, die Qual Deines Lebens zu sein, — nein! Genug! — Ich habe es gut gemeint. — Ach was! Soll ich mich etwa entschuldigen? Wenn Du's nicht selber einsiehst! — Gut also. Ich gebe Dich frei. Geh! Es war ein Irrthum, daß wir zusammengehören. Es läßt sich ja zum Glück noch gutmachen, ehe ich Dich ganz vernichtet habe," setzte er mit unsäglich bitterem Lächeln hinzu.

Und dann sprach er ruhig und wohlüberlegt weiter. Wie ein Mann, der einen Trauerfall bespricht mit all' seinen furchtbaren Konsequenzen, den häßlichen, nüchternen geschäftlichen Nothwendigkeiten. Und er schien so wenig an die Möglichkeit einer Einsprache ihrerseits zu denken, wie man bei den Begräbniß-Anordnungen an die Einsprache der Todten denkt.

Sie saß ganz still. Als er das Wort ausgesprochen hatte: sei frei! geh'! da war's ihr, als sei ihr Leben plötzlich zu Ende. Die Gedanken wirbelten ihr wie Blätter im Herbststurm durch den Kopf, todtes, welkes Zeug, — vorbei, vorbei!

Vorbei! schrie's in ihr, laut und gellend und unaufhörlich. Was er da sprach, so verständig, beherrscht und leise, wie man in einem Todtenzimmer spricht, das hörte sie gar nicht vor diesem entsetzlichen inneren Geschrei.

Und auf einmal wußte sie: nein, leben konnte sie nicht ohne ihn. Nicht mit ihm, aber noch weniger ohne ihn. Sie mußte also sterben, und er sprach ihr Todesurtheil.

Was — was redete er nur immer noch?

Sie hatte endlich Kraft genug, den Kopf zu heben und ihm ins Gesicht zu sehen, — in dies über alles geliebte, todtenblasse, ernste Männergesicht.

Ihr Zorn war ganz fort. War sie jemals zornig gewesen auf diesen lieben, guten Menschen, an dem jeder Zug, jede Bewegung, jedes Härchen ihr theuer und kostbar war?

Sie begriff es nicht. Sie wunderte sich so sehr über sich und ihn. Mein Gott, warum vertrugen sie sich denn nicht und liebten sich doch so? Wenigstens sie ihn.

Ob er sie? — Nein, nein, das war's ja eben. Er liebte sie nicht. Nicht mehr. Sie hatte ihn zu furchtbar verletzt, bis auf den Grund der Seele. Es giebt etwas, das der Mann nicht vergeben kann, das ihm gegen die Ehre geht. Und das hatte sie ihm angethan. „Du vernichtest mich! O Du Qual meines Lebens!"

Hatte sie das wirklich gesagt? Hatte sie denn nicht gerufen: Du mein einziges Glück, für das ich tausend Tode sterben möchte!? —

Und warum rief sie's jetzt nicht? Da doch ihre ganze Seele randvoll war von Liebe?

Aber nein, sie dachte es bloß, ohne es selbst zu wissen, ohne ein Glied rühren zu können.

Er hatte sie mit diesem „geh!" förmlich todtgeschlagen. Ja, geh! — Gehen wollte sie, mußte sie. Aber wohin? Wie es ihn wundern würde! Und leise und heimlich in all der Verzweiflung tauchte etwas auf, eine Rettung. Ruhe. Stille.

„Das wäre so das Wesentliche," sagte er zum Schluß. „Du hast nichts dagegen einzuwenden?"

Sie schüttelte mit dem Kopf. Sie wollte sich erheben, um sich ins Bett zu legen, denn es kroch ihr so eiskalt über die Glieder. Sie hatte eine Sehnsucht nach Wärme und Ausgestrecktliegen. Dann sagte sie ihm gute Nacht, aber so tonlos, daß er es wohl nicht gehört hatte, denn er antwortete nicht.

Ganz mechanisch entkleidete sie sich und legte sich nieder. Wie auf ein Lager von Eis, so zuckten ihr die Schauer durch die Glieder. Sie löschte das Licht, und nun war rabenschwarze Nacht um sie her.

Die letzte Nacht in diesem reizenden Schlafstübchen, diesem lauschigen, von tausend süßen Erinnerungen erfüllten Nest!

Also frei! Also zu Ende! Ein kurzes Glück, ein kurzes Leben.

Und nun klammerte sie sich an die grausame Vorstellung einer furchtbaren That, die sie morgen ausführen würde, morgen, wenn er in den Dienst gegangen war. Noch wußte sie das „Wie" nicht. Sie sann und sann. Alles war häßlich und grausig. Aber sie würde den Muth schon finden. Es blieb ihr ja nichts anderes übrig.

Bei den Spülbänken. Nach dem Gemälde von B. Genzmer.

Nach einer Weile ging auch ihr Mann schlafen. Sie lauschte. Er lag ganz regungslos.

Gewiß schlief er, erleichtert, befreit, — nach der langen, friedlosen Ehezeit zum ersten Mal wieder ruhig.

Nach vielen Stunden war's ihr, als dränge ihm ein langandauernder, zitternder Athemzug aus der Tiefe der Brust. So schläft er also auch nicht? dachte sie mit einem kleinen, schmerzlichen Triumph. So ganz leicht also reißt er sich doch nicht los von ihr. Ein bißchen liebt er sie doch. Und einst, — ja einst ist sie sein ganzes Glück gewesen!

Vergessen wird er sie nicht. Und wenn er gesehen hat, daß ihr der Tod lieber war, als das Leben ohne ihn — — —

Sie zog die Decke übers Gesicht und weinte sich endlich in Schlaf.

Fest und tief wie ein Kind schlief sie. So leise und süß und friedlich schwebten die Athemzüge durchs stille Zimmer.

Dem Manne aber hatte kein wohlthätiger Schlaf die Augen geschlossen. Er lag ganz still, und in ihm wühlten die Schmerzen der nahen Trennung, die qualvollen Vorwürfe, die Angst, was aus ihr werden sollte, dem kleinen Trotzkopf, nun wieder allein draußen in der Welt. Es schien ihm so unmöglich, so unausdenkbar, daß er ohne sie fertig werden sollte. Es würde ihm ja keine Ruhe lassen. Sie war ja sein Kind, sein Schützling. Er hatte ihr Leben in seine Hut zu nehmen versprochen.

Aber es ging doch wirklich nicht anders. Sie rieben sich gegenseitig auf. Er, — so ein friedfertiger Mensch, — er schämte sich, wenn er an die ewigen Zank-Scenen, die harten, beleidigenden Worte dachte. Und heute Abend nun —

Nein! Nicht immer wieder schwach werden! Fest durch, wie durch ein Flammenmeer! Was kam's auf Brandwunden und Schmerzen an, wenn er nur eins rettete: seine Selbstachtung, seinen Mannesstolz.

Es wurde sacht Tag. Die Vögel fingen schon leise an zu zirpen. Auf der hellen Wand malte sich rosenroth das Muster der Gardine. Die Sonne kam. Welch ein Tag für sie beide!

Da, — auf einmal, — von drüben ein heller, jauchzender, durchdringender Schrei. „Otto! Otto!" So erlöst, so über alles Maß glückselig.

Und die weiße Gestalt des jungen Weibes liegt vor seinem Bette auf den Knieen, streckt ihm die Arme entgegen und stammelt: „Du hast mich gerufen, Otto?"

Erschrocken richtete er sich auf, starrte sie an, schüttelte unwillkürlich den Kopf. „Ich —? Nein."

Da ging ein tödtliches Erblassen über ihr Gesicht. Und dann erglühte sie voll Scham. Sie erhob sich langsam. Sie wankte, wandte sich ab.

„Dann" — stammelte sie, „muß ich's geträumt —. Du riefst mich. Ganz laut. Voll Angst . . . Und so — voll —"

Sie sprach nicht zu Ende. Ganz zitternd, verzweifelte Enttäuschung in jeder Miene, jeder Bewegung, machte sie sich mit ihren Kleidern zu schaffen. Hastig schlüpfte sie in die Pantoffeln, warf den Morgenrock über.

„Dann entschuldige," sagte sie dabei, mühsam zu dem kalten, trotzigen, feindseligen Ton übergehend, mit dem sie in letzter Zeit verkehrt hatten. Aber sein feines Ohr hörte unter dem Eise schon das Brausen und Rauschen des lebendigen Stromes, der seine Decke sprengen wollte.

Er kämpfte mit sich. Alles Wohlerwogene, Festbeschlossene über den Haufen werfen? Wie eine Windfahne, — gestern so, heute so? War das männlich? Konnte er das vor seinem Stolz verantworten?

Sie war fertig, kramte noch zögernd herum in ihrem Schlüsselkörbchen, machte sich dies und jenes zu schaffen, als erwarte sie, daß er etwas sage. Dann ging sie langsam zur Thür.

„Marie!" rief er sanft. Sie zuckte zusammen, stand still, die Klinke in der Hand.

„Komm her, Marie!"

Widerstrebend, doch unaufhaltsam von seinem Willen gezogen, gehorchte sie. Wie mit geschlossenen Füßen schob sie sich heran, blieb vor ihm stehen, sah zur Seite.

„Was soll ich?" murmelte sie.

„Marie, sieh mich an."

„Wozu? Es ist ja doch alles aus. Laß mich."

Er griff nach ihrer herabhängenden Hand. Sie wollte sich ihm entwinden, aber er zog die schlanke Gestalt zu sich herab auf den Bettrand.

„Marie, ich habe Dich doch gerufen."

Es durchfuhr sie. Ein scheuer, fragender, zweifelnder Blick. Er nickte. Nun sah sie ihm voll in die Augen. Und das Tiefste, Heiligste, Größte, das es giebt im Himmel und auf Erden, — reine, vom Schlamm der Leidenschaft geklärte Gattenliebe, — leuchtete ihr sternengleich entgegen aus seinem blassen, erschütterten Gesicht.

„Otto!" schrie sie und schlug die Arme um seinen Nacken, und preßte den Kopf an seine Brust. Und fühlte da die großen Schläge seines Herzens, das so stark und gewaltig hämmerte in dem brennenden Schmerz um sie.

„Vergieb mir!" schluchzte sie. Zum ersten Mal kam das Wort über ihre trotzigen Lippen.

Er lächelte glücklich. Und dann, ihren kleinen, harten Kopf fest an sich pressend, begann er zu sprechen, ernst und liebevoll, ruhig und klar, die neue Weisheit, die diese Schmerzensnacht ihn gelehrt hatte.

Sie lauschte, fromm und andächtig, wie in einer Kirche. Alle ihre Irrthümer lagen deutlich vor ihr. Welche Thoren waren sie gewesen! Sie hatten gemeint, das Glück käme ganz von selber, wenn sie nur erst Mann und Frau wären. Als wenn's nicht jeden Tag von neuem errungen werden müßte, mit heißer, innerer Arbeit, mit Selbstaufgabe und Willensverleugnung!

Wie ein Gespann, das gemeinsam die schwere Lebensfracht ziehen will und nun wild und ungebärdig jedes nach seiner Seite zerrt und reißt und schlägt, — so thöricht hatten sie's angefangen und damit ihr Glück in Grund und Boden verfahren.

„Nein. In der Ehe gilt nur ein Wille: der vereinte Wille zweier Menschen, die gemeinsam die Lebensfracht hinüberholen zu ihrem großen Ziel."

„Nicht wahr, mein Weib?" schloß er.

Sie nickte mit einem tiefen Blick. Sinnend, grübelnd sah sie vor sich hin.

„Seltsam," flüsterte sie. „Dieser Traum. Mir war's so deutlich, als hättest Du nach mir gerufen."

„Ja, Marie. Meine Seele schrie nach Dir. Und ich wußt's nicht einmal, ich Thor. Aber Deine Seele hörte mich aus tiefstem Traum. Und sie kam. — Willst Du nun bei mir bleiben, Marie?"

„Ja, ja!" sagte sie stillselig.

Nachdruck verboten.

Leb' wohl.

Es grub der Tod ein Kämmerlein,
Grub's in die Erde tief,
Weitab von Tag und Sonnenschein. —
Mein schöner Liebster schlich hinein
Und schlief.

Ich stehe draußen ganz allein
Und klopfe an die Thür:
„Wenn Du mich liebst, erbarm' Dich mein
Und tritt aus Deinem Kämmerlein
Herfür."

Nichts regt sich, — nur des Käuzchens Schrei'n
Irrt durch die Nacht so hohl.
Ein Schauer rinnt durch mein Gebein.
Wie schwarz die Nacht, — wie kalt der Stein,
Leb' wohl. —

Anna Ritter.

Nachdruck verboten.

Damensport.

Von Dr. Franz Oppenheimer.

III.

Die Heilkunde ist eine Tochter der Theologie. Die ersten Aerzte waren Priester, Priester jener Kultur-Epochen, in denen alles Leid, das den Menschen traf, als Ausfluß göttlichen Zornes erschien, der mit Opfern beschwichtigt, durch Zaubermittel und Beschwörungen abgewehrt sein wollte. Noch dem Dichter der homerischen Gesänge war die Pest im Lager der Achäer vor Troja eine Rache des erzürnten Apollon. Die alte Vorstellung ist heute noch mächtig; die Apotheken leben von ihr, denn auch heute noch tröstet den Kranken die geheimnißvolle Flasche mit dem rothen Glanzkäppchen und dem langhinwallenden Papiermantel: sie ist ihm nach wie vor ein Zaubermittel, die „Medicin".

Der moderne Arzt hat wenig Zutrauen zu den Recepten, die er verschreibt. Er weiß, daß er die wenigen wirklichen Heilmittel, die er besitzt, auf den Nagel seines Daumens notiren kann. Vielleicht, daß sich die Hoffnungen erfüllen, die heute weite Kreise an die Serum-Therapie knüpfen: aber an Droguen, Latwergen, Decocte und Pillen glaubt heute nur noch der Kranke, selten mehr der Arzt. Er muß sein Recept verschreiben, zur Tröstung des Patienten: aber er weiß, daß er bestenfalls damit „Suggestions-Therapie" treibt, die Hoffnung und damit den Willen zur Genesung hebt.

Heilen können wir, außer wenigen Krankheiten mit jenen wenigen wirklichen Heilmitteln, bisher nur mit zwei Methoden: chirurgisch, indem wir mit dem Stahl und dem Feuereisen Schädlichkeiten aus dem Körper ausmerzen; und suggestions-therapeutisch, indem wir unseren eigenen Willen da einführen, wo der Wille des Kranken zu schwach ist.

Das hört sich resignirt an, schließt aber einen gewaltigen Fortschritt in sich. Indem die Heilkunde die Grenzen ihres Könnens erkannt und aufgehört hat, das Unmögliche zu wollen, hat sie gelernt, immer mehr das Mögliche zu erreichen. Namentlich die Chirurgie schreitet ja von Triumph zu Triumph. Darüber hinaus aber hat die Medicin zwei neue, grüne Blätter in ihren Ruhmeskranz geflochten:

Sie lernt von Tag zu Tag mehr, die Krankheiten zu verhüten, die sie nicht mehr heilen kann, wenn sie einmal ausgebrochen sind; der Arzt wird mehr und mehr aus einem Krankheitsbeschwörer zum Gesundheitswächter, die Heilkunde immer mehr zur Hygiene. Die Erkenntniß, daß alle Massen-Erkrankungen, vom Typhus bis zur Tuberkulose, sociale Erscheinungen sind, die nur mit gesellschaftlichen Maßnahmen bekämpft werden können, hat schon die schönsten Früchte gezeitigt, die Sterblichkeit der Kulturvölker unsagbar vermindert und die durchschnittliche Lebensdauer stark verlängert.

Der zweite Fortschritt liegt darin, daß die Heilkunde immer mehr gelernt hat, den Menschen selbst zu seinem eigenen Arzte zu erziehen. Sie hat ihm die zwei Helfer zur Seite gestellt, die ihn oft noch heilen, wenn er schon erkrankt ist, und ihm mehr als alles andere die Gesundheit gewährleisten, so lange er sie noch besitzt. Diese Helfer sind Diät und Gymnastik. Sie umfassen die Medicin und die Hygiene des Individuums, den Theil der gesundheitlichen Polizei, den der Staat nicht auf seine Schultern nehmen kann.

Die Diät im engeren Sinne ist bei derjenigen Schicht der Kulturmenschheit, von der wir hier sprechen, den Damen, im allgemeinen befriedigend geregelt. Sie halten sich im Durchschnitt von groben Schädlichkeiten fern, wie sie der Mißbrauch von Tabak und Alkohol mit sich führt; sie ernähren sich kräftig und reichlich, — nur zu reichlich, — und vernachlässigen die Hautpflege in Bädern und dergleichen nicht allzusehr. Um so schlimmer steht es mit der Gymnastik. Wir haben schon ausgeführt, wie eine an sich nicht überreichliche Ernährung bei Abwesenheit einer genügenden Muskelthätigkeit schädlich wirkt, weil sie Spannungskräfte aufspeichert, die sich dann in regellosen, nervösen Erschütterungen entladen.

Was das Weib braucht, so gut wie der Mann, um der „Neurasthenie" und der „Enteroptose" zu entgehen oder sie, wenn möglich, noch zu heilen, ist Gymnastik, Muskelthätigkeit.

Die Neurasthenie ist im Grunde nichts anderes, als eine Schwäche des gesammten Willenssystems, das sich aus den motorischen Centren des Gehirns, den Willensnerven und der Muskulatur zusammensetzt. Alle Symptome der Neurasthenie, die leichte Erregbarkeit und schnelle Ermüdung der Muskeln, die Unfähigkeit zu irgend welchen Entschließungen (Abulie), deuten auf das Willenssystem hin. Wenn man es kräftigen will, so kann das nur durch Uebung geschehen: und der directen Uebung ist von jener Dreiheit der verbundenen Organe eben nur eins fähig, die Muskulatur. Sie kann man vor steigende Aufgaben stellen, zu immer höheren Leistungen der Kraft und Ausdauer heranbilden; und es unterliegt gar keinem Zweifel, daß man damit zugleich auch den Nerv und das Gehirn-Centrum mit erzieht. Der anatomische und functionelle Zusammenhang der drei Glieder des Willenssystems bringt es ohne weiteres mit sich, daß ein Wachsthum in der Masse und eine Zunahme in der Leistung des Muskels auch den dazu gehörigen Nerv und das motorische Centrum gleichmäßig mit entwickelt. Nur so ist es möglich, auch jenen übergeordneten „Willen", der sich nicht auf eine einzelne Körperhandlung, sondern auf eine ganze Reihe zukünftig auszuführender Handlungen richtet, den Willen zum Lebensberuf, der dem Neurastheniker so oft fehlt, zu beeinflussen, zu entwickeln und zu der normalen Spannkraft emporzuführen, die dem Träger im Kampfe um das sociale Dasein die Widerstandskraft und zum Leben selbst die nothwendige Fröhlichkeit, das Gleichmaß der Stimmung, verleiht.

Was aber hier für das Willenssystem ausgeführt worden ist, das gilt für den gesammten Körper. Denn der Körper ist ja ein Organismus, d. h. ein Wesen, in dem jedes Organ mit jedem anderen in einer tiefverwurzelten Wechselbeziehung des Aufbaues und der Leistung steht. Es bleibt kraft dieser unlösbaren Verknüpfung des organischen Seins kein Organ gesund, wenn ein anderes erkrankt: es bleibt aber auch kein Organ krank, wenn das andere gesundet.

Wir haben früher die verhängnißvolle Wirkung der einseitigen Berufsthätigkeit betrachtet und gezeigt, wie die fast ohne Muskelarbeit lebenden Angehörigen der oberen Klassen an diesem Mangel erkranken. Hier war ein „Circulus otiosus" gegeben, dessen Glieder sich rundum immer mehr verstärkten: je höher die Ueberanstrengung der geistigen Centren, um so träger Verdauung und Stoffwechsel, um so leichter die Selbstvergiftung mit unverbrauchten Stoffwechsel-Giften, um so geringer die Widerstandskraft des Nerven-Apparates! Diesen fehlerhaften Cirkel zu durchbrechen, kann uns, wenn überhaupt, nur mit Hülfe des einzigen Organes gelingen, das nicht automatisch arbeitet, sondern unserem Willen unterworfen ist, mit Hülfe der Muskulatur, d. h. durch Gymnastik, durch Sport!

Und wirklich! der Zauberdoctor Sport bekommt das Kunststück fertig. Schauen wir ihm bei seinem Werke zu!

Die erste Folgewirkung einer energischen Muskelthätigkeit ist eine sofortige, durchgreifende Veränderung im Blutkreislaufe. Die überall ökonomisch arbeitende Natur hat dem Menschen bekanntlich nicht etwa so viel Blut verliehen, um zu jeder Zeit alle Adern des Körpers gleichmäßig zu füllen. Davon kann gar keine Rede sein! Unser Blut gleicht einer gut organisirten Polizeitruppe, die nicht alle Plätze besetzt hält und dennoch sofort überall am Orte ist, wo sie gebraucht wird. Wenn ein Organ ruht, sind seine Blutgefäße zusammengezogen, sodaß es nur von geringen Mengen des „ganz besonderen Saftes" durchströmt wird. Sobald es in Thätigkeit versetzt wird, erschließen sich die Adern weit und lassen, wie geöffnete Schleusen, den Strom in mächtigen Wellen ein- und durchpassiren.

Wenn man erfährt, daß der arbeitende Muskel von etwa der zwanzigfachen Blutmenge durchströmt wird, die dem ruhenden zufließt, so wird es sofort klar, von welchem ungeheueren Einfluß die Inbetriebsetzung eines größeren Theiles der Körpermuskulatur auf die Vertheilung der Blutmasse sein muß. Das wichtigste Ergebniß ist, daß dem Gehirn das für seine Arbeit nothwendige Blut entzogen wird, sodaß es zur Rast geradezu gezwungen wird. Was keine „geistige Ablenkung", kein Eisbeutel, nicht einmal der Schlaf zu Stande bringt, die Ausschaltung des blutüberfüllten und darum rastlos, bis zur Uebermüdung einseitig arbeitenden Sitzes des Trieb- und Geisteslebens, das bewirkt eine energische Muskelthätigkeit sofort: der Mühlbach wird oben abgeleitet, „des Denkens nimmermüde Spindel" hört auf zu schnurren, weil der bewegende Strom unten an Rumpf und Extremitäten die Kraftmaschinen bethätigt. Und darum darf man sagen, daß der Sport der Schlaf des Geisteslebens ist, seine Rastzeit, seine Badekur.

Diese Wirkung äußert sich sofort in einer großen, rein vegetativen Fröhlichkeit, die das beste Zeichen dafür ist, daß das gewählte Heilmittel das rechte war. Die Rast des überarbeiteten, die Bethätigung der eingerosteten Organe werden von dem Körper mit einem Allgemeingefühle hergestellter Harmonie, mit einen Lustgefühl, eben jener urwüchsigen Heiterkeit quittirt, wie wir sie sonst nur in unserer Kinderzeit empfanden, in der wir alle Kräfte der Seele und des Leibes in gleichmäßiger, spielender Arbeit entfalten durften.

Während das Gehirn zur Ruhe kommt und nun Zeit hat, in aller Gemächlichkeit die Verluste zu ersetzen, die die lange Campagne es gekostet hat, d. h. gesunde, widerstandsfähige Zellen heranzubilden, geht der umgekehrte Proceß in der Muskulatur vor sich. Hier spült der Blutstrom die aufgehäuften Stoffwechselgifte heraus und „entgiftet" schon damit den größten Theil des Gesammtkörpers. Wie gewaltig diese Entgiftung ist, geht z. B. daraus hervor, daß der Schweiß, der bei körperlicher Arbeit vergossen wird, für Thiere, denen man ihn unter die Haut bringt, ein sehr schweres Gift darstellt, während der bei Hitze austretende Schweiß, — z. B. im russischen Bade, — eine relativ harmlose Substanz ist. Gleichzeitig werden die schon längst altersschwachen, aber während der faulen Zeit noch am Leben gebliebenen Zellen des Muskels abgestoßen; sie wandern mit dem zwischen ihnen eingedrängt gewesenen Fett in den großen Heizofen des Körpers und werden durch junge, lebenskräftige Zellen ersetzt; in überraschend kurzer Zeit verwandelt sich auf diese Weise der schlaffe, dünne Muskel des Bureau-Menschen in die stahlharte, leistungsfähige Fleischmasse des Trainirten. Denn nichts ist dankbarer für die „Uebung" als der Muskel.

Auch das Herz ist ein Muskel! Der Sport stellt dem Herzen neue, gewaltige Aufgaben: es muß die Blutmasse in beschleunigtem Tempo durch die Arterien pressen, aus den Venen zurücksaugen: und daran erstarkt es und befähigt nun seinerseits die Muskulatur, die immer besser mit Blut versorgt wird, zu immer höheren Leistungen. Der venöse Blutstrom, vom gestärkten Herzen kräftiger angesaugt, durchfließt mit größerer Geschwindigkeit seine Bahnen, namentlich im Verdauungs-Apparat: der Darm und seine Drüsen fangen an, kräftiger zu arbeiten und verhindern darum die Bildung giftiger Stoffwechsel-Producte im Darmkanal, während gleichzeitig die Entlastung des venösen Apparates Blutaderknoten und Hämorrhoiden zum Verschwinden bringt. Der gesammte

Stoffwechsel erhält einen mächtigen Anstoß, die Verbrennungsthätigkeit tritt in volle Kraft: und weil zur Verbrennung Sauerstoff nöthig ist, muß unser Blasebalg, die Lunge, tiefer und ausgiebiger sich entfalten, um die innere Lebensgluth in Gang zu erhalten. Die Niere, die, so lange die Haut sich ausruhte, die Entgiftung des Körpers fast allein zu vollziehen hatte und unter Umständen an dieser gefährlichen Arbeit erkrankte, fühlt sich auf einmal entlastet. Denn einerseits besorgt die ausgiebigere Verbrennung der Nahrungsmittel die Giftvernichtung schon in den Organen selbst in einer viel vollkommneren Weise als zuvor, sodaß überhaupt viel weniger auszuscheidende schädliche Stoffe in den Blutkreislauf hineingelangen, — und andererseits nimmt ihr jetzt die in kräftigste Transpirations-Thätigkeit gerathene Haut den größten Theil der verkleinerten Aufgabe ab. So kann auch die Niere ruhen und ihre Wunden heilen.

Kurz und gut: während vorher, so lange die einseitige Berufsthätigkeit währte, ein „fehlerhafter Cirkel" bestand, eine Kette von Ursachen und Wirkungen, die, in sich zurückkehrend, die Krankheits-Erscheinungen fortwährend verschlimmerte, stellt die harmonische Thätigkeit einen „tugendhaften Cirkel" dar, eine Kette von Ursachen und Wirkungen, die, in sich zurückkehrend, die Gesundung und Leistungsfähigkeit fortwährend emporhebt.

Für die Frauen der oberen Stände kommt noch dazu, daß ihre Flächen-Muskulatur, zu straffer Kraft, zu energischem „Tonus" erzogen, die Bauchhöhle fest umschließt und jene gefürchtete Enteroptose, jene Lockerung aller Eingeweide in der durch Schlaffheit der Wandung zu weit gewordenen Höhle verhindert, so daß die trainirten Frauen ihrer eigentlichsten Berufspflicht genügen können, ohne davon bleibenden Schaden zu nehmen.

* * *

Welcher Art soll denn nun die Gymnastik sein?

Am besten und kräftigsten wirkt sie natürlich, wenn sie den Körper zu der Zeit anpackt, wenn er am bildungsfähigsten ist, in der Jugend! Die Gymnastik muß noch in ganz anderer Ausdehnung als jetzt wesentlicher Bestandtheil der Erziehung werden. Und hier hat die Hauptrolle das Turnen zu spielen, das als methodische Aus- und Durchbildung jeder einzelnen Muskelgruppe, jedes einzelnen Willens-Centrums von keiner anderen Art der Körperübung auch nur annähernd erreicht wird. Selbst für die Kinder der Kleinstadt oder des platten Landes ist das Turnen vom höchsten Werthe, obgleich sie sich in angeborenem hygienischen Instinkte jeden Baum zu einer Kletterstange, jeden wagerechten Ast zu einem Reck und jeden Graben zu einem Sprungstand umwandeln und in wilder Freiheit und ohne künstliche Hülfsmittel ihren Leib nach allen Richtungen hin durchkneten. Trotzdem soll man sie nach Möglichkeit turnen lassen, schon um sie durch Bekanntschaft mit den praktischen Kunstgriffen und durch die beim Turnen üblichen „Hülfen" nach Kräften vor Unglücksfällen zu bewahren. Wir wollen übrigens hier, trotz aller ängstlichen Eltern und Erzieher, auf das kräftigste betonen, daß uns ein zerrissenes Kleid, eine Schrunde am Knie, eine Brausche an der Stirn und sogar ein zerbrochener Arm viel kleinere Unglücksfälle zu sein scheinen, als ein durch übergroße elterliche Vorsicht von jeder gesunden Bethätigung zurückgehaltener und darum schwächlicher und jeder Gefährdung unterliegender Körper. — Für die an sich schon unter jammervollen hygienischen Verhältnissen aufwachsende Großstadtjugend aber ist das Turnen geradezu Lebensbedingung.

Freilich, das Turnen allein macht es auch nicht! Kinder sollen spielen, „wie junge Füllen!" Eltern, denen es ihre soziale Lage erlaubt, begehen geradezu ein Verbrechen, wenn sie die armen Würmer in der Paradieseszeit ihres Daseins, statt sie sich in ungebundener Lust tummeln zu lassen, in die spanischen Stiefel guter Manieren, kostbarer Kleider und gouvernantenbegleiteter „Promenaden" einschnüren. Der feinsinnige Poet und Arzt Hugo Salus hat solchen unnatürlichen Eltern folgende reizende Verse ins Stammbuch geschrieben. Möchten Zehntausende sie abschreiben und sich darnach richten!

„Denk' ich daran, wie wir Kleinstadtknaben
Einst in der Freiheit geplätschert haben,
Glücklich uns tummelnd wie junge Füllen,
Dank' ich den Eltern noch jetzt im Stillen
Für meine schönsten Erinnerungen.
Aber jetzt! Die armen Jungen!
Möchten so herzlich gern, aber leider,
Mama findet's unfein, und dann — die Kleider!
Schimpf' ich, ist gleich die Antwort hier:
„Die Kinder sind jetzt gescheiter dafür."
Freilich. Aber ihr habt nicht bedacht,
Daß ihnen die Klugheit nicht Freude macht,
Und daß sie in ihrem Leben auf Erden
Genug Zeit haben, gescheit zu werden.
Eine Unart macht ihnen mehr Genuß,
Als ihr denaturirter Spiritus.
Und käme Christus, der Kinderfreund, wieder
Zu uns und den lieben Kindlein hernieder,
Spräch' er wohl jetzt zu den lauschenden Frommen:
Lasset die Kindlein zu sich kommen!"

Spiel, wo möglich im eigenen, wilden Garten, wo sie nach Herzenslust toben dürfen, ohne Rücksicht auf eingefaßte Beete und wohlgeharkten Kies, und turnen, womöglich am eigenen Geräth, damit das Turnen, dem leider noch so vielfach der verhaßte Schuldunst anhaftet, gleichfalls zum freien Spiele wird; das ist für Knaben und Mädchen die Vertreibung des Wächters mit dem Flammenschwerte von der Pforte des Paradieses. Wahrlich, ihr besorgten Eltern, die geistige Ausbildung wird nicht darunter leiden. Eure rothwangigen und breitbrüstigen „Gören" werden sich später entwickeln, namentlich und glücklicherweise in geschlechtlicher Hinsicht, als die blaßlichen Treibhauspflanzen der Großstadt und ihrer Miß-Hygiene: aber sie werden dann mit ungeheuerem „Spurt", um im sportlichen Jargon zu reden, kurz vor dem Ziele an ihren verkümmerten Concurrenten „vorbeigehen" und sie mit vielen Längen schlagen. Mens sana in corpore sano! Und denkt vor allem daran, daß ihr eure Kinder dazu erzieht, von einem Beruf, nicht aber für einen Beruf zu leben. Und um zu leben, dazu gehört eben eine Mitgift nicht nur von Kenntnissen, sondern auch von Kraft und durch Jugendglück erworbener Frohheit!

Zu Spiel und Turnen kommen im Sommer die einzige, unersetzliche Körperübung des Schwimmens und im Winter das Schlittschuhlaufen. Den Eissport mögen die Kinder schon mit dem sechsten oder siebenten Jahre beginnen; das Schwimmen vor dem zehnten bis zwölften Jahre wird von gewichtigen Autoritäten widerrathen.

Für die erwachsenen Damen, verheirathete wie Jungfrauen, trete zu alledem der eigentliche Sport! Welcher? darüber lassen sich keine allgemeinen Vorschriften geben. Hier werden persönliche und örtliche Verhältnisse entscheiden müssen, und hier wird der individuellen Liebhaberei der breiteste Spielraum zu gönnen sein. Denn eine Uebung erfüllt ihren gesundheitsfördernden Zweck erst ganz, wenn sie Freude macht. Das Eintreten eines Unlustgefühls, einer Abneigung ist ein fast untrügliches Zeichen dafür, daß die gewählte Beschäftigung nach Art oder Maß ungeeignet war. Namentlich sollten sich nervöse Patienten davor hüten, ein Ermüdungsgefühl mit zu großer Anspannung des Willens zu überwinden. Das rächt sich bitter, — und die ungünstigen Resultate, die manche Neurasthenker von der sportlichen Bethätigung gehabt haben, erklärt sich wesentlich daraus, daß sie die „Dosis" Anfangs zu groß gewählt haben, bevor noch der Körper durch Uebung zu größeren Leistungen herangezogen war. In manchen Fällen muß man eben mit Grammen und Minuten rechnen, statt mit Kilos und Stunden.

Von allen Sports ist der dem Menschen natürlichste, weil ohne jedes künstliche Hülfsmittel ausführbare, zweifellos das Wandern. Es spannt, namentlich, wenn der Gänger sein Gepäck selbst trägt, jede Muskel des ganzen Körpers in seinen Dienst und erfüllt durch den reichen Wechsel der Scenerie nebenher das Herz mit jener überschäumenden Glückseligkeit, die als „Wanderlust" im deutschen Liede so begeisterten Wiederklang gefunden hat. Das Wandern ist eine Uebung, die dem Weibe so gut zugänglich ist, wie dem Manne; schrecken doch kühne Steigerinnen nicht davor zurück, mit dem Herrn der Schöpfung im Wettkampfe die steilsten Zacken der Dolomiten und die schwindelndsten Grate der Berner Eisriesen zu erstürmen.

Man soll sich aber nur nicht einbilden, daß man so ohne weiteres „wandern" kann, wenn man gut „spazieren gehen" kann. Wandern ist eine Kunst! Wie sie zu betreiben, wie Ausrüstung und Verhalten auf dem Marsche sein müssen, habe ich in meiner „Ferienwanderung" (Berlin 1895. Fontane u. Co.) zu Nutz und Frommen aller fahrenden Gesellen und Gesellinnen zu schildern versucht.

Leider ist das Wandern eine Uebung, die auch für begüterte Personen nur wenige Wochen im Jahre möglich ist. Und wenn wir auch jedem rüstigen Menschen, Mann wie Weib, nur dringend rathen können, seine Ferien zu einer energischen Gebirgstour auszunutzen, weil die heilsame Wirkung Monate lang vorzuhalten pflegt, so verlangt doch gerade der trainirte Körper auch in den anderen elf Monaten des Jahres nach Arbeit: die Muskulatur will athmen.

Da hat zur rechten Zeit die Zauberhexe Technik der leidenden Menschheit dieses Jahrhunderts das Geschenk des Fahrrades gemacht. Das Radfahren ist dem Wandern als gleichmäßige Inbetriebsetzung aller Muskeln nicht gleichwerthig; immerhin spannt es in Rumpf und Unter-Extremitäten den größten Theil aller Bewegungs-Organe kräftig an, und hat den ungeheuren Vortheil, auch den Großstädter der alleheilenden Mutter Natur wieder zu nähern. Außerdem ist die Wanderlust, die es erweckt, der schnelleren Ortsbewegung halber vielleicht noch intensiver und darum gesünder.

Wo die örtlichen Verhältnisse es gestatten, greife die Dame getrost zum Ruder. Es ist fast unvergleichlich in seiner trainirenden Kraft, namentlich für die Bauch- und Brust-Muskulatur, während es auch Arm und Bein energisch durchmassirt und knetet.

Daß solche Damen, denen es an dem nöthigen Muth und dem nöthigen Kleingeld nicht mangelt, sich gern aufs hohe Roß setzen, ist schon so alter Brauch, daß man es nicht weiter anzurathen nöthig hat. Es scheint jedoch, als müsse die neuerdings aufkommende Gewohnheit, nach Herrenart rittlings im Sattel zu sitzen, aus bestimmten hygienischen Gründen widerrathen werden.

Die Rasenspiele, namentlich das Reifenspiel und das Lawn-Tennis, sind unschätzbare Medicinen in der Sport-Apotheke, vielleicht, weil ihnen das gefährliche Bestreben naturgemäß fremd ist, „Records" zu schaffen, das heißt sich aus Ehrgeiz zu übernehmen. Denn, wie schon gesagt: die Gymnastik ist ein Heilmittel, und jedes Heilmittel wird, im Uebermaß genommen, zum Gifte.

Zum Schlusse sei noch eines in Deutschland wenigstens sehr mit Unrecht vernachlässigten Sportes gedacht, des Fechtens. Es hat den großen Vortheil, bei jedem Wetter zugänglich zu sein, und hat mit dem Wandern, Rudern, Turnen und Schwimmen die Tugend gemeinsam, den ganzen Körper anzuspannen. Eine Stunde ernstlichen Florettirens oder Säbelfechtens ist einer mehrstündigen „Promenade" mindestens gleichwerthig. Dieser edle Sport hat zudem den Vortheil, die Dreiheit des Willensorgans weniger zu grober Kraft, als zu blitzschneller Bethätigung zu gewöhnen. Wir können versichern, daß kaum eine andere Uebung dem Körper so viel Schmeidigkeit und Grazie, — die Anmuth der Kraft, — verleiht als das Fechten. Das Florett und der leichte italienische Säbel sind dem zarten Handgelenke der Dame durchaus nicht zu schwer; sie hat im Gegentheil vor ihren männlichen Partnern den Vortheil der angeborenen Biegsamkeit und des schnellen, instinktmäßigen Sehens voraus.

„Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen." Sie sehen, meine Damen, die Auswahl ist nicht klein. Wählen Sie für sich und, wo vorhanden, für Ihre jungen Töchter. Das Schwerste ist ja schon überwunden: die allmächtige Mode hat ihre Erlaubniß zum Damensport und zu „Bloomers" schon ertheilt. Sie dürfen also mit gutem Gewissen den Winklerthurm oder das Matterhorn „nehmen", das Fahrrad oder Ruderboot besteigen, Racket und Florett zur Hand nehmen. Und wenn Sie dann durch Ihr ganzes Wesen eine Seligkeit ziehen fühlen, die Sie lange entbehrt, wenn Sie plötzlich und mit großem Vergnügen bemerken, daß Ihr kostbarstes, Ihre „Nerven", auf einmal fort sind, wie weggeblasen, daß Ihre Töchter mit rothen Wangen und breiten Schultern emporblühen, wie junge Eichen, eine Hoffnung des kommenden Jahrhunderts, dann wenden Sie alle Gewandtheit Ihrer Zunge und alle Ueberredungskraft Ihrer schönen Augen an, um als gläubige Apostel neue Proselyten zu machen für den großen Zauberdoctor, den Medicinmann „Damensport!"

Nachdruck verboten.

„Die Mode von 1909."

Von Alex. Braun.

Mit einem Gruppenbild nach einer Original-Aufnahme von Ad. Baumann, kgl. bayr. Hof-Photograph in München.

En de siècle schlüpft hinter die Thür.
„Und 1900 lugt neckisch herfür."

Ein allerliebster Scherm dieser Jahrhundertbeginn, zierlich und geschmackvoll in der That, wie er auf Einladung des Münchner Orchester-Vereins sich in den Kaim-Sälen dargestellt. Freilich, Emanuel Seidl hatte, die Eigenart des neuen Jahrhunderts vorahnend, ihm ein ganz „famoses" Heim eingerichtet. Famos ist ein Wort, das in der Münchner Künstlergesellschaft „Allotria" geprägt, den lauteren Goldgehalt unbedingt vollendeten Gelingens in sich faßt. Auf die meisten Veranstaltungen der Künstlerschaft anwendbar, ist es so recht die Signatur für den Orchester-Vereins-Ball, der als Ersatz für das große Künstlerfest vom vorigen Jahr die Krone des genußreichen heurigen Carnevals geworden.

„Jahrhundertbeginn", der in gesunder deutscher Kernnatur den welken wälschen Inbegriff aller Schwächen und Gebrechen „fin de siècle" in die Flucht geschlagen, bringt eine neue Mode mit, die strahlend in lichter Farbenpracht wie eine Maienkönigin ihre Reize in den ihr zu Ehren gar wundersam geschmückten Räumen entfaltet. „Das muß an ganz extra Farbenzauber geben," war die Losung des langen Emi, wie Professor Emanuel Seidl, der unübertroffene Münchner Meister der Innen-Architectur, zum Unterschied von seinem kleinen „untersetzten" Bruder Gabi, Professor Gabriel Seidl, dem Erbauer der St. Annakirche und des neuen National-Museums, im Kreise der Bekannten, — und wer in der Stadt kennt die beiden genialen Söhne des alten kunstsinigen Hofbäcker Seidl nicht? — geheißen wird. „A recht a fein's blau's Licht überall, und da drin dann all' die kräftigen, leuchtenden Tön' neumodischer Kleider, aus denen die schönen Fraueng'sichteln und die weißen Arm' und Nacken 'rausblitzen, wie Juwelen — das wird 'was." — Ja, 's ist wirklich 'was geworden von entzückender, unvergleichlicher Schönheit. Das weiche blaue Licht fluthete nieder von den wie eine Rivière von Saphiren dichtgereihten blauen Glühlämpchen, die sich zwischen den die weiße Logenbrüstung umschlingenden tiefblauen Blättergewinden hinzogen. In zarterer Schattirung schimmerten, grünbläulich patinirt, rings an den Logen die auf reich ornamentirten Stützen aufragenden, antik gestalteten Glücksgöttinnen, die den Kranz des Sieges emporhielten. Aus blauen Glockenblumen spendete eine von bläulichen Ranken umsponnene Krone in der Mitte der weißen Stuckdecke des Saales eine weitere Fülle von gedämpftem Licht. Zum Thron der Freude war die große Orgel umgewandelt, deren unteres Gerüste Silber-Brocat verhüllte, der vorzüglich zu dem matten Grau der oberen Pfeifen stand. In irisirender Patina stimmten gar fein dazu die zu beiden Seiten aufgestellten hohen Dreifüße.

Das war der Rahmen, den die Mode von 1909 mit ihrem anmuthigen Gefolge füllte. Eingeführt ward sie von der Freude, in deren Namen die Hofschauspielerin Lala Richter Verse Wolzogen's sprach und ein von den Damen Wieden, Pfender und Henke in Begleitung gemischter Chöre des Orchesters und der Orgel gesungener Hymnus von Heinrich Schwarz sie begrüßte. Mächtiger aber als die Musen alle, blieb die Mode Siegerin. Berückender denn je erschien sie in den duftigen, wogenden, leuchtenden Gewändern, die vom Ausschnitt frei niederwallten und in weichem Faltenfluß die Glieder umschmiegten. Nicht fantastische Neuerungen als Eintagsfliegen der Faschingslaune hatten die Münchner Maler verblüffend vor Augen stellen wollen. Vielmehr bezweckten sie, Ernst und Scherz mit Geschmack vereinend, der Mode an der Hand der Kunst, die stets ihre Pfadfinderin sein soll, die Bahn organischer und ästhetischer Weiterentwickelung zu weisen. Zum Herold hatten sie sich die Jugend erkoren. Zwar zog sich, als decorative Reminiszenz an überwundene Vorurtheile, noch ein stattlicher Chor der Mütter an der Längswand des Saales hin, veraltet aber erschien sein steifes, glattes, meist dunkles Gewand, im Gegensatz zu dem vielfarbig schillernden, faltenreich wallenden Festkleid der Tänzerinnen oder dem fesch und anmuthig sitzenden Anzug der in der Straßen-Toilette von 1909 mit flottem Sammet-Baretl oder breitrandigem, starkbortiggeflochtenem Naturbast-Hut gekommenen Zuschauerinnen.

Von zwei Ausgangspunkten nahmen die jugendlichen Vertreterinnen der Mode von 1909 ihren Siegeslauf: vom losen, weiten Faltengewande, das von seiner berühmtesten Trägerin, der Schöpferin des Serpentine-Tanzes, den Namen hat, und vom sogenannten „Reformkleid" mit kurzem Rock über dem Pluder-Beinkleid. Entweder also gar keine oder im langschößigen Schneiderfrack eine reizend schlanke Taille. Zwischen beiden windet sich jedoch mit Chic und Geschmack noch manches Sträßlein hin, denn die rechte Mode wird jedem etwas bringen: nur muß der Einzelne Takt und Selbstkenntniß genug besitzen, um aus dem überquellenden Füllhorn der Mode das der eigenen Persönlichkeit Vortheilhafte und Passende auszuwählen. Ausschreitungen der Mode fallen nie ihr selbst, sondern stets denen zur Last, welche die dargebotenen Gaben zweckwidrig und einsichtslos verwendet haben.

Vor solchem Vorwurf aber wußten die Damen von 1909 sich vollkommen frei. Den Stempel der wahren Eleganz, die stets rein persönlich in der Toilette nur eine Folie für Wesen und Erscheinung der Trägerin erblickt, zeigte besonders ein Kleid aus hell safrangelbem, chinesischem Krepp, das über einem gelbweiß damascirten Untergewande faltig und lose niederfiel, rings am Ausschnitt begrenzt von einer goldigen, mit hängenden Pailletten-Fränschen geschmückten, perlgestickten Borte. Breite, freiflatternde, offene Kreppstreifen bildeten eine originelle Art Ueberärmel. An der linken Schulter leuchtete ein Strauß von rothseidenen Mohnköpfen und Geranien, denen die Blumenkrone in dem schwarzen, reichen Haar der hohen, schlanken Gestalt entsprach. Mag dies durch edle Einfachheit ausgezeichnete Hängekleid, eine der Meisterleistungen Adolf Schober's, den einen Typus der Mode von 1909, der in schmiegsamer Faltenfülle die Linienführung der Glieder malerisch hebt, veranschaulichen, so diene ein anderes, gleichfalls auf unserem Bilde festgehaltenes als Charakteristikum der sogenannten rein künstlerischen Gewänder. Sie sind schön, sehr schön diese schwarzen, aus

Tuch geschnittenen Schnörkel, die an Schultern und Taille des ziegelrothen Seidenkleides zu ineinandergreifenden Herzen sich gestalten, am Schleyprocke in pittoresken Windungen sich verschlängeln, bis sie in freiem Verlauf als „Suivez moi" nachflattern. Von imposanter Pracht ist eine dritte, auf unserer Illustration zu sehende, neuartige Toilette. In schwerem blauen Seidenstoff bauscht sich der ganz auf Steifleinen gearbeitete Rock, dessen Vorderbahn goldgeränderte großzügige Lilien aus violettem Sammet applicirt zeigt, die in schönstilisirter Form sich auf dem Brustlatz der ausgeschnittenen, knapp anliegenden Taille in verjüngtem Maßstabe sich wiederholte. Ein wirksames Blumenmuster mit lang sich hinschlingendem Blatt- und Rankenwerk ist an den Seitenbahnen in breiten Goldlitzen aufgestickt. Die Haartracht, welche die rothgoldene Haarfülle über dem ausdrucksvollen Haupte in Scheiteln ordnet und in Schleifen aufnestelt und als einzigen Schmuck auf der Höhe des Wirbels einen Perlenstern verwendet, ist überaus kleidsam. Die Haare werden fast von allen Damen lose aufgesteckt, auch gerne offen getragen. Zuweilen umschließt sie ein Gitter aus farbigen Bändchen, Chenille oder Goldlitzen; mit Vorliebe schlingt man ein dichtes Gewinde vollerblühter Rosen oder anderer großer, gefüllter Blumen ohne Laub durch die Haarmaschen, welche die Flechten fast ganz verdrängt haben. Eine zierliche Blondine, die an beiden Schläfen weiße Cannablüthen trägt, entzückt durch den harmonischen Zusammenklang der zur Toilette verwendeten Farben, wie durch den originellen Schnitt, namentlich der Aermel, die in gelbblau schillerndem, weichem Seiden-Plissé sich genau nach der Form des Armes drehen und wenden. Das die feine Taille umspannende Schoßleibchen ist aus goldgelbem Seidensammet, in der Mitte des runden Ausschnitts mit zwei Cannablüthen in goldgestickter Hülse, rings am unteren Rande mit einer goldenen Mäander-Stickerei geschmückt. Unter dem Schoß fluthen die dicht gefältelten Wogen des gelbblauen Schillerstoffes hervor, der zum fußfreien Rocke verwendet ist. An Farbenreiz mit der eben beschriebenen Toilette wetteifert eine in Orange und Zartviolett unübertrefflich zusammengestimmte, welche einer sehr geschmeidigen, vornehmen Erscheinung höchst geschmackvoll angepaßt ist, und deren Hauptvorzug in der feinen Silhouette des wohlabgewogenen, von der Schulter bis übers Knie hinabfallenden Faltenwurfs liegt. Zwischen den geschilderten prächtigen Toiletten zeigt unser Bild einen schlichten schwarzen Seiden-Talar zur glatten, weißen Herrenwäsche und dem kleinen Sammet-Barett auf dem gepuderten Haar. Das Volumen in der Hand verräth die Gelehrte, und in der That haben wir eine Doctrix omnium artium scientiarumque vor uns, eine Doctorin von 1909, die natürlich nicht mehr mit einer Fakultät sich begnügt, sondern sich auf alle Künste und Wissenschaften gleich gut versteht.

Die weibliche Superklugheit gäbe wohl den Herren gehörig auf zu rathen, wenn sie der Siebengescheuten nicht mit Siebenmeilen-Stiefeln zu entrinnen wüßten. Die Männer, die indes innerhalb des einen Decenniums der nüchternen Farblosigkeit ihrer Tracht gründlich abgesagt haben, huldigen nach wie vor lieber der weiblichen Schönheit als Weisheit, wie der junge Landsmann und Namensgenosse Schiller's, der in zimmetbraunem Frack zur hellgeblümten Weste und blaßblauem Strumpf zur schwarzen Kniehose und zum ausgeschnittenen Lackschuh seiner lieblichen Nachbarin anbetend zu Füßen sitzt. Das bauschige Beinkleid wird meist durch den schwarzseidenen Strumpf ergänzt, während die lange, weite Hose in mit der Weste übereinstimmender oder gut von ihr abstechender Farbe erscheint. Unumgängliches Erforderniß der Mode von 1909 ist die bunte Weste, sei's tief ausgeschnitten und mit Goldknöpfen geschlossen, oder mit herzförmigem Ausschnitt hochgehend und seitlich unsichtbar übereinandergehakt. Die Fräcke sind langschößig in ganz zarten Schattirungen, wie der Cavalier auf unserem Bilde mit wohlgebildetem Geschmack einen apfelgrünen Frack mit rosa Rose zum gekräuselten schwarzbestickten Hemde gewählt hat. Die Blume darf in keinem Frack fehlen, und eine ritterliche Aufmerksamkeit ist es, daß der Ehemann, oder der es zu werden begehrt, eine Blume von der Farbe des Kleides seiner Dame ins Knopfloch steckt. Ueberhaupt hat die Herrenwelt an Sitten-Verfeinerung entschieden gewonnen, ob auf Grund weiblichen Vorbilds bleibe unentschieden.

Die Gleichberechtigung der Damen äußert sich nicht nur in ihrem kurzen „Wichs", dem kurzem Rock, unter dem das bauschige Beinkleid mit Sammetbändern in abstechender Schattirung kreuzweis festgebunden getragen wird. Auch das freie Wahlrecht, wenigstens im Ballsaal haben, je sich zu eigen gemacht, und das „sitzen bleiben" müssen nun die armen, alten Junggesellen lernen, die nicht einmal ihre Enttäuschung hinter dem Fächer verbergen können. D'rum bergen sie lieber sich selber in den Wolken des Bier- und Rauchstübels, wo Lenbach in schwarzseidener Kniehose und brillantfunkelndem Spitzen-Jabot, von vielen Größen der Künstlerschaft umgeben, des Präsidiums waltet, froh, inmitten der „Gaudi" ein gemüthliches Plätzchen entdeckt zu haben.

Sehr hoch stehen indes im Jahre 1909 die Männer bei den Frauen nicht im Preise, denn der Tanz-Automat liefert je nach Bedarf gegen Einwurf eines „Zwanzgerls" einen Tänzer mit flottem Bart, während einer ohne Schnurrbart sogar schon um ein „Zehnerl" zu haben ist. An verschiedenen lehrreichen Beispielen ließe sich jedoch beweisen, daß die um so billigeres Geld auf automatischem Wege erstandenen Herren an der Hand ihrer Tänzerinnen im Werthe stiegen, so sehr, daß der eine oder andere zu der ernstlichen und ehrlichen Absicht kommt, solcher Führung sich zeitlebens anzuvertrauen.

Da ertönt auf einmal die Parole: „Ohne Herren machen sich die Damen besser!" und sofort folgte das Commando: „Alle Herren auf die Galerie." Etwas verdutzt wird der seltsame Befehl befolgt, denn die Ueberzeugung, daß die Freuden des Lebens in strenger Absonderung des männlichen und weiblichen Elementes ihren Gipfelpunkt erreichen, ist hüben und drüben gar vielen zweifelhaft. Aber siehe da! Wie ein Jubelchor von Licht und Glanz, Liebreiz, Schönheit und Wohllaut wogte und jauchzte es symphonisch durch den Saal, als die anmuthigen Tänzerinnen, umweht von ihren schleierartig schillernden Gewändern, umstrahlt von dem in allen Tinten des Prisma wechselnden Schein des elektrischen Lichtes, mit verschlungenen Händen, schwebenden Fußes im Reigen sich neigen und wenden nach dem melodischen Rhythmus eines vielstimmig gesungenen Walzers. Mit Zauberkraft hat die Wünschelruthe künstlerischen Sinnes, die Emanuel Seidl und seine Genossen, die Maler Tragy, Riemerschmied und Recnizek so gewandt gerührt, eine heitere Zukunfts-Phantasmagorie heraufbeschworen „Die Mode von 1909", verklärt durch den Geschmack und die Grazie schöner Frauen. Sehen wir ihr freudig entgegen!

Die Mode von 1909.

Gruppe vom Orchester-Vereins-Ball in München. Nach einer Original-Aufnahme von Ad. Baumann, kgl. bayr. Hof-Photograph in München.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: H. Hein; für den technischen Theil: A. Grosse, beide in Berlin; — für Oesterreich-Ungarn: Robert Mohr, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 7, I. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). Berlin und Wien, 1. April 1899. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). XXVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Mit tausend Masten.

Ein Stück Leben.

Von Ida Boy-Ed.

(Schluß.)

Im Coupée war es heiß und die ganze Luft mit Staub durchsetzt. Er legte auf die Kleider und die Gesichter grauen Schimmer, man fühlte ihn knirschend zwischen den Zähnen, und dick lag er auf den Holzleisten vor den Fenstern. Draußen, die Felder auf der endlosen Ebene, die der Zug durchraste, standen im bleichen Gelb des reifenden Getreides. Es war Ende Juli, und Martha kehrte heim.

Vier Wochen länger als es anfangs möglich schien, hatte sie sich in Berlin gehalten.

Sie nähte jeden Abend bis in die Nacht hinein für Frau Bertikow seidene Unterröcke, und die Frau ermäßigte ihr dafür ihr Pensionsgeld auf siebzig Mark. Auch gewöhnte Martha sich das Glas Bier abends und die Tasse Kaffee nachmittags ab. Und so, in Arbeit und Entbehrung, hatte sie einen Monat länger bleiben können, fast bis zum Beginn der Ferien, die Professor Kley erst am ersten August beginnen ließ.

Martha hatte ein vertragenes Winterkleid an. Was sie noch an Sommerzeug vom vorigen Jahr besessen, — es war ohnehin sehr bescheiden, — paßte ihr nicht mehr, denn Martha war noch gewachsen. Zur Anschaffung eines Kleides hatte es nicht gereicht.

Der Abend kam, langsam schlich die Dämmerung über die Felder, sie wurden farblos, und die Welt schien weiter und stiller zu sein.

Wie gut, am Abend anzukommen. Es schien Martha, als sei die Heimkehr weniger grausam, als sähe nicht alles sie so grell und höhnend und brutal an.

Ihre Eltern waren am Bahnhof, in freudiger, stolzer Erwartung. Die Mutter weinte.

Aber Martha hatte sich die Thränen abgewöhnt. Müde und zerstreut begrüßte sie die ihren. Der Gang durch den lauen Sommerabend that ihr wohl.

Daheim jedoch, in der engen Wohnung, bei der geräuschvollen Freude ihrer Geschwister, bei dem lauten Abendessen, zuckte sie manchmal mit den Brauen und glaubte nicht, auf ihrem Stuhl sitzen zu können. Sie war eben nervös geworden, — sehr nervös.

Und wieder war ein Eifer in ihr, wie damals in Berlin; keinen Tag, keine Stunde wollte sie verlieren.

Sie ging am anderen Morgen zu Senator Benfeld's. Die Herrschaften waren verreist.

Dann zu Fräulein Deppermann. Verreist. Dann zu Fräulein Schirrmacher. Verreist.

Martha hatte vergessen, daß noch Ferien waren, und begriff, daß sie noch vierzehn Tage mit allen weiteren Schritten warten müsse.

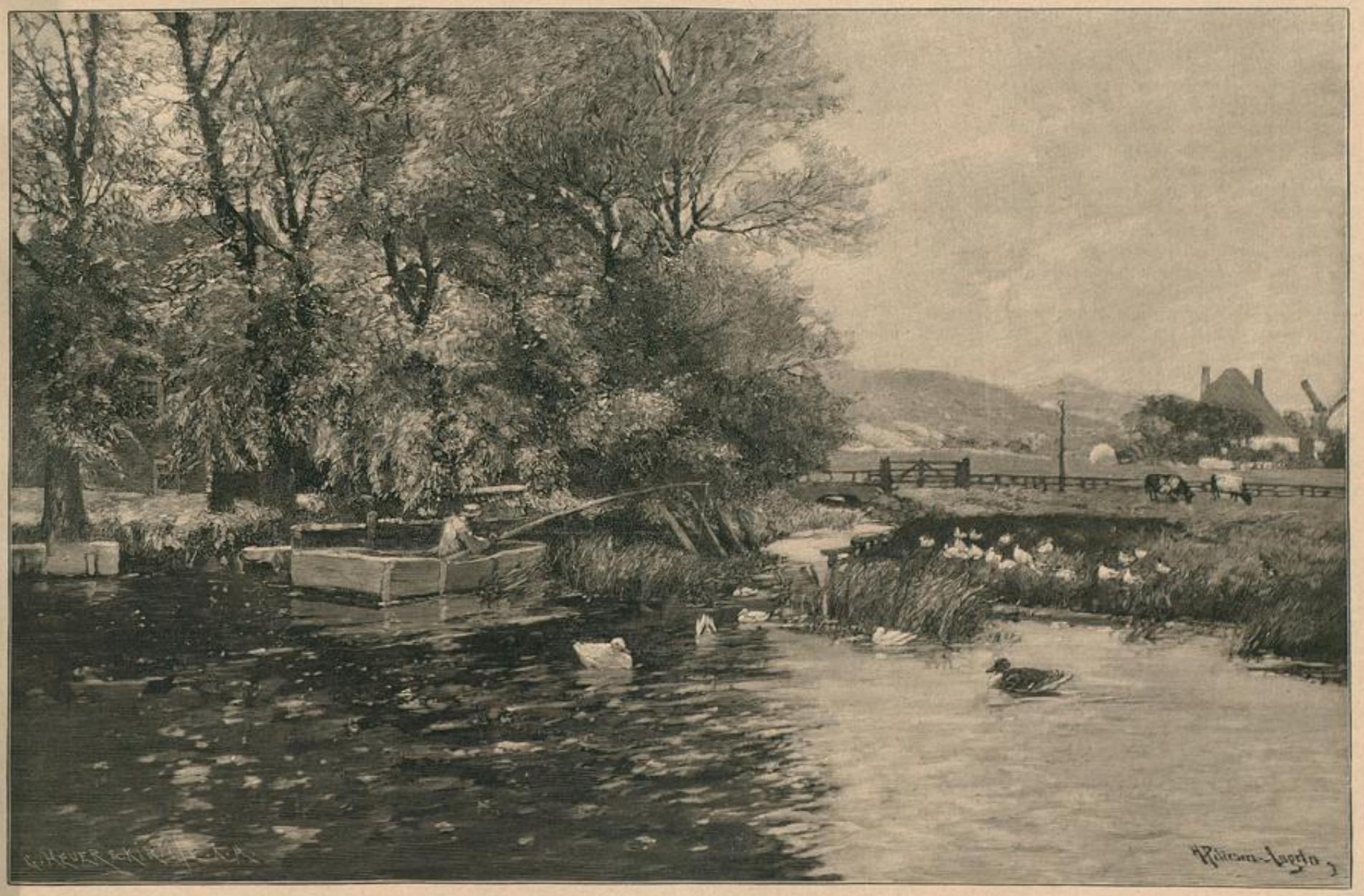
Nur Hasenkamp traf sie. Der hatte kein Geld zum Verreisen, obwohl er besserer Laune war, als im vorigen Jahr. Ein Handwerker-Gesangverein hatte ihn zum Dirigenten erwählt und zahlte ihm ein nettes kleines Gehalt.

„Herrjeses," dachte Hasenkamp, „das Mädchen sieht aber aus! Sehr häßlich geworden. Na, viel war ja nie dran."

Martha sagte ihm, daß sie zunächst Klavier- und Gesangstunden geben wolle.

„Also Ihrem alten Lehrer auch noch Concurrenz machen," scherzte er etwas säuerlich.

„Hoffentlich nur kurze Zeit," sagte Martha, „Sie wissen, meine Eltern sind unbemittelt, ich muß ihnen zurückerstatten, was sie für mich hergaben; auch bei Ihnen und Kapellmeister Leo habe ich Schulden. Ich denke, schon im Anfang October ein Konzert zu geben. Den Ertrag dieses ersten Konzertes muß ich dazu verwenden, eines in Berlin zu veranstalten, denn es heißt: ohne das wird man nicht bekannt, und die Konzert-Agentur empfiehlt einen auch nicht. Dann gebe ich im Laufe des Winters hier noch zwei Liederabende, werde auch hoffentlich mehrere Engagements nach auswärts bekommen. All das Geld, was ich damit verdiene, will ich zum Tilgen meiner Schulden verwenden. Und deshalb muß ich so lange Stunden geben. Am Tage, wo der letzte Pfennig bezahlt ist, hänge ich die Lehrerin an den Nagel und singe nur noch in Konzerten."



Am Mühlenteich. Nach dem Gemälde von H. Petersen-Angeln.

„Ein Plan, der Hand und Fuß hat," sprach Hasenkamp, dem der ruhige, zielbewußte Vortrag unwillkürlich imponirte.

Auch den Eltern war es recht, daß Martha noch vierzehn Tage warten mußte, ehe sie wieder anfing zu arbeiten. Sie war gar zu mager und sah so schrecklich ernst drein. Man mußte sie erst ein bißchen pflegen. Auch sah der Inspector ohne weiteres ein, daß er noch fünfhundert Mark aufnehmen müsse; Martha mußte doch eine hübsche, möblirte Stube miethen, wo sie ihre Schülerinnen empfangen könne; das Klavier war ja da und konnte fortan Martha gehören. Auch etwas ordentliches anzuziehen mußte Martha haben.

Und so konnte man denn Mitte August in allen Hamburger Blättern die Anzeige lesen:

Martha Lambert,
Konzertsängerin.
Empfiehlt sich zu Gesang- und Klavier-Unterricht. Ernst-Merkstraße 54, II Treppen.

Martha hatte Glück. Durch Fräulein Schirrmacher erhielt sie nach und nach drei Schülerinnen, auch wurde sie für den Gesangunterricht in der Schule engagirt. Zwei ihrer einstigen Mitschülerinnen meldeten sich zu Gesangsstunden. Zehn Privatstunden à drei Mark die Woche und dazu noch vierzig Mark Honorar für den Monat für den Schulunterricht, — das war Martha's erfreuliches Budget am ersten October, und stolz trug sie einiges erspartes Geld zu Hasenkamp.

Sie freute sich, daß Stundengeben nicht für immer ihr Los zu sein brauchte. Obschon sie ein unleugbares Geschick zum Lehren hatte, und ihre Schülerinnen gleich sehr an ihr hingen, war es ihr doch schrecklich, so von Haus zu Haus, von Stadttheil zu Stadttheil zu jagen, oder bei sich in ihrer Stube immer wieder dieselben Sachen durchzunehmen, immer wieder die Anfangsgründe durchzukauen, immer wieder Geduld mit den unmusikalischen Schülerinnen zu haben.

Gottlob, — in einem Jahr vielleicht war sie frei davon!

Leid that es ihr, daß Fräulein Deppermann sich sehr schroff gegen sie stellte. Martha war keine Menschenkennerin, sie bedachte nicht, daß sie nunmehr Fräulein Deppermann's Concurrentin geworden war; auch ahnte sie nicht, daß Fräulein Deppermann es weder sich noch ihr vergab, daß sie einmal, — an jenem unvergeßlichen Abend, — Zeugin ihrer wahren Natur geworden war, und daß vielleicht Fräulein Deppermann eine Indiscretion fürchte. Auch Benfeld's schienen kühler, — vielleicht durch Fräulein Deppermann beeinflußt.

Martha kündigte ihren Liederabend für den achten October an. Hasenkamp, gegen ein Honorar von achtzig Mark, — weil sie es sei, — wollte begleiten.

Das rosa Kleid mußte aus seiner Schachtel, wo es mit Naphthalin bestreut, bewahrt gewesen.

Ach, es war auch an seinem Glanztage nur ein altes, aufgearbeitetes Kleid gewesen. Nun sah es recht unfrisch aus. Und als Martha es anprobirte, mit zuckenden Lippen und zitternden Händen, — da fiel es von den Schultern und schlotterte um die Taille. Martha wurde plötzlich flammend roth. Sie konnte nachträglich gar nicht fassen, daß sie sich in einem so tief ausgeschnittenen Kleid gezeigt hatte. Spitzen wurden gekauft und Tüll, der den Rock bedeckte, alles recht billig, von geringer Sorte.

Als Martha am Morgen des Konzertes in der Musikalienhandlung vorsprach, theilte man ihr mit, daß achtzig und einige Billets verkauft seien. Die Herren fanden es viel, Martha war bitter enttäuscht. Anstatt eines Gewinnes noch kaum die Kosten! Aber noch einmal regte sich, was noch von leichtem Jugendsinn tief irgendwo in ihrem Innern versteckt gewesen: sie verbot das Verschenken von Freibillets und meinte, es seien ja noch acht Stunden Zeit, — der Andrang käme vielleicht erst heute.

Aber er kam nicht, und die Menschen saßen, ein unheimlich kleines Häuflein, im Saal. Wenn neunzig Menschen auf der Straße zusammenstehen, ist es fast ein Auflauf. Es erschien Martha ganz räthselhaft, daß sie nach so wenig aussehen konnten, bloß weil vierhundert leere Stühle hinter ihnen in Reih und Glied standen.

Das Programm war vornehm: Brahms und Schubert, Strauß und Cornelius.

Martha, den Hals viel zu hoch mit plumpen Spitzen bepackt, sah so unvortheilhaft wie möglich aus. Ihre Stimmung war gedrückt. Jahre ihres Lebens hätte sie darum gegeben, noch vom Podium einen Aufschub des Konzertes verkünden zu dürfen. Sie schob plötzlich die Leere auf den Zeitpunkt: es war noch zu früh für ein Konzert.

Sie sang ihr Programm ab, mit eiserner Energie ihre besten Kräfte einsetzend. Das Bestreben, den Saal mit ihren Tönen zu füllen, griff sie sehr an. Der Beifall war karg, — er klang fast mitleidsvoll.

Ach, und verzweifelnd fühlte Martha: die Weihe und der Glanz von jenem einen Abend, — die kamen niemals, niemals wieder!

Auch einige Lieder aus der „Winterreise" standen auf dem Programm: Die Post, die Krähe und die Letzte Hoffnung.

Martha sang:

Hie und da ist an den Bäumen
Noch ein buntes Blatt zu seh'n,
Und ich bleibe vor den Bäumen
Oftmals in Gedanken steh'n.

Schaue nach dem einen Blatte,
Hänge meine Hoffnung d'ran;
Spielt der Wind mit meinem Blatte,
Zittr' ich, was ich zittern kann.

Ach, und fällt das Blatt zu Boden,
Fällt mit ihm die Hoffnung ab,
Fall' ich selber mit zu Boden,
Wein' auf meiner Hoffnung Grab.

Und wie Hasenkamp so breit in die Tasten griff und wie es so von ihren Lippen strömte,

Wein,' — wein' auf meiner Hoffnung Grab — —

da zerriß etwas in ihrem Herzen. Ein Schauer durchrann sie. Ihr war, als habe sie sich ihre eigene Todtenklage gesungen.

* * *

Scheu nur, mit bebenden Fingern nahm sie am anderen Morgen selbst alle Zeitungen an einem Verkaufsstand. Sie glaubte, die Verkäuferin müsse ihr ansehen, was sie suche.

Die Kritiken waren vernichtend. In der einen stand: „Die freundlichen Hoffnungen, welche die junge Sängerin im vorigen Jahr in uns erweckte, haben sich nicht erfüllt." In der zweiten: „Wenn die jungen Künstler und Künstlerinnen heutzutage ein paar Monate bei einem berühmten Meister studiren, glauben sie, die Welt mit dem unfertigen Werde-Zustand ihrer „Kunst" schon sogleich beglücken zu müssen. Wir rathen Fräulein Lambert, ihre Studien noch zwei oder drei Jahre fortzusetzen, falls ihre sehr kleine und des Glanzes völlig ermangelnde Stimme ihr das Opfer werth erscheinen läßt." Und die dritte: „Fräulein Meyer hat sich inzwischen in ein Fräulein Lambert verwandelt, — ihr Eifer, sich ein wohlklingendes Pseudonym zu besorgen, ist von mehr Erfolg gekrönt gewesen, als ihr Studium." Die vierte —

Nein, Martha las nicht mehr. Ihre Lippen waren farblos, ihre Füße schwer. Sie schlich hinaus und nahm die Karte von der Thür, worauf stand:

Martha Lambert,
Konzertsängerin

und dann zog sie ihre Galoschen an und schürzte sich das Kleid hoch, denn draußen goß es in Strömen. Sie hielt den Schirm in unsicherer Hand und trottete die Straße dahin und dachte immer mechanisch:

„Ach Gott, ich komme zu spät." —

Sie hatte eine Stunde am Schwanenwyk zu geben, und darnach eine andere in der Schirrmacher'schen Schule, und darnach eine andere — —

Es war jemand mit der Peitsche hinter ihr und trieb sie, immerfort, immerfort — durchs Leben. — — —

* * *

Die Jahre rannen. Martha merkte es gar nicht. Sie hatte so schwer zu arbeiten. Das Konzert that ihrer Lehrerthätigkeit auf lange hinaus Schaden.

Und die Schulden wollten bezahlt sein. Im Ganzen waren es ja kaum dreitausend Mark.

Doch Thalerweise wollten sie vom Munde gespart sein, und das war eine lastende, lange, mühselige Arbeit.

Aber allmählich sprach es sich doch herum, daß Martha Meyer eine sehr tüchtige Lehrerin sei; auch machte Fräulein Deppermann im Benfeld'schen Kreis irgend eine Klatschgeschichte, und Martha erhielt manche ihrer Stunden. Und so kam es, daß Martha nach sechs Jahren schuldenfrei war. Von da an hatte sie es, nach der Meinung ihrer Eltern, prachtvoll. Sie verdiente schon beinahe zweitausend fünfhundert Mark im Jahr und hatte sich in eine Sparversicherung eingekauft.

Wie lange war es schon her, — mit Ihm?! Martha wußte es kaum mehr. Jahre, Jahre! Zwölf oder vierzehn. Und sein Name ging glanzvoll durch alle Welt. Er war in Amerika berühmt und in Rußland, in England und in Spanien wie in Frankreich. Martha las es in den Musik-Zeitschriften, die sie hielt, immer, wo er war. Auch, daß er sich von der Morwitz geschieden und eine russische Prinzessin geheirathet habe, las sie. Und wie ein Märchen erschien es ihr, daß dieser leuchtende Mann einmal in ihrem Leben gestanden haben sollte.

Das Schicksal hatte ihr den Beweis aufgespart, daß sie nicht geträumt. — —

Alban Desowsky kam nach Hamburg. Die musikalischen Kreise geriethen in Fieber. Man erinnerte sich dunkel, daß der große Mann vor ungefähr vierzehn Jahren hier konzertirt habe, — mit wem doch noch! Richtig, — mit Martha Meyer. Tausend Fragen stürmten auf sie ein. Mit ihrem ruhigen Gesicht sagte sie einfach, sie habe gar keine Beziehungen und wolle sich ihm auch nicht in Erinnerung bringen, da er seitdem wohl mehr als tausend Konzerte gegeben und an das mit ihr doch nicht mehr denken könne.

Aber schon am Tage der ersten Ankündigung hatte sie sich eine Karte zu seinem Konzert gekauft.

Die Senatorin Benfeld träumte von einer Soirée, schrieb an den berühmten Mann, erinnerte ihn daran, daß sie ihn schon einmal bei sich gesehen, und lud ihn zum festlichen Mahl. Als Antwort kam ein Telegramm, worin der Secretär des Herrn Desowsky mittheilte, daß der Künstler dankend ablehne, weil er und „Madame la princesse" noch in der Nacht Hamburg wieder verließen. Die Senatorin war über diese arrogante Art wüthend und grollte sich gegen Martha aus.

Auch dazu hielt sie still, — — zu allem, — — das war sie so gewohnt. — —

Still saß sie auf ihrem Eckplatz im Konzert, — ganz still.

Sie wartete. Ihr war, als stehe eine Katastrophe bevor. Irgend etwas Ungeheures müßte sich ja begeben. — —

Aber es begab sich nichts. Ein Pianist trat auf und spielte etwas Farbloses. Und dann kam er. —

Martha beugte sich vor. Die Augen wurden ihr starr und weit. — — Er? wirklich er? Noch so bleich wie damals, — noch dieselbe wirre Locke auf der Stirn, — noch dieselbe Schwermuth im Lächeln, — — und die Brust voll Orden, und an der Hand einen ungeheuren Brillanten. — —

Er spielte. Martha hörte es nicht. Starr, — wild, — unverwandt sah sie, — — sie wollte ihn zwingen, sie zu sehen, — zwischen den Hunderten sie allein. — —

Der tobende Beifallssturm schreckte sie auf. Sie erhob sich, — wankend ging sie hinaus. Viele sahen ihr nach.

Sie kam heim in ihre Wohnung und wußte nicht wie, — gewohnheitsmäßig zündete sie Licht an.

Und plötzlich warf sie sich auf einen Stuhl und weinte — — —

Ihr war's, als stände er neben ihr, und als sänge seine Geige:

Wein', wein', auf meiner Hoffnung Grab — — —

Lange weinte sie fort, — immer stiller und leiser.

Dann hob sie das Haupt und trocknete die Thränen. Sie sah sich um.

Einfach war die Stube, einfach wie das Schlafzimmer nebenan.

Aber die freundlichen Möbel gehörten ihr, — von ihrer Arbeit waren sie erworben!

Klein war die Wohnung, aber gemüthlich, — von ihrer Arbeit wurde sie bezahlt!

Und da drinnen im Schreibtisch lag ein Papier, — es sicherte ihr Alter, — von ihrer Arbeit hatte sie es beschafft!

Ein schwermüthiges Lächeln schlich über Martha's Angesicht, — echter als das, was Alban Desowsky vorhin dem berauschten Publicum gezeigt. — — — —

Sie erhob sich, ging an ihren Schreibtisch und sah nach, welche Stunden sie morgen zu geben hatte.

Nachdruck verboten.

Darum.

Meine Mutter will nichts von Dir wissen
Und mein Vater mag Dich gar nicht leiden,
Darum habe ich Dir sagen müssen,
Daß es aus sei mit uns beiden.

Und nun reden sie, ich soll nicht weinen
Und nicht immer trübe Augen machen.
Darum muß ich auch so lustig scheinen,
Darum lernte ich das laute Lachen.

Darum bin ich auch so übermüthig,
Aber denke nicht, ich sei verdorben.
Aber wenn Du wiederkommst, — sei gütig,
Geh vorbei, und denk, ich sei gestorben.

Alice Falckenthal.

Nachdruck verboten.

Süßigkeiten.

Von Sanitätsrath Dr. W. Noeldechen.

Zur Einleitung oder als erste Hälfte bringen wir eine kleine, lehrreiche Familien-Geschichte aus dem ungereimten oder, sagen wir hoffentlich zutreffender, reimlosen Struwwelpeter für Erwachsene.

Dr. Hebestreit war Arzt und hatte außer seiner Praxis und einer Familie von insgesammt zwei Köpfen noch eine Schwiegermutter, Lina Jochem, geb. Meerkatz. Sie konnte nicht dafür, daß ihr Name nicht schöner war, Hebestreit hatte auch bei seiner vormaligen Bewerbung um die Tochter keinen Werth auf den doch verschwindenden Namen gelegt.

Der Arzt ist auswärts, — hoffen wir lohnend, — beschäftigt. Die Hausfrau stopft oder strickt, näht oder stickt, erweist sich jedenfalls für das Wohl ihres Sprößlings thätig, als dieser, der kleine sechsjährige Hans, dessen rothe Backen von der glücklichen Ueberwindung eines Geburtstags-Magen-Katarrhs rühmliches Zeugniß ablegen, in die Stube stürmt mit den nicht mißverständlichen Worten: „Mutterchen, noch eine Stulle!“ — Eben schlägt es fünf Uhr, der Vater hat zwar ganz bestimmt und öfters nur ein bestimmtes, zur festen Stunde zu verabfolgendes Butterbrod vorgeschrieben, aber wird Frau Emma, die übergütige Mutter, den Hamlet mit seinem fatalen: „Schwachheit, Dein Name ist Weib!“ gründlich lügen strafen? Leider nein! Hänschen ist ihr Einziger, Liebling oder Abgott. Sie sagt: „Eigentlich solltest Du nach Vaters Willen jetzt genug haben, aber“ — Der Hans kümmert sich nicht wesentlich um den Nachsatz, sondern läuft der Mama in die Speisekammer voraus, wo die Extrastulle geleistet wird. Ei, — zwei Sünden in einem Athemzuge, Frau Emma! Nichtachtung der Worte des Gatten, und gar vor des Kindes Ohren! Kaum ist die unerlaubte Stulle der erlaubten gefolgt und einverleibt, Mutter und Kind sind wieder in der Stube, da klingelt und pocht es, Frau Lina Jochem geborene Meerkatz tritt ein. Ehe ein Wort der Begrüßung fallen kann, sind Hänschens Augen auf den mit Phantasieblumen gestickten Sammetbeutel, der am Arme der Eingetretenen verheißungsvoll baumelt, mit Sicherheit gefallen, und er fragt: „Hast Du mir 'was mitgebracht, Großmama?“ „Ei freilich, mein Goldjunge!“ Eine tüchtige Papierdüte entwickelt sich. Gleichzeitig regt sich Frau Emma's sogenanntes Gewissen. „Aber Mama! Du weißt doch, daß Franz ein Feind aller Süßigkeiten ist und Düten verboten hat! Erinnere Dich nur an Hänschens Geburtstag!“ „Liebes Kind, hältst Du denn Deine alte Mutter für gar zu thöricht? Neulich hatte ja Dein Franz in gewissem Sinne recht, das waren aber auch Macronen, Marzipanstücke und Pralinés. Aber bitte, überzeuge Dich selbst! Dies sind Gesundheits-Cakes und Säuglings-Bisquits; die alte Geheime Sanitätsrath Bollinger bringt ihren Enkelkindern stets von diesen Nummern etwas mit, ich habe mir ausdrücklich Hänschens wegen die Adresse verschafft.“

„Nun denn, — meinetwegen, — aber bitte, Mama, gieb ihm nicht die ganze Düte; nur ein oder zwei Löffelstückchen.“ „Hier mein Junge!“

Der Hans bekommt dennoch von der Großmutter den ganzen Papiersack, mit der feierlichen Vermahnung, nicht alles auf einmal zu essen und später der Spielkameraden zu gedenken; Frau Lina Jochem belehrt ihre Tochter: „Wie oft habe ich Dir gesagt, meine gute Emma, daß man bei der Kindererziehung auch an Selbstzucht, an Entwicklung der freien Enthaltung und Entsagung denken muß?“ — — —

Die Frau Doctor läßt den Hans mit der Düte entwischen, — dritte Sünde! Als ihr Gatte müde heimkehrt, erwähnt sie von den fraglichen Geschichten des Tages keine Silbe, nur: „Ja, ja, die Mama war auf einen Augenblick da.“ — Vierte Sünde.

Beim Abendbrod wird der Hans, der natürlich die großmütterliche Gabe bis auf die letzten Krümeln allein vertilgt hat, leichenblaß, wird hinausgeführt und ins Bett gesteckt; nach wenigen Minuten meldet das Kindermädchen, daß er sich übergeben habe. Nun folgen am Tische Expectorationen anderer Art, eine Offenbarung jagt die andere, das Lampenlicht bringt alles an den Tag, den Schluß macht eine mäßig genußreiche, getrennt verlebte Abendstunde. Lina Jochem sitzt daheim im Großmutter-Asyl, im wohlverdienten Lehnsessel und fühlt sich in Folge von Pflichterfüllung glücklich, jeder Zoll eine Normal-Großmutter! Aber ihre Süßigkeiten haben Bitterkeit geschaffen. Frau Emma sitzt mit verweinten Augen an Hänschens Bett und reicht ihm Selterwasser; Franz Hebestreit, der sich mit der wissenschaftlich begründeten Aussicht auf des Sohnes baldige Besserung trösten kann, liest in seinem Arbeitszimmer einen Essay über Diätetik der Seele. In dem Aufsatz wird auch vor zu vielen Süßigkeiten gewarnt.

Wir können hier unseren Struwwelpeter schließen und nehmen geduldig den Vorwurf in Kauf, daß wir uns das Zwiegespräch der Gatten Hebestreit zur weiteren Ausarbeitung haben entgehen lassen. Zum Trost nur noch den Nachtrag, daß Hans der Welt erhalten bleibt und noch manchem mit der großmütterlichen Herzensgüte zusammenhängenden Magen-Katarrh entgegensteht. — — — College Hebestreit ist nun, was das ganze Kapitel der Süßigkeiten angeht, mit mir bis aufs Tüpfelchen über dem i einer Meinung, — eine bei zwei Aerzten überaus rare Erscheinung! — und ich kann füglich an seiner Stelle das Wort nehmen, damit Frau Emma und Mutter fürder aus dem Spiele bleiben.

Ich weiß sehr wohl, daß nicht alles süße Kram- und Naschwerk auf einer und der nämlichen Stufe der Schädlichkeit und Verdammniß steht; von dem geradezu giftigen, mit gekrümeltem Zucker gefüllten Lutschbeutel der Armen, welchen die Mutter, wenn sie auf Arbeit gehen muß, dem unzufriedenen Säugling zurückläßt, von diesem Mord- und Marter-Instrument bis zu einem harmlosen, altbackenen Anisplätzchen, das ein sechsjähriges Kind verspeist, ist ein weiter Weg.

Auch wird ein Stückchen Kuchen, bei guter Aufsicht dann und wann eingenommen, kaum erheblichen Schaden anrichten. Aber da man nicht mit Kalender und Uhr in der Hand jedesmal neben dem Kinde stehen kann, da kein Sterblicher alle Gebäck- und Bonbon-Marken kennen und beschreiben kann, so sage ich lieber von vornherein: „Fort mit aller Dütchenkrämerei!“ Muß der A-B-C-Schütze durchaus etwas geschenkt bekommen, damit er auf Umwegen Geschmack an der Wissenschaft findet, so gebt ihm für den alten Pferdestall einen neuen Holzgaul, der auch nicht theurer ist und nach bald abgebrochenen Beinen noch im Ofen nützlich wird. Hartgesottene Ostereier in beliebiger Anzahl beschweren auch den Kindermagen, ich halte sie aber nicht für schädlicher, als das buntbemalte Zeug, das der Osterhase in den Conditorladen gelegt hat. Vor allem: Lasset den Kindern die Jugendpoesie des Eiersuchens, aber lasset ihnen nicht den ganzen Vorrath des gefundenen Schatzes!

Bei der kurzen Schilderung der süßlichen Schädigungen will ich mich zuvörderst an die Aesthetik der Schenker und Schenkerinnen wenden, an Onkel und Tanten und andere Verwandte. Eine einzige Düte Bonbons hat sehr viel einzelne klebrige Stücke. Wird dem kleinen Empfänger nicht alle Minuten der Mund gewaschen, Gesicht und Hände gesäubert, so entsteht eine solche Muddeligkeit an Lippen und Pfötchen, daß für die zweite Tante das Patschhändchen- und Kußgeben schon zum recht zweifelhaften Genuß wird.

Auf der Grenzscheide zwischen verletzter Aesthetik und beginnender Pathologie stehen die Zähne. „Welch Wort entfloh dem Zaun Deiner Zähne?“ lautet oft genug die Frage im alten Homer. Dieser Zaun ist in unserer Zeit meist recht arg durchlöchert, oft lange ehe das Tabakrauchen beginnt; und wenn auch die Collegen Dentisten Großartiges im Ersatz leisten, so ist die Natur bestimmt billiger und dabei sowohl angenehmer als hübscher. Natürlich sollen die schadhaften Zähne nachher nur von der Medizin herstammen, von den Eisentropfen bei Blutarmuth, von den häßlichen Säuren u. s. w.

Daß die süße Kindheitsknabberei mit Schuld trägt, daß der ewig verdorbene Magen, der dann die ärztlichen Verordnungen nothwendig machte, die Blutarmuth herbeigeführt haben dürfte, davon will die erfahrene Mutter nicht gern hören. Der Zahnschmelz wird in schlimmerer Weise vom Bonbonknuspern angegriffen, als wenn einmal eine verdünnte Säure schnell über Lippen, Zähne und Zunge gleitet. Diese Thatsache darf mir jedweder glauben, wenn ich mich auch hier über das mechanisch-chemische Wie nicht weiter auslassen kann.

Welchen unglaublichen Einwendungen gutmüthiger Tanten begegnet man als Arzt! „Die Milchzähne bleiben doch nicht, Herr Doctor, und später hören ja die Düten von selbst auf.“ Nein und ja! Ganz recht, Tante Rosamunde! Beim Himmel, die Zähne wechseln. Aber auf schlechte Milchzähne pflegt leider Gottes gewöhnlich eine gleich schlechte zweite Serie zu folgen!

Wir verlassen nun die Mundhöhle, denn die durch Näschereien übertriebene Speicheldrüsen-Arbeit können wir gleich beim nächsten Organ mit erwähnen und abthun. Der Magen! Der alte Bursche ist ein ebenso ehrliches und braves Ding, als meinetwegen das Herz, welches allerdings von vielen Leuten für unendlich poetischer gehalten wird. Freilich bricht der Magen leichter als das Herz, — in gewissem Sinne.

Man lese nur im Coriolan die lustige Fabel vom Magen, die der alte Menenius Agrippa den aufgeregten Plebejern auftischt! Ja, der Magen ist der wahre Sammelpunkt für alle Kraft, das Reservoir, politisch gesagt der Finanzminister, — aber hier bei den Süßigkeiten haben wir wie nörgelnde Volksvertreter nur zu warnen, daß nicht zu viel ihm gesteuert werde.

Im echten, alten Struwwelpeter hat der selige College Hoffmann nur den widerspenstigen Suppenkaspar eingeführt, der sich durch Trotz ein frühes Grab (schon am fünften Tage bei $^1/_8$ Loth Gewicht) selbst schaufelt. Ein Schleckermaul, eine Süßschnute tritt nicht auf, obgleich diese Art wohl häufiger zur Beobachtung kommt. Ich bin, obgleich ein Kenner und Verehrer des Struwwelpeter, im ganzen betreffs der so oft gerühmten Erziehungs-Resultate dieses Buches etwas ungläubig; die bunten Bilder und Reime unterhalten und ergötzen die Kinder, damit mag es genug und Hoffmann's Ruhm wahrlich nicht geschmälert sein. Wenn mit abschreckenden Geschichten in guten und schlechten Versen etwas zu leisten wäre, könnte ich nur auf des alten Göckingk, — Gott hat ihn 1828 zu sich genommen und ihm hoffentlich seine Verbrechen an der Muse verziehen, — lehrreiches Gedicht „Fritz der Näscher“ verweisen. Hier nur einige Proben davon, — auch zum Naschen!

„Fritz war ein herzensguter Junge,
Und lernen war ihm nur ein Spiel,
Doch auf den Wohlschmack seiner Zunge
Hielt leider Fritzchen gar zu viel. — —

Die Speisekammer zu bemausen,
Stieg er ins Fenster einst hinein;
Da, dacht' er, giebt es 'was zu schmausen,
Da wird gewiß noch Torte sein.

Doch diesmal fand der gute Schlucker
Sich sehr betrogen; wie er sah,
Stand nichts als nur ein wenig Zucker
In einem ird'nen Näpfchen da. — — —

Vergebens war's, um Hülfe flehen,
Sein Naschen bracht' ihn mörd'risch um;
Was er für Zucker angesehen,
War größtentheils Arsenicum.“

Trauriges Los, so zu sterben und so besungen zu werden! Arsenik richtet in der That mit einiger Schnelligkeit im Magen merkliche Verwüstungen an. So schlimm wird es ja nun nicht immer gleich werden, selten hat die Mutter in offenen Näpfen arsenige Säure stehen. Aber Gift, langsam wirkendes Gift sind die unnützen Zuckersachen immerhin ebenfalls.

Wie die betreffenden Mundhöhlendrüsen den Speichel absondern, so produciren zahllose, in die Magenschleimhaut eingebettete Drüschen den verdauenden Magensaft, eine aus Schleim, Pepsin und freier Salzsäure wesentlich zusammengesetzte Flüssigkeit, die nun den Speisebrei . . . . — Halt, halt! Nur hier keine Kleinmalerei, keine ausführliche Magen-Physiologie!

Was für chemische Producte Pepsin und Salzsäure aus allen Einfuhren in den Magen, aus den Schleckereien Zucker, Mandeln und Eiweiß herstellen können, in welcher Weise die Magenschleimhaut und ihre Absonderungen von den Ueberbürdungen mit Süßigkeiten beeinflußt werden, — das gehört in Lehrbücher, aber nicht an diese Stätte. Gegen meine Gewohnheit, die niemals auf Worte irgend eines Meisters schwört, bitte ich hier im Interesse der guten Sache, der Kürze und der Aesthetik um einigen Autoritäts-Glauben. Wozu sollen wir hier Dextrin, Traubenzucker und andere Kohlenhydrate aufmarschiren, wozu Fette und Eiweiße zerfallen lassen? Das Eine wird am schlichtesten einleuchten: Die Speichel- und Magendrüsen werden durch die süßen Liebesgaben unnütz zur Arbeit veranlaßt und angestrengt und haben in Folge dessen die Neigung, sich unnöthiger Weise auszuruhen, wenn es nicht am Platze ist. Dann folgen Störungen, Arbeitsstockungen, dann Verschleimungen und mehr, was dann den günstigsten, jetzt so beliebten Nährboden für allerlei Bacillen und Vibrionen schafft, oder sagen wir altmedicinisch die Ursache zu Magenerkrankungen aller Art abgiebt: Auf Süßigkeiten folgen Bitterkeiten, oder auch Säuerlichkeiten, Magensäure.

Dreierlei ist schädlich an jeder Zuckerdüte, gespendet von Tantes Herzensgüte: Zuerst der Inhalt überhaupt, die Substanz, die nach chemischer und physikalischer Beschaffenheit für den Kindermagen meist nicht taugt. Zweitens die Dosis, die Portion, denn die ganze Düte wird fast immer (vergleiche Hänschen Hebestreit in der Einleitung!) dem Kinde in die Hände gestopft. Drittens die Zeit der Schenkung, es wird nie berücksichtigt, ob und wie viel das Beschenkte schon vorher zu sich genommen hat.

Großmütter, Tanten, auch Ihr, junggeselligen Oheime! — denn Ihr letzteren greift am ehesten nach der bequem zu kaufenden Zuckerdüte, — meidet alle Süßigkeiten für Eure Lieblinge! Schenket ihnen lieber, wenn einmal durchaus etwas mitgebracht sein muß, — — — nein, dreimal nein! Schenket ihnen gar nichts! Das sind garstige Gören, denen immer erst mit Bonbons oder anderen Gaben die Zunge zu einem freundlichen Gruße im Kindermunde gelöst werden muß.

Es gab eine Zeit, wo zum neuen Jahre keine Apotheker-Rechnung bezahlt wurde, ohne daß der dienstbare Geist, welcher die Jahres-Receptur beglich, mit einer ansehnlichen Last von Räucherpulver und -Essenz, Reglisse (Altheepaste, — Hustenleder) und Magen-Morsellen bepackt, ins Haus der Herrschaft heimkehrte. Eine ganz hübsche Speculation! Hans und Gretchen, — diesmal ist nicht der junge Hebestreit gemeint, — verdarben sich sofort wieder den Magen, und das Geschäft konnte von neuem beginnen. Die Unsitte ist wohl durchweg abgeschafft, und man darf sich zu dem Bruch des Brauches freuen, sowohl wegen der fortfallenden Süßigkeiten, wie wegen des Räucherwerkes. Ein offenes Fenster und frische Luft sind mir auf die Dauer lieber, als alle Wohlgerüche Arabiens; gar der vom Räucherpulver, das man in die Ofenröhren gestreut hat, aufsteigende Dunst hat für mich einfach etwas Unheimliches.

Anders als beim Apotheker, der ja auch nur einmal jährlich drohte, steht die Sache beim Colonialwaren-Händler, Materialisten, Drogisten, Greisler, Fragner oder wie sonst die Leute, welche den Haushalt versorgen, benamset werden. Da empfängt das artige Kind, das unter dem Schutze des Dienstmädchens in die ersten Geheimnisse des Haushalts- und Küchenhandels eingeweiht wird, von dem Verkäufer immer noch das Stengelchen Gerstenzucker, ein Dutzend Pfeffermünzplätzchen, die herrliche Lakritze und wie immer die bekannten Herrlichkeiten beißen. Beim Ein- und Auftreten der folgenden kindlichen Magenverstimmung schwört natürlich die Caroline bei ihrer Seele Seligkeit, daß sie stets auf das liebe Engelchen Obacht gegeben hat, und daß nichts Unrechtes über seine Lippen gekommen ist. Darum sei hier zum Schluß besondere Vorsicht und wenig Glauben an die Worte aller Carolinen bestens empfohlen. Man muß, — auch als praktische Hausfrau, — nicht zu viel Verschiedenartiges mit einander bei sich selbst und ebensowenig bei der Dienerschaft verbinden wollen. Denn sehr weise sagt der weise König Salomo: „Alles hat seine Zeit!“ Kaffee- und Zuckereinkäufe und Kinder-Beaufsichtigung, — alles hat seine Zeit.

Nachdruck verboten.

In eisernen Fesseln.

Eine ländliche Geschichte von Ant. Andrea.

Es wurde also gereist. Leicht war Herrn von Olden dieser Entschluß, mitten aus der Roggenernte heraus, nicht geworden; aber der Arzt hatte seiner Frau zur Kräftigung ihres zarten Organismus die See verordnet, allein wollte sie nicht fort: Was blieb einem Muster-Ehemann anders übrig?

Die ganze Woche waren Koffer gepackt worden. Für Montag früh erklärte Frau Marie-Louise sich reisefertig. Sonntag Nachmittag kam der alte Freund der Olden, der corpulente Hauptmann, herüber, um sich zu verabschieden und zugleich eine große Neuigkeit ihnen mitzugeben.

Sie saßen auf der Garten-Veranda beim Kaffee, als der Hauptmann auskramte: „Meine Damen, Olden, uns stehen bewegte Zeiten bevor! Was meinen Sie wohl? — —“

„Einquartirung?“ fragte die hübsche, kleine Gutsfrau lebhaft.

„Leider diesmal nicht; aber es wird Sie riesig interessiren. Der ‚geniale‘ Wetzlaff ist wieder im Lande.“

„J, was Du sagst!“ rief der Gutsherr erstaunt, während seine Gemahlin große, erschrockene Augen machte.

„Jeh, Marielisel, was hast Du für rothe Backen bekommen!“

„Das ist gar nichts, Olden!“ meinte der corpulente Hauptmann. „Unsere Damen in der Garnison leben nur noch von Wetzlaffiaden, und unsere jüngsten Lieutenants schwören bei dem heiligen Stephan.“

Der Hausherr blinzelte seine hübsche, kleine Frau herausfordernd an: „Bei uns hat es seine besondere Bewandtniß, nicht wahr, Marielisel? Wir haben 'mal für den ‚Genialen‘ geschwärmt.“

„Pfui, wie unzart!“ entgegnete die Geneckte mit einem weinerlichen Zucken um das rothe Schmollmündchen. „Du machst Dich über mich lustig.“

„Versteh' doch Spaß, kleine Mimose!“ lenkte ihr Gatte gutmüthig ein. Obgleich die Thränen bei ihr sehr lose saßen, fielen sie ihm noch immer brennend auf das brave, verliebte Herz.

„Du warst ja noch nicht verantwortlich dafür, — knapp aus den Backfisch-Jahren heraus — —“

„Bitte, fast siebzehn!“ warf die kleine Frau gereizt ein.

„Na, und —“ lachte der corpulente Hauptmann. „Nichts Weibliches zwischen siebzehn und siebenzig war bekanntlich vor dem zündenden Herzen unseres Stephans sicher. — — Gnädiges Fräulein haben ihn nicht gekannt?“ wandte er sich an die blonde Schwester des Gutsherrn.

„Thut nichts, Herr Hauptmann! Er ist mir eben zu Genüge charakterisirt worden.“

„Eigentlich schade! Das heißt, — natürlich nur auf seiner Seite.“

Die blonde Mara lachte. Der Hauptmann erschien ihr so komisch, wenn er Liebeserklärungen machte. Er benahm sich ja vorzüglich über sich ergehen, denn Mara Liebkosungen ja einander waren seit fast zwei Jahren die denkbar besten. Er hatte nämlich in dieser Zeit dreimal um sie angehalten und stets die gütige Ablehnung von ihr davon getragen. Das ging so von statten.

„Du bist ein unverbesserlicher Mensch, lieber Hauptmann, nur, nehmen Du's nicht übel! Niemals heirathe ich, damit meine Ihre Ruhe nicht immer wieder auf mich fallen."

„Du hast die einzige Dame, die es mir je angethan hat."

„Früher kann ich mich nicht vor Ihr entschließen — —"

„Vor Ostern? —"

„Kennen Sie, lieber Freund? Ich ist eben klüger als ich. Was wollen Sie? Ich fürchte mich vor den Männern."

Mara Mann aber glaubte es ihr, obgleich Mara ich in jenen Stoß legte, den ausgesprochen sie Gelegenheit hatte.

„Solch ein herzhaftiges Mädchen! Ein wenig sich Ihr und lustig," sagten sie. Der Hauptmann allein wußte es recht. „Wenn man für nur viele herzliche Furcht ausstehen könnte!" dachte er jedes Mal. Er sich Mara aber nichts Probates ein; auch verzagt war er im Stande, ihr entgegnig zu entlagen. Sie war ihm zur Gewohnheit geworden, und Gewohnheiten sind bekanntlich sind Tugendhafte an einem alten Junggesellen.

„Im Grunde finden wir dennoch immer und wieder für unseren Verkehr ein," sagte der Hauptmann gemüthlich lort. „Wer der schmächtige Offizier im Regiment und der liebenswürdigste Kamerad. Selber Gerne ein verrücktes Huhn, — immer mehr „Jagemann" im Kopf als Geld im Sack. Wahre unbeabsichtigte seinen Abschied nehmen. Was hatten wir gelacht! Einundzwanzig Mark sonntag hatte er gerade noch bei seinen Gläubigern gebracht. Drei Hasen gab er dem alten Ehepaar, bei im Gasthausnest wo dem Liebsten bestellt, mit dem Reh lüde er eine Feldharke voller Gäste und bewirtete auch Hunde, um von seinem Wirt Abschied zu nehmen. Zwei Tage später schiffte er sich mit einer Expedition nach Afrika ein."

„Hat man hört nicht länger Verwendung für Sie?" fragte Mara.

„O, hab wohl; aber der alte Vogtsch hat recht freundlich gemacht hier. Sein Inspector war übrigens dabei, hat Mauer Geschäfte und verwaltete das in seine eigene Tasche zu stecken; hat bei mein Stephen verstanden. Na, für seinen Alten und den schwächlichen Stammsitz hatte er weder Lust noch Lung. Vernünftig wird er nun Landwirth: Ihm ist allen zugethanen."

Das Verlobungsbild sollte nach dem Mahl noch der Braut beschert werden. Mara, als Mutter der schönsten Verlobungsbraten, wollte wachsen, ob alles gehörig verschmaust und gefüttert war. Abwesenheit trat sie bei ihrer Schwägerin ein; da sah sie sie zusammengekauert in der Sopha-Ecke und weinen in die parfümierten Taschentuch.

„Du bist hier, Mariechen? Hier um Entschuldigung, daß ich nicht anklopfte! Ich dachte, Du wärst noch unten. Sind Deine Kopfer krank?"

„Ach, was frage ich darnach!" schluchzte die junge Frau. „Ich möchte am liebsten zu Hause."

„Wir einem Mal? Du hast Dich doch auf das Verlobt gefreut. Aber was fehlt Dir, Mara-Louise, daß Du so ernsthaft aussiehst?"

„Ich, — ich bin unglücklich — —"

„Meine Güte, weshalb?"

„Friedrich ist manchmal furchtbar unartig, — gar nicht zu reden von dem lieben Hauptmann! Kommen da vor allen Gesichtern von Stephen Vogtsch auf — —"

„Mieder eine Vogtschlacht" sagte Mara heiter. Sie kannte ihre Schwägerin: Wie bei einem Kinde gab es bei ihrer Leiden und Thränen in einem Athem, und gewaltig bewährt war die kleine Frau mit ihrer Liebe für das Jungfräulein, das abgereist in ihre langsame, oberflächliche Natur hineingepaßt.

„Sprich nur!" entgegnete Mariechen tapferlich: „Du machst es mir die anderen. Ich leid alle nöthigen Mittheilungen. Was verlobt Ihr von den letzteren Begegnen bei Hergard?"

„Habe ich Grunde, mich zu erkundigen!" Mara-Louisens Vergißmeinnicht-Augen bekamen ein schalkmerisch Feuer:

„Ich hatte damals den Stephen Vogtsch verstehen lieb."

„I, Mariechen, hat nennt man eine Jugendbekanntheit, die für eine verheirathete Frau nicht mehr in Betracht kommt."

„Doch, — es macht mich unglücklich, daran zu denken."

„Thut es Dir etwa leid, daß Du meinen Bruder zum Manne genommen hast?" Mara war ernst geworden. Ihr klarer Blick forschte in der Miene der jungen Frau, als ob es in ihrer Seele läs.

Und die Engel lehrten Ihn.

Nach dem Gemälde von Fritz Reuther. — Verlag Carl Boy in Berlin.

„Es meine ich es nicht," entgegnete Mariechen eingeschüchtert. „Heirathen könnte wir nicht können. Keine Schulden, — ich meine Stephen Vogtsch, — sein Amt! Meine Eltern würden es nie zugegeben haben."

„Nun, dann ist gut, daß Friedrich eingriff und Dich dem Wunsch des traglichen Herzens entriß."

Und herein Marie-Louise aber sagte.

„Denkst Du, Mariechen Vogtsch wäre uns der Liebe halber zu vergessen?"

„Ja, ja, Mariechen, Du bist fünf Jahren die glücklichste Ehefrau von der Welt, darauf es Dir ankommt."

Mara, daß kannte sie nicht. Sie war auch nicht glücklich, — in diesem Augenblick bekommt nicht. Mit einem heftigen Thränenstrom bekräftigte sie es.

„Ich hatte gedacht, Ihm ewig treu zu bleiben."

„Wem?"

„Stephen. Wir tanzten gerade den entzückenden Walzer. —"

„Ist das bei so einem Versprechen gestohlen Glück?" unterbrach Mara sie humoristisch.

Marie-Louise nickte. Sie kam sich sehr schlecht vor, mit einer „gebrochenen Schuld", wie man in Romanen zu sagen pflegt.

„Und ohne weiteres brachte Du den weichen die Treue?"

„Ich weiß, es scheint wie —"

„Nicht möglich, Mariechen, Du könnte Briefe von diesem Menschen in Empfang genommen?"

„Den einen nur," bekannte die junge Frau. „Welchen Blick! Ich war empört darüber. Wenn er noch öfter Briefe nach Hause schreiben konnte, so hätte er auch antwortigst Korrespondenz bekommen können."

Mara schwieg. Merkte man ihr an ihrem Kinder lange gewachsen, aber diese Kinne, überlegenen Frau war glücklicherweise nicht recht zu nehmen. Sie war ein Kind, und, ehrlich: sie entschuldigt.

„Was schrieb er Dir denn?"

„Ich hatte ihm leider nicht den Kopfen. Eine Abschieds-Melancholie sehr eine zu unbefriedigte Aussicht für eine schönen Mädchen, und ja den höchsten Antipathien Verachtigt ist.

Er stammt unter den verschiedenen Mädchen auch nicht für seine Treue bürgen, obgleich er nicht beabsichtigte, eine „Untreue Partie" in seinen edlen Stammbaum einzureihen."

„Hast Du den Brief noch?"

„O ja. Mama nahm ihn mir fort. Ich glaubte, sie hat ihn Papa vor, denn ich hörte sie lachen. Wir war aber nicht darnach zu Mute. Ich habe die halbe Nacht geweint."

Mara setzte sich zu ihrer Schwägerin. „Sieh 'mal, Mariechen," sagte sie, mit einem ernsten Blicke packet, „meinen darfst Du am Vogtsch nicht mehr, hat mindest Friedrich befohlen. Du weißt, er liebt Dich über alles."

„Freilich. Ich bin glücklich, — nur darf er sich nicht ärgern über mich lustig machen. Und dann, — ich bin wirklich zu weit von ihm, daß es mir nur reiz." Sie trocknete ihre Augen und warf einen allerliebst koketten Blick in den Spiegel. „Meinst Du nicht, daß ich für einen verheiratheten Frau recht gut aussehe?" fragte sie naiv.

„Na ob!" — —

„Der Vogtsch wird es ärgern, wenn er mich so glücklich mit meinem Friedrich sieht," sahe sie lebhaft hin. „Nein, Mara, und bei für ein Hirn ist, und doch ein interessanter Mann! Aber hat braucht Du glauben, ehe er nicht 'mal gründlich mit seinem Herzen verwirrt, hat den Mädchen nur ihm Ruhe."

Mara war im Zweifel, ob sie ihren Bruder von dieser Unterhaltung in Kenntniß setzen sollte. Die Ehemännerlichkeit ihrer Schwägerin hat die kleine Szenerie, auch Friedrich in seiner abwechselnden Gutmüthigkeit brachen am Ende selbst den Wunsch in seinem Schlafzimmer. Zum Glück war natürlich seine Gehör. Er sachte ja mit seiner Frau und Kind. —

Kritik, der Gärtner, pflückte im Morgenthau die Pflaumen von den Bäumen, — kleiner, lustiger Marie-Claudine, — als hat „gnädige Fräulein" in den Garten trat. Wenn sie hat Regiment auf Tantenam Clemens allein führen, stand sie noch geringer auf als jetzt. Die Leute hatten gehörig Respect vor ihr, — besonders der hammerige Nachtwächter, denn sie morgens ausnahmslos die Stunden begrüßte, welche er im Rathaus verschlafen hatte. Im Übrigen war sie sehr beliebt im Dorfe. Sie verband sich auch Krankenpflegen und Streitschlichten besser als der Gutsherr und der Herr Pastor. Wo es Noth that, konnte man sich auf sie verlassen. Was eine Schwäche hatte sie, — die allerdings für in den Augen der Leute einen gewissen Abstand gab: Sie „grauste" sich. Aus diesem Grunde hat sie auch dem Nachtwächter seine Runde auch ging noch abends bis den Hof ab, ob sich nichts Gefährdrigst, für Eigenthum und Leben Verdächtiges, ungebräuchen hätte. Manchmal

die sie von kleinauf gekannt haben wollte, behauptete, daß sie nie schlafen ginge, ohne unter ihr Bett, in den Kleiderschrank und den Kamin zu leuchten. Sie wäre als Kind einst einem Einbrecher in den Weg gelaufen, der es auf die Speisekammer abgesehen und gedroht hätte, ihr das Hälschen umzudrehen, falls sie mucksen thäte. Seitdem wäre ihr alles, was „Mann" hieß, so fürchterlich, daß sie beständig auf der Hut vor ihm bliebe. Es fing bei den Inspectoren an. Einer, der „Ober", sollte sich einst sterblich in sie verliebt haben. Er wurde dafür knall und fall entlassen.

„Schade!" sagten die Leute. „Sun schmucket Mächen, un so klauk. Avert, wat de Mannslüd sün, de kann sei nich utstoahn, süst frigga kunt sei all Doag." —

„Sagen Sie nur, Kröhl, was war diese Nacht beim Aquarium los?" fragte Gera den Gärtner. „Die Wasservögel waren auffallend unruhig."

„Joa, gnädj Frölen, ick hef wat seihn bi 't Schloß. Ik glöv, de Foß is doa west."

„Hat er Schaden angerichtet?"

Das allerdings nicht; aber Kröhl hatte der Vorsicht halber gleich das Eisen gestellt. Die Vögel, welche das Aquarium bevölkerten, waren Herrn von Olden's Liebhaberei. Sie kosteten ihm viel Geld und Pflege. Er hatte sie seiner Schwester besonders ans Herz gelegt. Diesen Morgen fehlte Gera aber das erforderliche Interesse. Zwar besorgte sie eigenhändig die Fütterung; sie war jedoch nicht bei der Sache, denn sie bemerkte nicht, daß die Hökergans ihr in den Finger hackte, und der zahme Flamingo den Schnabel an ihrem frisch gewaschenen Musselin-Kleide wischte.

Sie war den Abend vorher in der Nachbarschaft gewesen und hatte nichts als Weßlassiaden gehört, — haarsträubende! Die jungen Damen thaten, als wären sie sich ihres Lebens nicht mehr sicher, während sie sich kein Wort von den Klatschgeschichten der älteren entgehen ließen. Solch ein gefährlicher Mensch, ohne Grundsätze und Gewissensbisse!

Gera nahm sich vor, über den Hausfrieden ihres Bruders zu wachen. Sie wollte ihn warnen, ihn ermahnen, die moralische Widerstandsfähigkeit seiner Frau nicht auf die Probe zu stellen. Wie das aber beginnen, ohne Friedrichs Vertrauen auf die Menschheit zu erschüttern?

Eines Abends schrieb sie ihm einen langen Brief, acht Seiten. Gewissenhaft las sie diese noch 'mal durch und — zerriß sie. „Eine gänzlich mißlungene Epistel!" murrte sie. „Gera, liebe Freundin, Du hast 'ne spitze Zunge! Einen Menschen, den Du nur vom Hörensagen kennst, acht Seiten voll anzuschwärzen, — schäme Dich!"

Es war inzwischen spät geworden. Gera löschte die Lampe und begab sich in ihr Schlafzimmer. Eine köstliche Luft strömte hier durch die offenen Fenster aus dem Garten herein.

Es war ein wundervoller Sommerabend. Der Mond wob flimmernde Schleier um das dunkle Haupt des Parkes. Ein sanftes Säuseln ging durch die Wipfel: Die Natur im Schoße der Nacht athmete leise, wie in süßen Träumen.

Gera schaute hinaus in den milden Frieden ringsumher; aber sie war keine Träumerin. Nach einer Weile beschlich sie ein Gefühl von Unbehagen: Sie allein in dem großen Hause, in der düsteren Umgebung des Parkes, — weiter hinten das verlassene Gehöft, das schlummernde Dorf, — nichts als Schweigen, Oede und Nacht!

Im Erdgeschoß lag allerdings die Bedientenstube, und das Wirthschaftsgebäude mit der Wohnung der Inspectoren war nur von einer Rasenfläche und einigen Blumenbeeten vom Schlosse getrennt; aber dort befand sich alles in tiefem Schlaf, selbst der Hofhund in seiner Hütte.

Gera erschauerte: Gott weiß, wie viel böses und gefahrvolles sich unter dem Mantel der schönen Sommernacht versteckte!

„Ich warte, bis Schramm die elfte Stunde abruft," dachte Gera bänglich. „Nachher lege ich mich schlafen."

Der Nachtwächter hatte sich aber im Kruge von der Hitze des Tages erholen wollen und dabei ein Schnäpschen über sein Maß getrunken. Um zehn Uhr torkelte er mit Mühe und Noth über den Hof, und um ein Viertel nach lag er im Kuhstall auf seinem Bund Stroh, — schnarchend, daß die jungen Kälber in der Bucht unruhig wurden.

Vergebens horchte Gera nun auf seine Pfeife und den bekannten Ruf: „Glock — hat — elf — schlagen!" Es blieb alles still: Es konnte einem auf die Nerven gehen.

Doch da ließen sich Schritte auf dem Kieswege hören, die von der Front herumkamen. Gera horchte auf. So pflegte Schramm nicht aufzutreten, wenn er seine Runde „zunzelte." Sie entfernten sich schnell und leise, wurden dann aber an der anderen Seite, nach dem Park hin, wieder hörbar.

Gera bekam es mit dem Gruseln. Sie behielt nicht mehr Courage genug, in ihr Bett zu flüchten und die Decke über ihre Ohren zu ziehen.

Plötzlich kreischte ein Wasservogel durch die unheimliche Stille. Machte etwa der Fuchs die Gegend unsicher? Gera, Hasenfuß, darum diese heillose Angst! Du bist doch das Kind nicht mehr, das bei dem Anblick eines verhungerten Handwerksburschen in Krämpfe fällt. Deine Schuldigkeit wäre es, gleich 'mal bei den Vögeln nachzusehen. — —

Klapp! Schnapp!

Es fuhr dem stattlichen Fräulein durch alle Glieder; aber sie nahm sich zusammen. Ohne Zweifel das Fuchseisen! ‚Monsieur le Renard' war in die Falle gegangen. Ehe sie aber Kröhl oder den Bedienten weckte, wollte sie sich davon überzeugen. Wie sie stand und ging, trat sie auf die Veranda hinaus. Trotz des Mondscheins konnte sie von hier das Eisen nicht sehen. Es lag zu weit nach dem Aquarium hin. Rasch schritt sie über den vom Nachtthau feuchten Rasen, als ein halblauter Ruf ihr entgegen schlug: „Donnerwetter!"

Entsetzt prallte sie zurück. Sie wollte Hülfe schreien; doch die Kehle war ihr wie zugeschnürt: Vor ihr, genau, wo das Fuchseisen liegen mußte, kauerte ein Mensch, halb im Schatten des Gebüsches. Als er sie bemerkte, schnellte er in die Höhe, und wie ein paar Geister der Nacht starrten sie einander an.

„Was — thun Sie dort?" fragte Gera heiser, — mit dem Muth der Todesangst.

Keine Antwort. Der Mensch schien nicht minder erschrocken zu sein als sie. Das gab ihr etwas Fassung.

„Wenn Sie nicht reden, rufe ich um Hülfe!" drohte sie, — allerdings mit schwacher Stimme.

„Unterstehen Sie Sich!" klang es dumpf, kaum verständlich, zurück. „Das heißt, — ich bitte, — wozu wollen Sie Lärm schlagen? Ich bin ja gefangen. Teufel auch, welcher vernünftige Mensch unterminirt seinen Garten?"

„Es ist nur ein Fuchseisen." — —

„Immer noch schlimm genug. — Ah, verwünscht!"

Er bückte sich und zerrte wüthend an dem Eisen. Dann, mit einem Ruck, taumelte er rückwärts und fiel ins Gras.

Gera verspürte ein menschliches Rühren.

„Sind Sie heraus?" fragte sie milde.

„Aber wie! Die verwünschten Haken haben mir den Fuß zerfetzt. Wenn Sie da nicht angewachsen sind und sonst etwas Rückgrat haben, holen Sie einem armen Kerl vielleicht 'nen Topf Wasser und einen Lappen. Man kann doch hier nicht wie ein Hund liegen bleiben!"

Ob Gera wollte oder nicht, die Furcht hatte ihren eigenen Willen völlig gelähmt; sie handelte nur noch nach dem des unheimlichen Menschen.

„Nehmen Sie Sich aber in acht!" zischelte dieser ihr zu. „Nicht Allarm schlagen, sonst — —" Er verschluckte das übrige; aber Gera ergänzte es sich: „Drehe ich Dir den Hals um."

Während sie dann einen Krug Wasser und ein Handtuch aus ihrem eigenen Zimmer holte, überlegte sie, wie sie den Menschen auf gütlichem Wege wohl los würde. Er war inzwischen dicht an das Gebüsch gerückt und hatte den Stiefel von seinem verletzten Fuß gezogen.

Gera warf einen scheuen Blick auf ihn. Er saß jetzt im Schatten, den Hut tief ins Gesicht gedrückt, daß von diesem nichts als das Ende eines spitzen, dunkeln Bartes zu erkennen war. Vielleicht hatte er es sich geschwärzt: Gera war auch darauf gefaßt.

Sie stellte ihm den Krug auf Armeslänge hin. Weiter wagte sie sich nicht an ihn heran. Er brummte etwas wie: „gut", und halb abgewandt, zerrte er ärgerlich an seinem Strumpf, der große Blutflecke bekommen hatte.

„Er trägt Strümpfe," dachte Gera beobachtend. „Also ein Strolch in besseren Verhältnissen."

Da ächzte der Mann, daß es Gera ins Herz schnitt. Unwillkürlich bückte sie sich, um ihm behülflich zu sein. Er hatte den Strumpf aber schon herunter und machte eine abwehrende Bewegung, wie: komm mir nicht zu nahe! Dann lehnte er sich erschöpft gegen das Gesträuch, beinahe, als wäre er ohnmächtig geworden.

Mochte der Mensch ein Landstreicher oder ein Verbrecher sein, in diesem Augenblick sah Gera Olden nur einen Verunglückten. Sie tauchte das Handtuch in den Wasserkrug und schlug es behutsam um seinen geschundenen Fuß. Er lag stockstill; nur als Gera ein zweites Mal das Tuch eintauchte und auflegte, athmete er erleichtert auf. Sie war bei ihrer Samariter-Arbeit niedergekauert und konnte sehen, daß der Fuß geschwollen war und aus mehreren Löchern blutete.

„Ich werde Ihnen einen Verband machen." —

Da er nichts darauf erwiderte, schaute Gera verstohlen auf und bemerkte, daß er nieder auf ihre Hände blickte: Wahrscheinlich hatte er es auf ihren Brillantring abgesehen.

„Sie haben wohl ein Messer bei sich?" fragte sie mit unbewußtem Hohn. Ob er über ihre schlecht gespielte Unbefangenheit lächelte? Sie wagte nicht, ihn darauf anzusehen. Er tastete hastig an sich herum und brachte eines zum Vorschein, — keinen Dolch, sondern ein gewöhnliches Taschenmesser von leidlich anständiger Qualität.

„So. Nun fassen Sie das Handtuch an. Ich schneide einen Verband. Danke!"

Wie doch die Höflichkeit dem gesitteten Menschen im Blute steckt! Sie hatte wirklich „danke!" gesagt. Wahrscheinlich mokirte er sich über sie, obgleich er sich nichts merken ließ, sondern ihr mäuschenstill den Fuß hinhielt.

Sie verband ihn so gut es ging. Dann erhob sie sich:

„Das ist fertig. Den Strumpf werden Sie aber schwerlich 'rüberbekommen."

„Thut nichts." Er knüllte ihn zusammen und steckte ihn in die Tasche. Da schrillte die Pfeife des Nachtwächters.

Der Mensch wollte aufspringen, sank aber mit einem Schmerzenslaut zurück: „Verwünscht! Kommt der Kerl hierher?"

„Glock — hat — zwelf — schla — gen!" tönte es schläfrig und blechern durch die Stille.

„Er macht die Runde auf dem Hofe und kommt dann ans Schloß," sagte Gera, mit einem Mal ganz kaltblütig. „Dann kann er Ihnen den Weg hinaus zeigen."

„Will's ihm nicht rathen, mir in die Hände zu fallen!" zischelte der Mensch grimmig. „Nein, Fräulein, wenn Sie mich aus dem Wege haben wollen, müssen Sie selbst Hand anlegen. Sie wissen hier wohl Bescheid: giebt's nicht in der Nähe einen Unterschlupf? Ich bin nicht bösartig. Den Zusammenstoß mit dem Wächter möchte ich vermeiden."

„Mein Gott, Sie würden dem armen, alten Manne doch nicht ans Leben gehen?" Gera bebte vor Angst und Entrüstung.

„Dies ist nicht der Augenblick, einen Menschen mit Fragen in die Enge zu treiben. Ich wollte nur gesagt haben, daß ich für die Folgen nicht stehe. Man braucht nicht just ein Strauchräuber zu sein, um sich etwas Unbequemes abzuschütteln." Seinen Schmerz verbeißend, erhob er sich mühsam und horchte um sich.

Da schlug der Hund des Nachtwächters an.

„Oho! Fräulein, besinnen Sie Sich nicht lange! Wenn ich auch dem Köter mit einem gesunden Fußtritt den Garaus machen könnte, möchte ich doch den ‚armen, alten Mann' nur im Nothfalle — — —"

„Nein, nein!" fiel Gera ihm mit Todesverachtung ins Wort: „Keine Gewaltthat! Hier, stützen Sie Sich auf mich, dann fort, ins Gebüsch dort, ehe der Hund herankommt. Beim Treibhaus sind Sie sicher."

Fest legte der Mensch die Hand auf ihre Schulter: Sie hätte ihm nicht entschlüpfen können. Er war wohl um einen halben Kopf größer als Gera, die doch ein stattliches Maß hatte. So nahm das Dickicht sie beide auf.

Nachtwächter Schramm schlurrte indes um das Schloß herum. Sein Hund, der etwas Fremdes zu wittern schien, lief unruhig hin und her. Das kam dem Hüter der Gutsherrlichen Sicherheit nicht geheuer vor; so schnell ihn seine Beine trugen, zog er sich mit sammt seinem Hunde in den Kuhstall zurück.

Am Treibhaus, wo der nächtliche Ruhestörer es sich auf der Bank, in einer Laube von Ziergesträuch, bequem gemacht hatte, dachte Gera Olden nicht ohne Befriedigung: „Ich habe dem alten Schramm das Leben gerettet."

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Unterhaltungs-Literatur.

Von Adolf Bartels.

II.

Vergleichen wir den historischen Roman mit dem modernen, dem Roman aus Zeit und Leben, so müssen wir nun freilich eingestehen, daß der letztere in unserem Jahrhundert die weitaus höhere Bedeutung erlangt hat. Eine klare Uebersicht über diese unsere zweite Gruppe zu geben, ist daher schon wegen der Zahl der Autoren und der Werke sehr schwierig. Auch hier fängt man am besten mit England an, obschon auch Frankreich und Deutschland ganz selbständige Entwicklungen gesehen haben. Der Begründer des modernen Gesellschafts-Romans, einer Art des modernen Zeitromans, wurde Bulwer mit seinem „Pelham", der in manchem Betracht auch sein bestes Werk geblieben ist; seine späteren Romane sind zum Theil äußerst ungesund, raffinirt und überwürzt. Auch Bulwer ist in Deutschland noch bis zum Jahre 1870 hin sehr beliebt gewesen und hat namentlich auf unsere jungdeutschen Schriftsteller einen starken Einfluß geübt; heute liest ihn kaum jemand mehr, obschon das Raffinement mancher moderner Werke stark an das seinige erinnert. Ueberwunden wurde er vor allem durch das durchaus gesunde Schaffen Charles Dickens'. Es dürfte kaum einen Roman-Schriftsteller geben, der die Liebe seiner Leser, nicht bloß seines Volkes, in so hohem Grade besessen hat wie Dickens, und sein großes, warmes Herz, sein Humor, seine unendlich reich ausgebildete Erzählerkunst machten ihn auch dieser Liebe würdig. In unseren Tagen weiß man nun zwar manches an ihm auszusetzen, und es ist wahr, seine Menschen-Gestaltungskunst steht nicht ganz auf der Höhe, er personificirt Tugenden und Laster, er moralisirt; dennoch ist der alte Zauber noch keineswegs ganz verschwunden, und man soll sich ihm immerhin wieder einmal hingeben, reiches Leben ist doch in Dickens. Als seine besten Werke gelten bei uns außer den stark englischen „Pickwickiern", „Dombey und Sohn", „David Copperfield" und etwa noch „Bleakhouse", aber auch die übrigen Romane, „Nicholas Nickleby" u. s. w., haben alle ihre Vorzüge. Neben Dickens, als der Größere nach der modernen Anschauung, steht dann Thackeray mit seinem „Jahrmarkt des Lebens", mit „Arthur Pendennis" und „Die Newcomes". Sicher, er ist der schärfere Lebensbeobachter, der unbarmherzigere Darsteller; wer es liebt, in seiner Lectüre vor allem das Abbild der Wirklichkeit wieder zu finden, wird ihn Dickens vorziehen. Aber die Leser, welche auch etwas für das „Gemüth" wollen, kommen bei Dickens eher auf ihre Rechnung. An das Dreigestirn Bulwer-Dickens-Thackeray schließen sich dann Charles Kingsley, der außer kulturhistorischen auch einen ausgesprochen socialen Roman schrieb („Two years ago"), und George Eliot an, diese unbedingt die größte englische Romandichterin, mit „Adam Bede", „Silas Marner", „Die Mühle am Floß" u. s. w., die Begründerin eines durchaus selbständigen Stiles. Neben ihr wollen Charlotte Brontë (Currer Bell), die Begründerin des Gouvernanten-Romans („Jane Eyre, die Waise von Lowood"), und zahlreiche andere weibliche Autoren sehr wenig bedeuten, auch die neueren nicht, wie beispielsweise Miß Humphrey Ward, deren „Robert Elsmere" seiner Zeit Aufsehen machte. Gutgeschriebene Familienromane producirt die englische Literatur bis auf diesen Tag in ungewöhnlich großer Zahl, aber man hat nicht viel davon, daß man sie liest. Und geradezu verderblich sind die englischen Sensations-Romane, deren erster namhafter Vertreter Wilkie Collins war. Diejenigen Leserinnen, die es gewohnt sind, die neuesten Tauchnitz-Bände auf ihrem Büchertisch zu haben, will ich von ihrer Unterstützung der englischen Literatur nicht abschrecken, — wenn sie nur auch gegen die deutsche einigermaßen ihre Pflicht thun.

In Frankreich beginnt die moderne Literatur mit Beyle-Stendhal, dessen Hauptwerke „Roth und Schwarz" und „Die Kartäuserin von Parma" aber, wie ich glaube, in Deutschland immer noch sehr wenig bekannt sind. Stendhal ist ein großer psychologischer Analytiker, und man muß ihn schon deshalb lesen, um seine zahlreichen modernen Nachfolger controlliren zu können. Ist der Ruhm Stendhal's bei uns kaum aufgegangen, so ist der George Sand's nun schon wieder verblaßt. Oder täusche ich mich, halten die Frauen ihre große Vorkämpferin, über deren echten Idealismus kein Zweifel bestehen kann, immer noch werth? Doch wohl schwerlich. Nun, für ihre Erstlingswerke, „Indiana", „Lelia", „Jacques", die einst so einflußreich waren, möchte ich hier auch keine neue Propaganda machen, aber ihr Hauptwerk „Consuelo" sollten wir kennen, und ihre Dorfgeschichten aus dem Berry, aus deren einer uns die Birch-Pfeiffer bekanntlich „Die Grille" schuf. Und zum Vergleich mit modernen Producten wären am Ende auch die stark sozialistischen „Der Reisegefährte" („Le compagnon du tour de France") und „Der Müller von Angibault" zu empfehlen, — man thut immer gut, Gift erster Hand bei den großen Talenten zu nehmen, statt dritter oder vierter. George Sand's großer Nebenbuhler, Balzac, ist, wie man weiß, kein Tendenzmann, sondern der großartige, objective Darsteller der gesammten französischen Gesellschaft seiner Zeit; er hat denn auch in dem Zeitalter des Naturalismus die Sand weit überholt und wird noch heute auch in Deutschland oft gelesen. Seine Hauptwerke „Die Unheilshaut" oder „Das Chagrinleder" (wie man ‚La peau de chagrin' bei uns verschieden übersetzt hat), „Das Lebens-Elixir", „Eugenie Grandet", „Vater Goriot", „Größe und Fall Caesar Birroteaus", die bedenkliche „Cousine Betty" verdienen in der That lebendig zu bleiben, sie sind ein Weltspiegel eigener Art, und es schadet keinem erwachsenen Menschen, recht tief in solche Weltspiegel hinein zu blicken. Neben diesen drei Größen (von denen, nebenbei bemerkt, Stendhal mit Bulwer, George Sand mit Dickens, Balzac mit Thackeray merkwürdig correspondirt) wollen die anderen beliebten Schriftsteller der älteren Generation, die Cherbuliez, Feuillet, About u. s. w., nicht viel besagen; der Lieblings-Schriftsteller des zweiten Kaiserreichs, Feuillet, z. B. ist so gut ein Schwächling wie der Lieblings-Autor der dritten Republik Ohnet. Dagegen empfehle ich die Novellen Merimée's und die amüsanten Skizzen Murger's, die haben künstlerische Physiognomie. Auf den französischen Familien-Roman, der existiren soll, kann ich ebensowenig eingehen wie auf den englischen, überhaupt nicht auf Durchschnitts-Leistungen. Der englische und der französische Durchschnitt

mag früher besser gewesen sein als der deutsche; heute, wo wir so viele begabte Autorinnen haben, ist er das schwerlich mehr.

An der Spitze des Realismus in Deutschland steht ein heute noch lange nicht nach Gebühr gewürdigter Autor, ein Schriftsteller, den man seinem Talent nach wohl mit Balzac vergleichen kann, obschon er nur Bauerngeschichten geschrieben hat: Es ist Jeremias Gotthelf, der Berner Pfarrer Albert Bitzius. Wer ihn lesen will, muß sich freilich einige Mühe geben; denn das Schweizer-Deutsch, das Gotthelf viel verwendet, ist nicht leicht, und zarte Rücksichten auf Leserinnen nimmt der Schweizer niemals; wer aber Sinn für naturwüchsige Kraft, Verständniß für das Volk hat, wer sich an Salon-Poesie den Magen verdorben, der mag nur zu Jeremias Gotthelf gehen, da findet er viel mehr, als er erwartete, viel mehr als bei unseren modernen Naturalisten. Wenigstens die beiden Uli-Romane, „Uli der Knecht" und „Uli der Pächter", dann etwa noch „Käthi, die Großmutter" und vor allem auch eine Anzahl der kleinen Geschichten Gotthelf's sollte jeder Deutsche kennen. Die Gotthelf gleichzeitigen Autoren, die Jungdeutschen, allen voran Gutzkow, sind bei weitem nicht so frisch geblieben wie er; er schuf eben aus dem Leben heraus und sie aus der Literatur, vornehmlich unter dem Einflusse Bulwer's und George Sand's. So verstäuben sie nun in den Leihbibliotheken, und nur die älteren meiner Leserinnen werden noch von Gutzkow's vielbändigen „Rittern vom Geist" und dem „Zauberer von Rom", von Fanny Lewald's „Von Geschlecht zu Geschlecht", von den Romanen der Gräfin Hahn-Hahn (deren spätere Werke übrigens noch von den Katholiken viel gelesen werden) eine Vorstellung haben. Der bei uns von den Jungdeutschen begründete Zeitroman ist dann namentlich von Spielhagen weiter gebildet worden, hat bei diesem zwar auch stärkere sensationelle Elemente aufgenommen, aber dafür auch an Phantasiekraft und Temperament gewonnen. Ich halte Spielhagen's erstes Werk, die „Problematischen Naturen", immer noch für sein bestes, nächstdem die „Sturmfluth". Daß Spielhagen Tendenzmann, politisch sehr einseitig ist, ist bekannt, und so mag er manche Leserin abstoßen. Aber fesseln kann er, und die späteren Vertreter des Zeitromans, Konrad Telmann, auch Sudermann u. s. w., haben alle viel von ihm gelernt.

Gegen den jungdeutschen Roman, der meist tendenziös und infolgedessen oft auch leblos war, machte sich früh eine Opposition geltend, die die Einkehr bei der Natur und später beim Volke auf ihren Schild schrieb. Der Hauptvertreter der Einkehr bei der Natur war Adalbert Stifter, dessen in den „Studien" und „Bunten Steinen" enthaltene Novellen man auch heute noch nicht übersehen darf. Mit einem Band Stifter an einem schönen Frühlings- oder Sommertage in den Wald zu gehen und sich mit ihm liebevoll in die Natur zu versenken, halte ich für einen großen Genuß. Die Einkehr beim Volke brachte die Dorfgeschichte hervor, deren berühmtester Vertreter Berthold Auerbach war. Die Natur und Wahrheit Jeremias Gotthelf's, den man früher tief unter ihn stellte, hat er nie besessen, er konnte es selten lassen, seine Bauern zu drapiren, ihr Leben mit Effecten auszustatten; doch sind unter seinen „Schwarzwälder Dorfgeschichten" manche gute und selbst eine bedeutende, der „Diethelm von Buchenberg". Seine späteren großen Romane sind kaum noch zu genießen; denn Auerbach war der gescheiteste Mensch und hatte fürchterlich viele Gedanken, und die stopfte er nun alle in seine Romane hinein. Sein Erfolg mit Dorfgeschichten entfesselte eine wahre Dorfgeschichten-Fluth in Deutschland, die sich aber dann bald wieder verlief. Doch ist einiges Gute zurückgeblieben, so die Erzählungen aus dem „Ries" von Melchior Meyr, so die „Geschichten aus Tirol" von Adolf Pichler, die neuerdings sogar die dritte Auflage erlebt haben. In späterer Zeit nahmen der Ostfranke Heinrich Schaumberger („Im Hirtenhaus", „Zu spät", „Bergheimer Musikantengeschichten"), die Bayern Maximilian Schmidt und Ludwig Ganghofer („Der Klosterjäger", „Die Martinsklause", „Schloß Hubertus"), vor allem aber die Oesterreicher Anzengruber und Rosegger die Dorfgeschichte wieder auf, und in ihren Händen wurde sie nun eine allseitige wahre Darstellung des gesammten Volkslebens.

Unter die Dorfgeschichtenschreiber hat man wohl auch den Dramatiker Otto Ludwig gerechnet, weil er zwei oder drei Thüringer Erzählungen „Die Heiterethei" und ihr Widerspiel „Vom Regen in die Traufe" und „Zwischen Himmel und Erde" geschaffen hat, aber der ist viel mehr. Sein Kleinstadt-Roman „Zwischen Himmel und Erde" ist unbedingt eine der gewaltigsten, tragischen Compositionen der deutschen Literatur und weder in Hinsicht auf ergreifende Wahrheit noch auf psychologische Feinheit von dem jüngeren Geschlecht übertroffen worden, und die eher einer Dorfgeschichte gleichende Erzählung „Die Heiterethei" hat eine solche Fülle charakteristischen Details, daß man auch bei ihr an die Auerbach und Genossen gar nicht denken darf. „Zwischen Himmel und Erde" wird jedermann fesseln, „Die Heiterethei" aber manchem breit erscheinen, — und doch ist diese Breite nothwendig; wer ihr, den hundert kleinen, lebenswahren Zügen keinen Reiz abgewinnt, der muß wirklich noch versuchen, — lesen zu lernen.

Die fünfziger Jahre, in welche auch diese beiden Werke Ludwig's fallen, waren überhaupt eine Blüthezeit der deutschen Unterhaltungs-Literatur, der deutschen Dichtung, kann man eben so wohl sagen. Nun trat, nachdem der Einfluß Bulwer's und George Sand's überwunden worden war, der Charles Dickens hervor, und unter ihm schuf Gustav Freytag, dessen „Soll und Haben" und „Verlorene Handschrift" lange Zeit als die beiden deutschen Musterromane gegolten haben und in der That auch so etwas sind, wenn man nur nicht die höchsten poetischen Maßstäbe anlegt. Auch auf Fritz Reuter, den größten Humoristen dieser Zeit, hat Dickens ohne Zweifel den stärksten Einfluß geübt, und zeitweilig wohl auch auf Wilhem Raabe. Freytag und Reuter gelten heute nicht mehr so viel als vor zehn, fünfzehn Jahren, sie sind der jetzigen Leser-Generation nicht echt genug und wohl auch ein bißchen zu gesund, oder, so sagen die bösen Jüngsten, philiströs. Aber man lasse sich ja nicht abschrecken, sie zu verehren, — große Dichter sind sie zwar nicht, aber doch Ideale von Unterhaltungs-Schriftstellern. Neben Reuter als Dialekt-Dichter steht sein Landsmann John Brinckmann („Kaspar Ohm un ick"), auch Klaus Groth's „Vertellen" verdienen Erwähnung. Besser als Freytag und Reuter, kommt bei der neuen Generation Wilhelm Raabe weg: der war immer ein Original, und Originale respectirt man. Seine Originalität ist übrigens gar nicht so absonderlich, wie man vielfach geglaubt hat, Raabe erlaubt sich nur, Menschen und Dinge, — ich möchte sagen, — mit dem Herzen zu sehen, und da schaut seine Welt denn freilich ein bißchen anders aus, als die der Leute, die zur Betrachtung der Dinge nur den nüchternen Verstand besitzen. Wer in Raabe recht tief eingedrungen ist, der kommt nicht wieder von ihm los, der muß ihn lieben. Sowohl seine früheren größeren Romane („Die Leute aus dem Walde", „Der Hungerpastor"), als auch seine sehr zahlreichen kleineren Erzählungen („Der Dräumling", „Horacker", „Wunnigel", „Alte Nester", „Das Horn von Wanza", „Acten des Vogelsangs" u. s. w.) seien hiermit also auf das beste empfohlen; es ist eine Freude, daß sie in der Welt sind.

Auch Gottfried Keller's einziger Roman „Der grüne Heinrich" und seine ebenso einzige Novellensammlung „Die Leute von Seldwyla" fallen in die fünfziger Jahre, — das Kapitel über Keller braucht wohl nun nicht mehr gelesen zu werden, den muß man kennen, und wenn einer über ihn raisonirt, dann zuckt man die Achsel. Neben ihm, ein bißchen tiefer, stehen die beiden großen Novellisten Storm und Heyse, die auch in den fünfziger Jahren begannen und bis in unsere Tage rüstig fortgeschaffen haben. Storm der poetischere, stimmungsvollere, Heyse der elegantere, weltmännischere, vielseitigere. Storm's Werke muß man vollständig, von Heyse's Novellen wenigstens eine gute Auswahl besitzen. Wer auch Heyse's Romane („Die Kinder der Welt", „Im Paradiese", „Der Roman der Stiftsdame") lesen will, der thue es, — nur von den letzten, die hier deshalb auch nicht genannt wurden, muß man abrathen. Feine Naturen unter den Novellen-Dichtern hat unsere Literatur auch sonst noch manche aufzuweisen, ich nenne nur Hermann Grimm, der auch einen geistvollen Roman („Unüberwindliche Mächte") geschrieben hat, Roquette (der übrigens ungleich ist), Robert Waldmüller, Karl Frenzel, vor allem die viel zu wenig bekannten Oesterreicher Ferdinand von Saar („Novellen aus Oesterreich") und Stephan Milow („Wie Herzen lieben"). Noch in unserer Zeit ist die Kunst, eine feine Novelle zu bauen, nicht ganz ausgestorben. Es seien da vor allem Hans Hoffmann („Unter blauem Himmel", „Im Lande der Phäaken", „Neue Korfu-Geschichten", „Von Frühling zu Frühling" u. s. w.), Victor Blüthgen und der Humorist Heinrich Seidel („Leberecht Hühnchen-Geschichten") erwähnt.

Ja, diese fünfziger Jahre! Auch die reine Unterhaltungs-Literatur hat in Deutschland wohl kaum je so hoch gestanden wie damals, ist jedenfalls nie gesunder und frischer gewesen. Da schrieb der alte Holtei seine stoffreichen, wenn auch öfter ein bißchen ungenierten Romane, da Levin Schücking, der mit Romanen („Ein Schloß am Meer", „Die Ritterbürtigen", „Ein Bauernfürst") begonnen hatte, zahlreiche moderne und historische Novellen, die fast immer fesselnd waren, da erfand Edmund Höfer die Erzählung aus der Großvaterzeit und dem norddeutschen Patrizierhause, die so stimmungsvoll seitdem kaum wieder geschrieben wurde, Hackländer führte in die Kaserne und hinter die Coulissen des Theaters und, Gott weiß, wo noch hin, Gerstäcker in die (damals) neuen Staaten der Union, in die südamerikanischen Pampas und die Goldfelder Australiens. Und um diese beliebtesten Erzähler scharten sich zahlreiche andere, zum Theil dichterisch höherstehend. Noch ist der Ruhm von Hermann Kurz' „Schiller's Heimatsjahren" und seinem „Sonnenwirth" nicht ganz verklungen, Leopold Kompert gilt noch immer als der beste Erzähler aus dem jüdischen Leben, Julius von der Traun ist doch wohl noch in Oesterreich bekannt, August Becker auch noch nicht ganz verschollen. An diese schließen sich dann manche Erzähler der sechziger und siebziger Jahre, wie der phantasievolle Julius Grosse („Der getreue Eckart") an. Es ist gewiß richtig, in der Wirklichkeitsschilderung, in der psychologischen Analyse sind die Modernen sicher weiter gekommen, aber das eigentliche Erzählen verstanden diese Alten alle besser, und so kehrt wenigstens der Leser, der den frischen Zug liebt, immer gern wieder einmal zu ihnen zurück.

Auch die deutschen Frauen begannen in jener Zeit eine größere Rolle in der Unterhaltungs-Literatur zu spielen, auch in ihr Schaffen kam ein realistischer Zug. Es sei hier zuerst Marie Nathusius erwähnt, deren „Tagebuch eines armen Fräuleins", „Elisabeth" u. s. w. zwar für bestimmte Kreise geschrieben wurden, aber doch auch Andersdenkenden gefallen konnten. In eine andere Welt versetzen die Romane von Eliza Wille, „Felicitas" und „Johannes Olaf", die sehr mit Unrecht vergessen worden sind. Luise von François' tüchtige, männlichkräftige Romane („Die letzte Reckenburgerin", „Frau Erdmuthen's Zwillingssöhne", „Stufenjahre eines Glücklichen" u. s. w.) sind zwar später hervor getreten, wurzeln aber doch auch in dieser Zeit. Und die Vorzüge der deutschen Unterhaltungs-Kunst dieser Tage erweisen auch die jüngeren Schriftstellerinnen Claire von Glümer, Emmy von Dincklage, A. v. d. Elbe (A. v. d. Decken), Sophie Junghans und Bernhardine Schulze-Smidt, welche drei letzteren noch heute in frischem Schaffen begriffen sind. Von Sophie Junghans seien vor allem die älteren Romane „Käthe" und „Haus Eckberg", von Bernhardine Schulze-Smidt (die nach ihrem Auftreten auch den Modernen zugerechnet werden darf) „In Moor und Marsch" und ihr eben erschienenes Werk „Eiserne Zeit" namhaft gemacht. Die Marlitterei und was ihr folgte, hat dann die ältere, gute Frauenliteratur sehr geschädigt.

Nachdruck verboten.

Griesgrämige Frühlingsgedanken.

Plauderei von P. G. Heims. (Gerh. Walter.)

Die „geneigte Leserin" erwarte keine Lyrik nach Eichendorff, Uhland oder Geibel. Die folgenden Gedanken haben nur ein Recht auf den Titel „Frühlingsgedanken", sofern sie eben im Frühling entstanden sind, gelegentlich einer Fahrt eines wintermüden Mannes in die Berge, in denen der holde Lenz eben anfing, sich die Augen auszureiben. Ich wurde viel gewarnt vorher. „Aber ich bitte Sie, wer wird denn Ende April nach Thüringen gehen! Da treffen Sie ja noch keinen Menschen!" Ja, das war's ja eben! Ich wechselte als Antwort mit drei verschiedenen Citaten, je nach Anlage der oder des Warnenden. Höher angelegten Naturen hielt ich die Braut von Messina hoch entgegen: „Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual!" weicher Gestimmten begegnete ich mit Goethe: „Selig, wer sich vor der Welt ohne Groll verschließt!" und robusteren Naturen rief ich zu: „Nord, Süd, Ost und West, — auf alle pfeifen können: das ist das Best'!" Und die Lokomotive pfiff mit mir, und so fuhren wir ab; wenn es auch wohl hinter mir hieß: „Ob diesen Antworten des Candidaten Jobses — geschah allgemeines Schütteln des Kopfes!" Und ich streckte die Füße von mir, zündete mir eine Cigarre an und sagte leise dazu: „Ah!" —

Es war ja nun gerade keine zweite Weltreise, diese Urlaubsreise eines alten Marinepfarrers a. D., und weder den Atlantischen noch den Stillen Ocean habe ich dabei wieder gesehen. Und doch erschaut man so allerhand, wenn man still lächelnd ins volle Menschenleben hineingreift. — Der Frühling gilt ja als die Zeit der holden Minne. Das hatte ein junges Ehepaar auch gedacht, das auf der Hochzeitsreise war. Kurz vor Abgang des Zuges in Erfurt kamen sie eiligst an und kletterten schnell in den Wagenabtheil, den ich bis dahin selbstherrlich innehatte. Es war ihnen nicht lieb, daß schon einer da war. Aber sie ignorirten mich wenigstens, und ich hüllte mich in die Tarnkappe. Er wollte durchaus mit liebendem Ungestüm es durchsetzen, daß sie sich auf sein Plaid setzen sollte. Sie wehrte das ab. Das gab zunächst einen kleinen, niedlichen Kampf. Sie siegte durch Anführung stärkerer Gründe. Etwas gedemüthigt, legte er es unter sich selbst und erfocht dafür kurz nachher einen kleineren Sieg seinerseits, indem er sie sanft bewog, eine Tafel Chokolade zu nehmen, wenngleich sie erklärte, augenblicklich keinen Appetit zu haben. Aber Liebe vermag alles.

Und dann aßen sie beide Chokolade, und sahen einander verklärt an, und lachten sich geheimnißvoll selig an. Und dann nahm er behutsam erst ihre eine, und dann ihre andere Hand, und sie sprachen leise und lyrisch mit einander; und ich glaube wirklich, ich war durch Selbstverflüchtigung unsichtbar geworden, denn wie die Chokolade ganz zu Ende war, da — gab er ihr einen Kuß. Es war wohl der erste an diesem Tage! — Es giebt ja Abtheile für Nichtraucher. Könnte es nicht auch solche für Hochzeitsreisende geben? Ein Frühlingsgedanke, der ihnen und mir sympathisch gewesen wäre.

Es giebt wunderliche Leute und wunderliche Häuser auf Erden.

Zu den wunderlichen Leuten möchte ich die rechnen, die meinen, man könne nur zur Zeit der „Hochsaison" auf die Reise gehen, gerade wie alle die, die mir abriethen, im ersten Frühling zu fahren. Man kann auch von ihnen sagen: Sie wissen nicht, was sie thun. Es giebt ja doch keine herrlichere Zeit zum Wandern, als wenn es auch hier heißt: „Wohlauf, die Luft geht frisch und rein," und wenn die Sonne noch mild strahlend vom Himmel scheint; keine köstlicheren Tage, als die, in denen die dunkeln Tannen so ernsthaft sich abheben vom Hintergrund des Buchenwaldes, der von Tag zu Tag vom bronzefarbigen Braun zum smaragdnen Grün sich wandelt. Und am Rain blüht weiß der Schlehdorn, und aus dem blühenden Moos hebt sich der weiße Stern der Anemone, und unten im Thal leuchten schimmernd im Blüthenschnee die Kirschbäume aus den Gärten. Und die Welt ist so still und so feierlich einsam. Der Fink schlägt vom Ast, und fern im Forst schlägt der Specht einen Baum an, — und nun hebt gar zum ersten Mal der Kuckuck an, dort überm Thal; ganz weit her schallt das Schlagen einer Axt im Wald; um die weißstämmige Birke am Waldesrand liegt's wie ein zarter, gestickter Schleier: nein, rede mir keiner gegen den ersten Frühling im Walde, im Frühschein; oder wenn der Vollmond gerade ins Bergthal hineinscheint, dann ist's erst recht schön!

Erster Frühling! Noch ist's feierlich im Thal und auf den Bergen. Du wanderst tagelang und begegnest höchstens einem Förster im dunkeln Tann, und darfst allein gehen mit deinen ausruhenden Gedanken, wenn du wintermüde in die „Wüste" geflohen bist, und singst leise vor dich hin die halbvergessenen Lieder vom Wandern und ferner Jugendzeit:

„Waldeinsamkeit, du stilles Revier,
Wie liegt die Welt so weit von hier."

Und es giebt nur wenig Kellner um diese Zeit; die rüsten sich erst zum Raubzug, wie die Engerlinge drunten in der Erde. Und die Kurhäuser stehen noch leer! Die Menschen sind eben zu komische Leute! Da stehen an der Straße, am Walde, an der See ungeheuere Kasernen gebaut, mit Balkons und mit dünnen Wänden aus Fachwerk; und daran prangt in Riesenlettern: „Logirhaus" oder „Kurhaus". Und da hinein ziehen sie scharenweis zu Hunderten in kleine hellhörige Zimmerchen und Kämmerchen, umwogt und umrauscht von all dem kleinen Jammer, den sie hier so gut um sich haben wie in der Stadt. „Saison!" „Man muß sich behelfen!" — Und jetzt im ersten Frühling wohne ich herrschaftlich schön in reizender Villa, allein und einsam am Waldesrande, und bin frei — frei! Kein Nachbar, kein Kindergeschrei, kein Drängen mit Unbekannten, kein Grüßen und Vorstellen, keine Gasttafel, — o Diogenes, ich verstehe Dich, daß Du den Alexander batest, er möge dir nur aus der Sonne gehen, ob du auch bei Deinen Zeitgenossen für etwas verdreht gelten mußtest!

Es sieht ja freilich reizend und entzückend aus, wenn man zur „Ferienzeit" durch eine berühmte Sommerfrische hindurchwandert, und auf den Balkons sitzen die Frauen und Mägdlein in hellen Gewändern, und aus den Lauben schimmert es roth und gelb und grün, und aus dem Gebüsch und über dem smaragdnen Rasen schallt das jauchzende Lachen und Rufen der Kinder: es sieht alles so nach Idylle, nach Frieden aus; aber ich habe einen guten Freund, der nimmt im Sommer selbst Gäste bei sich auf, und in seinem Kopfe spiegelt sich diese Welt oft anders. Und er hat mir einige dieser Spiegelbilder gezeigt, z. B.: Ein junger Assessor, elegant und schneidig, liebenswürdig, aber nervös! So nervös, daß er am dritten Tage bittere Klage erhebt über einen Buchfinken, der in der Tanne vor seinem Schlafstubenfenster sein Morgenlied zu singen pflegt. Armes Finklein, wußtest Du, daß so die Welt wär'? — Stolz und gravitätisch geht der schöne, bunte Haushahn nichtsahnend über den Hof und dünkt sich nicht weniger, als die Frau Kurgast, die auf ihn deutet und erregt sagt: „Entweder er verschwindet, oder ich ziehe aus! Das ekelhafte Thier weckt mich jeden Morgen im besten Schlaf!" Und am nächsten Tag gab's Hühnersuppe, und das Töchterlein vom Hause hatte verweinte Augen. — Nicht weit vom Hause fließt mit murmelndem Rauschen ein strömender Bach, und schön und feierlich klingt

sein Raunen und Rieseln durch die Nacht. Aber nicht alle finden das. „Ach Gott," sagt die Frau Rechnungsrath, „ich finde das eigentlich störend. Es ist so 'was Aufregendes und Unruhiges darin!" Aber dem Bach ist nicht so leicht beizukommen, wie dem Haushahn, und unbekümmert um das Mißfallen, das er erregt, rieselt und spült er weiter über das Gestein, über das er schäumend bricht, hin durch die prächtige Sommernacht. Und eine Dame fand sogar das Rauschen und Raunen der Baumwipfel vor den Fenster der Kammer greulich und unheimlich. Aber der liebe Gott ging doch durch den Wald.

Wenn Er es den Menschenkindern nicht immer recht machen kann, dann können diese sich wenigstens trösten, wenn's ihnen nicht immer glücken will. Da war eine junge Frau, die sträubte sich heftig, in dem Bett zu schlafen, über dem ein Oelbild hing: das könnte und müßte herunterfallen und sie im Schlaf erschlagen! Und es wurde abgenommen. Da stieg sie getröstet in das Bett hinein. Eine andere wollte durchaus eine andere Tapete haben: das Muster sei zu unruhig und rege sie auf. Aber diesmal zog die zarte Zimmerbewohnerin zornig davon, und die Tapete blieb nichtsahnend in ihrer ganzen schauerlichen Unruhe ruhig an der Wand.

„Kinder sind ein Geschenk vom Herrn, wohl dem, der seinen Köcher derselben voll hat!" heißt es jenes Ortes. Als Badegäste können sie aber zur Zeit der großen Ferien manchmal als Danaer-Geschenk gelten, wenn sie, was zuweilen vorkommt, nicht gerade zu militärischem Gehorsam erzogen sind. Es giebt in dem Punkt zu seltsam angelegte Mütter. (Auch Väter freilich!) Da steht im Garten vor meinem Fenster eine kleine Holzmühle, die sich im Winde dreht. Im vorigen Sommer machte es einer Mutter aus sehr gutem Hause außerordentlichen Spaß, mit einem Stock auf diese harmlose Mühle loszuprügeln, um ihrem Söhnchen, das sich todt lachen wollte, ein Vergnügen zu machen. Und wie die Mühle kaput war, da war der Spaß zu Ende. Ich weiß nicht, ob es derselbe, seine Bestimmung verfehlt habende Stecken war, mit dem ein achtjähriges Mägdlein der Reihe nach alle Blumentöpfe mit Farnkräutern jauchzend entzwei schlug, und die Mutter sagte gütig: „Es ist ja ein Kind!" — So zehn Stück davon auf einmal, o das ist nervenstärkend.

Im ersten Frühling sind auch die noch zu Hause und in der Schule, und die Blumen auf den Beeten und im Walde und an den Wegen haben's gut. —

„O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust!" Es ist nun lange her, daß ich als Student gewandert bin, aber das Verslein hat seinen Werth für mich behalten. Aber am liebsten wandere ich trotz allem allein, ganz allein. Da gehen die Augen sinnend und erquickt über all die verborgene und ans Licht brechende Herrlichkeit hin, und die Gedanken haben ihren Frieden. „Wer reisen will, der schweig' fein still", sagt der alte Philander, und recht hat er. Aber recht hat auch Eichendorff, wenn er klagt:

„Und wie er auch sich Mühe giebt,
Und wie er auch sich stellt, —
Der Mensch kann nimmermehr heraus
Aus dieser Narrenwelt."

Es hat halt jeder seinen Sparren: die Geselligen und die Einsamen.

Und es muß Leute von beiden Sorten geben. — Aber die Wanderburschen, die jungen und die in Amt und Würden, werden nie aussterben. Es wär' auch zu schade darum; denn:

„Wenn kein Wanderbursche wär',
Wo käm' das liebe Wandern her?"

Nachdruck verboten.

Und die Engel lehrten Ihn.

Nach dem Gemälde von Fritz Roeber.

Siehe Seite 52 und 53.

Es steht zwar nicht im Neuen Testament „und die Engel lehrten Ihn", aber doch ist's ein wahres und erbauliches Wort. Dort steht im Lucas ein ander Wort von der Engelwacht: „Das Kindlein wuchs und ward stark im Geist, voller Weisheit, und Gottes Gnade war bei ihm"; und weiterhin: „und Jesus nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen." Wir wissen historisch von der Jugendgeschichte des Herrn nichts; wenn wir absehen wollen von dem apokryphen Evangelium der Kindheit Jesu, dessen Erzählungen wundersüchtiger Art uns keinerlei Aufschluß geben. Ein einziges Mal wird das Schweigen unterbrochen durch die Geschichte von dem zwölfjährigen Jesus im Tempel; dann herrscht wieder tiefes Geheimniß über seinem Leben, bis zu seinem öffentlichen Auftreten im dreißigsten Jahre.

Aber: „Die Engel lehrten Ihn!" Davon sind die nachfolgenden drei Jahre bis nach Golgatha leuchtende Zeugen. — Die Lichtgebilde der heiligen Engel, „der Unsterblichen, der Reinen," bringt die Schrift ja überall da in Verbindung mit dem Leben des Herrn, wo es Augenblicke gilt von entscheidender Bedeutung. Ein Engel tritt ein bei Maria am Tage der Verkündigung: „Gegrüßet seiest Du Holdselige, Du Gebenedeiete unter den Weibern!" In der Nacht der heiligen Geburt klingt das Engellied mit nie verhallenden, seligen Klang über das Feld von Bethlehem: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden!" — Als Er sich in der Einsamkeit der Wüste rüstet zu seinem Beruf, da treten nach vierzig Tagen die Engel zu dem, der versucht war allenthalben, gleich wie wir, auf daß er ein barmherziger Hoherpriester würde, — und dieneten ihm; nach dem furchtbaren Seelenkampf auf Gethsemane klingt die gewaltige Klage freundlich aus: „Es erschien ihm aber ein Engel vom Himmel und stärkte Ihn". Ostermorgen, da schallt es jubelnd aus Engelmund mit froher Botschaft: „Was suchet ihr den Lebendigen bei den Todten? Er ist nicht hier: er ist auferstanden!" Das waren die Engel, „die Ihn gelehrt" und geleitet.

Das Bild des Meisters dagegen erinnert an Albert Knapp's schönes Lied:

„Jedwedem Kindlein, klein und schwach,
Im Schloß und in der Hütte,
Folgt leis ein Engel Gottes nach
Und leitet's Schritt vor Schritte,
Und giebt bei Tage und bei Nacht
Treuliebend auf das Kindlein Acht."

Der Engelwacht befehlen auch wir unsere Kinder, daß auch sie zunehmen an Alter, Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen!

Unsere Kinder.

Lieber Onkel!

Ich schicke Dir heute mein Bild mit unserem Leo. Mama hat mir meine alten Gartenhosen auf dem Bilde angezogen. Die sind gar nicht schön, aber ich werde gar nicht so schmutzig darin. Letzten Sommer war ich mit Mama in Deutschland, dahin sind wir mit einem großen Schiff gefahren. Ich war dann auch in Berlin und Breslau bei der Großmama. Hier in Amerika ist es auch schön, ich kann auch schon englisch sprechen, aber mit Papa und Mama darf ich nur deutsch sprechen. Ich bin vier Jahre alt, und hier giebt es auch einen Weihnachtsmann. Eigentlich heiße ich Waldemar, aber ich werde immer Bubi genannt.

Dein lieber Bubi Hantke.

Milwaukee, Wis. U. S. A.

Nachdruck verboten.

Ein neues Hagel-Räthsel.

Zu den Naturerscheinungen, die wir, obschon sie uns in Folge ihrer Häufigkeit durchaus nicht wunderbar erscheinen, doch noch nicht zu erklären vermögen, gehört auch der Hagel. An Erklärungsversuchen hat es freilich nicht gefehlt, etwas Sicheres über die Entstehung des eigenthümlichen Eises in der freien Luft wissen wir aber noch nicht. Wir wissen nicht, warum der Hagel bald bei Gewittersturm, bald bei unheimlicher Windstille fällt; warum er einen Ort häufig heimsucht und einen ganz nahe liegenden verschont; warum er in der Ebene häufig, im Hochgebirge selten ist. Noch vollkommen räthselhaft ist uns das Vorkommen von Quarzsteinen in Hagelkörnern, das kein Geringerer als Nordenskjöld verbürgt. In einzelnen Hagelkörnern, die zu Broby in Schweden niederfielen, saßen Quarzsteine von ziemlicher Größe. Eine Frau, die mehrere große Hagelstücke in Milch, zu deren Abkühlung, gelegt hatte, fand später neun weiße Steine darin. Im Ganzen wurden damals über vierzig solche Mineralien als Einschlüsse von Hagelkörnern auf verschiedenen Plätzen gesammelt. Zu dieser unerklärlichen Erscheinung ist jetzt noch eine neue hinzugekommen. Man hat in Hagelkörnern große Mengen von Bacterien gefunden. Sorgfältig gereinigte Hagelkörner wurden in sterilisirten Probirgläsern langsam geschmolzen und das Schmelzwasser untersucht. In einzelnen Körnern stieg die Zahl der Bacterien über 3000. Irdische Stoffe, mit denen sie hätten in die Luft gewirbelt sein können, wurden nicht gefunden. Man sucht die Erscheinung durch die Annahme zu erklären, daß durch Stürme Oberflächenwasser aus Seen und Flüssen in die Höhe geführt werde, wo es dann an der Bildung der Hagelkörner theilnehme. So lange wir aber über diese Bildung selbst noch nichts wissen, können wir auch die Richtigkeit dieser Annahme nicht prüfen.

Nachdruck verboten.

Bienengift gegen Schlangengift.

Kein zweites Thierleben ist so aufmerksam beobachtet und zu so viel Gleichnissen herangezogen worden, wie das der Bienen. „Im Fleiß kann Dich die Biene meistern," die Bienen sind es, „die durch die Regel der Natur uns lehren, zur Ordnung fügen ein bevölkert Reich." Der süße Honig und der giftige Stachel, zu wieviel Vergleichen haben sie schon dienen müssen!

„Recht lustig summt euch das Bienchen vor,
So lang es Wass' und Honig nicht verlor,
Doch ist sein scharfer Stachel erst heraus,
Ist's mit dem süßen Ton und süßem Honig aus."

Gewiß, die giftige Wirkung des Bienenstiches haben viele schon am eigenen Leibe erfahren, aber auf den Gedanken, dieses Gift einmal näher zu untersuchen, seine chemischen und physiologischen Wirkungen kennen zu lernen, war seltsamer Weise niemand gekommen. Vor einem Jahre etwa wurde die erste Untersuchung dieser Art angestellt. Mehr als 25000 Bienen mußten dabei ihr Leben lassen. Das Gifttröpfchen einer Biene wiegt etwa zwei Zehntel Milligramm, sodaß von 5000 Bienen erst ein Gramm Gift gewonnen wird. Das wasserhelle Gift schmeckt bitter und enthält außer dem eigentlichen Giftstoff noch Ameisensäure und einen aromatisch riechenden, sich schnell verflüchtigenden Stoff. Unter dem Mikroskop erweist es sich vollständig bakterienfrei. Auf die unverehrte Haut gebracht, bleibt es wirkungslos, in der Haut verursacht es Entzündungen, ins Blut eingeführt, zeigt es Wirkungen, die auffallende Aehnlichkeit mit denen des Schlangengiftes haben. Diese Aehnlichkeit hat den Anstoß zu Impfversuchen gegeben. Gift heilt Gift! Dem Verfahren, mit Gift zu impfen, liegt die Beobachtung zu Grunde, daß das stärker wirkende Gift eine immunisierende Kraft gegen das schwächer wirkende besitzt. So haben auch die Impfversuche mit Bienengift bewiesen, daß das stärker wirkende Gift der Bienen gegen das Gift der Schlangen immunisiert. Es wurde ein Meerschweinchen mit dem Gift von 15 Hornissen geimpft. Außer einer schwachen Entzündung der geimpften Stelle und einer etwa 36 Stunden anhaltenden Temperatur-Erniedrigung von 4° C. war an dem Thiere keine nachtheilige Folge des Impfens zu bemerken. Nun wurden ein geimpftes und ein ungeimpftes Thier gleichzeitig mit gleich großen Dosen Viperngift geimpft: Das durch Bienengift immun gemachte Thier zeigte nicht das geringste Unbehagen, das andere starb nach vier bis fünf Stunden. Das vorher geimpfte Thier war einen Monat lang immun. — Versuchen an Menschen müssen erst noch zahlreichere an Thieren vorausgehen.

Redactions-Post.

Frl. A. M. in S. — Beschränken Sie Sich darauf, Gerhart Hauptmann's „Fuhrmann Henschel" zu lesen; jede Aufführung dieses Stückes ist eine Sünde wider die Aesthetik und den guten Geschmack.

Wißbegierige in Braunschweig. — Wir wollen versuchen, Ihre Frage, wie hohe Hitzegrade der Mensch ertragen kann, mit einigen Beispielen zu beantworten. Auf einer Reise des Hamburger Dampfers „Salatiga" wurden im Heizraum des Schiffes regelmäßige Messungen der Wärme angestellt. Als das Schiff in der Straße von Malakka war, wurde im Heizraum eine Temperatur von 52 Grad Celsius gemessen, während das Thermometer im Schatten des Verdeckes nur 28 Grad zeigte. Im Indischen Ocean und im Golf von Aden stieg die Wärme im Heizraum auf 53 Grad. Auf einem anderen Schiffe hat man im rothen Meer und in der Straße von Malakka sogar 70 Grad gemessen. Die Heizer, die in solcher Temperatur arbeiten müssen, sind wahrlich nicht zu beneiden. Die beiden Gelehrten de la Roche und Berger vermochten in einer Temperatur von 87 bis 90 Grad acht Minuten auszuhalten. Unsere Quelle sagt auch, daß ein gewisser Martinez in einer Temperatur von 170 Grad 14 Minuten ausgehalten haben soll, setzt hierin aber berechtigten Zweifel.

Gertrud P. in Nürnberg. — Wir lieben den Humor zwar sehr, aber Ihre humoristischen Gedichte sind uns doch ein wenig zu — komisch.

Treue Abonnentin in Reval. — Schreiben Sie uns nur ohne Rückhalt, Sie können Sich auf unsere Verschwiegenheit unter allen Umständen verlassen.

Frau Elisabeth in Güstrow. — Der Ausdruck: „Ich will Dir ein P davor schreiben" (so viel als, ich will Dir etwas verbieten oder vereiteln) stammt aus der Zeit, als Deutschland von Pest-Epidemien heimgesucht wurde. Man schrieb an die Hausthür solcher Häuser, in denen Pestkranke lagen, ein großes P, um Gesunde von dem Betreten dieser Häuser abzuhalten.

Frau Anna J. in Karlsruhe. — Wir können Ihnen für Ihren Zweck ein wirklich vorzügliches Buch empfehlen: „Gedichte, Lieder, Spiele u. s. w. fürs Kind", Verlag des Frauenbildungs-Vereins in Breslau, Katharinenstraße 18. Die Gedichte sind sorgfältig ausgewählt, alles Gute ist zusammengetragen. Wir haben das Buch den maßgebenden Richtern, den Kindern, vorgelesen, und sie konnten nicht genug hören. Wenn Sie und alle unsere Leserinnen ein gutes Werk thun wollen, dann sorgen Sie für die weiteste Verbreitung des Buches, schenken es auch armen Kindern, — es kostet nur zehn Pfennig!

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: H. Hein; für den technischen Theil: A. Grosse, beide in Berlin; — für Oesterreich-Ungarn: Robert Mohr, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 8, I. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). Berlin und Wien, 15. April 1899. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). XXVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Aus den Papieren einer Einsamen.

Erzählung von Luise Westkirch.

Mentone, den 12. October 1896.

Die Saison hat noch nicht begonnen. Gasthöfe, Villen träumen mit geschlossenen Jalousien. Es ist still hier; das ist gut. Ich liege halbe Tage lang in den Felsen, die Arme unter dem Kopf verschränkt. Ueber mir rauschen die Wipfel hoher Pinien; neben mir sproßt eine kleine Welt von wunderlichen Gebilden, Gräsern, Blumen. Sie sind mir wieder so nahe wie damals, als ich ein Kind war und noch nicht über die höchsten Halme wegsehen konnte. Wie damals wundere ich mich, wie verschieden sie von einander sind. Sie sehen mich an und wundern sich auch. Alles hier wundert sich über mich. Neulich blieb eine blauschillernde Libelle stockstill in der Luft schweben, um mich mit ihren dicken Facetten-Augen anzuglotzen; dann surrte sie entrüstet weiter. Sie hatte es eilig! — Aber ich bin gewiß, sie war heute erst aus ihrer Verpuppung unten am Bach ausgekrochen. Wenn sie so lange gelebt hätte wie ich, sie würde sich auch Zeit lassen.

Alles um mich hastet und rennt, die kleine Ameise, die mit einer schweren Last zum Bau keucht, die Knospen, die sich strecken, um Blüthen zu werden, die Blüthen, die nicht rasch genug verwelken können, um für die Frucht Platz zu schaffen. Da bauen nun schon eine Stunde lang zwei Spatzen an ihrem Nest. Wie sie Moos und Stroh aussuchen, verwerfen, und mit dem richtigen davonfliegen! Und wie ernsthaft die kleinen Kerle dabei thun! Wie wichtig! Aber vielleicht ist's wichtig, daß demnächst ein paar nichtsnutzige Spatzenschlingel mehr in der Welt herumfliegen. Vielleicht ist's auch wichtig, daß das Menschenvolk um einige mittelmäßige Exemplare vermehrt wird. Millionen werden täglich geboren in der Hoffnung, daß einmal unter Millionen der Eine sich finde, der das Glück am Flügel fasse, von dem unter den Menschen die Sage geht, daß es irgendwo wohne, und dessen Trugbild sie alle nach sich reißt, vorwärts! Dahin, wohin ich weiß nicht, welche dunkel waltende Macht sie haben möchte, — aber sicher nicht zum Glück.

Wie sich alles eilt, die weißen Wölkchen, die durch den Himmel ziehen, die alte Sonne, die ganz roth vom Laufen dort hinter den Bergrücken hinabhastet. Ja, auf die Sonne warten auf der anderen Erdseite Tausende. Auf mich wartet niemand. Ich bleibe liegen. Ich kann mir's leisten. Ich bin reich jetzt und müde, — o, so müde! —

Von der Felswand drüben trägt der Abendwind den Duft von Heckenrosen herüber. Er erinnert mich an etwas. Ich glaube, an die Jugend, die Jugend! nicht meine. Ich habe keine gehabt, ich kenne keine Jugend. Viele Dinge kenne ich in der Welt: die dunkle Sorge, den herz-zerschneidenden Schmerz, und Arbeit, Arbeit, bis die Augen zusinken und die Hände schlaff herabfallen. Die Jugend, und was dazu gehört, kenne ich nicht.

Als meine Jahre jugendlich waren, lag mir die Mutter krank, ich hatte einen Bruder, den ich auf seine Füße stellen sollte. Die Wahrheit zu sagen, er hat immer nur sehr unsicher darauf gestanden, der gute Will. Er war gar nicht dazu gemacht, schmutzige Pfennige zaghaft hin und her zu wenden, abgeschabte Röcke zu tragen und die Sommertage in einer schwülen Schreibstube zu vertrauern. In seinem Wiegenlied war von solch garstigen Dingen auch nicht die Rede gewesen. Unsere Familie gehörte zu den Reichen bis zum Urgroßvater hinauf. Durch einen kleinen, unglücklichen Zufall verarmten wir. Er aber konnte das nie begreifen. Er liebte fort und fort alles Schöne, Glänzende, gute Weine, lachende Gesichter, lustige Gesellschaft, alles, was Geld kostet. Unsere Bekannten nannten ihn einen Taugenichts und glaubten noch, mir etwas Angenehmes damit zu sagen; denn freilich gab der arme Junge, weil er kein anderes hatte, das Geld aus, das ich mühsam zusammenraffte mit Stundengeben, Malen und Dichten. Ja, all das habe ich getrieben, Gott verzeih'

Am Hafen von Sorrent. Nach dem Gemälde von H. Corrodi. — Siehe Seite 64.

Verlag der Vereinigung der Kunstfreunde in Berlin.

mir's! Aber nun treibe ich nichts mehr, nun bin ich reich.

Ich habe von den Heckenrosen eine abgebrochen und mit heimgenommen, damit ich etwas zu betrachten habe, wenn ich abends in meinem Stübchen sitze. Das Haus liegt „wo die letzten Hütten stehen". Ich sehe das Meer und die Berge; Menschen wenig, Landsleute gar nicht. Darum habe ich hier gemiethet.

Die kleine Rose hat eine seltsame Physiognomie. Sie erinnert mich an Eine, die auch jung war, jung, hübsch, voller Stacheln. Ich habe mich blutig daran gerissen. Immer erinnert mich diese Blume an Jugend, an meine gemordete Jugend. Und es ist etwas Gefährliches um gemordete Jugend. Sie ruht nicht friedlich im Grab, wie die ehrlich ausgelebte. Sie spukt, sie geht um, du wirst sie nicht los. Ihr Gespenst hängt dir an, begleitet dich. Sie will ihr Recht. Das Gespenst der meinen hatte solch rothe Backen, solch einen Trugschein von Leben, daß ich es für Wirklichkeit nahm. Das Gespenst der Jugend für die wirkliche. Es war toll, ja!

Ich möchte die Geschichte erzählen zu meiner Unterhaltung. Denn ich langweile mich. Nicht am Tag! Da hab' ich tausend Dinge zu thun. Da muß ich Vogelnester suchen und die Eidechsen belauern und den Don Juans von Schmetterlingen nachgehen. Aber am Abend, wenn der Mond nicht scheint und der Sturm nicht saust, da ist's öd, da ist's einsam und traurig in meiner charakterlosen Miethwohnung. Als ich kam, war es nicht so. Da hatte ich zu denken, immer, immer. Aber nun möchte ich die tolle Geschichte von meiner spukenden Jugend hinschreiben, — eine Geschichte von Tausenden, eine Geschichte, dumm, zum Lachen. Ich habe auch darüber gelacht, bis die Thränen hervorbrachen und nicht mehr versiegen wollten.

Wo soll ich anfangen? Nicht bei der dunkeln, der häßlichen Zeit, da ich ein Recht hatte, jung zu sein und es nicht war. Von jener Zeit her lieb' ich die Kinder nicht, denn sie sind grausam gegen alles Wehrlose, wie die Natur selbst, und ich war wehrlos. Wie haben sie mich gequält! — Ich liebte auch die Blumen nicht, den Sonnenschein nicht, nichts als die häßlichen blauen Scheine, die kalten Goldstücke und was dazu dient, sie zu erwerben; denn Will brauchte Geld. Aber dann ging er dahin, wo Münzen nichts mehr gelten. Sein liebes, trotziges Gesicht lächelte im Tod. Von da ab langten meine Einnahmen immer. Und *weil* sie langten, erinnerte sich eine gute Tante, die niemand für reich gehalten hatte, meiner und hinterließ mir ein Vermögen.

Auch meine Mutter starb. Aber mein Mammon konnte ihr doch die letzten Tage leicht machen. Das arme Mütterchen war so ans Klagen gewöhnt, daß ihm etwas fehlte, als die Ursache dazu wegfiel.

Auch das ging vorüber.

Von jener Zeit will ich schreiben, meiner Rosenzeit, da meine todte Jugend aus dem Grab stieg. Die Leute sagten, ich hätte mich gut conservirt. Wahr ist's: von allem Besten, was der Mensch ins Leben mitbekommt, hatte ich nichts verbraucht. Das wachte jetzt erst in mir auf. Jeden Tag strich ich ein Jahr von meiner Alterslast, mein Herz ward sechszehnjährig. Damals liebte ich die Menschen, die Blumen, den Sonnenschein, das Glück. Gott, wie schön war die Welt!

Da sah ich ihn. In einer befreundeten Familie geschah's, die sich für mein Talent interessirte, denn ich schrieb damals mittelmäßige Romane mit solchem Eifer, als wär' Mangel an diesem Artikel. Und ich glaubte an mein Können.

Seit Wochen war mir ganz weihnachtlich erwartungsvoll zu Muthe gewesen. All' meine kleinen Unternehmungen schlugen ein. Dabei wußt' ich, das ist nur das Vorspiel. Das Große, das Glück wirft seinen Schatten voraus. Und jedes traurige Gesicht war mir wie ein Vorwurf. Ich setzte alles dran, es froh zu machen. Damals nannten die Leute mich witzig, liebenswürdig, originell. Ich selbst gefiel mir. An jenem Abend trug ich ein gelbes Seidenkleid, Hals und Arme frei, viel Spitzengerieſel und zwei brennend-rothe Granatblüthen an der Brust. — Die Granatblüthen hab' ich dann verbrannt, die Spitzen, die Seide, in einer wilden Stunde. Wie man thöricht ist! — Ich ging, als hätte ich Gummibälle unter den Füßen. Beständig summten mir ein paar Heine'sche Verse im Kopf: „Herz, mein Herz, was Dir gefällt, alles, alles, darfst Du lieben." Ich brannte drauf, zu lieben, alles und Einen. Da stand er vor mir.

Ich weiß nicht, wie sein Gesicht anderen Menschen erschien, ich überlegte nicht, ob es schön sei, nicht damals noch später. Für mich war es das einzige. Doch kann ich nicht sagen, was mich daran anzog. Er war blond und schlank. Etwas Zartes, Behutsames lag in seiner Erscheinung. Vielleicht war das der Zauber. Ich hatte so viel von der Brutalität der Menschen gelitten, die unter dem stolzen Namen Charakter protzt, daß alles Rücksichtsvolle mich hinriß.

Wir kamen ins Gespräch. Er war Schriftsteller wie ich. Er sagte mir keines der wohlfeilen Complimente, die mir mein Lebtag gewesen sind wie der Syrup, den ich als Kind gegen Halsschmerzen eingelöffelt bekam. Aber es fand sich, daß unser Geschmack, unsere Anschauungen fast die gleichen waren. Wo sie von einander abwichen, erschien die Ansicht des anderen dem Gegner interessant und reizvoll. Die Zeit verstrich, wir merkten es nicht; wir saßen und plauderten, allein im menschengefüllten Saal. Eine Bewegung um uns her erst schreckte uns auf, der allgemeine Aufbruch. Wir sahen uns an mit rothen Gesichtern, wir sahen auf unsere Uhren. Die Leute um uns her lachten. „Sie haben sich gut unterhalten, wie?"

Wir lachten mit, herzlich, unbefangen. Wir schämten uns nicht ein bißchen: „Ja wohl, ausgezeichnet!"

„Auf Wiedersehen!" sagten wir, als wir uns unter der Thür die Hände schüttelten.

Wir sahen uns nun fast täglich, bei unseren Freunden, in meinem eigenen Hause. Von Welt- und Kunstanschauungen glitt unser Gespräch sacht auf die allerpersönlichsten Dinge hinüber. Es kam die Zeit, da die Augen mehr und anderes redeten als die Lippen, die Zeit, da ich vor dem Spiegel dreimal das Kleid wählte und verwarf, das ich tragen würde in meinem eigenen Haus, für ihn allein.

Und dann kam ein Abend. — Wir waren im Theater; wir gingen oft hin. Es gehörte zu unserem beiderseitigen Metier. Wir hatten unsere Plätze ziemlich fern von einander, aber unsere Blicke fanden sich. An dem Abend gab man ein Schauspiel. Bei der Liebeserklärung des Helden sahen wir uns an. Es konnte ein Zufall sein, aber ich hatte das bestimmte Gefühl, daß es keiner war, und ich wurde so brennend roth, daß ich schnell das Opernglas vor mein Gesicht hielt, aus Furcht, daß meinen Nachbarn meine Bewegung auffallen könnte. Wie jung war ich an dem Abend! Wie thöricht, backfischmäßig jung!

Als ich herunterkam, erwartete er mich an der Treppe und geleitete mich heim. Seine Stimme klang nicht so sicher wie sonst, als er mich anredete. Etwas Weiches, Zärtliches vibrirte darin. Ich wußte bestimmt: heute wird er sprechen, wird das entscheidende Wort aussprechen. Ein Glücksgefühl erfaßte mich, daß ich meinte, zu schweben, und eine tolle, unvernünftige Angst dabei. Er suchte nach Worten, aber ich in meiner Ueberreiztheit plauderte und plauderte, eine Dummheit nach der anderen, immer in der verrückten Angst, die mich peitschte, laut und lachend; ich habe nie in meinem Leben in derselben Zeit so viel zusammengeredet wie an jenem Abend. Da standen wir vor meiner Hausthür. Er verabschiedete sich. In der letzten Viertelstunde hatte er kein Wort gesagt.

Mit Schreck, mit Reue wurde ich mir meines Fehlers bewußt. Schweigend werden Schätze gehoben. Das Glück neigt sich nur dem Schweigenden. Aber den Schrecken in meinem Herzen überwog doch strahlende Freude. Ja, ich hatte die Entscheidung hinausgeschoben durch den Unverstand meiner Unerfahrenheit. Aber die Hauptsache war: er *wollte* sprechen. Er würde bei der nächsten Gelegenheit sprechen, beim nächsten Sehen, morgen schon. Ich würde warten. Glück erwarten ist auch Glück. Stundenlang ging ich in meinem kleinen Reich auf und nieder, von Zimmer zu Zimmer. Mein Mädchen hatte ich zu Bett geschickt, alle Lampen angezündet. Wenn ich an meinem Spiegel vorüberkam, fragte ich ihn: „Kann es sein? Liebt er mich? Kann die Fünfunddreißigjährige gefallen?"

Und wie ich mit den leuchtenden Augen und den blühend rothen Wangen fragte, im Lampenschimmer, umflossen von der hellen Seide und den gelblichen Spitzen, antwortete der Spiegel: „Ja, ja, es kann sein. Ja, es ist."

Als ich, ich weiß nicht zum wievielten Mal, meine Zimmerreihe durchmaß, entdeckte ich auf meinem Schreibtisch einen schwarzumrandeten Brief. Die Handschrift der Adresse glaubte ich schon einmal gesehen zu haben; selten, aber doch schon. Der Poststempel bezeichnete eine Stadt, in der eine mir liebe Schulfreundin wohnte. Ich zerriß den Umschlag. In wenigen Worten theilte Marianne, die einzige Tochter meiner Freundin, mir mit, daß ihre Mutter plötzlich gestorben sei und einliegenden Brief für mich hinterlassen habe.

Ich mußte mich setzen. Wie der Schritt des Schicksals selber, eine unheimliche Mahnung daran, daß Leid den Grundton der Melodieen in der Welt-Symphonie bildet, schlug diese jähe Todesbotschaft in meine Glücks-Ekstase. Nicht, daß die Verstorbene mir zur Zeit besonders viel gewesen wäre. Seit zwanzig Jahren hatte ich sie nicht mit Augen gesehen, und, keuchend in meinem Arbeitsgeschirr, vorwärts getrieben erst von der Peitsche der Noth, dann von der des Ehrgeizes, hatte ich wenig Muße gehabt, den Erinnerungen an vergangene Tage nachzuhängen. Aber jetzt, da mit einem Schlag die liebe Gestalt weggewischt war von der blühenden Erde, erstand sie in meiner Phantasie, farbig, greifbar, als säße sie mir wiederum gegenüber auf dem Stuhl des Dortoirs in dem französischen Pensionat, in dem wir uns kennen gelernt hatten, und wir schwüren einander von neuem ewige Treue. Wie lieb hatten wir uns damals! Wir träumten als von dem Schönsten davon, uns für's Leben zusammenzuthun, eine Schule zu gründen, gemeinsam zu arbeiten, zu ringen und einander niemals zu verlassen.

Als das Schuljahr zu Ende ging, kehrte sie in ihre Familie zurück, die begütert und angesehen war, zu den Vergnügungen und kleinen Pflichten der Töchter aus solchen Familien. Mich rief die Aufgabe, für Mutter und Bruder zu sorgen, in eine andere Stadt. Wir sahen uns nicht mehr. Ein Briefchen nur dann und wann, von hüben, von drüben, seltener und immer seltener werdend. Was hätten wir uns zu sagen gehabt? Unsere Herzen sprachen dieselbe Sprache nicht mehr; unsere Sorgen, unsere Freuden waren nicht die gleichen. Dann kam der Umschwung. Sie hatte geheirathet, ein kleines Mädchen war geboren worden, ihr Mann erwies sich als Verschwender und Taugenichts. Er starb. Und nun rang sie mit der Noth, während meine Lebenslage sich hob. Wieder gingen unsere Interessen weit auseinander. Nur ein wenig unterstützen konnte ich sie in ihrem qualvollen Ringen, seit mir der Reichthum in den Schoß gefallen war. Das that ich halb gedankenlos. Sie war mir nichts mehr.

Aber nun lag ihr letzter Brief vor mir, geschrieben im Angesicht des Todes an die Einzige ihrer Freundschaft, die vermögend und unabhängig genug war, um ihr helfen zu können. Im Namen der guten Stunden, die wir zusammen verlebt hatten, im Namen all' der verwehten Treueschwüre unserer Kindheit beschwor sie mich, ihrer verlassenen Waise, der achtzehnjährigen Marianne mich anzunehmen. Sie solle ihr Lehrerinnen-Examen machen, in zwei Jahren würde sie im Stande sein, sich selbst zu ernähren. Nur bis dahin möge ich ihr schutzloses Kind nicht zu Grunde gehen lassen.

Mir war, als sähe ich dies Kind vor mir stehen, das Kind der Einzigen, mit der ich jugendlich geschwärmt hatte. Es sah mich an mit ihren Augen, sprach mit ihrer Stimme zu mir, während verhaltenes Weinen ihm um die Lippen zuckte:

„Sieh mich an! Lehrerin soll ich werden! Erzieherin, ich! — Weil ich arm bin, wollen sie mir meine Jugend nehmen, die Jugend, die niemals wiederkehrt. Leid' es nicht, Du! Ehre den gnädigen Gott, der Dich heut' mit Glück überschüttet hat, und erbarme Dich meiner Jugend!"

Ich hab' nicht eine Minute geschwankt. „Kind meiner todten Freundin, nein, sie sollen Dir die Jugend nicht nehmen, wie sie sie mir genommen haben!" — Im nächsten Augenblick saß ich am Schreibtisch.

„Sobald Du der lieben Todten die letzten Ehren erwiesen hast," schrieb ich, „komme zu mir, Marianne. Und sorge nicht um Deine Zukunft. Fortan bist Du *meine* Tochter."

Ich legte ein paar Scheine bei, für das Begräbniß, für die Reise. Am nächsten Morgen ging der Brief ab. Und mein Herz war froh, als hätt' ich was Rechtes gethan. — —

Den 21. November.

Ich habe abbrechen müssen. Eine nuit blanche, wie der Franzose sagt, ein paar elende Tage waren die Folge meines Versenkens in die alte Zeit. Ich muß vorsichtiger werden. Zu meiner Unterhaltung schreibe ich ja das thörichte Zeug da nieder, nicht zu meiner Qual. Gequält haben andere mich genug, Menschen und Schicksal. Ich selbst mißhandele mich nicht mehr. Auch diese Jugendthorheit ist vorüber. Wochenlang habe ich überhaupt nichts niedergeschrieben. Heute drängt die Langeweile eines Regentages mich zum Schreibtisch. Grauer Himmel, graue See. Und ich bin allein. Ich kann den Menschenbrodem in den Pensionen noch nicht wieder ertragen. Drum habe ich mich in dieser winzigen Villa eingemiethet. Unter mir wohnt ein junger Pionier-Offizier. Ich sehe ihn auf seinem Rade morgens zur Kaserne jagen, gefolgt von seinem großen Bernhardiner. Daneben haust ein anderer Einsamer. Wir kennen einander nicht. Wenn das Wetter gut ist, nehme ich meine Mahlzeiten in einer nahen Restauration. Man ißt an kleinen Tischen. Jeder kommt und geht, wann und wie er mag. Die Gedecke sind dürftig, die Servietten werden nur einmal die Woche gewechselt. Aber niemand beachtet den andern, niemand fragt, niemand wundert sich. Es ist ein Speisehaus für Misanthropen.

Gestern stellte mir der kleine Kellner einen Strauß gelber Rosen auf den Tisch. Lieber Himmel! Spukt immer noch ein Restchen meiner unausgelebten Jugend um mich herum? Hält er mich für Eine, zu der Blumen gehören?

Der Strauß gleicht zum Verwechseln einem anderen Rosenstrauß, dessen farblose Pracht in der bittersten Stunde meines Lebens mir entgegenflimmerte. Ich glaube, niemals hat einem Menschen ein Ding so weh gethan, wie mir der Anblick seiner blassen Blüthen. Er ist verwelkt. Auch dieser wird verwelken. Warum soll ich Giacomo erzählen, daß ich Rosen nicht leiden mag? Zu viel Mühe.

Der einzige Mensch, mit dem ich von Zeit zu Zeit Rede und Antwort tausche, ist eine Maurerfrau, die mir die Wirthschaft besorgt, der echte Typus der italienisch-französischen Mischrasse an der Grenze, braun und hager, mit griechischem Profil und einer schwarzen Haarfülle, wie eine Königin der Nacht. In den Ohren trägt sie große, goldene Ringe, ihre Augen sind glänzend wie Mulattenaugen und fahren unruhig in ihren Höhlen umher. Jede Bewegung, jedes Wort von ihr ist dramatisch. Sie spricht viel von ihrem „Temperament", und ich merke dies Temperament an der Zahl von Gläsern und Tassen, die sie mir zerbricht. Sie hat einen Mann, einen hübschen Burschen, der, glaube ich, nicht sehr gern arbeitet, und bis jetzt zwei Kinder. Der Junge ist „gut", wie sie versichert. Aber das Mädchen scheint ihr „Temperament" geerbt zu haben. O, wenn sie gedurft hätte, wie sie wollte, sie würde den störrischen Schreihals manch liebes Mal zum Fenster hinausgeworfen haben —!

Neulich machte ich die persönliche Bekanntschaft der kleinen Marguerita. Was für ein kraft- und saftstrotzendes Exemplar der Species Mensch! Es fand sich, daß des Brüderchens Kuchenstück um ein weniges größer gerathen war als das ihre. Ohne Zögern nahm sie es dem dicken Phlegmaticus aus der Hand und aß es selbst. Sie hatte sogar eine Begründung für ihren Raub: „Ich bin auch größer." — Bravo, Marguerita! Du wirst Dich nie aus Deinem Recht verdrängen lassen wie ich Närrin! Du wirst nie über einer anderen Dich selbst vergessen!

In meinem Entzücken gab ich der Philosophin gleich ein zweites Stück Kuchen, auf die Gefahr hin, daß sie sich den Magen daran verdürbe. Aber ihresgleichen verderben sich nie den Magen.

Seitdem hege ich ein Interesse für Marguerita. Ich lade sie mir als Freundin ein, ich studiere sie wie eine neue Eva. Was für eine Grazie bei solch unfehlbarem Instinkt für den eigenen Vortheil! Wie reizend ist dieses fünfjährige Stückchen Mensch und wie greisenhaft klug! Haben die Buddhisten recht? Hat sie schon viele hundert Erdenleben hinter sich! Oder hat einfach die Summe der Lebenserfahrung einer langen Reihe von Vorfahren sich in ihr zur fertigen Charaktereigenschaft verdichtet? Ihre Gesundheit thut mir wohl. Ich liebe sie, weil sie anders ist als ich.

Grau der Himmel, grau die See. Trotz Marguerita fange ich an, mich zu langweilen. Man sagt, das sei ein Zeichen von Genesung. Sollte ich noch einmal gesund werden? — Ich wag's und fahre in meinen Aufzeichnungen fort.

Am nächsten Abend also sah ich ihn wieder. Es war in einer glänzenden Gesellschaft. Und da wir zwei Berühmtheiten sozusagen die Rosinen im Kuchen vorstellten, kamen wir nicht zum Austausch eines vertraulichen Wortes. Das sagte ich mir wenigstens, das wiederholte ich mir die lange, bange Nacht hindurch, um die dumpfe Unruhe meiner Seele zu beschwichtigen, die Fühlfäden meines Instinktes Lügen zu strafen, die niemals mich getäuscht haben, obgleich mein superkluger Verstand ihre Mahnung noch immer niederraisonnirte. An diesem Abend erkannten sie, daß etwas sich zwischen uns verschoben hatte, anders geworden war in jenen Gefühlen, die zarter sind, als Spinnwebfäden, unreparirbar, wo sie einmal verletzt wurden.

Tage vergingen. Es blieb wie es war. O, des versäumten Augenblicks, der nie zurückkehrt!

Dann begegnete ich ihm auf der Straße. Wir plauderten, wie wir pflegten.

„Ich gehe zur Bahn," sagte ich.

„Logierbesuch? — Das ist eigentlich gegen Ihre Grundsätze."

„Logierbesuch für immer."

Ich erzählte ihm die Geschichte meiner Freundin, daß ich ihr Kind bei mir behalten wollte, und auch warum. Er sah mich mit seinen sprechenden Augen seltsam an. In seinem Gesicht stand ein Bedenken.

„Für immer wollen Sie das junge Mädchen bei sich behalten? Ohne es nur zu kennen? Ist das nicht gewagt?"

„Die Tochter meiner einzigen Freundin?"

„Und was würde es der jungen Dame schaden, wenn sie sich ein wenig mit dem Schicksal herumbalgte? Sie und ich haben's auch müssen."

„Aber es thut weh."

„Vielleicht auch gut. Nicht jeder hat Ihre zarte Haut. Aber es hilft wohl nichts mehr, wenn ein nüchterner Mensch Ihnen seine Vernünftigkeiten auskramt?"

„Nein," erwiderte ich lachend. „'s ist unwiderruflich."

„Nun denn," sagte er, mir die Hand zum Abschied reichend, „möge die große Tochter Ihnen leicht werden."

Ich sah, daß er gerührt war unter der Maske von Herzlosigkeit, die er zur Schau trug, und ich wunderte mich darüber, während ich wartend auf dem Perron stand. Warum sollte sie mir nicht leicht werden? War es denn etwas Außerordentliches, was ich that? — Nein, nur natürlich, nur natürlich. Der Glückliche hat den Drang, glücklich zu machen, gut zu sein. Verdorben wäre das Herz, das anders empfände! Da hielt die lange Wagenreihe, und ich suchte.

Ich suchte ein kleines Mädchen in Trauerkleidern, mit verweintem Gesicht, mit den unvergeßlichen, lieben Augen meiner Freundin, die in Thränen schwimmend schüchtern um sich blickten. Ich suchte vergebens.

Die Fluth der Angekommenen verlief sich. Ich suchte noch. An der anderen Seite des leergewordenen Perrons stand eine hochgewachsene Dame in sehr sicherer Haltung, mit einem sehr schönen, sehr rosigen und sehr leeren Gesicht. Um sie her schwoll langsam die Fluth ihrer Koffer an. Diese Dame trug ein schwarzes Kleid. Auf ihrem keck aufgeschlagenen Hut wippten sogar ein paar Kreppschleifen. Ich ging auf sie zu.

„Marianne?"

Sie wandte sich um. Das waren nicht meiner Freundin Augen, die mich da mit hartem Glanz anfunkelten. Des Vaters Verlangen nach Glück, nach Lebensgenuß um jeden Preis züngelte fast brutal aus ihnen. Ich fühlte plötzlich deutlich die scharfe Zugluft auf dem Perron. Enttäuschung legte sich wie eine Eiskruste auf die hochgehenden Wogen meines Enthusiasmus. Die Dame begrüßte mich mit einer Tanzstunden-Verbeugung. Ich dachte nicht mehr daran, sie zu umarmen.

„Willkommen, Marianne," sagte ich sehr ruhig.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Ein Korb voll Veilchen.

Skizze von Frida Schanz.

„Zeigen Sie einmal her," sagte der Geheime Justizrath und nahm dem Diener das Postpacket, das dem die gnädige Frau zur Besorgung übergeben hatte, mit hastiger Bewegung aus der Hand.

Die Adresse war natürlich wieder undeutlich und schlecht geschrieben.

Es war des Justizrath's alte Gewohnheit, die leichte, fahrige Handschrift seiner Frau mit seinen starken, schönen, klaren Schriftzügen nachzuziehen und auszubessern, wo er sie sah. — Er schnürte darauf auch die Bindfäden los und entfernte die graue Papphülle, weil seiner Meinung nach alles nicht correct genug und viel zu oberflächlich gepackt war. Neugierig war er nicht im mindesten. Die Sendung war an die neue Freundin seiner Frau gerichtet. Julie war vier Wochen wegen schwerer Bleichsucht in Elster gewesen und hatte sich dort an eine Münchner Malerin, ein Fräulein Eva von Sanden, besonders herzlich angeschlossen. Das war ihm ganz lieb gewesen. Die beiden Damen hatten sich ziemlich fern gehalten vom übrigen Verkehr, wie seine Frau ihm schrieb. Fräulein von Sanden sei ein verständiges, feingebildetes, älteres Mädchen, voll großer Fürsorge für sie. Sie dringe darauf, daß sie die Kur richtig ausführe. —

Das war nun, Gott sei Dank, auch geschehen. Julie hatte entsetzlich schlaff, müde, alt für ihre zweiunddreißig Jahre, ausgesehen, als sie abgefahren war. Die vielen, entsetzlichen Kopfschmerzen hatten sie ganz zermürbt.

Nun schritt sie dahin, gekräftigt, gesundet, verjüngt. Ein süßer, zarter Ausdruck lag auf ihren fraulichschönen Zügen.

Ihr glückseliges Aussehen berührte ihn einen Augenblick ganz eigen. Hatte sie etwas erlebt, sich verliebt vielleicht gar?

Aber nein, sie schien keinen Menschen von den vielen auch nur gesehen zu haben, außer ihrer Kameradin. Wie zwei Nonnen schienen die Damen sich abgeschlossen zu haben von allem, was Weltverkehr hieß, Spiel und Tanz.

Gesundheit war also nur das neue Glück! —

Weh ihr auch, wenn es anders gewesen wäre! In dieser Beziehung kannte der ernsthafte, etwas pedantische Mann keinen Spaß! Jedes feinere und tiefere Interesse, das seiner sehr anziehenden Frau in früheren Jahren im Gesellschaftsverkehr zugeflossen war, hatte er mit kalter Unerbittlichkeit im Keim zertreten und erstickt. Er hatte seine Frau aus den bescheidensten Verhältnissen zu sich emporgehoben; sie mußte mit Leib und Seele völlig sein eigen sein.

Schon diese neue Freundschaft! Julie sprach wirklich viel zu viel von diesem Mädchen! Fräulein von Sanden wollte sie im Winter besuchen. Solche intime Sachen liebte und mochte er aber durchaus nicht. Das Bild des Fräuleins stand auf Julien's Schreibtisch, von einem Erikakranz umgeben. —

Das muß nächstens weg, dachte er. Es war übrigens ein Gesicht, das ihm gar nicht so übel gefiel. Ein sehr aristokratisches Gesicht, klug und hell, eine freie Stirn, unbeschreiblich viel feine Modellirung um Augen und Mund herum; sympathisch unbedingt. —

Aber nein, das war doch nun gar zu übertrieben und lächerlich! Julie war doch wahrhaftig kein Backfisch mehr.

„Das muß aufhören, dieser Unsinn! Unbedingt! Das dulde ich nicht!" sagte er und beugte sich unwillig über den Inhalt des geöffneten Packets. Die ganze große Schachtel enthielt köstliche, frische, dunkelblaue Veilchen. In wahren Massen lagen die handgroßen Sträuße übereinander. Eine kostbare Gabe war's, so viel echte Veilchen jetzt im Herbst! Mit ganz besonderer Ausdauer und Anstrengung konnte sie sie nur zusammengefunden und zusammengekauft haben.

Für eine Freundin! Es kam schon wieder so ein ganz eigener Ruck, — fast wie ein Verdacht. — Da lag ein sehr umfangreicher Brief zwischen den Blumen. — —

Ein Freundschaftsbrief, — wie in Backfischzeiten! Er lachte. Er nahm die zahlreichen hellila Bogen aus dem Couvert. Spöttisch lächelnd las er die Ueberschrift, die ersten Zeilen. — Sie duzten sich ja, — — sieh da! Das hatte er gar nicht gewußt! Er lächelte immer verächtlicher, immer weiser. Dann wurde sein schmales, röthliches Gesicht aber auf einmal straff und bleich. Mit unruhigen, flackernden Blicken folgte er dem Fluge der flüchtigen Zeilen.

„Meine Eva!" begann der Brief.

„Weißt Du's, fühlst Du's, wie meine Gedanken bei Dir sind? Wie ich mich nach Dir sehne? Ich ahnte es nach den ersten Tagen unseres Bekanntwerdens, Du werdest ein tiefes Erlebniß für mich werden. Unser Annähern war so ganz anders, als es gewöhnlich ist, fast schüchtern waren wir beide, wir alten Dinger! Schon im ersten Anschauen war sie da, die tiefe, wunderbare Sympathie. Daß es mir so tief gehen würde, hatte ich trotz allem nie, nie zu glauben vermocht! Ich las gestern in einem alten, englischen Buch, nicht nur in der Liebe, sondern auch in der Freundschaft gäbe es eine solche Tiefe und Zärtlichkeit des Gefühls, daß ein einziger Tag der Trennung als eine Qual erscheine. Meine Geliebte, meine Theure, Große, Gute, das lerne ich jetzt kennen! Du hast mich beseligt bis zum tiefsten Grunde meiner Seele mit Deiner Güte, Du hast mich erschüttert mit Deinem süßen Liebhaben, hast mich erquickt mit Himmelsspeise, mit allen den tausend Anregungen, die Du Reiche zu geben hast, mit Deinem Wissen, Deiner inneren Grazie, Deinem lieben, lieben, neckischen Scherz!

Ich war todt, mein Liebling, so lange schon! Du kamst und hast mich auferweckt. Wieder lachen, aus den tausend kleinen, lieben Dingen des Lebens Fröhlichkeit saugen, — was das war für mein armes Herz, das kann ich Dir ja gar nicht sagen! Ein Quell, lange, lange vertrocknet und versiegt, begann in mir zu sprudeln und zu rieseln.

Ach Du, ich war einmal ein fröhliches Kind!

Aber Scherz und Lachen ist verbannt aus unserem Hause!

O Du, Du, mein Leben war so leer, so ekelhaft stumpf! Kein Inhalt! Nur Stunden! Nur Schale, nur Regeln, nur Gewohnheiten! Nun süßer, lieber Inhalt, nun feiner, neuer Reiz bis herauf zum Rand. Lauter Veilchen, lauter frische, duftige, süße, blaue Veilchen überall! Daß es solch ein Glück in der Freundschaft giebt, im festen Anfassen und Naherücken zweier Frauenseelen, — ich träumte mir's nicht. Aber wir sind auch wohl ganz bevorzugte, einzige Freundschaftsnaturen, wir zwei! Mit einem Blick haben wir uns immer verstanden, über alle, alle anderen hinweg. Solch einen Seelengenuß ahnte ich nicht. Mein Mann und ich, — wir hatten nie etwas davon! — Er ist wohl gut: — ich glaube! Aber so schwer! Scherz verstand er nie! Jeden schüchternen Versuch einer kleinen Neckerei nahm er übel, es kam womöglich zum häßlichen Zank, ich mußte mich herausreden, mich vertheidigen, mich umständlich entschuldigen mit brennendem Gesicht nach einer unschuldigen Neckerei. Wir saßen uns schließlich so langweilig gegenüber, so gezwungen. — Du und ich dagegen! Was haben wir gewagt an Offenheit, an Scherz und Neckerei, — ohne auch nur die Möglichkeit, der andere könnte es nicht verstehen! O daß ich Dich habe, Du! Du! — — Bist Du da, so flimmert's nur so von Interessen aus meinem Innern auf, wie ein elektrischer Strom geht's über mich hin. Alle Fenster auf! Alle Thüren auf! Frische, freie, gesunde Luft überall! So voll Kraft jeder Athemzug! Und dazwischen etwas so Rührendes, Süßes! Ich weiß, trotz Verliebtsein und Heirath und allem, allem, so lieb wie Du, einziges Geschöpf, hat mich noch nie jemand gehabt! So gut, so voll tiefem Wohlmeinen und ernster Innigkeit, hat mich noch nie jemand angeblickt! O, ich habe einen Schatz, einen unerschöpflichen! Wie wollen wir unser Leben vollpacken! Du läßt mich theilhaben an Deinem Streben, an Deiner Kunst! Ich gebe Dir meine ganze Liebe dafür! Mein Herz, mein reiches, großes, Du bist nicht glücklich geworden durch Liebe, — — ich auch nicht! Aber wir haben nun diesen veilchenhaft lieblichen Freundschaftsersatz! Ich lebe wieder, ich bin ganz und gar ausgesöhnt, ich bin meinem Mann so gut; mein ganzes Herz ist voll unaussprechlich froher Zufriedenheit.

Du kommst im Winter! Diese Aussicht, Du! Dieser Blick in die Ferne! Ich hatte so lange, lange keine Aussicht mehr! Dann wollen wir uns zusammenkuscheln, dann wollen wir himmlische Bücher zusammen lesen, wie jetzt im Wald unter den lieben Tannen, dann wollen wir uns Bilder ansehen, dann wollen wir reden vom Ewigen und vom Alltäglichen, Kleinen! Den wahren himmlischen Menschenverkehr, den mit einem Menschen, der einen bis aufs Tiefste kennt, den man aufs Höchste verehrt und liebt, — den wollen wir pflegen! Aeußerlich natürlich alles ruhiger, gemessener Geheimrathston! Den wirst Du schon rasch lernen, Du Gescheidte, Feine! Ich seh' Dich schon, vornehm, gemessen, — die Winkel Deiner lieben Grauaugen voll Schelmerei. — —

O Du, kann ich's denn überhaupt aushalten bis dahin? Aber ich will geduldig sein, mein liebes Lebenslicht! Leb' wohl, leb' wohl! Stell meine Veilchen bei Dir auf, überall ein paar, daß sie Dich umdufteten beim Schaffen! Gott segne Dich! Ich mag Dir gar nicht mehr danken für alle Deine Liebe, alle Deine Fürsorge, ich kann's nicht, so voll ist mein Herz! Die ganze Dankesschuld sende ich Dir in herzlichen Küssen!

Deine Julie.

* * *

Der Justizrath sagte mit scharfem Ausdruck im strengen Gesicht weiter nichts, als: „Es ist toll!"

So etwas Krankhaftes! So etwas Ueberspanntes! — Er schüttelte immer nur den Kopf. Etwas Bitteres lag dabei in seinen Zügen.

Er hatte Julie als sehr armes Ding geheiratet, hatte sie seiner Meinung nach abgeklärt, gebildet, erzogen. Im heißen Zorn über diesen unerhörten, unverzeihlichen Undank ballte er die Hand.

Aber dann kam doch auf einmal eine Macht über ihn, die ihn bannte, die ihn nachzudenken zwang, tiefer, tiefer. Der Duft dieser vielen Veilchen war so mächtig stark; seine Augen hingen an den Blumen: etwas eigenthümlich Weiches, Zartes, das er seit den ersten Liebestagen nicht mehr gefühlt, rührte sich in seiner Brust.

Ein Gefühl, als müsse er sich etwas Entschwebendes, schon halb Entschwebtes, mit aller Kraft zurückhalten, stand in ihm auf.

Eine Welle verächtlichen, bitteren Zornes dann wieder. —

Er nahm die vollbeschriebenen helllila Vögelchen, auf denen die flüchtigen Buchstaben wie selige Vogelschwärme dahinschwirrten, in die Hand, als wolle er sie mit heftigem Griff zerreißen.

Aber er ließ sie doch sinken, schob sie still wieder in ihre Hülle, legte das ganze Briefchen langsam zwischen die Veilchen hinein.

Dann stand er noch eine Weile in Schweigen, nahm mit raschem Entschluß darauf die duftende Sendung unter den Arm und ging schnell hinaus, in Juliens Zimmer hinüber.

„Ich will es mit ihr durchsprechen, mit Ruhe, mit Geduld, mit Freundlichkeit," nahm er sich vor.

Nachdruck verboten.

Klaus Groth.

Zu seinem achtzigsten Geburtstage.

Von Adolf Bartels.

Das Jahr 1819 war ein gesegnetes Dichterjahr für Deutschland; nicht weniger als fünf zu großem Ruhm gelangte Poeten erblickten in ihm das Licht der Welt: Wilhelm Jordan, Friedrich Bodenstedt, dann das realistische Kleeblatt Klaus Groth, Gottfried Keller und Theodor Fontane. Heute leben nur noch Wilhelm Jordan und Klaus Groth.

Wenn Klaus Groth an seinem achtzigsten Geburtstage, dem 24. April, sein Leben und Schaffen rückschauend überblickt, so kann er das stolze Gefühl haben, daß er erreichte, was er erstrebte: die Ehre der niederdeutschen Mundart zu retten und eine Stütze seines Volkthums, nicht bloß in Deutschland, sondern auf der ganzen Welt*) zu werden. Der Literaturhistoriker, der die Erfolge der Dichter seines Volkes gegen einander im Hinblick auf den wahren Werth der Dichtungen mißt, wird aber doch sagen müssen: Nein, Klaus Groth ist das noch nicht ganz zu Theil geworden, was er verdient, man ist in seinem Vaterlande vielfach noch nicht über den Dialektdichter hinweggekommen, hat ihn noch nicht überall anerkannt als das, was er wirklich ist: Einer der größten deutschen Lyriker überhaupt.

Als der „Quickborn" („Volksleben in plattdeutschen Gedichten Dithmarscher Mundart" hieß der Untertitel) im Jahre 1852 erschien, da freilich ging ein Ruf des Entzückens nicht bloß durch Niederdeutschland, sondern weit darüber hinaus. Niemand hatte dem Plattdeutschen eine so starke poetische Wirkung zugetraut, niemand in dem als prosaisch verrufenen Niederdeutschland eine solche Fülle zu dichterischer Gestaltung einladenden Lebens erwartet, und daß der neue Dichter gerade in dem Lande des verlassenen Bruderstammes auftrat, verstärkte noch bedeutend die Wirkung seines Buches. Es machte seinen Weg, es bewirkte überall in Deutschland ein neues Erblühen der Dialekt-Poesie, aber es ward dann leider auch mit dieser neu erblühten Dialekt-Poesie unterschiedslos zusammengeworfen, zu einer ästhetischen Würdigung kam es kaum, das Interesse erlosch, bei den Oberdeutschen wenigstens, nach und nach wieder. Dafür gewann Fritz Reuter seine ungeheure Popularität, mit Recht; aber Reuter's derbe Art wurde nun auch als das Normal-Plattdeutsche angesehen, und es gab keinen deutschen Literatur-Historiker, der nicht gesagt hätte, Klaus Groth's Lyrik sei doch eigentlich zu fein für den Dialekt, das heißt auf gut deutsch, es sei im Grunde hochdeutsche Lyrik, die, indem sie den Dialekt wählte, ihren Beruf verfehlt habe. Daß auch niederdeutsche Stämme, wie die oberdeutschen alle, ihrer Natur nach wesentlich verschieden sein könnten, auf diesen doch eigentlich naheliegenden Gedanken kam von den weisen Herren kein einziger.

Es ist aber unzweifelhaft der Fall, der Mecklenburger und der Holsteiner, der Dithmarscher sind grundverschieden. Wem würde es wohl einfallen, Fritz Reuter und Theodor Storm, der ja auch Schleswig-Holsteiner ist, zu vergleichen, von beiden dasselbe zu fordern? Aber Klaus Groth schrieb Dialekt, und so mußte er an dem erfolgreicheren Mitdichter gemessen werden, trotzdem dieser Erzähler, jener vornehmlich lyrischer Dichter war; das Ergebniß war, daß Reuter, nicht Klaus Groth der echte Plattdeutsche sei. Sie sind es aber alle beide, jeder in seiner Art. Man kann Reuter's Erzählungen vielleicht im Dithmarscher Dialekt wiedergeben, verlieren würden sie dabei jedoch unbedingt; Klaus Groth's Gedichte ins Mecklenburgische umzuschmelzen, bedeutet beinahe ihre Vernichtung. Man hat es gethan, aber mit Recht hat der Dichter selber dagegen protestirt. Wenn er singt:

„De Welt is rein so sachen,
As leg se deep in Drom,"

so klingt das auf mecklenburgisch:

„Dei Welt is rein sau sachen,
As leig sei deip in Draum."

Auch wer von plattdeutschen Mundarten keine Ahnung hat, begreift, daß das nicht geht. Aber hätte Klaus Groth's Lyrik nicht vielleicht hochdeutsch gegeben werden können, da sie nun einmal so fein, d. h. so stimmungsvoll und gemüthstief ist? Ich habe den Versuch gemacht, eine Anzahl Groth'scher Gedichte verschiedener Art hochdeutsch umzudichten, — sie direkt zu übersetzen, ist unmöglich, — aber mir, der ich Niederdeutscher bin, genügt kein einziger meiner Versuche. Das kann an meinem Talente liegen, wahrscheinlich aber liegt die Ursache tiefer: das Plattdeutsche ist eine der deutschen Mundarten, die nicht bloß eigene Formen, sondern auch eine eigene Seele hat. Und diese eigene Seele zwang den niederdeutschen Lyriker, der das Eigenste seines Volksthums wiedergeben mußte, auch die Formen des Dialekts zu wählen. Es giebt andere große niederdeutsche Lyriker, die hochdeutsch dichteten, aber diese geben eben auch nicht das Eigenste des Volksthums wieder, sondern ihr eigenes Leben. — Ganz leicht ist es also nicht, an Klaus Groth heranzukommen und sich völlig in ihn einzuleben. Wer es aber fertig bringt, der hat Genüsse ganz seltener Art und läßt sich die Bedeutung Klaus Groth's als eines der ersten deutschen Lyriker nicht mehr abstreiten. Warum sollte ein solcher Lyriker nicht in seiner Mundart dichten? Hat es doch Robert Burns auch gethan, und der gilt doch, weiß Gott, überall in England. An Burns muß man überhaupt erinnern, wenn man etwas Klaus Groth Verwandtes nennen will. In mancher Beziehung ist auch der Vergleich mit Uhland angebracht, wenigstens dürfte Klaus Groth in Norddeutschland eine ähnliche Stellung beanspruchen, wie sie Uhland in Süddeutschland hat; es ist ferner in Bezug auf die Schlichtheit des Tons, die Einfachheit des Gefühls, auch in der Begabung für die Ballade Verwandtschaft da. Doch ist Klaus Groth, der Natur seines Stammes entsprechend, viel mehr Realist als Uhland, er hat auch ein viel vertrauteres Verhältniß zu seinem Volke und selbst zu seiner Heimat. In Klaus Groth's „Quickborn", kann man ruhig sagen, ist sein ganzes niederdeutsches, richtiger, niedersächsisches Volk, ist das ganze niedersächsische Land. Ueber wie viele deutschen Gedichtsammlungen läßt sich ein ähnliches Lob aussprechen? Man ist auch zufrieden, wenn nur eine bestimmte dichterische Individualität in ihnen ist. Die ist aber bei Klaus Groth auch noch vorhanden.

Das klingt nun alles fast etwas übertrieben, lokalpatriotisch. Aber man nehme den „Quickborn" einmal zur Hand, und man wird erstaunen über die Reichhaltigkeit des Inhalts, die Mannigfaltigkeit der Töne, die Reife und Vollendung fast jedes Gedichts. Da sind individuell-lyrische Gedichte in so krystallisirter Form, daß sie sich würdig an die besten unserer großen Kunstpoeten schließen, da sind Volkslieder, die auch nicht im entferntesten die Idee einer Nachahmung aufkommen lassen, da sind wundervolle Kinderlieder, da sind reizende Bilder aus dem Thierleben („Lütt Matten de Has" wenigstens ist überall bekannt), da sind Naturgedichte, die niemals bloße Naturschilderungen sind, da sind balladenartige Bilder aus dem Volksleben, bald ernst, bald heiter, da sind Idyllen und poetische Erzählungen, da sind prägnante geschichtliche und grausige Gespensterballaden, — ja, wer nur von alledem eine Idee, einige Proben geben dürfte! Aber die oberdeutschen Leser würden sie zunächst fremd anmuthen. So mögen hier nur ein paar noch ungedruckte Verhochdeutschungen stehen, die wenigstens einen annähernden Begriff geben:

Als ich fortging.

Du brachtest mich den Berg hinauf,
Die Sonne sank hinab.
Da sprachst Du leise: Es wird Zeit,
Und wandtest jäh Dich ab.

Da stand ich da und sah den Wald,
Die Abendsonne drin,
Und sah den schmalen Weg entlang, —
Den schrittst Du ruhig hin.

Drauf warst Du fort, doch war der Thurm
Noch da in blankem Schein;
Ich ging die and're Seit' hinab,
Da war ich ganz allein.

Dann kam das Scheiden oft genug,
Gott weiß, wie manches Mal!
Mein Herz, das blieb dort oben steh'n,
Sieht von dem Berg ins Thal.

Still, mein Hänschen.

Still, mein Hänschen, wein' nicht so!
Mäuslein pfeifen leis im Stroh,
Vöglein schlafen süß im Baum,
Zwitschern leise noch im Traum.

Still, mein Hänschen, hör' mich an!
Draußen geht der böse Mann,
Droben geht der stille Mond:
„Wo hier wohl der Schreihals wohnt?"

Ueberm Baum mit Vögeln d'rin,
Ueberm Haus, am Himmel hin,
Wo er ein frommes Kind erschaut,
Sieh doch nur, wie lacht er traut!

Dann sagt er zu dem bösen Mann:
„Komm, laß uns weiter geh'n, Kumpan!"
Dann geh'n sie beid', dann steh'n sie beid'
Ueberm Moor und über der Haid'.

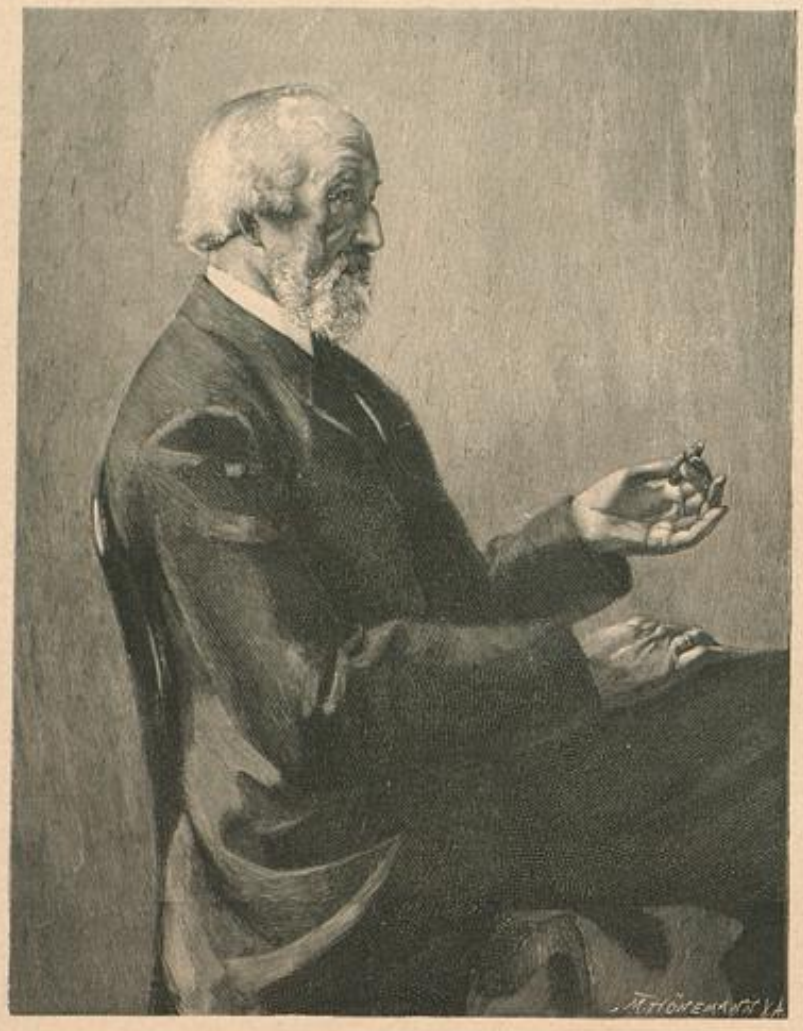
Still, mein Hänschen, schlaf nur ja!
Morgen ist er wieder da;
Ganz so gelb und hell und schön
Wird er dort am Himmel steh'n.

Ach, die Blumen all' im Gras,
Liebes Vöglein singt Dir 'was.
Still, und schließ' die Augen froh,
Mäuslein pfeifen leis im Stroh.

Wie gesagt, diese Uebersetzungen bieten nur ungefähr einen Begriff. Vieles von dem Allerbesten ist hochdeutsch überhaupt nicht zu geben. Und die Sammlung enthält kaum etwas Minderwertiges, Klaus Groth ist, wie kaum ein zweiter deutscher Dichter, reif vor sein Volk getreten.

Er hat dann dem ersten Bande von „Quickborn" noch einen zweiten folgen lassen, der auch wieder vieles schöne Lyrische, sogar noch ganz neue Töne, patriotische z. B., bringt. Später hat er in diesen Band seine beiden größeren epischen Dichtungen, „Rotgetermeister Lamp und sin Dochter" und den „Heisterkrog" (Elsternkrug) aufgenommen, Werke, die auch nicht viel ihres gleichen in unserer Literatur haben; denn selten erwächst ja bei uns die Verserzählung wirklich aus dem Volksthum, wird dagegen leicht die Domäne der conventionellen Bildungsdichterei kleinerer Talente. Unter Klaus Groth's hochdeutschen Gedichten steht manches auf der Höhe des „Quickborn", das von Brahms componirte „Regenlied" z. B. Den dritten und vierten Band der „Gesammelten Werke" Klaus Groth's bilden „Vertelln", plattdeutsche Erzählungen. Wer den „Quickborn" kennt, wird sie mit großer Freude lesen, sie führen tief in das Besondere niedersächsischen Lebens und Wesens hinein, sind echte Erzählungen, weder in der alten Dorfgeschichten-Manier noch in der Storm'schen Novellenform. Gewissermaßen haben sie die Weise der heute im Entstehen begriffenen Heimatkunst, die heimische Stoffe im Geiste der Heimat, nicht im Sinne einer literarischen Richtung behandelt, vorweggenommen. Sehr fruchtbar war Klaus Groth nicht, konnte es nicht sein, da er stets das Concentrirteste gab.

Ueber sein Leben ist nicht viel zu sagen. Er wurde zu Heide in Dithmarschen geboren, war erst Schreiber und besuchte dann ein Schullehrerseminar. Seine umfassende Bildung, — er ist auch ein tüchtiger Philologe, Botaniker, selbst Mathematiker, — erwarb er durch Selbststudium, ruinirte aber dabei seine Gesundheit. Den „Quickborn" schuf er in Jahren völliger Zurückgezogenheit auf der Insel Fehmarn. Für dieses Werk verlieh ihm die Universität Bonn den Doctortitel, später ward er Professor in Kiel. Dort lebt er noch heute, nachdem ihm seine Frau gestorben ist, seine Kinder in die Welt gegangen sind, in ziemlicher Einsamkeit, aber körperlich noch rüstig, geistig außerordentlich frisch, wie es ja auch Theile seiner Erinnerungen, die er gelegentlich in Zeitschriften veröffentlicht, beweisen. Vielleicht erlebt er noch einen neuen Aufschwung seines Ruhmes, — die jüngere Generation will ja für ganz Deutschland das, was er für Niedersachsen geleistet hat, die Poesie mit dem unzerstörbaren Heimatdufte; wenigstens will es ihr gesünderer Theil.



Portrait nach dem Gemälde von Chr. Ludwig Bokelmann.

*) Vor allem mit den nordamerikanischen Plattdeutschen stand Klaus Groth stets in engen Beziehungen. Auch in der flämischen Bewegung hat er eine bedeutende Rolle gespielt.

Das Echo. Nach dem Gemälde von A. Seifert.

Copyright 1898 by Franz Hanfstaengl in München.

Nachdruck verboten.

In eisernen Fesseln.

Eine ländliche Geschichte von Ant. Andrea.

(Schluß.)

Der Fremdling, als er merkte, daß die Luft rein war, stellte seinen Stiefel unter die Bank, dann sagte er: „Hier ist Platz für zwei. Setzen Sie Sich doch!"

Gera zuckte zurück: „Sehr — gütig! Ich stehe lieber. Aber — Sie wollen doch nicht die Nacht auf dieser Bank sitzen bleiben?"

„Wenn Sie mir Gesellschaft leisten, mit Vergnügen. — Na, denn nicht. Aber eine Frage oder zwei haben Sie wohl die Gefälligkeit mir zu beantworten."

„Er will wissen, wo der Geldschrank steht," dachte Gera, während sie nickte.

„Dann sagen Sie 'mal, wofür halten Sie mich eigentlich?"

„Für — einen Einbrecher."

Diese fertige Antwort entlockte dem Menschen einen seiner unheimlichen Brummlaute. „Bei meiner Seele, Fräulein, Sie könnten recht haben, obgleich manch einer nach fremdem Eigenthum schielt, der mit Dietrich und Brecheisen nicht umzugehen versteht. Nummer eins hätten wir also; nun Nummer zwei. Wer sind Sie denn? Das Fräulein Gesellschafterin von der gnädigen Frau?"

Jetzt hätte Gera sich verleugnen können; aber ihr stieg das traditionelle Olden'sche Selbstgefühl zu Kopf. „Ich bin die Schwester des Gutsherrn," entgegnete sie, während ihre hohe, helle Gestalt vor seinen Augen zu wachsen schien.

„Ah, — Pard — — Ich bitt' dann schön um Entschuldigung!" Gera horchte auf. Der Nachsatz war in seiner gemeinen, zischelnden Weise gesprochen worden; aber vorher hatte er „Pardon" sagen wollen. Ihr scharfer, klarer Blick überlief seine dunkle, herausfordernd hingerekelte Gestalt. Von seinem Gesicht war nichts als das Bart-Ende zu sehen. Dennoch —

„Mann," sagte Gera nachdrücklich, „Sie verstellen Sich. Was Ihre Absichten auch waren, ein gemeiner Landstreicher sind Sie nicht!"

„Was sonst?"

„Das geht mich nichts an. Vielleicht wollten Sie rauben, morden —" Er machte eine ungeduldige Bewegung. — „Ich will's nicht wissen," fuhr Gera fort. „Aber ich habe meinen Abscheu und meine Furcht vor Ihnen überwinden können, weil Sie verunglückt waren und Hülfe nöthig hatten. Dafür fordere ich von Ihnen das Versprechen, unseren Grund und Boden zu verlassen, und nie wieder unsere Grenzen zu überschreiten, oder gar in unser Haus einzudringen."

„Donnerwetter, Sie gehen stark vor, Fräulein. — Eine Liebe ist aber wohl der anderen werth. Paragraph eins wird also angenommen; Paragraph zwei, — rund heraus, nein, Fräulein!"

Ein verächtliches Schulterzucken: dann wandte Gera sich, ohne ein Wort zu verlieren, zum Gehen.

„Halt, halt, Fräulein! Sind Sie 'n Hitzkopf. Man kann sich ja verständigen." Gera machte wirklich Halt, um seine Vorschläge zu hören. „Na, also," — knurrte er, als ob ihm das alles Spaß machte. „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, — Sie lachen? Der Henker soll mich holen, wenn meines nicht so gut ist wie jedes andere! — Mein Ehrenwort, sage ich, Sie, Ihren Bruder und sein Eigenthum allezeit zu respectiren, und in Ihr Haus nur dann zu kommen, falls Sie, — — na, wie man sagt, falls Sie es mir erlaubten, mich einlüden. Kommt Ihnen das wieder lächerlich vor?"

„Ich weiß nicht, was ich daraus machen soll," entgegnete sie. „Dennoch, — da Sie Sich auf 'was Besseres nicht verstehen, nehme ich es an mit sammt Ihrem Ehrenwort."

„Abgemacht!" Der Mensch wollte ihr die Hand reichen; er besann sich indes: „Ach so! Ich vergaß, daß dies 'was anderes als ein Pakt unter Brüdern ist. Nichts für ungut! So, nun mache ich mich aus dem Staube, so angenehm Ihre Gesellschaft mir ist. ‚Behüt' Dich Gott, es wär' zu schön gewesen!' Das hörte ich 'mal irgendwo zum Leierkasten singen. Es ging mir sehr zu Herzen. Adjes, Fräulein! Ich nehme meinen Stiefel unter den Arm und den Weg zwischen meine anderthalb Beine: Ein humpeliger, jämmerlicher Rückzug, nicht? Drehen Sie Sich um! Sie sollen ihn nicht sehen. — Der Schauerlichkeit halber."

Gera gehorchte, doch heftig fuhr sie wieder herum. Der Mensch hatte eine Falte ihres Kleides ergriffen und an seine Lippen gedrückt. Dann war er im Gebüsch verschwunden. Wie sie aber noch ganz betroffen stand und horchte, lachte es im Dickicht leis' und lustig: „Gute Nacht, schöne Samariterin! Wäre ich ein Traum, dann sähen Sie mich in Ihrem Schlummer wieder, — nicht als Einbrecher und Raubmörder, sondern mit weißen Flügeln und der Friedenspalme in der Hand."

Gera war fassungslos. Sie hörte noch einen Zweig knacken, — dann lief sie wie gejagt davon, und die weite, feierliche Stille der Nacht senkte sich hinter ihr auf den Garten und die Spuren des unglaublichen Geschehnisses.

Den nächsten Morgen erschien ihr alles ein wüster Traum. Frisch und lächelnd lag sie in dem Fenster ihres Schlafzimmers und sog die erquickende Gartenluft ein. Da kam Köhl, der Gärtner:

„Gnädj Frölen, de Foß is doawest, averst ut'n Isa is hei wedda rut."

„Und nicht 'mal seinen Schwanz hat er als Visitenkarte dagelassen?"

„Ne, aber den Rasen hätte er gräulich zertreten, und wie in aller Welt käme der herrschaftliche Wasserkrug dorthin?"

„Liebe Zeit, den habe ich gestern Abend gebraucht und dort vergessen," sagte Gera, und zog sich schnell vom Fenster zurück. Ihr Blick suchte den Toiletten-Spiegel. Zu ihrem Schrecken zeigte der ihr ein Gesicht, das mit dem puterrothen des corpulenten Hauptmannes hätte concurriren können.

* * *

Herrn von Olden verschlug es nichts, daß seine Marielisel sich weder mit ihren „Pflichten" noch „Rechten" als Gutsfrau und Gattin befaßte, und auch den übrigen „Ernst des Lebens" nur aus Kurzweil betrieb. Er gehörte nicht zu den cholerischen Ehemännern, die Weiberlaunen verwünschen, und so einem niedlichen, zarten Geschöpf das bißchen unschuldigen Egoismus verargen. Ihm war seine kleine Frau mit allem, was man an ihr auszusetzen hatte, gerade recht.

Da nahm aber ein anderes die Sache in die Hand, — ein winziges Bübchen mit Marielisels Vergißmeinnicht-Augen und Papa Friedrichs charaktervoller Nase, das der Gutsherrschaft mit dem ersten Schnee ins Haus geflogen kam. Mamachens zarte Constitution bekam allerdings dabei einen Stoß, von dem sich zu erholen sie beinahe den ganzen Winter brauchte. Sie mußte fürs erste auf einen intimeren Umgang mit dem jungen Majoratsherrn Fritz verzichten. Um so eifriger pflegte „Tante" ihn.

Eines Tages etapopeite diese ihn in den Schlaf, als der corpulente Hauptmann sie dabei überraschte. Er stand eine Weile sprachlos; dann nahm er einen kühnen Anlauf.

„Ich meine, gnädigste Freundin, bei so 'was" — er deutete auf den Olden'schen Sprößling auf ihrem Schoß, — „müßte das furchtsamste Mädchen Lust zum Heirathen kriegen."

„Hm, — Aehnliches ging auch mir durch den Sinn."

„Darf ich mich Ihnen als Kandidaten empfehlen?"

„Lieber Hauptmann, ‚Sowas' rechnet bei seinem Eintritt ins Leben auf ein Elternpaar, das treueste, hingebendste Liebe verbindet — —"

„Nun, die ist vorhanden. Meinerseits stehe ich dafür."

„Gute, alte Freundschaft, lieber Hauptmann, ist nicht mit Liebe zu verwechseln." Ein eigenes, träumerisches Lächeln dämmerte in Geras Miene; doch es wurde heller und machte ihrem natürlichen Humor Platz. „Ich denke, verehrter Freund, Sie lassen es ein für alle Mal beim viertel Dutzend bewenden, — schon aus Ehrfurcht vor der frischgebackenen ‚Tante' dieses Stammhalters."

Der Hauptmann wirbelte seinen Schnurrbart in die Höhe: „Wie Gnädigste befehlen! Aber rabiat macht es mich doch, daß so ein Prachtweib unbemannt durchs Leben schreiten sollte. Wenn ich einen wüßte, der mehr Glück als ich bei Ihnen hätte, den brächte ich Ihnen, und müßte ich ihn bei den Haaren herbeischleppen."

Im Mai sollte ein großes TaufFest bei Olden's stattfinden. Die ganze Nachbarschaft freute sich darauf, umsomehr, da der Winter ihr eine arge Enttäuschung gebracht hatte. Herr von Wetzlaff war zwar da, aber er lebte wie ein Einsiedler auf seinem Gute: Keine Antritts-Visiten, kein Skandälchen, keinen genialen Streich! Alle Damenherzen waren heil und ganz geblieben.

Olden's saßen im Gartensaal und besprachen mit dem korpulenten Hauptmann die Einladungen zur Taufe. Selbstverständlich konnten die Wetzlaff's nicht übergangen werden. Marie-Louise ruhte im Schaukelstuhl; neben ihr schlummerte der Stammhalter in seiner Korbwiege, während „Tantchen" an seinem Gala-Gewand stickte.

„Er hätte uns wenigstens persönlich gratuliren können," bemerkte die kleine Frau, der die Ankunft ihres Sohnes das wichtigste Ereigniß des Jahrhunderts erschien.

„Aber liebe Gnädige, dann hätte er die anderen erst recht vor den Kopf gestoßen," entschuldigte der Hauptmann den alten Freund. „Ich sage, lassen wir ihn rubig machen, er wird von selbst wieder umgänglich werden. Der Mensch arbettet kolossal, — ohne Inspector. Neulich traf ich ihn in aller Herrgottsfrühe bei den Knechten auf dem Felde mit der Mistgabel in der Hand. Er streute Dung. ‚Kerl, Stephan, frage ich, findest Du in Deinem eigenen Reich nicht eine Beschäftigung von mehr Wohlgeruch?' Er machte ein seelenvergnügtes Gesicht: ‚Ja, Bruderherz, ich thue wie die klugen Söhne in der Fabel, — bearbeite eigenhändig meinen Acker, um den darin verborgenen Schatz zu finden. Meine Bummeljahre sind zu Ende. Wenn ich meinen Kohl gepflanzt habe, nehme ich mir ein Weib.' ‚Nanu' — Verschmitzt blinzelt er mich an. ‚Mein Schicksal hat mich ereilt, Bruderherz! Sag's aber nicht weiter: Mein Herz liegt in eisernen Fesseln, — Loskommen ist nich mehr.'

Nun bitt' ich Dich, Olden, und Sie, meine Damen, ist das nicht deutlich? Dazu seine Zurückgezogenheit, der Umstand, daß er den ganzen Winter lahmte! Ich müßte unseren Stephan nicht kennen, wenn dahinter nicht ein Abenteuer mit Duell, Verlieben und ähnlichem sensationellen Mumpiz steckte."

Gera saß consequent in ihre Stickerei vertieft. Niemand merkte, was sie herunterwürgte, — eine Ahnung, schlimmer als die alte Furcht, die sie in einer unvergeßlichen Sommernacht endgültig überwunden zu haben glaubte. Kein Mensch hatte davon etwas erfahren. Anfangs bestimmte eine unerklärliche Scheu sie, darüber zu schweigen; dann war allerlei dazwischen gekommen, — heut' würde sie sich nur lächerlich damit machen.

Den nächsten Tag ritt Olden zu Wetzlaff's herüber. Er wollte sie wegen der Taufe sondiren. Leider traf er nur den alten Herrn an, Stephan war wegen einer neuen Sämaschine nach der Stadt gefahren. Unverrichteter Sache kam er zurück; aber er war des Lobes voll.

„Was ist das jetzt für eine Musterwirthschaft bei Wetzlaff's! Und der alte Herr erst, — um zehn Jahre jünger ist er geworden. Rein verliebt ist er in den Tausendsassa, seinen Stephan."

„Wenn der will, wickelt er sich eben die Leute um den Finger," bemerkte Marie-Louise mit der Miene einer erfahrenen Frau. „Er würde auch einen guten Ehemann abgeben: Die tollsten Stürme werden die sanftesten Winde."

Olden lachte, „Die kleine Frau triest mir von Weisheit. — Was doch so'n Stammhalterchen zu wege bringt, wie, Marielisel? Du bist ein großartiges Weib!" Dann kam er auf Wetzlaff's zurück. Der alte Herr hatte ihm die Zimmer seines Sohnes gezeigt. „Zwei große Räume voll von Seltenheiten, — meistens überseeische. Das Tigerfell vor seinem Schreibtisch, à la bonne heure! Ueberhaupt Jagd-Trophäen, gruselig wird einem darunter.

Das merkwürdigste enthielt ein Glaskasten auf seinem Schreibtisch, zu welchem er den Schlüssel stets bei sich führt. Rathet 'mal, was es ist!"

„Ein junger Elefantenzahn?" fragte Marielisel.

„I wo."

Gera, die sich kein Wort hatte entgehen lassen, fühlte ihr Herz unverschämt klopfen. „Der silberne Hochzeitskranz einer Suahelin?" versuchte sie zu spötteln.

„Ne, denkt Euch, einen blutbefleckten Lappen mit einem Zettel daran: ‚Wie mein Herz in eiserne Fesseln gerieth.' Ich fragte natürlich seinen Alten. Der wußte aber von nichts. Es wäre das einzige Geheimniß, das sein Sohn vor ihm hätte, sagte er."

Alles dieses bestimmte Marie-Louise, den Wetzlaff's soweit entgegen zu kommen, daß sie Vater und Sohn am Sonntag zu Tische lüde. Kamen sie dann nicht, so war die Tauf-Angelegenheit von vorn herein erledigt.

„Sei so gut, Gera, das 'mal gleich zu besorgen," sagte sie zu ihrer Schwägerin. „Nimm aber, bitte, mein feinstes Briefpapier mit dem vergoldeten Monogramm!"

„Ich, — ich soll an die Wetzlaff's schreiben?" Gera war puterroth geworden.

„Na, Du besorgst doch alle unsere gesellschaftlichen Correspondenzen," warf Olden verwundert ein. „Sei nicht ungefällig, Große!"

Es half nichts. Gera setzte sich an den Schreibtisch ihrer Schwägerin. Die Briefbogen mit dem gekrönten Monogramm grinsten sie an: „So weit wären wir nun. Denkst Du, er wird kommen?"

Gera gab sich einen Ruck: die Einladung war geschrieben. Ein kurzes Zögern noch, dann unterzeichnete sie: „Gera Olden. (Im Auftrage Herrn und Frau Olden's.)"

Jetzt, Verhängniß, nimm Deinen Lauf!

Was war das für ein Sonntag! Die Felder grünten, der Wald prangte in frischem, goldigem Laube, und der Garten strömte einen Duft aus, als erglühe sein Herz in stiller Liebe für die schöne, große Sonne, die ihm so huldvoll lächelte.

Herr von Olden war mit seiner Frau zur Kirche gegangen. Gera blieb zu Hause, um Fritzchen im Garten den Frühling zu zeigen. Die Nachtigall im Fliederstrauch sang von ihm, — oder von etwas anderem? Gera lauschte: Was wollte der kleine Vogel von ihr? Sang er nicht ein schönes, lustiges Geheimniß in die sonnige Welt?

Das Bübchen in den Armen, schritt Gera durch den blühenden Flieder: „Hörst Du, was die Nachtigall singt, Fritzchen? Die anderen verstehen es nicht; aber Du und ich, wir wissen Bescheid. Dort, auf dem Rasen, wo der Morgenthau glitzert, da lag er ‚in eisernen Fesseln'. Bübchen, lache nicht! Es war ein gemeines Fuchseisen. Weißt Du, wer ihm auf die Beine half? Deine Tante. Nachher jagte sie ihn fort. Er versprach, nicht wiederzukommen, bis sie ihn riefe. Nun kommt er, Fritzchen, — wir haben ihn gerufen. Das darfst Du aber nie ausplaudern, Fritzchen klein, — es sei denn, Du wärst groß, und Deine alte Tante" — —

— — — Ja, die Herren von Wetzlaff kamen. In aller Form wurde der „Geniale" dem Fräulein von Olden vorgestellt. Ein großer, schlanker Mensch, von der Sonne gebräunt, mit einem glattrasirten, energischen Kinn und einem kecken Schnurrbart, um eine Schattirung heller als sein glänzend dunkles Kopfhaar.

Als Gera seine klingende Stimme und sein übermüthiges Lachen hörte, zuckte sie zusammen. Sie kannte es bereits. Jener verknissene, knurrende Ton, wie die übrige ordinäre Sprechweise, war Schauspielkunst gewesen. Wie mochte er sich hinterher ins Fäustchen gelacht haben!

Verstohlen beobachtete sie ihn, als Marie-Louise ihm ihren Stammhalter zeigte. „Können Sie mich nicht zum Pathenonkel brauchen, gnädige Frau?" sagte er munter. „Ich bin endlich für eine solche Würde reif. Was meinen Sie, Olden?"

„Einverstanden, wie, Marielisel?"

„Aber nur als Nummer zwei?" rief der corpulente Hauptmann neidisch. „Nummer eins bin ich." Er äugte dabei nach Gera, die ihm als „Pathentante" versprochen worden war.

Nach Tische führte Herr von Olden seine Gäste nach dem Aquarium, um ihnen seine Vögel zu zeigen. Er hatte vor kurzem einen Silberfasan dazu bekommen.

„Sie haben selbstverständlich weit seltenere Exemplare gesehen," sagte er zu Stephan, der an der Seite der Hausfrau ging.

Dennoch schien diesen die kleine Sammlung außerordentlich zu fesseln.

Als die anderen weiter gingen, faßte er am Käfig des Silberfasans posto, — neben Gera, die eine Handvoll Futter hineinstreute.

Zum ersten Mal schauten sie einander voll ins Gesicht. „Welch' herrliches Mädchen!" sagten seine Blicke, während sie, betroffen von seiner Kühnheit, den Nacken steifte.

„Fräulein von Olden," sagte er „man hat Ihnen viele Geschichten von mir erzählt. Ich bitte Sie, noch eine aus meinem eigenen Munde hören zu wollen." Er reichte ihr seinen Arm und führte sie seitwärts, nach dem Treibhaus, wo die Bank im Schatten blühenden Gesträuches stand. „Wollen Sie hier gütigst Platz nehmen?"

Was blieb ihr weiter übrig? Die Erinnerung an jenen Sommerabend lähmte ihren freien Willen, gerade wie damals, als sie aus Angst alles that, was sie nicht thun wollte.

Wetzlaff blieb vor ihr stehen. Ein Lächeln spielte in seinen Adleraugen. „Da war ein junger Mensch," begann er schnell, „leichtsinnig, lebenslustig, tollkühn; im Grunde aber ein Romantiker reinsten Wassers. Immer auf der Jagd nach seinem Ideal, verliebte er sich in jedes hübsche Gesicht. Natürlich, — er fand es nie. Auch ein Backfischchen, ein Knöspchen von sechzehn Sommern, kam ihm entgegen. Sie fanden Gefallen an einander. Es war so viel Poesie dabei. In dem Schwunge eines Walzers tauschten sie das Geständniß ihrer Liebe aus. Sie schwärmte von ‚ewiger Treue'. Er war gerührt von ihrer Unschuld, — doch ernst nahm er das hübsche Kind nicht. Ein Glück für beide! Sie ist heut' das liebende und geliebte Weib eines braven Mannes und lächelt wohl über den Helden ihres Jugend-Romans. Er wurde in die Welt verschlagen. Die Tropensonne bräunte sein Antlitz. Ein stürmisches Abenteuerleben fegte wie der Cyklon über seine Seele hin. Nach Jahren kehrte er heim: die Poesie seines Volkes wurde wieder in ihm lebendig. Er dachte an jenes süße Kind, das ihn sobald an der Seite eines anderen vergessen hatte. Es war an einem Sommerabend, — einem echt deutschen, mit Mondschein und sanften Lüften; da kam es ihm in den Sinn, einmal wie ein heimlich Liebender zu ihrem Fenster empor zu träumen. Es war die Jugend, die sich wieder in ihm regte, mit ihren schönen, unvergeßlichen Thorheiten. Er ließ sein Pferd an der Herbergskrippe im Dorfe stehen und schlich wie ein Dieb in der Nacht durch den stillen, dunkeln Park, der ihr Haus beschattete. Aber sein Schicksal sollte ihn ereilen. Er" — —

„Wurde in einem Fuchseisen gefangen," fiel Gera lächelnd ein. „Glücklicherweise kam er mit einem zerschundenen Fuß davon."

„Sie irren, gnädiges Fräulein! Sein Herz, das verrückte, romantische blieb hängen, — in den Fesseln eines anderen."

„Wie schade!“ Gera wollte sich erheben; aber seine lange, kernige Gestalt schob sich ihr wie ein Thurm in den Weg.

„Nicht wahr, es thut Ihnen leid! Sie erbarmten sich ja in jener Nacht des verunglückten Landstreichers, sollte Sie jetzt nicht mein schmachtendes Herz rühren?“ Der Schalk in seiner Miene wich aber einem männlichen Ernst. „Kurz, Gera Olden, ich suche eine Frau für mein ödes, vernachlässigtes Haus und mein arbeitsreiches Leben. Zu bieten habe ich wenig. Bei einer Blume wie Marie-Louise hätte ich es nie gewagt. Mein Blick richtet sich auf eine Edeltanne, die in Sturm und Wetter aushält und sanft über meinem Haupte rauscht, wenn ich, matt und müde, Ruhe suche.“

„Ja, — aber,“ — stammelte Gera in sein dunkles, erglühendes Antlitz, während ein liebes Lächeln das ihre erhellte, „ich bin eigentlich sehr furchtsam.“ — —

„Hab's gehört. Der Hauptmann zeigte mir einige Körbe. Daß Sie Sich indes vor mir nicht fürchten, das haben Sie in jener Nacht bewiesen.“

„Das heißt, Sie ‚graulten‘ mich aus meiner Furcht heraus.“

„Und dabei lernte ich, wie tapfer Sie sind. Sie und ich zusammen, Gera, wir fürchten uns vor — dem Teuf — — Pardon! vor nichts auf der Welt.“

Er bemächtigte sich ihrer Hände: „Diese weichen, geschickten, fleißigen, das sind die rechten für mich. Sagen Sie schnell, liebe, gute Gera! Darf ich sie für immer festhalten?“

Da half kein Sträuben. Er hatte sie bereits umschlungen und ließ sie nicht mehr los. „Ja doch, Sie Draufgänger!“ flüsterte sie glücklich. „Wäre es auch nur, damit ich nicht immer schamroth werde, wenn ich daran denke, daß ich mich eines Nachts mit einem wildfremden Menschen vor dem Wächter im Gebüsch versteckte.“

„Du rettetest dem ‚armen, alten Manne‘ das Leben, Herzlieb!“ lachte er und suchte ihre Lippen. — — —

Ein martialisches Klirren, ein bekanntes Pusten: Der korpulente Hauptmann erschien auf dem Schauplatz.

„Donnerwetter, Stephan, wo steckt Ihr? — Ah! Pardon!“ Weiter kam er nicht, als er Gera sah, strahlend, erglühend wie eine Braut im Feuer des Verlobungkusses. „Aber, gnädiges Fräulein!“ stotterte er endlich. Da lachten die beiden ihn herzlich an, und Stephan klopfte ihm den Rücken: „Sei still, Hauptmann! Fräulein von Olden ist von ihrer Ehescheu geheilt, und mein gefangenes Herz blutet nicht länger. Im Herbst machen wir Hochzeit. Wenn Du Dich nachher pensioniren läßt, stellen wir Dich als ‚Erbonkel‘ bei uns an. Wir wissen, Du siehst mehr auf gute Behandlung als auf hohen Lohn. — Aber drinnen nichts verrathen, hörst Du! Wir sparen uns die Ueberraschung bis zu Fritzchen's Taufe auf.“

Als die Wetzlaff's diesen Abend nach Hause fuhren, sagte der alte Herr fidel: „Das war ein famoser Tag. Nette Leute, diese Olden's! Und gar das Mädchen, die Schwester, — hat mir riesig gefallen.“

„Wirklich, Papa?“

„Junge, wenn ich Du wäre“ — —

„Du ließest sie Dir nicht entgehen,“ fiel Stephan stillvergnügt ein. „Na, Papa, ich habe meine Schuldigkeit gethan. Nächstens giebt es Verlobung; dann soll Gera Olden Dir die Geschichte meiner Reliquie unter der Glasglocke erzählen.“

Nachdruck verboten.

Unterhaltungs-Literatur.

Von Adolf Bartels.

III.

So kommen wir zu der letzten großen Gruppe, der modernen Literatur im eigentlichen Sinne. Sie müssen wir mit den Russen beginnen, in dem großen, osteuropäischen Reiche ist der moderne Naturalismus im engsten Anschlusse an die Wirklichkeit, zugleich aber auch an den nationalen Charakter des Volkes, die Besonderheit der russischen Erde, zuerst consequent ausgebildet worden. Schon Gogol ist, in seinem Hauptwerke, den „Todten Seelen“, wenigstens, durchaus Naturalist. Turgenjew, vom westeuropäischen Geiste genährt, scheint dann noch einmal zum Realismus zurückzukehren und erinnert in seinen Novellen hier und da an unsere Keller und Storm; sein Pessimismus jedoch und seine scharfe Beobachtung im Einzelnen stellen ihn doch wieder dem Naturalismus nahe. Den Gipfelpunkt des russischen Naturalismus bilden die beiden großen Romane Leo Tolstoi's „Krieg und Frieden“ und „Anna Karenina“, schon ihrer ganzen Anlage nach etwas völlig anderes, als die „Geschichten gut erzählt“, wie sie der frühere Realismus schuf. Und die unheimliche Decadence, die sich mit dem Naturalismus verbinden kann (aber nicht immer muß), tritt uns dann aus Feodor Dostojewsky's Hauptwerk entgegen, aus „Raskolnikow“ (oder „Schuld und Sühne“, wie der eigentliche Titel lautet): hier ist auch die Höhe der psychologischen Zergliederungs-Kunst erreicht. Es ist keine Frage, daß auch der gebildete deutsche Leser die Hauptwerke des russischen Naturalismus kennen muß, daß da eine Literatur-Entwickelung vorliegt, die allen Anspruch auf die höchste Beachtung hat. Wer sich freilich zuletzt ermüdet und trostlos gestimmt von den Russen abwendet, der darf nicht getadelt werden; die russische Welt ist eben nicht die unserige. Aber den engeren Zusammenhang mit dem Volksthum und der heimischen Natur, den die Russen, selbst die Roman-Schriftsteller zweiten und dritten Ranges (ich nenne Gontscharow, Saltykow-Schtschedrin, Garschin, Korolenko) haben, können wir unserer oft stark „papiernen“ Literatur wohl wünschen, und das Bestreben unserer Jüngsten geht denn auch darauf hinaus.

Der erste Meister des französischen modernen Naturalismus war Gustave Flaubert, dessen „Madame Bovary“ europäischen Ruf gewann. Ihm folgten die Gebrüder Goncourt, darauf Emile Zola, der künstlerisch ohne Zweifel nicht so hoch steht, wie seine Vorgänger, aber durch seine Willenskraft und stoffliche Gewalt für eine Zeit den vollen Sieg des Naturalismus herbeiführte. Wie sich eine deutsche Leserin zu diesem französischen Naturalismus, der durchweg verderbter ist als der russische, verhalten soll, läßt sich nur für den Einzelfall entscheiden; manches selbst von Zola, wie ‚Au bonheur des dames‘ und ‚Le rêve‘, ist ja durchaus anständig, aber im allgemeinen gilt der Satz, daß nur eine gefestete Persönlichkeit, die in Büchern etwas mehr sucht, als flüchtige Unterhaltung, an diese Franzosen herantreten soll. Dagegen ist Daudet, der in seiner künstlerischen Haltung etwa Turgenjew entspricht, der viel mehr Poet ist als Zola, breiteren Kreisen zu empfehlen, und auch Maupassant, soviel direct Schlüpfriges er hat, kann, weil er den Stoff in der Regel durch die Behandlung adelt, nicht vom Lesetisch der erfahrenen Frau ausgeschlossen werden. Er ist schon mehr Psycholog als Naturalist, und das gilt auch von Paul Bourget, Ferdinand Fabre u. a. Für durchaus verderblich halte ich die Unterhaltungs-Romane von Belot, Malot u. a., die, obwohl sie gelegentlich auch anständige Werke schrieben, den Naturalismus geschäftsmäßig vertraten. All' die modernen Talente der Franzosen aufzuzählen, halte ich für durchaus überflüssig; wer im Reich der gelben Bände bewandert ist, braucht meinen Rath nicht, die deutsche Frau im Durchschnitt aber soll es nicht sein.

Von großem Einfluß auf die moderne deutsche Literatur ist dann die nordische gewesen, doch scheidet die mächtigste Erscheinung des Nordens, Ibsen, für unsere Betrachtung ohne weiteres aus. Björnson's norwegische Bauernovellen, die feinen Erzählungen Kielland's, die von Jonas Lie, die sich der reinen Unterhaltungs-Literatur nähern, Holger Drachmann's See- und Strand-Geschichten u. s. w., kann man jedermann aufs Wärmste empfehlen, — sie stellen eine Blüthe der realistischen Erzählungskunst dar, wie sie übrigens die meisten Kultur-Völker, die Amerikaner mit Bret Harte („Californische Erzählungen“), Aldrich u. a., die Engländer mit Rudyard Kipling u. s. w., die Italiener mit Salvatore Farina, Giov. Verga u. s. w., die Spanier mit Alarcon, Valera u. s. w. in den siebziger und achtziger Jahren hatten, neuerdings sogar vielleicht wir Deutschen. Und zwar war es namentlich die kleine Erzählung (short story), die zur Blüthe gelangte. Ein außerordentlich feines, aber stark decadentes Talent war der Däne J. P. Jacobsen, dessen beide Hauptwerke „Frau Marie Grubbe“ und „Niels Lyhne“ gerade gegenwärtig in Deutschland allgemein Eingang finden, und zwar mit Recht; bedenklicher sind der Schwede Strindberg, der bekannte Frauen-Hasser, und manche jüngeren Norweger wie Arne Garborg und Knut Hamsun. Von dem vor einiger Zeit stark poussirten Peter Nansen halte ich wenig, dagegen sehr viel von dem Holländer Maarten Maartens, der in drei Romanen („Gottes Narr“, „Joost Avelinghs Schuld“, „Die Liebe eines alten Mädchens“) darthut, daß die sittlichen Mächte des Lebens doch immer wieder zum Durchbruch kommen.

Die deutsche Literatur der letzten Jahrzehnte hat bekanntlich stark unter dem Einflusse des Auslandes gestanden, doch hat sich auch bei uns sehr vieles selbständig, aus deutschem Leben heraus entwickelt. Für die siebziger und achtziger Jahre ist auch in dem deutschen Leben ohne Zweifel etwas wie eine Decadence zu constatiren, und gerade die glänzendsten Talente waren davon ergriffen. So z. B. Wilhelm Jensen, der hier seiner modernen Romane wegen noch einmal genannt werden muß. „Götz und Gisela“, „Doppelleben“, „Jenseits des Wassers“, „Asphodil“, „Luv und lee“, „Das Bild im Wasser“, sind die Titel einiger zum Theil neueren Werke Jensen's, die die bösen Einwirkungen der Zeit zu verfolgen gestatten. Stark im Banne der Decadence war auch Hans Hopfen, unzweifelhaft einer unserer gewandtesten Erzähler, — in den Romanen „Verdorben zu Paris“, „Arge Sitten“, „Der graue Freund“, „Die Heirath des Herrn von Waldenburg“, „Mein Onkel Don Juan“, finden sich sicherlich bedenkliche Elemente. Gesunder sind „Der Genius und sein Erbe“ und „Robert Leichtfuß“. Die größte Begabung für den Zeit-Roman unter den hier zu nennenden Dichtern hat wohl Adolf Wilbrandt, und er hat sich nach und nach auch von der Decadence, die sich bei ihm namentlich auf dramatischem Gebiete zeigte, frei zu machen verstanden, sodaß er heute, meiner Ansicht nach, an der Spitze der älteren Roman-Schriftsteller steht und die meisten Jüngsten an geistigem Gehalt weit übertrifft. Seine Hauptwerke sind: „Meister Amor“, „Adams Söhne“, „Die Osterinsel“, diese eine geistvolle Darstellung eines Nietzsche-Charakters; aber auch seine übrigen Werke „Der Dornenweg“, „Hermann Ifinger“, „Die Rothenburger“, „Schleichendes Gift“, „Hedwig Mahlmann“, und wie sie alle heißen, verdienen Beachtung. Der ungesundeste all' dieser Dichter ist Richard Voß, dessen Romane („Rolla“, „Die Auferstandene“, „Michael Cibula“, „Dahiel, der Convertit“ u. s. w., wohl glänzende Scenen haben, in ganzen aber stets abstoßen. Hierher gehört auch Rudolf Lindau, dessen Romane vielfach in der internationalen Gesellschaft exotischer Länder spielen, und ebenso Ossip Schubin, die sehr begabte, aber sehr oft auch durch und durch ungesunde Darstellerin der europäischen internationalen Gesellschaft; beide sind stark von Turgenjew beeinflußt. Aus dem Gegensatz vor allem zu dieser „Decadence“ lassen sich die großen Erfolge Julius Stinde's und anderer Humoristen erklären, welche in die achtziger Jahre fallen. Daß auch ernste Dichter dieser Zeit sich von der Decadence frei erhalten konnten, beweisen Fr. Th. Vischer's „Auch Einer“, Wilhelm Jordan's „Die Sebalds“, Adolf Stern's „Ohne Ideale“ und Victor Blüthgen's „Aus gährender Zeit“.

Der erste Vertreter des modernen deutschen Naturalismus war Ludwig Anzengruber, weniger mit seinen kleinen Geschichten, als mit seinen großen Dorf-Romanen „Der Schandfleck“ und „Der Sternsteinhof“, namentlich mit letzterem. Da haben wir zuerst die unerbittliche Seelenanalyse, die die getreue Darstellung der Wirklichkeit erfordert. Anzengruber's österreichischer Landsmann Rosegger ist zu diesem Naturalismus nicht gelangt, aber er hat moderne Probleme, das religiöse im „Gottsucher‘, das sociale in „Martin der Mann“ und „Das ewige Licht“, in einer merkwürdigen, gleichsam symbolistischen Form gestaltet, die ihn doch auch weit über das Gebiet des Dorfgeschichten-Schreibers emporgehoben hat. Der Liebling seines Volkes ist er jedoch vor allem durch seine zahlreichen kleinen Erzählungen geworden. Das bei weitem liebenswürdigste und erfreulichste Talent, das Oesterreich der neueren deutschen Literatur geschenkt hat, ist Marie von Ebner-Eschenbach, wohl das größte Talent unter den deutschen Erzählerinnen überhaupt. Von ihr kann man nicht nur, sondern muß man eigentlich alles lesen; ihre stille, ruhige, bald humorvolle, bald tiefergreifende Weise ist ein wahrer Segen in unserer erregten Zeit.

Diese stille, ruhige Weise hat im Grunde auch das größte männliche Talent unter den modernen Roman-Schriftstellern, Theodor Fontane, aber sie ist stark mit Ironie versetzt, und, anstatt zu erzählen, plaudert Fontane lieber über Menschen und Dinge oder läßt plaudern. Ich kenne hochgebildete, ästhetisch veranlagte Damen, die von diesem Dichter nicht viel wissen wollen; sie vermissen die Leidenschaft bei ihm wie bei seinen Menschen, seine Welt erscheint ihnen zu gewöhnlich. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß das Alltagsleben und die Alltagsmenschen auf unserer Erde den breitesten Raum einnehmen, — Fontane hat sie zu gestalten vermocht, wie kaum ein zweiter in unserer Literatur, mit allen intimen Reizen der Detail-Darstellungskunst, sodaß wir nun doch Freude an ihnen haben, und vor allem auch an dem überlegenen Geiste des Darstellers. Da ist nichts von der brutalen Energie Zola's, nichts von der krankhaften Schwarzseherei unserer Jüngsten, — Homo sum, humani nihil etc. Das poetischste Werk Fontane's ist eins seiner früheren, „Grete Minde“; Hauptwerke im Sinne der modernen Kunst sind die historischen „Vor dem Sturm“ und „Schach von Wuthenow“, dann die Romane aus der Gegenwart „Cécile“, „Irrungen, Wirrungen“, „Frau Jenny Treibel“, „Effi Briest“, „Der Stechlin“. Man kann Fontane auch öfter lesen.

Um ihn scharten sich im letzten Jahrzehnt unsere Jüngsten, obwohl sie nicht viel mit ihm gemein hatten; denn die Erfahrungen von siebzig Jahren, einen reifen Geist kann man sich eben nicht geben. Gerhart Hauptmann wurde von Fontane gewissermaßen entdeckt, aber er kommt als Unterhaltungs-Schriftsteller nicht in Betracht, obschon er, wie seine beiden Skizzen „Bahnwärter Thiel“ und „Der Apostel“ beweisen, sicher auch einen guten Roman schreiben könnte. Dagegen ist Sudermann Unterhaltungs-Schriftsteller, sein Roman „Frau Sorge“ gehört unbedingt unter die besten modernen Bücher, und wer Sensation und krasse Effecte liebt, der kommt beim „Katzensteg“ und „Es war“ sicher auf seine Rechnung. Stark sensationell sind auch Wildenbruch's Romane „Eisernde Liebe“ und „Das wandernde Licht“. Viel höher stehen seine Novellen. Ausgeprägter Naturalist ist Max Kreyer, der in „Meister Timpe“, „Der Millionenbauer“, „Die Buchhalterin“, „Das Gesicht Christi“ seine besten Bücher gegeben hat, ein Salon-Romancier aber eben nicht ist. Bei Hermann Heiberg wechseln realistische und naturalistische Wirkungen; er ist reiner Unterhaltungs-Schriftsteller, hat aber doch einige gute Bücher („Apotheker Heinrich“ z. B.) geschrieben. Noch zu wenig bekannt ist Wilhelm Walloth, unser deutscher Bourget, der mit egyptischen und römischen Romanen anfing und dann psychologisch unheimlich raffinirte Romane verfaßte („Im Bann der Hypnose“). Fesselnde Unterhaltungs-Lectüre moderner Haltung findet man auch bei dem schon verstorbenen Alexander Baron von Roberts („Lou“, „Götzendienst“, „Die schöne Helena“), bei Karl Freiherrn von Perfall („Die fromme Witwe“, „Verlorenes Eden, Heiliger Gral“), bei Ernst von Wolzogen („Die Kinder der Excellenz“, „Die tolle Komteß“ u. s. w.), bei Johannes Richard zur Megede („Unter Zigeunern“, „Quitt“, „Von zarter Hand“). Sie sind zwar etwas sensationell, aber durchweg anständig. Georg von Ompteda hat einen sehr ernsthaften und auch bedeutenden Militär-Roman, „Silvester von Geyer“, verfaßt. Sehr feine, moderne Talente sind Wilhelm Weigand („Die Frankenthaler“, „Der zwiefache Eros“) und Walther Siegfried, dieser eine der großen Hoffnungen unserer Literatur („Tino Moralt“, „Fermont“, „Um der Heimat willen“). Außerordentlich viel halte ich von dem gesunden Talente Wilhelm von Polenz, der bisher drei Romane („Der Büttnerbauer“, „Der Pfarrer von Breitendorff“ und „Der Grabenhäger“) geschrieben hat. An die Stelle der alten Novelle ist vielfach die Stimmungs-Skizze getreten. In dieser ist vor allem Detlev von Liliencron bedeutend, dessen Sammlungen „Eine Sommerschlacht“, „Unter flatternden Fahnen“, „Krieg und Frieden“ betitelt sind und die wärmste Empfehlung verdienen. Geschichten aus Holstein, wie er, schreibt Timm Kröger, aus der Lüneburger Heide Karl Söhle („Musikantengeschichten“), aus dem Spreewald Max Bittrich, aus Tirol Karl Wolff, aus Schwaben die Gebrüder Weitbrecht, — fast jedes deutsche Land hat da seine Vertreter.

So richtige, gute Erzähler, etwa in Dickens Art, haben wir zur Zeit in Deutschland aber doch kaum, es sei denn unter den Frauen. Natürlich unterschätze ich Talente, wie Ernst Muellenbach, Hans von Zobeltitz, Rudolf Stratz u. s. w., die sich bestreben, einen gesunden Unterhaltungs-Roman zu schreiben, nicht, aber ich glaube, daß die Frauen meist weiter kommen. In der That, die Frauen haben von der modernen Literatur-Bewegung außerordentlich profitirt; sie haben jetzt meist irgendwie bedeutende Stoffe, und sie verstehen das wirkliche Leben zu schildern, — von der Marlitterei ist keine Spur mehr. Da erschien vor einiger Zeit ein zweibändiges Werk: „Meister-Novellen deutscher Frauen“ von Ernst Brausewetter, in dem nicht weniger als zweiunddreißig schriftstellernde Frauen charakterisirt sind. Von diesen zweiunddreißig halte ich doch etwa zwanzig für größerer Aufmerksamkeit würdig. Marie von Ebner-Eschenbach und Ossip Schubin habe ich bereits genannt. Dann sind da Ada Christen und Isolde Kurz (warum Alberta von Puttkamer fehlt, weiß ich nicht), die ja ihren Ruhm als Lyrikerinnen erlangt haben; sicher sind aber auch Ada Christen's Skizzensammlungen („Vom Wege“, „Aus dem Leben“, „Unsere Nachbarn“) und noch mehr Isolde Kurz' „Florentiner Novellen“ lesenswerth. Bertha von Suttner's Ruhm ist sehr groß, und ihr Roman „Die Waffen nieder“ war ja, vom ethischen Standpunkte aus gesehen, eine That, ihre Erzählungen sind freilich sehr ungleich. Vortreffliche Erzählerinnen sind dann Ida Boy-Ed, Helene Böhlau, nach der Ebner-Eschenbach vielleicht das ursprünglichste unserer weiblichen Talente, Emil Marriot, Gabriele Reuter, alle besonders durch treffliche Wiedergabe des Milieu ausgezeichnet, hier und da im Banne der Tendenz, aber darum doch Menschen gestaltend. Ihre Werke sind nun schon zu zahlreich, als daß ich sie alle aufzählen könnte, aber Ida Boy-Ed's „Fanny Förster“ und ihr neuestes Werk „Die Schuldnerin“, Helene Böhlau's wundervollen Alt-Weimarer Geschichten („Rathsmädelgeschichten“ u. s. w.) wie ihren „Rangir-Bahnhof“, Emil Marriots „Moderne Menschen“, „Caritas“, „Junge Ehe“, Gabriele Reuter's „Aus guter Familie“ wird keine ernste Frau ohne tiefere Ergriffenheit aus der Hand legen. Seit langen Jahren beliebt sind die kleinen Skizzen aus dem Volks- und Kinderleben von Hermine Villinger („Aus dem Kleinleben“, „Kleine Lebensbilder“, „Schulmädelgeschichten“); fast durchweg künstlerisch bedeutend sind die Hamburger Novellen von Ilse Frapan, die neulings mit den „Betrogenen“ auch auf dem Gebiet des Romans sehr glücklich debütirt hat. Ueberhaupt verstehen auch die Frauen es jetzt, das Leben ihrer

Joseph Haydn's Geburtshaus.

Heimat charakteristisch darzustellen, ich erinnere an Charlotte Niese („Aus dänischer Zeit", „Licht und Schatten", „Auf der Heide"), an Helene Voigt („Schleswig-Holsteinische Landleute"), an Clara Viebig („Kinder der Eifel"). Viele Frauen wollen allerdings höher hinaus, möchten gleich den Himmel stürmen. Da ist Maria Janitschek die typische Erscheinung, — ach, wie oft ist sie von der Scylla in die Charybdis und von der Charybdis in die Scylla gerathen! Aber manche ihrer Werke („Atlas", „Pfadsucher", „Ins Leben verirrt") zeigen doch deutlich genug den großen Zug ihres Talents. Wenn ich nun noch als verheißungsvolle dichterische Talente Anna Croissant-Rust und Ricarda Hug, als gute Unterhaltungs-Talente Gertrud Franke-Schievelbein, Louise Westkirch, die einen bemerkenswerthen socialen Roman „Im Hexenkessel der Zeit", geschrieben hat, Frieda von Bülow (die Werke der jung verstorbenen Margarethe von Bülow soll man auch nicht vergessen) und die erst jüngst bekannt gewordene Elisabeth Gnade („Sarkoschin"), als humoristische Begabungen Hans Arnold und die Gräfin Ballestrem nenne, so mag es für heute genug sein. Die Frauen-Literatur ist in unserer Zeit unzweifelhaft so gut, daß, — es fällt mir selbstverständlich schwer, das einzugestehen, — auch wir Männer uns eifrig mit ihr beschäftigen müssen.

Ich bin mir natürlich voll bewußt, daß ich in diesem Aufsatz sehr vielen Leserinnen wenig Neues gesagt habe, daß sehr viele auch mit meinen Urtheilen nicht übereinstimmen und theure Namen vermissen. Aber es kam mir vor allem darauf an, einmal eine sicher gruppirte Uebersicht alles dessen zu geben, was heute als Unterhaltungs-Lectüre dienen kann, und so läßt sich doch erwarten, daß ich auch manche Vielbelesene an Autoren und Werke erinnert habe, die sie noch lesen möchte. Die ganze ungeheuere Unterhaltungs-Literatur der modernen Kultur-Völker kann kein Mensch bezwingen, und da wird denn eben ein festes Wahl-Princip nöthig. Das nächstliegende ist Abwechslung, altes und neues, historische Romane und Zeit-Romane hübsch nacheinander. Wer aber eine gute Anzahl hervorragenderer Werke kennen gelernt hat, die ihm gefallen, der kaufe sie sich und lese sie öfter. Man behauptet, daß erst das zum zweiten Mal Lesen den rechten Genuß gebe.

Nachdruck verboten.

Joseph Haydn's Geburtshaus.

Am 7. März ist in dem Dorfe Rohrau bei Bruck a. d. Leitha (Nieder-Oesterreich) das Haus, in welchem Joseph Haydn am 31. März 1732 das Licht der Welt erblickte und die ersten fünf Lebensjahre zubrachte, einem Brande zum Opfer gefallen. Die an dem Hause angebrachte Gedenktafel und das darin aufbewahrte Gedenkbuch mit interessanten Autographen sind gerettet worden.

Das Haus ist im Jahre 1728 von dem Vater Haydn's, dem Wagner Matthias Haydn, erbaut worden; es hatte zwar in den Jahren 1813 und 1833 durch Hochwasser erheblich gelitten, bot jedoch, namentlich in der inneren Einrichtung, noch bis vor kurzem den Anblick, den es zu Lebzeiten des großen Componisten gewährte.

Haydn's Eltern waren einfache, tüchtige Menschen, die in ihren bescheidenen Verhältnissen glücklich waren. Von ihnen hat Haydn ein kindlich heiteres Gemüth und die musikalischen Anlagen geerbt. (Bekanntlich ist auch der jüngere Bruder Haydn's, Michael, ein berühmter Musiker geworden.) Die Eltern sangen in den Feierstunden mit Vorliebe Volkslieder, die der Vater auf der Harfe zu begleiten pflegte, auch der kleine Joseph betheiligte sich gern an dem Gesange. „Mein seliger Vater," schrieb Haydn in einer kurzen autobiographischen Skizze, „war von Natur aus großer Liebhaber der Musik. Er spielte, ohne eine Note zu kennen, die Harfe, und ich, als ein Knabe von fünf Jahren, sang ihm alle seine simplen, kurzen Stücke ordentlich nach." Bei einem solchen Gesange fiel dem Schulrector Matthias Frankh, der mit der Stiefschwester von Haydn's Vater verheirathet war, die musikalische Sicherheit und die hübsche Stimme des kleinen Sängers auf, und er veranlaßte die Eltern, ihm den Knaben nach Hainburg zu geben, damit er ihn für den Kirchengesang erziehe und ihm auch die praktische Kenntniß der Blas- und Streich-Instrumente beibringe. In der That hat Frankh einen entscheidenden Einfluß auf Haydn ausgeübt und den Grund für seine spätere Wirksamkeit als Instrumental-Componist gelegt, das erkannte dieser bereitwillig an, und noch als er auf der höchsten Stufe seines Ruhmes angelangt war, pflegte er zu sagen: „Ich danke es diesem Manne noch im Grabe, daß er mich zu so vielerlei angehalten hat, wenn ich dabei auch mehr Prügel als zu essen bekam." — An seinem Geburtsorte hing der ruhmgekrönte, weltbekannte Componist in inniger Liebe, und oft und gern ist er in dem bescheidenen Elternhause eingekehrt, so u. a. auch, als er im Jahre 1795 mit seinem Gönner, dem Besitzer des Dorfes Rohrau, dem Grafen Karl Leonhard von Harrach, und vielen vornehmen Herren dorthin kam, um das Denkmal in Augenschein zu nehmen, das der Graf dem einstigen Bauernsohn in dem Schloßgarten hatte setzen lassen.

Unsere Kinder.

Lieber Onkel!

Mama sagt, Du schickst mir eine bunte Postkarte, wenn ich Dir einen hübschen Brief schreibe, bitte thue es aber auch, ich habe schon 33 Postkarten in meinem Album, das hat mir Papa zum Geburtstag geschenkt. Morgen hat die Erbprinzessin Hochzeit, darum haben wir frei, und zum Mittag giebt es Flamri. Hier ist ein großes Denkmal von Kaiser Wilhelm. Da kam ein Fackelzug vorbei, der ging vor das Haus von der Erbprinzessin, und alle elektrischen Bahnen mußten anhalten. Der mittelste auf dem Bild bin ich, und Kurt ist der kleine Dicke, der kann noch nicht schreiben, er kommt erst Ostern in die Schule, und Hans ist der Größte von uns, aber er hat keine Lust an Dich zu schreiben, weil er gerne spielen möchte; ich mag gerne Briefe schreiben, ich habe an einem Tag schon mal zwei geschrieben. Kurt, Hans, Mama und Papa lassen grüßen.

Dein treuer Spatz.
(eigentlich heiße ich Albrecht.)

Nachdruck verboten.

Am Hafen von Sorrent.

Nach dem Gemälde von H. Corrodi. — Siehe Seite 57.

Sorrent, das vielbesuchte Seebad an der Südseite des Golfs von Neapel, war schon im Alterthum ein beliebter Bade-Ort und Lieblings-Aufenthalt der römischen Großen. Sein mildes Klima und seine schöne Umgebung übten schon damals eine große Anziehungskraft aus, davon geben die vielen Ruinen altrömischer Villen und Paläste ein beredtes Zeugniß. Heute zählt Sorrent kaum achttausend Einwohner, ist aber Sitz eines Bischofs und macht mit seinen stattlichen Gasthöfen und Landhäusern und seiner breiten Hauptstraße einen vornehmen Eindruck. Freilich, in den engen, alterthümlichen Seitengäßchen ist von Vornehmheit nichts zu bemerken, sie sind armselig, schmutzig und dunkel. — Früher war Sorrent ein ziemlich bedeutender Handelsplatz, das ist es heute nicht mehr, wenn auch die Ausfuhr von Orangen und Citronen, Oliven-Oel, Holzschnitzereien, Mosaiken und Seide noch immer sehr umfangreich ist.

Wer in den Hafen von Sorrent einfährt, dem bietet sich nicht nur ein unbeschreiblich schönes Landschaftsbild dar, sondern ihn umschmeicheln, namentlich im Frühling, auch die berauschenden Düfte der blühenden Orangen-Wälder. Auf schroffen Felsen und anmuthig angelehnt an der sanft ansteigenden Bergkette lugen die weißen Häuser aus den Orangen- und Limonen-Gärten hervor. Das silbergraue Laub der Oliven, die hohen Ulmen, die rothflammenden Granat-Blüthen, die mit reifen Früchten behangene, breitblätterige Feige und die mächtigen Stachelblätter der Aloe bringen in das Bild eine anmuthige Abwechselung und lassen dem Beschauer den ganzen Zauber und die ganze Gluth des Südens empfinden.

Die beiden tiefen Schluchten, die von den Bergen zum Meere hinabreichen und dort die Hafenbuchten bilden, sind eine Sehenswürdigkeit Sorrents. Sie sind überbrückt worden und bieten mit ihren dunkeln Gesteinsmassen und der Vegetation, die sich darin festgenistet hat, einen malerischen Anblick. Auch die eigenartigen Felsengrotten, die sich am hohen Ufer zwischen Sorrent und Meta hinziehen, sind sehenswerth; sie sind zwar nicht so umfangreich und weisen nicht die intensive Färbung auf, wie die blaue Grotte auf Capri, üben aber doch einen geheimnißvollen Zauber aus, wenn man in sie hineinfährt.

Man kann von Sorrent nicht sprechen, ohne Tasso zu erwähnen. Das Geburtshaus des unglücklichen Sängers des befreiten Jerusalem, sowie der Fels, auf dem es gestanden, sind ins Meer versunken. Dagegen wird in der Straße San Nicola der Palast Serfale gezeigt, der einst das Haus seiner Schwester Cornelia gewesen sein soll und in dem der kranke Dichter drei Jahre vor seinem Tode eine Zuflucht gefunden hat. Das Standbild Tasso's in Sorrent hat wenig künstlerischen Werth.

Redactions-Post.

Zweifelhafte in Brieg. — Es ist uns völlig unbegreiflich, wie ein so heftiger Streit um den Beginn des neuen Jahrhunderts entstehen konnte. Lassen Sie Sich nicht irre machen, die Sache ist doch höchst einfach. Sie können Ihre Gegnerin sehr leicht überzeugen, wenn Sie neunzehnhundert einzelne Markstücke (Pfennige thun's auch) nehmen und sie nach Hunderten abgetheilt hinlegen. Zählen Sie eins bis hundert = erstes Hundert, wieder eins bis hundert = zweites Hundert, und so fort, Sie werden sehen, daß Sie das letzte Hundert, — das neunzehnte, — nicht voll bekommen, wenn Sie bloß 99 Markstücke hinlegen. Also: das neue Jahrhundert beginnt mit dem ersten Januar des Jahres 1901!

Helene B. in Zwickau. — Bis zum Jahre 1898, wo es zur Stadt erhoben wurde, war Schöneberg bei Berlin das größte Dorf in Deutschland, es zählte über 63 000 Einwohner. So weit wir ermitteln konnten, ist jetzt Altendorf bei Düsseldorf die größte Landgemeinde, es hatte bei der letzten Volkszählung 40 000 Einwohner und dürfte inzwischen noch gewachsen sein.

Frau v. St. in Reval. — Das Motto, welches Schiller dem Lied von der Glocke vorangestellt hat, **Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango** (die Lebenden rufe ich, die Todten beklage ich, die Blitze breche ich), hat er der Glocke im Münsterer geläut zu Schaffhausen entnommen. Die Glocke, — sie heißt die Schillerglocke, — ist jetzt nicht mehr in Gebrauch, sie wurde Ende des vorigen Jahres abgenommen, soll aber erhalten bleiben und im Kreuzgange des Münsters ihren Platz finden. Das **fulgura frango** darf Sie nicht wundern; in früheren Zeiten glaubte man allgemein, Gewitter durch Glockenläuten und Kanonenschießen vertreiben zu können.

Frau v. M. in Straßburg. — Die rothe Farbe war seit den urältesten Zeiten eine heilige Farbe. Die Götter der Alten wurden stets roth gemalt; selbst in der „Weisheit Salomonis" wird hierauf Bezug genommen. Die Götzenbilder der Indianer wurden gleichfalls roth bemalt, und auch bei ihnen war Roth die heilige Farbe. Bei den alten Aegyptern war Roth die vornehmste Farbe, sie unterschieden vier Menschenrassen, nämlich: rothe, gelbe, schwarze und weiße Menschen. Sie selber betrachteten sich als zum Stamme der rothen Menschen gehörig, die asiatischen Völker nannten sie gelbe Menschen. Selbst die Aegypter aus der späteren Blüthezeit ihres Reiches waren so eifrig bemüht, sich die „aristokratische Vornehmheit" ihrer Hautfarbe zu erhalten, daß sie sich selber auf ihren Denkmälern mit „knallrother" Haut darstellten.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: H. Hein; für den technischen Theil: A. Grosse, beide in Berlin; — für Oesterreich-Ungarn: Robert Mohr, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 9, I. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). Berlin und Wien, 1. Mai 1899. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). XXVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Aus den Papieren einer Einsamen.

Erzählung von Luise Westkirch.

(Schluß.)

Während wir zusammen heimfuhren, betrachtete ich Marianne genauer. Sie war auffallend schön, aber nicht durch die Seele, nur durch ihre Jugend. Die Püffe und Stöße des Lebens hatten den Perlmutterglanz noch nicht von ihrer Erscheinung abgestoßen. Darin lag ihre Wirkung.

Ich fragte nach ihrer Mutter. Sie antwortete mir, nicht als fassungslose Waise, auch nicht so oberflächlich, daß ich berechtigt gewesen wäre, Anstoß daran zu nehmen. Ich merkte bald, meine neue Tochter war eine Verkörperung des juste milieu, das mir all' mein Lebtag unerträglicher gewesen ist, als selbst schwere Charakterfehler; eine Repräsentantin jener wohltemperirten Lauheit, von der sogar die Bibel sagt, daß der Herr sie ausspeit aus seinem Munde; correct im Verkehr mit mir, mit meiner Köchin, mit dem Kutscher, mit jedermann, fertig in Benehmen, Urtheil, Anschauung; fertig, wie jene kleinen Pilzchen, die in vollendeter Gestalt aus dem Boden schießen und dicke, alte Pilze werden, ohne sich jemals irgendwie zu verändern, während alle edleren Gewächse zuerst jugendlich ungefüge Keimblätter in die Luft strecken, schüchterne Versuche der schöngegliederten Formen, die ihnen eingeboren sind.

Wenn sie mir morgens beim Kaffee gegenübersaß mit dem glattgescheitelten Haar über der jungen, faltenlosen Stirn, den correcten Kreppstreifen um Hals und Hände und dem correcten, für eine junge Dame wohlanständigen Geplauder, fragte ich mich in kochender Ungeduld: „Wie lange sollst du sie so vor dir sehen in ihrer dummen, satten Zufriedenheit mit sich und der Welt? Wie lange hältst du's aus?"

Ueberflüssige Sorge! Es hat nicht lange gedauert. —

Mein Freund besuchte uns, betrachtete sich meinen Schützling einen ganzen Abend lang. Ich erwartete, daß er mir condoliren würde. Wir hatten doch immer den gleichen Geschmack gehabt. Zu meiner Ueberraschung sagte er nichts. Ich redete mir ein, das geschähe aus Schonung.

Als er das nächste Mal erwartet wurde, steckte Marianne einen Blumenstrauß in ihren Gürtel, lila und weiße Blüthen, Trauerfarben, versteht sich! bei einer Dame von ihrer Correctheit. Mich verdrossen dennoch die Blumen zwei Wochen nach ihrer Mutter Tod. Aber ich wußte ja, ihr Herz trauerte nicht, warum sollte es ihr Kleid?

Eins erfüllte mich mit Sorge, mit peinlicher Unruhe in dieser Zeit: das Verhältniß zwischen mir und dem Mann, den ich liebte, kam nicht zur Klärung. Die Worte, die meine Unbedachtsamkeit an jenem Abend zurückgescheucht hatte, wollten nicht wieder hervortreten auf die Lippen. Mein einziger Trost war, daß er trotzdem oft in mein Haus kam, ja, öfter noch als zuvor, daß er glücklich schien und bewegt. —

Ich muß lachen, indem ich dies niederschreibe, — kein wohlthuendes Lachen. Wie viel jünger war ich doch als die Achtzehnjährige! Aber freilich ist die Liebe allzeit ein Kind, und ein blindes dazu.

Doch wurde ich plötzlich sehend. Ein winziges Ereigniß hob meine Blindheit. Mein Freund brachte uns in eine Waldwirthschaft Blumen mit, zwei Sträuße, blutrothe Rosen für Marianne, mattgelbe für mich. Es war so wenig, es war eigentlich nichts. Aber in meiner warmen Hand fühlte ich die blassen Rosen Eis werden. Eis legte sich mir ums Herz, um die brennende Stirn, und kühl in Herz und Kopf sah ich plötzlich die Dinge, wie sie waren, sah den stolzen, triumphirenden Glanz in Mariannens, das warme Leuchten in seinen Augen. Er bat mich um eine Unterredung.

„Morgen," sagte ich mechanisch. „Morgen."

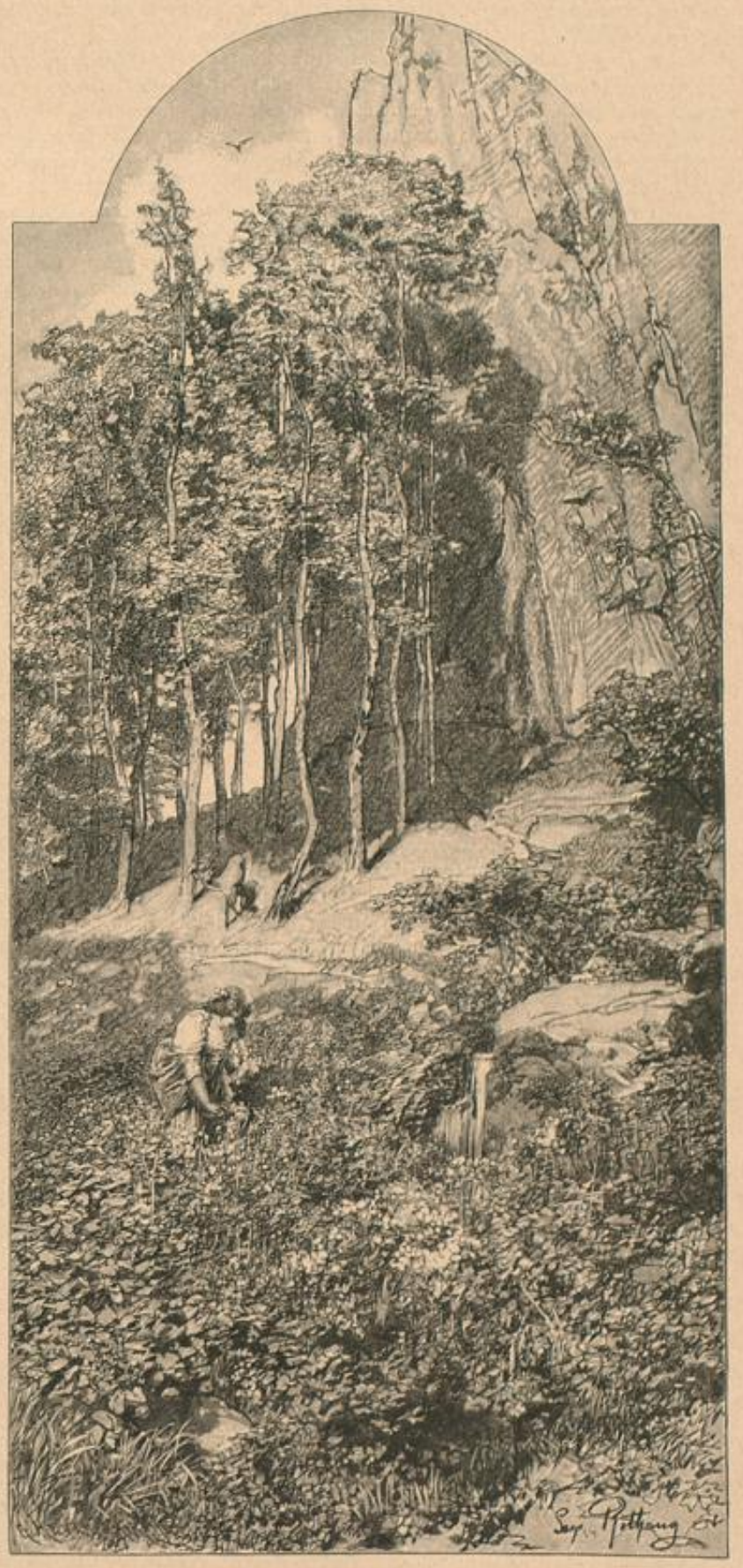
Ich weiß nicht, ob ich blaß geworden bin, ob ich taumelte, aber ich bezweifle es. Ich hatte mir den Luxus, meinen Empfindungen freien Lauf zu lassen, so lange Jahre im Verkehr mit meinen Arbeitgebern nicht gestatten dürfen, daß ich den spontanen Ausdruck dafür verlernt hatte. Schweigsam ging ich neben Marianne nach Hause. Es zuckte in mir, die Versuchung trat heran, die Hand des Mädchens zu fassen, aufzuschreien: „Marianne, laß ihn mir! Du stehst am Anfang Deines Lebens, die ganze Welt liegt Dir offen! Du liebst ihn nicht einmal. Du kannst gar nicht lieben, so wie ich liebe. Und begegnet Dir dereinst ein Mann, wie Du ihn begehrst, jung, glänzend, Deinem Ehrgeiz entsprechend, ich will Dir die Bahn ebnen. Keine Partie soll Dir Deine Armuth verschließen! Laß mir nur diesen, an dem Dir nichts liegt, den Du nicht kennst; so wenig wie er Dich. Laß ihn mir, deren Hoffnung, deren Glück, das einzige Glück in einem armen Leben er ist! Ich versteh' ihn. Ich hege sein Wesen im Herzen meines Herzens. Um meinet-, um seinet-, um Deiner selbst Willen, die nicht glücklich an seiner Seite werden wird, laß ihn mir!"

All' das sagte ich ihr in Gedanken. Aber die Lippen schlossen sich mir vor dem harten, mitleidslosen Glanz in ihren Augen. Etwas wie die Freude, mich leiden zu sehen, lag in ihrem Wesen, der Stolz, mir überlegen zu sein an Jugend, an Schönheit, an der Fähigkeit, Liebe zu erwecken, mir, der sie im übrigen sich unterordnen mußte. Ich begriff, hellsehend an diesem Tage, daß ich eine Feindin in ihr hatte, die im beleidigten Herzen mir's nachtrug, daß ich in der Lage gewesen war, ihr eine Wohlthat zu erweisen. Solche Feindschaft ist unerbittlich.

Am nächsten Morgen kam er. Und wieder schrie mein Herz auf: „Nein, ich geb' sie Dir nicht! Wie kannst Du sie wählen? Siehst Du denn nicht, daß sie hohl ist, eitel, klein, ein Betrug der Natur? Vermagst Du durch das Roth dieser Wangen nicht die Seele zu erkennen, neben der Du todtfrieren mußt, denn es ist kein warmes, großmüthiges Gefühl in ihr! Nein, so gewiß ich Deine Freundin bin, ich geb' sie Dir nicht!"

Vielleicht wär's meine Pflicht gewesen, so zu sprechen, meine heilige Freundespflicht, denn ich weiß ja, ich weiß ja! arme Kassandra, die ich zeitlebens gewesen bin! er wird unglücklicher werden an ihrer Seite, als ich in meiner Einsamkeit. Aber ich liebte ihn. Unparteiisch berathen konnt' ich ihn nicht. Zudem, sie hatte die Jugend für sich, die echte, lebendige; nicht ein aus dem Grab erstandenes Gespenst wie ich. Wer sagte mir denn, ob dieser Zauber nicht gewaltig genug sei, um ihn schadlos zu halten, für alles, was ihr fehlte?

Was ich dann gesprochen habe, ich weiß es nicht mehr. Wenig, und jedenfalls das Uebliche. Ich hatte, wie schon oft im Leben, die Empfindung, als lebendige Seele



Frühlings-Idyll. Original-Zeichnung von Leopold Rothaug.

in eine Statue, in einen Automaten gebannt zu sein. Die Seele empfindet, der Automat handelt nach dem Schema, auf das er eingerichtet ist, gleichviel ob die eingesperrte Seele in ihm sich windet und aufschreit.

Er machte mir's leicht. Er mußte ja sehen, was in mir vorging. Wir hatten uns immer ohne Worte verstanden. Er ersparte mir wenigstens sein Mitleid. Das dankte ich ihm ehrlich.

Ich habe die junge Braut im Haus behalten bis zur Hochzeit. Ich habe die beiden festlich zusammengegeben. Dann sind sie fortgereist, und ich auch, nur in entgegengesetzter Richtung. Ich war müd'. Ich hatte mir mein Ausruhen verdient.

Sie werden in einigen Wochen heimkehren, ich — vielleicht nie. Jedenfalls nicht bald. Ich mag die Menschen nicht sehen, die ich in jenem halben Jahr gesehen habe. Ihn mag ich nicht sehen und sie nicht. Sonnenschein, leuchtendes Meer, Schlaf in der Nacht, und nicht denken! Vor allem nicht denken! Das ist meine Sehnsucht, mein Traum.

1. December 1896.

Heute bin ich an die See gegangen. Der Sturm wehte, der Strand war noch einsamer als sonst. Es ist kein Strand, wie unsere norddeutschen Düneninseln ihn haben. Nicht eine Handvoll Sand könnte man von ihm aufnehmen. Steingeröll, nichts als Steingeröll, zermorscht und zerbröckelt vom unaufhörlichen Wellenspiel, von der heranrollenden Woge aufgepeitscht, aneinanderklirrend in einer seltsamen Melodie. Auf der Quai-Mauer ist eine Ausbuchtung. Da steh' ich stundenlang, vom weißen Gischt umbraust, durchnäßt, und seh' den Wellen zu, wie sie eine nach der anderen heranjagen, herrisch, ungestüm, gerade wie die Menschen ihn ihrer Jugend, gewaltig, als wollten sie die Berge einreißen, — und gegen die Steinwand prallen, zersplittern und still zurücksinken in den Schoß des Weltmeers. Manche schlagen auch gar nicht erst ans Ufer; freiwillig ducken sie den schon gehobenen Kamm, um, zurückfluthend, ihre Kraft der nächsten Welle zu schenken. Aber Wellen wie Menschen können nur aus sich selber was machen. Meist zerrinnt die Beschenkte trotzdem schlapp und matt. Ich habe Bruder Will auch nicht emporheben können, wie viel von meiner Kraft ich ihm lieh. Hätt' ich sie an mich selbst gewandt, ich glaube wohl, daß ich ein etwas majestätischerer Kamm in der Menschenfluth geworden wäre. Die kleine Marguerita ist gescheidter. Die wird nie ihre Kraft an jemand anders setzen als an sich. Aber bei all' ihrem energischen Erfassen des eigenen Vortheils wird das kleine Mädel niemals gemein. Ihr Temperament, das gegebenen Falls über alle Berechnung wegstürmt, bewahrt sie davor. Gott erhalte sie! Ich glaube, sie ist eine der Wenigen, die das Glück am Aermel fassen.

Heimkehrend fand ich zwei Briefe. Von ihm, von ihr. Bisher hatte ich nur Postkarten bekommen, Postkarten mit großen, bunten Bildern und wenigen Worten. Die waren mir schon zu viel. Nun gar Briefe! Warum gönnt Ihr mir meinen Frieden nicht?

Sie fühlen plötzlich beide, unabhängig von einander, das Bedürfniß, sich auszusprechen, ihrer besten Freundin ihr „Glück" zu schildern. Als ob Glück so schwatzhaft wäre! — Marianne schreibt in ihrer molluskenhaften Art, sehr ruhig, sehr correct. Natürlich sei die Ehe nicht ganz das, was ein schwärmerischer Backfisch darunter verstände. Sie sei sich aber deutlich und mit Stolz bewußt, einen guten und bedeutenden Mann zu haben, der seinen Weg in der Welt machen werde, — wenn auch — und so weiter.

Mein Freund, nach Mannesart, ist naiver. Nach einigen Lobeserhebungen wundert er sich ehrlich über das geringe Verständniß seiner jungen Frau für all' die Dinge, die ihn am lebhaftesten interessiren, ihren mangelnden Sinn für Natur, die Flachheit und Kühle ihres Urtheils.

Aber, Du Aermster, hast Du wirklich geglaubt, weil sie rothe Wangen und blitzende Augen hat, sie müßte auch Verstand im Hirn und ein Herz in der Brust tragen? — Ich hab's kommen sehen, und es wird schlimmer kommen. Das ist das ganz Unerträgliche, mein Glück liegt in Scherben, und Du wirst durch seine Zertrümmerung erst recht nicht glücklich. Das Beste an Dir vermag sie gar nicht zu begreifen, sie sieht nur Deine menschlichen Schwächen. Und was kann diese ärmliche, beschränkte Natur Dir sein und geben? Selbst ihr körperlicher Reiz ist nicht von der dauerhaften Art. So gewiß sie weit schöner ist, als ich arme Motte je gewesen bin, so gewiß wird sie mit fünfunddreißig Jahren garstiger sein, als ich mit sechzig werden kann.

Und nun soll ich die Klagen Eurer beiderseitigen Enttäuschung mit anhören? Was ich nicht wenden kann, Stadium für Stadium mit durchleben? Aber das ist unmenschlich! — Ich habe mich Euch aus dem Weg geräumt, ich habe Euch zusammengegeben, weil Ihr's so wolltet. Nicht mit einer trüben Miene habe ich Eure Freude gestört. Was muthet Ihr meiner Geduld denn noch zu? O, daß ich mit fester Hand das Tischtuch zwischen Euch und mir durchschnitten hätte! Ich war zu großmüthig. — Lüge nicht! Lüge dir selbst nichts vor, du warst zu feig. Du konntest's nicht über dich gewinnen, ganz und für immer dich von dem geliebten Mann loszureißen. Seine armselige, kühle Freundschaft wolltest du nicht in den Kauf geben. Da hast du die Strafe für deine Halbheit. Siehe zu, wie du sie trägst.

5. December 1896.

Ich will die Briefe nicht beantworten. Vielleicht kommen sie zur Vernunft, wenn ich schweige. Ich habe mich in die Natur geflüchtet, zur großen Aerztin aller kranken Seelen. Ueber Felsgrate klettern in brennender Mittagsgluth, auf Ziegenpfaden an Abgründen hin, deren Tiefe zu messen der Blick sich sträubt, während oben in den dunkelblauen Himmel die steinernen Zacken schneiden, vom Duft des Sonnenglastes wie von einem weichen Schleier umflossen; sein kleines Selbst mit all' seinen Schmerzen und Sorgen ertränken im All', verschmelzen mit dem Sonnenschein und dem üppig quellenden Leben ringsum, bis man abends zu müde zum Denken aufs Bett sinkt, das schien mir immer Arznei.

Da ich körperlich wieder rüstiger bin, beschloß ich einen Ausflug nach St. Agnes. Maulthier und Führer verwarf ich, ich wollte allein sein. Bald sanken die blühenden Thäler zu meinen Füßen nieder. Um mich ragte die feierliche Steinwelt auf, ein ungeheuerer Dom, auf dessen gigantischen Pfeilern die blaue Kuppel des Himmels ruhte.

Durch Myrtengestrüpp wand sich der Weg; der Lorbeer streckte mir seine schlanken Blätter, denen ich mein Lebtag mit solchem Eifer nachgelaufen bin, in ungemessener Fülle entgegen; der Erdbeerstrauch bot mir die Maiglöckchensträuße seiner zarten Blüthen; heimatlich grüßte mich die hohe, weiße Erika. Kein menschliches Wesen ringsum, keiner Stimme Laut; selten nur in dem vogelarmen Land ein Aufzwitschern in den sonnenbeschienenen Pinien. Feierlich standen die Olivenhaine in ihrem schimmernden Silberkleid, zu ernst um nur zu rauschen, lautlos in der Mittagsstille. Nun lagen auch sie unter mir. An nackter Felswand klomm der Pfad empor in steilen Stufen, in schroffen Kehren. Tief drunten blitzte der Spiegel des Meeres auf, wie geschmolzenes Silber; tief drunten lagen Häuser, Vignen, Orangenwälder, aber um mich her kahle, senkrechte Wände, Sonnengluth, und drüber der blaue Himmel.

Eine Biegung; die letzte. Auf der Wand gegenüber, Fels aus Fels gewachsen, lag der Flecken, ein Ueberbleibsel aus jener Zeit, da an der ganzen Küste die menschlichen Wohnungen sich vor den Angriffen räuberischer Sarazenen in die unwegsamsten Felsen versteckten. Machtlos scheinen die Jahrhunderte darüber hingebraust. Was er war, ist er heute noch.

Aber ehe ich das kellerartige Labyrinth seiner sonnenlosen, über Treppen und durch Bogenwölbungen sich windenden Gäßchen betrat, hielt ich kurze Rast vor der Kapelle der heiligen Agnes, der keuschen, jungen Christin, vor deren kühler Reinheit die Flamme des Scheiterhaufens zurückscheuend sich theilte, die das Wasser barmherzig auf seinem Rücken trug, und die erst Menschenhand, grausamer als die Elemente, erwürgen mußte. Das weiße Lamm, ihr Symbol im Arm, grüßt die Heilige freundlich von der Altarwand herab, und die Frauen des Landes bringen früh schon ihre Kinder zu ihr, auf daß sie ihr gleich werden sollen. Auch Marguerita's Mutter wird ihre Kleinen hinführen am Geburtstag der Heiligen, am 21. Januar. Dann empfängt St. Agnes in großer Toilette am rosengeschmückten Altar die ungezählten Pilgerscharen, die aus all' den Felsennestern in der Runde herbeigezogen kommen.

Auf der gastlichen Steinbank vor dem Kapellchen rastend, freute ich mich der weiten, sonnigen Rundschau. Als ich dann um das kleine Gebäude herumging, stand ich wie gebannt.

Athemraubend wirkte nach dem Sonnenglast, in den ich gestarrt hatte, der hoffnungslose, ewige Schatten hier. Ich sah in einen engen Kessel. Gegenüber, rechts, links, stieß der Blick sich an noch höher aufsteigenden Felswänden; vor mir wich der Boden in die Tiefe, senkrecht, als wäre er nach dem Richtloth abgemeißelt, absatzlos bis auf den Grund. Spärliche Flechten und Gräser bezeichneten an der Wand gegenüber die Linie, bis zu welcher um Mittag der lebenweckende Sonnenstrahl drang. Den Grund mit den aufstarrenden Felsnadeln, die Wand, auf der ich stand, traf niemals Sonnen- noch Mondenschein. Klebrige, glitschige Feuchtigkeit überzog ihr Gestein von oben bis unten, sickerte in trägen, zähen Tropfen wie Thränen daran hernieder. Kein Moos, keine Flechte unterbrach das traurige Schwarz ihrer absoluten Unfruchtbarkeit. Nur zu meiner Linken hatte ein Felsspitzchen sich losgerungen aus der schroffen Glätte, sich gewunden und gedreht, dem Sonnenlicht entgegen, und auf dieser äußersten Spitze, die ein mittäglicher Strahl eben erreichen konnte, hatte ein wilder Rosenbusch sich eingesamt und ausgebreitet in trotziger Lebensgier. Mit Dornranken und Wurzeln sich anklammernd, hing er über dem Abgrund und stand in diesem närrischen Land, in dem im December die Rosen blühen, in voller Knospenpracht, das einzige Freundliche, Lebende in dem unfruchtbaren Höllentrichter.

Ich habe in der Dorfwirthschaft glänzend gefrühstückt mit einem Stück Weißbrod und einem Glas Landwein. Dann bin ich auch noch zu den Ruinen der alten Burg hinaufgeklettert, von der die Sage erzählt, daß ein Sarazenenfürst sie einer schönen Christin zu Liebe erbauen ließ. Drei Knäblein gaben mir, wie weiland Prinz Tamino, das Geleit, drei Knäblein mit schlauen Augen, geflickten Höschen und einem unfehlbaren Verständniß für Münzen.

Wenn die heilige Agnes ihr Fest feiert, werde ich wiederkehren mit meiner kleinen Freundin Marguerita, mit ihrer Mutter und all' den frommen Pilgerscharen. Das alte Felsennest auf der Bergspitze mit seinem grellen Sonnenschein, seinem schauerlichen Schatten, mit seiner Höllen- und Himmelsnähe hat es mir angethan. Vielleicht überrasche ich meine Freunde damit, daß ich mich noch mal in St. Agnes ansiedle.

18. December 1896.

Wieder Briefe! Und stärker und stärker klingt der Mißton durch. Ich will ihn nicht hören! Will's nicht! —

24. December 1896.

Weihnachten! — Heilige Nacht, in der auch die großen Kinder mit ihren geheimen Herzenswünschen zum lieben Gott kommen. Ich freilich nicht; ich wünsche nichts mehr. Voriges Jahr war's anders. — Und die Gedanken sind widerspenstiger und aufdringlicher als sonst in diesen mit Erinnerungen getränkten Stunden. Bewahre mir Einsamen den Frieden meiner Einsamkeit, Herr, — ich verlange nichts sonst. Frieden. —

Ich habe der kleinen Marguerita aufgebaut. Einen Pinienzweig habe ich als Christbäumchen maskirt, um mich zu zerstreuen. Was hilft's? — Du plauderst und jubelst umsonst, Marguerita. Meine Augen sehen nicht Dich; sie sehen ein hübsches Heim in Berlin, ich selbst hab's eingerichtet; sie sehen zwei Menschen kühl und gelangweilt einander gegenübersitzen, Geschenke tauschen, freundliche Worte, während beider Herzen sich als liebste Weihnachtsgabe einen anderen Lebenskameraden erflehen möchten. — —

18. Januar 1897.

Das ist zu viel! — Sie wollen kommen! Zu mir kommen wollen sie! Sich das Herz leicht sprechen.

„Die Sehnsucht nach dem Süden hat ihn unwiderstehlich gepackt unter dem grauen Himmel des Nordens," schreibt er; „seine nervöse Unrast treibt ihn aus Berlin," schreibt sie.

Und reisen sie ins Land des ewigen Frühlings, wo lieber möchten sie sich aufhalten als bei „ihrer besten Freundin, der Begründerin ihres Glücks?" — Ganz beiläufig hat jedes mich auch etwas zu fragen, meine Meinung in einer wichtigen Sache zu hören. — Ja, ich weiß! Ihr wollt Euch, einer den anderen, vor mir verklagen, ich soll zwischen Euch richten, Euer Glück, das in Stücke gehen will, zusammenleimen.

Aber ich will nicht!

Täglich ihn sehen, leiden sehen an ihrer Seite, die allzeit alle Unduldsamkeit, allen Widerspruchsgeist, der in mir ist, wachgerufen hat, während jedes Wort, jeder Blick von ihm die alte, nie besiegte Thorheit aufrühren würde —! Nein, ich will's nicht! Ich thu's nicht. Es ist zu viel! Ich habe genug gelitten! —

Ihr wollt kommen, in wenigen Tagen kommen. Ihr fragt nicht erst, Ihr setzt mir die Pistole auf die Brust, ich soll Euch still halten.

Kommt denn! — Aber mich findet Ihr nicht. Ich reise weiter, nach Tunis, nach Kairo, ins gelobte Land, was weiß ich? — weit genug, daß Ihr mir nicht nachkommt! Und Sorge will ich schon tragen, daß Ihr meine Spur nicht findet! — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

* * *

Bericht Seiner Hochwürden, des Pfarrers zu St. Agnes.

Département des Alpes Maritimes.

Februar 1897.

Am Tage der heiligen Agnes, dem dreiundzwanzigsten, so ich in dieser meiner lieben Gemeinde erlebet, hat sich ein beklagenswerther Unfall zugetragen, welcher aber zugleich Zeugniß giebt von der Kraft der Liebe Gottes in den Herzen auch der Ketzer und Ungläubigen.

Das Hochamt war zu Ende und es hatte ein junger Pater von wohlbewährter Beredtsamkeit, so zum Fest zugereiset, die Kanzel bestiegen und predigte dem versammelten Volk, als ein schier unehrerbietiger Lärm und ein Drängen unter der Thür der Kapelle sich bemerkbar machten. Es waren aber der Pilger viele gekommen, und ihre Scharen standen weit hinaus auf dem flachen Felsen, darauf das Kirchlein erbauet ist, so daß der Grund des Aufstandes sich nicht sogleich übersehen ließ. Und fand sich dann, daß einem der fremden Weiber im Gedränge ihr Kind abhanden gekommen war, und da sie suchte in der Mutterangst und laut umfragte, fingen auch die Nächststehenden an zu suchen, und erhob sich ein Murmeln und Rufen und pflanzte sich fort und schwoll an, daß gar die Worte des Predigers darin ertranken. Und that das Weib plötzlich einen solchen Schrei, daß der Küster herzulief und die Gemeinde, und auch der Pater von der Kanzel niederstieg und kam mit allem Volke. Denn es hatten einige das Mägdlein entdeckt, hängend eine Mannshöhe tief unter dem Rand, da wo der Felsen dreihundert Meter senkrecht abfällt, und vermöchten nur Adlerschwingen ein Geschöpf lebendig auf den Grund zu tragen. Es hatte aber ein wilder Rosenstrauch, so der nackten Wand entsproß, mit seinen falschen Blüthen des Kindes Auge gelockt, und es hing in seinem Gezweig und brach sich ein Sträußlein, sorglos, indes der Tod unter ihm lauerte.

Da, — so ist mir berichtet worden, ich selbst kam nicht eilig genug, um es mit meinen Augen zu erschauen, und in Wahrheit sind der Augenzeugen nur wenige, weil es schneller geschah, als Menschenzungen erzählen können, — da ließ sich eine fremde Frau, so in Mentone als Kurgast geweilet und Neugier halber mit der Prozession zum Fest unserer lieben Heiligen heraufgekommen war, um Gotteswillen die schroffe Wand hinunter bis zu der Console, aus der der Rosenbusch hervorwuchs, erfaßte das Kind und reichte es hinauf den zwanzig Händen, die über den Rand danach sich ausstreckten. Aber da sie es emporhob, verlor sie den Halt auf dem schmalen Vorsprung, auf dem auch ein geübter Bergsteiger nur schwer sich hätte behaupten mögen. Und ob sie im Fallen das Gezweig des Strauches ergriff, es mochte sie nicht tragen, und, den Zweig in der Hand, stürzte sie in die Tiefe. Es sind alsogleich sechs unerschrockene Burschen unserer Gemeinde mit Stricken und einer Bahre ihr nachgeklettert und haben ein und eine halbe Stunde gebraucht, um, die Wand umgehend, auf die Sohle des tiefen Thales zu gelangen, allwo sie sogleich die Leiche in ziemlich gutem Zustande angetroffen haben. Den Rosenzweig hielt sie noch in der festgeschlossenen Hand. Er ist ihr dann mit in den Sarg gelegt worden als Schmuck und Ehrenzeichen.

Und obgleich sie eine Ketzerin war und ohne Beichte und Sakrament in ihren Sünden dahingefahren ist, getröste ich mich fröhlich, daß besagter Zweig, wenn sie damit vor unseren Herrgott tritt, ihr die Himmelsthür wohl erschließen dürfte und unser Aller Richter ihr um seinetwillen viele Sünden vergeben wird.

Auf dem Kirchhof der Fremden zu Mentone hat man sie beigesetzt, nachdem die Mutter des geretteten Kindes sie sogleich als ihre Herrschaft erkannt hatte. Aber weder sie noch sonst jemand hat zu sagen gewußt, wer ihre Verwandten seien und wem und wohin man die Kunde ihres Ablebens melden solle, und ist der Bürgermeister von Mentone dieserhalb in schwerer Verlegenheit gewesen. Also hat man nur ihren Namen auf den Grabstein setzen lassen, und ist ein großes Leichengepränge geworden, maßen alle Kurgäste von Mentone, so sie im Leben nicht gekannt haben, hinter ihrem Sarge geschritten sind.

Nachdem sie schon einige Tage in der Erde geruhet, ist dann ein Ehepaar angereist gekommen; das hat die Lebendige gesucht, und hat sich, besonders der Mann, wie unsinnig geberdet, da man sie an das frische Grab hat weisen müssen. Sind auch in unseren Ort und zu mir in mein Pfarrhaus gekommen, haben geforscht und gefragt nach jedem Umstand, und sind dem Mann die Thränen unaufhörlich aus den Augen gebrochen. Vermeinte also gewißlich, er müsse ein naher Angehöriger sein, vielleicht gar der Bruder. Aber er schüttelte den Kopf:

„Nur ein Freund."

Sagte auch, die Todte hätte überhaupt keine Verwandten.

Ist demnach eine ganz Einsame gewesen.

Möge ihr wohl sein in unser Aller Vaterhaus! Amen.

Nachdruck verboten.

Der Föhn in den Alpen.

Von Dr. Hermann J. Klein.

Wer hätte nicht schon vom „wilden Föhn" gehört, von dem zerstörenden Winde, dem „Schneefresser", der aus den Höhen in die Alpenthäler herabbraust, die Wasser des Vierwaldstätter Sees aufwühlt und über Glarus und Altdorf hinwegfaust! „Wenn sich der Föhn erhebt aus seinen Schlünden, löscht man die Feuer aus, die Schiffe suchen eilends den Hafen," sagt Wilhelm Tell, und was der Dramatiker schildert, entspricht der Wirklichkeit. Als warmer, trockener Wind stürzt der Föhn in wüthenden Stößen vom Kamm der Alpen herab, aus südlicher Richtung, und wenn er einzusetzen beginnt, ziehen in den Urkantonen der Schweiz die Föhnwächter aus, um nachzusehen, ob auch alle Feuer gelöscht sind. Denn bei ausbrechendem Brande duldet der Föhn kein Löschen, wie es die Schweizer Dörfer und besonders das Städtchen Glarus erfahren haben, welches wiederholt (zuletzt am 10. Mai 1866) durch Feuersbrunst bei Föhnwind vernichtet wurde. Tschudi hat die Erscheinungen des Föhns in der Schweiz meisterhaft geschildert. „Am südlichen Horizont," sagt er, „zeigt sich ein leichtes Schleiergewölk, das sich an die Bergspitzen setzt, die Sonne geht am stark gerötheten Himmel bleich und glanzlos unter. Noch lange glühen die Wolken in den lebhaftesten Purpurfarben. Die Nacht bleibt schwül, thaulos, von einzelnen kälteren Luftströmen strichförmig durchzogen; der Mond hat einen röthlichen, trüben Hof. Die Luft erhält den höchsten Grad von Klarheit und Durchsichtigkeit, sodaß die Gebirge viel näher erscheinen. Der Hintergrund nimmt eine bläulich-violette Färbung an. Von fernher tönt das Rauschen der oberen Wälder, die Bergbäche tosen mit größerer Schmelzwasserfülle weithin durch die stille Nacht. Ein unruhiges Leben scheint überall rege zu werden und dem Thal sich zu nähern. Mit einigen heftigen Stößen, die besonders im Winter, wo der Föhn über ungeheure Schneefelder streicht, erst kalt und rauh sind, kündigt er sein Anlangen an, worauf plötzlich tiefe Stille der Lüfte folgt. Um so heftiger brechen die folgenden heißen Föhnfluthen ins Thal und schwellen oft zu rasenden Orkanen an, die zwei bis drei Tage mit abwechselnder Gewalt herrschen, die ganze Natur in unendlichen Aufruhr versetzen, Bäume brechen, Felsstücke losreißen, die Waldbäche erschüttern, Häuser und Ställe abdecken, — ein Schrecken des Landes." Wenn der Föhn im Winter in die Thäler der Urkantone herabstürzt, so erzeugt er unmittelbar eine sommerliche Wärme der Luft, in einem halben Tage schmilzt er fußhohe Schneelagen fort, und der Urner sagt in seiner Weise, aber sehr richtig, ohne den Föhn würde die Sonne den Schnee auch in den Thälern nicht ganz fortschmelzen, „die Sonne vermag nichts, wenn der Föhn ihr nicht hilft." Der Föhn kommt am häufigsten am Ausgange des Winters und im Frühjahr zum Ausbruch, er ist der Bringer des Lenzes; seltener tritt er zur Sommerszeit ein und ist dann fast immer verhältnißmäßig schwach. So kommt es, daß der Tourist von einem echten und gerechten Föhn, vor dem der Aelpler großen Respect hat, kaum jemals etwas merkt, mit Ausnahme des Regenwetters, welches auf den Föhn folgt wie die Nacht auf den Sonnenuntergang. Wenn aber der Tourist wirklich einmal Augen- und Ohrenzeuge eines Föhnsturmes ist, so ist er leicht enttäuscht. „Zwischen den starren, unbeweglichen Bergmauern und über dem wolkenlosen oder gleichmäßig verdüsterten Himmel sieht man den Föhnsturm nicht, hört auch kaum begleitende Geräusche des Klirrens und Rasselns, weil die Bauart der Häuser vorsichtig vermeidet, was dem Föhn zum Angriffspunkte dienen könnte. Es hört sich an wie eine hohe Luftschlacht, bei welcher die Erde neutral bleibt. Nur wenn etwa zufällig ein herrenloser Gegenstand wie auf Schwalbenflügeln thurmhoch über die Dächer jagt, vermögen unsere Sinne die tolle Wuth des Föhnsturmes zu ermessen" (Spittler). Auf die Thierwelt übt der herannahende Föhn eine sehr merkliche Wirkung aus. Die Gemsen flüchten sich auf die unzugänglichsten Felsgrate, und die Jagdhunde verlieren die Fährte des Wildes. Es ist dies eine Folge der ungemeinen Trockenheit der Luft, welche der Föhn verursacht. Die sonst so friedlichen Bergziegen gehen erbost aufeinander und auf den Menschen los und suchen auch hohe Felsspitzen auf; die Rinderherden kommen dagegen mit dumpfem Gebrüll von den Höhen in die Thäler herab, auch das Vieh in den Ställen wird äußerst unruhig. Auf den Menschen wirkt der Föhn, indem er die Nerven abspannt und das Gemüth bedrückt. Spittler vergleicht diese Wirkung mit einem leichten Influenza-Anfall, die Urner nennen den Zustand Föhnsucht. Die Trockenheit der warmen Luft raubt nachts den Schlaf, allgemeine Müdigkeit und Erschöpfung beginnen sich fühlbar zu machen, allenthalben wohin man sich wendet, fühlt man sich beengt, ungemüthlich, nervös reizbar. Das sind die Schattenseiten des Föhn, denen aber weit größere Lichtseiten gegenüberstehen. Denn ohne den Föhn würde die centrale Schweiz, besonders das herrliche Gebiet des Vierwaldstätter Sees, sich nicht des heutigen gesegneten Klimas erfreuen, die Eismassen der Gletscher würden in die Thäler herabsteigen, und wo heute lachendes Grün das Auge erfreut und fette Viehweiden sich ausdehnen, würden todtdringende Gletscher unter ihren eisigen Schritten das Land begraben.

Es ist begreiflich, daß man schon früh bemüht gewesen sein wird, der Ursache dieses so überaus merkwürdigen Windes nachzuspüren. Da er von Süden aus der Höhe herabkommt, so nahm man in der Schweiz an, daß der Föhn nichts anderes sei, als der in Italien unter dem Namen Scirocco bekannte heiße Wind, welcher aus Afrika herüberkommt. Der schweizerische Naturforscher Escher von der Linth suchte speciell nachzuweisen, daß der warme Föhn aus der Wüste Sahara stamme und seine Hitze von dort mitbringe. Der berühmte Berliner Meteorologe Dove behauptet dagegen, der Föhn sei ein warmer, von den mittleren Theilen des Atlantischen Oceans kommender Wind, der an und für sich feucht sei. In der nördlichen Schweiz trete er nur deshalb als trockener Wind auf, weil er seine Feuchtigkeit auf der südlichen Seite der Alpen in Regen- und Schneefällen bereits eingebüßt hätte. So hatte der Föhn am 6. Januar 1863 auf der italienischen Seite der Mittelalpen alle Pässe unter ungeheuren Schneemassen begraben, während er am Vierwaldstätter See als trockener, warmer Wind und „Schneefresser" aufgetreten. So war es in der That, und ähnliches kann heute der Tourist und jeder, der sich für die Sache interessirt, bei Föhn sehr leicht feststellen und ausnützen. Wenn nämlich der Föhn in den Thälern am Vierwaldstätter See ausbricht, und damit in den nächsten vierundzwanzig Stunden melancholisches Regenwetter in sichere Aussicht stellt, so braucht man sich nur auf den nächsten Schnellzug zu setzen und durch den St. Gotthard-Tunnel nach Bellinzona auf die andere Seite der Alpen zu fahren, dort trifft man dann zuverlässig schönes Wetter. Diese Thatsache steht aber, wenn man genauer überlegt, mit der Herkunft des Föhns als warmem, feuchtem Winde vom Atlantischen Meere her doch in völligem Widerspruch. Der Föhn, während er auf der Nordseite der Alpen in die Thäler herabstürzt, wird auf der Südseite derselben in den Thälern, wie im Festlande gar nicht angetroffen! So wird klar, daß dieser warme Wind eigentlich in den höchsten Regionen der Alpen, in den Gebieten eisiger Kälte zu Hause ist, aber trotzdem heiß und trocken in den Thälern am Nordabhange der Alpen erscheint. Diesem gemäß muß also das Gebirge selbst die Ursache des Föhns sein. Und so ist es in der That. Die Luft, welche als Föhn in gewaltigen Stößen von den Höhen des Alpenkammes herab kommt, ist aber gar nicht warm, sondern kalt, und wird erst heiß und trocken mit dem Herabsturz aus der Höhe, wodurch sie in der Tiefe zusammengepreßt wird. Jedermann kennt das sogenannte pneumatische Feuerzeug, bei welchem Luft in einem Cylinder durch rasches Niederdrücken eines Stempels so stark erhitzt werden kann, daß ein Stück Zunder in der Büchse zum Glimmen kommt. Auf dem nämlichen Princip beruht die Erhitzung der Luft, wenn diese von der Höhe der Alpen in die Thäler herabstürzt; war sie in dreitausend Meter Höhe frostkalt, so muß sie, unten angelangt, auf fünfundzwanzig Grad Wärme erhitzt sein, lediglich durch den Vorgang des Herabkommens aus der Höhe. Daß dies die alleinige Ursache ist, hat man neuerdings am Observatorium auf dem Säntisgipfel direkt nachweisen können. Während nämlich die Luftschichten oben kalt waren und nach unten herabsanken, erwärmten sie sich mehr und mehr und traten endlich in der Tiefe als echter Föhn auf. Wodurch wird aber dieser Herabsturz der Luft von den Höhen der Alpen hervorgerufen? Was ist die Ursache dieses „Fallwindes", den man Föhn nennt? Auch diese Frage hat die Wissenschaft beantwortet. Die Veranlassung ist lediglich das Auftreten von Gebieten niedrigen Luftdrucks nordwestlich von den Alpen. Nach diesen Regionen geringeren Luftdrucks strömt von allen Seiten die Luft hin, sie wird gewissermaßen angesaugt. Im Flachlande, oder wo nur geringe Höhen in kleiner Erstreckung vorhanden sind, strömt die Luft in horizontaler Richtung dem Gebiete niedrigsten Druckes zu; von den Alpen her kann dieses Zuströmen aber nur durch Herabkommen der Luft aus den Höhen vor sich gehen und dabei muß die Luft warm und trocken werden; sie stürzt mit Heftigkeit in die Thäler, und das ist eben der Föhn. Wenn einmal in Oberitalien niedriger Luftdruck auftritt, während auf der Nordseite der Alpen höherer Luftdruck herrscht, so kommt auch in Bellinzona Föhn vor, der dann aus Norden von dem Alpenkamme herabstürzt. Eine solche Luftdruck-Vertheilung ist aber selten. Der Föhn ist nach der Art und Weise seines Entstehens nicht auf die Alpen beschränkt, sondern tritt auch in anderen Gegenden auf, wo die Verhältnisse ähnlich liegen. Dies ist z. B. an der Westküste Grönlands der Fall. Dort weht bisweilen von dem eisgepanzerten, hohen Binnenlande herab ein heftiger warmer Wind, der die Temperatur von fünfzehn Grad unter dem Gefrierpunkt in wenigen Stunden in zehn Grad Wärme verwandelt. Die Bewohner glauben, es müßten in der inneren Eiswüste Grönlands Vulkane liegen, welche diese warmen Luftströme aussenden, in Wirklichkeit aber sind sie nichts anderes, als ein grönländischer Föhn.

Nachdruck verboten.

Erbarmen.

Novelle von Freiherr von Schlicht.

Frau Doctor Stein nahm von dem silbernen Teller, den das Dienstmädchen ihr präsentirte, die Visitenkarte.

„Von Kettberg, Legations-Secretair", las sie etwas verwundert, dann aber sagte sie: „Ich lasse bitten."

Die alte Dame, die trotz ihrer siebenzig Jahre körperlich und geistig frisch und beweglich war, erhob sich aus ihrer halb liegenden, halb sitzenden Stellung, in der sie nach Tisch für eine kleine halbe Stunde zu ruhen pflegte, und legte schnell die gehäkelte Decke, die sie über sich gebreitet hatte, zurecht. Sie liebte es nicht, daß man in ihrem Zimmer Spuren vorfand, die darauf hindeuteten, daß sie geschlafen hatte.

Sie reichte dem Eintretenden die Hand: „Mein lieber Herr von Kettberg, — wie freundlich von Ihnen, daß Sie für eine so alte Frau, wie ich es bin, Zeit übrig haben."

„Ich bitte sehr um Verzeihung, meine gnädige Frau, wenn ich Sie schon wieder störe, nachdem ich Sie heute Morgen fast zwei Stunden durch meinen Besuch belästigt habe."

Sie unterbrach ihn: „Wenn man Gutes thut, bedarf es keiner Entschuldigung, und mir bereiten Sie eine Freude und eine Wohlthat, wenn Sie mir Gesellschaft leisten. Seitdem die Augen so schwach geworden sind, daß ich nicht mehr zu lesen vermag, gehen mir die Stunden oft entsetzlich langsam dahin. Die Hände sind bei mir ja stets in Thätigkeit, aber auch der Geist bedarf der Anregung und Anspannung. Das Alter lebt, so sagt man, von der Erinnerung, — gewiß, aber das Leben ist nicht immer schön, und so sind auch unsere Erinnerungen oft traurig. Ach, — und wieviel Noth und Elend haben wir nicht alle kennen gelernt und sehen es noch täglich."

Er hatte sich ihr gegenüber auf seinen gewöhnlichen Platz niedergelassen, einen alten, mit schwarzem Tuch überzogenen altmodischen Lehnstuhl, der zwischen dem Klavier und der mit

Blumentöpfen reich bedeckten Fensterbank stand. Sie selbst hatte sich in die rechte Ecke der Chaiselongue gesetzt.

Für ihn gab es kein größeres Vergnügen, als dem geistreichen Geplauder der alten Dame zu lauschen, die in ihrem vielbewegten Leben an der Seite eines hoch begabten Gatten mit den bedeutendsten Männern jeglichen Berufes und jeden Standes in nahe Beziehungen getreten war. Vor fast zwanzig Jahren hatte sie ihren Mann verloren, aber auch als sie Witwe geworden war, blieben die Freunde ihr treu, — um ihrer selbst willen, wie sie mit Stolz zu sagen pflegte. Niemals gab sie Feste irgendwelcher Art, „wer nicht mit mir allein zufrieden ist, mag fortbleiben," pflegte sie zu sagen, „für Gesellschaften habe ich kein Geld, wie jede Großmutter, die acht Enkelkinder und eine Schaar von Söhnen hat." Die Kinder kosteten ihr immer noch viel Geld, aber sie gab es mit vollen Händen, soweit ihre bescheidenen Mittel es ihr gestatteten, und ihr größter Kummer war, daß sie das „Wollen" mit dem „Können" nicht immer in Einklang zu bringen vermochte.

„Meine sehr verehrte, gnädige Frau," begann der Legations-Secretair, als Frau Doctor Stein schwieg, „meine sehr verehrte, gnädige Frau, mich führt eine Sache von großer Wichtigkeit her, ich meine natürlich eine Angelegenheit, die nur für mich von Bedeutung ist. Meine gnädige Frau, — ich wage es gar nicht auszusprechen, — es ist mir mehr als unangenehm —"

Und da er schwieg, als hätte er nicht den Muth fortzufahren, sagte sie: „Warum zögern Sie? Haben Sie Vertrauen zu mir, so sagen Sie mir, was Sie herführt, — vertrauen Sie mir nicht, so verzeihe ich Ihre soeben gesprochenen Worte."

Da gewann er seinen Muth zurück: „Gnädige Frau, um es kurz zu sagen, ich bin heute Morgen während meines Besuches, den ich Ihnen abstattete, bestohlen worden, und zwar um eine für mich nicht unbeträchtliche Summe, um dreitausend Mark."

Starr, sprachlos, aus weitgeöffneten Augen blickte sie ihn an.

„Sie irren sich," stöhnte sie endlich, „das ist ja gar nicht möglich!" —

„Dasselbe habe auch ich mir zu ungezählten Malen gesagt," entgegnete er, als die alte Dame schwieg und schreckensbleich vor sich hinsah, „und dennoch ist auf eine andere Art und Weise der Verbleib des Geldes nicht zu erklären, wenn man nicht an Geister und deren geheimnißvolles Wirken glauben will."

„Und das Geld fehlt Ihnen wirklich?" fragte sie tonlos, „ach, man ist so oft geneigt, an einen Diebstahl zu glauben, wenn man eine Sache vermißt, bis man sie hinterher an einem Platz, wo man tausend- und abertausendmal gesucht hat, wiederfindet. Haben Sie wirklich alles genau nachgesehen? Bestohlen in meinem Hause, bestohlen, es ist zu schrecklich!"

„Gnädige Frau," bat er, „nehmen Sie Sich die Sache nicht so zu Herzen. Hätte ich geahnt, daß meine Worte Sie so erregen würden, so hätte ich nie und nimmermehr gesprochen."

„Nicht um mich handelt es sich, sondern um Ihre Person," gab sie zurück, „bitte, erzählen Sie mir, wann Sie den Verlust zuerst bemerkten und wie Sie auf den Gedanken gekommen sind, daß das Geld Ihnen gestohlen, — gerade hier gestohlen sein soll."

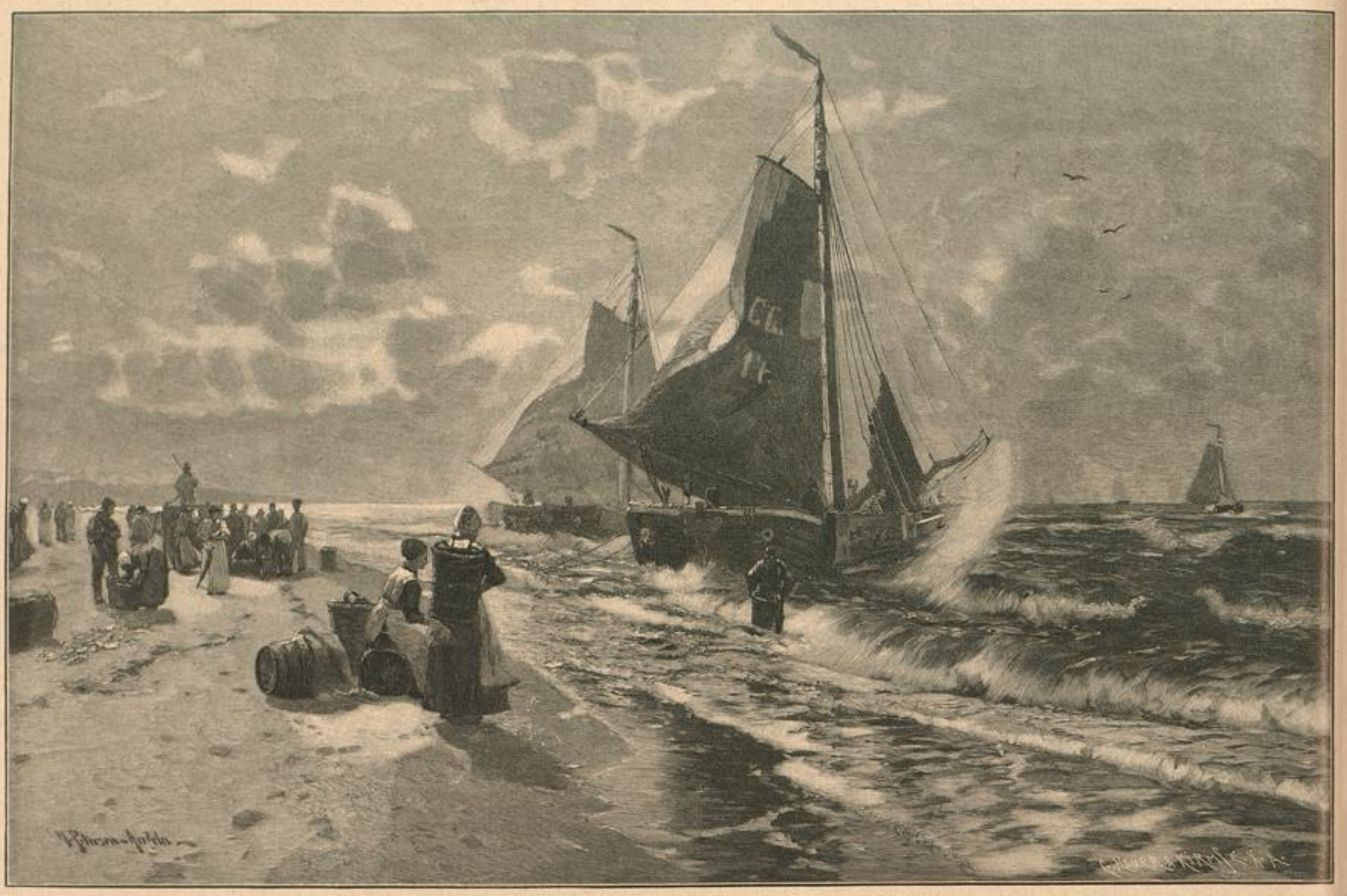
Sie beugte sich weit vor und sah gespannten Blickes zu ihm hinüber, gleichsam als wolle sie ihm die Worte, bevor er sie ausspreche, von den Lippen ablesen.

„Gnädige Frau," begann Herr von Kettberg, „als ich mich heute Morgen auf dem Wege zu Ihnen befand, begegnete ich dem Postboten, der mir einen Geldbrief einhändigte. Dieser Brief enthielt die Summe von zehntausend Mark, die ich mir von meinem Banquier hatte schicken lassen. In Gegenwart des Beamten öffnete ich das Couvert und zählte das Geld nach, es waren zehn Tausendmark-Scheine. Ich legte die Scheine wieder in das Couvert zurück und steckte dieses in die innere rechte Brusttasche meines Paletots. Nach einigen Minuten, ohne daß ich inzwischen mit einem anderen Menschen in Berührung gekommen wäre, betrat ich Ihre Wohnung. Das Mädchen sagte mir, daß Sie, gnädige Frau, Besuch annähmen. Ich zog meinen Paletot aus und legte ihn auf den im Entree Ihrer Wohnung stehenden Tisch, und zwar so, wie ich mich ganz genau entsinne, daß das Futter nach außen zeigte. Das Couvert ließ ich in der Tasche stecken. Nach Beendigung meiner Visite, die sich ja lange ausdehnte, zog ich meinen Paletot wieder an und begab mich, ohne vorher einen Laden oder eine Wohnung betreten zu haben, nach Haus. Hier angekommen, nahm ich das Couvert aus der Paletot-Tasche, um das Geld in meinen Schreibtisch zu schließen. Ich nahm die Scheine einzeln in die Hand, um mir, wie ich es stets zu thun pflege, die Nummern zu notiren, und hierbei machte ich die Entdeckung, daß mir drei Tausendmark-Scheine fehlten. Ich zählte wieder und immer wieder, ich durchsuchte meinen Paletot; in dem Glauben, das Geld sei vielleicht auf die Erde gefallen, durchstöberte ich mein ganzes Wohnzimmer, ich ging den Weg bis zu dem Garderoben-Ständer, an dem ich den Ueberzieher aufgehängt und wo ich das Couvert aus der Tasche genommen hatte, zurück. Ich zündete mir eine Lampe an und forschte auf jedem Treppenabsatz, unter dem Läufer, in den Ecken. Alles war vergebens, in meiner Wohnung konnte das Geld nicht sein, ich hätte es finden müssen.

Nun überlegte ich mir, wo ich den Brief erhalten, wo ich es verloren haben könnte, aber ein Verlust des Geldes scheint mir überhaupt völlig ausgeschlossen.

Nur eine einzige Lösung des Räthsels bleibt übrig. Das Geld muß gestohlen sein; und es konnte mir nur entwendet werden in der Zeit, da ich den Paletot aus den Händen gelegt hatte. Dies aber, meine gnädige Frau, ist nur hier in Ihrer Wohnung geschehen, hier lag mein Mantel fast zwei Stunden hindurch auf dem Tisch im Entree, hier nur kann es mir genommen sein."

Verzweifelt rang die alte Dame die Hände: „Was Sie mir da sagen, Herr von Kettberg, klingt so klar und überzeugend, daß daran zu zweifeln thöricht ist, und dennoch kann und will ich es nicht glauben, daß Sie bestohlen worden sind. Sie sagen, Sie haben überall gesucht, allein vergebens. Ach, Bester, ich möchte Ihnen den Ausspruch eines der gewiegtesten Pariser Criminal-Beamten sagen, der da lautet: ‚Was man sucht, findet man selten gleich, oft nie, weil man es überall vermuthet, nur nicht da, wo es ist.' Das klingt so einfach, fast albern, und doch ist es wahr. In seinen Memoiren, die ich vor einiger Zeit las, erzählt er verschiedene Beispiele, die die Wahrheit seines Wortes beweisen sollen. Bei einer Haussuchung, die er persönlich leitete, wurde nach mehreren entwendeten Banknoten geforscht. Alles wurde durchsucht, der ganze Ofen auseinander genommen, die Betten und Matratzen zerschnitten, nirgends war etwas zu finden. Durch einen Zufall wurden die Scheine endlich doch entdeckt: als einer der Beamten versehentlich die Tischdecke herunterwarf, fiel die Zeitung, die auf dem Tische gelegen hatte, zu Boden, und aus der Zeitung flatterten die Scheine. Die Verbrecher sagen, das einfachste Versteck ist das verborgenste. Natürlich erfordert es eine große Gewandtheit, das Einfachste zu finden, — haben Sie nicht schon tausendmal gehört, daß jemand seine Brille an allen



Am Strande von Scheveningen. Nach dem Gemälde von H. Petersen-Angeln.

Orten der Welt vergebens sucht, bis er sie schließlich auf seiner Nase wiederfindet? An alle Schlupfwinkel denkt man nur nicht an den natürlichsten, und so werden, so müssen auch Sie Ihr Geld wiederfinden."

Aber ungläubig schüttelte er statt jeder Antwort nur den Kopf, und erregt fuhr die alte Dame fort: „Es ist unmöglich, daß die Scheine Ihnen hier gestohlen sein können. Die Entreethür, die zu meiner Etage führt, ist stets verschlossen, nur von innen kann sie geöffnet werden, niemand kann die Etage betreten, ohne daß er vom Dienstmädchen bemerkt wird. Bettler kommen nicht zu mir, weil sie wissen, daß ich nichts habe, — die Leute, die mich aufsuchen, sind Lieferanten und liebe Gäste. Die ersteren sind nicht eine Secunde allein, das Mädchen nimmt ihnen die Waren an der Thür ab, und daß der alte Geheimrath, der zu mir kam, solange Sie noch bei mir waren, der Dieb ist, glauben Sie doch wohl selbst nicht."

Mit diesem kleinen Scherz suchte die Frau Doctor ihre innere Unruhe zu verscheuchen und auch den Legations-Secretair von der Grundlosigkeit seiner Vermuthungen zu überzeugen.

Aber das feine Lächeln, das den Mund der alten Dame umspielte, als sie sich den ehrwürdigen Geheimrath als Dieb dachte, fand auf dem Gesicht ihres Gastes keinen Widerschein.

„Gnädige Frau," begann er abermals, „ich würde nicht gewagt haben, Ihnen von dem Diebstahl zu sprechen, wenn sich mein Verdacht nicht auf eine bestimmte Person lenkte."

„Und die wäre?" fragte die Greisin hastig, während ihre Hände vor Erregung zitterten.

„Die einzige, die es überhaupt gewesen sein kann, — Ihr Dienstmädchen, gnädige Frau."

Erleichtert athmete die alte Dame auf: „Meine Dora, Herr von Kettberg? Für die stehe ich ein wie für mich selbst, seit vierzehn Jahren ist sie bei mir im Haus, sie ist treu und ehrlich wie nur eine, — nein, nein, die ist es nicht."

„Und dennoch halte ich meinen Verdacht aufrecht," gab er zurück. „Bedenken Sie selbst, gnädige Frau: der Tisch, auf dem der Paletot lag, steht der Küchenthür unmittelbar gegenüber, die Entfernung beträgt kaum drei Schritt. Von der Küche aus hat das Mädchen den Mantel liegen sehen, vielleicht hat aus der Brusttasche des Rockes eine Ecke des Couverts herausgeragt, sie ist neugierig geworden und hat den Brief herausgezogen. Sie fand die zehn Scheine und dachte sich: Nimm, was du so leicht nie wieder erlangen kannst. Wer will hinterher mit Bestimmtheit sagen, daß gerade zehn Scheine

Der verlorene Sohn. Nach dem Gemälde von B. Vautier.

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

in dem Umschlag waren, wenn auch auf dem Couvert die Zahl bemerkt ist? Ob drei Scheine mehr oder weniger drinnen liegen, ist im ersten Augenblick nicht zu sehen, und wenn der Verlust des Geldes hinterher bemerkt wird, — wer will da mit Sicherheit behaupten, daß die Summe hier verschwunden ist, gerade hier fortgekommen sein muß?

Eine Ueberraschung brauchte das Mädchen, da Sie, meine gnädige Frau, so liebenswürdig waren, mich zum Frühstück einzuladen, nicht zu fürchten. Nachdem die Speisen in das Zimmer getragen waren, konnte sie mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß ich Sie vorläufig nicht verlassen würde, — sie hatte also Zeit und Muße vollauf, die zu benutzen sie nicht versäumt hat."

„Nein, nein, Sie irren sich ganz gewiß, Herr von Kettberg," sprach die Hausfrau, während sich von neuem Angst und Entsetzen auf ihrem Gesicht ausprägten, „es ist unmöglich, was Sie mir da sagen, — aber wenn es dennoch wäre, wenn ich mich so in ihr getäuscht hätte! ‚So Mancher wird mit Ehren begraben, der als Lump gelebt hat,' lautet ein altes Wort. Aber nein, vierzehn Jahre mit einem Wesen unter demselben Dach, und sich so zu täuschen, nein, so viel Schlechtigkeit giebt es selbst in unserer Zeit nicht."

„Und wenn es dennoch wäre?" fragte er.

„Aber es ist nicht so, Sie ungläubigster aller Menschen," entgegnete sie, „doch ich will Ihnen etwas sagen, rufen Sie das Mädchen herein und fragen Sie sie selbst in meiner Gegenwart."

„Glauben Sie nicht, gnädige Frau," unterbrach er sie, „daß es rathsam wäre, sich an die Polizei zu wenden, daß eine Haussuchung —"

Da aber fuhr die alte Dame in die Höhe: „Das wollten Sie mir anthun, Herr von Kettberg?" Dann aber, sich gleich wieder besinnend, setzte sie hinzu: „Verzeihen Sie mir, Sie haben ja zu fordern, und ich muß alles thun, was in meinen Kräften steht, um Ihnen wieder zu Ihrem Eigenthum zu verhelfen. Thun Sie, was Sie für nöthig erachten; vorher aber, ich bitte darum, lassen Sie mich mit dem Mädchen sprechen, — ich verspreche Ihnen, daß sie die Wohnung nicht verlassen soll, bevor die Polizei hier nicht alles durchsucht hat."

Sie drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel, und gleich darauf trat das Mädchen in das Zimmer.

„Dora," sprach die Frau Doctor, „dem Herrn Legations-Secretair ist heute Morgen, während er bei mir war, eine Summe Geldes aus seinem Paletot gestohlen worden, — Dora, ich frage Sie bei allem, was Ihnen heilig ist, haben Sie das Geld genommen?"

„Nein, Frau Doctor."

„Dora," fragte die alte Dame noch einmal, „wir sind alle Menschen und können irren und fehlen. An jeden von uns tritt die Versuchung in dieser oder jener Gestalt heran, und nicht immer reichen unsere Kräfte aus, um zu widerstehen. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Haben Sie es gethan, so sagen Sie es, — ich will Sie beklagen, aber nicht verdammen, und auch Herr von Kettberg wird auf meine Bitte, dessen bin ich sicher, von einer Strafanzeige absehen."

Zustimmend verneigte sich dieser: „Selbstverständlich, gnädige Frau."

„Nein, Frau Doctor," erklang da Dora's Stimme. Nur ein „nein," keine weitschweifige Entschuldigung oder Unschuldsbetheuerung, die nur zu oft die Schuld zu verbergen sucht.

Des Mädchens Stimme erklang so ruhig und sicher, ihre Augen blickten so offen und klar, die Farbe ihrer Wangen hatte sich so wenig verändert, daß Kettberg es instinctiv empfand: sie ist nicht schuldig.

„Ich wußte es ja," sprach die alte Dame, „daß Sie es nicht gethan haben, — wir, Herr von Kettberg und ich, sind nun davon überzeugt, — aber vor den anderen Menschen und den Richtern bleibt dennoch der Verdacht auf Ihnen ruhen, bis es gelungen ist, den Schuldigen zu ermitteln. Dora, wissen Sie, wer das Geld genommen hat?"

„Nein, Frau Doctor."

„Meine gnädige Frau," sprach Herr von Kettberg, „gestatten Sie, daß ich das Mädchen frage?" Und als die Hausfrau ihm ein freundliches „Ich bitte" zugerufen hatte, fuhr er fort:

„Sie müssen es gesehen haben, wer das Geld nahm. Niemand kann, ohne von Ihnen bemerkt zu werden, die Etage betreten. Die Etagen-Thür ist stets verschlossen, aber selbst den unwahrscheinlichen Fall angenommen, daß die Thür unverschlossen gewesen wäre und daß sich jemand heimlich auf den Corridor geschlichen hätte, so mußten Sie ihn dennoch sehen, denn in der Küchenthür sind große Glasscheiben. Sie werden mir entgegnen, daß Sie der Thür den Rücken zugedreht hätten, — das mag sein, aber dennoch mußten Sie bemerken, wer die Etage betrat, denn der Spiegel, der, wie ich vorhin sah, in der Küche am Fenster, den Glasscheiben der Küchenthür gerade gegenüber hängt, wirft jedes Bild zurück. Und deshalb frage ich Sie noch einmal: wissen Sie, wer das Geld genommen hat?"

Jeder Blutstropfen war aus dem Gesicht des Mädchens gewichen, ihre Wangen waren blaß, ihre Gestalt zitterte. Einen flehenden Blick warf sie ihrer Herrin zu, einen Blick, der da zu sagen schien: „Schütze mich vor diesem Menschen, der mit seiner Logik unerbittlich ist, der mich zwingen will, zu sagen, was ich doch nicht sagen kann."

„Herr von Kettberg," sprach die Dame des Hauses, „dürfte ich Sie vielleicht bitten, mich einen Augenblick mit dem Mädchen allein zu lassen und so lange in das Zimmer nebenan zu gehen? Ich glaube, wir werden dann schneller zu einem Resultat kommen."

Er willfahrte ihrem Wunsche, und in dem Glauben, sich längere Zeit gedulden zu müssen, ließ er sich auf einen Stuhl nieder und blätterte in den Zeitungen und Journalen, die auf dem Tisch herumlagen.

Da hörte er plötzlich aus dem Nebenzimmer einen Schrei, halblaut, als wenn man versucht hätte, ihn ganz zu unterdrücken, — aber dennoch so klagend, so todestraurig, daß es ihm das Herz zerriß und er, von Angst getrieben, von seinem Sitz aufsprang und in das Nebenzimmer eilte.

Und da saß die alte Frau Doctor mit weitgeöffneten, starren Augen, ein Bild des Schreckens und des Jammers, zitternd und bebend wie Espenlaub. Und ihm war, als sei das gütige, liebevolle Gesicht der Hausfrau plötzlich um Jahre gealtert und als habe es einen ganz fremden Ausdruck angenommen. Dora war um ihre Herrin beschäftigt, und als sie den Eintretenden gewahrte, der bestürzt hinzueilen wollte, winkte sie ihm, sich wieder zurückzuziehen. Wohl eine halbe Stunde verging, er hörte das leise Aechzen und Stöhnen der alten Dame, ihre Rufe: „Mein Gott, mein Gott," die wie eine Anklage gegen den Allmächtigen klangen, dann ward es stiller und stiller, und endlich, für ihn nach einer Ewigkeit, öffnete das Mädchen die Thür und bat ihn, hereinzukommen.

Mit einer, in Rücksicht auf das hohe Alter fast unglaublichen Geschwindigkeit hatte sich die Greisin wieder erholt, und nichts verrieth mehr die ungeheure Erregung, in der sie sich noch vor kurzem befunden haben mußte. Leise und geräuschlos verließ Dora das Zimmer, nicht ohne vorher dem Besucher noch einen fast flehenden Blick zugeworfen zu haben, dann befand sich Herr von Kettberg mit der Herrin des Hauses allein.

Eine Todtenstille herrschte in dem Zimmer: er hatte nicht den Muth zu fragen, was sie so bewegt, so erschrocken habe. Er durfte nicht verrathen, daß er sie in ihrer Schwäche gesehen, und die alte Dame suchte vergebens nach Worten.

„Mein lieber Herr von Kettberg," sagte sie endlich mit einer Stimme, deren Zittern und Beben sie nicht zu verbergen vermochte, „ich habe mir von meinem Mädchen alle Personen nennen lassen, die, so lange Sie heute Morgen bei mir waren, die Etage betreten haben, es sind alles Leute, für deren Ehrlichkeit ich noch vor wenigen Minuten mich verbürgen zu können glaubte. Auf einmal lenkt sich der Verdacht der Thäterschaft auf einen, dem ich es am allerwenigsten zugetraut hätte. Verlangen Sie nicht von mir, seinen Namen zu nennen, — glauben Sie mir, daß ich noch heute versuchen will, ein Geständniß von ihm zu erlangen. Leugnet er aber auch mir gegenüber, dann werde ich Ihnen aus meinen Mitteln den Betrag zurückerstatten, denn ich will nicht, daß einer meiner Gäste in meinem Hause pecuniären Schaden erlitte."

Abwehrend erhob Herr von Kettberg die Hände: „Nie und nimmer, gnädige Frau, würde ich solches Opfer von Ihnen annehmen, Sie dadurch gewissermaßen verantwortlich machen für die Handlungen der Leute, die in Ihrem Hause ein- und ausgehen. Ich weiß, Sie sind die Güte selbst, und ginge es nach Ihrem Herzen, so würde es keine Gefängnisse und Zuchthäuser mehr geben. Mit Ihrer sanften, milden Stimme würden Sie jeden Verbrecher bitten, auf den Pfad der Tugend zurückzukehren, und wären überzeugt, daß er es auch thäte. Dennoch aber, gnädige Frau, glaube ich, daß Sie in diesem Falle gut thäten, den Menschen dem Gericht zu übergeben. Wie sollten Sie, gnädige Frau, dazu kommen, für seine Schuld zu büßen?"

Er sah, wie die alte Dame bei seinen Worten zusammenschauderte, wie von neuem eine fahle Bläße ihr Gesicht überzog.

„Sprechen Sie, bitte, nicht von den Gerichten," sprach sie, „mich schaudert's, wenn ich an die Gefängnisse denke. Möchten Sie, so lange Sie es noch irgend verhindern können, dazu Veranlassung geben, daß jemand, wenn auch nur für Monate oder Jahre, hinter den Kerkermauern sitzt? Ich nicht, — ich selbst hätte keine ruhige Minute mehr."

„Aber meine gnädige Frau," bat er, „wohin sollte das führen, wenn wir nur unser Herz sprechen ließen? Wer Schuld auf sich lädt, muß sie büßen."

„Gewiß," gab sie zurück, „jegliche Schuld findet ihre Buße und Strafe, wenn auch nur in der Angst und Beklemmung des eigenen Herzens. Glauben Sie, daß derjenige, der Ihnen das Geld nahm, auch nur eine Secunde seines Besitzes froh wird, daß er nicht schon längst bereut, es genommen zu haben?"

„Macht ihn das weniger strafbar?"

„Gewiß," antwortete sie, „wer bereut, dem wird vergeben werden, so lehret uns die Schrift."

„Im Jenseits ja, — aber hier auf Erden bleibt er dennoch strafbar," versetzte er, „und abermals rathe ich Ihnen, lassen Sie dieses Mal die Stimme Ihres Herzens schweigen, — Sie schenken Ihr Mitleid einem Unwürdigen, denn wer da stiehlt, ist ein Lump."

Sie taumelte zurück bei diesem Wort, als habe sie einen Schlag ins Gesicht erhalten, dunkelroth färbten sich ihre Wangen, und wieder sprach sie vor sich hin: „Mein Gott, o mein Gott."

Aber gleich richtete sie sich wieder auf: „Nehmen Sie dieses entsetzliche Wort zurück, ich bitte, ich flehe Sie an, — vergeben Sie, wie auch Sie dereinst auf Vergebung hoffen. Wer weiß, was den Unglücklichen zur That trieb, — glücklich derjenige, der von sich sagen kann, ich bin nie einer Versuchung unterlegen, — nehmen Sie das Wort zurück."

Ihre alten, zitternden Hände hatte sie ihm gefaltet entgegengestreckt, und aus ihren treuen Augen sprach eine solche Angst und Verzweiflung, daß er sich beeilte, ihren Wunsch zu erfüllen.

Aber er stand vor einem Räthsel, das er nicht zu erklären vermochte, nach dessen Lösung er vergebens suchte. Was bewog sie, die die Treue und Wahrheit selbst war, die jede Falschheit und jede Lüge haßte, so für einen Ehrlosen einzutreten? Wie konnte ihr das Schicksal eines Unwürdigen so zu Herzen gehen, daß sie das beleidigende Wort empfand, als wäre es ihr selbst zugerufen worden? Wie konnte sie für den Fremden bitten, als bäte sie für sich selbst?

Da erklang auf der Vorflur die Glocke, und gleich darauf hörte er eine Stimme fragen: „Ist Frau Doctor zu Hause?"

Herr von Kettberg erhob sich: „Sie bekommen Besuch, gnädige Frau, ich will Sie nicht länger stören. Sie werden so liebenswürdig sein, mir von dem Ergebniß Ihrer Nachforschungen Nachricht zu geben."

Doch die, zu der er sprach, hörte ihn nicht, — ohnmächtig, mit geschlossenen Augen war sie zurückgefallen, den Ausdruck tödtlichster Angst und tödtlichsten Schreckens auf ihren Zügen.

Einen Augenblick stand er wie erstarrt da, dann stürzte er hinaus, um das Mädchen zu rufen, und stieß in der Thür mit dem Besucher zusammmen, — dem ältesten Enkel der alten Frau Doctor, einen jungen Studenten der Chemie.

„Ihre Frau Großmutter ist soeben von einer Ohnmacht befallen worden, — eilen Sie sofort zum Arzt," rief er ihm zu.

Der aber taumelte, als er Herrn von Kettberg's ansichtig wurde, zurück, als sei ein Todter aus der Gruft vor ihm aufgestanden. Bleich, mit fahlen Wangen lehnte er sich gegen die Mauer, der Schweiß perlte auf seiner Stirn, die ganze Gestalt zitterte, und nur mühsam hielt er sich aufrecht.

Und plötzlich, ehe Herr von Kettberg es verhindern konnte, war der junge Mensch vor ihm auf die Kniee niedergefallen und murmelte unverständliche Worte vor sich hin.

Da drängte sich Herrn von Kettberg die Erkenntniß so jäh und plötzlich auf, daß er im ersten Augenblick sich dagegen zu wehren versuchte.

„Arme, arme Frau," sprach er vor sich hin, „nun verstehe ich alles, — wie mußt Du bei meinen Worten gelitten haben!"

So sehr war er erschüttert, daß er kaum auf die Worte des vor ihm Knieenden achtete, der in fliegender Hast, da er bei dem Anblick des Herrn von Kettberg eine Entdeckung seines Vergehens als sicher annahm, ein reuiges Bekenntniß seiner Schuld ablegte: Von seinen Gläubigern gedrängt, habe er gestern im Spiel sein Glück versucht, — er hatte verloren, — dreitausend Mark, — zahlbar auf Ehrenwort in vierundzwanzig Stunden. Er sei der Verzweiflung, dem Selbstmord nahe gewesen, — er hätte keinen Ausweg, keine Hülfe gewußt aus der schrecklichen Lage, in der er sich befunden, galt es doch, vor der Welt seine Ehre zu retten. Da habe er heute Morgen, als er gekommen sei, um seine Großmutter zu besuchen, den Geldbrief in der Paletot-Tasche gesehen, er habe die Hand ausgestreckt nach fremdem Gut und sein verpfändetes Ehrenwort eingelöst.

Und die Reue, die Selbstanklage und Verzweiflung, die aus den Worten des jungen Menschen sprachen, rührten das Herz des Herrn von Kettberg und ließen ihn der Worte gedenken, die vorhin die alte Frau Doctor zu ihm gesprochen hatte: „Vergeben Sie, wie auch Sie dereinst auf Vergebung hoffen. Glücklich derjenige, der von sich sagen kann, ich bin nie einer Versuchung unterlegen."

Er beugte sich hinab und hob den noch immer Knieenden auf: „Ungeschehen machen läßt sich keine That, — aber man kann sie vergessen machen. Das sei Ihre Aufgabe, Ihre Buße, die ich von Ihnen verlange. Aber noch etwas anderes fordere ich von Ihnen: Keinem Menschen gegenüber dürfen Sie je Ihre Schuld bekennen, selbst Ihre Frau Großmutter darf nie etwas erfahren! Sie müssen leugnen bis zum letzten Augenblick, und selbst wenn Sie gefragt werden auf Ehre und Gewissen, dürfen Sie die Wahrheit nicht bekennen. Der Himmel wird es Ihnen dereinst verzeihen, daß Sie durch eine Lüge das Leben Ihrer Verwandten erhalten haben, denn die alte Dame würde sterben, wenn sie je die Wahrheit erführe. Ich weiß, wie gerade Sie von ihr geliebt werden, wie sie bei Ihnen in den goldenen Kelch sieht.

Ich höre die Schritte des Mädchens, eilen Sie zum Arzt, bevor man uns hier zusammenfindet, — das Weitere lassen Sie meine Sorge sein."

Er drängte den jungen Menschen, der dankerfüllten Herzens ihm die Hände zu küssen versuchte, zur Thür hinaus und entnahm dann seinem Portefeuille drei Tausendmark-Scheine und warf sie auf den Fußboden des Corridors, sodaß es aussah, als wären sie vom Tisch herabgefallen, halb offen, halb versteckt, sodaß sie nicht gleich ins Auge fielen und doch beim Suchen gefunden werden mußten.

Dann eilte er nach Haus, und dort angekommen schrieb er mit fliegender Hand:

„Meine sehr verehrte, gnädige Frau!

Ich beeile mich, Ihnen zu wiederholen, was ich schon vorhin persönlich zu Ihnen sagte: Hätte ich geahnt, daß meine Worte Sie so erregen würden, so wäre nie und nimmer mehr eine Silbe über den Verlust über meine Lippen gekommen. Sie herzlichst um Verzeihung zu bitten für die Unruhe und Erregung, die ich Ihnen bereitet, ist der Zweck dieser Zeilen.

Und dann noch eins, obgleich ich weiß, daß es vergeblich sein wird, wie auch soeben eine erneute Durchforschung meiner Wohnung abermals vergeblich war. Soeben fällt mir ein, daß ich Ihnen davon sprach, daß ich alles durchsucht hätte, wo nach meiner Meinung das Geld sein kann, und dennoch habe ich eins vergessen: Ihre Wohnung. Vielleicht beauftragen Sie das Mädchen, auch dort einmal auf das Genaueste nachzusehen.

Ich halte, wie gesagt, einen Verlust für undenkbar und halte die Vermuthung eines Diebstahls mit Entschiedenheit aufrecht. Ich rathe Ihnen nochmals, gnädige Frau, der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen.

In Verehrung und Ergebenheit bin ich stets

Ihr gehorsamster
von Kettberg."

Dann siegelte er das Couvert, und inbrünstig beteten seine Lippen: „Vater im Himmel, hab' Erbarmen und laß meine List gelingen, — nimm ihr nicht noch so spät am Abend ihres Lebens die Freude an dem Enkelkind, das sie abgöttisch liebt! Laß gelingen, was ich ersehne, — laß sie glauben, daß das Geld, das sie finden werden, wirklich das verlorene, daß ihr Enkel kein Verbrecher ist." —

Nachdruck verboten.

Zur Kinderbekleidungs-Frage.

Von Sanitätsrath Dr. W. Noeldechen.

Irgendwo und -wann hörte ich einmal erzählen: In einem königlichen Hause sei es Brauch gewesen, den kleinen Prinzen und Prinzessinnen bei der Taufe ein eigens dazu angefertigtes Krönchen aufs Haupt zu setzen; man habe diese Sitte erst aufgegeben, als einem Täufling bei dieser Ceremonie das Genick gebrochen wäre.

Ins Fabelreich werden wir wohl getrost dieses Geschichtchen verabschieden können; aber es kommt mir jedesmal wieder in den Sinn, wenn ich gelegentlich in meinem Erinnerungskästchen, das der Schublade des alten Pastor Behrens aus Reuter's Stromtid etwas ähnelt, nachdenklich herumkrame, und wenn dabei mein Auge auf ein rechtes Prachtstück, auf mein höchsteigenes Taufmützchen fällt. Meine gute Mutter übergab es mir, als ich schon ein eigenes Kind, ihr erstes Enkelkind, wollte taufen lassen. Das gehäkelte und mit allerlei Spitzenwerk verzierte Dingelchen ist mit himmelblauen Perlen so dicht bepflastert, daß man es an Härte, Haltbarkeit und Schwere mit der Sturmhaube eines Ritterknappen vergleichen kann. Sollte ich, was unwahrscheinlich und mir jedenfalls nicht erinnerlich, dieses Prunkstück länger getragen haben, dann könnte es mich nicht wundern, wenn ich jetzt nach mehr als einem halben Jahrhundert noch Kopfschmerzen davon verspürte. Von derartigen Kopfzierden der Säuglinge ist man jetzt mit gutem Recht gründlich abgekommen; kein Körpertheil bedarf mehr der freien Hautausdünstung, als der im Wachsen und Sichfestigen begriffene Kopf des Kindes.

Dafür wird ein anderes ehrwürdiges Säuglingsstück, das

Steckkissen, darin das geschnürte Würmchen sich wie ein gerollter Kalbsnierenbraten ausnimmt, noch gar zu lange beibehalten. Wie oft habe ich Müttern schon den Rath gegeben, besagten Wulst mehrfach am Tage zu lockern, den Kindern Luft zu geben, selbst auf die Gefahr hin, daß sie einmal bloßgestrampelt daliegen! Gar nicht selten ist dieses geliebte Steckkissen nur ein Ruhekissen für die Bequemlichkeit der Mutter; ist das Ding kostbar gestickt und bespitzt, mag wohl auch die liebe, verzeihliche Eitelkeit ein Wort mitreden. —

Nicht wahr? Wir holen heute bei der Kinderbekleidungs-Frage weit und gründlich mit den ersten Athemzügen aus und sind dabei in der Schreibweise von etwas rauher, nörgelnder, schier gröblicher Art gegen würdige Mütter! Nun, — betreffs der Ueber-Ausführlichkeit keine Sorge! wir überschlagen später gern ein paar Jahre; und mit der Derbheit? — ja, — bei solchem auf Menschenglück und Kinderwohlfahrt abzielenden Schreibewerke geht es wahr und wahrhaftig nicht ganz ohne Zanken und Zetern.

Bei den Säuglingen, den Einjährigen und aufwärts bis zur ersten Gangbarkeit wollen wir der Wiege und des Kinderwagens nicht vergessen. Die Wiege, ein für die Lyrik geradezu unentbehrliches Stück, zeichnet sich vor einem Bettchen nur dadurch aus, daß die Kinder leichter herausfallen und ein gut Theil anspruchsvoller und quarriger aufwachsen. Man lasse ein Kind ruhig und tüchtig sich ungeschaukelt ausschreien, eine rechte Mutter wird Eigensinn, Hunger und Krankheit schon zu scheiden wissen. Das Einlullen mit Wiegenliedern ist anstrengend, und der monotone Gesang, bis ins dritte Zimmer hörbar, selbst bei Erstgeborenen nicht immer erfreulich. Dabei will ich nicht einmal so ängstlich wie einige Kollegen sein, die das Gehirn des Gewiegten durch die schaukelnde Bewegung in Gefahr kommen lassen; weder Schaukel-Politik noch gewöhnliche Confusion stammen aus der Wiege. Ein gleichfalls sehr ängstlicher Jünger Aeskulap's hat auch beim Kinderwagen eine Gefahr für das Gehirn der Gefahrenen darin finden wollen, daß das kleine Kerlchen bei den meisten Wagen-Konstructionen immer eigentlich rückwärts vorwärts kommt. Unnöthige Sorge! Durch Rückwärtsfahren im Kinderwagen ist noch niemand an späteren Fortschritten gehindert. Dahingegen soll auf die Schutzdecke des Wägelchens Acht gegeben werden; da ist eine Häkelarbeit, auch ein Stück Fries oder Flanell am Platze, nicht aber die patentierte, weißglänzende Lackdecke von einem Gummistoff; denn der Glanzlack ist meist nicht frei von einem Bleipräparat, und der Gummi beginnt trotz aller gegentheiligen Betheuerungen der erzeugenden Firma im Sommer allmählich zu riechen. —

Ob die Schutzgardinen gegen zu grelles Licht für den Kinderwagen besser aus grünem oder aus blauem Stoffe bestehen, mögen die Augen-Specialisten unter einander ausmachen; ich messe der unterschiedlichen Sache keinen erheblichen Werth bei. Die alten Griechen haben die beiden Farben nicht einmal verschieden benannt, und sie sind doch wohl nicht durchweg farbenblind gewesen. — — —

Wenn im Laufe der Zeit, im natürlichen Gange der Familiengeschichte, in einem Hause ein Kind nach dem anderen sich eingestellt hat, trifft der Arzt, der zu den Zahnbeschwerden des Nesthäkchens gerufen ist, letzteres oft in dem als Bettchen benutzten Kinderwagen an. Mangel an Raum, eine sonst weise, hier übel angebrachte Sparsamkeit mögen bei dieser Anpassung mitsprechen. Gesund ist das nicht, denn, wenn ein Kind Tag und Nacht in derselben Unterkunft ruht, fehlt der Lagerstätte die nöthige Ausdünstung. In demselben Sinne warne ich stets bei Kindern und Erwachsenen vor den modernen, seinen Ueberdecken der Betten; sie mögen gefällig aussehen, aber ein gesundes Bett soll bei Tage aufgedeckt dastehen und damit gelüftet werden. — (Die zierlichen Ueberhandtücher gehören auch zur Ueberkultur und stehen bei mir in gleicher Verdammniß; ein Handtuch muß trocknen und nicht wie das verschleierte Bild von Sais behandelt werden.) —

Zu dick gestopfte Kinderbetten habe ich sehr oft, zu dünn oder gar dürftig gestopfte selten angetroffen. Bei den Landleuten werden die Bettstücke zu einem Wulst, man kann fast sagen zu einer förmlichen Wurst vollgepfropft, darunter dann die Kinder nie gleichmäßig erwärmt werden können.

Wann das Baby zum Kinde wird, ist auf Woche und Monat eben so schwer zu bestimmen, als später der Uebergang ins Backfischalter und in die Flegeljahre. Bei alledem wird jeder sich ein leidliches Bild von einem rechten Jungen und Mädchen, Buben und Dirnlein, zu deren Umgebung und Umhüllung wir nun übergehen, leicht machen können. Meine Feder arbeitet heute hauptsächlich für Mütter, (Väter kommen hier mit Recht, wie leider mit Unrecht bisweilen überall! erst in zweiter Linie in Betracht) aber wohlverstanden: nur für richtige Mütter! Wer ganz ohne eigene Mitwirkung von einer Hausstütze in einem Confections-Geschäft die betreffenden Kinderartikel aussuchen läßt, lasse diesen Artikel ungelesen!

Unsere Buben werden heutzutage fast durchweg hübscher, geschmackvoller, zweckmäßiger gekleidet als vor fünfzig Jahren, — ausgenommen sei hierbei der lange Paletot, der fast in den Straßenschmutz reicht. Die kurze Jacke mit dem Matrosen-Klappkragen ist unzweifelhaft kleidsamer, als der einstige Kittel mit Schnur oder Ledergurt, auch mit den Kniehosen kann ich mich einverstanden erklären. Wenn ein kleiner Bursche von vier Jahren mit Strümpfen herumläuft, die nur einen Zoll den Schuhrand überragen, so kann man sich dergleichen im Sommer wohl gefallen lassen; die kleinen, rosenrothen Waden machen sich ganz niedlich, und Gelenk-Rheumatismus ist durchaus keine nothwendige Folge. Aber ein zehnjähriger, ebenso umherstorchender Schlingel ist schon nicht mehr schön. Die entsetzliche Sorge vor Blutstauungen und anderen schrecklichen Uebeln beim Gebrauch von einem Paar ordentlicher Strumpfbänder theile ich nicht. Daß Hosenträger den Brustkorb beklemmen und die Lunge bedrohen, daß der Leibgurt den Unterleib preßt und die freie Entwickelung der Leber hindert, kann man beides in Broschüren lesen, die von einseitigen Gesundheitslehrern verfaßt sind; noch grausiger werden alle solche gesundheitlichen Verwüstungen in den Reclame-Zetteln geschildert, die ein warnender Fabrikant in alle Welt schleudert. Wer Strumpfbänder, Tragbänder, Gurte für seine Kinder nach richtigem Maß und von gutem, brauchbarem Stoffe auswählt, sei ohne schwere Sorge und tröste sich damit, daß wir durch irgend welche Vorrichtung uns nothwendig die Kleider auf dem Leibe erhalten müssen.

Ob Schuh oder Stiefel? Die ersten Stiefel mit den blanken, handbreiten Lackstulpen pflegen für die Jungen einen mächtigen Reiz zu haben. Im übrigen richtet man sich nach der Geschicklichkeit des jugendlichen Trägers, die Schnürschuhe selbst anzulegen, oder nach dem Zeitmaß, das die Mutter oder ihre Vertreterin darauf verwenden kann.

Trotz meiner eigenen Vorliebe für Haus- und Morgenschuhe, — aus den Kinderschuhen bin ich leider schon eine recht geraume Zeit heraus, — muß ich liebevollen, nachsichtigen Müttern empfehlen, die süßen Kleinen, und zwar Männlein und Fräulein, recht knapp im Gebrauch dieser Fußbekleidung zu halten. Dafür spricht nicht nur die frühzeitige, nothwendige Erweckung des Ordnungssinnes, nein! der Fuß bleibt auch hübscher und wird nicht so breit getreten.

Mit unseren Mädchen, den kleinen, lustigen Hexen, ist die Sache nun schon schwieriger; im guten wie im bösen Sinne krümmt sich, was ein Häkchen werden will, bei Zeiten. Die Mitglieder der Frauenwelt, ergo auch die, welche später dazu gehören wollen, sollen einen ganz besonderen Werth auf ihren äußeren Menschen legen, sie sollen gefallen; ich gehe sogar noch weiter, sie sollen gefallen wollen! Nur, — eben in dem rechten Maße und in der richtigen Art und Weise, ohne unschöne Mittel! Eine schroffe Frontstellung gegen die Fürstin Mode, die ja bei der Kinderbekleidung auch ein Wörtchen mitzureden hat, liegt mir fern. Denn ich erkenne ihr einmal eine gewisse Berechtigung zu, zum anderen würde mein Wort verhallen, wie Wüstenpredigt. Wer rennte gegen Windmühlen an, nachdem es der tapferste Spanier vergeblich gethan? Also nicht wider ein bestimmtes Zeitalter, nicht wider eine bestimmte Mode werde ich mich ereifern. Freilich kann man sich über dieses oder jenes in der Bekleidung unserer lieben Gören als Arzt und Anatom kaum genug wundern. Die Taille ist z. B. ohne Frage eine ganz bestimmte Linie des Körpers; weshalb dieselbe früher bis fast unter die Hüfte herunterrutschen mußte, daß die Länge des Röckchens nur noch ein paar Spannen ausmachte, und weshalb jetzt wieder selbige Taille in die Gegend der Achselhöhle verlegt wird, ist eigentlich unerfindlich. Wenn zwanzig- und mehrjährige junge Damen in einer Quadrille dieses letztere, dem Babyhalter im Zuschnitt entlehnte Kostüm mit ellenlangen Röcken sich anthun, so betrachte ich solches selbst zur Carnevalszeit für eine herbe Geschmacksverirrung. So jung sollen sie nicht scheinen wollen. — — Vielleicht komme ich jetzt selbst mit einer anderen Geschmacksverirrung zu Tage, die von schlimmster Art ist, mit einer Geschmacksverirrung der Feder; aber ich weiß mir nicht recht anders zu helfen, da ich nicht weitere Kriegspfade beschreiten mag. Ich will nämlich ganz gegen meine Gewohnheit einen mindestens halb lehrhaften Ton anschlagen, und dabei sei es jeder Frau Mama überlassen, sich zu Nutz und Frommen für ihr Töchterlein das Einschlägige auszusuchen.

Ein Gewand wird um so wärmer, je schwerer der Stoff ist, daraus man es fertigt. Denn die Dicke des Stoffes, welche ihn zu einem schlechten Wärmeleiter, also zu gutem Schutz gegen Kälte macht, hängt von dem Gewichte wesentlich ab, — und umgekehrt. Beim Mantel, bei allen Ueberzieherstoffen kann der Gewichtsunterschied so viel ausmachen, daß der Mensch schon durch die größere Kraftanstrengung, mit der er das Gewicht tragen muß, beim Gehen wärmer werden muß. Man schwitzt beim Spazierengehen in Regen und Regenmantel ohne Schirm aus doppelten Gründen, der Mantel wird allmählich doppelt schwer, und die Nässe stopft ihm die Poren und hindert die Perspiration des Trägers. Aber nicht nur Schwere und Dicke, auch die Gewebsart und die Appretur spielen ihre Rolle. Ein poröses, schmiegsames Wollkleid ist leichter und behaglicher als ein starres, steifgestärktes Piqué-Kleid. Ferner die Machart, die eigentliche Arbeit des Schneiderkünstlers! Jedes Faltengewand ist an sich wärmer, als ein im schlichten Schnitt angepaßtes, der Stoff liegt eben doppelt. Dahingegen kann wieder ein etwas weiteres Kleid dem engeren gegenüber kühler sein, da es einer kleinen, ausgleichenden Luftschicht Spielraum gewährt.

Die Farbe darf nicht vergessen werden. Je heller, desto leichter! oder je dunkler, desto wärmer! Das ist unanfechtbar; schwarz verschluckt geradezu die Strahlen des Lichtes und der Wärme. In den Tropen trägt sich alles weiß. Man bepinselt gern mit weißer Kalkfarbe die Wände oder das Dach oberirdischer Eiskeller, damit der Inhalt sich besser halte; aber man streicht eine Holzwand, daran die Rebe sich emporranken soll, mit Theer an, auf daß der Wein gut kochen lerne. Selbstverständlich also tragen sich alle Kinder im Sommer heller als im Winter; überhaupt wird jeder die lustige Jugend von vorn herein lieber in lachenden, frischen Farben sehen, aber, — ich will den Punkt nur leicht streifen, um nicht gegen berechtigtes Zartgefühl zu verstoßen, — die hellen, frischen Kleider müssen eben wirklich frisch und frei von jeder zweifelhaften Trübung, frei von jedem Schmutze sein. Nichts ist unerträglicher und schließlich ungesunder, als ein muddeliges weißes Kleid.

Auf die Frage, ob ein Kind schon ein Corset tragen soll, brauche ich wohl nicht erst zu antworten. Ueber dieses Thema sind in der „Illustrirten Frauen-Zeitung" schon so viele Aufsätze veröffentlicht, daß ich neues darüber kaum zu sagen vermöchte. Ich will jedoch nicht versäumen, hier noch nachdrücklich auf die großen Vorzüge der vom „Verein für Verbesserung der Frauenkleidung" empfohlenen Reformkleidung hinzuweisen.

Zum Schluß unserer etwas aphoristischen Besprechung ein Kurzes über die berühmte Abhärtung, bei der ja die Bekleidungsart sehr wesentlich mitspricht. Man wäre bei völligem Schweigen ein Barbar gegen die Kinderwelt; wollte man überhaupt von der Frage nichts wissen, müßte man mit tauben Ohren durchs Leben gegangen sein. Grau ist alle Theorie, von niemand wird leichter und schwerer gesündigt, als von den waschechten Abhärtlern. Und ich bitte, den auf Erfahrung und Beobachtung aus der Praxis gestützten Ausspruch nicht zu verübeln, den Ausspruch, daß meistens Frauen, die einer bestimmten Richtung und Lehre einmal anhängen, leidenschaftlicher und zum Fanatismus geneigter als die Männer sind.

Kinder sollen auch in ihrer Tracht und durch dieselbe abgehärtet und nicht mit so und soviel Häuten zwiebelartig überzogen werden, ein paar Grad Kälte schaden im Winter so wenig, als ein Wind, als die gefürchtete Zugluft. Selbst ein Schnupfen sei mit in Kauf genommen! Aber ein verregnetes Würmchen stundenlang ohne jedes Umkleiden herumsitzen lassen, — diese Abhärtungs-Theorie würde vielleicht selbst in Wörrishofen beanstandet. Der Mensch gehört einmal nicht zu den Lurchen, die halb auf der Erde und halb im Wasser leben. Drum vor allem das rechte Maß auch hier, wie in allen Dingen!

Man erinnere sich an Rolands Knappen und sein Pferd! Der Vorsichtige wollte seinem Gaule, damit er allzeit kampf- und streitbereit sei und nicht zu viel Zeit mit dem Füttern versäume, das Fressen abgewöhnen. Fast hatte das geduldige Thier das Hungern vollständig erlernt, nur noch ein Tag fehlte, — — da starb es.

Wenn wir erst einen akademischen Lehrstuhl für den Stamm der Kinderbekleidungs-Frage und die dazu gehörigen Nebenäste besitzen, dann kommt sicher mehr Ordnung und System zu Tage, als in diesen losen, auf Anregung abzielenden Sätzen geschehen konnte. Ob sich das System schnell als recht heilsam erweist, das bleibt, mit Falstaff zu reden, eine wohl aufzuwerfende Frage.

Nachdruck verboten.

Liebesruhe.

Wie war ich erst so scheu und wild . . .
Und nun, so ganz Dir hingegeben,
Ist alle Unraft süß gestillt!

Ein Friedenshauch zieht durch mein Leben,
Wie über reifendem Gefild
Wohl schon die Ernteglocken schweben.

Anna Ritter.

Nachdruck verboten.

Neues aus dem Reich der Rose.

Von Max Hesdörffer.

In den letzten Jahren sind interessante neue Gewächse in großer Zahl gezüchtet und durch gärtnerische Firmen dem Handel übergeben worden. Unter diesen neuen Pflanzen, welche Züchtungen von hervorragender Schönheit aus den verschiedensten Pflanzengruppen umfassen, spielen wohl die Rosen eine hervorragende Rolle. Mit der Königin der Blumen haben die Züchter die weitaus größten Erfolge erzielt. In den wilden Arten, den Wild- oder Zaunrosen, mit den zwar anmuthigen, einfachen, aber nicht stolzen und auffälligen Blüthen, ist die Rose keineswegs eine Blumenkönigin, sondern ein bescheidener, stacheliger Strauch, der es nur bei einigen besonders schönen, wilden Arten verdienen würde, im Garten als Ziersträuch angepflanzt zu werden. In neuerer Zeit beginnt man auch, den Werth mancher Wildrosen schätzen zu lernen, sie hier und da in parkartigen Gärten vor Gehölzgruppen anzupflanzen, wo sie namentlich infolge ihres leichten Wuchses, auch zur Zeit des überreichen Flores, einen prächtigen Anblick gewähren.

Die gärtnerische Züchtungskunst hat die Rose zuerst zu einer wirklichen Blumenkönigin gemacht, indem sie aus der einfachen Blume die halb oder ganz gefüllte entstehen ließ. Bei vielen Gewächsen bedeutet freilich die Füllung der Blüthen, in welcher der Botaniker immer nur eine Verkrüppelung sieht, keine Vervollkommnung, da gefüllte Blumen thatsächlich nicht immer schön sind, doch nimmt wohl die Rose, was Schönheit anbelangt, unter allen Gartengewächsen mit gefüllten Blüthen den ersten Rang ein.

Obwohl die Rose seit Jahrhunderten die Lieblingsblume der verschiedensten Völker ist, war es erst dem scheidenden Jahrhundert, das man nicht mit Unrecht auch das Jahrhundert der Rosen genannt hat, vorbehalten, sie auf die höchste Stufe der voraussichtlich erreichbaren Vollkommenheit gebracht zu haben. Die Rose nimmt auch unter den sehr zur Variation hinneigenden Blüthen die erste Stelle ein, denn es sind von ihr nachweisbar in den Gärten über fünftausend verschiedene Sorten entstanden, die sich theils von einander durch Wuchs und Belaubung, vorzugsweise aber durch die Größe, die Füllung und Form der Blüthen auszeichnen, und dabei wechseln die Blüthen in der Färbung in den verschiedensten Nuancen der weißen, rothen und gelben Farbe. Schwarze und blaue Rosen existiren in Wirklichkeit nicht, sie waren bisher nur in der Phantasie einiger amerikanischer Reklame-Firmen vorhanden. Auch gestreift-blüthige Rosen sind äußerst selten, doch gelangten gerade in den letzten Jahren einige Züchtungen mit solchen Blüthen zur Einführung. Trotz der großen Fülle vorhandener Rosensorten arbeiten fortgesetzt die tüchtigen Züchter an der Vervollkommnung unserer Blumenkönigin. Während früher so ziemlich alle neuen Rosen aus Frankreich, Luxemburg, England und Amerika kamen, haben sich in den letzten Jahren auch deutsche Rosengärtner erfolgreich mit der Züchtung neuer Sorten befaßt. Es sind bei uns nicht nur Berufsgärtner, sondern auch vielfach Liebhaber, denen wir wirklich werthvolle neue Rosen verdanken.

Man kann annehmen, daß aus den Ländern, in welchen die Rosenzucht in Blüthe steht, Jahr für Jahr etwa einhundertfünfzig bis zweihundert neue Rosen in den Handel gelangen. Sie erzielen anfänglich enorme Preise, werden rasch aber von den verschiedenen Konkurrenz-Firmen in fieberhafter Eile vermehrt, sodaß die Preise rapid fallen und sich nur bei ganz hervorragenden Züchtungen nach zwei bis drei Jahren noch höher als für andere Sorten stellen. Wie überall, so muß man auch bei den neuen Rosen die Spreu vom Weizen trennen, denn unter den mit pomphafter Reklame angepriesenen Sorten befinden sich nicht nur alte Bekannte, an denen außer dem veränderten Namen nichts neues, sondern auch minderwerthige Züchtungen, von deren Bedeutung, der Züchter ausgenommen, kein Kenner zu überzeugen ist. Nur wenn einmal einem Züchter die Zucht einer ganz besonderen, sich durch Eigenart auszeichnenden Sorte gelingt, kann er ausnahmsweise reichen Gewinn damit erzielen. So ist das alleinige Verkaufsrecht der von einem englischen Liebhaber gezüchteten und seinen Namen tragenden Rose William Francis Bennet vor Jahren für fünftausend Dollar verkauft worden, eine Summe, die seither kein Rosenzüchter auch nur annähernd wieder aus einer neuen Sorte herauszuschlagen vermochte.

Bei der Entstehung neuer Rosen spricht gegenwärtig auch die Mode ein gewichtiges Wort mit. Für den Erfolg der letztjährigen Rosen-Neuheiten war wesentlich die veränderte Mode-

richtung in der Blumen-Bindekunst maßgebend. Zur Herstellung der jetzt bevorzugten Naturarbeiten gehören langstielige Blüthen. Die Züchter neuer Rosen machten es sich deshalb zur Aufgabe, Sorten auf den Markt zu bringen, die auf möglichst langen Stielen immer nur eine Blüthe tragen. Namentlich aus den Gruppen der großblühenden Rosen haben in den letzten Jahren nur Züchtungen Anerkennung gefunden, für welche obengenante Eigenschaft charakteristisch ist, während man von den zur Bepflanzung von Lauben und Veranden verwendeten Schlingrosen und von den für Blumengruppen bevorzugten Monats- und Polyantha-Rosen verlangt, daß sie die Blüthen in ganzen Büscheln bringen. Für den Werth neuer Rosensorten ist natürlich auch die Schönheit der Blüthen, ihre Haltung, die aufrecht sein soll, die reine und leuchtende Färbung, die Dankbarkeit im Wachsen und Blühen und die Widerstandsfähigkeit gegen Kälte und Pilzkrankheiten maßgebend. Rosensorten, die bei ungünstiger, namentlich regnerischer Witterung unvollkommene Blumen liefern, sind eben so wenig beliebt, wie Sorten, die schon zeitig im Herbste das Blühen einstellen.

Manche Züchter haben sich die Aufgab gestellt, gegen Frost widerstandsfähige Rosen zu züchten, doch boten leider die beiden letztverflossenen, überaus milden Winter keine Gelegenheit, Neuheiten nach dieser Richtung hin zu prüfen, da alle, auch die zartesten Rosen, diese Winter schutzlos gut überstehen konnten. So viel steht aber fest, daß es noch nicht ganz gelungen ist, von den edeln Sorten im deutschen Klima absolut winterharte Neuheiten zu züchten. Durch die Kreuzung zarter Edelrosen mit schönen, aber harten Wildrosen, ist man diesem Ziele indessen erheblich näher gerückt. Die meisten Erfolge in dieser Hinsicht verdanken wir einem Liebhaber, Dr. Müller, Weingarten i/Pfalz, der aus Kreuzungen mit einer schönen japanischen Wildrose, der Rosa rugosa, die sich durch schönes Laub und große, eingemacht köstlich schmeckende Hagebutten auszeichnet, recht schöne und zarte Gartenrosen hervorbrachte.

Manche schöne, neue Rosensorte entsteht ohne direktes Zuthun des Gärtners aus sogenannten Sporttrieben, durch Knospen-Variation, die wissenschaftlich noch nicht aufgeklärt ist. Wie es hier und da vorkommt, daß sich an einem grünblätterigen Strauch plötzlich ein Trieb mit bunten Blättern zeigt, so kann es auch bei Rosen vorkommen, daß sich ohne äußere Veranlassung Triebe entwickeln, die andersfarbige Blumen bringen. Erkennt der Besitzer rechtzeitig den Werth eines solchen Sporttriebes, so wird er diesen durch künstliche Vermehrung zu vervielfältigen suchen. So ist die allbekannte deutsche Rose „Kronprinzessin Viktoria" ein Sport der überall verbreiteten französischen Sorte „Souvenir de la Malmaison". Eine der interessantesten Sportrosen der letzten Jahre ist die weiße Maréchal-Niel. Sie entstand merkwürdiger Weise ziemlich gleichzeitig in verschiedenen Kulturen, sodaß sich häufige Streitereien um sie entspannen, da verschiedene Rosengärtner das ausschließliche Züchtungsrecht für sich in Anspruch nehmen wollten. Eine sehr interessante, neue Sportrose ist ferner die weiße „Maman Cochet"; sie ist amerikanischen Ursprungs und unterscheidet sich nur durch ihre weiße Färbung und die etwas geringere Blüthenfüllung von ihrer Stammmutter. Ihre schönen Blüthen haben absolut keinen Duft, sind aber trotzdem für die moderne Blumenbinderei sehr gesucht. Es ist wenig bekannt, daß es auch geruchlose Rosen giebt, wenn sie auch selten auftreten, und daß auch unter den wohlriechenden Sorten nicht der Duft aller gleichwerthig ist, da eine feine Nase bei den verschiedenen Sorten wesentliche Unterschiede herausfindet.

Wir haben schon oben angedeutet, daß neben den edeln Gartenrosen neuerdings auch schöne Wildrosen Beachtung finden. Mit diesen Wildrosen, von denen es gleichfalls einige hundert Arten giebt, haben die rankenden Rosen die Eigenthümlichkeit gemeinsam, nur einmal im Jahre zu blühen, dann aber in überreicher Fülle, während viele Gartenrosen remontiren, d. h. öfter blühen. Auch die Schlingrosen kommen gegenwärtig mehr in Aufnahme, denn da, wo man früher wilden Wein pflanzte, pflanzt man jetzt gern diese rankenden Sorten, die zur Blüthezeit einen entzückenden Anblick bieten und weithin die Luft mit köstlichem Wohlgeruch erfüllen. Die Schlingrosen eignen sich namentlich zur Bekleidung von Lauben, Laubengängen, kleinen Landhäusern, von Spalieren, Mauern und Zäunen, auch lassen sich mit ihnen prächtige Pyramiden und Festons bilden. Auf sehr hohe Wildstämme veredelt, liefern die rankenden Sorten die beliebten Trauerrosen, die man nicht nur mit Vorliebe auf Gräber pflanzt, sondern auch einzeln frei vor einer Gehölzgruppe im Rasen stehend, gern im Garten als eigenartige Schmuckpflanzen verwendet. Die Rankrosen blühen sehr früh, zeitiger selbst noch als die Monatsrosen. Vor wenigen Jahren wurde die Aufmerksamkeit der Gartenbesitzer durch eine aus Japan eingeführte rankende Sorte erregt, die den Namen Crimson Rambler führt. Diese prächtige Sorte ist eine Wildrose, die ihre karmoisinrothen Blüthen in stattlichen, traubenartigen Büscheln hervorbringt, sodaß die mit ihr bepflanzten Lauben zur Blüthezeit weithin feurig leuchten. Unter Verwendung dieser japanischen Rose sind in Deutschland schon verschiedene sehr interessante, rankende Sorten gezüchtet worden, darunter auch solche mit weißen Blüthen.

Auf der vorjährigen großen Hamburger Gartenbau-Ausstellung bot sich die schönste Gelegenheit, die neuen Rosen auf ihren Werth hin zu studiren. Diese und andere Ausstellungen haben aber auch manches gelehrt, was bei der Anpflanzung mehr beachtet werden müßte. Man sollte keinen so großen Werth auf die Erwerbung hoher Stämme legen, da niedrige Stämme von 80-100 cm Höhe viel empfehlenswerther sind. Sie zeigen die einzelnen Blüthen in voller Schönheit, da sie es gestatten, von oben herab auf die Krone zu blicken. Sehr hohe Stämme von $1^1/_2$-2 m Höhe und darüber sind nur für Trauerrosen angebracht. Bei der Anpflanzung von hochstämmigen Rosengruppen muß man darauf bedacht sein, die Stämme ihrer Höhe entsprechend zu pflanzen, die höheren kommen dann in die Mitte, die niederen an den Rand. Mehr als bisher sollte aber auch der Wuchs der Sorten Beachtung finden. Namentlich dürfen die sehr wüchsigen Sorten nicht zu Gruppen Verwendung finden, da ihre Kronen bald die Kronen der schwachwüchsigen Nachbarstämme überdecken und ersticken. Diese starktriebigen Sorten sind zumeist auch undankbare Blüher. Leider geben die Kataloge der Rosenzüchter über den Charakter des Wuchses der einzelnen Sorten keine Auskunft, sodaß es dem Liebhaber oft schwer fällt, geeignete Sortenwahl zu treffen. Es ist zu erhoffen, daß unsere Rosenzüchter in dieser Beziehung im Interesse der Gartenbesitzer bald wünschenswerthe Aenderungen eintreten lassen.

Maria Josepha, Herzogin in Bayern

Dr. Karl Theodor, Herzog in Bayern.

Photographie von Ad. Baumann's kgl. bayr. Hof-Photograph in München.

Nachdruck verboten.

Zur silbernen Hochzeit des Herzogs Dr. Karl Theodor und der Herzogin Maria Josepha in Bayern.

Von Alex Braun.

Weit über Bayern hinaus werden am 29. April dieses Jahres, dem Tage der silbernen Hochzeit des fürstlichen Arztes Dr. Karl Theodor und seiner Lebens- und Arbeitsgenossin Maria Josepha, dankerfüllte Herzen Glück- und Segenswünsche spenden. Das vorbildliche Wirken dieses edeln Paares hat internationale Anerkennung verdient, ist von zeitgeschichtlicher Bedeutung. Das Familienhaupt des herzoglichen Zweiges, eines der vornehmsten und ältesten deutschen Herrschergeschlechter, stellt sich mit seiner ganzen Lebenstätigkeit in den Dienst der kranken und nothleidenden Menschheit. Den ärmsten der Armen, den Blinden zu helfen, hat er sich zur Aufgabe seines Daseins gemacht, der er seine Zeit, sein Vermögen, all sein Sinnen und Denken weiht. Zur Lösung dieser Aufgabe hat er eine Mitarbeiterin in seiner Gemahlin gefunden, die ihm eine „Genossin" im altgermanischen, von der Gegenwart neu belebten Sinne geworden. Nach voller Kraft, verständnißinnig und treu theilt sie die Mühen seines Berufes. Wie es in einer echten, rechten Ehe sein soll, hat sie sich eingelebt in sein Streben und Schaffen und ist beiefert, ergänzend und erweiternd in seinen Pflichtenkreis einzutreten. Ernsthaft hat die Herzogin Maria Josepha in medicinische Studien sich vertieft; jedoch nicht selbständig ihre Kenntnisse zu verwerthen, sondern als „Handlangerin" ihres geliebten Gatten sie zum Gelingen seiner Operationen nutzbar zu machen, ist ihr Trachten. Die Hand aber, die sie anlegt, ist vom zartesten Mitgefühl geleitet und darum unvergleichlich geschickt. Man muß das ärztliche Paar in der Münchner Klinik, deren Baulichkeit die Herzogin ihrem Gemahl zum Geschenk gegeben, im Tegernseeer Spital oder in der gleichfalls vom Herzog geleiteten Augen-Heilanstalt in Meran bei ihrem menschenfreundlichen Werke beobachtet haben, um das Wort der vom Staar glücklich operirten Bäuerin zu begreifen: „Im Leben is er a Herzog, im Guatthun aber a Küni (König), und sie erscht, dös is an Eng'l!" Die graziöse, meist licht gewandete Gestalt der Herzogin, die schwebenden Schrittes von Bett zu Bett sachte gleitet, ein mildes Lächeln um den feinen Mund, und die herrlichen, dunkeln Augen mit dem Ausdruck liebreichsten Mitleids auf die Kranken gerichtet, besitzt thatsächlich einen seltenen, dem frommen Gemüth beinahe überirdisch erscheinenden Zauber. Mit Aufopferung der eigenen Gesundheit hat die Herzogin ihres segensvollen Amtes gewaltet als „Beiständerin", wie die oberbayerischen Patienten, als Assistentin ihres Mannes, wie die Aerzte sagen, die ihrer Tüchtigkeit unbedingtes Lob zollen. Die Praxis des Herzogs, die er selbst in der Sommerfrische und auf Erholungsreisen ausübt, war anfänglich nur den Armen zu Gute gekommen. Aber das Ansehen, welches er namentlich als Staar-Operateur genießt, hat tausende von Augenleidenden aus ganz Europa, selbst aus Amerika herbeigeführt, sodaß sich der Umfang seiner Wohlthätigkeit noch weiter ausgedehnt hat, indem ihm vermehrte Mittel zur Vergrößerung seiner Kliniken und zu noch thatkräftigerer Unterstützung der Reconvalescenten als freiwillige Dankesspenden zuflossen.

Nach außen scheint es fast, als wäre der Hauptinhalt der herzoglichen Ehe die Fürsorge für die Klinken. Aber, obwohl die schöne, am 19. März 1857 zu Schloß Bronnbach geborene Prinzessin von Bragança bei ihrer Vermählung mit dem am 9. August 1839 zu Possenhofen geborenen Herzog Karl Theodor erst siebzehn Jahre zählte, bewährte sie sich infolge ihrer vielseitigen Bildung und ihrer religiösen, tüchtigen Erziehung nicht nur als die beste Mutter für das heranwachsende Töchterlein aus der ersten Ehe ihres Gemahls, sondern wußte auch als Schloßfrau von Tegernsee und Possenhofen, wie als Herrin des Münchner Palais ein geradezu ideales Heimwesen zu schaffen. Sie hat Geschmack für die Kunst, malt und zeichnet sehr hübsch, photographirt gern und gut, liest viel, spricht außer den romanischen Sprachen ungarisch, dessen sie sich mit Vorliebe im Verkehr mit dem Gemahl bedient, sowie polnisch und hat, wiederum dem Herzog zur Gesellschaft, sich des Russischen befleißigt.

Ihre Briefe und gelegentlichen Reise-Aufzeichnungen zeugen von nicht geringer schriftstellerischer Begabung, die sie gleich ihrem Interesse für Medicin auf die älteste ihrer drei Töchter, die Reichsgräfin zu Törring, vererbt hat. Lebhaft und gewandt in allen Dingen, sitzt sie mit Anmuth zu Pferde, denn sie ist auch Reiterin, wie sich's für die Gemahlin eines Kavallerie-Generals, der überdies Inhaber mehrerer Regimenter ist, geziemt. Das Radfahren übt sie mit den Töchtern und den jüngeren Söhnen um die Wette, und die Spaziergänger auf den Bogenhauser-Anhöhen rechts der Isar werden dieses Frühjahr die reizende Cavalcade vermissen, denn das Jubelpaar hat beschlossen, das silberne Hochzeitsfest in bescheidener Zurückgezogenheit in Meran zu feiern. So mögen sie den officiellen Huldigungen entgehen, das innige „Vergelt's Gott!" der vielen, denen sie Hülfe gewährt, wird ihnen überall folgen.

Redactions-Post.

Frau von L. in M. — Trösten Sie Sich, jeder muß einmal Lehrgeld zahlen; es heißt nicht umsonst: die Italiener sind die Erfinder der doppelten Buchhaltung! Wir Deutschen sprechen in solchen Fällen von doppelter Kreide.

Junge Abonnentin in Heidelberg. — Gedulden Sie Sich noch ein wenig. Auf unsere Notiz haben sich so viele Damen gemeldet, die mit französischen und englischen Damen correspondiren möchten, daß es Herrn Professor Hartmann unmöglich war, die entsprechende Anzahl auswärtiger Correspondentinnen schnell zu finden. Ihre Bewerbung wird aber auf alle Fälle berücksichtigt werden.

Frau Anna in Posen. — Urtheilen Sie milde. Daß die Extreme sich berühren, weiß nicht allein der Franzose. Nöthigenfalls wird um den Stammsitz am Biertische ebenso heiß gekämpft, als wenn das Vaterland in Gefahr ist.

Treue Abonnentin in Hanau. — Was bei der Erde die Anziehungskraft, ist beim Menschen der Egoismus: wir meinen aber: Leben und leben lassen!

Erna W. in Breslau. — Doppelformen finden sich in der deutschen Sprache sehr häufig: es heißt z. B. Goldgulden, — daneben nimmt sich Silbergulden geradezu komisch aus, etwa als wenn man hölzernes Eisen sagte. Ziegel kommt vom lateinischen tegere (decken) und heißt die Bedeckung oder Bedachung, und doch sagt man Dachziegel. In Ponton-Brücke ist der erste Theil eine Ableitung von lateinisch pons = die Brücke. — Das arabische Alkoven und Almanach zeigt den Artikel im ersten Theile, und doch sehen wir noch einen Artikel davor. Sie dürften also nicht gar so ungehalten sein, wenn Sie einmal das Eldorado lesen.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den litterarischen Theil: H. Hein; für den technischen Theil: A. Grosse, beide in Berlin; — für Oesterreich-Ungarn: Robert Mohr, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 10, I. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). Berlin und Wien, 15. Mai 1899. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). XXVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Alter Haß.

Novelle von Emma Merk.

Frau Bertha Wildner war schon einige Male in der einsamen Straße auf und ab gegangen; ungeduldig blickte sie auf die Uhr. Nun mußte ihre Else doch endlich von dem Lawn-Tennis-Platz zurückkommen. Es sollte so aussehen, als wäre sie der Tochter halb zufällig begegnet, nur eben in der Richtung spazieren gewesen. Else hatte das erste Mal etwas verlegen gesagt: „Ach Mama, keines von den anderen Mädchen wird abgeholt. Es macht sich ganz komisch, wenn ich nicht den kurzen Weg allein gehen darf."

Mit dem englischen Spiel war auch die freiere englische Sitte eingeführt worden, daß die jungen Leute sich ohne mütterliche Aufsicht auf dem Wiesenplatz in der Vorstadt einfanden und dann zusammen bis an die Pferdebahn in der Ludwigstraße zurückgingen. Bertha hatte ja auch im Grunde nichts dagegen. Der kleine Kreis von Herren und Damen war von der Generalin Decken zusammengestellt worden, die ihren eigenen beiden Töchtern die Gelegenheit zu dem gesunden Bewegungsspiele verschaffen wollte; lauter wohlerzogene, junge Menschenkinder aus den besten Familien, in deren Gesellschaft sie ihre Else wohlgeborgen wußte. Es war ihr nur ein so großes Opfer, das Kind einen ganzen Nachmittag entbehren zu müssen!

Sie lebte in behaglichen Verhältnissen und hatte einen Ueberfluß an Zeit, der manchmal recht schwer auf ihr lastete. Arbeit und Geldsorgen waren ihr immer erspart geblieben; einen um so breiteren Raum nahm deshalb in ihrem Dasein ihr innerliches Erleben ein, um so eingehender und ausschließlicher konnte sie ihre Gefühle, ihre Empfindungen, ihre Erinnerungen hegen und belauschen. Ihr Herzensschicksal hatte sich nicht so glücklich gestaltet wie ihre äußeren Verhältnisse. Eine leidenschaftliche, heißglühende Seele und eine Liebe, die mit einer großen Enttäuschung endete, — das war der Fluch ihrer Jugend gewesen. So tief hatten jene Schmerzen sie durchwühlt, so brennend waren die Thränen, die sie geweint, daß sie auch jetzt, nach all den Jahren, als reife Frau mit grauem Scheitel nicht über jene alten Qualen zu lächeln vermocht hätte.

Wund und matt, zermürbt und verbittert, hatte sie später einem älteren Manne die Hand gereicht, der das ernste Mädchen mit dem todttraurigen Blick in den schönen, dunkeln Augen mit seiner fast väterlichen Güte zu gewinnen gewußt. Allmählich hatte seine treue Liebe über ihre düsteren Erinnerungen gesiegt; auch in ihr war ein warmes Gefühl für ihn erwacht, das zum ersten Male einen vollen Sonnenglanz über ihr Leben breitete. Aber kaum hatte ihre wunde Seele Frieden gefunden, als ihr Glück wieder zerbrach. Ihr Gatte starb und ließ sie mit dreißig Jahren allein mit ihrem kleinen Mädchen, das die Thränen der Mutter nicht begriff und doch zärtlich und liebevoll mit den kleinen Patschhändchen deren nasse Wangen streichelte. Kein Wunder, daß das süße Geschöpfchen für die Einsame der Lebens-Inhalt, die letzte und heißeste Liebe, ein Abgott geworden war. Sie hätte einige Male Gelegenheit gehabt, sich wieder zu verheirathen. Aber sie wies jede Annäherung mit schroffer Entrüstung zurück, als wollte man ihr armes Kind berauben, ihrem Elschen ein grausames Unrecht zufügen. Auch das Muttergefühl steigerte sich in ihrem Herzen zu einer stürmischen Leidenschaft. Und nun, seit Else zu einem schönen, großen Mädchen herangeblüht war, grübelte sie auch noch mit beständiger Spannung über die große Frage: Wie würde das Schicksal der Tochter

Rosenkranzbeten zu Ehren des heiligen Rochus in Tirol.
Nach dem Gemälde von A. Lüben. — Siehe Seite 80.

sich gestalten? Für ihr Kind konnte sie wieder träumen von einem großen, nie dagewesenen, wunderbaren Glück.

Bertha's Augen leuchteten auf. Am Ende der einsamen Straße erblickte sie schon die schlanken Gestalten, die rothen Sonnenschirme, die hellen Kleider. Paarweise kamen sie in einem ganzen Zug heran: die Herren im Sports-Kostüm, die Damen mit losen Blusen, alle mit weißen Mützen, mit dem Raquet in der Hand. Die bunten Farben, die rasche, flotte Bewegung, alle die jugendlichen Erscheinungen, — es wirkte lustig in dem Sonnenschein, der zwischen dem rothen Herbstlaub der Gärten auf die Straße fiel. Nun erkannte sie auch das Blondhaar der Tochter, das beim Laufen stets in Unordnung gerieth und das ihr nun wie ein goldiger Schein um das rosig erhitzte Gesicht flatterte. Sie winkte mit dem Sonnenschirm und ging unwillkürlich rascher. Aber plötzlich blieb sie wie angewurzelt stehen, von einem jähen Schrecken erfaßt. Ihre Augen wurden finster. Sah sie denn Gespenster am hellen Tag? Dieser junge Mann, der neben ihrer Tochter ging! Mit dem ihre Else so vergnügt plauderte und lachte!

Unverwandt mußte sie ihn anstarren, als nun die fröhliche Gesellschaft herangekommen war und sie begrüßte. Zerstreut gab sie den jungen Damen die Hand, zerstreut ließ sie sich erzählen: Else habe den Match gewonnen. Es sei ihr eine fürchterliche Revanche angedroht.

Sie sah nur den Einen, der ihr noch fremd war; er war größer als die anderen: wohl auch etwas älter als die meisten der jungen Herren. Ein hübscher Mensch, trotz der stark vorspringenden Nase, die seinem Profil eine scharfe Zeichnung gab. Der braune Schnurrbart saß flott auf den frischen Lippen; die Augen blitzten kühn und klar. Die ganze Erscheinung machte den Eindruck energischer Kraft.

Als Else nun ihren Begleiter vorstellte: „Doctor Tiedemann", grüßte die Mutter, auffallend kühl und gemessen, mit so unfreundlichem Gesicht, daß die Tochter sie betroffen anstarrte und so rasch wie möglich diesen peinlichen Moment zu beenden suchte.

„Wollen wir nicht weiter gehen, Mama? Du kehrst doch mit uns um?"

„Wir werden uns dort an der Ecke verabschieden. Ich möchte noch mit Dir zur Tante Emma."

„Aber Mama, — ich kann doch nicht, — in diesem Anzug!" warf Else ein, von dem seltsamen Ton der Mutter befremdet.

„Das macht nichts. Komm nur!"

Es klang so ungewöhnlich streng und befehlend, daß Else keinen Widerspruch wagte und sich hastig von ihrer Gesellschaft verabschiedete.

„Was hast Du nur, Mama? Hat Dich jemand geärgert? Ich begreife gar nicht, warum Du heute so ungehalten warst!" fragte sie, so bald sie allein in der stillen Seitenstraße dahingingen. In ihrer hellen Stimme war noch ein muthwilliger Klang von all dem Lachen und Laufen und Plaudern in der köstlichen, frischen Luft, und wie nun die klaren, braunen Augen so verwundert und unbefangen zu ihr aufsahen, da schämte sich Bertha ihrer Heftigkeit. Nein, das Kind brauchte nicht zu wissen, welche bittere Erinnerungen der hübsche, junge Mensch in ihr aufgewühlt. Was lag daran, wenn sie sich zuweilen beim Spiele trafen! Es war viel besser, zu schweigen, sie gar nicht auf ihn aufmerksam zu machen durch neugierige Fragen. Wie lange sie ihn kenne? Ob er nur zu Besuch in München sei?

„Ich bin ein wenig nervös," sagte die Mutter ablenkend. „Du weißt ja, solch einsame Nachmittage verstimmen mich immer."

Else schob ihren schlanken Arm zärtlich in den der Mutter. Sie hatte noch das Anschmiegende, Einschmeichelnde wie in ihren Kindertagen. Und wie sie so vertraulich aneinander gelehnt, in gleichem Schritt dahingingen, den hellen Abendhimmel vor sich, der Stadt zu, in der die elektrischen Lampen wie große Monde aufflammten, da durchströmte Bertha ein Glücksgefühl wie nach einer zerflatternden Angst, wie nach einem verklingenden Schmerz. Aber eine gewisse Feindseligkeit gegen das Lawn-Tennis-Spiel machte sich nun bei ihr geltend, und sie suchte förmlich nach einem Anlaß, um Else von dem Vergnügen abzuhalten. Hatte das junge Mädchen aber doch den eigenen Willen durchgesetzt und kam nun vergnügt und lebhaft von dem Spielplatz zurück, so fragte die Mutter unermüdlich, den ganzen Abend lang: wie es denn gewesen sei, was sie geplaudert hätte? Und sie ärgerte sich, als die Tochter unter ihren forschenden Augen bei der Frage erröthete:

„Kommt dieser Doctor Tiedemann jedes Mal?"

„Er hat nicht immer Zeit, Mama," erwiderte Else, die mit ihrem Servietten-Ring tändelte. „Er ist der Einzige, der schon eine Anstellung hat. Aber man merkt es ihm auch an, daß er älter und reifer ist als die anderen. Man kann sich doch so viel besser mit ihm unterhalten als mit diesen blutjungen Fähnrichen und Studenten."

Sie sah die Mutter nicht an und bemerkte daher deren finstere Miene nicht.

„Er bleibt also hier?"

„Ja, er ist an der Staatsbibliothek, — ich weiß nicht, ich glaube ‚Custos' nennt man ihn. Jedenfalls hat er Neuphilologie studirt, das erzählte er mir einmal." —

„Warum bleibt er denn nicht in Berlin, wo er doch geboren ist? Alle kommen sie hierher und nehmen den Münchnern die Stellung weg," sagte die Mutter mit einem Zorn, der das junge Mädchen zu dem lachenden Ausruf veranlaßte:

„Warum bringt Dich das so auf! Du hast doch keine Söhne, Mama!"

Ein anderes Mal erzählte die Tochter, die besonders angeregt und fröhlich nach Hause kam:

„Denke Dir, Mama, Doctor Tiedemann's Vater ist der berühmte Schriftsteller, von dem Du auch ein paar Bände in der Bibliothek hast! Ich schämte mich ordentlich, daß ich sie nicht gelesen habe. Warum schließt Du sie mir immer weg? — Aber Mama!"

Bertha war so hastig aufgestanden, daß sie ein volles Glas Rothwein auf dem Tische umwarf.

Die kleine Störung unterbrach das Gespräch.

Die Mutter beugte sich, schweigsam und verstimmt, über ihre Zeitung herab. Sie war fest entschlossen, ihrer Tochter künftig das Lawn-Tennis-Spiel zu verbieten. Aber sie hatte keine Ursache zu gestrengerem Einschreiten, denn es schneite am nächsten Morgen so beharrlich, daß an ein Spielen im Freien überhaupt nicht mehr zu denken war. Dagegen trafen nun die ersten Einladungen zu Thee's mit Tanz und abendlichen Gesellschaften ein, die aber die Mutter viel weniger beunruhigten, weil sie die Tochter zu diesen Vergnügungen begleiten und beständig im Auge behalten konnte.

In ganz guter Laune fuhr sie mit der in zartrosa Seide gehüllten, sehr freudig erregten Else zu dem ersten Hausball bei General Decken. Aber es verdarb ihr schon bei dem ersten Schritt in den Saal die Stimmung, daß Doctor Tiedemann sofort auf das junge Mädchen zustürzte und sich eifrig mit deren Tanzkarte zu schaffen machte. Daß er im Frack so stattlich, so bedeutend aussah unter den noch halb unreifen, jungen Leuten in Civil und in Uniform, das beunruhigte und empörte sie am allermeisten. Und sie mußte ruhig neben den Müttern auf dem Sopha sitzen und höflich reden und lächeln und gelassen zusehen, wie dieser gefährliche Mensch den Arm um die schlanke Taille ihrer Tochter schlang, wie die beiden sich während des Walzers anblickten und dann noch in einer Ecke zusammenstanden und hinter dem Fächer flüsterten.

„Else!" Die zornige Stimme der Mutter weckte das junge Mädchen aus einem leisen Zwiegespräch, bei dem sie alles um sich her, auch die Mama, vergessen hatte.

„Deine Schleife ist los. Ich muß sie Dir anheften!"

„Ach bitte, laß doch die Schleife, Mama!" wagte Else einzuwenden. Aber die Mutter schleppte sie unerbittlich ins Nebenzimmer und nestelte an ihr herum. Am liebsten hätte sie das Kind hier festgebunden; am liebsten hätte sie sich wie eine Schildwache neben sie hingesetzt. Doch der Tanz riß sie ihr aus den Händen, und immer wieder kam Doctor Tiedemann auf Else zu und bat um eine Extra-Tour. Er schien überhaupt nur für sie Augen zu haben und die anderen jungen Damen gar nicht zu beachten. Schließlich gingen sie auch noch Arm in Arm zum Souper. Der Mutter schmeckte der gute Wein wie Galle, und alle die vortrefflichen Speisen, die herumgereicht wurden, schienen ihr wie mit Essig und Wermut übergossen. Sie mußte zu viel Bitterkeit verschlucken. Bei Tisch konnte sie ihre Else nicht einmal beobachten. Für die Jugend war in der Halle gedeckt. Nur die lustigen Stimmen klangen herein zu der Tafel, an der feierlicher und ernster das würdige Alter saß. Ihr Tischnachbar, ein lebenslustiger Oberst, langweilte sich entsetzlich neben der schweigsamen Dame und fragte einmal, als sie wieder für eine köstliche Platte dankte, ob sie sich denn krank fühle?

Sie stammelte eine Entschuldigung: sie habe starkes Kopfweh. Aber es war keine Heuchelei, als sie ein paar Stunden später erklärte, es sei ihr ganz elend zu Muthe, sie müsse nach Hause fahren.

Else tanzte eben den Cotillon mit Doctor Tiedemann; das heißt, sie saßen nebeneinander, bis an sie die Reihe kam, blickten sich in die Augen und redeten ganz leise, ganz heimlich, mit einem Zittern der Aufregung in der Stimme, mit weltentrückten, strahlenden Gesichtern, mit heißpochenden Herzen.

Als man Else sagte, ihre Mutter wünsche nach Hause zu fahren, stand sie Hand in Hand mit ihrem Tänzer. Aber ihre Finger lagen nicht gleichgültig in den seinen. Sie fühlte deren Druck wie ein süßes, seliges Bekenntniß, und ganz verwirrt, wie aus einem Traum erwachend, blickte sie um sich.

Ihr Tänzer begleitete sie in die Garderobe; er legte ihr den Mantel um, und sie schauten sich noch einmal an, als sie sich Lebewohl sagten. Wie sie sich anschauten! Der Mutter stand das Herz still vor Schrecken.

Im Wagen beherrschte Bertha ihre Aufregung nicht länger. Sie schlang die Arme um ihre Tochter und schluchzte leidenschaftlich:

„Sag' mir, daß Du ihn nicht lieb hast! Du darfst ihn nicht lieb haben! Nie, nie! Wenn Du nur ein bißchen an mir hängst, so versprich mir, daß Du ihm aus dem Wege gehen wirst, daß Du nicht mehr an ihn denken willst!"

„Aber Mama, — warum? Du kennst ihn gar nicht!" stammelte Else verwirrt und erschreckt. Sie vermochte kaum zu fassen, was diese Scene bedeutete.

„Ich kannte seinen Vater. Er sieht ihm ähnlich, daß ich erschrack bei seinem Anblick, als stünde ein Schatten vor mir aus vergangenen Tagen. Glaub' mir, er ist falsch, wie sein Vater es gewesen."

„Nein, Mutter, nein, — das glaube ich nicht!"

„Meinst Du, daß ich es geglaubt hätte, damals, als ich so jung war wie Du? Ich sage Dir, dieser Mann hat mir mein Leben vergiftet, er hat mir mitleidlos das Herz zertreten. — Er und seine Frau, das sind die einzigen Menschen auf der Welt, die ich hasse! Und ihren Sohn wolltest Du lieb haben! Nein, Else, das kann ja nicht sein! Das darf ja nicht sein!"

Die arme Else saß still und frierend in der Wagen-Ecke. So jählings hatte er geendet, dieser wonnigste Augenblick ihres Lebens, der sie noch ganz beherrschte. Ihr schwindelte noch von dem Glück. Wie er sie angesehen, wie er ihre Hand gedrückt, mit welch unvergeßlichem Herzenston er geflüstert hatte: „Dürfte ich immerzu, immerzu in diese lieben Augen schauen!" Und das unsagbar süße Gefühl, das dabei ihr ganzes Wesen durchfluthet hatte, dieses glückselige Bewußtsein: Er hat Dich lieb!

Sie war so im Bann dieser Erinnerung, daß sie immer wieder zurücksank in einen Taumel der Freude und die erregten Worte der Mutter nur wie ein fernes Grollen an ihr Ohr klingen hörte.

Dann, als sie zu Hause waren und die Mutter sich in einen Stuhl sinken ließ, erschreckte sie freilich deren bleiches Gesicht mit den tiefen Schatten unter den Augen. Sie holte rasch die Baldriantropfen aus der Hausapotheke.

„Willst Du nicht lieber zu Bett gehen, Mama?" fragte sie besorgt.

„Nein, nein, ich kann nicht schlafen. Ich will erst Dein Versprechen hören. Ich will erst die Beruhigung haben, daß diese Liebelei zu Ende ist, daß er Dir zum letzten Male den Hof gemacht haben soll, heute Abend."

Nun füllten sich die jungen Augen mit großen Thränen, und die zitternden Lippen stammelten: „Mir war noch keiner so lieb wie er, — Mama!" —

„Aber Du hörtest doch, daß es nicht sein darf, daß eine ernste Liebe zwischen Euch ein Unding wäre! Der Sohn eines Mannes, der Deiner Mutter die bitterste Kränkung angethan!" —

„Was that er Dir denn, Mama?"

Bertha seufzte tief auf. Zu mächtig packte sie die Erinnerung. Wo beginnen? Wie der Tochter schildern, was sie gelitten? Sie fand die Worte kaum.

Dann eilte sie zu dem Bücherschrank, nahm einen Band Heine heraus, blätterte hastig und reichte dann dem bleichen Mädchen eine aufgeschlagene Seite. „Siehst Du, hier, — diese Verse habe ich niemals lesen können, ohne an ihn zu denken, ohne die bittere Empfindung, daß ich ihm diese Anklage hätte ins Gesicht schreien mögen!

„Hätt' er menschlich ordinär
Nicht gehalten, was versprochen,
Hätt' er nur sein Wort gebrochen,
Zürnen wollt' ich nimmermehr.

Aber unverzeihlich ist,
Daß er mich getäuscht so schnöde
Durch den Doppelsinn der Rede
Und des Schweigens gröb're List."

„Ich verstehe nicht ganz, Mama," sagte Else traurig und verzagt.

Die Mutter rauschte in ihrem schweren Atlasgewande durch das Zimmer, wie um ihre Gedanken zu sammeln, wie um ihr stürmendes Herz zu beruhigen.

„Also höre, Kind! Ich habe diesen Mann geliebt, wahnsinnig, zäh, hingebend, mit aller Gluth und allen Qualen einer ersten, großen Leidenschaft. Es kam so viel zusammen, um die wilde Flamme zu schüren. Ich wuchs ohne Mutter auf, und mein Vater war ein etwas derber, verschlossener Mann, der gar kein Verständniß hatte für meine Freude an Büchern, für meine ganze Empfindungswelt. Jahr um Jahr brachten wir die

Sommermonate an dem stillen Walchensee zu; ich war allein und mir selber überlassen. Der Vater fischte den lieben langen Tag. Und in dieser schönen Einsamkeit trat er mir gegenüber, mit seiner guten Erscheinung, schon verklärt vom ersten Dichterruhm. Es war kein Kunststück, daß sich ein junges, schwärmerisches Ding in ihn verliebte. Aber ich versichere Dir, — er hat sich auch Mühe gegeben. Er sah, er wußte, daß meine Liebe, die ich als naiver Backfisch kaum zu verbergen vermochte, von Sommer zu Sommer mit größerer Begeisterung und tieferem Ernst emporwuchs. Und dennoch kam er alljährlich wieder und goß Oel ins Feuer mit seinen wunderbaren Versen, die mich toll machten vor Stolz und Bewunderung und Sehnsucht."

„Ach, er hat Gedichte an Dich gemacht, Mama!" rief Else unwillkürlich voll Interesse.

„Ja, Kind! Schöne, wohlklingende Gedichte, die sich so recht ins Ohr schmeichelten. O, nach Jahren hat er sie alle drucken lassen. Der kleine Roman von Walchensee war für ihn nur ein ‚Stoff'! Ein Füllsel für seinen Band Lyrik!"

Bertha hatte es in leidenschaftlicher Erbitterung ausgerufen. Dann sich zur Ruhe zwingend, fuhr sie fort:

„Weißt Du, Else, — wenn er nur wahr, wenn er meinetwegen grausam aufrichtig gewesen wäre! Wenn er mir gezeigt hätte, daß meine Neigung ihm weiter nichts sei, als eine Zerstreuung für langweilige Augustwochen! Oder wenn das bißchen Liebe, das er für mich hatte, so allmählich in den fünf Jahren, in der langen winterlichen Trennung, verblaßt und eingerostet wäre! Ich hätte es ihm ja verzeihen müssen, so weh es mir gethan, und eines Tages würde ich die große Enttäuschung verwunden und vergessen haben, wie andre Mädchen auch, die einmal unglücklich verliebt waren. Aber das ist's, was mich heute noch so empört, daß ich schließlich wie eine Thörin dastand! Seine berechnende Schlauheit, die ich ja erst viel später durchschaute! Ein bindendes Wort, ein Versprechen, schwarz auf weiß, hatte er mir ja nicht gegeben! Er hätte, wenn ihm je ein Vorwurf ins Gesicht geschleudert worden wäre, mit ganz unschuldigen Augen erwidern können: Ja, wenn sie sich etwas einbildete! Wenn sie einen harmlosen Flirt für ernst nahm! Immer nur halbe Andeutungen: Wie viel Glück er von der Zukunft hoffe! Wie er neue und immer neue Erfolge ersehne, nicht aus Ehrgeiz, nein, für ein viel heiligeres Ziel! Wie bitter es sei, seinem Herzen immerzu Schweigen und Geduld befehlen zu müssen!

Die Worte allein waren es ja nicht! Der Ton, der Blick, so tief, tief in die Augen, in die Seele hinein! Und in dem letzten Sommer, in den allerletzten Tagen noch, wie war er da lieb zu mir und herzenswarm, und wie drückte er mir die Hand und nannte mich mit süßen Namen: sein Nixlein, seine Muse, seinen Schutzgeist! Ich mußte ja glauben: Nun endlich, endlich kommt das große, langersehnte Glück! Eine junge Berlinerin, Fräulein Käthe von Zolling, die damals mit ihren Eltern einige Wochen an dem Walchensee verbrachte, war meine Vertraute. Ich konnte mein Bangen und Hoffen, meine selige Unruhe nicht mehr verbergen. Beim Abschied küßte sie mich und flüsterte: ‚Viel Glück zur Verlobung! Und wenn Sie als junge Frau nach Berlin kommen, wollen wir gute Freundinnen sein, nicht wahr?'

Und ein paar Wochen später ist Ernst Tiedemann abgereist, ganz plötzlich, ohne Lebewohl. Mein Vater brachte mir seine höflichen Empfehlungen. Er sei durch ein Telegramm eiligst abberufen worden. Ich habe gewartet in Martern und Verzweiflung auf ein erklärendes Wort, auf eine erlösende Botschaft, — schließlich nur mehr auf eine Zeile zum Abschied. Aber er blieb stumm. Wie oft habe ich mich im kleinen Kahn hinausgerudert auf den dunkeln See, mit dem übermächtigen Verlangen, in dem düsteren Wasser Ruhe zu suchen für meine todtwunde Seele. Nur die immer wiederkehrende Hoffnung hielt mich zurück: ‚Es kann ja nicht sein! So kann es nicht enden!' Meinem Vater ward wohl bang, wenn er meine verstörten Augen sah, denn er reiste eiligst heim und nahm eine Verwandte in das Haus, die mich förmlich bewachen mußte. Und dann, ein Jahr später, da kam das Ende: Ernst Tiedemann hatte sich mit Käthe von Zolling verlobt!"

Bertha war aufgesprungen in ihrer Erregung. Angstvoll hingen die Augen des jungen Mädchens an den düsteren Zügen der Mutter.

„Ein Nachspiel hatte die Geschichte noch. In einem Roman, mit dem er seinen größten Erfolg erzielte, da schilderte er ein thörichtes, junges Ding mit einem heißen Herzen, das sich aus unglücklicher Liebe in den See stürzt. Es war allerdings ein blondes Fischerkind, aber ich erkannte dennoch mein Bild! Dieses tragische Ende hatte er vielleicht erwartet. Es wäre ihm auch nur eine ‚Emotion' gewesen, die er ‚ausgeschlachtet' hätte, wie alles andere!"

Sie lachte bitter auf.

„Wer weiß auch, ob ich das Leben ertragen hätte," fuhr sie rauher fort, „wenn Dein Vater nicht gekommen wäre, mit seinen milden, guten Augen voll warmem Verständniß, voll Mitleid und Erbarmen. Aber glaube mir, auch ihm hat die Schuld jenes anderen Jahre des Glücks gekostet, auch er hat gelitten unter all der Erbitterung, die mir das Herz vergiftet hatte!"

Sie ergriff die eiskalten Hände der Tochter. Sie richtete ihre heißen Augen fest auf das junge Gesicht:

„Siehst Du nun ein, daß Du ihn nicht lieben darfst, den Sohn dieser Eltern!"

Um Else's Lippen zuckte verhaltenes Weinen. Sie hätte gern erwidert: Was kann der Sohn für das Unrecht, das der Vater an Dir gethan? Aber sie war zu tief erschüttert von diesem Einblick in das Herz der Mutter. Ihr schauderte vor diesen leidenschaftlichen Schmerzen, die nach fast dreißig Jahren noch so mächtig nachhallten, daß die Gestalt der Mutter bebte, daß ihre Züge wie zerfallen schienen von der tiefen Erschütterung dieser unverwischbaren Erinnerung.

„Ich will versuchen, ihn zu vergessen, Mutter," stammelte sie zögernd, als ringe sich ihr jedes Wort mit einem Riß vom Herzen los. „Ich bleibe bei Dir zu Hause, immer. Ich gehe nicht mehr in Gesellschaft, nie mehr, Mama!" Und von Rührung überwältigt, schmiegte sie ihr Gesicht an die Schulter der sie leidenschaftlich an sich drückenden Frau und verbarg ihre Thränen.

Nach dieser heißbewegten Nachtstunde kamen recht stille Tage, an denen eine leise Wehmuth auf den beiden Damen lastete und sie nur sanfter und liebevoller zu einander machte als sonst. Aber bei ruhiger Ueberlegung, die auf die leidenschaftliche Aufwallung folgte, konnte Bertha es nicht billigen, daß ihre Tochter sich von aller Geselligkeit fernhielt, und sie redete immer wieder auf das junge Mädchen ein:

„Du kannst Dich doch nicht einsperren, wie eine Nonne! Was sollen denn die Leute denken?"

Else setzte dem Drängen der Mutter einen beharrlichen Widerstand entgegen: „Nur mit gleichgültigen Leuten die Touren abtanzen, — nein, Mama! Das mag ich nicht. Da bleibe ich lieber zu Hause."

Je heftiger die Mutter wurde, desto trotziger schüttelte Else den Kopf. Es brachte die heißblütige Frau zur Verzweiflung, daß dieses Kind, das sie niemals aus den Augen gelassen, eine fremde Individualität geworden, mit einem eigenen Willen, mit eigenen Gedanken, daß sie über dieses Geschöpf, das sie mit solcher Hingebung liebte, keine Macht haben sollte. Um jeden Preis wollte sie die Herrschaft behalten über diese junge Seele, kämpfen mit aller Gewalt gegen den tiefen Eindruck, der sie ihr entfremdet hatte. Aber Else zog sich nur scheuer von der Mutter zurück, je mehr diese die tyrannische Seite ihres Wesens herauskehrte.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Nasenleiden und Nervenleiden.

Von Dr. Maximilian Bresgen in Wiesbaden.

Wenn heutzutage jemand in kleinem oder großem Kreise über Nervenleiden sich vernehmen läßt, so werden alle Anwesende mehr oder weniger „nervös". Das liegt im Zuge unserer Zeit, in der jeder arbeitende Mensch bestrebt ist, möglichst viel und möglichst rasch zu erwerben. Die Folge davon ist dann ausnahmslos ein zu starker Verbrauch von Nervenkraft, was sich bei Einem, der schwächer ist, als der Andere, frühzeitiger als beim letzteren durch Erkrankung dieser oder jener Körpergebiete zu erkennen giebt. „Nervös" ist aber schließlich jeder, und deshalb erregt ihn auch jedes Gespräch oder jede Mittheilung über Nervenleiden unmittelbar. Auch Aerzte sind nervös, theilweise sogar in sehr hohem Grade, sodaß diese besonders in Aufsätzen, welche in gemeinverständlicher Schreibweise ärztliche, aber allgemein wissenswerthe Gegenstände behandeln, ein Verbrechen gegen die Majestät ärztlicher Wissenschaft und Kunst erblicken.

Ueberhaupt ist man gegen solche „populäre Artikel" in ärztlichen Kreisen sehr empfindlich geworden, — einmal, weil thatsächlich dadurch nicht selten Unheil gestiftet wird (Aufsätze und Bücher in der Art des Buches „Vom gesunden und kranken Menschen"), und dann weil die frühere Geheimnißkrämerei den Kranken gegenüber immer schwieriger wird. Das letztere ist aber ein Glück für beide Theile, denn der Arzt muß trachten, gut zu untersuchen und das Gefundene richtig zu bewerthen, damit er nachher auch verständlich darüber sprechen kann; selbstverständlich wird ihm dadurch die Pflicht, dem Kranken selbst gegenüber manchmal etwas zu verschweigen, durchaus nicht erschwert, vielmehr sehr erleichtert.

Wir sind der Meinung, daß jede Wissenschaft und Kunst, die ärztliche nicht ausgeschlossen, für die Allgemeinheit eine Unsumme nicht nur des Wissenswerthen, sondern auch des Wissensmöglichen und Wissensdienlichen hat: daß das Alles aber erst in geeigneter Weise durch Losschälung aus seiner streng wissenschaftlichen Umhüllung unter Verknüpfung mit allgemein verständlichen Gesichtspunkten den Laien zugänglich und verwerthbar gemacht werden muß, sollen diese davon überhaupt Nutzen haben, versteht sich von selbst. Jede Allgemeinbildung aber wird vertieft, wenn sie ihre Nutzanwendung auf eigentlich außerhalb ihr liegende Gegenstände finden muß.

Von diesen Gesichtspunkten aus gehe ich auch heute wieder an den von mir gewählten ärztlichen Vorwurf. Die eigentliche Anregung dazu fand ich in einer vor einiger Zeit erschienenen wissenschaftlichen Schrift eines unserer, seines nüchternen Urtheiles wegen allgemein am meisten werthgeschätzten, engeren Fachgenossen.[1]) Er schrieb: „Daß ein Nasenleiden allein durch ständige Reizung des Nervensystems den Menschen gelegentlich hysterisch oder neurasthentisch macht, ist leider noch heute den praktischen Aerzten nicht genügend geläufig." Das ist zwar ein hartes, aber gerechtes Urtheil. Denn es giebt leider keine Entschuldigung für den soeben festgestellten Thatbestand: Jeder Arzt kann heutzutage wissen, daß viele an sich manchmal unmittelbar wenig Beschwerden verursachende Nasenleiden dennoch recht schwer krank, wie man sagt, nervenleidend machen können.

Wie oft erlebt man es doch, daß gegen einen nervösen Krankheitszustand, — sei es welcher Art immer, — alle möglichen, ja unmöglichen Körpertheile verdächtigt und in entsprechende Behandlung genommen wurden, ohne auch nur die geringste Besserung im Befinden des Kranken zu erreichen; und dennoch verfiel niemand auf den einzig richtigen Gedanken, die im vorliegenden Falle stets von sogenannten Katarrhen heimgesuchte Nase einmal einer sachverständigen Untersuchung unterziehen zu lassen, um wenigstens zunächst festzustellen, ob eine Möglichkeit des Zusammenhanges der offenbar erkrankten Nase mit dem bisher von allen Seiten ohne jeden Heilerfolg angegriffenen Nervenleiden vorhanden sei.

Ja selbst dahinzielende Winke des Kranken werden oft mit überlegener Miene bei Seite geschoben, bis letzterer auf eigene Faust seinen Gedanken ausführt und von seinem monate-, oft jahrelangen „Nerven"-leiden in kurzer Zeit durch Beseitigung seines Nasenleidens geheilt wird. Es liegt immer wieder und immer noch die leidige Unterschätzung eines sogenannten Schnupfens zu Grunde. Wenn Laien sich über die Bedeutung eines Nasenleidens keine Rechenschaft ablegen können, so ist das nicht zu verwundern; denn in ihren Kreisen vermag unser heutiges Wissen von der Bedeutung des Nasenleidens nicht so schnell Platz zu greifen, nachdem in Folge der durch Jahrhunderte hindurch bestandenen Unmöglichkeit, die Nase richtig untersuchen zu können, eine Vernachlässigung ihrer Erkrankungen nothwendig sich ergeben, und demgemäß auch allgemein der Glaube an deren Bedeutungslosigkeit entstehen mußte. Es ist aber nicht zu rechtfertigen, wenn Aerzte heutzutage noch auf dem gleichen laienhaften Standpunkte stehen, nachdem nicht sowohl auf den Hochschulen entsprechender Unterricht ertheilt wird, als auch jede mäßig große Stadt in der Regel mehr als einen Nasenarzt aufweisen kann, in welcher Thatsache sich allein schon die Bedeutung von Nasenleiden ausspricht.

Wir haben heute nur diejenigen Nasenleiden, welche in Beziehung zum Nervensysteme treten und dadurch Nervenleiden hervorrufen oder mit verursachen können, in Betracht zu ziehen. Im wesentlichen handelt es sich hier um Nasenleiden, welche innerhalb der Nasenhöhle durch zeitweise wechselnden Druck geschwollener oder irgendwie verdickter Schleimhaut auf die Nerven zunächst der Nase selbst und dann durch Fortleitung dieses Reizes auf die nähere oder entferntere Nachbarschaft wirken. Ich vermeide es, alle Fälle im einzelnen zu erörtern, da dies nicht nur zu weit führen würde, sondern auch ein tieferes Verständniß des Gegenstandes voraussetzt.

Ich habe schon im Jahre 1884 auf dem internationalen medicinischen Congresse zu Kopenhagen darauf aufmerksam gemacht, daß in Verbindung mit Nasenleiden schwere seelische Störungen vorkommen, und daß diese in Kaltwasser- oder Nerven-Heilanstalten vergebens auf Heilung warten, so lange nicht das zu Grunde liegende Nasenleiden beseitigt ist. Eine wie große Zahl von mit Kopfschmerzen geplagter Menschen rasch wieder gesund gemacht werden könnte, wenn sie ihr seit langen Jahren mißachtetes Nasenleiden beseitigen ließen, läßt sich gar nicht ermessen. Ich habe mich über diesen Gegenstand eingehend an anderem Orte[2]) geäußert. Es bleiben freilich immer noch genügend Fälle von Kopfschmerzen, welche mit Nasenleiden entweder keinen oder nur nebensächlichen Zusammenhang haben, übrig. Aber es muß doch in jedem Falle verlangt werden, daß die Nasenhöhlen von einem Sachverständigen untersucht werden, und zwar nicht erst, nachdem lange Zeit hindurch von allen anderen Seiten herumcurirt worden ist, sondern gleich von vornherein. Wie manchen Fall giebt es auch, in welchem der Kopfschmerz neben einem anderen Leiden auch noch durch ein Nasenleiden mitbedingt wird. Und in solchen Fällen kann durch geeignete und vorsichtige Behandlung der Nase der Kopfschmerz wenigstens gemildert werden. Die vielen aus lange vergeblich behandelten Kopfschmerzen sich ergebenden Gemüthsverstimmungen könnten sehr häufig vermieden werden, wenn rechtzeitig ein den ersteren zu Grunde liegendes Nasenleiden zur Heilung geführt würde.

Aber nicht bloß das Gehirn kann durch ein Nasenleiden in Mitleidenschaft gezogen werden, auch nähere oder entferntere Körpertheile können darunter leiden. Dahin gehören Augenflimmern, Augenschmerzen bestimmter Art, Sehstörungen, Ohrenklingen, Schlingkrämpfe, Kehlkopfkrämpfe u. s. w.; auch das nervöse Asthma gehört in sehr vielen Fällen hierher. Eine durchaus nicht seltene Erscheinung ist auch nervöses Herzklopfen, sowie unregelmäßige Herzthätigkeit bei sonst vollständig gesundem Herzen.

Eine ganz besondere Aufmerksamkeit gebührt aber den nervösen Störungen der Kinder, da gerade bei diesen der Nasenluftweg recht häufig erkrankt ist. Eine ausführlichere Behandlung dieser Frage findet man in einer besonderen Schrift von mir.[3]) Wie manche Mutter ist oft verzweifelt, wenn ihr Liebling nicht gedeiht, wenn er trotz aller erdenklichen, auch richtigen Pflege keine Fortschritte in der geistigen Entwickelung macht. Besuchen die Kinder die Schule, so bleiben sie hinter anderen zurück, sind träumerisch, unaufmerksam und auch unfähig, den

---

[1]) Strübing, Der Laryngospasmus (respiratorischer Kehlkopfkrampf), seine Genese und seine Beziehungen zu inneren Erkrankungen. Halle a. d. S., 1897. Karl Marhold.

[2]) Der Kopfschmerz bei Nasen- und Rachenleiden und seine Heilung. 2. Aufl. 1894. Leipzig. Alfred Langkammer.

[3]) Ueber die Bedeutung behinderter Nasenathmung, vorzüglich bei Schulkindern, nebst besonderer Berücksichtigung der daraus entstehenden Gedächtniß- und Geistesschwäche. Hamburg 1890. Leopold Voß.

gebotenen Lehrstoff in sich aufzunehmen. Viele klagen über Kopfweh, viele auch nur über Eingenommenheit des Kopfes; immer aber ist ihr Kopf nicht frei zum Begreifen dessen, was andere Mitschüler spielend in sich aufnehmen. Und dabei kann täglich die Beobachtung gemacht werden, daß durchaus keine Dummheit bei den Kindern vorliegt, vielmehr eine durch ein körperliches Leiden bedingte geistige Behinderung den Grund für ihr Zurückbleiben in der Schule bildet. Betrachtet man solche Kinder nun etwas genauer, so kann man ohne weiteres ausnahmslos feststellen, daß sie Mundathmer sind, d. h. daß sie den natürlichen Athmungsweg, der nur durch die Nase führt, nicht oder nicht ausreichend zu benutzen vermögen.

Die hier in Betracht kommenden Nasenleiden betreffen, wie bereits kurz angedeutet wurde, Verschwellung oder Verengerung des Nasenluftweges. Dahin rechnet man auch jene Verengerungen, welche eigentlich im obersten Theile der Rachenhöhle unmittelbar hinter der Nasenhöhle ihren Sitz haben und als Vergrößerung der Rachenmandel, — die Gaumenmandeln haben ihren Sitz in der durch die Mundöffnung sichtbaren sogenannten Rachenenge, in die von oben das bekannte Zäpfchen hineinhängt, — ziemlich allgemein bekannt sein dürfte. Alle diese geschwulstartigen Verdickungen besitzen in Folge eines eigenthümlich gebauten und angeordneten Gefäßnetzes die Eigenschaft, aus verschiedenen Ursachen an- und abschwellen zu können; für die Rachenmandel gilt dies im wesentlichen nur unter entzündlichen Verhältnissen, z. B. beim frischen Schnupfen; allein es giebt keinen Fall von Vergrößerung der Rachenmandel, in welchem nicht auch eine zuweilen sogar beträchtliche Verschwellung der Nasenhöhle besteht, wenn auch nach Beseitigung jener fast regelmäßig eine Abschwellung und damit scheinbare Befreiung der Nasenhöhle sich einstellt; doch ist dies immer nur von kurzer Dauer, da die augenblickliche Entlastung der Nasenhöhle rasch wieder verschwindet und einer meist erheblicheren Verschwellung Platz macht.

Die verschiedenen nervösen Erscheinungen, welche im Gefolge von Nasenleiden sich einstellen, sind natürlich, abgesehen von anderen hierher nicht gehörigen Einflüssen, auch von der Art des Nasenleidens, bezw. von der Beschaffenheit des Gerüstes der Nasenhöhlen abhängig. Eine bedeutende Rolle spielen hierbei die so häufig vorhandenen Ungleichheiten beider Nasenhälften, die durch Verkrümmungen der Nasenscheidewand bedingt werden. Die letzteren aber haben zum größten Theile ihre Ursache in Gewalteinwirkungen, die vornehmlich in frühester Jugend beim Gehenlernen zutreffen und deshalb meist nicht beachtet werden. Wie unzählig oft fallen kleine Kinder doch auf die Nase, ohne daß dieser Umstand weiter beachtet wird, selbst dann nicht, wenn es dabei ein wenig blutet! In solchen Fällen tritt sehr häufig eine bedeutende Verengerung einer Nasenhälfte und dadurch erhöhte Druckerscheinung bei Schleimhautverschwellung mit nachfolgender Reizempfindlichkeit der Empfindungsnerven der Nasenhöhle mit allen ihren bereits kurz angedeuteten nervösen Leiden ein. Nur durch vollständige Ausschaltung der Möglichkeit, die Empfindlichkeit der Nasennerven durch Anschwellung ihrer Schleimhaut zu reizen, ist es möglich, das Nervenleiden günstig zu beeinflussen oder zu heben. Daß dies aber keiner bloß roh handwerksmäßig eingreifenden Zerstörungskraft, welche die so überaus wichtigen allgemeinen Maßnahmen unterläßt, gelingt, hat schon Mancher, der das rein Aeußerliche dieser Behandlung erlernt zu haben glaubte, erfahren müssen.

Nachdruck verboten.

Hans Joachim von Zieten als Gatte und Familienvater.

Ein Gedenkblatt zu seinem 200. Geburtstage, dem 14. Mai 1699.

Von A. von Winterfeld.

Nicht bloß die großen Thaten hervorragender Männer sind es, die wir kennen müssen, sondern, wenn wir sie ganz verstehen und würdigen wollen, auch ihr Privatleben, in welchem ihre rein menschlichen Eigenschaften stärker hervortreten. Die Heldenthaten des tapferen, schneidigen, schlichten und frommen Reiterführers Hans Joachim von Zieten sind, von der Geschichte aufgezeichnet, allgemein bekannt; weniger bekannt aber ist sein Privatleben, namentlich als Gatte und Vater, auf welches wir hier einen Blick werfen wollen.

Zieten stammte aus keiner reichen Familie. Sein Vater besaß nur einen Drittel-Antheil an dem Rittergute Wustrau bei Neu-Ruppin und hatte Mühe, sich und seine Familie durchzubringen. Als einzigem Sohn fiel Zieten nach seines Vaters Tode dies kleine, dazu noch mehrfach belastete und wenig einträgliche Erbe zu, das zu erhalten, emporzubringen und zu vergrößern er sich mit allem Eifer angelegen sein ließ, so viel sein militärischer Beruf ihm Zeit dazu gewährte. Glücklicherweise sollte er in seiner Gattin hierbei eine einsichtsvolle und thätige Gehülfin und Stellvertreterin finden.

Obgleich Zieten eine starke Neigung für ein gemüthvolles Familienleben besaß, so vermochte er doch nicht eher, als bis er zum Major aufgerückt und bereits vierzig Jahre alt war, zu heirathen und einen Hausstand zu gründen. Zu seiner Gattin erkor er aus reiner Herzensneigung, die ebenso erwidert wurde, seine dreiunddreißigjährige Cousine Judith von Jurgaß, welche, wie er, mit Glücksgütern wenig gesegnet, aber dafür eine tüchtige, fleißige und sparsame Land- und Hauswirthin war.

Die Ehe, in der gegenseitige Liebe und Vertrauen herrschten, war außerordentlich glücklich. Wie innig das Verhältniß der beiden Ehegatten zu einander sich gestaltet hatte, bezeugt ein im Familien-Archiv in Wustrau befindlicher, an ihren im Felde abwesenden Mann gerichteter Brief der Frau von Zieten, datirt Breslau*), den 25. August 1749.

Derselbe lautet in seiner originellen Orthographie und Interpunktion:

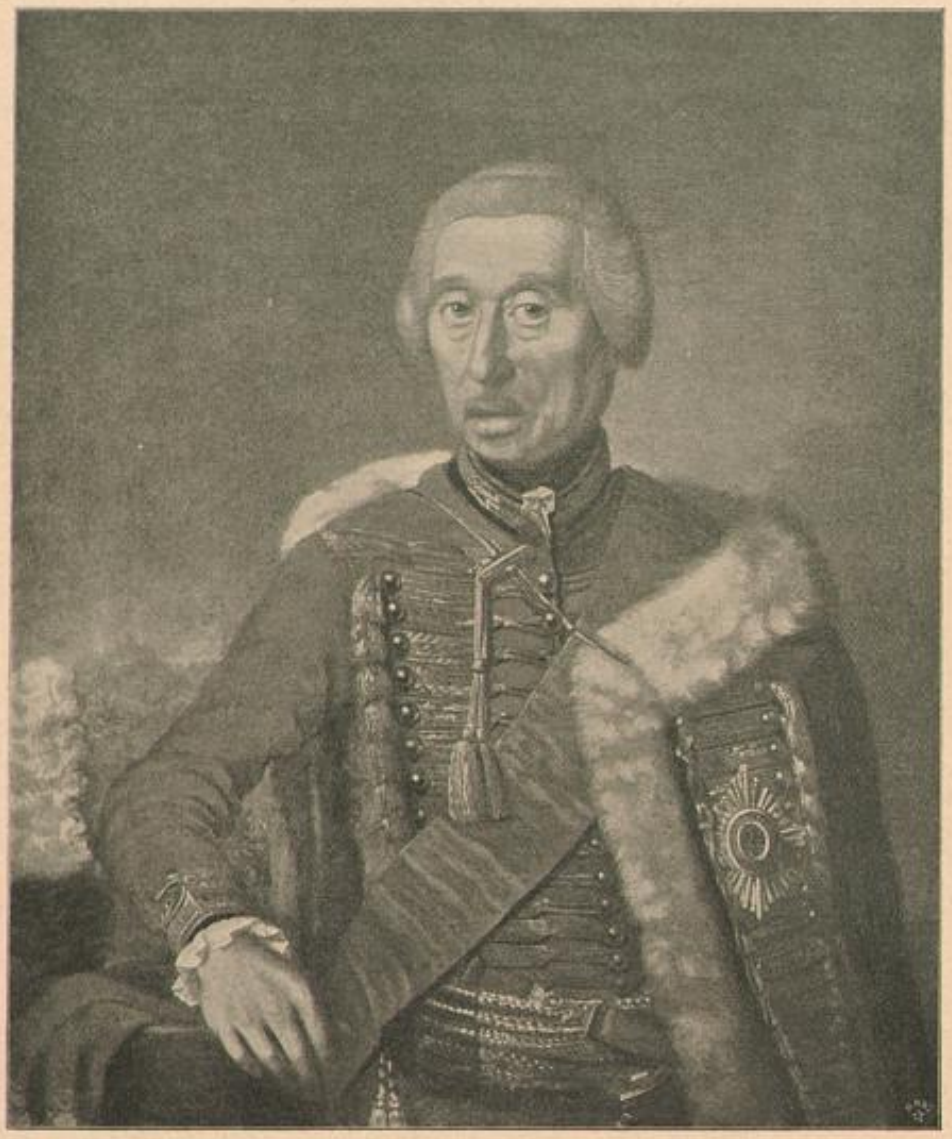
„Mein Herzens-Männchen,

Endlich bin ich nach vielem Lamentiren und Herzweh so glücklich, von Deinem Wohlsein die angenehme versicherung zu erhalten und dazu die Zeitung von dem gehabten recontre viel eher eingelaufen, als mein Herzchen sein Brieff, und da hier weitläuftig davon gesprochen, auch alle andern Dames von ihren Männern briewe bekamen, so weiß ich, was es mir wieder gekostet; doch gelobet sei die unermüdliche Vattertreue Gottes, so bisher Dir in seinen Schutz genommen und noch ferner des Erbarmens über uns nicht müde werden wird; allein, mein Engel, negligire Dir auch nicht ohne Noth, indem man auch davon Rechenschaft zu geben; denn wie ist es möglich, daß bey so kalten Nächten die gesundheit kan conserviret werden, wenn man in Kein bette Kompt, weshalben ich nicht leugnen kan, daß es mir manche Wunde im Herzen schnied, daß mein Engel so schlecht vor seine Gesundheit sorgt, ich nehme mir daher abermahl die Freyheit, ohne permission den bettsack und die bettstelle mitzusenden, mit der instendigsten Bitte, doch Deiner leute commoditet, die so schon genung eingerissne, nicht Deiner eignen Gesundheit und mir, die ich doch größer part daran nehme, vorzuziehen; ich hätte gern das teezeug auch mitgeschickt; weil ich aber wohl weiß, daß mein Hertzchen sich so viel nicht zu guhte tuht, werde mir darüber erst nachricht außbitten, auch ob es nicht möglich, daß wenn das Lager eine Zeit stehen bleibt, ich das Glück haben kan, bey mein Schätzchen zu sein; die Major von Winterfeld ist heute schon weg nach ihrem Mann gegangen, und morgen gehen noch mehr Dames von hier, und will ich gern inconito sein und wenig Zeug mitnehmen, doch bin zufrieden, wie es mein Hertzchen am commodesten, nur das einzige bitte mir aus, daß Du Dir nicht so erkältest, da Du mit Gicht und Kramff incommodirt, könte leicht eine contraction darauß entstehen. Da Du wohl weißt, wie ich Dir liebe, so kann ich auch mit allem recht pretendiren, daß Du Dir meinethalben in acht nimbst; nun, mein Hertzchen, ich Empfehle Dir noch der treuen obhuth Gottes und bitte mir alle wohl lieb zu behalten, die ich mit unveränderter treue Ersterbe

Mein Hertzens Männchen
Deine treue Frau
J. de Zieten.

P. S. Ich möchte wohl wießen, ob meine briewen alle eingelauffen; die General Bießingen ist so guth gewesen und hat einen an Ihren Mann mit eingeschlossen. Sie macht auch ein Compliment. Adieu, mon ange, je vous embrasse mil fois et s'il est possible, fais moi le plaisir de me faire venir."

*) Viele Offiziersfrauen hatten sich nach Breslau begeben, um ihren Männern näher zu sein.



Hans Joachim von Zieten.
Nach einem Original-Bildniß.

Den Wunsch seiner Frau, zu ihm kommen zu dürfen, erfüllte Zieten zwar nicht, weil Frauen, nach seiner Meinung, nicht ins Kriegslager gehörten, aber als er 1745 in Folge der Strapazen ernstlich erkrankte und in Patschkau ein Erholungsquartier beziehen mußte, ließ sich die treue Gattin nicht abhalten, zu ihm zu eilen und ihn wieder gesund zu pflegen.

Zwei Kinder, ein Sohn und eine Tochter, erhöhten das Glück der Ehe. Der Sohn starb jung, die Tochter heirathete später einen Lieutenant von Jurgaß.

Im Jahre 1756 erlebte Zieten den großen Schmerz, die liebevolle Gattin, die in rührender Pflichttreue Freud und Leid mit ihm getheilt hatte, durch den Tod zu verlieren.

Erst nach dem siebenjährigen Kriege, als er zurückgekehrt in sein Heim, dasselbe ohne Hausfrau öde und verlassen fand, entschloß sich Zieten, obwohl bereits fünfundsechzig Jahre alt, zu einer zweiten Ehe. Seine Wahl fiel auf Elisabeth von Platen, die erst sechsundzwanzig Jahre alt, also fast vierzig Jahre jünger war, als ihr Gatte.

Dem erbetenen Vermählungs-Consens fügte der König mit seinem Glückwunsch scherzhaft hinzu: „Wenn ich wüßte, wo Ihr Eure Hochzeit celebriren werdet, würde ich selbst dahin kommen, um auf solcher zu tanzen."

Zwar war Friedrich verhindert, auf der Hochzeit, die am 23. August 1764 stattfand, zu erscheinen, beschenkte aber die Braut mit einem kostbaren Brillantring.

Was aber das Tanzen anbelangt, so setzte Zieten auf seiner Hochzeit alle Gäste in Verwunderung durch die Grazie und Leichtigkeit, mit der er noch zu tanzen verstand.

Vor der Hochzeit schenkte er seiner Braut, die wenig mehr als eine bescheidene Aussteuer ihm zugebracht hatte, einen Schmuck im Werthe von zweitausend Thalern und nach derselben ein Kaffee- und Thee-Service „mit goldenem Rande."

Der große Altersunterschied zwischen den beiden Ehegatten hinderte nicht, daß auch die zweite Ehe sehr glücklich ausfiel. Die junge Frau machte es sich zur Lebensaufgabe, ihrem hochverehrten, ruhmgekrönten Gatten den Abend seines Lebens durch ein schönes, friedliches Familienleben zu verschönen. Ueber die Geburt eines Sohnes, im Jahre 1765, als Ersatz für den früh verlorenen erster Ehe, war Zieten hocherfreut.

Zur Taufe desselben erschien der König als Pathe mit der Königin und legte dem Täufling das Patent als Cornet in die Wiege.

Noch zwei Kinder entsproßten der Ehe, ein Sohn, der früh starb, und eine Tochter, welche nachmals einen Grafen Redern heirathete.

Mit siebzig Jahren trat Zieten in den Ruhestand und lebte nun im Sommer auf seinem Gute Wustrau, das er gänzlich an sich und zu hoher Blüthe gebracht und auf welchem er das zwar einfache und schmucklose, aber geräumige und wohnliche, noch heute bestehende herrschaftliche Wohnhaus erbaut hatte, im Winter in seinem Stadthause, Kochstraße Nr. 61—62 in Berlin, allgemein verehrt und geliebt ob seiner Biederkeit, Schlichtheit, Bescheidenheit und Leutseligkeit auch gegen den Geringsten. Selbst äußerst einfach in seinen Bedürfnissen, liebte er es doch, einen Kreis von Verwandten und Freunden um sich zu versammeln und gastlich zu bewirthen.

Von seinem dankbaren König aber wurde der alte Held bis zu seinem Ende mit Huldbeweisen und zarten Aufmerksamkeiten aller Art überhäuft. Oft besuchte ihn Friedrich in Berlin, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, und wenn es dem hochbetagten Greise zuweilen begegnete, daß er an der königlichen Tafel einschlief, dann gebot Friedrich seinen Gästen, leise zu sprechen, indem er sagte: „Weckt mir meinen alten Zieten nicht auf; er hat genug für uns gewacht!"

Diese und ähnliche Scenen sind durch Chodowiecki und Menzel verewigt worden.

Wenige Monate vor seinem König, am 27. Januar 1786, im Alter von siebenundachtzig Jahren, wurde Zieten, ohne eigentliche Krankheit, durch einen schnellen, sanften Tod aus diesem Dasein abberufen. Im Gedächtnisse seines Volkes aber lebt er fort als der im besten Sinne populärste von den Helden des großen Friedrich.

Nachdruck verboten.

Die Engländerin.

Novelle von Gerhard Walter.

Der Forstassessor Vollmar Kunze saß behaglich in seiner Waldklause. Die Sonne schien hell durch das Fenster und auf den Frühstückstisch, auf welchen Kuno, der brave Stichelhaarige, den großen, klugen Kopf gelegt hatte, seinen Herrn vertraulich anblinzelnd und zuweilen mit der buschigen Rute den Boden fegend in stummer Bitte um einen guten Brocken aus der Hand des Herrn. Dieser hatte augenblicklich aber keine Zeit für seinen vierbeinigen Freund. Ein Brief, den er in der Hand hielt, beschäftigte ihn viel zu sehr. „Mein lieber Freund," stand darin zum Anfang. Ein gutes Lachen flog über das Gesicht des stellvertretenden Oberförsters. „Immer dieselbe," sagte er sich, „und das ist hübsch von ihr, daß sie nach ihrer Heirath mir das geblieben ist, was sie vorher war. Weiter! Sie war immer so etwas wie mein guter Geist."

„Ich habe heute nicht zu viel Zeit. Aber grüßen wollte

Stadt und Land. Nach dem Gemälde von K. Zewy.

Photographie-Verlag von Victor Angerer in Wien.

ich Sie doch und bei Ihnen anfragen, ob Sie nicht eine Woche für uns übrig haben. Sie sind uns lange einen Besuch schuldig. Die Luft geht frisch und rein, und ich weiß schon, wenn Sie jetzt nicht kommen, dann wird das ganze Jahr nichts daraus. Außerdem haben wir zur Zeit gerade einen anderen, sehr reizenden Gast im Hause, der Sie über das einsame Zusammensein mit meinem Mann und mir hinweg zaubern könnte. Mehr sage ich nicht. Nur, daß wir uns alle herzlich über Ihr Kommen freuen würden. Mein Mann denkt wie ich und drückt Ihnen die Hand, und ich thue dasselbe.

In alter Freundschaft

Ihre

Liesbeth Wagner."

Der Forstassessor faltete den Brief zusammen.

„Meine gute, kleine Liesbeth!" sagte er vergnügt. „Sei es denn! Den Urlaub habe ich so wie so, und besser kann ich ihn eigentlich nicht anwenden, als bei zwei guten Freunden einkehren. Dein sogenannter „reizender Gast" könnte mich höchstens abhalten; aber wen Du in Dein goldenes Herz geschlossen, mit dem kann man es ja getrost wagen, unter einem Dach zu hausen. — Kuno! —" — Kuno wedelte heftiger, — „Kuno, Du wirst auf eine Woche oder zwei beim Revierförster in Pension gethan werden!"

Kuno schien etwas anderes erwartet zu haben, denn er erhob sich mißmuthig und lagerte sich auf die Matte vor der Thür.

Und der Forstassessor erhob sich auch und trat an seinen Schreibtisch und schrieb:

„Frau Liesbeth, Ihr Wille geschehe! Ich werde übermorgen Abend bei Ihnen sein. Ich bedarf der Erholung, da ich leidend bin. Die Symptome meiner Krankheit sind: beständiger Durst, Neigung zum Schlaf und Ekel vor der Arbeit. Ansteckend ist sie aber nicht. Ihr alter und getreuer Vollmar, der Sie für alles verantwortlich macht."

Und Kuno kam in Pension und heulte wehmüthig hinter seinem Herrn her, als dieser von der Revierförsterei ohne ihn zur Bahn fuhr, um seine Jugendfreundin Liesbeth Wagner zu besuchen, die seit einem Jahr mit seinem lieben und treuen Waffenbruder, dem Oberförster beim Grafen Egloffstein auf Steinhausen verheirathet war. Eigentlich hatte er selbst die Partie gemacht. — Es gab ein großes Freuen, als er einrückte. Die hübsche, blonde Frau Oberförster streckte ihm beide Hände hin: „Famos, Vollmar, daß Sie da sind!" grüßte sie ihn mit lachendem Munde; „nun soll's aber vergnügt werden!" Und der Gatte mit dem wallenden Vollbart kam ihm mit einem großen Römer, der bis an den Rand gefüllt war, entgegen: „Hier, Vollmar, gegen den beständigen Durst, erste Dosis! Die Zahl der Tropfen, die er hegt, sei Deinen Tagen zugelegt!"

„Ausgezeichnet!" rief der Gast; „aber erst antrinken! Ich gebe mich in Ihre Hut und Pflege, Frau Liesbeth!"

Sie nahm den Kelch und netzte die rothen Lippen: „Heil und Glück!" und reichte ihn zurück. Auf einen Zug leerte er ihn.

„Ah!" sagte er, den blonden Schnurrbart streichend, „ausgezeichnetes Gewächs! ‚Wohl dem hochbeglückten Haus, wo das ist kleine Gabe!' um einmal beim Citiren zu bleiben. Hier bleibe ich längere Zeit!" lachte er fröhlich.

Sie traten ins Haus. Und es wurde ein guter Abend unter den drei Freunden.

„Du, Vollmar!" sagte der Oberförster, nach Tisch die Cigarren darreichend, „was schreiben wir für einen Tag heute?"

„Den 24. Mai!" antwortete er.

„Gut. Also heute vor zwei Jahren hast Du das Gewissen auf Dich geladen, mich mit meiner lieben und getreuen Liesbeth zuerst zusammenzuführen. Und zur Feier des Tages werden wir jetzt eine Mai-Bowle ansetzen. Hast Du etwas dagegen? Kennst Du noch das eine Verslein: ‚Sieben Gründe giebt's zu trinken! Freundesankunft auf Nummer eins!'?"

„Zwei, wenn holde Frauen winken!" fiel der Gast begeistert ein! „Drei, besonderer Werth des Weins! Stimmt hier alles, und außerdem bin ich leidend, wie bekannt."

Frau Liesbeth sprang auf. „Ich bin als Hausfrau die Nächste dazu!" rief sie lustig, „und mein Mann hat mich gut erzogen!" Und hinaus eilte sie mit leichtem Fuß. —

Sie saßen draußen unter der blühenden Akazie. Es war ein warmer, köstlicher Maiabend. Am blauen Himmel stand klar und scharf gezeichnet der Mond. Vom nahen Walde her schallte geheimnißvoll der Ruf des Käuzleins. Mit glockenhellem Klang läuteten die Gläser zusammen. „Nun singen wir eins!" rief der Oberförster; „es hört uns kein Mensch in dieser Einsamkeit, und wenn fern im wilden Forst der Wanderer es vernähme, dann würde er sich's als gutes Zeichen deuten. Also los: Im Krug zum grünen Kranze!" Und hell und klar und voll und kräftig schallte es hinaus in die sinkende Nacht, die wohlgeschulten Stimmen der Männer und Frau Liesbeths frischer Sopran, bis zum volltönenden Schluß die Kelche sich gegeneinander neigten:

„Es lebe die Liebste Deine
Herzbruder im Vaterland!"

Der Assessor hielt das leere Glas gegen Frau Liesbeth hin: „ehrlich gemeint!" wollte er sagen, aber er sagte nichts! Verwundert und wie gebannt hing sein Auge an einer neuen Erscheinung, die er bisher hier nicht geschaut. Im weißen Kleide, über das nachtdunkles Haar in mächtigem Lockenschwall herabfiel und lose die Schultern umwallte, stand dort im Zwielicht am Stamme der Akazie die Gestalt eines Mädchens. Das Licht des Mondes fiel hell gerade auf ihr weißes Gesicht und spiegelte sich glänzend in den großen, dunkeln Augen. Um den feinen Mund lag ein verhaltenes Lächeln.

„Ah, Miß Leila!" rief Frau Liesbeth und sprang auf; „herrlich, daß Sie noch kommen. Hier unser lieber Gast, von dem ich Ihnen erzählte. Miß Leila Sounders aus Schottland!"

Das fremde Fräulein reichte ihm eine schmale, zarte Hand hin. „Ich freue mich sehr, Sie zu sehen!" sagte sie in fremdartigem Tonfall. Jetzt kam dem Assessor erst der Gedanke an den „reizenden Gast", von dem ihm Frau Liesbeth geschrieben.

„Donnerwetter!" sagte er nur leise in sich hinein, als sie wieder am Tisch saßen. War's vorher schon schön gewesen, dies war jetzt der Thau in der Rose.

„Aber nun hol' ich uns Licht!" rief Frau Liesbeth. Und beim Schein des Windlichtes, um das bald allerlei kleines Nachtgesindel zu flattern und seine Kreise zu ziehen begann, konnte der Assessor nun das interessante und einnehmende Mädchengesicht beobachten, das sich ihm zuwandte. Sie sprach ziemlich fertig deutsch, aber mit jenem eigenartigen Dialekt der Engländerinnen; und es störte nicht. Es lag etwas Fremdartiges, Berückendes in der ganzen Erscheinung des Mädchens.

„Sie ist Gesellschafterin bei der Gräfin im Schloß dort hinter dem Walde," unterrichtete ihn der Freund, als sie mit Liesbeth ins Haus gegangen war, um eine neue Auflage zu besorgen. „Von heute an bleibt sie acht Tage bei uns, die Gräfin fährt zu Verwandten. Sie ist ein famoses Mädel, aber leider arm wie eine Kirchenmaus. Doch das ist ja kein moralischer Fehler. Wenn die Gräfin wiederkommt, fährt sie mit ihr nach Schlangenbad." Da kamen die Damen zurück.

Es wurde ein prächtiger Abend. Der Mond stand tief am Himmel, als sie auseinandergingen in der ambrosischen Nacht. Der Assessor neigte sich auf die zarte Hand Leila's. Es fehlte nicht viel, dann hätte er sie geküßt, diese schlanken, kühlen Finger.

Es war alles Jauchzen in ihm, als er auf seinem Zimmer aus dem Fenster lehnte, die heiße Stirn in der Nachtluft zu baden.

„Sie ist wunderschön!" sagte er leise. „Was wäre das für eine unsagbare Wonne, dieses süße Weib jetzt in die Arme zu schließen, — aber sacht stets, — und bedacht stets, — ist Lebens Hochgenuß." —

Er stützte das Haupt in die Hände und dachte an Leila. Draußen rauschte leise der Wald. Und Leila stand unten in ihrem Zimmer und steckte ihr Haar auf, kaum es meisternd mit den kleinen Händen. Wie sie in den Spiegel schaute, blickte ihr ein ernstes und wehmüthiges Mädchengesicht entgegen.

Am nächsten Morgen dachte der Assessor ruhiger. Aber doch hing sein Auge wie gebannt an den Zügen des so eigenartig reizenden Gesichtes. Das Haar trug sie nicht mehr lose. Im mächtigen Knoten lag es ihr im Nacken. Das einfache, weiße Kleid, den schönen Hals ganz frei lassend, ohne Schmuck und Geschmeide, floß weich um die hohe Gestalt. So trat sie ihm freundlich entgegen.

„Nun amüsirt Euch miteinander den Vormittag über!" sagte Frau Liesbeth harmlos und nahm ihren Schlüsselkorb; „ich muß mich um die Wirthschaft kümmern! Adieu!" Der Oberförster arbeitete mit dem Secretair.

„Gehen wir in den Wald?" fragte er.

„Sehr gern! Ich habe ja Ferien und kann thun, was ich will!" gab sie heiter zurück.

Da gingen sie hin. Fern am See auf einem großen Stein im Schilf saßen sie zusammen. Sie ordnete die Waldblumen, die er ihr gepflückt, und schaute sinnig aus den dunkeln Augen auf sie nieder und erzählte ihm von der bergigen, wilden Heimat, dem Bergdorfe Dunmoora im engen Thal, den dunkeln, tiefen Bergseen und dem trotzigen, harten, getreuen Volk, das an seinen Ufern wohnt. Und wie verzaubert hörte er zu. Und wie Musik klang ihm die fremdartige Wortbildung aus ihrem Munde.

Sie hatte geendet. Nachdenklich blickte sie hin über die stille, unbewegte Wasserfläche. Hin und wieder sprang plätschernd ein Fisch auf. Still dehnten sich die Kreise und vergingen. Schimmernde Wasserjungfern mit stählern glänzenden Flügeln schwebten um das Röhricht. Ueber den blanken Seespiegel schossen im lautlosen, haschenden Fluge die Schwalben. Vom Walde her ruckste eine Waldtaube. Alles still, — feierlich still. Und tiefer Ernst lag um die frischrothen Lippen des Mädchens.

Der Assessor schaute sie unverwandt an.

Da wandte sie mit flüchtigem Lächeln das Angesicht ihm zu.

„Ich freue mich auf die kommende Woche," sagte er ehrlich. „Wollen wir gute Kameraden sein?"

„Ich bin immer guter Kamerad," antwortete sie, und das Lächeln um ihren Mund wurde deutlicher.

„Ich auch!" rief er. „Schlagen Sie denn ein, mein guter Gesell, Miß Leila! Wir zanken uns nie, wir sprechen immer die Wahrheit gegeneinander und haben Vertrauen zu einander. Wollen Sie? Man kann sich das Leben ja so schön machen unter Leuten von Herz und Ehre! Und sie finden sich immer zusammen!"

Er hielt ihr die Hand hin. Zögernd legte sie die ihre hinein: „All right," sagte sie und sah ihm ins Gesicht mit ihren großen, dunkeln Augen. Er hielt die Hand fest, die sie ihm entziehen wollte.

„Noch nicht!" bat er. „Ich liebe die tapferen Hände. Und eine solche halte ich. Ich habe Respect vor einer Mädchenhand, die sich bewährt im Kampfe um's Leben, mehr als vor einer Hand, die nicht arbeiten und spinnen kann. Ich bin Offizier. Und wer fest steht in Kampf und Streit, der ist mir werth."

Er sah wieder auf die Mädchenhand, die er noch immer gefaßt hielt.

Leila blickte ihn fast herzlich an.

„So sprechen die wenigsten Männer!" sagte sie leise. Plötzlich flog es roth über ihr Gesicht, und schnell entzog sie ihm die Hand.

„Lassen Sie uns gehen!" bat sie und sprang von dem Stein auf.

* * *

Sie wurden sehr gute Gesellen. Es waren überhaupt köstliche Tage in Wald und Busch. Und die ganze, kleine Hausgemeinde wuchs zusammen, als wären sie einander niemals fremd gewesen. Nur Eine fing an, besorgt auszusehen. Das war Frau Liesbeth.

„Höre 'mal," sagte sie am vierten Morgen, als sie mit ihrem Manne allein am Kaffeetisch saß, „wird Dir nicht bange? So hatte ich mir das nicht vorgestellt."

„Was hattest Du Dir nicht so vorgestellt?" fragte er über die Zeitung hinweg halb in Gedanken.

„Den Verkehr zwischen Leila und Vollmar. Die Sache wird bedenklich. Heute mit Morgengrauen sind sie schon in den Wald gezogen. Er ist ja wie blind und toll in das Mädel verliebt, und sie läßt sich ziehen. Und es kann ja doch nichts daraus werden! Ich hätte ihn für verständiger gehalten. Sie hat ja nichts, gar nichts als ihre Schönheit."

Der Oberförster legte die Zeitung hin und blickte der jungen, ganz erregten Frau nachdenklich lächelnd ins Gesicht: „und außerdem ist sie ein ausgezeichnetes Mädel, wolltest Du noch hinzusetzen, nicht wahr?" sprach er und faßte seine Frau um die Hüfte. „Ja, ja; die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los," citirte er wieder nach seiner Gewohnheit. „Werden kann ja allerdings nichts daraus, als höchstens eine Thorheit. Aber was sollen wir machen? Wir können ihn und können sie nicht hinausweisen. Ich habe ihm nicht ohne Absicht am ersten Abend gesagt, daß sie arm ist wie eine Kirchenmaus. Ich weiß auch nicht, was er sich bei diesem Hofmachen denkt. Er ist sonst kein Mann, der mit einem Mädchen spielt. Ich muß 'mal wieder auf den Busch klopfen."

„Hätte ich gewußt, daß die Sache so ernst werden könnte, hätte ich ihn ein anderes Mal eingeladen," seufzte Frau Liesbeth und stellte die gebrauchten Tassen zusammen. „Schau, da kommen sie," unterbrach sie sich, „ein prächtiges Paar in der That, wie Leila sagt, schau bloß die beiden Figuren! Und wie er auf sie einredet. Und sie mit gesenktem Gesicht daneben, ganz roth übergossen, und wie er ihr jetzt die Blumen reicht, — — Fritz, was habe ich gemacht; das giebt doch ein Unglück!"

„Er hat nichts, und sie hat nichts," brummte der Oberförster, „macht zusammen Nichts; aber Sünde und Schade ist's um die beiden. Das verfluchte Geld!" Frau Liesbeth ging eilig hinaus. Leila und der Assessor traten durch die Gartenthür ein.

„Donnerwetter, ist das schön da draußen in diesem Mai!" rief er fröhlich; „wir sind bei den Diebsteichen gewesen und haben gesehen wie das Morgenroth sich im Wasser spiegelte!" Leila verschwand. Aber er erzählte nicht, wie sie gesehen hatten, daß zwei Gesichter dicht neben einander in der purpurglänzenden Fluth sich auch gespiegelt hatten, und daß er geflüstert hatte: „Leila, wie sind Sie schön!" Und daß sie zurückgetreten war und die gefalteten Hände gegen ihn erhoben und in der Noth des Augenblicks flüsternd zu ihm gesagt hatte mit herzbeweglichem Flehen: „Bitte, sagen Sie so etwas nicht! Dann darf ich nie wieder mit Ihnen gehen! Und wir wollten ja gute Kameraden sein!" Und er hatte ihre Hände gefaßt und ihr versprochen, es nie wieder zu thun, — — und dann waren sie wieder gute Kameraden gewesen, ganz gute, vertraute Kameraden. Und die Sonne schien so golden, und der Wald leuchtete im jungen Grün des Buchenlaubes, und die Drossel sang von fern, und über ihnen schmetterte ein Buchfink sein Lied in das Frühlicht hinein; ringsum Duft und Glanz und Klang und Frieden. Und beide jung.

Der Oberförster brachte es doch nicht fertig, den Freund zu warnen. Er war ein paar Mal dicht daran, aber er wußte nie recht, wie er's anfangen sollte, ohne ihn zu verletzen. Weiß er wissen sollte, das wußte er so wie so. So ließ er es denn und ließ der Sache ihren Lauf. Das Leben in der Oberförsterei war auch noch nie so prächtig gewesen, wie in diesen Tagen, über denen es wie Sonnenglanz und Märchenzauber lag, und auch Frau Liesbeth ließ Glanz und Zauber auf sich wirken. Der Assessor hatte in seiner Freude etwas Ueberwältigendes, Unwiderstehliches. Aber als sie wieder nach einem Abend voll Sang und Klang nach Mitternacht das aschblonde Haar löste, da sagte sie doch wieder: „Um Himmelswillen, was soll daraus werden! Hast Du die Augen gesehen? Ich könnte weinen, wenn ich daran denke, daß diese Tage aufhören werden; aber ich wollte doch, sie wären erst zu Ende!"

Und sie sollten zu Ende kommen.

Es war der letzte Nachmittag vor der Zurückkunft der Gräfin. Oberförsters hatten sich mit ihrem Besuch beim Nachbar drüben im Königlichen Forst angemeldet. Der Wagen stand vor der Thür. Da kam durch den Wald der Telegraphenbote gegangen. Der Oberförster riß das Telegramm auf: „Verwünscht," wetterte er, „meldet sich weiß Gott eben der Forstrath an! Kann also nicht mit, und Liesbeth. Du mußt auch hier bleiben und die Honneurs machen. Vollmar, dann fahre nur mit der Miß allein, und laß den Wagen gleich von Krüger's aus zur Bahn gehen. Kann Euch leider nicht wieder abholen lassen, und Ihr müßt schon zu Fuß nach Hause gehen. Adieu, adieu!"

Sehr nachdenklich schaute Frau Liesbeth dem dahinrollenden Wagen nach. „Fritz, Du bist aber wirklich kindlich!" klagte sie. „Da läßest Du nun das Liebespaar heute Abend allein durch den Wald heimwärts ziehen." —

„Ob am Abend oder am Morgen, das bleibt sich wohl einigermaßen gleich," gab er zurück, „außerdem sind die Kinder mir doch zu groß, um für sie die Verantwortung zu übernehmen." Sie traten ins Haus zurück.

Und die erwähnten großen Kinder fuhren harmlos und vergnügt durch den prächtigen, frühlingsfrischen Wald und waren sehr verständig. Die strengste Frau Oberhofmeisterin hätte nichts entdeckt, das gegen den besten Ton verstoßen hätte. Er erzählte ihr mit Eifer von den Kennzeichen des Alters der jungen Kiefernpflanzungen und von fünfzig- und hundertjährigen Umgang im Forst. Zuweilen unterbrach sie ihn, wenn sie ein Wort, einen technischen Ausdruck nicht verstand, und dann schauten sie einander wohl ganz zufällig mit begegnendem Blick in die Augen, und einmal griff er schnell nach ihrer Hand, als er sie auf ein Stück Schwarzwild aufmerksam machte, das von Kartoffelacker drüben zu Walde zog, und er vergaß, ihre Hand loszulassen, bis sie den Schirm aufspannte. Bei den gastlichen Oberförsterleuten gab es großes Bedauern über das Ausbleiben der Nachbarn, und der Nachmittag verlief durchaus standesgemäß und friedlich, bis sie zur rechten Zeit, angesichts des langen Nachhauseweges, sich auf den Heimweg machten.

Es war Vollmond. Wie eine strahlende Ampel hing der Mond überm Walde, klares, bläuliches Licht und scharfe, dunkle Schlagschatten ausstreuend. Es waren noch immer so köstliche warme Abende. Es war eine Lust, zu wandern in solcher Luft und in solchem Licht. Oben das geheimnißvolle Rauschen und Raunen, die priesterliche Sprache des Waldes, und sonst die unendliche, feierliche Stille und Weltferne ringsum.

„Ich habe mich auf diesen Gang gefreut," sagte der Assessor. „Es ist wohl das letzte Mal, daß wir so selbander durch den Forst ziehen. Wollen Sie freundlich an den Mann denken, der beim Frühschein und beim Sonnenglanz mit Ihnen durch ihn hinwandern durfte?" — Sie nickte und sah ihn herzlich an.

Sie gingen an einem Wasser vorbei, aus dessen hellem Spiegel der volle Mond leuchtend blickte. Ganz leise quakten einige Frösche, wie unentschlossen, ob das Konzert schon beginnen solle. Jetzt plumpsten sie erschreckt mit langem Satz ins Wasser, und über das goldige Gesicht des Mondes da unten zogen Kreise um Kreise, einander drängend und schneidend. — Sie hatten etwa die Hälfte des Wegs zurückgelegt. Dicht am Wasser standen zwei Erlenstümpfe dicht bei einander.

Die dunkelgelbe Hiebfläche glänzte im Mondlicht. „Sitzen wir einen Augenblick, um auszuruhen?“ fragte er.

„Eine kleine Rast dürfen wir wohl machen,“ gab sie freundlich zurück.

Sie saßen eine Weile stumm und sahen ins Wasser. Irgendwo in der Ferne schlug eine Nachtigall am Waldessaum. Lautlos huschte eine flatternde Fledermaus um sie her, und Nachtfalter taumelten über den Weiher. Kaum vernehmbar lispelte es im Schilf.

„Ich habe eine Abschiedsbitte!“ sagte er und legte leise die Hand auf ihre.

Sie sah ihn mit den großen, dunkeln Augen fragend an. Das Licht von oben spiegelte sich in den feuchten Sternen: „Was denn?“

„Singen Sie mir noch einmal das Lied von Lenau:

‚Auf dem Teich, dem regungslosen,
Liegt des Mondes bleicher Glanz;‘

ich bitte Sie, thun Sie es!“ drängte er flehend.

Sie stand auf. „Dann lassen Sie an die Eiche da mich lehnen,“ sagte sie. „Sie sind so gut gegen mich gewesen; es freut mich, wenn ich Ihnen mit so Wenigem danken kann.“

Er sah zur ihr auf und reichte ihr beide Hände hin.

„Und noch eines, Leila, und versagen Sie mir auch das nicht; versprechen Sie es mir vorher, Sie Liebliche! Haben Sie Vertrauen zu mir?“

Sie nickte und legte ihre Fingerspitzen auf seine.

„Also versprechen Sie es mir?“

Sie nickte wieder mit ernstem Gesicht.

In seinen Augen war Feuer:

„Leila, lösen Sie Ihr Dunkelhaar, wie an dem Abend, als ich zuerst Sie sah!“

Ihre Augen lagen fest in den seinen, wie in seinem Bann. Sie löste ihre Hände und hob sie langsam, wie zagend und zweifelnd, zu ihrem Haupt, — aber mitten in der Bewegung hielt sie inne:

„Und Sie bitten mich um nichts weiter? Ganz gewiß nicht? Bei Ihrer Ehre nicht?“

Da stand er aufrecht vor ihr und streckte die Arme verlangend nach ihr aus: „Ja, Leila,“ rief er laut, „ich bitte Dich um mehr! Um Dich selbst!“

Vor ihm stand die weiße Gestalt, vom Mondenglanz überrieselt. Aus blassem Gesicht sahen ihre Augen ihn an wie im Entsetzen; einen Schritt trat sie zurück, und wie zur Abwehr hatte sie die Hände vorgestreckt.

„Ich kann nicht! Ich darf nicht!“ flüsterte sie hastig. „Um Gotteswillen, seien Sie mein Freund; aber Ihre Braut kann ich nicht sein!“

„Und warum nicht?“ fragte er tonlos und ließ die Arme sinken wie ein müder Mann.

Sie griff in die Tasche ihres Kleides und hielt ihm ein kleines Bild hin: „Er verbietet's, und ich gehöre ihm zu Dienst und Gehorsam!“

Er sah ein jugendliches, bartloses Männergesicht vor sich. Einen kurzen Blick warf er darauf, dann schlug er die Hände vors Gesicht und sank ächzend zurück auf den Erlenstumpf.

„Leila, das hätten Sie mir früher sagen sollen!“ stöhnte er wie ein wunder Mann.

Sie war wieder dicht an ihn herangetreten.

„Es weiß es kein Mensch auf der Welt, außer nur Sie, mein Freund,“ sagte sie leise mit tiefem, herzlichem Ton; „auch Liesbeth weiß es nicht.“

Sie setzte sich zu ihm nieder auf den anderen Erlenstumpf. Zu ihm geneigt sprach sie leise weiter:

„Er ist ein junger, deutscher Geistlicher. Ich lernte ihn kennen in meiner früheren Stellung. Seine Familie will es aber nicht. Er soll keine Engländerin heirathen, und keine, die arm und mit leeren Händen zu ihm kommt. Darum darf es keiner wissen. ‚Treue um Treue‘ ist ein deutsches Wort, nicht wahr? Darum bleibe ich ihm treu, — und Sie, Sie bleiben mein Freund!“

Sie neigte sich so dicht zu ihm, daß ihr Athem seine Hände streifte. Nun ließ er sie sinken. Sein Gesicht sah wie verwüstet aus.

„Ja, Leila! Gieb mir die Hand darauf, daß Du meine Freundin bleibst!“

Er drückte seine heißen Lippen auf die kleine, zitternde Hand. „Und nun laß uns gehen!“

Sie wußten es beide nicht, daß er „Du“ sagte.

Schweigend gingen sie weiter. Er blickte vor sich nieder und trocknete sich die Schweißtropfen von der Stirn. Sie ging dicht neben ihm, wie mitleidig auf den starken Mann blickend, den die Liebe und das Leid so hart gefaßt um ihretwillen.

Dort schimmerte endlich das Licht aus der heimatlichen Oberförsterei durch die Lichtung. Sie standen am Waldsaume.

„Leila,“ brach er das tiefe Schweigen, „hier gehen unsere Wege jetzt auseinander. Lassen Sie uns Abschied nehmen. Nachher sind wir wieder Freunde. Ich werde Sie nie vergessen, und ich wünsche Ihnen Glück und Frieden Ihr Leben lang. Aber eines bitte ich doch: Sagen Sie mir als ein ehrliches Mädchen: Wäre Er nicht gewesen, — ließen Sie mich dann auch so traurig gehen?“

Sie sah ihm gerade ins Gesicht und sagte nichts. Aber im Mondeslicht funkelte es wie eine Thräne um ihn in ihrem Auge. Ihr Mund lächelte mild. So traten sie hinaus aus dem Walde, der ihr Geheimniß barg.

Es ahnte und rieth es keiner. Leila ging als übermüdet auf ihr Zimmer, und der Assessor trank in guter Haltung mit dem Oberförster und dem Forstrath eine Flasche Rüdesheimer. Er war ruhig und heiter. Wenigstens äußerlich.

Aber drinnen auf seiner Kammer stand er lange, lange am Fenster und sah die Sterne wandern und rechnete ab mit den hinter ihm liegenden Tagen. —

Am nächsten Morgen ging Leila zurück auf das Schloß. Sie nahmen freundlich und herzlich Abschied von einander. Wie fest der letzte Händedruck war, das wußte keiner!

Vorher hatte sie der Frau Oberförster in der Küche geholfen beim Spinatpflücken.

„Wie war's denn gestern?“ hatte Frau Liesbeth harmlos gefragt.

„O sehr hübsch; mit solchem Cavalier läßt sich's schon wandern,“ antwortete Leila scheinbar unbefangen.

„Ja, Cavalier vom Scheitel bis zur Sohle; und auch alle Neigungen und Bedürfnisse und einige Fehler eines Cavaliers. Leider aber nicht das Vermögen. Er ist arm und auf eine reiche Frau angewiesen, mit einer armen würde er unglücklich werden. Er selbst würde das nicht gelten lassen, aber ich kenne ihn von Jugend auf.“

Sie warf einen schnellen Seitenblick auf Leila. Die war sehr roth geworden und wühlte mit der feinen Hand im Spinat. — —

* * *

Es war im Herbst. Der Forstassessor war zum Oberförster befördert. Draußen hing das Laub gelb und schlaff an den Buchen und Eichen, und es raschelte im Hagedorn, wenn der Wind durch den Wald fuhr und Blatt um Blatt herunterwirbelte, daß sie lautlos sich ins weiche, feuchte, modrig duftende Gras betteten. Ab und zu trieb er auch einen prasselnden Regenguß gegen die Fenster der stillen, einsamen Oberförsterei, daß die Tropfen in langen Streifen an den dunstgefleckten Scheiben niederrannen. Es ging gegen die Abenddämmerung. Der Oberförster war eben aus dem Revier heimgekommen und saß in Hausschuhen und Joppe am Schreibtisch. Kuno hatte sich vor dem Ofenloch gelagert und blinzelte in die rothe Gluth, die drinnen flackerte, behaglichen Schein und angenehme Wärme verbreitend.

Der Oberförster griff nach den Briefen, die auf dem Tische lagen.

„Ah!“ dachte er angenehm überrascht, ein Schreiben in zartem, lilafarbenem Umschlag öffnend, „von Frau Liesbeth! Das ist ja erfreulich. Was will sie denn?“ Er lehnte sich zurück im Stuhl und begann zu lesen mit dem ruhigen Gesichtsausdruck eines Mannes, der seiner Sache gewiß ist. Aber plötzlich nahmen seine Züge einen sehr gespannten Ausdruck an, und er begann unruhig hin und her zu rücken.

„Ohne Frage entsinnen Sie Sich noch unserer Miß Leila, für die Sie Sich damals ziemlich stark zu interessiren schienen. Denken Sie nur, wie es ihr ergangen ist. Kurz nachdem Leila aus Schlangenbad zurückgekommen war, enthüllte sie mir eines Tages, — wir saßen am Sollweiher auf zwei Erlenstümpfen; es hatte geregnet, und ich holte mir einen greulich echten, gelben Fleck auf meinem weißen Kleide; doch das nebenher! — — enthüllte sie mir ihr seit längerer Zeit bestehendes Verlöbniß mit einem jungen Pastor deutschen Geblüts. Die Schlange! Hätte sie das früher gethan, dann hätte sie mir manche Sorge erspart. Das freute mich außerordentlich, und ich wünschte ihr alles Gute. Ja, ich war sogar so unverständig gutmüthig, den Herrn zu uns einzuladen. Ich kann gerade nicht behaupten, daß er mir so ausnehmend gefiel; aber ich sollte ihn ja auch nicht heirathen. Den Eindruck einer leidenschaftlich verliebten Braut machte Leila mir ja auch gerade nicht. Ein Mal, als sie aus dem Walde zurückkamen, schienen sie sogar beide recht verstimmt zu sein. Aber dann reiste er in gutem Frieden ab, und sie schrieben einander durch meine Vermittelung, — bis sich eines Tages Leila außer sich ins Sopha warf und laut weinend mir den eben geöffneten Brief hinhielt. Er kündigte ihr unter allerhand süßen Redensarten den Handel. Die Sache war ihm eben zu aussichtslos und war ihm übersatt geworden. Es machte mir übrigens den Eindruck, als wenn es mehr Thränen des Zornes und der Verachtung über den Wortbruch, als solche der verzweifelnden Liebe waren, die die leidenschaftliche Leila weinte. Ich sehe sie noch am Fenster stehen, die Lippen fest zusammengepreßt und das thränenfeuchte Taschentuch zwischen den Händen drehend, während ihr das schöne, gelöste Haar ums Gesicht fiel, von dem Thräne auf Thräne niedertropfte auf meine Geranien. Ich küßte sie und ließ sie allein. Lange hörte ich sie auf und ab gehen. Als ich wieder kam, stand sie vor meinem Nähtisch und hielt, — nun rathen Sie mal, — wessen Bild in der Hand? — Ihres, lieber Vollmar! Sie stellte es wieder hin bei meinem Eintritt. ‚Er war ein Cavalier!‘ sagte sie, und es zuckte wieder um ihre Lippen, ‚und der andere war kein Cavalier!‘ setzte sie bitter hinzu. — Sie hat schwer mit ihrem Stolz gekämpft, und als sie jetzt am ersten October nach Schottland zurückreiste, — ‚Deutschland ist mir verleidet!‘ sagte sie ungeduldig auf meine Frage, — da war sie eine andere als zur Zeit, als Sie sie kennen lernten. Ich habe sie in unserm Hause nicht wieder lachen sehen. Sie ist jetzt nach ihrem letzten Brief in ein College für afrikanische Missionarinnen eingetreten. Der alte Weg der unglücklich Liebenden. Ich habe sie sehr lieb gehabt.“

An dem Abend ging der Oberförster ruhelos in seinem Zimmer auf und ab. Das Abendessen kam fast unangerührt wieder in die Küche, daß die Wirthschafterin verwundert den Kopf schüttelte. Tief in Gedanken stopfte er eine Pfeife nach der anderen. Als er endlich das Fenster aufriß, daß der Regensturm draußen nur so hineinwetterte ins Zimmer, und die weißen Vorhänge im Bogen auswehten wie ein losgeworfenes Segel in der Bö, da blieb er stehen in all dem Schwall, und die Regentropfen, die ihm ins Gesicht fielen, thaten ihm wohl. Und drinnen im Zimmer hub ein toller Tanz an in den durcheinanderwirbelnden Tabakswolken, bis er das Fenster schloß und sich an den Schreibtisch setzte.

Einen Augenblick saß er starr da, die Hände fest aufgestützt. Dann schlug er plötzlich hart mit der Faust auf die Tischplatte und griff nach der Feder.

Und er schrieb und schrieb. Kuno lag vorm Ofen und träumte laut und arbeitete im Schlaf auf der Jagd. Sein Herr vernahm nichts. Draußen heulte der Sturm mit doppelter Kraft auf und wetterte um den Giebel und fuhr winselnd und pfeifend durch den Schornstein. Der Oberförster hörte nichts. Nun legte die Windsbraut sich gegen das schlecht verwahrte Fenster und drückte es wieder auf und fuhr über die Papiere auf dem Schreibtisch und warf schwere Tropfen auf den Brief, als wären es Thränen, — da schaute er auf und setzte seinen Namen darunter. Fertig! —

Und er trat wieder ans Fenster und lehnte die Stirn gegen das Kreuz und sah in die dunkle, wetterdurchtobte Nacht hinaus. Ein einsamer Mann. —

Es war eine Woche später. Seine Augen spähten mit Spannung, so oft er nach Hause kam, nach den Briefen auf dem Tische. Jetzt mußte eine Antwort von Leila da sein können. Er hatte ihr zum Schluß geschrieben: „Um eine Güte bitte ich Sie, geliebtes Mädchen; wenn ich auch nur einen ganz kleinen Theil an Ihrem Herzen habe, dann schreiben Sie mir gleich, unmittelbar, ohne langes Besinnen wieder, und spannen Sie nicht einen Mann auf die Folter, der sich mit aller Kraft seines heißen Herzens nach Ihnen sehnt und nach Ihrem Wort und Gruß, Leila!“ — Den Brief hatte er in ihr Heimatsdorf gesandt. Und da lag nun der Brief aus Edinburg! Sein Herz schlug hoch auf. Er wog ihn in der Hand. Sein Schicksal! Träte Sie jetzt in die Thür, — er würde sie an sich reißen und ihre Lippen suchen, sie in die Arme schließen, wie ein Mann ein geliebtes, holdes Weib umschlingt, — warum war sie nicht selbst gekommen? Ach nein, sie war ja zu arm. —

Der Umschlag flatterte auf den Boden. Kuno saß neben ihm und roch daran und hob unwillig den zottigen Kopf und sah den Herrn an.

Es war ein kurzer Brief. Klar und vornehm standen die Buchstaben da. Er las. Sie schrieb auf Englisch: „Dear Sir! Von Ihnen Worte zu hören, wie die, die Sie mir geschrieben, ist ein Glück, das ein Mädchen betäuben kann. Ob ich Sie, jetzt, wo ich frei bin, wieder lieben kann? Ich reiche Ihnen die Hand und sage: Ja, das kann ich! Ich wollte nur, ich dürfte es auch! Aber eben weil ich Sie liebe, — da steht es geschrieben! — darum darf ich es nicht. Ich höre Frau Liesbeth's Stimme an einem hellen Frühlingsmorgen: ‚Er ist auf eine reiche Frau angewiesen. Mit einer armen würde er unglücklich werden. Er selbst würde das nicht gelten lassen; aber ich kenne ihn von Jugend auf.‘ Ja, ich liebe Sie — und will Sie glücklich wissen. Farewell for ever! Leila.“

Auch der Brief flatterte auf die Erde. Der Oberförster stand da, das Haupt tief geneigt; eine Hand hatte er hart auf den Tisch gestützt.

Kuno sah zu ihm auf und wedelte mit der buschigen Ruthe den Brief weg. Es knisterte ganz leise. — Hinter den dunkeln Bäumen ging die Sonne funkelnd unter und warf einen blutrothen Strahlenschein durch das Fenster in das Zimmer auf den einsamen Mann. Leise schwebten draußen die letzten Blätter von den Bäumen und fielen lautlos ins Waldmoos.

„O, Liesbeth!“ seufzte er tief auf.

Nachdruck verboten.

August Kopisch.

Ein Gedenkblatt zu seinem hundertjährigen Geburtstage.

Von Carl Meißner-Dresden.

Der Dichter, dessen Geburtstag sich am sechsundzwanzigsten Mai zum hundertsten Male jährt, ist keiner, dessen Namen zu kennen und dessen Werke „gelesen zu haben“ zum guten Ton gehört. Aber, was mehr und besser ist, man kennt einzelne seiner poetischen Kinder und hat sie lieb, oft, ohne den Namen ihres Vaters zu wissen. Irgendwo sind sie einem und einer jeden einmal begegnet und haben sich, wenn nicht dem Wortgedächtniß, so doch der Stimmungserinnerung eingeprägt. Entweder war's im Schullesebuch, daß den kindlichen Geist „Des kleinen Volkes Ueberfahrt“ und „Wie war zu Köln es doch vordem mit Heinzelmännchen so bequem!“ märchentraulich anheimelte, oder dem reiferen Fühlen hat die prachtvolle, schlichte Volks-Ballade: „Wenn dieser Siegesmarsch in das Ohr mir schallt!“ einen Schauer der Schönheit, die sich in deutscher Freundestreue keusch verbirgt, geweckt. Und wenn dann auch die in warmen Humor gelöste Satire auf das „Allzukonservative“, die Kopisch im „großen Krebs im Mohriner See“ giebt, nicht allen bekannt ist, so haben doch alle einmal empfunden, daß er in „Als Noah aus dem Kasten war“ und in „Der Satan und der schlesische Zecher,“ das eigenartige Erdbehagen der munteren Weinlaune zu poetisch echten Schwankgedichten gestaltet hat, die es mit dem besten Aehnlichen von Scheffel aufnehmen können. — Auch in Italien lebt noch heute sein der romanischen Zunge schwer aussprechbarer Name. Diese Ehre verdankt er nun freilich nicht einem Dichtwerk, sondern einer muthigen Jünglingsthat, die er 1826 mit dem zaghaften Don Pagano, seinem Wirth, auf Capri vollführte: der Entdeckung oder Wiedererschließung der blauen Grotte. Erst seitdem er ihre, bei den Capresen als teuflisch verrufene Schönheit von diesem Makel befreit, — wie ihm das gelang, hat er selbst anmuthig beschrieben, — ist die Grotte eine der größten Sehenswürdigkeiten Italiens geworden, die besucht zu haben der große Stern im Baedecker die Fremden zwingt, und dank deren die Capri-Bewohner wohlhabende Leute geworden sind. Hört man dann noch dazu, daß Kopisch Maler, freilich kein sehr bedeutender war, daß er ein paar Dramen gemacht hat, daß er neapolitanische Comödien und italienische Volkslieder übersetzt hat, daß er Dante's göttliche Comödie übertragen und wissenschaftlich commentirt hat, und daß er schließlich gar eine „Geschichte der königlichen Schlösser und Gärten bei Potsdam“ schrieb, so wird die Frage interessant, was denn nun unter solch mannigfachen Kunstbethätigungen dieses Mannes Eigentlichstes war. Die Antwort soll noch kurz versucht werden.

Der Breslauer Kaufmannssohn begann als Maler in Dresden, Prag und Wien. Ein Sturz auf dem Eise, der eine Schwäche der Hand zurückließ, erschwerte ihm die berufsmäßige Ausübung seiner Kunst und drängte seine expansive Natur nach anderen Richtungen. Der Zwanzigjährige kam nach Italien und blieb dort, meist in Süditalien, fast ein Jahrzehnt. Dort drang der Poet in ihm durch. Südliche Naturschönheit und der starke Einfluß Platen's, dem er Freund wurde, wirkten zusammen. Freilich waren seine Oden aus jener Zeit nur Rauschprodukte, aus Naturbegeisterung und Jugendüberschäumen geboren. Die festen Linien einer Persönlichkeit verrathen sie noch nicht, und an innerer Form gebricht es ihnen noch mehr, als denen seines gestrengen und bewunderten älteren Freundes Platen. Feierlichkeit lag nun einmal seiner erdenwarmen, naiv heiteren Natur nicht. Friedrich Wilhelm IV., den er als Kronprinzen in Neapel kennen lernte, und dem er seitdem aufrichtig ergeben war, zog ihn nach seiner Residenz. Hier, auf deutschem Heimatboden, fand er die echt volksthümlichen, ganz persönlichen Töne, für die ihm seine Volkslieder-Uebersetzungen aus dem Italienischen eine bessere Vorschule gewesen waren, als seine Platen-Schülerschaft, aus der heraus er selber allerdings glaubte, sein Bestes geschaffen zu haben. Wie in den, in der Linie nie besonders guten Skizzen des Malers ein feines, intimes, coloristisches Gefühl überrascht, so ist auch die unbefangene, plauderfröhliche, warme Lebendigkeit, das leicht Improvisatorische, das anmuthig Melodische ein Hauptreiz dieser späteren Gedichte, deren beste

doch auch eine feste innere Form haben. Und weil er aus warmem deutschen Fühlen und aus naiver Phantasie-Anschauung heraus zum Dichten kam, so mußte er auf einem kleinen Gebiete schließlich Meisterliches leisten. Mit treuherzigem Schalkshumor und mit einer Kunst der sprachlichen Nachformung der Naturlaute, die manchmal fast noch Goethes Hochzeitslied übertrifft, erzählt er uns von den Heinzelmännchen und Zwergen, den Elfen und Kobolden so lebendig und frisch, daß uns diese heimliche Welt der kleinen, meist gutartigen Naturgeister gar märchentraulich und schier möglich erscheinen will. In seinen „Allerlei Geistern" steht noch manches Gedicht, das verdiente, volksthümlich zu werden und den Ruhm dieses Poeten zu mehren, der ja sicher kein überragend großer, aber eben so sicher ein gut deutscher und ein echter war.

Nachdruck verboten.

Der Lebenslauf einer siebzehnjährigen Cicade.

Von Wilhelm Bergmann.

Gewöhnlich bietet uns die niedere Thierwelt ebenso wie die Pflanzenwelt das Bild des schnell Vergänglichen. Wie die Sonnenrose sich in einem Sommer zur manneshohen, goldene Blüthenkörbe tragenden Staude entwickelt, um beim ersten Herbstfrost zu sterben, so ist auch dem Heer der sie umschwärmenden Insekten meist nur ein Sommer beschieden. Wie aber in Amerika eine Pflanze, die Agave, hundert Jahre gebraucht, ehe sie aus ihrer Blattrosette den Blüthen tragenden Schaft zu kurzem Dasein emportreibt, so giebt es hier auch ein Insekt, eine Cicade, die ganze siebzehn Jahre zu ihrer Entwickelung nöthig hat. Ihre Existenz war zwar schon Linné bekannt, aber ihre Lebensgeschichte ist erst jetzt geschrieben worden. Alle siebzehn Jahre wird Ende Mai in vielen Gegenden Nordamerikas der Boden lebendig. In der Nacht entsteigen Tausende und Abertausende von Larven aus senkrechten, fingerbreiten Gängen der Erde. Der Boden erscheint wie ein Sieb. Unter einem einzigen Baume entstehen oft über 20000 Oeffnungen. Die ganze Horde erklettert den Baum, setzt sich auf Zweigen und Blättern fest, schon nach einer Stunde häuten sich die Thiere, und der ganze Baum ist mit vollkommenen, geflügelten Cicaden bedeckt. Zuerst erscheinen die Männchen. Einige Tage später folgen die Weibchen. Ein tausendstimmiges Liebeswerben der Männchen mit ihren Sing-Apparaten beginnt. Nur fünf bis sechs Wochen erfreuen sie sich des Tageslichtes. In derselben Ordnung, wie sie gekommen, verschwinden sie. Die Erde nimmt sie wieder auf, dieses Mal aber als gemeinsames Grab. Ihr Lebenszweck ist erfüllt. Vierzehn Tage nach dem Auskriechen haben die Weibchen mit ihren Legebohrern die Rinde der jungen Triebe angebohrt und ihre Eier in die Löcher versenkt. Ein einziges Weibchen sorgt im Durchschnitt für 500 Nachkommen. Den Eiern entschlüpfen nach zwei Monaten zwei Millimeter lange Lärvchen, die bald herabfallen und sofort in der Erde verschwinden, um sie siebzehn Jahre lang nicht wieder zu verlassen. Jede Larve setzt sich in der Tiefe von etwa einem halben Meter an einer Wurzel fest, baut sich hier eine Zelle von Lehm und bohrt sich in die Wurzel ein, von deren Saft sie sich ernährt. Hier macht sie in siebzehn Jahren vier Larven- und zwei Puppen-Zustände durch, um sich dann erst, wie ihre Vorfahren, im Tageslicht zur vollkommenen Cicade zu entfalten. Während dieser siebzehn Jahre sind an der betreffenden Stelle keine Cicaden zu finden. Nur ältere Leute können sich der mehrmaligen Wiederkehr der Cicaden-Horden erinnern. Dieses seltene Erscheinen erschwert ihre Beobachtung. So kennt man die Ursache ihrer langen Entwickelung noch nicht. Man vermuthet sie in der äußerst geringen Nahrung, die die Larven zu sich nehmen. Auch ist man noch im Zweifel, ob die neben der siebzehnjährigen Cicade vorkommende dreizehnjährige eine andere Art sei, oder ob der Unterschied in der Dauer ihrer Entwickelung nur auf klimatische Einflüsse zurückzuführen sei. Um dies zu ermitteln, hat man Eier der dreizehnjährigen Cicade aus ihrer südlichen Heimat in die nördlicher gelegene der siebzehnjährigen verpflanzt und umgekehrt. Im letzten Sommer waren dreizehn Jahre abgelaufen. Soweit bis jetzt bekannt geworden, haben sich wirklich an einem Orte sonst siebzehnjährige Cicaden in dreizehn Jahren entwickelt, während an drei Orten die dreizehnjährigen nicht ausgeschlüpft sind.

Nachdruck verboten.

Die Seeschlange.

Die Hartnäckigkeit, mit der immer und immer wieder die Nachricht auftaucht, daß Seefahrer eine Seeschlange gesehen haben, läßt es nicht zu, dieses Thier ohne weiteres in das Fabelreich zu verweisen. Es handelt sich nicht um die kleinen, massenhaft im indischen Meere vorkommenden Giftschlangen, sondern um jene Ungethüme, die, wenn sie existirten, an Größe nicht ihres Gleichen unter den Thieren hätten. Schon Olaus Magnus beschrieb 1555 eine Seeschlange von zweihundert Fuß Länge und zwanzig Fuß Umfang, die das Schiff erschütterte, sich wie ein Mast emporrichtete und mehrere Männer vom Deck hinwegschnappte. Diese Erzählung ist unzweifelhaft übertrieben. Hans Egede, der bekannte Missionar von Grönland, berichtet von einer Seeschlange, die nach einem seiner Beschreibung beigefügtem Bilde als ein wahres Höllenungeheuer erscheint. Aber gerade diese Zeichnung macht es wahrscheinlich, daß er die aus dem Wasser herausragenden Theile eines riesenhaften Kopffüßlers gesehen hat, der thatsächlich in dem nordischen Meere vorkommt. Dasselbe gilt von der Seeschlange, die 1848 von dem englischem Schiffe „Dädalus" aus gesehen und abgezeichnet wurde, und von vielen anderen. Ueberhaupt ist daraus, daß noch niemals Seeschlangen in der Nähe, sondern immer in größerer Entfernung vom Schiffe gesehen worden sind, zu schließen, daß Täuschungen vorliegen. Hintereinander schwimmende größere Seefische, die bald untertauchen, bald sich über den Meeresspiegel erheben, können den Eindruck von Schlangenbewegungen hervorrufen. So haben sich oft schon Seeschlangen beim Näherkommen als Riesenhaie enthüllt. Zu diesen Erklärungen ist kürzlich noch eine neue hinzugekommen, auf Grund einer in der westlichen Ausfahrt der Magellansstraße beobachteten Seeschlange. Eine ungeheure schwarze Schlange bewegte sich in Windungen vorwärts. Die ganze Schiffsmannschaft war einig, eine Seeschlange zu sehen. Der Schiffsarzt aber, der sich die Erscheinung mit einem guten Fernrohre näher rückte, erkannte deutlich eine Gesellschaft Seelöwen. Der spitze Kopf des einen bildete den Kopf der Schlange. Die einzelnen Biegungen des Leibes aber wurden von je zwei Pfoten gebildet, die die Thiere, ruhig auf dem Rücken liegend, über dem Wasserspiegel gekreuzt hielten. Manche Seeschlange mag ähnlichen Täuschungen ihre Entstehung verdanken.

Nachdruck verboten.

Frühling.

Hörst Du die heimgekehrten Staare?
Das ist der Heimat Freud' und Glück!
Sie fanden auch in diesem Jahre
Den Weg ins alte Nest zurück.
Sieh, an dem Kästchen auf der Stange
Hockt schwarzbefiedert der Papa,
Er lockt, — man hört es an dem Klange, —
Und bald ist auch das Weibchen da.

Nun pfeift und singt es alle Stunden,
Du kennst die holde Melodie,
Bald hat sich Halm zu Halm gefunden,
Denn Fleiß und Liebe rasten nie.
Komm, stör' sie nicht, die frohen Gäste,
Geh still vorbei, — sie wissen's Dank!
Und bald verstummt im warmen Neste
Vor höh'ren Pflichten der Gesang.

Noch aber schwätzt es lustig weiter,
Es giebt auch gar zu viel zu seh'n,
Die Luft so warm, der Tag so heiter,
Wer kann auch dabei widersteh'n!
Wer stimmte heut' nicht selber gerne
Ins Lärmen dieser Gäste ein,
Denn kam der Staar, — habt Dank, ihr Sterne! —
So muß und muß es Frühling sein!

Fritz Döring.

Unsere Kinder.

Lieber Onkel!

Endlich schicke ich Dir auch mein Bild. Ich freue mich immer, wenn die Mama ein Heft von Dir bekommt, denn ich finde dort schöne Buberl und schöne Mäderl. Ich heiße Genia, bin sechs Jahre alt, ich lerne schon seit vorigen Sommer lesen und schreiben, meine kleinere Schwester heißt Clarisse, sie schreibt aber noch nicht, da sie erst vier Jahre hat. Mein Papa macht Medicin für Kranke. Ich grüße Dich, lieber Onkel, schicke recht bald das Heft mit meinem Bilde.

Dorohoi (Rumänien). Genia Vogel.

Nachdruck verboten.

Rosenkranzbeten zu Ehren des heiligen Rochus in Tirol.

Zu dem Gemälde von A. Lüben. — Siehe Seite 73.

Am ersten Sonntag Abend in der Fastenzeit flammen im ganzen Südtirol auf allen Höhen und Bergen helle, lustige Feuer auf. Es ist dies ein Gedenkzeichen an jene fürchterliche Zeit, in welcher in der Bergwelt die Pest wüthete und eine Unmasse Menschenopfer forderte. Damals ging die Abrede herum in den Thälern, daß auf den einzelnen Berghöhen und auch in den Weilern allnächtlich Feuer angezündet werden, zum Zeichen, daß dort noch Menschen leben. Heute sind es Freudenfeuer, die weit hinausglänzen in die Landschaft, und das Jauchzen der Burschen und das Knallen ihrer Peitschen klingt von Thal zu Thal.

Aber nicht nur in Lust und Freude wird dieser Tag gefeiert, sondern auch im Gebete. Der Alpenländer hat unter den Heiligen zahlreiche Patrone für alle möglichen Vorkommnisse. Man kann mit Fug und Recht sagen, daß die aus tiefstem Herzen stammende Frömmigkeit dieser Leute, welche nur in angestrengter Arbeit, ja nicht selten mit Lebensgefahr dem mageren Boden das abgewinnen, was sie zur Fristung des Lebens brauchen, ihnen der einzige Halt ist. Wie zum Beispiel die Dienstmägde die heilige Nothburga zur Patronin haben, das Vieh den St. Antonius, die Hirten den heiligen Wendelin u. s. w., so ist der Patron gegen verheerende Seuchen St. Rochus. Es wird wenige Kirchen geben, in welchen nicht die Statue dieses Heiligen steht, und allenthalben sind Tage zur besonderen Verehrung desselben bestimmt.

Oft in großen Prozessionen ziehen die Leute in die Kirche, und nach einer belehrenden Ansprache des Seelsorgers wird der Rosenkranz mit besonderer Andacht gebetet, daß das Land verschont bleibe von bösen Seuchen durch die Fürbitte dieses Heiligen bei Gott. Carl Wolf.

Nachdruck verboten.

Schmetterlingsjagd.

Haben Sie, verehrte Leserin, schon einmal die Jagd eines Vogels auf einen Schmetterling beobachtet? Gewiß befindet sich der gelehrte Schmetterlingskundige, der behauptet, daß Schmetterlinge von Vögeln nicht verfolgt würden, im Irrthum, auch ist es durchaus nicht nöthig, bis nach Kleinasien zu schweifen, um ihn an dem Beispiel der Bienenfresser zu belehren, wie Vögel mit Vorliebe Schmetterlinge verzehren. Die ungenießbaren großen Flügel freilich mögen wenig locken, aber bei vielen Schmetterlingen bleibt doch nach Entfernung der Flügel immer noch ein fetter Bissen übrig. Wie oft kann man bei uns einen Fliegenschnepper beobachten, der flatternd einem Schmetterling den Weg verlegt, oder einen Rothschwanz, der nach mehreren vergeblichen Stößen endlich den Falter erwischt! Auch die Schwalbe verschmäht es nicht, ihre Flugbahn nach einem Schmetterling zu richten, freilich ohne umzukehren, wenn sie ihn verfehlt hat. Sperlinge dagegen sieht man oft Schmetterlinge im Zickzack verfolgen, bis sie die Geängstigten bei einer günstigen Wendung ergreifen. Grasmücken füttern ihre Jungen mit Schmetterlingen, denen sie erst die ungenießbaren Flügel ausgerissen haben. Allerdings hat die Natur auch diesem waffenlosesten aller Thiere Schutzmittel nicht versagt. Wir haben schon früher einmal ausführlich dargelegt, wie sie sich durch Schutzfärbung und Nachahmung der Gestalt ungenießbarer Thiere und Gegenstände der Verfolgung zu entziehen verstehen. Das betrifft aber nur ruhende Schmetterlinge. Diese werden jedoch, außer von Sperlingen, kaum von Vögeln belästigt werden. Aber auch der bunte, weitleuchtende, frei in den Lüften schwebende Falter versteht seine Verfolger zu täuschen. Er ahmt den Flug derjenigen Schmetterlinge nach, die die Vögel, sei es ihrer starken Behaarung, sei es ihres unschmackhaften Fleisches wegen, verschonen. Wenn unsere Leserinnen, durch diese Zeilen angeregt, die kleine Thierwelt aufmerksam beobachten, werden sie selbst Beispiele, sowohl für die Schmetterlingsjagd der Vögel, als auch für den Schutzflug der Schmetterlinge finden.

Redactions-Post.

Helene W. in Neumünster. — Nach den uns vorliegenden Notizen scheint es, daß die Visitenkarten in Europa zuerst in Deutschland in Gebrauch gekommen sind. Daß sie in China uralt sind, ist allgemein bekannt. In Europa lassen sie sich erst im sechzehnten Jahrhundert nachweisen, am häufigsten in Venedig, das ja damals die glänzendste und für die feine Sitte tonangebende Stadt Europas war. Venedig scheint aber die Visitenkarten erst aus Deutschland erhalten zu haben, und zwar durch deutsche Studenten, die in Padua studirten. Die Studenten pflegten bei Beendigung ihrer Studien den Professoren einen Besuch abzustatten, und wenn sie den Professor nicht zu Hause trafen, ließen sie ihre Karte zurück. Dieser Brauch war in Italien etwas neues, wie aus Briefen der paduanischen Professoren hervorgeht. Kürzlich hat man in Venedig eine solche Visitenkarte aufgefunden. Der paduanische Professor Giacomo Contarini hatte sie am 15. Januar 1572 als Sehenswürdigkeit mit einem Begleitbriefe an einen Freund nach Venedig geschickt. Die Karte trägt in der Mitte ein farbiges Wappen und darunter mit der Hand geschrieben: Johannes Westerholt Westphalus. Professor Contarini bezeugt ausdrücklich, daß ihn der deutsche Student habe besuchen wollen, und da er ihn nicht angetroffen, so habe er eine Karte mit seinem Wappen und seinem Namen zurückgelassen, was eine ebenso merkwürdige wie höfliche Sitte sei.

Gertrud Sch. in Nürnberg. — Ja, wer den Führern glaubt, der ist schlecht berathen. Lesen Sie „Aus dem Sagenschatz des Harzlandes" von Friedrich Günther nach, dort finden Sie den Kern der Geschichte. — Wir haben folgende hübsche Anekdote erlebt: Der Führer eines königlichen Parkes hatte uns über alles mögliche „aufgeklärt", dann sagte er: „dieses, meine Herrschaften, ist das Belvedere oder Drachenhäuschen; bel, der Drache, — vedere, das Häuschen."

Eifrige Leserin in Kopenhagen. — Die uns vorgelegte Frage ist keine allzu „harte Nuß"; hier die Antwort: Unsere Worte Minute und Sekunde bilden den letzten Nachhall eines vor drei Jahrtausenden benutzten, auf der Grundzahl 60 beruhenden Ziffern-Systems. Die Sache verhält sich so: Die alten Babylonier hatten für die Zahlen von 1 bis 59 nicht weniger als 59 verschieden gestaltete Zahlzeichen, sie bezeichneten dann, da sie ein Zeichen für Null nicht kannten, die Zahl 60 gerade so wie 1, 120 wie 2, sodaß aus dem Zusammenhang ersehen werden mußte, ob 1 oder die nächst größere Einheit 60 gemeint war. Man schrieb also „8 mal 8 ist 1 und 4", was zu lesen war „1 mal 60 und 4". Die babylonischen Astronomen, und, ihnen folgend die griechischen Astronomen, vor allem Ptolemäus, pflegten mit den 60 Theilen der Einheit zu rechnen, was wegen der vielen Theiler der Zahl 60 mancherlei Rechenvortheile bot. Den 60. Theil einer Stunde und eines Bogengrades nannten dann später die lateinischen Uebersetzer des Ptolemäus „**pars minuta prima**", d. h. „erster verminderter Theil", und der sechzigste Theil hiervon hieß „**pars minuta secunda**", d. h. „zweiter verminderter Theil." Im Laufe der Jahrhunderte ist dann kurz **minuta** und **secunda** daraus geworden.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: H. Hein; für den technischen Theil: A. Große, beide in Berlin; — für Oesterreich-Ungarn: Robert Mohr, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 11, I. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). Berlin und Wien, 1. Juni 1899. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). XXVI. Jahrg.

Schloß Paretz.
Original-Zeichnung von Ewald Thiel.

Nachdruck verboten.

Alter Haß.

Novelle von Emma Merk.

(Schluß.)

Im Winter war Else nicht zu bewegen gewesen, unter Menschen zu gehen. Aber die Mutter hatte schon ihren Plan, um das trotzige Ding der Einsiedelei zu entreißen. „Tante Emma“ — eine Schwester ihres verstorbenen Gatten, — besaß in Berchtesgaden eine hübsche Villa. Es kam immer viel Besuch in das gastfreie Haus; es waren ein paar erwachsene Stiefsöhne da, die Else in lustiger Weise den Hof machten. Bertha hatte oft mit dem Gedanken geliebäugelt, einem dieser jungen Leute, die sie von Kind auf kannte, ihre Tochter zu geben, am liebsten dem jüngeren, dem Maler, der sicher immer in München bleiben und sich als ruhiger, gutmüthiger Mensch nicht allzu energisch gegen den Einfluß einer Schwiegermama aufbäumen würde. Im Frühjahr schon zogen denn die beiden Damen nach Berchtesgaden in die Fischer'sche Villa, und Bertha schlug jeden Tag einen Ausflug, eine Unterhaltung vor, um ihr stilles, ernstes Kind zu zerstreuen. Zu ihrer größten Befriedigung bemerkte sie auch nach einigen Wochen, daß Else sich mit Albert, dem Maler, ganz vertraulich befreundete. Die beiden steckten viel zusammen, gingen bei Spaziergängen weit voraus, hatten sich allerlei Heimlichkeiten zuzuflüstern und brachten schließlich jeden Vormittag mit einander zu, denn Albert malte seine hübsche Verwandte in einem stillen Winkel des Gartens. Eine sehr moderne Plein-air-Studie, auf grobkörnigem Kreidegrund, auf dem das zarte Blondinen-Köpfchen, mit den buntgemalten Sonnen-Reflexen, so derb und fleckig und braunroth erschien wie eine erhitzte Marketenderin. Die Mama fand das Bild allerdings entsetzlich, aber sie ließ die beiden viel allein und triumphirte schon, daß der frohlaunige, junge Künstler den hübschen Tennis-Spieler aus dem Herzen der Tochter verdrängt habe. Da entdeckte sie eines Tages auf dem Löscher, der auf dem Schreibtisch in ihrem Zimmer lag, ganz deutlich den Abdruck einer von Else geschriebenen Adresse, die sie so beunruhigte, daß sie dieselbe sofort im Spiegel besah. Unverkennbar standen hier auf dem Löschpapier die Worte zu lesen: Herrn Doctor Wolfgang Tiedemann.

Else correspondirte also mit dem Menschen! Bertha war außer sich vor Empörung. Mit dem verhängnißvollen Löscher, dem corpus delicti, in der Hand eilte sie an die Gartenecke, wo die Staffelei des Malers stand, und rief die Tochter von der Sitzung ab. „Seit wann wechselst Du Briefe mit Doctor Tiedemann?“ fragte sie, auf den Abdruck der Adresse deutend.

Else ward bleich vor den zornsprühenden Augen der Mutter; aber sie bekannte muthig:

„Seit mehreren Wochen, Mama!“

„Wie war das möglich!“ rief Bertha, „ich selbst nahm doch dem Boten die Post ab!“ —

Else zögerte einen Moment. Dann sagte sie:

„Albert brachte mir die Briefe. Doctor Tiedemann ist sein Freund.“

„O!“ Nun flammten die heißen Frauenaugen mit um so größerer Entrüstung zu dem Maler hinüber, der ganz behaglich sein Portrait prüfte. Also ihr Vertrauter war er gewesen! Daher ihr Geflüster, ihre Heimlichkeiten! Das schöne Luftschloß der Mutter fiel zusammen, und von dieser Enttäuschung nur um so bitterer erregt, grollte sie: „Wahrhaftig, von Dir hätte ich das nicht geglaubt, Albert! Daß Du, ein reifer Mensch, den Eigensinn eines Kindes unterstützen würdest! Daß Du ihr zu Heimlichkeiten verhilfst, hinter dem Rücken ihrer Mutter! Abscheulich!“

Albert legte die Pinsel weg und trat in seinem drolligen Phlegma näher zu der empörten Frau heran.

„Ja, mein Gott, liebe Tante, man hat doch gewisse Verpflichtungen gegen seine guten Freunde! Ich bin nun einmal der geborene ‚Elephant‘. Uebrigens ist der Wolfgang ein famoser Kerl.“

„Weißt Du, was Du mir versprachst, Else?“ fragte nun die Mutter, sich wieder an das junge Mädchen wendend. „Erinnere Dich an jenen Abend! An alles, was ich Dir sagte! Damals fühltest Du doch auch, daß es nicht sein darf! Du wolltest ihn vergessen!“ —

„Ich habe mir doch auch ehrlich Mühe gegeben, Mama! Ich bin ihm aus dem Wege gegangen. Ich habe ein Wiedersehen vermieden, so schwer mir das wurde. Aber dann, — als ich ihm doch wieder in die Augen sah, als er mir mit so trauriger Stimme sagte, wie unglücklich, wie elend er sei vor Sehnsucht, da fühlte ich erst, wie finster und traurig es all' die Zeit her um mich gewesen.“ — Sie hatte am Anfang mit dem Weinen gekämpft. Dann erstarkte ihre Stimme; mit heißen Wangen und blitzenden Augen, in leidenschaftlicher Erregung trotzte sie auf.

„Man kann einen Menschen nicht vergessen, den man lieb hat, — man kann es nicht, Mama! Du hast das Unmögliche gefordert!“

Bertha erschrak vor dieser wilden Gluth. Sie hätte nicht geglaubt, daß ihr sanftes, blondes Kind so feurig

Schreibtisch der Königin Luise. Original-Zeichnung von Ewald Thiel.
Siehe den Artikel auf Seite 83.

aufflammen könnte. Aber Zorn und Entrüstung erstickten jedes Mitleid, jede Rührung.

„Wo hast Du ihn gesehen?“ grollte sie mit finsterer Stirn. Else schwieg verlegen.

„Hier, liebe Tante,“ sagte der Maler mit seiner unerschütterlichen Ruhe. „Ich habe ihn einmal eingeladen, mich zu besuchen, — na, und da haben die Beiden eine Viertelstunde lang mit einander geplaudert.“

„Also eine vollständige Verschwörung gegen mich,“ höhnte Bertha, die bleich geworden war vor Zorn. „Ich werde einmal bei Deiner Mutter nachfragen, wie sie über diese Sache denkt.“

„Ach, Mama hat es ja gewußt. Sie kann den Wolfgang recht gut leiden und begreift nicht, was Du gegen ihn einzuwenden hast, wenn Else ihn nun einmal will!“

Bertha mußte ordentlich nach Athem ringen, als sie nun, ganz fassungslos, in das Haus zurückeilte. Ihr Herz klopfte in schweren Schlägen. Sie fand kaum Worte, um ihrer Schwägerin, die mit dem Behagen einer rundlichen, bequemen Frau in ihrem Schaukelstuhl saß, ihre Entrüstung auszudrücken.

„Du, — Du warst auch im Complott! Du Emma?“

„Aber was giebt's denn? Was ist denn passirt?“ fragte diese, sich verwundert aufrichtend.

„Du hast eingewilligt, daß meine Tochter in Deinem Hause mit dem jungen Tiedemann zusammentraf! Du! Und Du weißt doch, was mir der Vater angethan! Wie ich seine Eltern hasse!“

„Aber ich bitte Dich, Bertha. Das ist doch so lange her, die alten Geschichten! Darüber ist doch längst Gras gewachsen. Die arme Else war kaum wieder zu erkennen, ganz blaß und mager vor Herzensjammer. Mir that sie leid. Ich hatte ja auch immer gehofft, sie sollte sich in meinen Albert verlieben. Aber wenn ihr der andere besser gefällt, ist doch nichts zu machen. Er ist wirklich ein netter Mensch.“ —

Dieser gleichmüthige Humor, dieses behagliche Phlegma in einer Sache, die ihr die Seele zerriß, brachte die leidenschaftliche Frau ganz außer sich. Sie erwiderte kein Wort und zog sich düster und in heftigster Erregung in ihr Zimmer zurück. Als Else dann nach einer Weile zaghaft eintrat, sah sie die Mutter mit finsteren Augen am Fenster lehnen. Schüchtern und ängstlich näherte sie sich der starr abgewendeten Gestalt, und, zärtlich sich anschmiegend, bat sie leise:

„Ach, Mama, sei nicht so bitterbös! Wenn Du ihn nur einmal kennen lernen wolltest, Du würdest gewiß sehen —“

Aber Frau Bertha richtete sich auf, schroff und starr: „Was denkst Du Dir denn überhaupt, Else? Du mußt Dir doch klar gemacht haben, was Du thust, wenn Du heimlich mit diesem Menschen Liebesbriefe wechselst? Ganz ins Blaue hinein könnt Ihr Euch doch nicht anschwärmen.“

Else sah mit sanft bittenden Augen, mit ihrem rührendsten Ausdruck zu der Mutter auf:

„Ach, Mama, — Du kannst ja gar nicht so grausam sein! Einmal wirst Du Dich doch erweichen lassen. Wenn wir uns doch so lieb haben!“

Aber die Augen Bertha's blieben finster, und sie fragte kalt und hart: „Und wenn ich nun nie, niemals meine Einwilligung gebe?“

Da sanken die flehend erhobenen Hände des Mädchens herab; ihre blassen Wangen färbten sich glühend, und mit trotzigem Gesicht den Blick senkend, erwiderte sie leise, aber fest:

„Dann, — dann werden wir eben warten, bis ich alt genug bin, um ohne Deine Einwilligung zu heirathen.“

Die Mutter fuhr zurück, als hätte ihr das Kind den Todesstoß versetzt.

„Eine solche Zukunft ist Dir also denkbar! In Feindschaft von mir gehen! Mich ganz, ganz verlassen! Du! Else!“ stammelte sie mit versteinerten Zügen, während sie sich mit den Händen an dem Fenstersims festklammerte, als fürchte sie, niederzusinken. Dann aber, als das junge Mädchen in heftiges Weinen ausbrach, befahl sie rauh: „Laß die Thränen! Ich weiß nun Bescheid. Geh! Geh! Ich will allein sein!“

Sie war zu Ende mit ihrer Kraft. Wie zerschmettert sank sie auf einen Stuhl nieder und seufzte und stöhnte, als ginge ihr das Herz in Stücke. Auch diese letzte, größte Liebe ihres Lebens endete mit dieser furchtbaren Enttäuschung. Ihre kleine Else, an deren Bettchen sie gekniet hatte mit allem Jubel und mit aller Angst, die eine Menschenseele nur fassen kann, sie that ihr das Schlimmste an, das Bitterste. Wozu war sie denn noch da? Wozu lebte sie überhaupt? Sie war es müde.

Allmählich aber wich die Erschlaffung von ihr. Ihr alter Haß und Groll bäumte sich auf gegen jedes feige Entsetzen, gegen jede zahme Nachgiebigkeit. Noch hatte sie das Recht, von ihrem Kinde Gehorsam zu fordern; und ihr eigener Wille war denn doch stärker als der kindische Liebestraum dieses zwanzigjährigen Mädchens, als die bequeme Gutmüthigkeit ihrer Verwandten.

Sie verließ mit ihrer Tochter die Villa, um den Sommer auf Reisen zuzubringen. Absichtlich machte sie gar keinen Plan, wohin sie gehen wollten; es sollte vom Wetter abhängen, ob sie sich mehr im Thal, mehr in der Höhe aufhalten, sich weiter noch in die Berge oder südwärts wenden würden. Else sollte keine Gelegenheit haben, heimliche Briefe zu empfangen. Abgeschnitten von jedem fremden Einfluß, allein mit ihr in einer neuen, schönen Umgebung, mußte das thörichte Ding doch zur Vernunft zu bringen sein.

Aber sie hatten bisher in einem zu vertraulichen, zu warmen Einvernehmen gelebt, um nicht beide von der höflichen Kühle, die nun zwischen ihnen herrschte, bedrückt zu werden. Else schien nach wenigen Wochen schon so erschöpft und müde von der Reise, daß die Mutter doch gerathen fand, heimzukehren. In der Stadt nahm sie sofort einen Theaterplatz und lud Besuche ein, um das junge Mädchen fröhlicher zu stimmen. Aber bleich und schlaff, mit freudlosen, matten Augen schlich die sonst so lustige Else durch die Zimmer.

Ein paar Monate zog sich das so hin, bis schließlich die Angst um das Kind über all die starren Entschlüsse der Mutter den Sieg davon trug.

„So kann's nicht weiter gehen, Else,“ sagte sie eines Morgens nach einer schweren, schlaflosen Nacht. „Du schläfst nicht mehr, Du hast keinen Appetit. Ich will nicht, daß Du Dich aufreibst vor Sehnsucht. Wenn Du nicht leben kannst ohne ihn, so heirathe ihn denn in Gottes Namen!“

„O Mutter! Herzens-Mutter!“ Nun kam wieder Farbe in das wachsbleiche Gesichtchen, und die matten Augen leuchteten auf.

Aber die Arme der finsteren Frau öffneten sich nicht. Ihre Züge blieben hart.

„Ich gebe meine Einwilligung unter folgenden Bedingungen,“ sagte sie frostig. „Eine kurze Verlobung, eine kleine, stille Trauung, der weder sein Vater, noch seine Mutter beiwohnen sollen. Und dann: Deine Ehe bedeutet Trennung von mir, Else! Ich werde nicht hier bleiben. Ich werde Euer Haus nicht betreten! — Aber ich sehe, — damit findest Du Dich ab.“

Sie hatte geharrt auf ein verneinendes Kopfschütteln, auf ein Zögern, auf einen bangen Aufschrei: ‚Nein, nein, Mutter! Das kann ich nicht ertragen!‘

Aber Else schien nur verwirrt von Glück, und mit einem Lächeln wiederholte sie zuversichtlich:

„Sehen wirst Du ihn nun, und dann, — dann mußt Du uns gewiß auch verzeihen, Mama, daß wir einander gut sind.“

Die Verlobung ihrer Else! Wie hatte sich Bertha das anders geträumt. Den Bräutigam sah sie so wenig wie möglich. Die jungen Leute trafen sich meist bei Tante Emma. Es war bei allem guten Willen nicht leicht für ihn, einer Frau gegenüber, die ihn mit so offener Feindseligkeit betrachtete, sich von seiner liebenswürdigsten Seite zu zeigen. Aber alles Entgegenkommen wäre auch nutzlos gewesen. Wenn sie ihm noch hätte verzeihen können, daß er der Sohn seines Vaters war, so verzieh sie ihm nun nicht mehr, daß er sich im Herzen ihres Kindes als der Stärkere, der Siegreiche erwiesen. Was sie sich früher zuweilen ganz reizvoll ausgemalt hatte: das Einrichten einer hübschen, kleinen Wohnung für ein junges Paar, das liebevolle Aussuchen der Aussteuer, das nahm sie nun hin wie eine letzte, herbe Pflicht, die ihr noch zu erfüllen blieb. Bei der stillen, kleinen Hochzeitsfeier, bei dem Abschied von Else, die noch bittend und flehend am Hals der Mutter hing, ließ sie sich keine Thräne entlocken. Nun war sie einfach fertig, — fertig mit allem. Sie hatte ein Gefühl, als wäre sie hinausgestoßen aus der Welt und stünde allein in einem öden, leeren Raum. Es wurde eiskalt um sie her. Alles abgeschnitten, was sie mit dem Leben verknüpft, alles abgestorben, jedes Gefühl, jedes Interesse, jeder Zusammenhang mit den Menschen. Keinen brauchte sie mehr, keinen!

Bei der Fahrt nach Berchtesgaden war ihr zuweilen ein ganz verlassener See mit waldigen Ufern aufgefallen, eine schwermüthig stille Landschaft, die ganz zu ihrer Stimmung paßte. Obwohl der Weltverkehr hier vorübersauste und Tausend und Abertausende von Fremden aus aller Herren Ländern allsommerlich das nahe Städtchen Rosenheim, das Thor in die Berge, passirten, hatten sich hier, an dem hügelumschlossenen See-Ufer, noch keine Städter angesiedelt. Selten nur wurde ein Kahn über das stille Wasser gerudert; die Wälder, an die seit Jahrhunderten die grünen Wellen heranplätscherten, wucherten üppig mit dichtem Unterholz, durch das kaum ein Weg führte; in hohen Büscheln wuchs das Schilf am Ufer. In schönen Linien aber bauten sich die Berge im Süden empor, von der Kampenwand bis zum Wendelstein, und in dem ebenen weiten Land im Westen lag manch friedliches Dörfchen mit sauberen Häusern, von Obstgärten umgeben, zwischen fruchtbarem Ackerland.

In diese weltferne Stille wollte sie sich flüchten, in diese Abgeschiedenheit sich mit ihren traurigen Erinnerungen vergraben, in Schmerzen versinken und in düsterer Verbitterung warten, bis ihr liebemüdes Herz, das schon jetzt so todt in ihrer Brust lag, zu schlagen aufhörte. Es traf sich günstig für ihr Vorhaben, daß ein Bauernhäuschen, das sich ein paar alte Leute für den „Austrag“ hatten bauen lassen, durch deren frühen Tod leer stand und ihr von dem jetzigen Eigenthümer verkauft wurde. Die ersten Monate gingen freilich hin, bis sie sich die schlichten Räume für ihren verwöhnten Stadtgeschmack wohnlich eingerichtet hatte. Die Arbeit, das Anordnen und Beaufsichtigen der Handwerksleute bot ihr die beste Zerstreuung; auch der Garten, in dem Blumen und Gemüse herrlich gediehen, machte ihr Freude. Sie sagte sich täglich mit einem gewissen weltverachtenden Stolz, wie gut sie die Abgeschiedenheit vertrage. Aber im Sommer blieb sie viel weniger allein, als sie geglaubt. Münchner Familien, die sich in der Nähe angesiedelt, luden sie zu Spaziergängen und Ausflügen ein; auswärtige Verwandte und Freunde, die sie in der Stadt nicht antrafen, scheuten den kleinen Abstecher nicht, um sie auf der Durchreise zu begrüßen und sie, trotz ihres Widerstrebens, nach dem Chiemsee-Königsschloß, nach Salzburg und Berchtesgaden zu schleppen. Im Herbst spielten sich in der stillen Gegend die Manöver ab, und Bertha bekam, außer der Einquartierung, zu der sie als Hausbesitzerin verpflichtet war, viel Besuch von bekannten Offizieren. Sie gestand sich an manchem Tag, daß sie für eine mit den Menschen zerfallene Einsiedlerin eigentlich ein recht unruhiges und geselliges Leben führe.

Erst im October wurde es ganz still um sie her. Es dunkelte nun schon recht früh. Wenn sie dann in die tiefe Finsterniß hinausschaute, stieg ihr manchmal eine bange Frage auf: „Wie sollte sie eigentlich ihre Zeit ausfüllen?“ Es ging doch nicht an, daß sie monatelang mit den Händen im Schoß dasaß und auf den Tod wartete.

Und einmal an einem Novemberabend saß sie noch bei Sonnenuntergang auf einer Bank, von der man die Gegend am weitesten überblickte. Auf den Bergen lag schon Schnee. Sie winkten schroff und feindselig mit den festen, tiefblauen Linien, mit dem hellen Weiß, über dem der Herbsthimmel so grau und düster lastete. Ein einziger rother Lichtstreifen glühte noch im Westen und verzitterte in traurigen, violetten Tönen. Düster lag der See zwischen dem schwarzen Uferwald, und über die weite Ebene zogen die Nebel. Das wallte so trübselig über die Ackerfurchen, über die Stoppelfelder, über das bräunliche Land heran. Man hörte in der Ferne das eintönige Geräusch des Dreschens, ein schwaches Kirchenglöckchen, — sonst kein Laut, keine Regung. Die Natur hüllte sich förmlich in graues Schweigen.

So nichtig, so überflüssig erschien sie sich in der großen Stille, in dieser mächtig hereinsinkenden Herbstdämmerung. Und mit einem Mal packte sie ein namenloses Grauen vor ihrer Verlassenheit, vor dem Alleinsein; eine wilde, verzweifelte Sehnsucht nach einem fremden Gesicht, nach einer Stimme, nach irgend einem Menschen, sodaß sie wie in einem Krampf aufstöhnte:

„Wie furchtbar das ist! Wie furchtbar!“

Dann wurden da und dort in den Bauernhäusern die Lichter angezündet; auch in dem Hüttchen des Bahnwärters dicht am Walde blitzte ein erleuchtetes Fenster. In der schwermüthigen Nebellandschaft weckte diese Helligkeit eine Vorstellung von Behagen, von Wärme und Frieden, daß in der Seele der Vereinsamten etwas wie Neid aufstieg auf die müden, abgehetzten Frauen, die nach der harten Tagesarbeit doch wußten, wo sie hingehörten, die doch eine Stelle auf der Welt hatten, wo man sie brauchte.

Langsam ging sie heim in ihre todtenstille Behausung, und dann, als auch ihre Dienerin schlief, nahm sie ganz scheu die Briefe ihrer Tochter aus der verschlossenen Kassette und las sie zum wiederholten Male durch. Glücksjubel! Verliebte junge Seligkeit! Dazwischen freilich manche Klage, daß die Mutter so ganz stumm blieb. Den letzten, der erst vor einer Woche gekommen, hatte sie noch vor sich liegen, als schon von der Dorfkirche, halb verweht vom heulenden Nordwind, die zwölf Mitternachtsschläge heranklangen.

Am nächsten Morgen rieselte endloser Regen herab. Bertha aber schaute gar nicht hinaus auf ihren grauen, verwüsteten Garten mit den welken Blättern. Sie kramte in einer Kiste mit Handarbeits-Vorräthen, nahm ein Knäuel heraus von feinen, weißen Wollfäden und versank dann mit wahrer Begeisterung in ihre Häkelei.

Ein winziges Jäckchen entstand unter ihren flinken Händen, und der Anblick dieses zierlichen Bekleidungsstückes stimmte sie ganz seltsam weich und friedlich. Sie seufzte, als sie zu Ende war. Und dann sann sie nach: Ein kleines, ungeborenes Wesen, das konnte noch nichts für die Falschheit und Undankbarkeit der Menschen; das gehörte noch nicht hinein in ihren gerechten Haß und Groll.

Sie fuhr am nächsten Tage nach Rosenheim und kaufte feines Weißzeug und Spitzchen und himmelblaue Bändchen. Nun ward ihr die Zeit nicht mehr lang. Ein leeres Schubfach füllte sich mit zierlich zusammengebundenen Päckchen von kleiner, liebevoll genähter Wäsche. Dieses Schubfach schien förmlich Wärme auszustrahlen. Es war ihre Zuflucht, ihr einziges Eckchen Leben in all dem Frost, in all dem Dunkel um sie her.

Draußen fing es zu schneien an. Die zierliche, kleine Aussteuer lag längst in einem Kistchen verpackt; aber sie hatte nicht den Muth, sich von dem Anblick zu trennen. Da kam eines Nachmittags zu ungewohnter Stunde der Postbote angestapft mit einem Telegramm:

„Ein prächtiger, gesunder Junge grüßt die Großmama. Else recht wohl."

Mit aufgeregten Händen nagelte sie ihr Kistchen zu und gab es gleich mit. Es sollte expreß geschickt werden.

Jetzt war es ganz leer in ihrem Zimmer. Es schien ihr kälter, einsamer als vorher. Sie mußte hinaus, mit dem Schneesturm kämpfen, an mühevollem Wandern sich so müde machen, daß sie schlafen mußte, trotz des bangen Dunkels auf ihrem Herzen. Aber als sie eine Weile dahingewatet war in der öden, weißen Gegend, in der man nur das Gekrächze der Raben, das Knarren der Bäume hörte und zuweilen das Pfeifen eines Bahnzugs, da kam es wieder, das herzeinengende Gefühl, das qualvolle, wie ein Krampf die Brust durchbohrende Heimweh. Mit dem Entsetzen der Verzweiflung blickte sie in die Leere um sich her, in diese weiße Grabesstille. Lieber sich demüthigen, lieber sich erniedrigen, lieber betteln um einen Platz in einem warmen Winkel, in dem Menschen wohnten, die ihre Sprache redeten, — nur nicht mehr allein sein, nicht mehr allein!

Am nächsten Tage hielt vor dem Hause, in dem Doctor Tiedemann und seine junge Frau wohnten, ein Wagen. Mit bangklopfendem Herzen stieg Bertha die Treppe empor. Sie war so mürbe und zerknirscht, daß sie sich sogar zu einem ersten, guten Wort für den Schwiegersohn verstehen wollte.

Aber er kam ihr in seiner Vaterfreude gleich mit dem Jubelruf entgegen:

„Großmama kommt! Die Großmama kann nicht mehr grollen!" und schloß sie in die Arme. Else sollte erst langsam auf die große Freude vorbereitet werden. Einstweilen stand Bertha vor der Wiege und schlug leise, mit zitternden Händen den Vorhang zurück. Da guckten ihr aus einem winzigen Gesichtchen ein paar braune Augen entgegen, — Augen wie die ihren. Nun wußte sie auch, daß sie nicht mehr fort konnte, daß dieses kleine Geschöpfchen, das so hülflos die feinen Fingerchen ausstreckte, viel mächtiger war, als ihr Trotz und ihre Bitterkeit und ihre Menschenverachtung.

Der jungen Frau bekam das Wiedersehen mit der versöhnten Mutter recht gut. Erst nach ein paar Wochen, als Else schon wieder aufstehen durfte und davon die Rede war, daß man zu Weihnachten die Taufe feiern wollte, sah Else zuweilen ängstlich und verlegen aus, und auch Wolfgang wurde befangen, als die Großmama fragte, wie Bubi eigentlich heißen solle?

Bertha hatte vorläufig, ehe sie eine Stadtwohnung miethete, im Hotel Wohnung genommen. Einmal war sie früh morgens gekommen, um das Bad ihres kleinen Lieblings nicht zu versäumen; sie hatte eben mit großmütterlichem Stolz erklärt: „Der Prachtkerl sei schon wieder stärker geworden," da kam Else ganz verweint, mit erhitztem Gesicht in die Kinderstube und sagte:

„Bitte, bitte, Mama! Werde nicht böse! Wir wollten Dich vorbereiten und hatten nicht den Muth! Und nun kommen Wolfgang's Eltern hier an, früher als wir erwartet. Um Bubis willen, — sei gut!"

Es blieb Bertha keine Zeit zur Erwiderung, zur Ueberlegung. Sie mußte sich nur beeilen, das nackte Bübchen einzuwickeln, da wurde auch schon die Thür geöffnet und die Großeltern traten ein.

Ein Moment, den sie sich als den entsetzlichsten ihres Lebens gedacht hatte, verlief äußerlich ganz ruhig und alltäglich. Man grüßte sich und sprach von dem Kind, nur von dem Kind. Und Bertha dachte im Stillen: „Er ist ein Greis geworden, die Käthe ein altes Mütterchen! Ob ich wohl auch so welk und zerfallen aussehe?"

Freilich, als sie sich nach dieser Ueberrumpelung wieder ruhig besinnen konnte, wandelte sie die größte Lust an, eiligst abzureisen. Aber der Schauder vor dem Alleinsein, gerade zu Weihnachten, war zu mächtig, zu unüberwindlich. Und so geschah, was ihr vor wenigen Wochen noch als eine Unmöglichkeit, als etwas Unausdenkbares erschienen wäre. Mit den Menschen, die sie mehr als ein Vierteljahrhundert lang gehaßt hatte, feierte sie ein friedliches Familienfest. Ja noch mehr: sie mußte als Mitpathin Ernst Tiedemann die Hand reichen, sie mußte sich von ihm zu dem Taufmahl führen lassen und sich mit ihm und seiner Frau duzen! Zusammen wurden sie in Trinksprüchen gepriesen: Die lieben Großeltern, sie leben hoch! Drei Mal hoch!

An einem der Feiertage saß Bertha ganz allein in der Wohnstube, in der das Tannenbäumchen duftete. Die Jungen hatten Besuch im Salon; der kleine Ernst schlief noch. Da trat der gebeugte Mann mit den weißen Haaren zu ihr heran, zog einen Stuhl neben den ihren und sagte mit seiner müden Stimme, die doch noch immer etwas hinreißend Liebenswürdiges hatte:

„Es ist hübsch, daß wir beide einmal ungestört plaudern können von den alten Zeiten!"

Sie sah ihn starr an. Er wagte wirklich, daran zu rühren! Er wagte es! Oh, er überschätzte denn doch wohl ihre Geduld, ihre großmütterliche Gelassenheit! Sie schwieg und fühlte nur, wie harte Worte der Anklage in ihr aufstiegen, wie ihre leidenschaftliche Erbitterung den Bann der guten Sitte und des häuslichen Friedens zu durchbrechen drohte.

„Ich habe mich ja von Herzen darüber gefreut, Bertha, daß unsere Kinder das Glück fanden, das uns versagt geblieben, daß das Schicksal gleichsam zur gütigen Versöhnung für uns beide, an den Jungen gut machte, was es uns Alten zu leid gethan hat."

Sie bezwang sich kaum mehr. „Das Schicksal! Eine eigenartige Deutung!" höhnte sie grimmig. „Was sich das Schicksal alles in die Schuhe schieben lassen muß!"

„Ach ja!" erwiederte er mit einem ernsten Lächeln. „Man wird so mild und vorsichtig in seinen Ausdrücken mit dem Alter. Damals, da nannte ich es auch anders: Grausamkeit, Ungerechtigkeit, Tyrannei."

„Grausamkeit! Ungerechtigkeit!" wiederholte sie düster. „Ja, allerdings! Aber Tyrannei, — das verstehe ich nicht! Ich fügte damals vielleicht noch ein paar andere harte Worte hinzu." —

„Welche Worte, Bertha?" fragte er trotz ihres herben Tons mit dem sanften Interesse eines Menschen, der ohne Erregung auf sein hinter ihm liegendes Leben zurückschaut. —

„O! Falschheit, Treulosigkeit, Verrath!" murmelte sie mit blassen Lippen, und ihre Hände zuckten vor mühsam beherrschter Empörung.

Er aber legte seine kühle, hagere Rechte auf diese zuckenden Hände und sagte leise:

„Du hast es mir nicht vergeben, hast es Käthe nicht vergeben, daß sie dann später meine Frau wurde? Darum also warst Du so kühl, feindselig fast, gegen meinen armen Wolfgang, der eine Zeit lang Jammerbriefe schrieb? Aber sieh, Bertha, — Käthe war doch die Einzige, die um meine Liebe zu Dir wußte! Als Trösterin, als Freundin kam sie mir nahe in jener schweren Zeit." —

„Wozu das alles! Was soll das?" rief nun Bertha aufspringend. „Ich war ja ausgesöhnt, ich hatte mich ja ergeben in das Verhängniß, das die Kinder zusammengeführt, da es nun einmal nicht mehr zu ändern ist! Warum weckst Du nun all das Böse wieder auf in mir? Redest von alter Liebe! Von Trost und von schwerer Zeit! Es klingt wie Hohn, nachdem die Thatsache doch nicht wegzuschaffen ist, daß Du mich verlassen hast, — ohne Grund."

„Ohne Grund?" erwiderte er, neben sie tretend, sodaß sie nun beide vor der geschmückten Tanne standen, deren Silberfäden bei der Berührung leise rauschten. „Du hast doch in all den Jahren die Hauptsache vergessen, — den Kernpunkt, liebe Großmama. Oder solltest Du wirklich nie erfahren haben, daß Dein Vater mir einen sehr unverblümten Korb gegeben hat, als ich mich um Deine Hand bewarb?"

Sie hatte den Blick zu ihm gewendet, zum ersten Male eigentlich einen vollen, großen Blick, und er wunderte sich, wie feurig diese Augen geblieben waren, die er in ihrem schönsten Jugendglanze gekannt hatte. Mit seiner abgeklärten Ruhe fuhr er fort:

„Ja diese Leute von damals, wie Dein Vater, — das waren noch Menschen aus einem Guß. Sie hatten ihre festeingewurzelten Ansichten und Vorurtheile, davon gingen sie nicht ab, daran hielten sie sich und schauten nicht rechts und nicht links, und plagten sich nicht mit Zweifeln. Und sie fühlten sich auch noch so als unumschränkte Herren über ihre Kinder, wie es heutzutage wir Eltern nicht mehr fertig bringen. Ein Schriftsteller, der galt Deinem Vater als nichts viel Besseres als ein Seiltänzer. Ein Mensch ohne feste Anstellung! Einer, der Geschichten schreibt, die nicht wahr sind! Und ein solcher wollte es sich gar einfallen lassen, zu heirathen! So 'was! Auf der Stelle sollte ich machen, daß ich heimkäm' nach Berlin, und mich nicht wieder blicken lassen in Bayern, und mein Versprechen müßt' er haben, daß die Geschichte ein für allemal ein End' hätt'. Keine Brief' mehr, nix! — In meiner tiefen Kränkung über seine Geringschätzung meiner schriftstellerischen Erfolge, auf die ich doch damals sehr stolz war," — der alte Mann lächelte wehmüthig, — „in meiner Betroffenheit und Empörung über diese altbayerische Derbheit gab ich ihm in jener bitteren Stunde mein Wort, — um es freilich oft und oft zu bereuen. — Aber was hast Du denn, — Bertha? Liebe Großmama!"

Sie war in einen Stuhl niedergesunken, ganz verstört und blaß und rang verzweifelt die Hände.

„Das hat mein Vater mir angethan? O Gott, o Gott! Er ahnte ja nicht, was er an mir verbrach!" stöhnte sie fassungslos. „Nichts habe ich gewußt, und bin nun herumgegangen, fast dreißig Jahre lang, mit meinem bitteren Haß im Herzen, der ein Wahn gewesen, und hätte am liebsten den Kindern ihr Glück zerstört." —

Er streichelte sanft ihre Hände.

„Sei ruhig, Großmama. Ist es nicht ein schöner Gedanke, daß diese Liebe, die wir nicht ausleben durften, so mächtig, so ununterdrückbar war, daß sie in unseren Kindern wieder erwachte? Aus jungen Augen schaut sie uns nun entgegen, und siehst Du, — hier, — hier kommt ja unsere gemeinsame Zukunft, das Enkelchen, an dem wir uns beide freuen können, — wir Alten mit den grauen Haaren!"

Bertha standen die Augen voll Thränen. Sie nahm das Bübchen in ihre Arme.

„Wie viel Liebe muß ich dem da geben, um mir das Herz zu befreien, das so finster und so böse war!" sagte sie zärtlich. „Aber es ist doch gut, daß ich ihn nicht mit in das Grab nehmen muß, den alten Groll." —

Else und Wolfgang konnten sich dann später bei Tisch nicht genug über die Mama wundern. Sie hatte verweinte Augen, aber von ihrem Gesicht da leuchtete förmlich Güte und Wohlwollen, und in ihrer Stimme zitterte es so eigenthümlich weich und bewegt.

Als das junge Paar allein war, sagte er:

„Weißt Du, Liebste, ich glaube, Deine Mutter hat mit Papa eine Aussprache gehabt, und nun sind sie versöhnt. Es wäre doch besser gewesen, wenn sie sich schon bei der Hochzeit gesehen hätten. Auge in Auge, da schwindet so manches, was sich in der Entfernung zwischen zwei Menschen wälzte." —

Else aber schüttelte den Kopf und lächelte:

„Ach nein, Schatz, — das hat nur Bubi fertig gebracht, — nur unser Bubi!"

Nachdruck verboten.

Schloß Paretz.

Erinnerung an die Königin Luise von Preußen.

Von Otto Elster.

Mit Original-Illustrationen von Ewald Thiel.

Wohl die sympathischste Frauengestalt unter den Fürstinnen, welche auf Preußens Königsthron gesessen, ist die Königin Luise, die mecklenburgische Prinzessin und Gemahlin des vielgeprüften Königs Friedrich Wilhelm III. Ihre edle, patriotische Gesinnung und ihr tragisches Geschick unter dem schweren Druck napoleonischer Tyrannei bewegt noch jetzt jedes wahrhaft patriotische Herz. Je schmerzlicher die Erinnerung an dieses tragische Geschick ist, um so lieber giebt man sich den lieblichen Erinnerungen hin, welche sich an die erste Zeit der Ehe der Prinzessin Luise mit dem damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm knüpfen und aus der uns so manche Andenken treu und pietätvoll überliefert worden sind. Den Geist jener glücklichsten Zeit im Leben der Königin Luise und des Königs Friedrich Wilhelm darf man jedoch nicht in den Prachtgemächern der Königlichen Schlösser von Berlin und Potsdam suchen; um den Hauch jenes Geistes zu verspüren, suche man die lieblichen, ländlichen Gefilde jener einfachen Schlösser auf, in denen die Königin Luise inmitten ihrer Familie, umringt von ihren Kindern die ganze edle, sinnige Einfalt ihres Wesens entfaltete. Hauptsächlich sind es zwei Stätten, wo uns noch jetzt der Geist der glücklichen Zeiten der Königin Luise umweht, und wir danken es der Pietät der fürstlichen Nachkommen jener edlen Königin, daß diese Stätten uns in ihrer schlichten, edlen Einfachheit erhalten geblieben sind.

Es ist dies die Pfaueninsel, nahe bei Potsdam, die wohl jedem, der Berlin und Potsdam besucht hat, bekannt ist, und Schloß Paretz, zwei Meilen nordwestlich von Potsdam, in den Wiesen der buchtenreichen Havel gelegen.

Friedlicher, stiller und einsamer noch als die Pfaueninsel liegt Schloß und Dorf Paretz in seiner idyllischen, ländlichen Umgebung da, denn der Strom der Berliner und Potsdamer Ausflügler, der sich besonders an den Sonntagen über die Pfaueninsel ergießt, fluthet hier weit spärlicher. Aber gerade diese Stille und Einsamkeit, diese Welt-Abgeschiedenheit verleihen Schloß Paretz einen eigenen Reiz. Man träumt sich zurück in jene Zeiten zu Anfang des Jahrhunderts, wo das fröhliche

Jauchzen der Kinder der Königin Luise den Park erfüllte und diese selbst mit ihrem königlichen Gemahl die schattigen Laubengänge durchwanderte, während die gestrenge Oberhofmeisterin, die Gräfin Voß, das greise Haupt über den Mangel an jeglicher Hof-Etiquette schüttelte, der hier in dem traulichen Paretz Hausgesetz war.

Sie sind alle nicht mehr, die hier in stillem Frieden und Fröhlichkeit wandelten, und das Denkmal, welches König Friedrich Wilhelm III. dem Andenken seiner Gemahlin und seines so früh verstorbenen Bruders, des Prinzen Ludwig, im Park von Paretz setzte, scheint mit seinen beiden Inschriften: „Er ist nicht mehr" und „Gedenke der Abgeschiedenen" uns jüngere Generation an jene zu mahnen, welche vor hundert Jahren sich des ländlichen Friedens im Schloß und Park von Paretz erfreuten.

Ein altes wendisches Dorf, lag Paretz still und vergessen inmitten seiner Wiesen da, bis es in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts durch den damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm in neuer Gestalt erstand. Es befand sich in

Schlafzimmer des Königs Friedrich Wilhelm IV. und der Königin Elisabeth.

Schlafzimmer des Königs Friedrich Wilhelm III. und der Königin Luise.

Paretz ein Königliches Schatullgut, welches dem Kronprinzen gehörte. Diesem gefiel die stille, ländliche Umgebung, und hier baute er sich ein einfaches Schloß, — ein langgestrecktes Herrenhaus, — zweistöckig und prunklos, mit schlichtem Dach und gelbgetüncht. Zu dem Baumeister sagte der Kronprinz einschärfend: „Nur immer denken, Sie bauen für einen schlichten Gutsherrn." — Aber auch das Dorf selbst erhielt eine neue Gestalt: frische Giebelhäuser und Gehöfte, einfach und schlicht wie das Schloß selbst, durch dessen Park die Dorfstraße führte.

Der Oberhofmeisterin Gräfin Voß war dieser kronprinzliche, später königliche Sommeraufenthalt gar zu bescheiden. So schreibt sie am 15. Mai 1797 in ihren Memoiren: „Wir waren in Paretz, um es anzusehen, ich war sehr enttäuscht; es ist nicht im Geringsten hübsch; auch das Haus, das noch gebaut wird, bekommt gar keine richtigen Proportionen; der Ort selbst ist geradezu häßlich, und nur der Garten etwas erträglich." — Freilich, ein Versailles oder Schloß Sanssouci war dieses einfache Herrenhaus von Paretz nicht! Aber schon im Herbst desselben Jahres findet es die gestrenge Oberhofmeisterin dort ganz erträglich, denn am 2. September bemerkt sie in ihrem Tagebuche: „Wir reisten endlich nach diesem berühmten Paretz ab, das jetzt fertig ist, und wo man zum ersten Mal sich häuslich einrichten soll. Der Garten ist nicht übel, und wenn er nicht so feucht wäre, könnte er ganz erträglich sein. — 3. September. Wir gingen zum Gottesdienst, der in einer Scheune gehalten wurde, da die Kirche noch nicht fertig ist. Der Pastor predigte recht gut. — 10. September. Nachmittags war Erntekranz und Tanz für die Leute, und wir alle tanzten ein bißchen mit. — 12. September. Abends machten wir eine Landpartie auf großen Leiterwagen mit Säcken darauf, es war ganz hübsch. Es waren zu viel Personen für unsere Wagen, man hätte nicht für alle Platz gehabt (deßhalb die Leiterwagen). — 13. September. Abends Ball im Amthause für die Kammerfrauen und dergleichen. Alles tanzte mit, auch ich tanzte mit vielem Vergnügen ein paar Menuets. — 15. September. Wir packten ein, um nach Berlin zurückzukehren, worüber ich im Grunde nicht böse bin." —

Aber wenn es auch der Oberhofmeisterin in Paretz nicht sonderlich behagte, um so wohler fühlten sich der König und die Königin Luise mit ihren Kindern hier. Als einst eine fremde Fürstin zum Besuche nach „diesem berühmten Paretz" kommt, frägt sie erstaunt, ob es denn Ihrer Majestät nicht langweilig werde, Wochen und Wochen in dieser ländlichen Einsiedelei zuzubringen. „Ach nein," entgegnete die Königin, „ich bin ganz glücklich als gnädige Frau von Paretz." —

Hier wandelte die hohe Frau am Arm ihres Gatten durch die Dorfgassen, die Armen und Kranken beschenkend und tröstend. Hier spielte sie auf dem weichen Rasen im Kreise ihrer Kinder, die sich nach Herzenslust umhertummeln konnten, ohne ihrer kindlichen Ausgelassenheit Zwang anzuthun; fremde Augen brauchten sie hier nicht zu scheuen; auf der Dorfstraße, die mitten durch den Park führte, verkehrten nur die Einwohner von Paretz, die mit Freude auf die ausgelassenen Spiele der Prinzen sahen.

Einfach, wie das Aeußere des Schlosses, war auch die innere Ausstattung. Mit einem Gefühl der Rührung betrachten wir jetzt diese „altfränkischen" Möbel der Zimmer. Wie einfach das Arbeitszimmer des Königs, der Königin! Wie einfach und doch gediegen und behaglich das Schlafzimmer des Königlichen Paares! Nicht wie der Wohnsitz eines Königspaares, sondern wie der eines schlichten Landedelmannes muthen uns diese Zimmer an, — wenn nicht der Hauch der Erinnerung einer großen Zeit über dem ganzen Schlosse ruhte und so manches Bild und mancher Gegenstand an die königlichen Eigenthümer gemahnte.

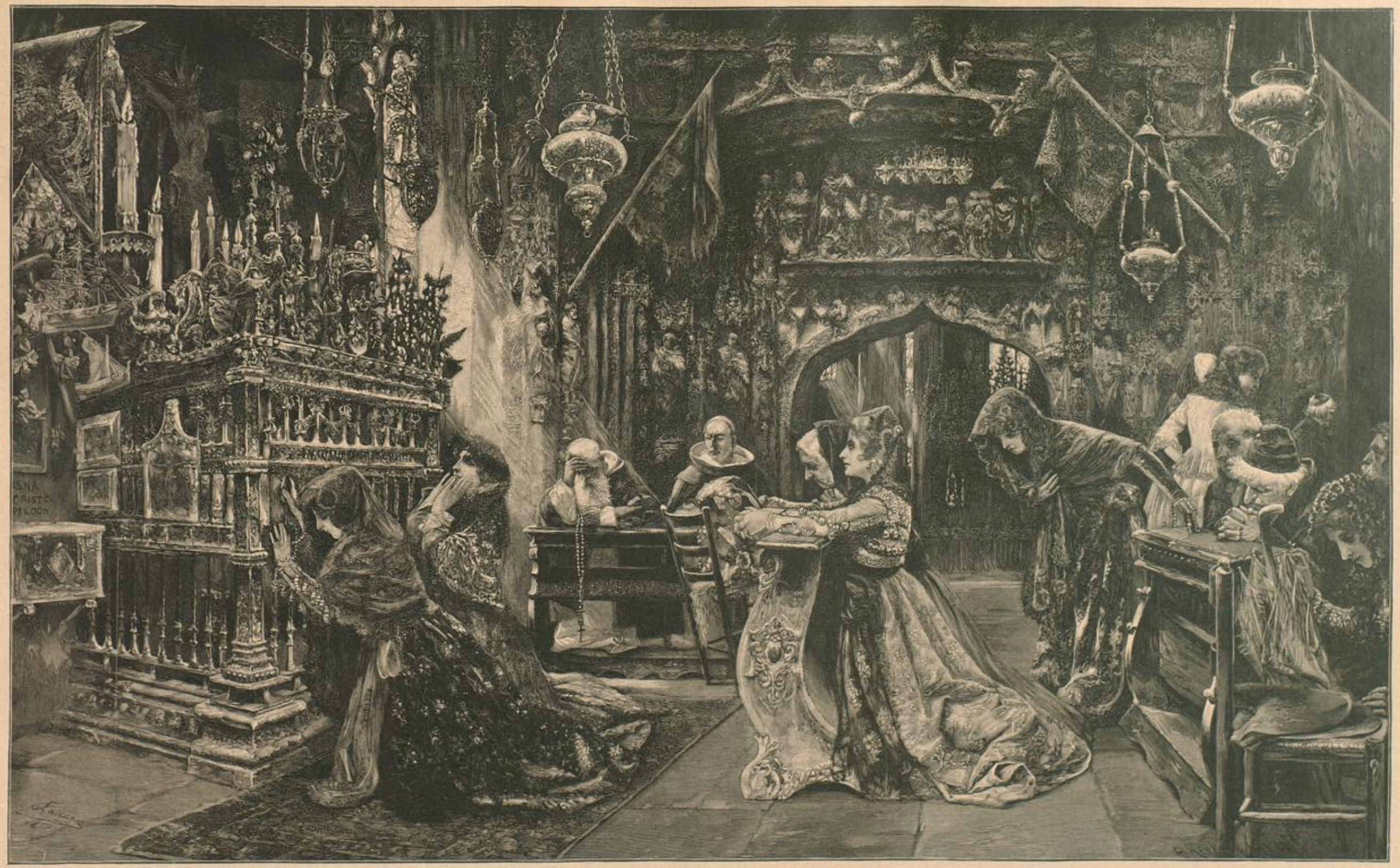
Aus dem Arbeitszimmer trat der König in die Zimmer seiner Gemahlin und das Spielzimmer der Prinzen. Abends gingen sie gemeinsam in die Kinderstube und küßten die schlummernden Kinder auf die Stirn. Wie glücklich der König und die Königin sich in dieser ihrer einfachen Häuslichkeit fühlten, das liest man auch in den Aufzeichnungen der

Ecke aus dem Spielzimmer König Friedrich Wilhelm IV. und Kaiser Wilhelm I.

Arbeitszimmer des Königs Friedrich Wilhelm III.

gestrengen Oberhofmeisterin: „So wenig Etiquette wie nur immer möglich," schreibt sie, „und große Sparsamkeit; wenn es nur so bleibt und dies alles nicht überhand nimmt mit der Zeit, dann ist es ja ganz schön und gut." — Allerdings wohnte mancher reiche Mann in Berlin weit geräumiger und prächtiger als der König in seinem lieben Paretz, und wenn man die heutige Ausstattung von modernen Schlössern und Villen, sowie Privathäusern mit der des Schlosses Paretz vergleicht, dann kann man ein Gefühl der Bewunderung nicht unterdrücken für jene Zeit, in der die Höchsten dieser Erde sich mit dieser bescheidenen Ausstattung begnügten.

Aber auch schwere Zeiten brachen über das friedliche Paretz und die königliche Familie herein, als der Uebermuth des korsischen Imperators Preußen und den König nach jahrelangem Zögern endlich zum Kriege drängte und das verhängnißvolle Jahr 1806 sich näherte. Schon im Vorjahre war die friedliche Idylle von Paretz durch den Eingriff des gewaltigen Korsen zerstört worden, von dem der damalige Königliche Hof-Historiograph Johannes von Müller



Die Wunder-Kapelle in der Kirche zu Valladolid. Nach dem Gemälde von José Gallegos.

schreibt: „Gewiß, daß wir mit Bonaparte Krieg haben werden! wie könnte er diesen Fleck der Erde ruhig lassen! Das Wenn ist ungewiß!“ — Bis zum October (1805) weilte die Königliche Familie in Paretz. Jeden Tag fuhr der König zur Ausübung seiner Herrscherpflichten nach Potsdam, wo er in Sanssouci abzusteigen pflegte. Hier überraschte ihn am 6. October die Nachricht, daß Napoleon den Krieg gegen das mit Rußland verbündete Oesterreich mit einer Verletzung der Neutralität Preußens begonnen habe. Jetzt faßte der König den Entschluß zur Mobilmachung seiner Armee, um die Neutralität gegen Frankreich mit bewaffneter Hand aufrecht zu erhalten. Die friedlichen Tage in Paretz gingen zu Ende, und die Königliche Familie kehrte nach Berlin zurück.

Aber der König zögerte in unbegreiflicher Verblendung, den Bund mit Rußland und Oesterreich abzuschließen; er wollte seinem Volke den Frieden so lange wie möglich erhalten und traute den arglistigen Versicherungen eines Bonaparte. So versäumte er den rechten Augenblick, und das unglückselige Jahr von 1806 brach über Preußen und Norddeutschland herein, in dem Preußen nur mit einigen norddeutschen Staaten im Bunde dem gewaltigen Schlachten-Kaiser entgegentreten mußte.

Es ist nicht unsere Aufgabe hier, die Schuld oder Unschuld der damaligen Preußischen Regierung und Armee in jenem nationalen Unglück zu untersuchen, aber sicher ist, daß dieses Unglücksjahr und die nachfolgenden Ereignisse der edlen, patriotischen Königin Luise das Herz gebrochen haben. Sie mußte mit ihrer Familie nach Königsberg und Memel fliehen. — Das liebliche, trauliche Paretz blieb auf Jahre hindurch verwaist. Aber auch in dem fernen Königsberg schuf sich die Königin eine anmuthige, liebliche Einsiedelei in dem stillen Landhaus „auf den Hüben“, das später den Namen „Luisenwahl“ erhielt. Hier schrieb die Königin die rührenden Worte nieder: „Ich habe gute Bücher, ein gutes Gewissen, ein gutes Piano, und so kann man unter den Stürmen der Welt ruhiger leben, als diejenigen, die diese Stürme erregen.“ —

In Berlin traf die Königliche Familie erst wieder um Weihnachten 1809 ein, aber schon nagte die tückische Krankheit an dem Leben der edlen Dulderin, von der sie sich nicht wieder erholen sollte. Noch einmal, am 20. Mai 1810, weilte die Königin in ihrem lieben Paretz. Jener Frühlingstag, an dem sie unbewußt auf immer von dieser trauten Stätte ihres Familienglückes schied, steht an dem Spitzbogen der gothischen Pforte angeschrieben, die aus dem Parke auf die Landstraße führt, des eisernen Denkzeichens, das Friedrich Wilhelm III. dem letzten Ausgange seiner Gemahlin aus Paretz geweiht hat.

Am 25. Juni 1810 reiste die Königin zum Besuche ihres Vaters nach Strelitz; der König folgte einige Tage später und begleitete sie nach dem Lustschlosse Hohen-Zieritz in Mecklenburg. Hier erkrankte Luise sehr schwer, und am 19. Juli morgens um neun Uhr schloß die edle Fürstin die Augen auf ewig. —

Schloß Paretz hatte seine Herrin verloren, aber der Geist der hohen Dulderin sollte auch noch weiter in den vereinsamten Räumen des Schlosses und des Parkes weilen. Freilich, das stille, friedliche Familienglück war verschwunden, das fröhliche Jauchzen der Königlichen Kinder verhallt, — eine eiserne Zeit brach herein, in der das stille Paretz kaum hineinzupassen schien. Der König weihte es der Erinnerung der Entschlafenen. An der von ihm und Luise erbauten Kirche ließ er ein Thon-Relief nach dem Entwurf des berühmten Schadow anbringen, welches die Verklärung der Königin Luise darstellt, und auf dem Denkmal, das er seinem so früh verstorbenen Bruder, dem Prinzen Ludwig, geweiht und auf dessen einer Seite die diesem Prinzen gewidmeten Worte stehen: „Er ist nicht mehr“, ließ er zum Gedächtniß der Entschlafenen die Worte setzen: „Gedenke der Abgeschiedenen.“

„Mögen sie,“ so schreibt der König später in seinem letzten Willen für seine Kinder, „beim Anblick der ihnen wohlbekannten Inschrift: Gedenke der Abgeschiedenen! auch meiner liebevoll gedenken.“ —

Aber noch eine andere Erinnerung an die Königin Luise birgt der Park von Paretz. Auf einer künstlichen kleinen Anhöhe nahe der Havel kennzeichnet ein Engel des Friedens mit dem Palmzweige noch jetzt einen der Lieblingsplätze der Königin. —

Während der folgenden Kriegsjahre stand Schloß Paretz vereinsamt da. Den Sommer über wohnte der König abwechselnd in Potsdam und Charlottenburg, wo er seiner verewigten Gemahlin das herrliche Mausoleum von Rauch errichtete. Der Krieg führte ihn aber oft fort von seiner Residenz, und erst nach dem zweiten Pariser Frieden suchte der König oft wieder sein geliebtes Paretz auf.

Hohe Gäste und glänzende Tage sah das stille Paretz im Herbst des Jahres 1815, als der Kaiser Alexander, sowie dessen Schwestern, die Großfürstin Katharina, verwitwete Herzogin von Holstein-Oldenburg, und die Großfürstin Maria, Erbgroßherzogin von Sachsen-Weimar, Berlin und Potsdam besuchten. Mit den Festlichkeiten in Berlin und Potsdam wechselten stillere Ausflüge nach der Pfaueninsel und Paretz ab, auf denen das Herzensbündniß der ältesten Tochter der entschlafenen Königin Luise mit dem Zarewitsch von Rußland geschlossen wurde.

Dann vereinsamte das liebliche Paretz mehr und mehr. Zuweilen wohl auch zog sich der König in die „anmuthige Einsiedelei“ von Paretz zurück, aber lange duldete es ihn nicht mehr in den Räumen, die ihn stets an seine unvergeßliche Luise erinnerten.

Noch einmal erwachte Schloß Paretz aus seinem Zauberschlafe unter der Regierung des Sohnes Luisens, des Königs Friedrich Wilhelm IV. Dieser weilte gern mit seiner Gattin Elisabeth, der bayerischen Prinzessin, in dem idyllisch gelegenen Schlößchen; die Pietät hat auch die Räume, die dieses Königliche Paar bewohnte, in dem Zustande der damaligen Zeit erhalten.

Seitdem ist Schloß Paretz wieder in seinen Zauberschlaf versunken. Leise murmelnd schlagen die Wellen der Havel an das Ufer, leise flüstert und rauscht der Wind in den hundertjährigen Bäumen des Parkes, die Blumen duften, und bunte Falter gaukeln über den Blumen der idyllischen Havelwiesen. Aber Wellen und Wind, Blumen und Bäume, sie erzählen den aufmerksam Lauschenden liebliche Sagen von dem Glück und dem Leid der edlen Dulderin, der „gnädigen Frau von Paretz.“ — —

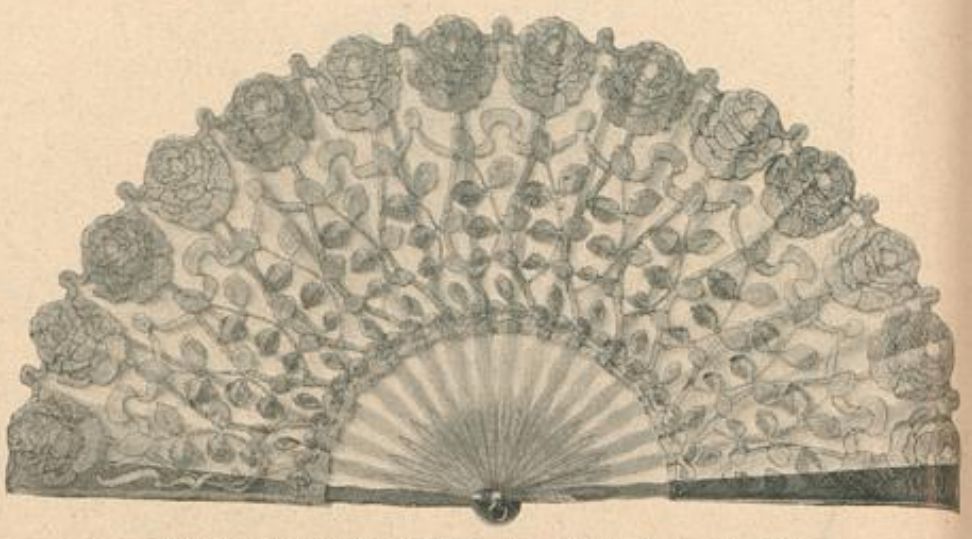
Nachdruck verboten.

Spitzen-Ausstellung in Wien.

Von Natalie Bruck-Auffenberg.

Seine bisher weniger in erste Reihe gerückten und aus Raummangel zum großen Theile in Schränken vergrabenen Reichthümer an echten alten Spitzen, hat das österreichische Museum kürzlich zu einer prachtvoll systematisch geordneten und trefflich inscenirten Ausstellung vereinigt, die Wochen lang einen Anziehungspunkt für die Wiener Damenwelt bildete.

Die Spitzen der Erzherzogin Maria Therese nehmen den großen Mittelsaal, den sogenannten Säulenhof ein. Sie repräsentiren die historische Entwickelung der Spitze unseres Jahrhunderts: Erbstücke von Kaiserin Caroline Augusta, der Gemahlin Franz I., und der Erzherzogin Sofie, der Mutter des Kaisers Franz Josef I., — außerdem alte Alençons aus dem vorigen Jahrhundert, die jedoch, zufolge der in den Jahren 1850 gebräuchlichen Restaurirungen von Spitzen, aus ihrem Grunde heraus geschnitten und auf Brüsseler Tüll applicirt und somit nachträglich in die damals modernen Applications-Spitzen verwandelt wurden. Man sieht da die interessanten altmodischen Formen von Fichus, Mantillen und großen Shawls in fürstlicher Pracht und seltener Conservirung: alte Seidenblonden und dichter Seidendurchzug auf seidenem Tüll, ein Riesenbestand von Brüsseler Application in Point d'aiguille und point plât, der auf Tüll applicirten Klöppelspitze, schöne Malines aus den Jahren 1840—50, Spitzenschürzen für die ungarische Hoftracht, wie auch den letzten großen, gemusterten Gesichtsschleier aus Chantilly-Spitze, den die greise Kaiserin Caroline Augusta getragen hatte.



Fächer aus farbiger Spitze. Von Felix Aubert in Paris.

Die eigene Sammlung des Museums umfaßt vor allem die klassischen Perioden der Spitze in Italien, Frankreich und Belgien; Oesterreich hatte durch den vormaligen Besitz des lombardisch-venetianischen Königreiches insbesondere Gelegenheit gehabt, Reichthümer an oberitalienischen Spitzen zu erwerben. Die schönsten Stücke haben seit Jahrzehnten, seitdem das österreichische Museum die Führung der Geschmacks-Reform für Spitzen-Musterzeichnung übernommen hatte, als Vorlagen gedient und muthen uns daher als liebe, gewohnte Bekannte an, obschon jene Punti tagliati oder Points coupés, jene Reticellas, Punti in aria und Venetianer Relief-Spitzen aus dem sechszehnten Jahrhundert, der Zeit der Hoch-Renaissance, stammen. Ihre Schönheit ist unberührt erhalten und von keiner kalten Nachahmung je mehr erreicht, — jene alten Spitzen mit ihrer leisen Tönung, die kein künstliches Färbemittel hervorbringen kann, haben etwas von dem ursprünglichen Reiz der natürlichen Blume, während die moderne Nachbildung ihr gegenüber etwa mit einem prachtvollen Kunstblumenstrauß sich vergleichen ließe.

Farbige Spitze. Von Felix Aubert in Paris.

Türkische Cohokir-Spitze aus weißer Seide.

Da sind denn die Gebilde höchster Feinheit und Kunstfertigkeit der Venetianer, dieser Erfinder und Pfadführer der Spitzenkunst, die filigrane Roselina-Spitze mit ihren wie Schneesternchen über die Verbindungsstäbe der Muster gestreuten feinen Rosetten, ebenso wie die späteren italienischen Nachbildungen der inzwischen Venedig überflügelnden Industrien von Frankreich und Belgien, die Argentella- und Burano-Spitze, der Point de Venise und die Mailänder Guipuren, während die berühmten alten Genueser Guipuren, die Stammherren aller Klöppelspitzen, noch aus der Wende des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts in schönsten Exemplaren vorliegen.

Ludwig des XIV. berühmte Schöpfung, der königliche Point de france aus seinen Fabriken in Alençon und Argentan, der Point de Sedan, dieser Ausbund aller Nadelspitzen-Technik, sowie die späteren, dem achtzehnten Jahrhundert angehörigen feinen Réseau-Spitzen von Alençon und Argentan, mit den charakteristischen Spätbarock-, Rococo- und Zopfstil-Mustern sind ebenso schön vertreten, als die Wunderwerke der Spitzenklöppelei aus Valenciennes, wo die Arbeiterinnen im feuchten Keller die spröden, spinnwebedünnen Fäden unter sicherer Aufopferung ihres Augenlichtes zu den widerstandsfähigen, feinen Gebilden der „ewigen Valenciennes“ vereinigten, die für zehn Centimeter Breite achthundert Klöppel nothwendig hatten und von denen daher in Jahresfrist nur etwa sechzig Centimeter fertiggestellt werden konnten; Spitzen, an denen das sociale Elend der Vergangenheit ebenso unheimlich hängt, wie die Familiengeschichte ihrer Besitzer durch viele Generationen, denn diese fast unzerstörbaren Kunstwerke reichten sich auf die Enkel und Urenkel.

Belgien endlich ist durch eine imponirende Sammlung vertreten, die historische Entwickelung aus volksthümlichen Anfangsversuchen bis zu den berühmten Kunstwerken von Mecheln, Binche, Brügge und Brüssel umschließend; da sind die interessanten, so eigenthümlich zu unserem neuesten Kunstgeschmack passenden Antwerpener Pottenkanten und holländisch-nordische Spitzen, die imponirenden Points d'Angleterre, die zuerst den Ruf der belgischen Spitzen-Fabrication über die Welt trugen, bis zu den Vollendungs-Stadien der Ducheſſe-Spitze und gemischten Applications-Technik wie des Point de Gaze mit spinnwebfeinem Nadelfond. Auch aus Spanien hat Oesterreich, zufolge seiner einstigen Machtstellung daselbst, besonders reiche Spitzen erworben, sowohl mühevolle Klosterarbeiten von schier übermenschlicher Feinheit, dem Madonnen-Cultus gewidmet, als auch pompöse Besätze der Hoftracht und priesterlichen Kleidung in all ihrer ausgeprägten nationalen Eigenart. Als der spanischen Spitzenarbeit verwandt, sind wunderbar feine und schöne brasilianische Sol-Spitzen mit den Strahlenmustern der Sonnenscheibe hier eingeordnet.

Mit dem Anfang unseres Jahrhunderts bricht die Museums-Sammlung ab; aus unserer Zeit sind hier nur Proben der österreichischen Hausspitzen-Industrie, die wohl zu den merkwürdigsten und abwechselungsreichsten von ganz Europa gehört und einen vorzüglichen Boden für die vom Unterrichts-Ministerium nunmehr überall errichteten Fachschulen ergiebt. Hier sind in erster Linie die alten Erzgebirgs-Fabricate, wie sie im Volke aus Sachsen noch

Böhmen herübergewandert waren, die uralten Tiroler Torchons aus Prettau und Rietz, die Idrianer Guipuren, die ganz den oberitalienischen Flechtspitzen-Charakter tragen, wie die slavischen Spitzen mit ihrer prononcirten, von den russischen und altslandrischen Bandspitzen so stark abweichenden Art, meist verbunden mit den schönen, nationalen Leinenstickereien. Das Schönste dieser volksthümlichen Techniken sind aber doch wohl die bäuerlichen Point-coupé-Arbeiten an leinenen Hemden, auf der kleinen dalmatinischen Insel Pago gefertigt; ihre Muster sind ausgesprochen byzantinisch und weisen auf den ältesten, geheimnißvollen Ursprung aller Spitzenkunst in Griechenland hin, wie denn in Dalmatien eine der berühmtesten Spitzen-Industrien der alten Zeit, zu Ragusa, bestand und spurlos verschwunden ist, sodaß es unmöglich war, ein Original der kostbaren, legendären Point de Raguse aufzutreiben. Nur drei Photographien von Originalen aus dem Besitze des Freiherrn von Lipperheide vermittelten die Kenntniß dieser interessanten, seinen Spitzenart, die nun hoffentlich ihrer Wiederbelebung durch das Unterrichts-Ministerium und die kaiserlichen Spitzen-Curse entgegensehen wird. Hochinteressant sind auch einige Ueberreste der ältesten Proben aller Spitzenarbeit, aus den Gräberfunden von Achmin, Sakkarah und Fajum in Aegypten, ungefähr in Weise und Musterung geklöppelter Torchon-Spitzen, aber in einer eigenartigen Technik hergestellt, die sich noch gegenwärtig bei den ruthenischen Bauersleuten in Oesterreich vorfindet, wie denn die österreichische volksthümliche Spitzenarbeit in urälteste Zeit zurückzuführen scheint.

Eine vorzügliche Sammlung altslavischer Hausspitzen sandte Herr Redacteur Krenzy aus Ungarisch-Hradisch in Mähren, darunter ausnehmend schöne Muster. — Wie sehr die dalmatinischen Arbeiten und auch eine Probe von genähter Goldspitze aus Bosnien nach dem Orient hinüber leiten, ergiebt der Vergleich mit einer überaus interessanten, aus Konstantinopel eingesendeten Sammlung Ihrer Excellenz Madame Hayder Pascha, einer geborenen Oesterreicherin; lauter für europäische Augen sonst weniger zugängliche Sachen, die sich hier in ihrer Gesammtheit sehr gut präsentiren. Es sind dies die weißseidenen Cobokir-Spitzen aus Smyrna und Metelin, meist freihängende Blumen und Ranken in Nadelarbeit, mittelst eines eigenthümlichen Knüpfstiches, der an Passementerie oder Häkelarbeit erinnert, reihenweise gearbeitet. Noch origineller sind die Bibile-Spitzen aus Konstantinopel, von griechischen Frauen daselbst angefertigt; diese stellen hängende Blumenfranzen in den natürlichen Farben mit der Nadel gearbeitet dar; oft ist es eine Blumenart in verschiedenen Farben, zuweilen mit gefüllten Blüthen und freihängenden Staubfäden, oft eine Zusammenstellung verschiedener Blumen in bunten Farben mit Blattwerk gemischt. Diese Spitzen wurden von allen griechischen Frauen als Kopfputz, an bunte Musselin-Tücher genäht und haubenartig um den Kopf gewunden, auf der Straße, und von türkischen Damen im Hause getragen.

Proben altenglischer Spitzenkunst, meist Häkelarbeit mit und ohne Point-lace-Band, Honitons, und einzelne schöne Alt-Niederländer und italienische Spitzen stellte Gräfin Vrints zur Verfügung, Frau von Dohobrovska in Galizien ein merkwürdiges Spitzenüberkleid auf Tüllgrund mit der Nadel gearbeitet, ganz vereinzelt in Muster und Arbeitsweise. Die Hof-Kunststickerin Fräulein Bach stellte aus dem Spitzennachlaß ihrer Mutter, der vielgenannten Stickerin und Forscherin über antike Spitzen und Stickerei, Frau Emilie Bach, ganz bewunderungswürdige alte Venetianer-, Malines- und Sedan-Spitzen in bedeutender Anzahl aus. Von Frau Regierungs-Rath Jenny Pachler wurde eine Sammlung ausgestellt, in der besonders Sedan-Spitzen von hervorragender Schönheit und Conservirung enthalten sind. —

Wenige Tage hindurch hatte der kais. kgl. Central-Spitzen-Curs seine mustergültigen Arbeiten ausgestellt, meist Reconstructionen classischer Arbeiten und Neuanwendungen alter Technik, an denen die Directrice Frau Pleyer unerschöpflich ist, sowie eine Serie der berühmten Spitzen-Zeichnungen von Professor Hofrath Stock, an deren Hand die Erzgebirg-Industrie in Oesterreich jetzt die hervorragendsten Schöpfungen aufgewiesen hat. Eine chronologisch geordnete Muster-Sammlung von österreichischen, deutschen, französischen und schweizer Maschinenspitzen machte den Ueberblick zu dem denkbar vollkommensten, der über die Geschichte der Spitzen jemals geboten wurde. — Ein Zufall fügte es, daß gleichzeitig De Feure in Paris unter den Kunstgewerbe-Gegenständen der Ausstellung im Wiener Künstlerhause einen jener farbig geklöppelten Spitzenfächer aus naturalistischen Blumen brachte, wie sie Aubert in Paris als neueste Phase aller Spitzenkunst in Verkehr zu bringen beginnt: eine neue Spitzenart, von der die Stadt Paris der Kaiserin von Rußland kürzlich einen vielbewunderten Shawl zum Geschenk machte. In dieser Spitze sind vielfarbige Seidenfäden und Gold zu künstlerischer Wirkung und Schattirung der einzelnen Flächen verwoben; die Zeichnung ist die modern stilisirte Pflanze. Unmittelbar vorher hatte im Museum aber auch das Kensington-Museum in London seine bisher unausgeführten, modern stilisirten Spitzen-Entwürfe ausgestellt, und so den Ausblick in eine neue Epoche der Spitzenkunst im Sinne der neuen Kunst, also etwas noch nicht Vorhandenes, eröffnet. Diese neuen Perspectiven auf eine „secessionistische Spitze", wie sie sofort getauft wurde und als deren erste Vorläufer bereits ein paar Applications-Fächer von weißen, modern stilisirten Spitzenblumen auf schwarzer Gaze zu sehen waren, erregten natürlich die Erwartungen auf das Lebhafteste, und so sieht denn die Damenwelt der weiteren Entwickelung dieser Spitze mit warmem Interesse entgegen.

Nachdruck verboten.

Brennende Liebe.

Eine lustige Geschichte von Alwin Römer.

I.

Die schrägen Strahlen der rothglühenden Abendsonne fielen durch die Buchenwipfel und ließen die buntfarbige Herrlichkeit des herbstlichen Waldes noch einmal hell aufleuchten, ehe sie den Schatten der Nacht für ihr glanztödtendes graues Gewerbe Raum gaben. Es war feierlich still im hohen Bergwald; kaum ein Grillenlaut ließ sich vernehmen; auch die Vögel schwiegen, wie in Andacht vor dem majestätischen Schauspiel des nahenden Sonnenuntergangs versunken. Kein Beilschlag mehr von der nahen Lichtung, wo die Holzhauer tagsüber schafften; kein Jodeln der romantisch angelegten Stadtdamen, die unten im kleinen Badeort Wodenquell als Patienten oder Sommerfrischler Aufenthalt genommen hatten; kein Hundegebell von den Rüden des pürschenden Försters! Nur ein leiser Abendwind rauschte durch die Kronen der hochstämmigen Buchen wie geheimnißvoll verhallender Orgelklang! —

Sigrid Lorenz war ganz gefangen genommen von dem Zauber dieses köstlichen Abendfriedens. Wie von einer überirdischen Sehnsucht ergriffen, saß sie auf der roh gezimmerten Waldbank, die Hände gefaltet, und den Blick auf die langsam sinkende, feurige Sonne gerichtet. Ein Gefühl seliger Ruhe senkte sich auf sie. So rein und unbeirrt hatte sie die Wunder der Waldeinsamkeit lange nicht genossen.

Ein Sonett Krummacher's kam ihr in den Sinn:

„Bist Du einmal zu stiller Abendzeit,
Wenn schon ihr letztes Lied die Vögel sangen,
In Dich gekehrt durch einen Wald gegangen,
Der einz'ge Mensch im Dickicht weit und breit? —
Da kam's Dich an wie Lust und halb wie Leid." —

Aber nun ließ sie ihr Gedächtniß im Stich, und während sie noch grübelte, die Fortsetzung zu finden, hörte sie plötzlich an dem Knacken dürren Reisigs, daß ein Mensch in ihre Nähe kam, und noch dazu einer, der von der Poesie dieses herrlichen Sonnenuntergangs nicht die geringste Ahnung zu haben schien. Denn noch ehe sie des Störenfrieds ansichtig geworden war, hörte sie auf einmal seine Stimme zu einer forschen Liedzeile einsetzen. Gerade, wie sie die folgenden Verse ihres Sonetts gefunden hatte:

„Es war ein tiefes, heimwehvolles Bangen,
Es war ein stilles, seliges Verlangen,
Das Dich beschlich in dieser Einsamkeit." —

gerade in diesem Augenblicke schallte es durch die Stämme halb lustig, halb voll Grimm zu ihr herüber:

„Hängt Euch auf, alle mit einander, — alle mit einander, — alle mit einander! Hängt Euch auf —"

„Entsetzlich!" murmelte sie. „So ein Klotz!" Und arg verstimmt erhob sie sich und trat hinter eine der Fichtengruppen, die den Buchenwald nach dem Bergabhange zu abgrenzten, um jede Begegnung mit einem solchen Barbaren zu vermeiden.

Indessen war der kühne Sänger, der seinen menschenfreundlichen Imperativ immer behaglicher variirte, in die Nähe der Aussichtsbank gekommen. Sein Blick glitt in die Landschaft hinaus, die ihm bisher der Wald verdeckt hatte, und auch auf ihn schien das wunderbare Bild seine Wirkung nicht zu verfehlen. Seine liebenswürdige Aufforderung an irgend eine Freundesgruppe, „durch Seiler's Fenster zu gucken," blieb ihm plötzlich in der Kehle stecken, seine gebräunte Stirn, die bis dahin arge Falten gezogen, glättete sich, und seine Augen wurden mild und freundlich.

„Hm —," brummte er vor sich hin, „ist doch schön, unseres Herrgotts Erde; das muß man ihm lassen! — Trotz alles Gesindels, das darauf herumwimmelt!"

Nach einer Weile fiel sein Blick auf die Bank, auf der zu seiner Verwunderung ein weißes Bündel lag. Hatte das jemand vergessen? Er trat herzu und schaute in das nur lose geknüpfte, seine Taschentuch hinein. Ein Ruf ärgerlichen Erstaunens kam dabei von seinen Lippen. Es waren Pilze in dem Bündel, Pilze von allen Sorten. Eßbare und giftige fröhlich durcheinander.

„Wer hat sich denn diesen Blödsinn geleistet?" sagte er, entrüstet über so viel Unverstand den Kopf schüttelnd. Ein wahres Glück, daß das Bündel liegen geblieben ist! Das wäre eine nette Mahlzeit geworden!"

Darauf schob er die Spitze seines Bergstocks unter die geknoteten Zipfel und ließ die Pilze mit einem Ruck aus dem Tuch zur Erde fliegen, wo er sie sogleich mit dem Stock zerstieß und mit den Absätzen seiner derben Stiefel zertrat.

„So!" meinte er dann, offenbar sehr befriedigt, „an dem Brei wird sich wohl keiner mehr den Magen verderben!"

Aber diese Eigenmächtigkeit war der Sammlerin der zerstörten Schwämme denn doch etwas zu bunt. Entschlossen trat sie jetzt hinter der Tannengruppe hervor und herrschte den Fremden an: „Was fällt Ihnen ein? Lassen Sie doch meine Pilze zufrieden!"

Einen Augenblick lang stand der so plötzlich zur Verantwortung Gezogene ganz verdutzt vor der prächtigen Erscheinung, die vom Abendsonnengold umflossen, einen märchenhaften Reiz auf ihn ausübte.

„Donnerwetter, ist die schön!" dachte er und zog unwillkürlich den Hut so tief, als wäre sie eine wahrhaftige Prinzessin. „Die blendet einen ja ärger, als die liebe Sonne!"

Dann aber, als er den Zorn in ihren großen, braunen Kinderaugen blitzen sah, zog ein leises, spöttisches Lächeln über sein scharf geschnittenes Antlitz, und er sagte:

„Ihre Pilze sind Giftpilze, mein gnädiges Fräulein! Wenigstens die meisten! Sie können ganz froh sein, daß ich dazu gekommen bin und Sie vielleicht vor einer verhängnißvollen Thorheit bewahrt habe!"

„Und welcher Art wäre diese verhängnißvolle Thorheit gewesen?" fragte sie ironisch.

Er sah sie ungewiß an.

„Sie wollten das Zeug doch kochen?" fragte er dann.

„Nun und?" lächelte sie.

„Und? Und?" ereiferte er sich. „Vergiftet hätten Sie Sich damit! — Hier, das war Knollenschwamm, den Sie, wie schon so viele, für Champignon gehalten haben! Und das hier ist Birkenreizker, kein echter Reizker, wie Sie vielleicht gedacht haben! Wissen Sie, was Birkenreizker ist?"

„O ja," entgegnete Sie, offenbar riesig amüsirt und vollständig ausgesöhnt mit der erst so peinlich empfundenen Störung. „Warum soll ich nicht wissen, was Lactaria torminosa ist?"

„Lac —" begann er verblüfft.

„Aber sehen Sie, hier war auch Lactaria deliciosa! Den haben Sie sinnlos mitzerstört! Und hier diesen Boletus edulis gleichfalls! Gerade über den habe ich mich so gefreut, weil ich erst gar keinen finden konnte!" fuhr sie fort und zeigte auf einen zerschmetterten Steinpilz.

„Ja, — was, — wieso, —" stotterte er und schaute bald das Schlachtfeld an, das er angerichtet hatte, bald ihr schalkhaft lächelndes, frisches Gesicht. „Ich glaube, Sie wissen besser Bescheid mit Pilzen als ich!"

„Kann man's wissen?" entgegnete sie.

„So wollten Sie das Bündel gar nicht für Ihre Küche?" erkundigte er sich verlegen.

„Allerdings nicht! — Aber wenn auch: was hätte das Sie kümmern können?"

„Na, erlauben Sie, bitte!"

„Ist das so ein gewaltiger Unterschied, ob wir uns alle mit einander vergiften oder, wie Sie das vorhin so hinreißend verlangten, aufhängen?" fragte sie lachend.

„Das war gar nicht an Ihre Adresse gerichtet!" erwiderte er und lachte mit.

„Alle mit einander?" meinte sie und zuckte die Achseln. „Da ist man doch schließlich auch dabei!"

„O bitte, die Anwesenden sind immer ausgeschlossen!" scherzte er. „Aber möchten Sie mir nun nicht sagen, was Sie mit der Henkersmahlzeit da eigentlich anfangen wollten?"

„Ich hatte sie für meinen Vater gesammelt!" klärte sie ihn auf. „Der ist nämlich Botaniker und hat ein specielles Interesse an der Flora dieser Gegend."

„Schade!" sagte er, die Opfer seiner Stiefel noch einmal musternd. „An denen wird er nicht viel mehr bestimmen können! — Aber ich weiß weiter hinauf einen Fleck, da stehen die prächtigsten Giftlinge, da werde ich Ihnen morgen eine kleine Wagenladung als Entschädigung hinunterschicken! Sie wohnen doch gewiß in Wodenquell, nicht?"

„Allerdings!" antwortete sie lachend. „Aber auf diese fürchterliche Revanche möchte ich denn doch verzichten! Pilze giebt's diesen Herbst ja so viel, daß ich den Verlust schnell genug selbst ersetzen kann. Wenn Sie Sich um die Botanik wirklich verdient machen wollen, so fahnden Sie vielleicht 'mal auf Hornmohn, Glaucium luteum, der hier vereinzelt vorkommen soll und den mein Vater gern constatiren möchte!"

„Hornmohn?" meinte er grübelnd. „Sie glauben gar nicht, wieviel Dinge es auf der Welt giebt, von denen ich keinen Schatten von Ahnung habe! Wollen Sie mir nicht einen kleinen Steckbrief über diesen Bösewicht, der sich so gut verborgen hält, entwerfen? Vielleicht kommt er mir doch einmal in Sehweite!"

„Gesehen habe ich ihn selbst auch nicht!" erwiderte sie zögernd. „Und ich weiß nicht, ob Sie wirklich Gelegenheit und Neigung haben —"

„Heftig!" betheuerte er. „Ich mache alle Abend meine Waldspaziergänge, mitunter auch vor Thau und Tag, und achte auf alles, was Mutter Natur hervorbringt. Man läuft sich seinen Aerger dabei von der Seele. Ich bin nämlich Ingenieur drüben an den Hüttenwerken und habe da gründlich meine Plage! Aber wenn man in den Wald kommt, wird einem bald wieder frei ums Herz und man denkt —"

„Hängt Euch auf, alle mit einander!" ergänzte sie seine Rede, da er einen Moment lang stockte.

„Ganz recht!" nickte er vergnügt. „Ich glaube, wir verstehen uns, ohne uns zu kennen. Dem Mangel möchte ich übrigens gleich abhelfen, indem ich mich Ihnen bekannt mache: ich heiße Wingold Hartmann!"

„Sigrid Lorenz!" entgegnete sie und wurde ein bißchen roth dabei, worüber sie sich innerlich gewaltig erboste, denn es lag doch gar keine Veranlassung dazu vor.

„Also, verehrtes Fräulein Lorenz," hub er darauf lächelnd an, „wie ist das mit diesem gehörnten Mohn?"

„Ich kann Ihnen im Augenblick wirklich kein rechtes Bild davon geben!" sagte sie hastig und schaute den Westhimmel an, der nur noch eine Kappe des Sonnenballes sehen ließ. „Auch ist es hohe Zeit, daß ich heimkehre! — Vielleicht schreibt Ihnen Papa." —

„O, das wäre doch ziemlich umständlich. Treffe ich Ihren Herrn Papa nicht irgendwo in Wodenquell? Vielleicht im ‚Goldenen Engel' oder in der ‚Kühlen Quelle'? Ich bin jede Woche ein paarmal Abends drüben!"

„Im ‚Goldenen Engel' wohnen wir!" erklärte Sigrid Lorenz und wurde abermals roth, als wäre das eine stumme Einwilligung zu einem halben Rendezvous. Aber das war sicher, sie würde sich alle die kommenden Abende auf ihrem Zimmer aufhalten. Herr Wingold Hartmann sollte nicht etwa glauben, daß es ihr um etwas anderes als Glaucium luteum zu thun gewesen sei.

„So werde ich mir den Steckbrief also im ‚Goldenen Engel' holen!"

„Bitte!" sagte sie artig. „Papa wird sich freuen, einen so bereitwilligen Helfer zu finden, der mit Weg und Steg vertraut ist, — Förster Wilke ist bloß für seine Schonungen zu haben. Alles andere ist ihm Unkraut, das heißen mag, wie's will!"

„Stimmt bis aufs Tipferl!" lachte der Ingenieur. „Ich kenne den alten Haudegen!"

„Leben Sie wohl!" sagte indessen Sigrid Lorenz, die eine seltsame Eile hatte, heimzukommen, obwohl sie sonst sehr häufig noch nach Sonnenuntergang den Wald durchstreifte.

„Guten Abend!" sagte er freundlich und nickte. Und als sie schon ein Stück Wegs gegangen war, rief er ihr „Auf Wiedersehen!" nach. Aber sie wandte den Kopf nicht. Es war ihr doch wirklich nur wegen des Glaucium luteum gewesen! —

Im „Goldenen Engel" saßen die wenigen Sommergäste, die der September dem Wirth noch gelassen hatte, schon beim Abendbrod, als Sigrid heimkam.

„Wo bleibst Du bloß, Mädchen?" fragte Papa Lorenz, als sie endlich an seiner Seite Platz nahm, und der Wirth, der dem alten Herrn Gesellschaft leistete, erkundigte sich lächelnd, ob ihr nicht ein wenig bange sei, im Abenddämmern durch den Wald zu streifen.

„Ich habe den Sonnenuntergang genossen!" erklärte sie. „Es war herrlich heute Abend! — Vor wem ich mich übrigens fürchten sollte, ist mir räthselhaft. An Wichtelmännchen und Waldgeister darf man ja nicht mehr glauben, wenn man nicht ausgelacht werden will, und die braven Wodenqueller Holzhauer thun keinem 'was zu Leide! Also?"

„Ja, ja, mein lieber Herr Mertens, meine Sigrid ist tapfer wie ein alter Landsknecht!" schmunzelte der Professor.

„Und doch habe ich vor etlichen Tagen eine junge Dame zitternd und bleich im Keller gefunden, —" lächelte der Wirth.

„Das war während des dummen Gewitters!" bemerkte Sigrid, verlegen erröthend. „Blitzen kann ich's nun einmal nicht sehen, ohne ängstlich zu werden!"

„Ihre Achillesferse!" bestätigte der Professor, „hat sie von ihrer Mutter! Die mußte sich auch jedesmal verkriechen! — Aber nun sag' mir mal, wie war denn Deine Ausbeute? Du wolltest Dich doch nach Pilzen umsehen?"

„Ich hatte ein ganzes Bündel. Steinpilze, Bovist, Reizker —"

„Hm, — Lactaria deliciosa —"

„Auch torminosa!"

„Wirklich? — Hm, — und wie war's mit pyrogalus?"

„Ich glaube, auch den! Leider hat sie mir ein edler Menschenfreund sammt und sonders in Stücke gehauen. Don Quixote hätte es nicht tapferer vollführen können! — Er dachte nämlich, ich hätte sie zu einem Mittagbrod bestimmt und wollte uns durch seinen heldenhaften Angriff vor allerhand Magenkrämpfen und elendem Verscheiden schützen! — Das lange Gesicht hätten Sie sehen müssen, als er hörte, daß ich eines Botanikers Tochter sei und die Pilze alle kannte!"

„Ach, das glaube ich!" lachte der Wirth. „Wer war denn der Unglücksrabe?"

„Ein Herr Hartmann von den Eisenwerken drüben. Er wollte natürlich sofort Ersatz schicken. Aber dafür habe ich gedankt. Nun wird er Dir Glaucium suchen helfen." —

„So? — weiß er einen Fleck, wo —?" erkundigte sich lebhaft interessirt Papa Lorenz.

„Das nicht! Du sollst ihm sogar erst den Steckbrief geben, wie er sagte. Aber er scheint im Walde sonst Bescheid zu wissen." —

„Und ob er Bescheid weiß!" mischte sich der Wirth ein. „Jeden Morgen streift er irgend einen Bestand ab, ob's regnet oder schneit. Ein sehr netter Mensch übrigens. Stammt vom Rheinland her. Sein Vater hat ein paar Weinberge und schickt öfter ein Fäßchen!"

„Was ist dieser Herr Hartmann? fragte der Professor.

„Ingenieur an den Eisenwerken! Ein tüchtiger Kerl. Die rechte Hand vom Director und in kurzem wahrscheinlich auch sein Schwiegersohn! Das heißt, ich habe nichts gesagt, meine Herrschaften! Die Sache ist noch nicht officiell, also —? Das Mädel ist ein bißchen eigensinnig, aber hübsch; das muß ihr der Neid lassen! Und Geld hat sie auch, die Lilli; denn der Alte hat's verstanden!" schilderte der Wirth.

„Geld ist natürlich die Hauptsache!" bemerkte der Professor ironisch.

„Und ob!" meinte Mertens. „Vor Geld kann man den Deubel danzen lassen! — Na, ich gönn' es ihm! Er ist eine gute Haut. Die Arbeiter lassen nichts auf ihn kommen. Und das will was heißen jetzt! — Und lustig sein kann er auch! Und tanzen! Hei, ich sage Ihnen! — Sie werden's ja sehen am Erntefest! Denn so lange bleiben Sie doch? Sonntag in acht Tagen ist's schon!"

„Nur um Herrn Hartmann tanzen zu sehen?" fragte Sigrid spöttisch. „Freitag reisen wir, nicht wahr, Papa?"

„Das war ja wohl eigentlich unsere Absicht!" bemerkte nachdenklich der Professor. „Aber da ich Glaucium noch immer nicht gefunden habe —"

„Weil es hier eben nicht mehr vorkommt!" warf sie ungeduldig hin.

„Sieh da, dort kommt Herr Hartmann schon!" rief der Wirth und ging dem Eintretenden entgegen. Sigrid fühlte einen Stich im Herzen. Es war doch empörend von einem Manne, der so gut wie verlobt war, ihr so nachzulaufen.

„Ich werde Dir die Mappe mit den Abbildungen herunterschicken, damit Du dem Herrn Ingenieur Hornmohn zeigen kannst! Ich gehe nach oben, weil ich müde bin!" erklärte sie hastig ihrem Vater und stand auf. Just als der Ingenieur sich leuchtenden Blickes ihrem Tisch näherte, kam sie an ihm vorüber, erwiderte mit einer kühlen Neigung ihres Kopfes seinen Gruß und war verschwunden. Es blieb ihm nichts übrig, als sich mit dem Professor allein zu begnügen und sich von diesem durch die Flora aller fünf Welttheile schleppen zu lassen. Aber ein sehr aufmerksamer Zuhörer war er nicht. Er lugte unablässig nach der Thür, ob sie das prächtige Professorenkind nicht wieder hereinlassen würde. Doch seine Hoffnung erfüllte sich nicht. Sigrid Lorenz kam nicht zurück.

II.

Seit diesem Abend kam Wingold Hartmann tagtäglich in den „Goldenen Engel" und berichtete dem Professor, der ihn nicht ungern sah, was für Ergebnisse seine Frühspaziergänge gehabt hatten. Der arge Hornmohn blieb vorläufig freilich unentdeckt. Der Ingenieur empfand darüber jedoch viel weniger Kummer, als über die consequente Zurückhaltung Sigrid's, die er trotz der verschiedensten Abendstreifereien nicht wieder getroffen hatte, und die sich auch vom Abendtisch nach wenigen förmlichen Fragen und Antworten stets auf ihr Zimmer zurückzog.

Wie frisch und ursprünglich war sie ihm an jenem ersten Abend oben im Walde erschienen! Und wie gemessen und unzugänglich war sie jetzt! Er zergrübelte sich den Kopf über die Ursache dieser Wandlung.

Freudig überrascht war er, als er sie eines Tages auf dem kleinen Postamt in Wodenquell fand, wo sie just Marken kaufte.

„Welch netter Zufall, gnädiges Fräulein!" sagte er und reichte ihr die Hand. Sie war erschrocken zusammengefahren, als sie seine Stimme gehört hatte, und wollte sich nach kurzem Gruße entfernen. Aber er faßte die Gelegenheit beim Schopf und erbat sich die Gunst, sie ein Stück begleiten zu dürfen.

Wortlos ließ sie es zu, daß er mit ihr auf die Straße trat.

„Wie kommt es, verehrtes Fräulein," fragte er warm, „daß ich Ihnen nie mehr im Walde begegne?"

„Das ist wohl ein Zufall!" sagte sie mit einer gewissen Anstrengung in der Stimme, die ihm nicht entging.

Er schüttelte den Kopf. „Ein Zufall, dem Sie ein bißchen nachhelfen!" klagte er dann. „Abends gehen Sie mir ja auch aus dem Wege, als ob ich ein Verbrecher wäre. — Habe ich Ihnen denn etwas zu Leide gethan?"

„Nicht, daß ich wüßte!" erklärte sie, sich zum Trotz sammelnd. Was wollte dieser Schmetterling von ihr? Glaubte er vielleicht, mit ihr ein flüchtiges Herbstabenteuer erleben zu können? Suchte er nach den Capricen seiner Lilli ein wenig Abwechslung, und sollte sie ihm dazu gerade gut genug sein? Das wollte sie ihm gründlich verleiden.

„Warum meiden Sie mich denn?" fragte er, lebhafter werdend.

„Ich meide Sie ganz und gar nicht!" sagte sie schneidend. „Aber wenn ich es auch thäte, woher könnten Sie das Recht nehmen, mich danach zu fragen?"

„Soll ich Ihnen jetzt die Stelle aus dem ‚Tell' deklamiren:

Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Greift er hinauf getrosten Muthes in den Himmel
Und holt herunter seine ewigen Rechte?"

fragte er, sich zur Lustigkeit zwingend. „Aber Sie sind im stande, mich dann hier wie einen armen Waisenknaben stehen zu lassen! Also: mit gar keinem Rechte! Nur aus ehrlicher Sympathie heraus! Und nicht wahr, nun schneiden Sie mich nicht mehr so jämmerlich, liebes Fräulein? Ich bin allemal so froh, wenn ich Sie sehe."

„Ich bin Ihnen durchaus nicht böse!" murmelte sie, viel freundlicher, als sie gewollt hatte. In der Stimme dieses Schwerenöthers lag ein so seltsamer Zauber, dem sie sich nicht zu entziehen vermochte.

„Das ist doch ein Wort!" rief er erfreut. „Und nicht wahr, nächsten Sonntag tanzen wir zusammen?"

„Wir reisen am Freitag!" erklärte sie bestimmt.

„Das wäre doch einfach abscheulich, so dicht vorm Erntefest auszukneifen!"

„Papa wünscht es!"

„O, mit dem Herrn Professor will ich schon einig werden!" —

„Er ist hier fertig mit seinen Studien!"

„Und Glaucium?"

„Sie wissen ja selbst, daß es nicht zu finden ist!"

„Aber wenn er es noch fände, würde er da nicht doch ein paar Tage zulegen?"

Sigrid zuckte die Achseln.

„Ich werde ihn nachher fragen!" erklärte der Ingenieur.

„Was hätten Sie davon, wenn er wirklich darauf einginge? Davon haben Sie die Hauptsache doch nicht!"

„Sie meinen den Hornmohn? O, den finden wir dann, und wenn wir den Teufel dazu beschwören müßten!"

„Da wäre ich neugierig!" spottete sie.

„Lassen Sie mich nur sorgen!" sagte er. „Um den Tanz kommen wir nicht!"

„Vom Tanzen habe ich noch kein Wort gesagt! Ich dächte auch, Sie hätten in Wodenquell und — der Umgegend Tänzerinnen genug!"

„Aber keine, mit der es mir so viel Vergnügen bereiten würde, als mit Ihnen!"

„Ich muß trotzdem verzichten!"

„Darüber reden wir noch! sagte er. „Da kommt übrigens der Herr Professor. Ich werde gleich mit ihm sprechen!"

Und mit fröhlichem Gruß schritt er Papa Lorenz entgegen. —

Noch am selben Abend sandte er an seinen Freund Doctor Ahlgren, der Custos eines großen botanischen Gartens war, einen Eilbrief. —

(Schluß folgt.)

Unsere Kinder.

Lieber Onkel!

Hier schicke ich Dir unser Bild. Ich bin in der dritten Klasse und habe schon Französisch und auch Klavierstunde. Dann kommt Alice, sie geht auch schon in die Schule und kann bald lesen. Hedwig, genannt Witwit, das nächste Schwesterchen, ist drei Jahre alt, die hat einen ganz verbrühten Arm, sie dreht sich immer wie ein Kreisel im Vorplatz herum und fiel dabei einmal in einen Eimer mit heißem Wasser. Unser ganz kleines Schwesterchen Gerda ist ein goldiges Dingle, sie lacht immer und ist immer zufrieden. Wir haben sie alle furchtbar lieb. Jetzt muß ich schließen, ich habe gleich Klavierstunde.

Dein

Stuttgart. Gretchen Finckh.

Nachdruck verboten.

Die Wunder-Kapelle in der Kirche zu Valladolid.

Nach dem Gemälde von José Gallegos. — Siehe Seite 85.

In der Kirche zu Valladolid befindet sich eine Kapelle, die eine Reliquie birgt. Zu diesem Heiligthum pilgern die Einwohner der Stadt und der Umgegend, um vor ihm in stiller Andacht ein Gebet zu verrichten und um Befreiung von Krankheit und Gebrechen, um Erfüllung eines Wunsches und dergleichen zu bitten; denn sie wissen es, sie werden erhört werden, hat doch die Reliquie schon so manches Wunder bewirkt.

Der Dom von Valladolid ist eine der größten Kirchen Spaniens, er besteht aus einer großartigen Granitmasse, und die graue Farbe des Steins giebt ihm etwas Ernstes, Trauriges. Auch das Innere der Kirche macht einen feierlichen, überwältigenden Eindruck. Die Kapellen, die Bogen, Säulen und Thore sind riesenhaft groß, und durch die bunten Glasfenster dringt spärlich ein gedämpftes Licht, sodaß in der Kirche ein magisches Dämmerlicht herrscht. Selbst den nüchternsten Alltagsmenschen überkommt hier ein heiliges Schauern, und man begreift es wohl, daß die Beter kaum aufzutreten wagen, um zu dem Betstuhl zu gelangen, in dem sie ihre Andacht verrichten. Und wenn sie auch nur kaum die Lippen bewegen, von den gewaltigen Wänden hallt es doch wieder als ein dumpfes Murmeln von vielen Menschen. Wer aber allein die Kirche durchschreitet, der hört seine Schritte hallen, und es überläuft ihn kalt und ihn packt eine unwiderstehliche heilige Furcht.

Rechts vom Hochaltar der Kirche ist das Grab von Pedro Ansurez, dem Herrn und Wohlthäter von Valladolid; über dem Denkmal hängt sein Schwert.

Valladolid war ehemals eine blühende Stadt mit über hunderttausend Einwohnern; jetzt ist deren Zahl bis auf höchstens dreißigtausend herabgesunken. In den Hauptstraßen sieht man noch zuweilen die Studenten der Universität und die Reisenden, die nach Madrid gehen; aber die übrigen Gassen sind todt. Die Stadt gleicht einem großen, verlassenen Palaste, in dem noch die Spuren der Reliefs, der Vergoldungen und der Mosaike vorhanden sind, in dessen mittleren Sälen einige arme Leute wohnen, die durch die einsame Größe des Gebäudes traurig gestimmt werden. Geräumige Plätze, hier und da ein alter Palast, verfallene Häuser, leere Klöster, lange, einsame, mit Gras bewachsene Straßen erinnern an eine heruntergekommene Stadt. Der schönste Punkt ist der große Platz (plaza mayor), der von Philipp II. im Jahre 1561 nach einem entsetzlichen Brande in großem Maßstabe mit prächtigen Hallen und imposanten Häusern angelegt wurde. Auch die Universität ist sehenswerth, sie ist ein mittelalterliches Kunstwerk mit mächtigen gothischen Strebepfeilern und prachtvollen Fenster-Einfassungen. Das Haus, in dem Columbus am 21. Mai 1506 gestorben ist, wird heute noch gezeigt, ebenso das Wohnhaus Cervantes, des unglücklichen Dichters des Don Quixote. In Valladolid stand auch die Wiege des José Zorrilla, eines der besten spanischen Dichter dieses Jahrhunderts, dessen Hauptwerke geradezu Allgemeingut der spanischen Nation geworden sind.

Redactions-Post.

Emilie B. in Varel. — Der Blitzableiter wurde fast gleichzeitig von Dirisch in Mähren (1754) und Franklin (1760) erfunden. Man muß allerdings sagen „wieder erfunden", denn die alten Aegypter kannten den Blitzableiter schon! Brugsch-Pascha schreibt darüber folgendes: In einzelnen Inschriften aus den Zeiten der Ptolemäer werden die beflaggten Maststäbe, welche beispielsweise am Tempel von Edfu eine Höhe von mindestens zweiunddreißig Metern erreichen mußten, auf den Tempelwänden in sehr genauer Weise beschrieben, wobei sich eine ganz wundersame Thatsache herausstellt. Ich lasse in möglichst getreuer, deutscher Uebertragung den Wortlaut einer der Inschriften von Edfu für die Sache selbst sprechen: „Dies ist der hohe Pylonbau des Gottes von Edfu, am Hauptsitze des leuchtenden Horus (des ägyptischen Apollon). Maststäbe befinden sich paarweise an ihrem Platze, um das Unwetter an der Himmelshöhe zu schneiden. Zeugstoffe in weißer, grüner, blauer und rother Farbe (die heiligen Farben der Aegypter) befinden sich an ihrer Spitze." — Aehnliche Inschriften finden sich sehr häufig; aus ihnen geht hervor, daß nicht nur die Maststäbe Blitzableiter waren, sondern auch die Obelisken den Nebenzweck hatten, die Gewitter abzuleiten.

Junge Hausfrau in Partenkirchen. — Wir werden Ihren Wunsch in unserem nächsten Hefte erfüllen.

Helene W. in Ostrowo. — Ohne Zweifel meinen Sie den Roman „Landsturm" von Hans Hoffmann. Wir kennen keinen anderen Roman, auf den Ihre Beschreibung sonst passen könnte.

Marianne L. in Neapel. — Wir können Ihnen erst in unserem nächsten Hefte antworten, da wir Erkundigungen einziehen müssen. Sie hätten übrigens gut gethan, uns nicht nur Ihren Namen, sondern auch Ihre Adresse anzugeben, damit wir Ihnen brieflich und ausführlich antworten konnten. Ihnen liegt doch an einer möglichst schnellen Auskunft.

K. in München. — Wir wiederholen hier noch einmal, daß wir anonyme Anfragen niemals beantworten. In Ihrem Falle liegt durchaus kein Grund vor, uns Ihren Namen vorzuenthalten, und wir haben alle Ursache, das Verschweigen als einen Mangel an Vertrauen zu betrachten.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den litterarischen Theil: H. Hein; für den technischen Theil: A. Grosse, beide in Berlin; — für Oesterreich-Ungarn: Robert Mohr, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 12, I. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). Berlin und Wien, 15. Juni 1899. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). XXVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Wer siegt?

Novelle von Victor Blüthgen.

Drei Wagen fuhren gegen Abend auf der Chaussée dahin, die Stubbenkammer mit Saßnitz verbindet. Die Insassen hatten einen Ausflug nach dem Herthasee und den Kreidefelsen von Stubbenkammer gemacht und waren auf der Heimkehr begriffen: Saßnitzer Saison-Gäste, die einander an der table d'hôte des Hotel Fahrenberg kennen gelernt hatten, wo sie ständige Nachbarn waren.

Im vordersten Wagen saßen drei alte Damen und ein junges Mädchen im Backfischalter, im mittleren zwei Ehepaare.

Im letzten Wagen nur ein einzelnes Paar: der Maler Falstein, — seine Mutter befand sich unter dem Glückskleeblatt im Vorderwagen, — und Frau Rose Bartels, die bewunderte Schönheit der table d'hôte. Sie stand am Schlusse der Zwanziger, er am Schlusse der Dreißiger. Sie hatte vor zwei Jahren in Magdeburg ihren alternden, kränklichen Gatten beerbt und genoß ihre Freiheit, ihren Wohlstand und ihre Vollblüthe mit der Sicherheit der reifen Weltdame; er war einer der fleißigsten und anerkanntesten Portrait-Maler, Junggeselle, Besitzer einer kleinen, netten Villa in Groß-Lichterfelde, in der seine Mutter die Wirthschaft führte, ein „goldenes Gemüth", wie die alte Dame gern unter der Hand versicherte, und nach der übereinstimmenden Ansicht der übrigen Weiblichkeit im Hotel auch ein „hübscher Mann". Sie vom dunkeln, er vom blonden Typus.

Ihn hatte es gereizt, sie zu malen, — sie hatte es gereizt, von ihm gemalt zu werden. Er pflegte, wenn er auf Sommer-Erholung ging, grundsätzlich alles Malgeräth zuhause zu lassen; auf einmal hatte er sich kurzer Hand das Nöthigste von Berlin verschrieben und malte hier auf Rügen Studienköpfe nach Frau Rosa Bartels.

Sie kokettirte mit ihm, so wie eine schöne Frau thut, die für einen Mann von Namen etwas bedeuten möchte, zu keinem andern Zweck, als um jeder etwaigen Concurrenz von vornherein den Rang abzulaufen. Das wurde natürlich ihr, die täglich einige Zeit vor ihm saß, darauf posirt, reizvoll zu wirken, nicht schwer. Er ordnete an ihr, an ihrem üppigen, glänzenden, dunkelbraunen Haar, an der Haltung des schlanken, blühenden Oberkörpers, rückte ihr den Kopf zurecht, hieß sie lächeln und verführerisch mit den braunen Augen blitzen, und ein andermal melancholisch träumen: sie besorgte das eine wie das andere zum Entzücken. Sie plauderten bald vertraut, er immer wärmer, sie immer unbefangener, immer mit der nöthigen Reserve dabei.

Das soll einer versuchen und diese Frau malen, ohne sich in sie zu verlieben! Und ohne zu hoffen!

Die mageren Gäule trotten faul dahin: man nützt sie im Sommer aus, um sie im Herbst wieder zu verkaufen. Der Himmel hängt voll schwerem Dunst, sodaß die Luft unnatürlich dämmert; und jetzt fängt ein feines Geriesel an zu sprühen. Im mittleren Wagen, in dem es sehr munter hergeht, schreit eine Frauenstimme auf: „Mein Hut, mein Hut!" und plötzlich entfalten sich dort Sonnenschirme.

„Ich fürchte, das wird eher schlimmer, als daß es aufhört," sagt der Maler hinten. „Wir haben noch eine Viertelstunde bis Saßnitz, — wie wäre es, wenn wir den Wagen schlössen?"

„Sehr einverstanden," nickt sie. „Dies Sprühen kennt man, es sieht so unschuldig aus, und im Umsehen ist man durchnäßt."

„Kutscher, halten Sie, wir wollen lieber den Wagen schließen."

Und der Kutscher besorgt das, während die beiden anderen Wagen ihren Weg weiter verfolgen. Er zündet auch die Wagenlaternen an. „Es schadet nichts, wenn wir etwas später kommen," sagt Falstein.

Nun sitzen sie im Halbdunkel, ringsum eingeschlossen. Frau Rose ist ermüdet, lehnt sich zurück; sie sind vorher schon ein Weilchen schweigend gefahren. Die Hände hat sie im Schoße, die Arme fest an den Körper gepreßt,

Hausmütterchen. Nach dem Gemälde von L. Nono.

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

aber ihre Kleiderfalten berühren den Maler, und dann und wann, wenn es der holperige Weg so will, berühren sich auch ihre Arme. So im Halbdunkel ist das eine ganz andere Sache, als vorher in der freien Luft.

„Frau Rose," sagt der Maler, „es wird mir blutsauer, so neben Ihnen zu sitzen."

„Warum?" spricht sie gedankenlos.

„Weil ich Sie liebe, ganz verrückt liebe; haben Sie das noch nicht gemerkt?"

„Ach, — nicht doch," sagt sie rasch. „Muß denn das sein?"

„Sie sind mein Verhängniß, Rose. So viele Jahre habe ich mich gegen das Heirathen gewehrt, aber wenn es die Menschenmöglichkeit ist, werden Sie meine Frau. Sagen Sie nicht Nein, thun Sie's nicht." —

„Doch," sagt sie. „Ich will nicht schon wieder heirathen; ich bin froh, frei zu sein und ein Stück Jugend nachgenießen zu können. Ich tauge überhaupt nicht recht zum Heirathen; ich kann eine ganz gute Freundin sein, aber ich bin eine sehr unbequeme Frau."

„Freundin, — Freundin, —" ruft er unterdrückt. „Den Freund möchte ich sehen, der Sie einem anderen gönnt. Rose, — geben Sie mir eine Hand, nur eine —"

Sie giebt ihm die Linke, ohne ihren bequemen Sitz zu verändern. Er beugt sich nieder und küßt die Hand, so leidenschaftlich, wie ein Mann nur eine geliebte Hand küssen kann. Dann hält er fest, richtet sich auf und wendet den Kopf zu ihr, nah und näher, um zu prüfen, wie ihr Gesicht aussieht. Er athmet so mühsam, es geht wie ein Sturm heißer Erregung von ihm zu ihr. Und der bleiche Schimmer, der ihr Gesicht malt, zeigt ihm, daß sie die Augen geschlossen hat und daß sie lächelt.

Sie hat einen kühlen, weichen Mund, er fühlt es, denn seine Küsse brennen darauf. Sie erwidert sie nicht, und sie sagt dazwischen: „Nicht doch, — was thun Sie, —" aber sie sträubt sich nicht und hört nicht auf zu lächeln.

Nun wehrt sie ihn doch ab, legt ihren Arm vor. „Jetzt seien Sie vernünftig," spricht sie. „Setzen Sie Sich ruhig neben mich."

„Rose, Du liebst mich," ruft er und hält ihre Hand fest und bedeckt wieder die Hand mit Küssen.

„Ich, — ich weiß es nicht. Vielmehr: ich bin Ihnen gut, das leugne ich nicht. Nun seien Sie aber nicht so furchtbar aufgeregt, dabei wird einem ja ganz ängstlich. Eigentlich ist's schade, daß es so gekommen. Es war ein so nettes Verhältniß zwischen uns, daß ich wünschte, es wäre geblieben."

„Rose, sprich nicht so nüchtern, so entsetzlich verständig."

„Ich bin eine kühle Natur," meint sie. „Aber ich gestehe, es ist reizvoll, jemand zu lieben, der so heiß empfindet wie, — wie Du. Es ist möglich, daß darin das höchste Glück liegt, das mir bestimmt ist. Nur das dumme Heirathen —"

„Ich lasse Dich nicht, — sträube Dich nur, aber bleib' mir gut und laß Dich von meiner Leidenschaft tragen, bis mein Tag gekommen ist. Ich habe die Kraft, Dich zu entzünden, und wenn Du wie nasses Stroh wärest. Rose, — Rose — —"

Und mit unterdrücktem Jubel schiebt er seinen Arm um ihren Hals und nimmt ihren Kopf und küßt sie wieder. „Galathea, Galathea, ich küsse Dich lebendig," stammelt er dazwischen, denn er fühlt, daß sie wärmer wird.

„Wenn Du es nur nicht bereust," sagt sie, als sie Luft hat. „Ich bin sehr anspruchsvoll, das sage ich Dir, und garnicht fügsam; ausnahmsweise ja, wenn es mir Vergnügen macht, so auszusehen. Ich maskire und drapire mich damit. Du kennst mich noch viel zu wenig. Jedenfalls bitte ich Dich darum: noch keine Oeffentlichkeit! Mir laß Zeit, mich an den Gedanken einer Wiederheirath zu gewöhnen, und Du mußt mich erst genauer kennen lernen. Ja, willst Du?"

„Für mich giebt's kein Zurück, — gut, ich will mir Mühe geben, zu verbergen, — nur einer gegenüber werde ich das schwer können: meiner guten, alten Mutter."

„Ja so, — hm. Ja, — was Deine Mutter betrifft, — nun, ich weiß nicht, ob die schweigen kann." —

„Wie das Grab."

Eine Pause. Der Sprühregen springt glitzernd auf die Scheiben, aus den Kissen steigt ein muffiger Geruch und mischt sich mit dem Geruch von Leder; eintönig rollen die Räder.

„Wie Du willst," spricht sie plötzlich. „Du mußt es ja wissen."

Ohne Affect sagt sie das. Aber er stutzt doch.

„Ist Dir meine Mutter nicht sympathisch?" fragt er.

„Das, — das, — wir haben wenig Fühlung mit einander, glaube ich. Wir sind so sehr verschiedene Naturen."

„Aber sie ist ein Engel an Güte, und das gleicht alles aus," sagt er warm. „Sie ist das anspruchsloseste, entgegenkommendste, liebebedürftigste und liebestrahlendste Herz, das Gott geschaffen. Mein Glück ist das ihre, mein Wille der ihre, ich bin ihre Welt, und wenn Du mein wirst, bist Du mit eingeschlossen, Rose."

„Gewiß, den Eindruck habe ich auch von ihr." — Sie löst sich von ihm und späht durch die Scheiben. „Das ist doch Saßnitz, — die Lichter —"

* * *

Falstein geleitet seine Mutter treppauf zu ihrem Zimmer. Rose Bartels ist bald nach dem Abendessen schon gegangen: sie sei müde. Ein stummer Händedruck, ein kurzes Aufleuchten in ihren Augen: das war ihr Abschied für den Glücklichen gewesen.

„Mama," sagt Falstein vor der Thür, „bist Du sehr schläfrig?"

„Nein, Sohnerl," spricht sie verwundert. „Warum fragst Du?"

„Ich möchte mich noch ein paar Minuten zu Dir setzen."

„Natürlich, komm' nur."

Die kleine alte Dame läßt den Sohn vorgehen, der Zündhölzer aus der Tasche nimmt und die beiden Lichtstümpfe auf dem Tische anzündet.

„Nun setze Dich, wo Du willst; ich will nur ablegen. Es war doch gut, daß ich das Tuch mitnahm, aber es ist ganz naß geworden."

Ein rundliches Frauchen, mit etwas hastigen, harten Bewegungen der Arme. Aber wie sie da jetzt auf der Chaiselongue sitzt: eine gealterte Schönheit, mit diesem blassen, eher schmalen als vollen Gesichtchen, ohne viel Runzeln. Welch ein feingeschnittenes Näschen, und was für warme, graudunkle, lebendige Augen!

„Mein schönes, altes Mütterchen," sagt Egon Falstein, vertauscht den Lehnstuhl, in den er sich gesetzt, mit dem Platz neben ihr, schlägt den Arm um sie, und sie strahlt zu ihm auf, mit einer Innigkeit allertiefster Mutterliebe, daß er sie küssen muß.

„Was meinst Du zu Rose Bartels, Mutter?"

„Na, na," macht sie schelmisch, so wie ein großes Kind. „Ich glaube, Du beschäftigst Dich sehr mit ihr! Und nicht bloß, was das Malen betrifft. Es fällt schon auf; ich habe heute schon von der Räthin und der Frau Schmieden etwas zu hören bekommen. Ist sie Dir ans Herz gewachsen?"

„Was würdest Du dazu sagen?"

„Nun, sie ist wahrhaftig eine sehr schöne Frau, und warum soll sie einen Mann nicht glücklich machen? Ich bin ihr sehr gut, da kannst Du sicher sein. Sie hat ja etwas Apartes und Zurückhaltendes, manchmal so, als ob sie in einer Welt für sich lebte und als ob wir alte Frauen sie nicht gerade besonders interessirten. Sie ist aber auch eine sehr kluge Frau und deshalb wohl mehr etwas für Männer. Wir sind ja alle verschieden. Vielleicht würdest Du gerade mit solch einer Frau glücklich, ja, ich glaube sogar, daß Du keine andere heirathen würdest, denn sonst hätte ich wohl längst eine Schwiegertochter, die mir etwas von der Wirthschaftslast abnähme."

Falstein lachte vor sich hin: „Na, Muttchen, so sieht sie mir nicht aus, als ob sie aufs Wirthschaften erpicht wäre."

„Das findet sich; was soll sie denn den ganzen Tag vor Langerweile anfangen, wenn Du beschäftigt bist? Aber wenn sie nicht mag, — sie scheint ja wohlhabend zu sein und wird sich Hülfe nehmen. Ist es Dir denn wirklich Ernst? Sei doch recht vorsichtig, liebes Sohnerl, damit Du Dir nicht einen Korb holst. Am Ende will sie hoch hinaus und cajolirt Dich nur aus Eitelkeit, damit Du sie malen sollst, so ein berühmter Mann, wie Du bist."

„Muttchen," — er nimmt den Kopf der alten Frau zwischen beide Hände, — „wenn sie mich nun will? Kannst Du sie als Tochter lieb haben?"

„Ja wirklich?" fragt sie glückselig. „Natürlich, sie soll soviel Liebe haben, als sie mag; wenn sie mich nur auch ein bißchen gern hat, so eine einfache, alte Person. Aber ja! Sage doch: seid Ihr einig?"

„Ja, Mama, sie will meine Frau werden, wenn ich dabei bleibe; und ich liebe sie ganz gräßlich."

„Mein Sohn, mein Sohn!" sagt die alte Frau, erhebt sich ein wenig und küßt den Sohn, der ihr sonst zu groß ist. „Gottes Segen über Euch! Aber Du sagst nur, daß Du sie sehr liebst, und mir ist das doch so wichtig: ob sie Dich auch so liebt?"

Sie setzt sich wieder, und ihr Auge drückt einige Besorgniß aus.

„Ich denke wohl, Muttchen; wenn es auch bei ihr noch nicht so arg ist, wie bei mir, aber ich glaube, das findet sich noch."

„Gott gebe, daß Du Dich darin nicht täuschest; ich glaube es ja auch. Wenn sie Dich auch zuerst hauptsächlich nimmt, weil Du ein berühmter Mann bist, so bist Du doch so eine Seele von Mensch, daß ich die Frau sehen möchte, die sich nicht ganz in Dich verliebt, wenn sie Dich erst genauer kennen lernt. Ich bin so glücklich, daß Dein Herz endlich etwas gefunden hat, ich kann es gar nicht sagen. Du glaubst nicht, wie Du mich im Stillen gedauert hast, daß Du so allein durch die Welt gehst, und wie oft ich gebetet habe, daß Gott Dir doch eine Frau bescheren möchte, die Dich recht, recht lieb hat. Ich bin ja alt, und eines Tages werde ich nicht mehr bei Dir sein."

„Na, na," ruft er, „reden wir davon nicht, das ist ja gar nicht auszudenken."

„Das kommt aber," sagt sie, und dann sieht sie ihn schalkhaft an. „Wann habt Ihr denn das ausgemacht? Etwa im Wagen?" Und als er lächelnd nickt: „Ich dachte mir im Stillen beinahe so etwas, wie Ihr Euch beide allein in einen Wagen setztet. Das wird aber einen Sturm morgen geben, wenn es bekannt wird! Die Räthin —"

„Mama, beileibe nicht," unterbricht er rasch. „Rose will noch nicht, daß es bekannt werden soll."

„So? Nun, vielleicht hat sie recht. Ich habe auch das Gefühl, daß es hier nicht der rechte Ort dafür ist. Wiewohl eigentlich alles darauf vorbereitet ist."

„Du versprichst mir, daß Du ganz darüber schweigen wirst?" Er hält ihr die Hand hin.

„Natürlich," sagt sie und schlägt ein. „Aber muß ich denn gegen Deine Braut auch so thun, als wüßte ich nichts?"

„Ja, Mama. Es ist schon, damit Du Dich nicht einmal verplapperst."

„Hm. — Nun, wie Du willst, liebes Sohnerl."

* * *

Es war ja nicht durchzusetzen, daß das so geklärte Verhältniß zwischen dem Maler und der schönen Frau unerrathen blieb. Falstein selbst lehnte Anspielungen nur lächelnd ab, und wenn man die alte Dame im Gebet nahm, so gab sie ihr Nein mit zu viel Kraftaufwand, als daß es nicht verdächtig geworden wäre; und ihre Blicke streiften viel zu oft und zu zärtlich über die Tafel. Nur Rose Bartels brachte es fertig, völlige Unbefangenheit zu heucheln. Sie behandelte Falstein freundschaftlich reservirt; der Mutter ging sie aus dem Wege, und wenn sie bemerkte, daß diese sie interessirt betrachtete, zog sie Falten zwischen den Brauen, und ein Zucken der Ungeduld ging über ihr Gesicht.

Eines Tages erklärte sie plötzlich zur allgemeinen Verblüffung, sie werde am nächsten Morgen abreisen. Die Situation würde hier unhaltbar, erklärte sie nachher dem erschrockenen Maler. „Gehen wir zusammen irgendwo anders hin, vielleicht nach Harzburg oder Eisenach, aber nur wir zwei; und machen wir dort garkeine Bekanntschaften. Deine Mutter kann ja hier bleiben, wie?"

„Das nicht," sagte er glücklich, „aber das schadet nichts, sie geht gern nach Hause, wenn sie erfährt, was wir vorhaben. Sie ist ohne mich außer dem Hause so unbehülflich wie ein Kind. Aber wagst Du denn das, mit mir allein?" Er sieht sie schalkhaft an.

Sie zuckt die Achseln. „Ich bin doch Frau, und ich habe mich nie um Leutegerede gekümmert."

„Nun also: gehen wir nach Eisenach."

„Aber Ihr fahrt drei Tage später. Ich mache in einem Hotel Quartier."

Und sie fährt ab, mit drei großen Bouquets, von den sämmtlichen näheren Bekannten zum Schiff geleitet, die heimlich die Köpfe schütteln. Und drei Tage später fahren Falstein's, und die Köpfe werden noch mehr geschüttelt. Ist das Verabredung? Oder hat es einen Bruch gegeben zwischen den beiden, und Falstein ist der Aufenthalt hier verleidet?

Falstein bringt die Mutter nach Lichterfelde, wo das benachrichtigte Dienstmädchen sie erwartet.

„Nun grüße Deine liebe Braut recht schön von der alten Mutter. Gott gebe, daß es Dein Glück ist, liebes Sohnerl, ich bete immer darum."

Das giebt wonnige Tage in der schönen Umgebung des alten Wartburg-Städtchens. Aus dem bewunderten Meister wird der immer tiefer in Leidenschaft versinkende Liebhaber, während die kokette Ehrfurcht der schönen Witwe immer mehr der gefestigten Sicherheit der Siegerin weicht, die ihre Gunstbezeigungen wie Kostbarkeiten bemißt. Sie kann wohl einmal recht ungeduldig, recht eigensinnig sein. Was schadet's? Sie beseligt ihn.

Sie fragt nicht: Wann heirathen wir? aber er fragt.

Sie hat es gar nicht so eilig. Ist's nicht hübsch so, wie es ist? Das fatale Sichbinden, Verpflichtetsein, — da ist gleich wieder die Alltäglichkeit.

„Und meine Wohnung?" fragt sie. „Meine Einrichtung? Ich kann mich nicht so einfach davon trennen. Bei Dir ist mir alles fremd."

„Wir nehmen natürlich zu uns, was Dir am Herzen liegt. Ich könnte ja sehr viel elterlichen Hausrath ausrangieren, aber ein wenig muß ich doch auf meine Mutter dabei Rücksicht nehmen, die daran hängt."

„Nun, da giebt es doch den einfachsten Ausweg, — überhaupt —"

Sie hat einen raschen Anlauf genommen, und auf einmal stockt sie.

„Was meinst Du?"

„Hm! Lassen wir das jetzt. Später. Ich denke, wir fahren von hier nach Lichterfelde, ich muß mir Deine Villa doch ansehen. Habt ihr dort Hotels?"

Nun, sie wird in Berlin wohnen, nach Lichterfelde giebt es ja Vorortverkehr.

Und je näher die Abreise rückt, je zärtlicher wird Rose Bartels; und Falstein ist glücklich, sehr glücklich.

* * *

Die junge Frau wohnt im Park-Hotel. Und heute holt Falstein mit einem Bouquet Rosen sie vom Lichterfelder Bahnhofe ab.

Mama Falstein steht auf der Gartentreppe, mit ausgebreiteten Armen und zärtlichen Augen: „Grüß Gott, mein liebes Töchterchen! Willkommen im künftigen Heim!" Rose durchschreitet am Arm von Falstein das Vorgärtchen und nickt gezwungen lächelnd. Sie fühlt es mit tödtlicher Sicherheit: diese alte Frau, mit ihrer Zärtlichkeit, den lebhaften, harten, eckigen Bewegungen ist ihr tief unsympathisch. Sie muß sich umarmen lassen, aber dem Kusse weiß sie geschickt zu entgehen.

„Nun kommt herein, meine Kinder, der Kaffee wartet. Wie ich mich auf das Töchterchen gefreut habe! Wirst Du denn der alten Mutter auch ein bisserl gut sein?"

„Ich hoffe, Mama." Diese glückselige alte Frau fängt schon mit dem Du an! Rose wird das Kunststück fertig bringen, während dieses Besuchs jede direkte Anrede zu vermeiden.

Frau Falstein erleichtert ihr's, plaudert unermüdlich mit all' ihrer Lebhaftigkeit auf das „Töchterchen" ein, ab und zu ihre Hand fassend, während sie zu Kaffee und Kuchen nöthigt. Nun muß Rose doch die Familie und die Familien-Geschichte kennen lernen. Ein Dutzend Vornamen schwirren vor ihren Ohren; diese unglaubliche Mama wirft mit Onkels und Tanten, Cousins und Cousinen, Neffen und Nichten um sich, als müßte die Welt von ihnen wissen. Sie geht mit dem Paar durch das Haus, läßt sie keinen Moment allein. Da ist ihr Stübchen. „Recht altväterisch, wirst Du sagen. Aber es ist mir und Vater in der Jugend recht schwer geworden, das alles anzuschaffen, dafür hängt man desto mehr daran."

Und hier das Allerheiligste, das Atelier. „Ja, wer darin schon gesessen hat! Darüber läßt sich so viel erzählen." Der Mutterstolz leuchtet ihr aus den Augen, und sie springt nur so um mit hohem Adel und hoher Finanz, mit Berühmtheiten, die ihr artig begegnet sind oder mit denen sie sogar auf vertraulichem Fuße steht. Rose hört nur anfangs zu, dann beschäftigt sie sich mit der Atelier-Ausstattung, mit Skizzen und Bildern; sie wird nervös davon, der Redestrom der Mutter ist doch nicht ganz zu überhören. Falstein wehrt vergeblich, liebevoll, doch auch innerlich ungeduldig.

„Du, — Du, — kannst bescheiden thun. Aber Deine alte Mama kann für Dich renommiren."

Und zuletzt: da ist das Gärtchen hinter der Villa, das muß Rose auch sehen. Gutes Spalier- und Zwergobst, lauter feine Sorten. Und Rosen! Das Bouquet, das Falstein nach der Bahn mitgenommen, ist hier geschnitten.

„Das ist ein großer Feiertag heute für uns, mein Töchterchen!" Und Rose Bartels hat schon wieder eine Umarmung zu erdulden. „Wie nett werden wir zusammen wirthschaften! Die Hauptarbeit nehme ich Dir ja ab. Wenn man so sein Leben lang gearbeitet hat, wie ich, kann man die Hände nicht in den Schoß legen. Ich stürbe, glaube ich, wenn ich das müßte."

Es dämmert. Ein schöner Abend, die Luft so weich, und solch eine erquickliche Ruhe zwischen den Gärten und Villen. Rose Bartels aber will fort. Mama Falstein schlägt die Hände vor sich zusammen. Wie? Ungegessen? Das ist ja nicht möglich. Es ist alles schon dafür hergerichtet. Es gehen ja noch unendlich viele Züge.

„Iß wenigstens noch einen Bissen Abendbrod, Liebste," sagt Falstein entschieden. „Ich begleite Dich nachher nach Berlin."

Zögernd, mit gekrauster Stirn giebt sie nach.

Auf der Fahrt ist sie still, ein wenig reizbar, ungeduldig. „Ich bin furchtbar abgespannt, nimm mir's nicht übel."

„Mein altes Mütterchen war ganz aufgeregt," sagt er. „Ich begreife, daß sie Dich ermüdet hat."

Sie schweigt. Vor dem Park-Hotel will er sich verabschieden, aber Rose Bartels sagt plötzlich: „Komm noch auf mein Zimmer mit. Auf ein Viertelstündchen."

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Die Presanella.

Eine Eistour.

Von Dr. Franz Oppenheimer.

Zehntausende norddeutscher Wanderer besuchen alljährlich Hochtirol und lassen den befruchtenden Strom ihrer Goldstücke über das arme Land dahinrieseln. Glockner-, Venediger- und Zillergruppe, — letztere die Domaine der Section Berlin, — hallen wieder von dem Geklapper norddeutscher Nagelschuhe und von jammervoll falschen norddeutschen Jodlern. Auch die Oetzthaler Ferner und der Südostwinkel, wo die schroffen Nadeln und Zinnen der Dolomiten sich in den Himmel spießen, wimmeln von den wagemuthigen Söhnen der Tiefebene, den echten Nachkommen des norddeutschen Donar. Denn wie dieser, gehen sie mit dem Hammer, dem Eispickel, den Bergthursen zu Leibe und besiegen sie unwiderstehlich.

Aber der Südwestwinkel des hehren Gebirgslandes, da, wo Oesterreich, Italien und Helvetien ihre Zollwächter und Grenz-Garnisonen in friedlicher Nachbarschaft halten, wird immer noch wenig von diesem Fremden- und Goldstrom getroffen. Es ist, als wenn die Etsch für die meisten unserer Bergfreunde ein unüberschreitbares Hinderniß darstelle. Nördlich und östlich von dem ungeheueren Winkel, den dieser Strom in seinem bis Meran östlichen, von da an südlichen Laufe bildet, kannst Du sicher sein, in jedem Dorfwirthshause und fast auf jeder Schutzhütte einen nordländischen Dreimänner-Skat zusammen zu bringen, aber der Südwestwinkel ist tohuwabohu, wüste und leer. Was bis hierher vordringt, das wird von dem prachtvollsten und kühnsten der Tiroler Hochgebirge, der Ortlergruppe, gleich beim Eintritt abgefangen. Kein Wunder! Denn hier vereinen sich Natur und Comfort, wie in Chamounix, Zermatt und Interlaken.

Mit dem Comfort sieht es südlich vom Ortler freilich übel aus. Wem zweimal täglich Conserven-Gulhas, uraltes Brod und früh statt Kaffee Erbsensuppe nicht der Gerichte köstlichste geworden sind durch Märsche, die den besten Koch, den Hunger, ans Werk gesetzt haben; wer Werth darauf legt, Betten zu benutzen, in denen man sich ausstrecken kann, ohne „die Beine abzuschrauben"; wem ein steiniger Berghang nicht lieber ist, als eine glatte Chaussée, der soll lieber in Harzburg oder Friedrichsroda sich die Kirchen von außen, die Berge von unten und die Kneipen von innen ansehen. In diesen ungestriegelten Gebirgsländern wird er nicht auf seine Kosten kommen.

Wohl aber wird es der Naturfreund! Auch hier recken sich dunkle Waldberge, graue Felsnadeln und bläulich-weiße Eiskuppen in den Himmel; auch hier springen Bäche und brausen Wasserfälle zu Thal; und das kühnste Herz, der kräftigste Körper finden auch hier touristische Aufgaben, die ihrer werth sind, in den drei stolzen Gletschergruppen der Brenta, des Adamello und der Presanella.

Die Eisenbahn, der „große Bruder" des Hochtouristen und Radlers, hatte uns von Bozen südwärts geführt, über Deutsch- und Wälsch-Metz nach Trient. Ein leichtes Wägelchen führte uns aus diesem Hochofen hinauf nach Terlago; wir mietheten einen Träger, der uns die Rucksäcke den Monte Gazza hinauftragen sollte, und marschirten spät nachmittags ab.

Jean Jacques Rousseau hat bekanntlich seinen Ruhm damit begründet, daß er die Preisaufgabe einer französischen Akademie: „Was hat die Civilisation dem Menschengeschlecht genützt?" dahin beantwortete, daß er bewies, sie habe ihm geschadet. Ich möchte fast die Wette anbieten, daß der weise Kindererzieher die erste Anregung zu dieser pessimistischen Auffassung erhielt, als ihn irgend ein Geschäft zwang, oder irgend ein Teufel ritt, einen gepflasterten Berg zu überschreiten, ähnlich wie der Monte Gazza. Wie herrlich besteigt sich ein Berg, den die Kultur noch nicht beleckt hat! Freundlich bietet er seine rauhen Flanken Deinen bewehrten Füßen zu sicherem, nie gleitendem Tritt. „Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual." Aber dieser Monte Gazza ist civilisirt und darum ein heimtückischer, verrätherischer Geselle geworden. Die Gemeinden, denen die reichen Weiden dort oben zu eigen sind, ein saft- und kraftvolles Gras-Plateau, haben sich vereinigt, um einen Pflasterweg darüber zu führen, dessen sehr verständiger Zweck darin besteht, das Futter, das oben wächst, auch im Sommer zu Thal bringen zu können, während sie bisher den Winter mit seiner Schlittenbahn abwarten mußten. Sie gewinnen dadurch die Möglichkeit, ihr Vieh im Stalle zu füttern, und das kommt wieder den Aeckern unten im Thale zu gute, wie die Landwirthschaftslehre das mit sich bringt. Aber leider ist das Oekonomisch-gute nicht immer das Touristisch-angenehme! Der ganze Berg wimmelte von hoch mit Gras beladenen, eigenthümlichen Gefährten, vorn Wagen auf Rädern, hinten Schlitten auf Kufen, gezogen von stupid und tückisch aussehenden Büffeln mit stark gebogenen Hörnern, geleitet und gebremst von hohen Gebirgskindern mit Hufeisen an den Absätzen. Sie wußten genau, warum; denn die an sich schon runden Kopfsteine des breiten Fahrweges waren durch die schwer belasteten, eisenbeschlagenen Schlittenkufen förmlich polirt: und wir waren gezwungen, eine für unbetheiligte Beobachter gewiß sehr amüsante, für uns aber durchaus peinliche Hops-Steigerei auszuführen, da unsere benagelten Bergschuhe fortwährend ausglitten. Vier Stunden dauerte die Qual! Als wir endlich oben auf das schwellende Rasenpolster der Hochalm treten durften, hatten wir das Gefühl, daß die Bänder im Sprunggelenk gelockert seien und die Füße schlotterten.

Um so wohler fühlten wir uns jetzt. Singend marschirten wir über das breite Plateau, auf dem der „wundervolle, junge Abendwind, der nackten Fußes läuft im Haidedust," unsere heißen Stirnen so wonne-wundersam kühlte. Endlich erreichten wir den westlichen Abfall und warfen uns ins Gras. Hier wollten wir, so war es beschlossen, unser „Souper" nehmen; aber wir vergaßen es lange, so wunder-herrlich war der Blick, der sich uns bot.

Vor uns stürzte wie ein zinnengekrönter Riesenwall die zackige Brenta steil in die Tiefe eines waldigen Thales. Leichte Wolkenballen hingen an den drohenden Gipfelthürmen, die flammten roth im Lichte der Abendsonne, die längst dahinter niedergegangen war und jetzt noch aus unsichtbaren Thälern ihr scheidendes Licht emporsandte. So still und feierlich war es, daß wir den Athem anhielten, wie wir schweigend hinübersahen, so feierlich und groß, als leuchte dort das Freudenfeuer des immer erträumten, immer ersehnten und, ach, so fernen Weltfriedens von dem Gipfel dieser einsamen Berg-Majestät.

Wir wandten uns: drüben im Osten stieg riesengroß und blutigroth durch leichte Ferndüfte der Vollmond herauf über den Bergen, die herübergrüßten zum letzten Abschied in diesem Jahre. Tief unten im Thale der herrliche, langgestreckte Gardasee, tief blaugrünen Glanzes, und dahinter, im Abenddust verschwimmend, ein breiter, mattgrüner Streifen: die Ackerbreiten der Lombardei!

Die athemlose Stille wurde plötzlich durch ein grimmiges Knurren unterbrochen. Es waren unsere verehrlichen Mägen, welche uns mittheilten, daß sie mangels geeigneter Sinnesorgane keinerlei ästhetische Bedürfnisse, dagegen sehr materielle Bestrebungen hätten und kategorisch die fällige Mahlzeit fordern müßten. Diesem Wunsche mußte Folge geleistet werden: und Pains, Brod, Speck, Chokolade und Backpflaumen verschwanden wie Eis in der Sonne. Das letzte Dämmerlicht des müden Tages verflackerte, als wir dem wohlgespeisten und wohlbezahlten Träger die nicht ganz saubere Taze schüttelten, die Rucksäcke über die Schultern warfen und thalab sprangen. Bald nahm uns der Hochwald auf; wie Hänsel und Gretel tasteten wir uns an den weißen Steinen entlang, mit denen der Weg bedeckt war, freilich auch nicht ohne Schwierigkeiten, und fanden uns zuletzt am Ufer des Sees von Molveno.

Nie wird uns dies Bild aus der Erinnerung schwinden! Der langgestreckte See leuchtet matt herauf im Vollmondlicht, wie ein Strom flüssigen Silbers. Himmelhoch ragt die Felsmauer der Brenta aus dem Spiegel empor, der sie himmeltief wiedergiebt, und über dieser gewaltigen Einsamkeit funkelt blitzend, zuckend, flammensprühend das lautlose Feuerwerk der Sternschnuppen des Perseïdenschwarms! Eine Nacht, in der einem der Märchenglaube wieder kommt. Wäre die Elfenkönigin auf ihrem weißen Roß mit dem glöckchenklingelnden Zaumzeug aus dem Dickicht getaucht, ich hätte mich fürwahr so wenig darüber gewundert, wie seinerzeit Tom der Reimer.

Ein Schuft, dessen Name vermaledeit sei, lauerte uns am Eingang des Ortes ab und lockte uns in ein Albergo. Es gab eine Nacht des Kampfes und des Zornes. Erst brüllten im Nebenzimmer ein halb Dutzend Eingeborene beim Mora-Spiel ihr Duo, quattro, cinque! mit solcher Hintansetzung ihrer kehlköpflichen Gesundheit, daß wir schließlich aus dem Bette fuhren und die ganze Gesellschaft mit wenig Höflichkeit und viel Energie hinauswarfen; dann kamen wir auch noch nicht zur Ruhe, wir wurden auf andere Weise gequält. Als der prächtige Nikolussi uns morgens um einhalb drei Uhr „weckte", war es eine Erlösung.

Nach einem durchaus nicht frugalen Frühstück brachen wir auf und erklommen in scharfem Marsch das Rifugio Tosa. Diner: Conserven-Gulyas! Nachmittags durchkletterten wir die Kamine und balancirten auf den Schuttbändern der Brenta alta, seelenvergnügt, prachtvoll unterhalten von unserem alten Nikolussi, dem ersten Erschließer dieser Berggruppe, der uns in einem köstlichen „missingsch" von Italienisch und Deutsch unterhielt. So z. B. drückte er seine Befriedigung über die Leistungsfähigkeit unserer Unter-Extremitäten durch das häufig wiederholte: „boni schinki" aus. Souper: Conserven-Gulyas.

Die nächste Nacht war wieder schlaflos. Das Rifugio war zum Theil ohne Dach, sintemal daran geflickt wurde, und beherbergte 24 statt der 8 Personen, für die es geaicht ist. Die Compagnie machte genügend Spektakel, trank und spielte beinahe die ganze Nacht, trotz aller Reglements. Es war böse, und wir gingen einigermaßen verdrossen los in aller Herrgottsfrühe des nächsten Tages. Der Tag wurde schwül, der Schnee war matsch, unser Herz rebellirte gegen die scharfe Steigung nach zwei solchen Marschtagen ohne Schlaf: kurz, wir brauchten richtig die Bädekerzeit auf den Gipfel der Cima Tosa, d. h. eine Stunde mehr als sonst, und mußten uns entschließen, die noch beabsichtigte, sehr heikle und anstrengende Besteigung des Crozzon für dieses Mal aufzugeben. So kehrten wir zur Hütte zurück. Diner: Conserven-Gulyas!

Dort fanden wir neue Gesellschaft. Eine Partie italienischer „Hotelschlangen" aus dem benachbarten „österreichischen St. Moritz", Madonna di Campiglio, hatte die Wunder und „Gefahren" des Hochgebirges kennen lernen wollen und mit Seilen und Bergstöcken die „schwierige Tour" über die Bocca di Brenta, einen „vergletscherten" Hochpaß, auf das Rifugio unternommen. Es war ein wohlbeleibter Papa, Antinouskopf mit schwarzem Spitzbart, eine wunderhübsche Signorina mit dem feinen, bleichen Oval des Gesichtes und den langgeschlitzten, scheinbar müden und doch so blitzenden Grauaugen der Duse und Prevosti, ein Brüderlein in den Flegeljahren und eine ältliche Tante.

Als wir anlangten, präparirte die Gesellschaft gerade den Rückmarsch. Sie schmierten sich mit Vaseline ein, daß sie wie die Speckschwarten glänzten, schnallten an Gamaschen und knöpften an Rockpatten. Dann zogen sie ab mit vier Führern, für eine Partie, die nach dem alpinen Kraftausdruck „eine alte Frau Sonntags vor der Messe in Filzpariſern ausführt". Wir ließen ihnen gut anderthalb Stunden Vorsprung, hatten sie aber nach einer Stunde Geschwindschritt thalab wieder fest. Es war ein herzerquickender Anblick! Ein etwa sechzig Meter hohes, ein wenig steiles Gletscherfeld war abwärts zu überwinden, das unten in eine ebene Schneemulde auslief: hier krebsten die Unglückseligen herum und schafften es nicht. Namentlich die Tante bot ein Bild des Jammers. Käseweiß, mit spitzer Nase und schlotternden Gliedern klammerte sie sich an den Führer und dachte gewiß an alle Notizen mit der Spitzmarke: Abgestürzt! die sie in ihren vierzig bis fünfzig Lenzen gelesen hatte. Die Spitzbuben machten ihren Touristen die Sache augenscheinlich so schwer wie möglich, um ein um so größeres

Bakschisch für „Rettung aus Todesgefahr" einzustreichen. Sie machten auch böse Gesichter, als wir die „schwere Stelle" mit einer flotten „Abfahrt" am Pickel über den Schnee hinter uns brachten. Brüderlein, das vorwitzige, wollte es uns nachmachen und schoß als ein Wirbel von Armen und Beinen in den Schnee, was einen vielstimmigen Schrei des Entsetzens hervorrief. Ich bin überzeugt, daß die „gottversuchende Verwegenheit", die wir hier entfalteten, am Abend das Gesprächsthema im Grand Hotel zu Madonna di Campiglio gebildet hat.

In dem entzückend schönen Waldthale, das wir jetzt, nach Westen wandernd, durchschritten, gab es zu viel Blaubeeren und Erdbeeren, als daß wir hätten schnell vorankommen können. Wir „lutschten" uns ganz piano nach Pinzolo hinunter, und schon leuchtete uns das gastliche Dach, als unser Führer noch einmal durch die Mittheilung, daß in just dieser Osteria der beste Wein im Thälchen sprudele, den eilenden Fuß aufhielt. Auf den morgigen Rasttag durften wir eines sündigen, und so kam's, daß unser Beutel leichter und unser Kopf schwerer war, und daß alle Glocken die Vesper läuteten, als wir im Städtchen einzogen. Bei einem Wirthe wundermild luden wir uns zu Gaste. Souper: durchaus nicht Conserven-Gulyas, sondern Nudelsuppe, Wiener Schnitzel, Omelette aux Confitures und „Fromage". Ein bißchen Kultur ist zu Zeiten doch nicht ganz verächtlich, mein theurer Jean Jacques! Dann gingen wir zu Bett, — und dann klopfte der Hausknecht an die Zimmerthür und mahnte, es sei Mittag. „Mitten in der Nacht weckt einen der ....!", klagte der lange Aps, stand aber doch auf, weil er Hunger hatte.

Der Tag war wieder schwül, Gewitterwolken zogen blauschwarz aus Westen über das Thal, zuweilen fielen einige Tropfen und ein ferner Donner grollte. Wir „maikäferten" ziemlich lange, ob wir nicht noch einen Rasttag zugeben sollten? Das Wetter war zu angenehm drohend, als daß das liebe Kneipchen nicht hätte auf uns wirken sollen, wie Capua auf die marschmüden Krieger Hannibals. Aber die Tugend und das Programm siegte! Wir zogen nachmittags ab, begleitet von den Segenswünschen der schwarzäugigen Kellnerinnen, und bogen nach kurzem Marsche auf der schönen Fahrstraße durchs Val di Genova rechts ab ins Thal Nardis.

Dieses „Thal" ist eigentlich kein Thal, sondern eine Wand. Der Nardisbach, der aus dem Presanella-Firn springt, hat es eilig, ins Thal zu kommen, und wirft sich darum in einem einzigen gigantischen Wasserfall hinunter. Neben dieser brüllenden Kaskade führt der „Weg" auf einer unendlichen Felsentreppe hinauf. Nie sah ich eine Gegend, die den Landschafts-Decorationen einer großen Bühne so ähnlich ist, wie dieser Aufstieg: moosbewachsene Felsblöcke mit rinnenden Wässerchen dazwischen, neckendes, saftiges Strauchwerk, das Dich sanft streichelt und Dir Deinen Hut nehmen will, wie ein tändelnder, verliebter Backfisch: alles so niedlich, so „schönlich", wie aus der Phantasie eines Theatermalers. Trotzdem rann uns der Schweiß aus allen Poren, denn es war furchtbar steil! Glücklicher Weise hatten wir einem grauäugigen Italiener-Teufelinnchen unten Brombeeren abgekauft, die ganzen Hüte voll für einen Soldo! Die mußten uns die Zeit kürzen. Es ist merkwürdig, wie viel unverdauliches Zeug man bei solchen Märschen verdauen kann!

Spät abends kamen wir an die Malga dei Fiori, die „Blumenalm" auf deutsch. Langgestreckte, aus Blöcken cyklopisch aufgerichtete, mit steinbeschwerten Tannenschindeln gedeckte Schuppen beherbergen hier oben auf einem wundervollen Grasplateau die Rinderherden und ihre Eumaei mit Weibern und Kindern. Wir genossen die einfache Gastfreundschaft dieser Kanadier, — für gutes italienisches Silbergeld. Am rothflackernden, offenen Kienspanfeuer vorn gebraten, hinten eisig vom Abendwind angehaucht, verspeisten wir unendliche Quantitäten Brod, Butter und Käse und tranken dazu Wasser und Kirschbranntwein. Die krauskköpfige Jugend begaffte uns scheu von fern, und der alte Großpapa zog an seinem schwarzen Pfeifenstummel, nickte mit dem struppigen Graukopf und zeigte entzückt grinsend seine sämmtlichen Zahnlücken, als wir ihm unseren Tobacco-Beutel zur gefälligen Benutzung offerirten. Diese rohen Mauern vom rothen, zuckenden Feuerschein angeglüht, diese wilden, schönen Gesichter unserer Wirthe: das war wie ein Gemälde Salvator Rosa's aus einer sardischen Räuberhöhle.

Später öffnete uns das Rifugio Presanella seine gastliche Pforte. Es lag wie gebadet im Vollmondschein dieser, ach! für einen „guten Schnee" viel zu warmen und doch so herrlichen, einzigen Nacht. Eine leuchtende Unendlichkeit, so lag die Welt um uns, lautlos sich selbst belauschend, eine Welt, in der es nichts Häßliches und Scharfes mehr gab: gerundet alle Kanten, ausgeglichen alle Ecken, verfließend alle Umrisse in dem klingenden Mondenschein! „Die Weiten athmen Beruhigung", sagt Verlaine. Wir gingen andächtig zu Bette.

Der nächste Tag begann mit einem schlechten Omen und hielt treulich, was er versprach. Er wurde eine Kette von kleinen Unglücksfällen und wäre beinahe mit einem großen zu Ende gekommen. Die Sache begann damit, daß der Ofen rauchte, so entsetzlich rauchte, daß wir bitterlich weinend mit all unseren Kleidungsstücken ins Freie flüchteten, um unsere Toilette draußen zu beenden. Dabei wurde uns zu unserem Schrecken sofort klar, daß wir nicht froren: folglich hatte es die Nacht nicht gefirnt, der Schnee mußte matsch sein. Die lange Tour konnte angenehm werden. Sie wurde es auch! Dabei ging uns noch in dem Zweikampf zwischen dem Führer und dem widerspenstigen Ofen eine an solchem warmen Tage doppelt kostbare Stunde verloren. Endlich bekamen wir unsere Erbsensuppe und konnten aufbrechen.

Unser Proviant bestand noch aus zwei Sardinenbüchsen nacht Miniatur-Walfischen, einem Stückchen Chokolade und etwas Brod. Wir rechneten darauf, bald nach Mittag in der Malga Stavèl Milch und Brod zu erhalten. Aber Meysenhartus, der Gott der Holzwege, hatte es anders bestimmt.

Unterm Südostgrat verfrühstückten wir, schon sehr spärlich, den Rest unserer Vorräthe. Dann überkletterten wir das gefährliche, brüchige Gestein des Grates ohne weitere Zwischenfälle, kamen auf den oberen Firn des Nardisgletschers und von hier aus über ein langes, unendlich langes, kaum geneigtes Schneefeld leicht zum Gipfel der Presanella in jenem wohlthätigen Stumpfsinn, den eine lange ungefährliche Schneestampferei glücklicherweise immer im Hochtouristen erzeugt. Ich helfe mir immer damit, daß ich die Zahl der noch zu machenden Schritte taxire und dann zähle. Dies Mal zählte ich bis über fünftausend. Eine wunderbare Aussicht von dem

Die Presanella.

3546 m emporragenden Gipfel lohnte die Mühe. Nordwärts stürzte eine furchtbar steile Eiswand ins Val Stavèl hinab, und drüben reckten sich die Eiskuppen der Ortlergruppe in den schwül-blauen Himmel, der Cevedale, der König, der Ortler selbst mit seiner Krone fein geschliffener Gipfelzacken um die majestätische Stirn. Südlich lockte der Adamello, und östlich hinter den wohlbekannten Zacken der Brenta ragten die wunderlichen Formen der Dolomiten empor.

Der weiche Schnee und der leere Magen drängten zum Rückmarsch. Zu vieren angeseilt, mein Bruder vorn, ich als zweiter, dann der lange Aps und zuletzt als Sicherung Signor Quinctilio, der Führer, umschritten wir den Gipfeldom und kletterten über einen steilen Felsgrat auf den Nardisgletscher hinab, der an dieser Stelle steil wie ein gothisches Kirchendach und glatt wie eine Eisbahn abfiel. Die Felsen waren völlig vereist. Mein Bruder, den ich, zwischen zwei Felsblöcken eingekeilt, am Seile hielt, erreichte mühsam die Eisfläche und hackte sich stufenschlagend bis an eine etwas schneebedeckte und etwas weniger steile Stelle vorwärts, dann folgte ich. Die Kletterei war äußerst schwierig. Der Eispickel hinderte mich am Klettern, — leider hatte ich keine Schleife daran, um ihn einzuhängen, — und so geschah es, daß er mir bei der letzten Stemme abwärts aus den verklammten Fingern glitt und pfeilschnell abwärts segelte. Glücklicherweise blieb er wenig oberhalb der Randkluft im Schnee stecken, sonst hätte ich ihn nie wiedergesehen.

Ich wußte genau, was nun kommen würde: die meisten Touristen, — mich leider eingeschlossen, — sind auf Eis ohne den Pickel hülflose Geschöpfe. Er ist uns dritter Arm und drittes Bein und Greifklaue. Jetzt sollte ich ohne diesen hülfreichen Engel über das vereiste Kirchendach spaziren, über Stufen, die völlig für einen pickelbewehrten Mann ausreichten, aber dem Unbewaffneten nur sehr spärlich Halt boten. — und die ich natürlich auch nicht vertiefen konnte. Ich sagte also: „Achtung, feststehen, ich werde fallen!" und machte

auch eine Minute später mein Wort wahr. Zappelnd hing ich in der Schlinge. Wäre das Seil gebrochen, so wäre ich meinem Pickel nachgesegelt, wäre aber kaum im Schnee stecken geblieben, sondern hätte mit den Eisjungfrauen in der Randkluft flirten dürfen. Glücklicherweise hielt der Manilahanf, und ich konnte mich, von den beiden Hintermännern

Schneefeld „abfahren", um aufathmend den Fuß wieder auf festes Gestein zu setzen.

Wir waren hundsmüde. Fast neun Stunden in matschem Schnee, in dem man regelmäßig bis zur halben Wade und oft genug bis über den Schenkel einbrach, die Bergschuhe voller Schmelzwasser, in dem jeder Schritt melodisch „quutschte",

denen, wenn ein Ton die Luft ins Erzittern brachte, jeder Felsblock lebendig wurde und wie eine toll gewordene Gemse hinter uns her sprang. Mir rollte eine tischgroße Platte über den Fuß, ohne mich übrigens wesentlich zu beschädigen, Aps verknackste sich das Sprunggelenk ein wenig: aber nichts konnte uns aufhalten. Endlich, es war drei Uhr geworden, tauchte

Reue. Nach dem Gemälde von L. v. Fleisch-Brunningen. Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

emporgehißt, an einem Felszacken verfestigen und so lange halten, bis Signor Quinctilio sich entschloß, mir seinen Pickel zu leihen. Dann kamen wir glücklich auf die Sella Freshfield, gingen sehr vorsichtig die steile Vedretta Presanella hinab, deren furchtbar dräuende Randkluft wir kunstvoll mit Benutzung einer Art von Eisinsel kreuzten, die wie ein Stalaktit mitten aus dem Schlunde emporstand, übten uns dann noch etwa eine Stunde im Spaltenüberspringen und durften endlich endlich! den Pickel einsetzen und das letzte

hätten wir es fürwahr nicht übel genommen, wenn uns gleich unten an der Moräne ein freundliches „Chalet" Obdach und Nahrung geboten hätte, wie sie am Fuße der Schweizer Gletscher so häufig den Touristen erfreuen. Aber kein Chalet war sichtbar in dieser grauen, furchtbaren Felsenöde, in der nichts lebendiges war, als der milchweiß glischtende Gletscherbach und wir hungrigen Mannen. So gab es denn keinerlei Ruhe noch Rast: unser Hunger hetzte uns auf gräulichen Felsensteigen ins Thal hinab, durch verhexte Schluchten, in

tief unten im Thale ein Dach auf: Hurrah, die Malga! Wie müde Gäule, die die Krippe wittern, setzten wir in langen, verwegenen Sprüngen den letzten Abhang hinab. O, Meysenhartus! die Sennhütte war von einer Steinlawine zerschlagen und leer. Ade ihr Träume vom Lande, wo Milch und Käse fließen sollten!

Wir verhandelten im Galgenhumor mit unserem Tyrannen, dem Magen. Er setzte uns eine letzte Frist. Wenn er nicht drunten im Dorfe binnen zwei Stunden zu seinem Rechte kommen

würde, könnten wir was erleben. Also wieder vorwärts ohne Rast! Den schauderhaftesten Ziegenpfad der Alpen, der mit spitzen Blöcken bedeckt war wie der Igel mit Stacheln, humpelten wir im beschleunigten Tempo hinab. Fern, fernher leuchtete über einen lichten Wald fort auf der unteren Thalstufe eine grausilbern-gleißende Verheißung, das Schindeldach der ersten menschlichen Behausung. Es lockte und lockte übermächtig, und der Magen hämmerte den Takt zum schnellen Marschschritt. Zu Tode erschöpft, kamen wir um fünf Uhr unten an — und fanden das Dorf leer, Haus bei Haus verschlossen! Kein lebendes Wesen: sie waren alle „im Heu juchhei!"; nur eine Katze blinzelte uns am ersten Hause schläfrig an, mit einem spöttischen Blicke: sie hatte augenscheinlich ihren Mäusebraten intus.

Wir irrten verzweifelnd von Haus zu Haus. Ueberall das gleiche Todesschweigen! An der letzten Hütte sehen wir uns an. Einen Augenblick tauchte der Gedanke auf, umzukehren und die boshafte Katze zu braten; aber der Antrag fiel, weil wir eine Viertelstunde hätten zurückgehen müssen. Leider war hier herum kein eßbarer Vierfüßler sichtbar. Der Humor der Situation packte uns mächtig, wir schrien vor Lachen.

Aber dieses Mal sollte uns sogar der Humor vergehen! Wir rechneten darauf, unmittelbar am Ausgange des Thales die „Cantoniera di Tonale", eine Cantine für die Grenztruppen, zu finden, um uns zu erlaben. Noch ein kleines Stündchen, hatten wir berechnet. Das ließ sich auch noch schaffen! Wir lohnten also den würdigen Quinctilio ab, der angeblich einen Richtweg nehmen wollte, um nach Pinzolo zurück zu gelangen, vertheilten Seile, Mäntel und Steigeisen ehrlich und zogen vergnügt weiter. Eine halbe Stunde darauf wurde es uns klar, warum der Führer den Abschied so eilig gehabt hatte. Der Halunke hatte den Auftrag, uns um den Waldrücken, der der Presanella nördlich vorgelagert ist, westlich herumzuführen, hatte uns aber östlich herumgeführt. Das ergab für ihn, der nach Osten zurückwollte, dreißig Kilometer Gewinn, für uns ebensoviel Verlust.

Zunächst erlebten wir das Vergnügen, daß wir das ganze breite Hauptthal erst überschreiten und circa 300 m am Nordhang empor klettern mußten, um die schöne K. K. Poststraße zu erreichen, die von Bozen über den Tonale-Paß nach Edolo führt. Als wir endlich, schachmatt, oben angelangt waren, erwiderte uns eine liebreizende Maid auf der Frage, wie weit die Cantoniera sei, sehr freundlich und holdselig: due ore!

Das Donnerwort warf uns einfach um. Wir setzten uns auf einen Haufen Chaussée-Steine und sahen uns trübsinnig an. Wir „konnten nicht mehr". Vierzehn Stunden härtester Arbeit, seit mehr als elf Stunden keinen Bissen mehr im Munde: der sterbliche Theil streikte. Er weigerte sich entschieden, mit dem Gepäck und bei der Gewitterschwüle noch zwei Stunden zu steigen. Aber je länger wir ruhten, um so müder und kränker wurden wir. Wir sahen stumpfsinnig Wagen auf Wagen an uns vorüberrollen, hoch beladen mit dem köstlichen Gebirgsheu, auf dem die Männlein und Weiblein unseres verzauberten Dorfes heimfuhren zu der durch ein Wunder geretteten Miezekatze. Sie sahen so heimatlich-schwäbisch aus mit ihren blauen Guckaugen und der weißen Zipfelmütze auf dem runden Blondkopfe, diese „Italiener", als hießen sie Mäusele und Beisele, Schneckele und Fleckele, und sind auch echte Alemannen, wenn auch in ihrer Sprache verwälscht bis zur letzten Silbe. Ach, es umgab diese Gesichter aus Schwobeland ein geheimnißvoller Duft wie von „Spätzle" mit Kraut: und nur um so ungestümer klang das klagende Lied unter unseren Rippen links!

Na, sitzen bleiben konnten wir ja nicht auf unserem Steinhaufen; und, wenn es auch nicht mehr ging, so mußte es eben doch noch gehen. Wir rückten also die Rucksäcke zurecht und schlichen verdrossen thalauf. Nie werde ich vergessen, mit welcher Gier ich das Wasser ableckte, das aus einem Weinberg über die moosigen Steine niedersickerte.

Auf einmal fuhr ein kühler Windstoß die Straße herauf und weckte mich aus meinem Halbschlummer. In demselben Augenblicke sah ich meinen Bruder vor mir in ein geradezu mörderisches Tempo fallen und begriff, daß er das einzige Mittel gefunden hatte, um uns noch unter Dach und Fach zu bringen. Ich mußte eine Minute lang die völlig erschöpften motorischen Centren des Gehirns geradezu peitschen, um mitzuhalten, dann ging es auf einmal famos: wir hatten die letzten Kraft-Reserven ins Gefecht gezogen und machten die letzte Meile in fünfundsechzig Minuten. Dann hatten wir die Cantoniera endlich erreicht, abends 1/2 9 Uhr, nach siebzehnstündigem, fast ununterbrochenem Marsch, die tollste Gewalttour meines alpinen Daseins.

Sechzehn Eier, drei Pfund „prosciutto" (Schinken), sechs Brode und drei Liter Wein standen auf unserer abendlichen Rechnung, aber nicht mehr auf dem Tische. Als wir dann nach einem lauen Fußbad auf der Holzbank lagen und dem blauen Dampf der Herzenströsterin aus Maserholz nachschauten, ehe wir die Besteigung der Betten ausführten, da war zwischen Nord- und Südpol gewiß kein Mensch mit dieser Sansara zufriedener als wir. Kein Hauch einer vergangenen oder künftigen Sorge warf seinen grauen Schatten auf das reine Glück dieser Trias, die hungrig gewesen war und sich satt gegessen hatte, die müde gewesen war und ruhen durfte. Und Wilhelm Busch's tiefe philosophische Weisheit raunte durch unser Gemüth:

„Es jubeln die Herzen,
Es blinkt der Stern,
Gehabte Schmerzen,
Die hab' ich gern."

Nachdruck verboten.

Brennende Liebe.

Eine lustige Geschichte von Alwin Römer.

(Schluß.)

III.

Es war am Mittwoch vor der geplanten Abreise des Professors, als sich Sigrid gleich nach Tisch, mit einem kleinen Spaten und einem ziemlich umfangreichen Blumentopf ausgerüstet, auf den Weg nach dem Falkengrund machte, um dort etliche Exemplare einer weißen Orchis, die der Professor gern daheim in der Entwicklung beobachten wollte, auszuheben und einzupflanzen.

Die warme Mittagssonne brannte ihr auf den Scheitel. Kein Lufthauch regte sich; nur das wohlige Brummen und Summen der Bienen, die im Heidekraut ihre Ernte hielten, wurde laut; dazwischen mitunter das Gehämmer eines hungrigen Spechtes oder der kreischende Schrei eines aufgescheuchten Hähers. Eine zwingende Müdigkeit überfiel sie, als sie nach langem, ziemlich beschwerlichem Marsch ihren Auftrag vollführt hatte, und herzhaft sich reckend, ließ sie sich eine Weile im halbfahlen Waldgras nieder, dicht hinter einem tannenbewachsenen Hügel, der den Wodenquellern als Hünengrab galt.

Blinzelnd verfolgte sie einen bunten Schmetterling, — Vanessa cardui, wie sie, als echte Tochter ihres Vaters, noch im Halbschlummer constatirte, bewunderte auch die Ueppigkeit des Wollgrases, das sich in der weiter unten etwas sumpfigen Falkenschlucht breit machte, und schloß dann die Augen.

Plötzlich jedoch schreckte sie empor. Irgend ein Knistern hatte sie geweckt. War es ein Reh, das hier wechselte? Oder schlich ein Fuchs durch das dichte Unterholz? Aber nun hörte sie ein leises, gemüthliches Pfeifen, wie es nur von Menschenlippen kommen konnte, und wie sie darauf die Zweige des sie schützenden Tannengestrüpps vorsichtig auseinander bog, erblickte sie zu ihrem Erstaunen Herrn Wingold Hartmann, der prüfend den vor ihm liegenden Waldboden musterte. Ein jähes Herzklopfen überfiel sie. Leise, leise schob sie sich weiter vorwärts, um ihn, der ihr soeben erst wieder durch den kurzen Traum gegaukelt war, zu beobachten.

Wingold Hartmann hatte ein Kistchen bei sich, das er alsbald niedersetzte. Nun zog er ein respektables Messer aus der Tasche, klappte es auf und fing an, eine Distel auszuheben, die auf einem Geröll geprangt hatte.

„Fort, werft das Scheusal in die Wolfsschlucht!" rief er halblaut, als er sie endlich aus dem Erdreich gelöst hatte, und in einem forschen Bogen flog die Aermste von der vielleicht durch viele Generationen vererbten Scholle in die Schlucht hinab, dicht über Sigrid's Haupt hin.

Darauf öffnete der merkwürdige Waldpfleger sein Packet und entnahm diesem ein Pflänzchen, das er mit vieler Sorgfalt an die Stelle der Distel setzte, das Erdreich darumher wieder festklopfte, auch durch ein paar Hände voll Sand alle Spuren dieser etwas gewaltsamen Boden-Reform zu verwischen trachtete, und erhob sich dann, ein hörbares Murmeln der Befriedigung von sich gebend.

„Blühe, liebes Veilchen!" intonirte er, als er sein Kistchen wieder schloß und den Schauplatz seiner veredelnden Thätigkeit sorglos verließ.

Sigrid wartete lange, ehe sie sich hinüberwagte an die Stelle, wo Wingold Hartmann gegraben und gepflanzt hatte. Endlich jedoch faßte sie den Muth, hinüber zu klettern.

Ihre Vermuthung hatte sie nicht betrogen. Das war Glaucium, was da plötzlich an die Stelle der stachlichten Distel gesetzt war. Ein triumphirendes Lächeln glitt über ihr Antlitz. Dieser tolle Betrug sollte dem Unverschämten denn doch nicht gelingen. Eine Weile überlegte sie, ob sie die Pflanze wieder ausgraben und gleich dem Vater mit heimnehmen oder bis zur Katastrophe verbergen solle. Dann kam ihr jedoch ein dritter Gedanke, an dessen Ausführung sie sogleich ging. Vorsichtig entnahm sie ihre Orchis-Exemplare dem Blumentopf und packte sie mit der Erde in Zeitungspapier.

Dafür aber pflanzte sie den schönen, lange gesuchten und nun plötzlich wie vom Himmel gefallenen Hornmohn in ihren Topf und versenkte ihn an die ihm von Hartmann bestimmte Stelle, und zwar mit einer so arglistigen Gewissenhaftigkeit, daß weder eine Spur des Topfrandes sichtbar blieb, noch nach irgend einer anderen Seite hin ein Verdacht aufsteigen konnte. —

„Ist das wohl ein Blatt von Glaucium?" fragte am Abend Wingold Hartmann zuversichtlich den Professor und reichte ihm ein silbergrau schimmerndes, acanthusartiges Blatt hin.

Lorenz sprang wie elektrisirt auf.

„Wahrhaftig," rief er, „das scheint eins zu sein! — Woher haben Sie es?"

„Heute früh in der Falkenschlucht fand ich das Exemplar. Aber nur ein einziges! Lange, knotige Schotenkapseln daran, doch auch nur zwei! Ich ließ es stehen, damit Sie selbst Sich überzeugen, und pflückte nur dies Blatt davon ab!"

„Sehr brav, sehr brav!" brummelte der Professor und betrachtete das Blatt bald von der einen, bald von der anderen Seite, führte es an die Nase und kostete auch einmal davon. „Wenn mich nicht alles täuscht, ist das wirklich der heimtückische und hinterlistige Hornmohn. Gleich morgen früh wandere ich hinauf, wenn sie mitkommen wollen —"

„Ich stehe gern zur Verfügung. Erst gegen zehn Uhr bin ich auf den Werken nöthig!" erklärte der Ingenieur, der sich in weiser Voraussicht schon frei gemacht hatte. Sein jüngerer College war sofort bereit gewesen, seine Obliegenheiten solange zu übernehmen. Und da der Chef verreist war, ließ sich das ohne viele Umstände arrangiren.

„Dann treffen wir uns um sieben an der Königslinde! Einverstanden?"

„Selbstverständlich! Ich möchte so früh wie möglich wissen, ob wir das Erntefest am Sonntag noch zusammenfeiern! Sie kennen doch unseren Pakt?"

„Gewiß, gewiß!" schmunzelte der Professor. „Du darfst das Kofferpacken noch ruhig ein paar Tage aufschieben, Sigrid!"

„Wenn Du Dich nicht doch hast täuschen lassen! Ich habe den Falkengrund auch abgesucht. Mir ist kein Glaucium vor Augen gekommen!"

„Man übersieht manchmal etwas!" beruhigte sie der Professor. „Und das Blatt hat ganz den Charakter! Sieh doch diese Neigung zum Stengelumfassen, diesen Milchsaft!"

Sigrid zuckte die Achseln.

„Eine Täuschung ist trotzdem nicht ausgeschlossen. Ich habe nur Disteln dort gesehen, die ähnliche Blätter hatten!" sagte sie und streifte dabei Hartmann mit einem ernsten Blick. Aber dieser hartgesottene Sünder zuckte mit keiner Wimper.

„Die heilige Terpsichore wird mir schon beistehen, daß es Glaucium ist!" meinte er lustig.

„Terpsichore?" fragte der Professor verwundert. „Das ist doch die Muse der Tanzkunst!"

„Ganz recht!" lachte der Taugenichts. „Die meinte ich gerade!"

Sigrid konnte nicht anders. Sie schüttelte leise den Kopf über so viel Verstellung und Leichtsinn. Wenn das alles seine Braut wüßte! Aber das ging sie denn am Ende doch wohl nichts an. Es war genug, daß sie sich den Leichtfuß ihr zu Liebe in respectvoller Entfernung hielt! —

Am anderen Morgen wartete sie mit ihrem Vater an der Königslinde auf sein Eintreffen. Pünktlich war er zur Stelle und rüstig schritt er ihnen voran.

„Hier, nicht weit von dem Hünengrab muß der Ort sein!" sagte er, als sie am Anfang der Schlucht angelangt waren. Er hatte sich den Platz so genau gemerkt, als sei dort ein Schatz vergraben, that nun aber, als habe er Mühe, ihn wieder zu finden.

„Welch ein Heuchler!" dachte Sigrid.

„Heureka!" rief der Professor, der nach eifrigem Umherstöbern das Pflänzlein gefunden. „Kein Zweifel mehr! Es ist Glaucium! Der alte Conrector Sagebiel, dessen Programm-Arbeit von anno achtunddreißig die Nachricht entstammt, hat also doch recht gehabt! Ich sage Ihnen, lieber Herr Hartmann, so bedeutungslos der Fund an sich ist: für mich ist er eine große, reine Freude! — Wir werden das Exemplar jetzt vorsichtig ausheben, die Samenkapseln aber zum Theil hier entleeren, damit diese seltene Species dieser Schlucht erhalten bleibt!"

Wingold Hartmann war durch die enthusiastische Art des alten Herrn doch ein wenig in Verlegenheit gerathen. Ganz so gewaltig hatte er sich den Effect seines schnöden Schwindels nicht vorgestellt. Aber der tolle Streich war einmal angefangen, — und der Erntetanz mit dieser schönen, spröden Professoren-Tochter, die unter dem Einfluß der Festfreuden vielleicht etwas weniger unnahbar wurde, war schon ein paar Gewissensbisse werth.

„Den Spaten, Sigrid!" commandirte der Alte. Doch wie ihm nun sein Töchterlein, den Ingenieur mit einem seltsamen Blick, halb Warnung, halb Siegesfreude, streifend, das Werkzeug herüberreichte, nahm der Bösewicht sich ernstlich vor, dem getäuschten Professor, — nach dem Erntefest natürlich, — schonend von seinem verruchten Hokuspokus Mittheilung zu machen. —

Die Reue vor der Höllenfahrt! —

Papa Lorenz stieß beim ersten Spatenstich genau in die Mitte des thönernen Ungeheuers, in das seine Tochter das so plötzlich aufgetauchte Exemplar von Glaucium eingepflanzt hatte, und hob verblüfft den Topf aus der Erde.

Sigrid fing an zu lachen, aber es klang nicht halb so herzhaft und echt, wie sie sonst lachen konnte.

„Wenn das keine Seltenheit ist!" sagte sie nun. „Hornmohn in Blumentöpfen, mitten im Waldesdickicht!"

Wingold Hartmann war über und über roth geworden. Er hatte es schon am Lachen Sigrid's erkannt, wer ihm diesen Strich durch seine allerdings nicht gerade ehrliche Rechnung gemacht hatte.

„Das ist ein recht alberner Scherz!" sagte der Professor, ernstlich verstimmt. „Ich hätte nicht geglaubt, Herr Hartmann, daß Ihnen die ernste Wissenschaft —"

„Keine Moralpauke, verehrter Herr Professor!" unterbrach ihn hastig der Ingenieur. „Gewiß, ich habe hier einen dummen Streich begangen. Dieser Hornmohn ist aus dem botanischen Garten in G. und von mir erst gestern hierher gepflanzt. Ich wollte Sie und — Fräulein Sigrid so gern zum Erntefest hier behalten und habe mich um diesen Preis zu dieser Thorheit hinreißen lassen! Aber diese thönerne Pointe hier," — er schlug mit seinem Bergstock heftig gegen den Blumentopf, — „stammt nicht von mir! Ich hätte Ihnen erst am Montag gebeichtet! — Nichts für ungut! Es muß eben auch solche Käuze geben wie ich bin! — Guten Morgen!"

Und ehe noch ein Wort der Erwiderung fallen konnte, war er mit ein paar flüchtigen Sätzen, fast wie ein gehetzter Edelhirsch, hinter dem Hünengrabhügel verschwunden.

„Warst Du der Eulenspiegel, der ihm das bereitet hat?" fragte der Professor seine Tochter.

Sie nickte nur wortlos. Eine nachdenkliche Falte hatte sich auf ihre Stirn geschlichen. Nun sollte sie noch gar die Schuldige sein, während sie seinen Betrug doch nur aufgedeckt hatte? Es war wunderlich. Aber wie ein beleidigter König hatte er seinen Abgang genommen. Und die Befriedigung, die sie sich von dieser Entlarvung versprochen hatte, war sonderbarer Weise ausgeblieben.

„Verdrehter Patron!" murmelte Papa Lorenz. „Aber weshalb lockst Du mich bis hier hinaus, wenn Du Bescheid wußtest? — Du bist auch nicht viel vernünftiger! — Da wir einmal hier sind, laß uns noch einmal nach Bupleurum tenuissimum suchen, das hier nachgewiesen ist!"

IV.

Sigrid Lorenz war gerade damit beschäftigt, die wissenschaftliche Ausbeute ihres Vaters in dem großen Reisekoffer unterzubringen; denn der Tag ihrer Abreise war angebrochen und in ein paar Stunden mußte alles fertig sein, damit der leichte Wagen des Engel-Wirthes sie zur rechten Zeit an die Station befördern konnte; da kündete ein erstes leises Grollen ein herbstliches Frühgewitter an. Bestürzt sprang sie ans Fenster und prüfte den Horizont. Wahrhaftig, von Westen her kam es gezogen, schieferblau und unheimlich. Wenn sich das über Wodenquell entlud, gab es eine böse halbe Stunde! Eifriger noch als vorhin waltete sie ihres Amtes, um noch vor Ausbruch des Unwetters fertig zu werden.

Aber es dauerte nicht lange, da leuchtete der erste fahle Blitz durchs Zimmer, und nach gemessener Pause grollte der Donner hinterdrein. Auch den zweiten hielt sie noch aus, wiewohl ihr der Angstschweiß schon auf der Stirn stand und ein heftiges Zittern ihre geschäftigen Hände überfallen hatte. Als aber der dritte Lichtschein gespenstisch durch das Zimmer flog, warf sie entsetzt das große Leunis'sche Werk mitten unter die altmodischen Vorhemdchen des Vaters und flitzte zur Thür hinaus, die Treppe hinab, über den Hausflur nach der Hofseite hin, wo der Eingang zum großen, dunkeln Keller des Wirthshauses lag, hob mit einem kräftigen Ruck die schwere, schräge Eichenthür und huschte in die rettende Finsterniß hinab.

Tastend flüchtete sie sich in eine Ecke, in der sie neulich schon gesessen. Doch glitt der Schein der Blitze auch noch hierher, wohl weil in einem der Kellerräume heute eines der strohverstopften Löcher freigemacht worden war. Entschlossen drehte sie sich gegen die Wand und hielt zum Ueberfluß noch die Hände vor das Antlitz. So saß sie eine Weile ziemlich gefaßt dort unten; nur wenn der Donner, der merkwürdig

dumpf herunter klang, an ihr Ohr schlug, zuckte sie zusammen. Merkwürdig, wie sich ihr die Hörkraft steigerte in dieser Finsterniß! Mitten zwischen dem Gepolter eines schwächeren Schlages vernahm sie einmal das Klirren von Flaschen. Wahrscheinlich arbeitete jemand von den Wirthsleuten hier im Keller. Sie war also nicht allein. Das steigerte ihre arg zusammengeschmolzene Courage etwas und sie löste daraufhin die Hände wieder vom Gesicht. Jetzt zeigte sich ihr auch ein matter, schmaler Lichtstreifen, wie von einer Küchenlampe, der aus einer entfernten Thür in einem Nebengange fiel. Da wurden wohl Flaschen gespült oder Wein abgezogen. Schon wollte sie sich den Gang hinuntertasten, um sich für ihre Gewitterfurcht etwas Gesellschaft zu suchen, als plötzlich eine ihr sehr gut bekannte Stimme das alte Zecherlied begann:

„Im tiefen Keller sitz' ich hier
Bei einem Faß voll Reben —"

Heftig erschrocken sank sie auf ihren Sitz zurück. Und da gleichzeitig ein kräftiger Blitzschlag mit dicht dahinter einsetzendem Donner aufflammend und dröhnend vernehmbar wurde, verlor sie auf einen Augenblick die Herrschaft über sich und that einen lauten Aufschrei.

Nun verstummte der Sänger, um gleich darauf mit seiner Lampe in der Hand in dem dunkeln Kellergange aufzutauchen. Sigrid sah ihn kommen. War das wirklich der Ingenieur, der da mit dem großen glänzenden Schurzfell und in Hemdsärmeln auf sie zugeschritten kam? Sie vermochte es nicht zu unterscheiden. Seine Stimme war es gewiß gewesen. Sie schloß die Augen und rührte sich nicht.

„Halloh, wen haben wir denn da?" rief Wingold Hartmann und leuchtete der jungen Dame ins Gesicht. Dann aber ließ er vor Bestürzung beinahe die Lampe fallen. „Fräulein Lorenz!" stammelte er. „Was — wie —?"

„Das Gewitter!" murmelte sie. „Ich fürchte mich kindisch vor einem Gewitter!"

„Oh," beruhigte er sie, „das geht ja vorüber! Wenn Sie übrigens dort hinten hin kommen wollen, sitzen Sie so sicher wie in Abrahams Schoß! Dort fällt auch kein leiser Schein hin!"

Sie wehrte sich anfangs. Aber ein neues Aufleuchten ließ sie schnell einwilligen. Herzklopfend folgte sie dem voranleuchtenden Führer in den dunkeln Raum, in dem der Engelwirth sein Weinlager hatte.

„So," sagte Wingold Hartmann, „setzen Sie Sich hier auf das Tokayer-Fäßchen und warten Sie das Unwetter ab. Ich werde Sie nicht stören, nebenan habe ich auch noch zu thun!"

Damit wollte er hinaus.

„Bitte, bleiben Sie doch!" bat sie zaghaft.

„Hm, —" brummte er, „wie kann sich jemand vor so natürlichen Dingen fürchten, noch dazu wenn man eine Professoren-Tochter ist!"

Sie lächelte schwach.

„Ich bin nun einmal so!" sagte sie. „Wenn ich auch weiß, wie die Gewitter sich bilden, wie der Blitz entsteht und woher der Donner kommt: ich fürchte mich trotz alledem!"

„Wer ein gutes Gewissen hat, braucht sich nicht zu fürchten!" meinte er und hantirte zwischen den in einem Zuber stehenden leeren Flaschen herum.

„Wenn man Sie singen hört, immer in den Donner hinein, sollte man wohl glauben, daß S i e ein gutes Gewissen hätten!" sagte sie mit leiser Anzüglichkeit.

„Habe ich auch!" bestätigte er lakonisch.

„Wie? Nach diesem —"

„Schwindel von gestern? wollen Sie sagen, nicht? — Ach, das vergiebt einem der Herrgott schon! Glauben Sie mir's! Ich that's doch nur, weil — hm — na, und da die sogenannte Strafe meinem fluchwürdigen Verbrechen auf dem Fuße folgte —"

„Sie machen es sich leicht. Eine Ueberführung ist doch noch keine Strafe!"

„Meine ich auch nicht! Die Strafe bestand in etwas ganz anderem!"

„Ah —"

„Ja! Sehen Sie mich doch an! Schaut so ein Ingenieur aus? Oder ein Weinküfer? — Meine Stellung bin ich los, weil ich den Vormittag verbummelt habe!" —

„O, das thut mir aber leid!" sagte Sigrid bestürzt.

„Mir nicht!" entgegnete er. „Wir standen so wie so auf der Schneide, der Chef und ich! Der Arbeiterlöhne — und auch anderer Sachen wegen! Na, und da paßte die Gelegenheit ja nicht übel, wie er mich gestern früh nicht fand. Er war nämlich plötzlich zurückgekommen, ohne daß ich darum gewußt hatte! — Eins, zwei, drei lagen wir uns in den Haaren. Die richtige Laune hatte ich ja! — So bin ich vorläufig nun hier untergekrochen und ziehe unserem Engelwirth den Wein auf Flaschen. Als Rheinländer weiß man damit ja Bescheid!"

Sigrid Lorenz saß wie versteinert Langsam, ganz langsam schlich sich ihr ein stilles, wundersames Glücksgefühl ins Herz. —

„Und Ihre — Braut?" fragte sie endlich, so harmlos es ihr nur über die Lippen wollte.

„Meine Braut!" lachte er etwas rauh. „Bis jetzt habe ich noch keine!"

„So! — Und ich dachte —" flüsterte sie.

„Was dachten Sie?" rief er und sprang von seinem Faß empor. „Hat Ihnen vielleicht jemand erzählt, daß ich die Tochter dieses, — dieses — Herrn Director Gillwald heirathen würde? Ja?"

Sie nickte erröthend.

„Man erzählte es uns!"

„Und das haben Sie geglaubt; auch noch, als ich wie ein anderer Toggenburg jeden Abend hier herübergepilgert kam, nur um einen Blick aus Ihren Augen, ja aus I h r e n, Fräulein Sigrid, zu erhaschen? — O, nun wird mir vieles klar! Wenn Sie mich für so einen Lumpacius gehalten haben! — Da müssen Sie viel wieder gut machen, Fräulein Sigrid!" sagte er und schaute mit seinen treuherzigen Augen tief in die ihren. —

Sie senkte die Blicke und suchte nach einem ausweichenden Wort. —

„Hätte ich Papa vorgestern wenigstens schon aufgeklärt!" klagte sie sich an. „Nun sind Sie gar stellenlos!"

„Nicht länger, als ich just Neigung dazu habe!" erklärte er. „Ich kann schon seit Jahr und Tag als Theilhaber und Leiter in eine kleine, aber nutzbringende Maschinenfabrik eintreten. Das werde ich jetzt thun! Wenn Sie weiter keine Gewissensbisse haben!?"

„Herr Hartmann!" flüsterte sie scheu. Da kam ihm droben der zürnende Donner noch einmal zu Hülfe. Es gab einen Schlag, daß das Haus in seinen Grundfesten zitterte. Und wehrlos flog sie ihm in die Arme, die er ihr entgegen gebreitet hatte.

„Meine Sigrid!" murmelte er kosend und hauchte einen Kuß auf ihr duftiges Haar.

„Sigrid!" rief im gleichen Augenblicke der Professor von der Treppe her. „Bist Du da?"

„Jawohl, Herr Professor!" schallte Hartmann's volle kräftige Stimme zurück, die der Alte sogleich erkannte.

„Ah, Sie, Herr Ingenieur," sagte er mißtrauisch und kam den Gang herauf. „Suchen Sie hier auch wieder Glaucium?"

Als er aber an der Kellerthür erschien und Sigrid an der breiten Brust dieses Hünen im Schurzfell ruhen sah, mitten unter den Fässern und Flaschen, blieb ihm vor Ueberraschung das Wort im Munde stecken.

„Das ist doch —" Weiter kam er nicht.

„Brennende Liebe!" rief Wingold Hartmann und sah dem Alten mit fröhlichem Vertrauen in die Augen. „Sind Sie mir noch sehr böse, Herr Professor?"

Nun fiel Sigrid ihrem Vater um den Hals und flüsterte: „Ich habe ihn so lieb, so lieb!" und fing an zu schluchzen.

Der Professor aber streichelte ihr wie einem kleinen, verschüchterten Kinde zärtlich über das Haar und murmelte, mit seinem, schönen weißen Gelehrtenhaupt nickend: „Darfst Du auch, — darfst Du auch! — Brennende Liebe — Lychnis chalcedonica! — An die habe ich schon recht lange nicht mehr gedacht!" —

Nachdruck verboten.

Hand in Hand.

Hand in Hand durch Flur und Hag, —
Ach, das giebt ein selig Wallen,
Ob vom Himmel blaut der Tag,
Ob sich Wetterwolken ballen.
Hand in Hand, und nicht mehr scheiden:
Was ist mein und was ist Dein?
Doppelt Freu'n ist's, halbes Leiden
Und ein tiefes Stillesein.

Hand in Hand zur Arbeit geh'n, —
Ach, das giebt ein fröhlich Schaffen!
Liebe Hände wirken seh'n,
Läßt die eig'nen nicht erschlaffen.
Doppelt reichlich bringt die Stunde
Gern der reifen Frucht Gewinn,
Und ein Lob aus liebem Munde
Fällt wie Blumen drüber hin.

Hand in Hand und Herz bei Herz, —
Ach, das giebt ein wonnig Rasten!
Ernstes Wort und munt'rer Scherz,
Wohlig Schweigen und Entlasten.
Hand in Hand, wenn draußen funkeln
Sterne sacht, wie ruht sich's traut!
Bis die müden Augen dunkeln,
Leis ein Druck, ein Flüsterlaut . . .

Hand in Hand und Blick in Blick, —
Ach, das giebt ein tröstlich Ende!
Dank für reich genoss'nes Glück
Tauschen fromm die stummen Hände.
Wenn die Sinne sich verschleiern,
Schon verdämmert liegt die Welt,
Darf die Hand noch Abschied feiern,
Bis das ew'ge Schweigen fällt.

Victor Blüthgen.

Nachdruck verboten.

Die Photographie der Sterne.

Von Dr. Herm. J. Klein.

Man hat den Himmel mit seinen zahllosen Sternen recht passend mit einen Ocean verglichen, an dessen Ufern wir uns befinden, dessen Grenzen aber unseren Blicken entzogen sind. Wie der Schiffer mitten auf dem Meere nirgends Land sieht, und das Senkblei den Boden unter seinen Füßen nicht zu erreichen vermag, so spähen wir Menschen von dem großen Erdenschiffe aus vergebens nach den Grenzen des Raumes, und umsonst bemühen wir uns, die Tiefen des Weltalls zu erfassen. Weit zahlreicher aber als die kleinen Inseln im Stillen Ocean sind die großen Welteninseln im Himmelsraum, die Sterne, und die Aufgabe, diese Welteninseln zu erforschen, ist deshalb für uns Menschen niemals ganz zu erledigen. All' unsere Arbeit auf diesem Gebiet ist nur Stückwerk. Zwar die Sterne, die man in klarer Nacht am Himmel glänzen sieht und deren Zahl der Unkundige leicht überschätzt, sind längst in Karten niedergelegt, und jeder dieser Sterne hat sogar seine besondere Bezeichnung durch Namen oder wenigstens Buchstaben; aber hinter diesen Sternen befinden sich noch andere, die man nur im Fernrohre sehen kann, und wenn man zu immer größeren Ferngläsern greift, so werden stets mehr Sterne sichtbar, ein Ende ist nach dieser Richtung noch nicht gefunden. Die menschliche Kraft erlahmt vor dem Versuche auch nur einen Theil dieser Sterne direkt aufzuzeichnen, geschweige denn jeden einzelnen genauer zu untersuchen, seine Eigenthümlichkeiten, Helligkeit, Bewegung u. s. w. festzustellen. Da ist es nun die Photographie, welche dem Himmelsforscher ihren mächtigen Beistand gewährt, und die heute in einer Ausdehnung und mit einem Erfolge astronomisch in Anwendung gebracht wird, wovon man vor fünfzig Jahren keine Ahnung haben konnte.

Schon bald nach der Erfindung der sogenannten Daguerreotypie dachte man allerdings daran, diese Kunst in den Dienst der Astronomie zu stellen, und wirklich machte Bond auf der Sternwarte zu Cambridge in Nordamerika am 17. Juli 1850 den Versuch, einen Fixstern zu photographiren. Allein es gelang nur, von einem einzigen hellen Sterne einen matten, länglichen Punkt auf der Platte zu erhalten. Später konnte Bond den Doppelstern Mizar im Großen Bären photographiren, doch auch diesmal entsprach der Erfolg nicht den gehegten Erwartungen. Die ersten, wirklich von Erfolg gekrönten Versuche, die Photographie auf Himmelskörper anzuwenden, wurden vor beinahe vierzig Jahren angestellt, indem man den Mond photographirte, aber erst seit dem Jahre 1888 hat man auf diesem Gebiete größere Fortschritte gemacht. Erfolgreicher erwies sich gleich anfangs die Photographie der Sonnenfinsternisse, und besonders gelegentlich der totalen Sonnenfinsterniß von 1882 zeigte die photographische Platte den Astronomen etwas Ueberraschendes, nämlich einen Kometen dicht neben der Sonne. Kein menschliches Auge hat diesen Kometen jemals gesehen, nur die photographische Platte hatte ihn wahrgenommen und den Eindruck treu bewahrt. Im Jahre 1889 hat sich bei Gelegenheit der Sonnenfinsterniß am 21. December dieselbe Erscheinung wiederholt. Auf den Photographien, die in Afrika, in Brasilien und in Chile aufgenommen wurden, zeigt sich ein nebeliger Fleck nahe bei der Sonne, und zwar entfernte er sich von dieser. Wahrscheinlich ist es wieder ein Komet gewesen, möglicherweise aber auch eine Masse, die von der äußersten Umhüllung der Sonne (der Korona) aus in den Weltraum geschleudert wurde. Auf anderen Photographien sieht man um die verfinsterte Sonne lange Strahlen, gleich Kometen, und man hat darauf hingewiesen, daß in der That Kometen sich in die Sonne stürzen mögen. Alle diese Vorgänge sind aber erst von der Photographie an das Licht gezogen worden, und weitere Ueberraschungen kann sie jeden Augenblick bringen.

Die überaus lichtempfindlichen Platten, welche seit etwa sechzehn Jahren beim Photographiren benutzt werden, haben ermöglicht, die kleinsten Sternchen des Himmels aufzunehmen und Sternkarten herzustellen, die alles übertreffen, was die kühnste Phantasie in dieser Beziehung früher erdacht hatte. Wenn man sich den großen Himmelsforscher Fr. Wilh. Herschel vorstellt, wie er an seinem Riesen-Teleskop, den Blick auf die zahllosen Sterne des Himmels gerichtet, dieses unermeßliche Heer vorüberziehen sah, so empfindet man lebhaft, was sein Sohn John Herschel in dem berühmten Requiem ergreifend aussprach:

„Die Wunder, die lebendem Blick nie gestrahlt,
Sie waren hier all' in den Spiegel gemalt,
Nicht deutet, nicht zählt sie der ird'sche Verstand
Sie sind nur allein ihrem Schöpfer bekannt!"

Diese Wunderwelt der unzähligen Sternscharen, die Herschel an sich vorüberziehen sah, diese unergründlichen Tiefen, in welchen die Sternschwärme der Milchstraße stehen, vor deren Erforschung jener große Forscher muthlos zurücktrat, alles dies bannt heute die photographische Platte auf ihre Fläche und zeichnet mit dem Lichte dieser Sterne selbst deren Bild in treuen Zügen. Weit mehr als das Auge direkt an den größten Teleskopen zu sehen vermag, findet es auf der Photographie des Himmels; auf den photographischen Platten ist alles enthalten, was die mächtigsten Ferngläser an Fixsternen in der Tiefe des Himmels zeigen, auf ihnen sind, unerkannt zunächst, alle kleinen Planeten, ferner alle etwa noch vorhandenen großen Planeten jenseits des Neptun. Jedes Lichtpünktchen auf den Platten entspricht einem gewaltigen Himmelskörper, einer Sonne oder in einzelnen Fällen einem Planeten oder der Weltkatastrophe einer aufflammenden oder erlöschenden Sonne, und auf diesen Platten kann der Forscher gegenwärtig in seinem Kabinet die tiefsten Regionen des Himmels durchmustern und Tausende von Sternen nach ihrer Helligkeit und Gruppirung untersuchen, die er nachts an seinem Fernrohr vergeblich erspähen würde. Diese photographischen Platten enthalten in der That die Geheimnisse des Himmels!

Selbstverständlich sind zu solchen wichtigen photographischen Aufnahmen besondere Instrumente erforderlich, sogenannte photographische Teleskope, und der Erfolg hängt von der Vorzüglichkeit und optischen Kraft dieser Instrumente ab. Es ist das Verdienst einer amerikanischen Dame, Miß Catharine W. Bruce in New-York, die Mittel zu dem größten, heute vorhandenen photographischen Teleskop gespendet zu haben. Dasselbe hat ein Objectiv-Glas von vierundzwanzig Zoll Durchmesser und kostete 200 000 Mark. Es führt zu Ehren seiner Stifterin den Namen das Bruce-Teleskop und ist bei Arequipa in Peru aufgestellt worden, wo die Luft so klar und ruhig ist, daß für astronomische Zwecke bisher kein Ort in der Welt günstiger liegt. Dort also wird mit diesem Instrumente in jeder klaren Nacht ein Theil des Himmels photographirt, und zwar mit solchem Erfolge, daß auf einer einzigen Platte bisweilen vierhunderttausend Sterne sichtbar sind. Jahr für Jahr werden hunderte solcher Platten erhalten und nach Cambridge bei Boston gesandt, um hier in großen, feuersichern Räumen aufbewahrt und untersucht zu werden. Diese Untersuchungen sind kein leichtes Stück Arbeit, sondern überaus anstrengend und erfordern große Routine. In welcher Weise dieselben angestellt werden, brauchen wir nicht näher zu erörtern, da wir uns hier nur mit den Resultaten beschäftigen; dagegen mag hervorgehoben werden, daß mit diesen Untersuchungen nur Damen betraut sind, unter denen besonders Madame Fleming durch mehrere wichtige Entdeckungen bekannt geworden ist.

Auch an anderen Observatorien wird die Photographie des Himmels mit Eifer und Erfolg betrieben, so besonders an dem astrophysikalischen Observatorium zu Potsdam, dann in Paris, in Greenwich bei London u. s. w. In Berlin wurde im vergangenen Jahre durch photographische Aufnahme ein neuer Planet entdeckt, von dem sich in kurzer Zeit herausstellte, daß er in gewissen Jahren der Erde näher kommt als irgend ein anderer Weltkörper, mit Ausnahme des Mondes. Alsdann

muß er so hell sein, daß er schon mit einem großen Opernglase gesehen werden kann. Nichtsdestoweniger war dieser Weltkörper bis zum Jahre 1898 unbekannt geblieben. Kein menschliches Auge hatte ihn bis dahin erblickt; aber der photographischen Platte war er nicht entgangen und deren treue Kunde ruhte in den feuersicheren Räumen der Sternwarte zu Cambridge. Auf den dort vorhandenen Platten stand der Stern, indessen wäre es unter den Millionen anderer Sternchen unmöglich gewesen ihn herauszufinden, wenn nicht die Berechnung auf Grund der Berliner Beobachtungen Fingerzeige gegeben hätte, wo ungefähr man suchen mußte. Trotzdem war die Arbeit des Nachforschens eine ungeheure, fast vergleichbar derjenigen, in einem Sandhaufen einen Stecknadelkopf zu finden. Madame Fleming prüfte auf zahlreichen Platten viele tausend Sternpunkte, aber keine Spur des Planeten war zu finden. Endlich traf sie auf einer, am 5. Juni 1896 aufgenommenen Photographie auf ein feines Lichtpünktchen, von dem sich beim Vergleich mit einer Platte, die tags vorher aufgenommen worden, zeigte, daß es sich während der Zwischenzeit bewegt hatte. Es war in der That der gesuchte Planet! Mit Hülfe dieses Nachweises konnte man nunmehr den Ort desselben unter den Sternen so genau berechnen, daß die weitere Nachforschung auf früheren Platten höchst einfach wurde. Wirklich stand der Planet auf allen Platten dieser Himmelsgegend bis zur ersten derselben, die im Jahre 1893 aufgenommen worden. Die Platten zeigten, daß der Stern 1893 sehr lichtschwach war, daß er dagegen im Januar 1894 außerordentlich hell wurde, weil er der Erde damals sehr nahe kam, dann aber mit zunehmender Entfernung im März jenes Jahres an Helligkeit abnahm. Die Berechnung ergiebt, daß dieser Planet erst im Januar 1924 wieder so hell werden wird als er 1894 war, dagegen kommt er auch im November 1900 der Erde bis auf sechseinhalb Millionen Meilen nahe. Nicht unmöglich wäre, daß jemand dächte, es liege eigentlich nicht viel daran, ob wir wissen, daß ein solcher kleiner Planet vorhanden ist oder nicht; denn bei so vielen Sternen komme es nicht sonderlich darauf an, ob wir noch einen mehr kennen lernen. Diese Meinung aber würde sehr unrichtig sein, denn der neue Planet ist schon deshalb merkwürdig, weil er der Erde zeitweise sehr nahe kommt und vielleicht das erste Glied einer bisher unbekannten Gruppe von Planeten bildet. Dazu kommt aber noch der Umstand, daß die Annäherung desselben an unsere Erde ein höchst erwünschtes Mittel gewähren wird, die Entfernung der Sonne zu berechnen. Auf welche Weise diese Berechnung ausgeführt wird, ist Sache der Astronomen, hier interessirt uns allein die Thatsache als solche. Die Entfernung der Erde von der Sonne ist das Grundmaß für alle Messungen in den Himmelsräumen und ihre möglichst genaue Ermittelung bildet eine der wichtigsten Aufgaben der Wissenschaft. Schon im vorigen Jahrhundert haben die Haupt-Kulturstaaten Expeditionen veranstaltet, um einige günstige Gelegenheiten zur Messung dieser Entfernung auszunützen, und im gegenwärtigen Jahrhundert hat sich dies in größerem Maße wiederholt. Im Jahre 1900 aber wird der in Rede stehende, neuentdeckte Planet die günstigste, bis jetzt überhaupt dagewesene Gelegenheit darbieten, die Sonnenentfernung zu bestimmen, und diese Gelegenheit wird nicht unbenutzt vorüber gehen. Hätte man diesen Planeten schon im Jahre 1893 entdeckt, so würde man heute die Sonnenentfernung weit genauer kennen als solches jetzt der Fall ist. Man erkennt hieraus, wie weit verzweigt die Beziehungen der astronomischen Erscheinungen untereinander sind. Die Auffindung eines kleinen Lichtpünktchens auf der photographischen Platte führt dazu, die Entfernung, die Größe und das Gewicht des Sonnenballes genau zu messen!

Die Bedeutung der Himmels-Photographie ist mit dem bis jetzt Geschilderten bei weitem nicht erschöpft, ja eigentlich kaum berührt. Wie ein kleines Lichtpünktchen, das auf mehreren Platten in etwas verschiedenen Stellungen erscheint, auf das Vorhandensein eines Planeten leitet, so zeigt das Auftauchen eines Lichtpunktes zu einer gewissen Zeit an Stellen des Himmels, wo dergleichen vordem nicht stand, große Ereignisse in den Tiefen des Raumes an. In Arequipa werden nicht nur die Lichtpunkte der Sterne photographirt, sondern auch die Farbenbänder, welche dieselben zeigen, wenn man sie durch ein Prisma betrachtet. Heute weiß jeder Gebildete, daß man ein solches Farbenband mit dem Namen Spektrum bezeichnet. Eine besondere Klasse photographischer Platten, welche Arequipa nach Cambridge liefert, zeigt nur die Spektra der Sterne. Als nun Madame Fleming vor einiger Zeit eine Anzahl dieser Platten untersuchte, fiel ihr ein Stern auf, der ein höchst eigenthümliches Spektrum darbot. Man forschte weiter nach und fand, daß dieser Stern auf keiner Platte vorhanden ist, die von 1888 bis zum October 1897 aufgenommen worden sind. Er zeigte sich zuerst auf einer solchen vom 8. März 1898, und zwar als ein so heller Stern, daß er leicht mit bloßem Auge hätte gesehen werden können. Aber kein Mensch hatte darauf geachtet! Schon auf den Platten vom 14. März ist der Stern lichtschwächer, und auf denjenigen vom April 1898 erscheint er schon sehr schwach, wie im Verlöschen. Das Aussehen des photographirten Spektrums lehrt aber weiter, daß jener Stern hell aufleuchtete, weil auf ihm plötzlich eine ungeheuere Entwickelung glühenden Wasserstoffgases stattfand, und daß er sich allmählich in einen kleinen bleichen Nebelfleck verwandelte. Man denke sich denselben Vorgang bei unserer Erde stattfindend und wird dann wissen, um was es sich handelt: um Brand und Untergang eines Weltkörpers! Dieses Ereigniß also ist es, was auf den photographischen Platten sich aufgezeichnet hat und ohne diesen Umstand uns Menschen unbekannt geblieben wäre. Niemand aber wird behaupten wollen, daß es für den denkenden Geist gleichgültig sein könne, zu wissen, welche Vorgänge sich im Weltall abspielen; und wenn wir auch die Rathschlüsse der Allmacht nicht zu ergründen vermögen, so bleibt es doch stets ein des Menschen würdiges Bestreben, den Gedanken nachzudenken, die aus der Schöpfung zu uns sprechen. Dazu bietet die Photographie der Sterne ein wichtiges Hülfsmittel, und es ist zur Zeit noch gar nicht abzusehen, was das kommende Jahrhundert in dieser Beziehung bringen wird.

Unsere Kinder.

Lieber Onkel!

Ich schicke Dir das Bild von meinen kleinen Brüdern und mir.

Du siehst, wir sind drei tapfere Burschen und wollen einmal stramme Soldaten werden.

Meine Brüder Fritz und Karl grüßen Dich herzlich, ebenso

Dein

Gießen. Otto Schmidt.

Nachdruck verboten.

Das Gift der Fische.

Von Hans Wolf.

Es dürfte heutzutage wohl allgemein bekannt sein, daß der Genuß von verdorbenen Fischen Vergiftungs-Erscheinungen hervorruft; weniger bekannt ist indessen, daß es Fische giebt, deren Genuß unter allen Umständen Krankheit oder sogar Tod zur Folge hat. Früher glaubte man, einzelne Fischarten hätten ein besonderes „Fischgift", das Vergiftung hervorrufe, heute ist man jedoch besser unterrichtet und weiß, daß es ein Fischgift nicht giebt, sondern daß verschiedene Gifte in Fischen enthalten sein können. In südlichen und tropischen Gegenden leben Fische, die ebenso giftig sind wie Kreuzotter und Brillenschlange. Es sind dies die Igelfische, gewisse Arten der Zweihorn- und Vierhorn-Gattungen, Diodon und Tetrodon. Der Genuß dieser Fische, bei denen die Leber, der Rogen, sowie die Milch besonders verderblich sind, ruft die schlimmsten Krankheits-Erscheinungen hervor und führt in den meisten Fällen den Tod herbei. In China und Japan sind Vergiftungen durch Tetrodon sehr häufig, ja es heißt sogar, daß der Fisch öfter zu Mord- und Selbstmord-Zwecken verwendet würde. Manche Fische brauchen indessen von Hause aus gar nicht einmal giftig zu sein, und ihr Genuß ist doch schädlich. So meidet man z. B. auf den Marschall-Inseln manche Fischarten ihrer Giftigkeit wegen, die auf den Karolinen-Inseln ohne Schaden gegessen werden; dies erklärt sich daraus, daß die Fische bei den Marschall-Inseln giftige Nahrung zu sich nehmen, die sich bei den Karolinen-Inseln nicht findet.

Für unsere Küche kommen diese Fische sämmtlich nicht in Betracht, und in unseren Gewässern lebt kein Fisch, nach dessen Genuß der Tod eintreten wird. Und doch giebt es bei uns zwei Fische, die „mit Vorsicht" behandelt werden müssen: wir meinen die Barbe und das Petermännchen. Von der Barbe schreibt bereits im sechzehnten Jahrhundert Konrad von Gesner: „Ihre Eyer sind gantz schädlich, denn sie führen den Menschen in Gefahr Leibes und Lebens mit großer pein und schmertzen: nemlich sie bewegen den gantzen Leib mit starkem treiben oben und unten auß, mit großer Angst und Blödigkeit: welches die täglich erfahrung in vielen Leuten genugsam erzeiget. Auß der Ursach soll ihr Rogen wie gemeldet zu stundt hinweggeworffen werden, damit er nit durch Unwissenheit in die Speiß komme." Brehm bestätigt, daß der Rogen der Barbe zeitweise giftig sei, es ist daher erklärlich, daß manche Menschen den Rogen genossen haben, ohne Schaden zu nehmen, während zu Zeiten Massenerkrankungen vorgekommen sind, so z. B. „die Barben-Cholera" im Jahre 1851. Deshalb soll man dem alten Gesner folgen und den Barben-Rogen stets wegwerfen.

Beim Petermännchen (Trachinus draco) ist das Fleisch unbedingt genießbar und vollkommen giftfrei. Der Fisch trägt aber auf dem Rücken, sowie an den Kiemendeckeln Stacheln, die ihm als Angriffs- und Vertheidigungswaffe dienen. Jede dieser Stacheln ist auf jeder Seite mit einer Rinne versehen, die von der Spitze bis zur Basis reicht. In dieser Rinne liegt eine feine Röhre, die sich am unteren Ende etwas erweitert und eine giftige Drüsenmasse einschließt. Wenn der Fisch nun mit den Stacheln verwundet, fließt die Giftmasse in die Wunde und verursacht nicht nur einen sehr heftigen Schmerz, sondern auch starke Geschwulst und Wundfieber. Das Petermännchen nähert sich zur Laichzeit den Mündungen der Flüsse, es vermag lange Zeit auf dem Grunde des Meeres zu verweilen, wo es sich häufig in den Sand vergräbt, sodaß nur sein Kopf und die Rückenflosse freibleiben. Wenn nun ein unvorsichtiger Fischer den Sand, in welchem ein Petermännchen verborgen liegt, mit der Hand durchwühlt oder ihn mit bloßen Füßen betritt, kann er leicht gefährlich verletzt werden, und die Fälle sind nicht selten, daß nach einer schweren Verwundung die Hand oder der Fuß abgenommen werden mußten. Deshalb war das Petermännchen schon zu den ältesten Zeiten berüchtigt und gefürchtet, und noch heutzutage nehmen die Fischer dem mit der äußersten Vorsicht ergriffenen Fisch die gefährliche Flosse.

Das Gift, welches in verdorbenen Fischen enthalten ist, rührt von Bacterien her, welche die Zersetzung des Fleisches verursachen und zum Theil sehr giftig sind. Die Art der Bacterien bedingt denn auch die Schwere der Krankheits-Erscheinungen. Glücklicherweise verlaufen die meisten der durch verdorbenen Fisch hervorgerufenen Vergiftungen ziemlich harmlos; es stellen sich Erbrechen, Schmerzen in der Magengegend und Durchfall, ein, und in ein bis zwei Tagen ist die Krankheit gehoben. Mitunter aber tritt die Krankheit heftiger auf, sie gleicht dann der so gefürchteten Wurstvergiftung und endigt in vielen Fällen mit dem Tode.

Nun kommt es auch vor, daß einzelne Menschen gewisse Fischarten nicht vertragen können und nach dem Genusse krank werden. Dies darf uns nicht beunruhigen, denn es giebt ja auch Menschen, die nach Erdbeeren oder Krebsen Nesselfieber bekommen, oder solche, die den Genuß von Gänseleber oder Kaviar mit Erbrechen oder einem cholerine-artigen Anfall büßen müssen. Eine sorgsame Hausfrau braucht überhaupt keine Furcht zu haben, sich und ihren Angehörigen durch Fischgift Schaden zuzufügen, denn sie weiß einen gesunden Fisch von einem verdorbenen zu unterscheiden, auch wird sie die Reste eines Fischgerichtes nicht so lange aufheben, daß sich Gifte entwickeln. Vorsicht ist immer gut, im übrigen kann die Fischnahrung nicht genug empfohlen werden, denn Fischfleisch enthält nicht nur weit mehr Nährstoff als allgemein angenommen wird, sondern ist auch erheblich billiger als Fleisch.

Redactions-Post.

Besorgte Mutter in Hannover. — Es ist uns nicht möglich, Ihre Fragen an dieser Stelle eingehend zu beantworten. Sie finden in dem Buche „Grundriß der Schul-Gesundheitspflege" von Dr. R. Wehmer (Verlag von Richard Schoetz in Berlin) alles Wissenswerthe vereinigt.

Gertrud P. in Eisenach. — Die Reseda hat ihren Namen aus der Besprechungsformel „**Morbis reseda**": Heile, stille die Krankheit. Man glaubte früher, die Reseda besäße eine schmerzstillende Kraft, und benannte sie daher mit dem Imperativ von **resedare**: wieder stillen, beruhigen, heilen. — Die Erklärung des Namens Apfelsine als „Apfel von Messina" ist falsch; die Frucht wurde von den Portugiesen angeblich im Jahre 1548 aus dem südlichen China nach Lissabon gebracht und daher als Apfel von Sina (Sina ist der ältere Name von China) bezeichnet.

Martha von W. in Karlsruhe. — Vanille in den Thee zu thun ist Vandalismus! Der richtige Theetrinker trinkt ihn sehr schwach, aber ohne jeden Zusatz, auch ohne Zucker, denn jeder Zusatz beeinträchtigt den reinen Theegeschmack. — Es werden nicht selten fremde Pflanzenblätter dem Thee beigemischt. Wenn Sie diese Fälschung erkennen wollen, brauchen Sie nur einige Blätter in Wasser aufzuweichen: Echte Theeblätter erkennt man daran, daß die von der Mittelrippe auslaufenden sogenannten Blattnerven nicht bis an den Rand des Blattes verlaufen, sondern noch bevor sie denselben erreichen, nach oben hin sich zu einer wellenförmigen Linie vereinigen.

Frau v. S. in Nochlitz. — Sie kommen am schnellsten zum Ziel, Ihre Pelzgewänder von Motten und deren Brut zu befreien, wenn Sie die Gewänder zunächst an einem luftigen Orte mit Schwefel-Kohlenstoff besprengen. Hierauf bepinseln Sie mit folgender Flüssigkeit: 100 g persisches Insektenpulver, 3 g gepulverten Kampfer, 2 g Naphthalin, 10 g Glycerin und 1 kg Alkohol tüchtig zusammengemischt und durch ein Tuch durchgeseiht. Die Flüssigkeit muß in einer gut verschlossenen Flasche aufbewahrt werden. Bei der Benutzung des Schwefel-Kohlenstoffes darf, infolge der leichten Entzündlichkeit, nie ein brennendes Licht in der Nähe stehen!

M. Pl. in Paderborn. — Glauben Sie doch nicht daran, man hat sich einen schlechten Scherz mit Ihnen gemacht.

Neugierige in Reval. — Die Gagen der Torero's sind sehr verschieden, je berühmter ein Stierkämpfer ist, desto besser wird er bezahlt. Ein Torero von Ruf erhält für jeden Stier etwa eintausend Francs, für den Abend also zwei- bis dreitausend Francs.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: H. Hein; für den technischen Theil: A. Grosse, beide in Berlin; — für Oesterreich-Ungarn: Robert Mohr, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 13, I. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). Berlin und Wien, 1. Juli 1899. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). XXVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Wer siegt?

Novelle von Victor Blüthgen.

(Fortsetzung.)

Falstein sieht sie recht verblüfft an: sie hat etwas auf dem Herzen, so scheint es. Das beängstigt ihn.

Sie legt oben ab, während er ans Fenster tritt und auf das Gewirr von Lichtern, Wagen und Fußgängern niederblickt. Als es hinter ihm still wird, dreht er sich um: Rose sitzt in einem Fauteuil, und er fängt ihren unruhig forschenden Blick auf. „Was ist, Liebste? Etwas stimmt nicht."

Er rückt sich einen Fauteuil neben den ihren und faßt nach ihrer Hand.

„Egon," sagt sie, „mir ist heute etwas klar geworden, worüber wir werden reden müssen. Ihr beide, Du wie Deine Mutter, sprecht immer davon wie von etwas Selbstverständlichem, daß Deine Mutter bei uns wohnen bleibt, wenn wir heirathen."

„Wieso, — ja, — warum denn nicht?"

„Auf die Gefahr hin, daß Du mir's im ersten Augenblick übel nimmst: das halte ich nicht aus."

„Aber Rose, — um Gotteswillen, in der Villa ist doch Platz genug —"

„Deshalb nicht. Aber ich kann nicht alle Tage mit Deiner Mutter zusammen sein. Sie ist gewiß eine vortreffliche, herzensgute Frau, — aber sie fällt mir auf die Nerven, in einer Weise, die mir das Leben zur Qual machen würde."

„Du urtheilst wohl nach dem Eindruck von heute, Liebste —"

„Nein, nein, ich hatte die Empfindung schon in Saßnitz. Ich täusche mich nicht darüber. Sage nicht, ich soll einen Versuch machen, — es hat gar keinen Zweck. Wir müssen darüber ins Reine kommen, ehe wir den entscheidenden Schritt thun."

„Meine Mutter," sagte Falstein im Tiefsten erschüttert, „meine geliebte Mutter —"

„Aber ich verstehe nicht, wie Du das so tragisch nehmen kannst. In der ganzen Welt, wenn es möglich ist, vermeidet es ein neuvermähltes Paar, jemand Verwandtes neben sich im Haushalt zu haben. Wir können doch nicht zwei Kinder im eigenen Hause sein, und das sind wir immer bloß, wenn Deine Mutter bei uns lebt. In aller Naivetät wird sie die Regentin spielen; sie ist zu lange Herrin im Hause gewesen. Ich bin überzeugt, wenn ich mit ihr rede, sieht sie ein, daß ich Recht habe, und fügt sich; und wenn sie es nicht einsieht, thut sie's, sobald sie weiß, daß unser Glück davon abhängt."

„Jawohl," ruft er, „sie thut's: aber, — die alte Frau ist nie im Leben allein gewesen, ist so hülflos und unselbständig. Du weißt nicht, wie sie mich liebt, wie ich ihr alles bin, wie sich alle ihre Gedanken nur um mich drehen. Es geht nicht, Rose, es geht nicht, ich nehme ihr all' ihr Glück, — meiner Mutter! vergiß das nicht."

„Ich bitte Dich, das fällt keiner Mutter leicht, sich von ihren Kindern zu trennen, wenn sie heirathen, und sie müssen es alle überstehen. Und was heißt hülflos, — sie nimmt ein tüchtiges Mädchen mit, vielleicht Eures, an das sie gewöhnt ist, und wir miethen ihr die nächste Wohnung, die zu finden ist, und sorgen für sie."

Er sitzt mit großen, trüben Augen.

„Ich kann nicht, Rose, ich kann das meiner Mutter nicht anthun," stöhnt er.

„Ich kann auch nicht," sagt sie nervös und bewegt unruhig die Fußspitzen auf dem Teppich.

„Ueberleg' Dir's," spricht er aufstehend, „reden wir jetzt nicht mehr darüber; Du siehst unter allen Umständen jetzt unter einer Depression."

Er ist ernst, sehr ernst. Sie bleibt sitzen, starrt vor sich hin; der Schein des Glühlichts an der Decke fällt voll auf das schöne, blühende Gesicht. „Rose," ruft er, „meine süße, schöne Rose!" — liegt auf den Knien bei ihr, erhebt sich wieder, umfaßt ihren Kopf und küßt sie auf den Mund, der so kühl ist und unbewegt, wie einst im Wagen zwischen Stubbenkammer und Saßnitz.

Nun ist sie allein.

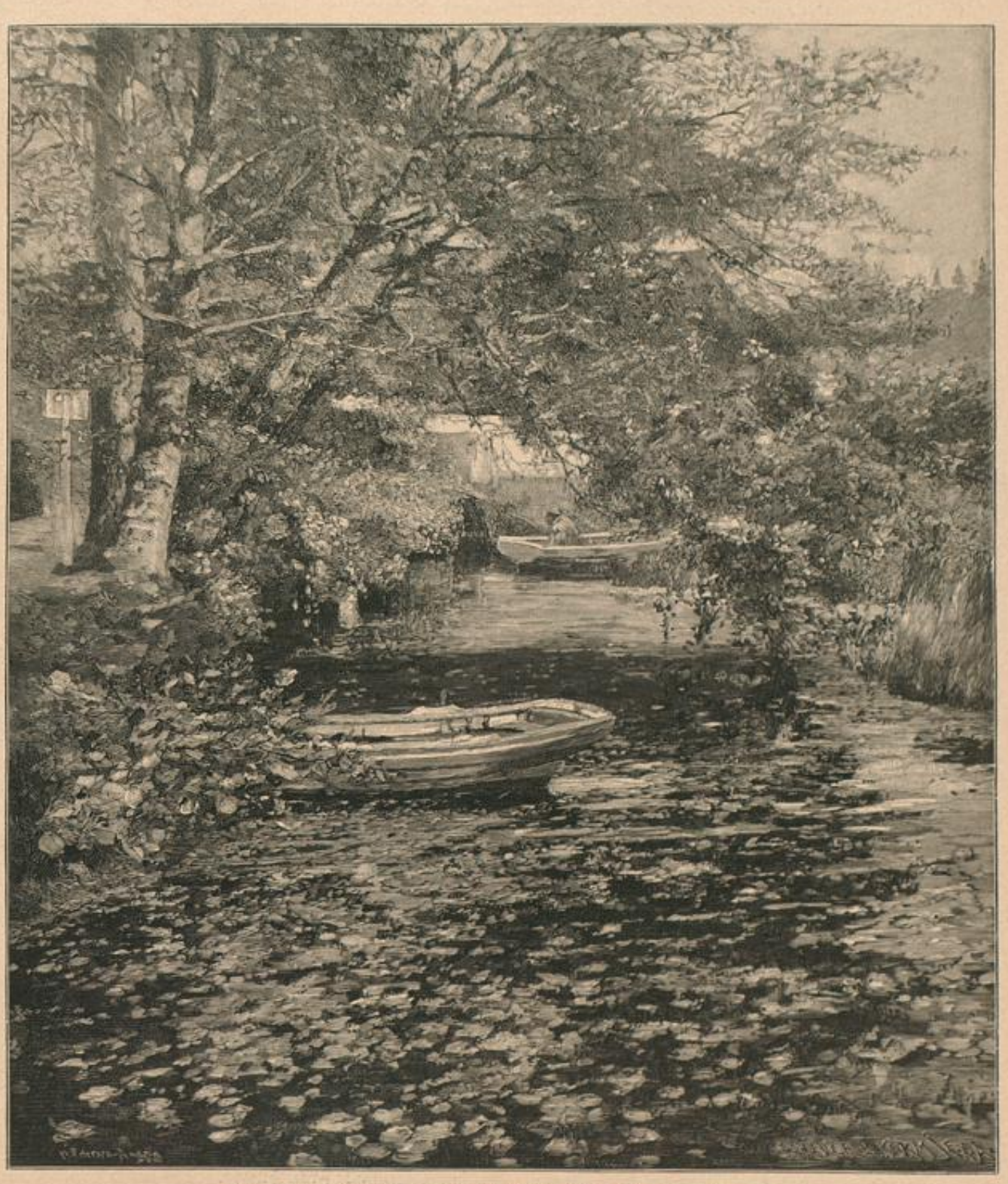
* * *

„Das war ein schöner Nachmittag, gelt, Sohnerl?" sagt Mama Falstein, als der Sohn heimkommt. Sie geht nicht zu Bett, bis er da ist, sie läßt sich das nicht ausreden. „Eine süße, reizende Frau bekommst Du, das muß wahr sein. Hat ihr's denn auch ein bisserl gefallen bei uns?"

Die schönen, warm strahlenden Mutteraugen blicken ihn so kindlich zuversichtlich an, den großen, stattlichen Sohn.

„Du siehst mir gar nicht so glücklich aus, Egon, wie Du müßtest. Ist Dir denn etwas? Mein Gott, Du bist doch nicht krank?"

Wie oft fragt sie so! In der That, er ist krank. Er müht sich zwar rasch, ein heiteres Gesicht zu machen, und die alte Frau ist leicht zu täuschen. Aber er schläft diese Nacht fast gar nicht.



Ein stiller Winkel. Nach dem Gemälde von H. Petersen-Angeln.

Das ist ein Unglück, ein großes Unglück! Aber vielleicht überschätzt er es. Rose wird sich besinnen, sich bezwingen. So viel Herz wird sie doch haben, so stark wird ihre Liebe für ihn doch sein! Nach den Tagen von Eisenach zweifelt er nicht, daß sie ihn liebt, daß ihr daran liegt, sein Weib zu werden.

Diese gute alte Frau, daß sie auch heute so überströmend aufgeregt war! Er wird es der Mutter schonend beibringen, daß sie bei einem zweiten Besuch der Schwiegertochter sich zurückhalten soll. Objectiv betrachtet: ja, die beiden Frauen sind sehr verschieden; aber wir Menschen sind alle verschieden und einer muß sich auf den anderen einstellen.

Wie, wenn Rose Bartels wirklich dabei bleibt: sie kann nicht mit der Mutter zusammen leben?

Grausam wäre das, über alle Begriffe grausam. Was soll er da thun?

Er malt sich's aus, wie er der alten Frau eröffnen soll: Du mußt aus dem Hause, meine liebe Mutter, in eine fremde, todte Wohnung, in der niemand bei Dir ist, gegen den Du Dein Herz voll unerschöpflicher Liebe ausströmen kannst, — er sieht ihr entsetztes Gesicht, wie diese lieben himmlisch guten Augen sich mit Thränen füllen, hört ihre Stimme: Mein Sohnerl —

Nein. Es ist wie ein Mord, ein Muttermord.

Und drüben steht Rose Bartels, und ihr Anblick wühlt sein ganzes Herz auf. Auf einmal giebt das ein kaltes Sturzbad drüber: diese Frau, die er liebt, hat einen Widerwillen gegen seine Mutter. Einen unüberwindlichen, sagt sie. Wie muß jemand beschaffen sein, der einen Ekel vor dieser Mutter hat!

Rose ist beherrscht, hat Form, die Mutter nicht. Rose ist eine mehr in sich abgeschlossene, abwehrende Natur, die Mutter anschlußbedürftig, gebefreudig. Aber muß diese darum unerträglich sein?

Und er soll entscheiden, wen er von beiden im Hause haben will! Das ist, um verrückt zu werden.

Er heuchelt beim Frühstück leidlichen Humor, dann geht er auf sein Atelier hinauf und grübelt wieder. Das Wetter ist umgeschlagen, der Regen klatscht an die Scheiben, um ihn ist eine graue, frostige Stimmung, in ihm fiebert's. Später fährt er nach Berlin: die Mutter soll nicht zum Mittagessen auf ihn warten, er wird mit Rose in Berlin essen.

Er trifft Rose zum Ausgehen fertig, und sie hat bessere Stimmung. Sie versteht es, Toilette zu machen; und wenn sie noch zärtlich dazu ist, ist sie unwiderstehlich. Für die nächste Zeit ist all' seine Sorge zerflattert. Sie machen ein paar Einkäufe zusammen und fahren zu Kempinsky, dann wieder in das Hotel.

„Weißt Du was, Egon: Ich bin müde und gebe Dir zwei Stunden Urlaub. Bring' mir ein paar Nielrosen mit. Wir gehen dann in ein Café und abends in den Cirkus Busch. Das ist Dir doch recht?"

„Natürlich, wie Du wünschest."

„A propos, hast Du mit Deiner Mutter gesprochen?"

So gleichmüthig fragt sie das, indem sie die Handschuhe auszieht. Und er hat vor dieser Frage gebebt, und nun ist er's, den eine nervöse Ungeduld überkommt.

„Ich bitte Dich, Rose, wenn Du mich wirklich lieb hast, quäl' mich nicht und laß diese Sache aus dem Spiel. Ich habe ohnehin schon eine sehr üble Nacht davon gehabt."

„Ich begreife Dich nicht," sagt sie mit großen Augen. „Wenn Dir's peinlich ist, so werde ich mit ihr sprechen. Du denkst Dir das viel schlimmer, als es ist."

„Laß das! Wozu sich übereilen? Ich bin überzeugt, daß Du Dich an meine Mutter gewöhnen wirst."

Sie wirft hastig den Hut auf den Tisch, sieht ihn einen Moment mit kriegsbereiten Augen an, dann beherrscht sie sich, lächelt sogar. „Nun gut, lassen wir's jetzt."

Er bringt die Rosen, und sie fahren zu Bauer und abends in den Cirkus Busch. Es ist nicht die Rede mehr von der Mutter.

Ein paar Tage nicht.

Er bittet die Geliebte, wieder einmal nach Lichterfelde zu kommen. Sie zögert mit der Zusage; wozu? sie amüsiren sich so gut in Berlin. Aber er besteht darauf.

„Mama," sagt er zu Hause, „Rose kommt morgen wieder herüber. Bekümmere Dich mal weniger um sie, damit wir beide mehr von einander haben. Sie ist etwas nervös, und je weniger man sich mit ihr beschäftigt, je wohler ist ihr."

„Ach, die Arme! Natürlich lasse ich sie in Ruh; gern!"

Es scheint, nun geht es besser. Die junge Frau huscht unterm Regenschirm vom Wagen her in die Villa, und die Begrüßung zwischen ihr und der Mutter ist unbefangener als die erste. Dann hält sich diese viel abseits, und mehr ihre zärtlich besorgten Augen sprechen als der Mund. Aber zum Abschied sagt sie: „Gute Besserung, Töchterchen! Egon sagt mir, daß Du nervös bist. Du führst so ein unruhiges Leben jetzt, ohne Daheim, das ist nicht das Richtige. Ich wünschte, daß Ihr bald in den Hafen kämt. Du sollst sehen, daß es dann anders wird. Mit Gott, mein Kind!"

„Ich wünschte es selber," meint sie.

Falstein ist glücklich. Es wird, es wird! „Du bist heute nett zu Mama gewesen, Rose, ich danke Dir dafür. Es wird schon werden mit Euch!" sagt er in der Bahn und drückt ihre Hand.

Es zuckt um ihren Mund. „Du hast viel Glauben," spricht sie. „Auf eine Visite hält man's überall aus. Und meinst Du wirklich, daß Deine Mutter tagaus, tagein sich auf eine nervöse Schwiegertochter stimmen kann?"

Er versinkt in finstres Schweigen. Heute begleitet er sie nicht auf ihr Zimmer, und sein Abschied ist kühler.

„Lieber," sagt sie plötzlich, als er gehen will, „komm morgen über Tag nicht her, ich habe Besuche vor. Aber versprich mir, punkt sieben hier zu sein. Wenn ich noch nicht zurück sein sollte, so warte auf mich. Willst Du?"

„Gut."

Am anderen Tage fahren zwei Züge an einander vorüber, in dem einen sitzt Egon Falstein, in dem anderen Rose Bartels.

* * *

„Ei, Töchterchen, wie kommt das, — Egon ist vorhin nach Berlin gefahren, zu Dir, habt Ihr denn nichts verabredet? Welch ein gräßliches Wetter! Nun komm nur herein!"

„Ich möchte einmal etwas mit Dir allein sprechen, Mama." Sie nennt sie nun doch Du.

„Ja, was wird denn das sein? Warte, ich helfe Dir —"

Sie gehen in die Stube, wo das Nähzeug und die Brille der alten Frau auf dem Tische beisammen liegen. „Wir brauchen wohl nicht feierlich in den Salon zu gehen. Du bist ja hier zu Hause," sagte Frau Falstein und rückt einen Lehnsessel für Rose zurecht. Und die junge Frau sagt: „Ich bleibe nicht lange, Mama, fahre nachher gleich zu Egon, der mich erwartet."

„Mein liebes Töchterchen!" nickt Frau Falstein, sitzt neben ihr und drückt ihr die Hände, die noch in den Handschuhen stecken. Nun also —"

„Sag einmal, Mama, wäre Dir der Gedanke wirklich so furchtbar, wie Egon meint, daß Du, wenn wir heirathen, irgendwo in der Nähe eine niedliche kleine Wohnung bezögest und uns die Villa überließest?"

Frau Falstein starrte sie an, als höre sie nicht recht. Dann wurde sie ganz fahl im Gesicht. „Ja, — warum denn das? Wir haben doch hier ganz reichlich alle drei Platz. Ich will Euch ja nicht im Wege sein —"

„Sei nicht empfindlich, Mama. Wir können das ja in aller Ruhe besprechen. Sieh mal: Wenn zwei heirathen, so haben sie den Wunsch, sich so recht allein zu haben, das begreifst Du doch. Und wenn sie die beste Mama hätten, zunächst ist selbst die zuviel. Das braucht ja nicht für immer zu sein, das kann sich nachher wieder ändern."

„Wenn das zu Euerem Glücke nothwendig ist und Ihr wünscht das —" Die Lippen der alten Frau zitterten. „Egon ist auch der Meinung?"

„Glaube nur, Mama, es ist nothwendig. Ich bin ja wohl die Hauptschuldige dabei. Ich bin durch die Jahre so an das Alleinsein gewöhnt. Aber ich denke, Egon ist im Grunde auch meiner Meinung —"

„Ja, warum sagt er mir da nichts? Das kann er doch seiner alten Mutter auch sagen."

„Es wird ihm natürlich sehr schwer. Aber ich dachte: Du bist eine erfahrene Frau, und wir Frauen verständigen uns schon über so etwas. Du wirst ja alle Bequemlichkeit haben, und wir können uns so nett herüber und hinüber besuchen; und, wie gesagt: es soll ja nicht für immer sein —"

„Nun," sagte die alte Frau, „viel Zeit habe ich nicht mehr, darauf zu warten, daß es anders wird. Also, — das ist wirklich zu Deinem Glücke nothwendig?"

„Verzeih, Mama, — ja. Warum sollen wir uns gegenseitig quälen? Du bist mir ehrwürdig und lieb als Mutter, und Du sollst nicht zu klagen haben über mich: aber thue es nur, — thue es Egon zu liebe und willige ein!"

„Natürlich," nickte Frau Falstein. Sie sah so verstört, so verfallen aus. „Es ist ja mein einziges Glück gewesen, um meinen Egon zu sein. Aber die Hauptsache ist, daß er glücklich wird. Ich alte Person werde ja doch bald sterben, und er muß weiter leben. Ich habe so viel glückliche Jahre durch ihn gehabt. Nein, nein, — ich will gern das Opfer bringen."

Rose stand auf, nahm die Hand der Mutter. Aber sie fühlte das Widerstreben, mit dem sie ihr überlassen wurde.

„Lebe wohl, Mama. Und Du bist mir nicht zu böse?"

„Nein, nein."

Draußen hielt die Droschke noch, im Regen; Frau Falstein ging mechanisch, wie geistesabwesend, bis in den Flur mit, nicht weiter. „Vergiß Deinen Schirm nicht," mahnte sie.

„Ja, noch eins, Mama: bitte, sage vorläufig nichts davon zu Egon. Auch nicht, daß ich hier war. Er quält sich ohnedies so um diese Sache."

„Sei ganz ruhig darum, ich sage ihm nichts."

Der Wagen fuhr ab, Frau Falstein sah ihm vom Fenster aus nach. Ihr war ganz betäubt im Kopfe, die lebhaften Augen blickten wie erloschen, aber ihr Kinn zitterte. So ging sie zum Tisch, setzte die Brille auf und griff wieder zu der Näherei. Mühsam nur sah sie, mühsam stichelte sie, — auch die feine alte Hand zitterte. Das Mädchen kam, wollte decken: „Lassen Sie nur, Emma, ich habe jetzt gar keinen Appetit, ich hole mir vielleicht nachher eine Schnitte. Ein Glas Thee könnten Sie mir bringen."

Das Mädchen kam mit dem Thee.

„Emma, sagen Sie dem Herrn nicht, daß seine Braut hier war, verstehen Sie?"

„Schön, Madame."

Sie versuchte den Thee: er war noch zu heiß. Und sie ließ die Arbeit sein und fing an zu grübeln. Auf einmal kamen ihr die Thränen, rollten und rollten. Sie setzte die Brille ab. Manchmal schluchzte sie leise auf.

Endlich erhob sie sich mit einem Entschlusse. Nachdem sie die Thränenspuren getilgt, rief sie aus der Thür, das Mädchen möge ihr die Lampe auf ihr Zimmer bringen.

Nun saß sie vor ihrem Schreibtischchen oben und verfaßte mit alten Schriftschnörkeln aus der Großmutterzeit einen Brief. An eine einzeln lebende Schwester in Halberstadt.

„Liebe Emilie!

Mein Egon wird sich verheirathen, mit einer schönen jungen Witwe aus Magdeburg, die wir in Saßnitz kennen gelernt haben. Ich merke, daß es ihnen lieb wäre, wenn ich sie die ersten Jahre allein ließe. Da wollte ich nun fragen, ob es Dir recht wäre, wenn ich zu Dir zöge; das wäre mir das Liebste. Sie wollen mir ja eine Wohnung hier miethen, aber es ist mir zu ungewohnt, und ich fürchte mich davor, so allein zu leben. Sie wissen nichts davon, daß ich Dir schreibe, Du brauchst auch nichts zu erwähnen.

In treuer Liebe Deine Schwester

Karoline."

Das Mädchen mußte den Brief noch in den nahen Postkasten tragen, während sie sich niederlegte. — —

„Verzeih, Lieber," sagte Rose Bartels im Hotel, „entschuldige mein Wartenlassen. Wie das geht bei Besuchen: eben wenn man sich verabschieden will, kommt noch eine Hauptperson an."

Sie fand doch nicht den Muth, so wenig das sonst in ihrer Art lag, ihm die Wahrheit zu sagen.

* * *

Ein paar Tage vergingen.

Rose Bartels erwähnte nichts mehr von dem Auszuge der Mutter. Aber Falstein sagte: „Ich weiß nicht, was meiner Mama fehlt. Sie ist so eigenthümlich gedrückt, ich finde sie so verändert, daß ich in Sorge bin, sie wird krank, um nicht zu sagen, sie ist krank."

„Ach? das thut mir leid," meinte die junge Frau, ohne sonderlichen Aufwand von Affect. „Hoffentlich ist Deine Furcht grundlos. Hast Du sie nicht gefragt?"

„Natürlich; sie wehrt selber ab: es fehle ihr nichts."

Eines Morgens lagen zwei Briefe auf dem Kaffeetisch, einer an Falstein, einer an die Mutter adressirt. „Von Tante Emilie," nickte Falstein, der zuerst erschienen war; und er schnitt seinen Brief auf.

„Lieber Egon!

Was sind das für Geschichten: Du willst heirathen, — wozu ich Dir natürlich von Herzen Glück wünsche, — aber Ihr wollt Deine Mutter nicht bei Euch behalten? Ich soll Dir zwar eigentlich nicht darüber schreiben, aber ich sehe nicht ein, weshalb ich da ein Blatt vor den Mund nehmen soll. Natürlich ziehe ich gern mit Deiner Mutter zusammen, wenn Ihr sie durchaus los

sein wollt. Aber ich finde das sehr sonderbar und hätte Dir das nicht zugetraut. Die alte Frau, die so an Dich gewöhnt ist, hättet Ihr ruhig die paar Lebensjahre noch an ihrem Platze lassen können. Ich bin so verdutzt, daß ich's gar nicht glauben kann, und denke, Deine Mutter, die immer ein bißchen empfindlich war, hat Euch etwas übel genommen und macht sich Einbildungen. Schreib Du mir doch erst mal darüber.

Mit bestem Gruß Deine Tante

Emilie."

Falstein war roth über das ganze Gesicht und steckte den Brief in die Tasche. „Guten Morgen, liebes Sohnerl," sagte Frau Falstein und kam, ihn zu küssen. „Ist Dir etwas? Du siehst so verstört aus. — Ach —"

Da lag der Brief für sie.

„Von Tante Emilie," meinte sie obenhin und sah ganz verschämt aus.

Sie tranken ihren Kaffee, sprachen über gleichgültige Dinge. Dann stand Falstein auf, ging mit gerunzelten Brauen ein paarmal in der Stube auf und ab, während die alte Frau ihm etwas ängstlich zusah.

„Mama," sagte er, und stand vor ihr, „Du hast Tante Emilie geschrieben, daß wir Dich aus dem Hause haben wollten und daß Du zu ihr ziehen möchtest. Wer hat Dich darauf gebracht?"

Sie hatte Thränen in den Augen. „Sei nicht böse, liebes Sohnerl," und dabei haschte sie nach seiner Hand, als wollte sie die küssen. „Emilie sollte Dir ja nichts davon schreiben —"

„Mir ist's sehr lieb, daß sie mir geschrieben hat. Ich habe Dir keinen Anlaß dazu gegeben, von selber bist Du auch nicht auf die Idee gekommen —"

„Doch, Sohnerl, — ich dachte nur, — es ist doch nur natürlich —"

„Nein, das ist es nicht, Mama. Ist Rose bei Dir gewesen, oder hat sie Dir geschrieben?"

„Ach, Egon, laß doch das —"

„Nein, das muß ich wissen."

„Aber wirklich, — Gott, Egon, erlaß mir das. Es ist ja ganz gut so, nun füge Dich doch drein."

„Nein, es ist nicht ganz gut so, und ich füge mich nicht drein. Ist Rose bei Dir gewesen?"

Sie weinte laut. „Ich kann nicht lügen, Sohnerl, und ich habe doch versprochen zu schweigen, — quäle Deine alte Mutter doch nicht so, mein guter Junge."

„Gut, Mama. Ich weiß genug. Und ich sage Dir: Du wirst bei mir bleiben, wie es auch komme. Rose muß sich fügen. Du wirst Deine alten Tage in Frieden bei mir verleben, und wenn die ganze Verlobung in die Brüche gehen soll."

Sie stand auf, legte ihre Arme um ihn und hob das thränen-überströmte Gesicht zu ihm auf: „Egon, wenn Du Deine alte Mutter lieb hast, so läßt Du sie's nicht entgelten. Sie hat es auf ihre Art ganz gut gemeint, und ich kann ihr nachfühlen. Sag ihr jetzt nichts davon, wo Du so erregt bist, gieb mir Dein Wort darauf! Ich bin Deine Mutter, die Dich unter dem Herzen getragen hat, — gieb mir Dein Wort darauf!" Sie legte beide Hände zusammen und hob sie zu ihm auf.

Er sah finster in die Luft. „Verwünschter Weibereigensinn!" sagte er durch die Zähne. „Das kann gut werden; das verspricht etwas für später. — Schön, Mama, wenn Du wünschest —"

„Hat sie Dir denn nichts davon gesagt?" fragte die alte Frau zaghaft.

„Nein. Belogen hat sie mich, wie es scheint."

„Aber überleg' dir's, Egon. Vielleicht ist es für mich wirklich nicht gut, bei Euch zu bleiben, wenn sie das doch nicht wünscht. Sie wird mir immer heimlich grollen, und mir wäre es schrecklich, das alle Tage zu merken. Und wenn ich dann immer bekümmert bin, so verbittert Dir das auch das Leben. Ich werde es ja überwinden, wenn ich gehen muß; ich habe Dich ja so lieb, und Du sollst doch glücklich werden, mein Sohnerl."

„Meine Mutter," murmelte er erschüttert, „meine himmlisch gute Mutter!"

Er beugte sich nieder, nahm sie in die Arme und küßte sie, bis er plötzlich aufschluchzte. Da ließ er sie los und ging hinaus.

Die alte Frau irrte planlos in der Stube herum, stand am Fenster, am Tisch. „Mein Gott," murmelte sie, „er ist so böse auf sie, und ich bin schuld daran. Es ist zu dumm von Emilie, zu unrecht. Es ist wirklich viel besser, wenn ich fortziehe, es scheint der Rose doch zuviel daran zu liegen. Wenn sie nur noch einmal käme, ich möchte doch ganz bestimmt wissen, ob sie es nicht mit mir versuchen könnte."

An diesem Tage wurden noch zwei Briefe gewechselt.

„Liebe Tochter!

Durch einen unglücklichen Zufall hat mein Egon gemerkt, daß Du hier allein bei mir warest und daß ich aus dem Hause will, wenn Ihr heirathet. Er war darüber zornig, aber er hat mir versprochen, daß er Dich das nicht entgelten lassen und darüber schweigen will. Ich kann wahrhaftig nichts dafür, daß es so gekommen, bin auch dabei geblieben, daß es besser ist, ich gehe. Ehe ich das aber thue, wollte ich Dich doch noch einmal fragen, ob es Dir wirklich ernstlich am Herzen liegt, daß Ihr ohne mich lebt, und ob Du Dir gar nicht denken kannst, daß es auch ginge, wenn ich arme, alte Frau ganz still bei Euch lebe, ohne Euch zu incommodiren. Ich will mich ja in alles fügen. Schreib mir doch darüber.

Deine treue Mutter.

Nachschrift. Schreib aber gleich, sodaß der Brief heute Abend an mich kommt, wenn Egon bei Dir ist."

Am Abend kam Rose's Antwort.

„Liebe Mutter!

Daß Egon von meinem Besuche bei Dir erfahren hat, ist mir sehr unangenehm. Ich muß die Folgen eben tragen. Ich habe mir's hin und her überlegt und mein Gefühl gefragt, und ich muß leider dabei bleiben: es ist besser für alle Theile, wenn wir an unserer Absprache festhalten. Ich könnte es ja versuchen, aber was haben wir davon? Ich weiß ganz genau, ich würde darunter leiden, und ich bin leider eine so unglückliche Natur, daß ich mich nicht so bezwingen kann, wie ich wohl möchte, und daß ich Dich kränken würde. Das möchte ich wirklich nicht, darum ist's besser, ich spreche mich offen vorher aus. Wie ich Dir schon sagte: es kann ja später einmal anders werden.

Wenn Egon auch jetzt böse ist, er wird sich schon darein finden, wenn nur wir beide einig bleiben.

Mit bestem Gruß

Rose."

Frau Falstein nahm die Brille herunter und nickte ein paarmal. „Sie bleibt dabei —" Und sie versank in sich.

Egon wird nicht wollen, — gingen ihre Gedanken. Er wird zornig werden, wie heute früh, und wird mich nicht fort lassen. Ich glaube bestimmt, er wird sich mit seiner Braut heftig zanken, und am Ende werden sie gar aus einander kommen. Großer Gott, das wäre ja schrecklich! Wenn ich bloß wüßte, was ich da thue. Ich habe so gar keinen Menschen hier, der mir rathen könnte, — nein, ich kann doch fremde Leute nicht darin einweihen. Hm —

Ich denke, wenn ich heimlich fortginge, das wäre das beste. Emilie will mich ja, ich thue wohl am besten, wenn ich heimlich zu ihr reise. Die Emma kann ja so lange ganz gut für Egon sorgen. —

Sie ging auf ihr Zimmer, kramte allerlei zusammen und fing an, einen kleinen Koffer vollzupacken. Dazwischen weinte sie und verlor endlich den Muth. So legte sie sich schlafen.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Postfahrt.

Denkst Du noch der Sommernacht, der schönen,
Da wir schweigend durch die Berge fuhren,
An des Posthorns tiefmelodisch Tönen
Hoch ob stillen, schlafbefang'nen Fluren?

Weißt Du noch, wie wir an steiler Stelle
Zu beherztem Wandern ausgestiegen?
Rings in silberweißer Mondenhelle
Lag der Wald so märchenhaft verschwiegen.

Hinter uns verklang das Peitschenknallen,
Sacht erstarb ein müdes Schellenklingen.
Gold'ne Sterne sah'n wir niederfallen, —
Fernher zog ein Nachtigallen-Singen. —

Stumm beseligt, eng und traut umschlungen,
Wagten wir uns kaum ein Wort zu sagen,
Fühlten heimlich unf're maienjungen
Heißen Herzen voll Erwartung schlagen.

Hoch vom Gipfel, an der Wegeswende,
Schauten wir in überglänzte Weiten.
Unser Leben schien, wie dies Gelände,
Reich und schön sich vor uns auszubreiten.

O, das süße, unerfüllte Ahnen
Eines Glückes, das wir nie besessen ....
— Längst Getrennte zieh'n wir unf're Bahnen:
Jene Sommernacht blieb unvergessen.

Alice Freiin von Gaudy.

Nachdruck verboten.

Frau Kunst und die Kleinen.

Von Ferdinand Avenarius.

Ja, das weiß ich, werthe Frau, daß man so innig wie Sie die Kunst nicht lieben kann, ohne den herzlichen Wunsch, recht viel von dieser Liebe, die sicher beglückende Gegenliebe erweckt, den Kindern zu übermitteln. Dächten alle Mütter so, wir würden bald wieder ein echtes Kunstvolk, wir Deutschen, deren mangelhafte künstlerische Erziehung jetzt so mancher unserer besten Köpfe beklagt. Und ganz und gar richtig ist Ihr Empfinden, daß schon in der Kinderstube oft geradezu darüber entschieden wird, ob einem jungen Menschenkinde das Haus der Kunst mit all' seinen Wohnungen für immer verschlossen bleiben oder geöffnet stehen soll. Wenn Sie mich aber einladen, bei der ersten Führung Ihrer Kleinen in unser gelobtes Land Ihre kluge Hand zu berathen, so wird es doch nur Weniges und Allgemeines sein, auf was ich Sie aufmerksam machen darf.

Denn über eine wichtige Vorfrage sind wir ja einig: daß nie und nimmer die Rede sein könnte davon, Künstler heraufzuziehen schon aus dem Kindesalter. Künstler sind selten; das keineswegs immer beglückende Geschenk einer echten künstlerischen Begabung schlummert nur in Wenigen, und wenn wir's in Kindern zu sehen glauben, täuschen uns oft oberflächliche Talente. Die hegen und pflegen wir dann wohl mit vergeblicher, nein, mit einer Mühe, die schädigt, weil unsere Arbeit um ihretwillen wichtigeren Anlagen entzogen wird. Es kann sich immer nur darum handeln, Kunstfreunde zu erziehen, ich meine: Menschen, die fähig sind zum Kunstgenuß. Nun aber: auch wer Kunst nur recht genießen will, wird wohl daran thun, sich künstlerisch auch zu bethätigen. Besteht doch in der Heranbildung eines verständnißvollen Kunstpublicums vielleicht der allerhöchste Werth eines feinen Dilettantenthums! Aber auch nur als eine dilettantische sollen wir solch eine Bethätigung dann betrachten. Das echte Talent wird dadurch nicht geschädigt: lag es wirklich in unserem Kinde, so konnten wir's auch nicht besser pflegen als so, bis es plötzlich vor aller Augen unverkennbar hintritt und sagt: hier bin ich und fordere mein Recht.

Sollte doch wenig mit so großer Vorsicht und nur nach reiflicher Ueberlegung unternommen werden, wie die Bevorzugung irgend einer Anlage vor der anderen in der Erziehung schon des Kindes! Bevor wir Künstler oder Gelehrte oder irgend etwas besonderes sonst sind, sollen wir ja Menschen sein, harmonisch ausgebildete Menschen, und zumal der Künstler muß noch vor anderen erstreben, auch zu künstlerischer Arbeit die Kraft aus einem Vollmenschen in sich zu nehmen. Schon deshalb wäre es grundfalsch, bereits beim kleinen Kinde eine künstlerische Anlage „ausbilden" zu wollen, sobald sie sich nur zeigt, um ein Wunderkind heranzuzüchten. Es wäre falsch, auch wenn solche „Anlagen" wirklich echt sind und nicht, wie so oft, vorübergehende Neigungen einer jungen Seele, Entwicklungs-Erscheinungen, die sich beim Heranreifen „auswachsen", auflösen, sodaß alle Mühe umsonst war. Natürlich, es wäre auch fürs frühere Kindesalter schon thöricht, etwaige Neigungen, die auf Talente schließen lassen, durch Verbote und Zwang zu unterdrücken. Ich rathe nur davon ab, sie jetzt schon ausdrücklich zu fördern. Seine stille Unterstützung wird der Erzieher in diesem Alter den Kräften widmen, die vom Kinde vernachlässigt werden: ist es nüchternen Geistes, wird er seine Phantasie, ist es phantastisch veranlagt, wird er sein kühles Beobachten anzuregen suchen u. s. w., damit die schöne Ebenmäßigkeit hohen Menschenthums sich vorbilde.

Nun ist aber das Schlimme das: gerade da, wo die Erziehung fördern will, verdirbt sie oft die gesunde Anlage. Wäre es anders, es ließe sich kaum erklären, warum aus der Fülle künstlerischer Genußfähigkeit im Kinde so wenig ins spätere Alter hinübergerettet wird. Denn wir wissen es ja: das Kind ist in vielen seiner liebsten Thätigkeiten eine Art von Künstler. Gewiß, Sie müssen ein wenig Salz dazu nehmen, wenn Sie diesen oft gethanen Ausspruch genießen wollen, verehrte Frau: zum Künstler gehört ja auch das Können, und das ist bei den Kleinen denn doch recht mangelhaft, nicht wahr? Aber dem Wesen nach sind sie Künstler, insofern die Phantasie bei ihnen bei weitem die größte Rolle spielt. Wie hilft ihnen diese Phantasie beim Nachahmen, mit dem ja fast alle Kunst beginnt! Sie geben dem Kind einen Würfel und ein rundes Stück Stab, — jetzt wird in seiner Phantasie ein Haus daraus mit einem Baum daneben, jetzt ein Wagen mit einem Pferde davor, jetzt ein Tisch, an dem der Papa steht! Auf einer weiteren Stufe bildet das Kind selber nach, — was macht es alles aus dem feuchten Sande, für seine Augen ganz genügend kenntlich. Und es verhält sich solcherlei „Schöpfungen" gegenüber nicht kühl betrachtend, sondern es spielt mit ihnen. Sind viele seiner Spielereien mit Kameraden schon eine Art erster mimischer und theatralischer Liebhaberkunst, so geht es jetzt viel weiter noch: es belebt sich, was es soeben gebildet hat, und stellt es dann als Spielkameraden mit ein. Es treibt, mit anderen Worten gesagt, mit den Gebilden kindlicher Plastik eine kindliche Dramatik. Und auch, wo es nicht erst selber geformt hat, strebt es zu solcherlei „Gesammtkunstwerk": der umgeworfene Tisch mit zwei Stühlen davor wird zum Wagen, vier, fünf Stühle hintereinander werden zur Eisenbahn, in der man fährt. Vergegenwärtigen Sie Sich freundlichst, verehrte Frau, was das sagen will; es heißt Dichter, Schauspieler und Publicum in einer Person sein. Wo bleibt nur später all diese wundervolle Fähigkeit zur Illusion?

Nein, es ist nicht ganz richtig, daß sie durch das „Denken" abgelöst werde! Mit der Fähigkeit klaren Denkens steht's unter uns Großen auch nicht überall zum Besten; es ist überhaupt nicht die Entwicklung von Fähigkeiten, auf die unsere „Bildung" stolz sein darf. Fähigkeiten bedeuten Ausbildungen der körperlichen und geistigen Organe; was uns die Erziehung giebt, sind aber zumeist nur Kenntnisse. Und Kenntnisse verhalten sich zur echten Bildung, d. h. Ausbildung, wie Nahrungsmittel zur wirklichen Ernährung und zum Wachstum: es ist ja selbstverständlich, daß wir dem Kinde auskömmliche Nahrung reichen, ist aber sein Magen schlecht, so wird sie nicht dem Ganzen zum Vortheil ausgenutzt. Deshalb: stärken wir dem Kinde die geistigen Organe, wenn sie schwach sind, und erhalten wir sie gesund, wenn sie gesund sind, — versäumen wir das, so hilft alle Fütterung mit Kenntnissen nichts.

Ich will heute nur von der Kunst in der Kinderstube sprechen, von der künstlerischen Erziehung, ehe die Schule beginnt. Wird doch schon hier weitaus in den meisten Fällen zum künftigen Menschenbau gleichsam der Grundriß abgesteckt. Schon hier also, behaupte ich, beginnt in der Durchschnitts-Erziehung die Entfremdung der Kleinen von der Kunst, mit der sie von Natur gut Freund sind, und an Stelle der Ausbildung ihrer geistigen Organe das Zuführen von Kenntnissen ohne Rücksicht auf ihre „Verdaulichkeit." Wir werden uns über diese Behauptung verständigen können, meine gnädige Frau, wenn wir mitsammen eine modische Kinderstube besuchen.

Nehmen Sie an, in eine solche gerathe durch irgendwelche Lebensfügung ein ärmlich erzogenes Kind. Die „Puppe", mit der es bisher gespielt hat, war ein Holzscheit, ihre Bekleidung war ein bunter Lappen übrig gebliebenen Kleiderstoffs, ihr Bett war (ich schöpfe aus eigener Anschauung solch eines Puppen-Haushalts, den ich als solchen zuerst nicht einmal erkannte) ein zerbrochenes Blechgeschirr. Nicht wahr, es gehörte viel Phantasie dazu, das alles im Spiel zu beleben? Und doch, dem Kinde war's eben nur Kinderspiel. Die Großen aber, unter deren Aufsicht die arme Kleine jetzt tritt, haben Mitleid mit ihr, und so wird sie bald mit einer schönen, theuren Puppe bedacht, die echtes Haar, bewegliche Augen und feine, kleine Kleiderchen hat. Man fand sie niedlich, fand sie geradezu süß, als man sie kaufte, und das Kind ist selbstverständlich von ihr auf das Höchste entzückt. Selbstverständlich? Ja, denn es bringt natürlich ein großes Lustgefühl, mit einem Schlage körperhaft als sein eigen vor sich zu sehen, was man sich bisher nur in der Phantasie vorgestellt hat, und das ungefähr bedeutet doch der plötzliche Besitz der schönen Puppe für ein Kind, dem sie etwas Neues ist. Schade nur, daß solch eine Freude, um deren großen Eindrucks willen immer wieder von Vätern, Müttern, Onkeln und Tanten Geschenke falsch ausgewählt werden, nicht lange vorhält! Ein Gefühl, das keine neue Nahrung erhält, ermüdet eben und vergeht, und so kann es kommen, daß das Kind rasch gleichgültig gegen die schöne neue Puppe und vergnügt wird, wenn es wieder sein altes Holzscheit findet. „Wie undankbar es ist!", rufen dann die Schenker. „Wie unklug ihr wart!", möchte unsereiner rufen, wußtet ihr denn nicht, daß das Kind mit der neuen Puppe viel schlechter spielen kann, als mit der alten? Die schöne Puppe ist ja ein fertiges Ding; es braucht ganz schrecklich wenig Einbildungskraft dazu, aus ihr ein Menschenbild zu machen, und sie zwingt das Kind, dieses Menschenbild, sozusagen nicht nach eigenem Geschmack, sondern ganz genau nach Vorschrift zu sehen. Nicht frei spielen kann seine Phantasie damit, nicht sich tummeln nach rechts und links, sondern sie wird gleichsam am Arm auf abgesteckter Wege ganz schnurgerade auf das deutliche Ziel hingeführt. So ist die schöne Puppe dem Kind bald gar keine Puppe zum Phantasie-Spielen mehr, sondern gleichsam ein anderes, wirkliches Kind. Aber ein sehr langweiliges, das höchstens „Papa" und „Mama" sagt. Wie anders das alte Holzscheit? Da sind ein paar Flecken darin, das sind Augen, die jetzt lustig und jetzt traurig drein sehen, ganz nach Wunsch, das Stück Borke darauf ist heute Haar und morgen Hut, der Lappen heute Bauernhemd, morgen Prinzenmantel, — all das beschäftigt mühelos aber angenehm die Phantasie: das Kind wirkt mit beim Spiele, und das soll und will es.

Solch eine Bethätigung nun bedeutet eine Uebung, was aber nicht geübt wird, das kommt nicht vorwärts, das verkümmert schließlich. Daß die Phantasie mehr und schneller erlahmt, als der Naturlauf mit sich bringt, zum guten Theil liegt es am falschen Spielzeug. Wo sich's nicht nur um gegeschickte Bewegung handelt, wie etwa bei Reifen und Ballspiel, wo hier überhaupt die Phantasie ins Spiel kommt, da soll ein gutes Spielzeug die Phantasie nicht hemmen noch überreizen, sondern in angenehmer Anregung halten.

Aber dem Mangel an Verständniß des kindlichen Phantasie-Bedürfnisses begegnen wir außerordentlich oft in der Kinderstube. Da sind die Mäuse mit dem Uhrwerk im Leib, die von selber laufen, die Eisenbahnzüge, die auf gelegten Geleisen von selber im Kreise fahren, die Windmühlen, welche die Flügel drehen u. s. w., — lauter Spielsachen, die dem Kinde zwei Tage lang großen Spaß und dann wachsende Langeweile bereiten, wenn es seine Wißbegier nicht durch eine Art von Vivisection der merkwürdigen Dinger drastisch bekräftigt. Ausgezeichnete Pädagogen haben hundertmal auf die Verfehltheit all solcher Wunder hingewiesen, es hilft nichts, sie stehen immer noch hoch im Kurse der Spielwarenläden. Je jünger das Kind, je einfacher dürfte nicht nur, sondern sollte sein Spielzeug sein. „Ein Spazierstock, der zum Steckenpferd dient," sagt der treffliche Konrad Lange, dessen Buch über „die künstlerische Erziehung der deutschen Jugend" ich Ihnen, verehrte Frau, und allen klugen Müttern herzlich zum Lesen empfehle, wie ich's auch für diesen Brief mit benutze, „ein Spazierstock, der zum Steckenpferd dient, ist pädagogisch werthvoller, als ein wirkliches Steckenpferd, ein hölzernes Schaukelpferd wenigstens für die ersten Jahre geeigneter als eines mit Haaren und echtem Sattel. Allmählich erst, wie die Erfahrung sich bereichert und die Beobachtung sich vervollkommnet, kann auch das Spielzeug ohne Schaden in Form und Farbe mehr durchgebildet und „realistischer" werden." Nie aber vergesse man beim Einkauf darauf zu achten, daß die junge Seele mit dem neuen Ding auch „etwas anfangen", daß sie auch wirklich damit spielen könne. Es bloß „in Gang zu setzen" und dann ihm zuzusehen, das ist nichts für die Jugend, die will selbstthätig „immer mit dabei sein."

Freilich, die Bildung der Phantasie allein giebt ja noch nicht ausreichende Vorbildung zum Kunstgenuß. Einseitig betrieben, wäre sie sogar eine gefährliche Sache. Ein bekanntes Epigramm, das den „Leidenschaften" gewidmet ist, läßt sich recht leicht auch auf Phantasmen abwandeln: es sind

schäumende Pferde,
Angespannt an den rollenden Wagen:
Wenn sie entmeistert sich überschlagen,
Zerren sie Dich durch Staub und Erde.
Aber lenkest Du fest die Zügel,
Wird ihre Kraft Dir selbst zum Flügel,
Und je stärker sie reißen und schlagen,
Um so herrlicher rollt der Wagen.

Was aber „die Zügel" der Phantasie „fest zu lenken" lehrt, das ist die Beobachtung, ist das gesunde und vertrau-

Ein Liebeslied. Nach dem Gemälde von B. Reggianini.

liche Verhältniß zur Wirklichkeit. Zunächst einmal zu erkennen, wie es in dieser Beziehung mit der Kindesseele steht, ist nicht so ganz einfach, — und ist doch nöthig, wollen wir sie beeinflussen.

Es ist nicht ganz einfach, denn wir müssen uns hier davor hüten, manches aufs Kind zu übertragen, was bei uns Erwachsenen ganz selbstverständlich ist. Das kleine Kind sieht zunächst ganz anders, als wir Großen. Zärtliche Eltern sind wohl davon überrascht und entzückt, wenn ihr kaum anderthalbjähriger Kleiner die Photographie von Papa, Mama oder Geschwisterchen erkennt, und schließen daraus auf besondere Begabung. Die Sache liegt anders: das ganz kleine Kind vollzieht nicht etwa die Abstraction von Farbe und Raum, die wir Großen beim Betrachten einer Photographie nach der Wirklichkeit vollziehen, sondern es sieht die Wirklichkeit selbst gleichsam wie eine Photographie, nämlich als Fläche und ohne Farbe. Deshalb ist es ganz unnöthig, Spielzeug und Bilderbücher für die ersten dritthalb Jahre farbig zu machen. Dann aber erwacht der Farbensinn, und nun soll er durchaus gepflegt werden, nun also soll z. B. das Bilderbuch durchaus farbig sein. Man hat das mangelhafte Farbengefühl der Deutschen zu einem Theil geradezu darauf zurückgeführt, daß die farblosen Bilderbücher Ludwig Richter's des Großen und seiner Nachahmer mehrere Geschlechter lang den Kindern gerade in dem Alter gegeben worden sind, wo sie dringend farbige Bilder gebraucht hätten. Es war eben immer wieder derselbe Fehler: die Erwachsenen beurtheilen nach sich, was sie den Kindern geben. Farblose Bilder in den allerersten Jahren, dann farbige die ganze Kindheit hindurch, und erst in der reiferen Jugendzeit neben den farbigen wieder farblose, — das ist das Richtige. Aber die farbigen Bilder müssen wieder der kindlichen Entwicklungsstufe angepaßt sein. Verwickelte Kompositionen mit feinen Modellirungen und reichere Perspectiven mit der ganzen

Im Grünen. Nach dem Gemälde von A. Lüben.

Palette der Malerei in hundert Uebergängen dargestellt, das „Beste“ vielleicht für den erwachsenen Menschen, ist doch für das Kind nicht nur nicht „gut genug,“ sondern geradezu schlecht: es kann nicht verstanden werden und verwirrt und verbildet deshalb. Starke, leuchtende Farbenflächen mit kräftigen Umrissen von einander abgegrenzt, überhaupt Klarheit und Einfachheit in jeder Beziehung, das müssen Bilder haben, soll sie ein kleines Kind wirklich geistig aufnehmen und verdauen. Wie es heranwächst, mögen dann mehr und mehr die Bilder sich unserem Wesen, dem der Erwachsenen, annähern. Aber immer hüte man sich vor dem Zuviel, und insbesondere davor, unseren Geschmack der Jugend aufzwingen zu wollen. So bewahre man die Bilderbücher vor allzu „schönen“ Dingen. Schönheit kann auf hundert Wegen gefunden werden, es ist nicht gut, daß wir die Jugend zwingen wollen, sie durchaus und allein auf dem unseren zu suchen, indem wir ihr den Weg gleichsam mit Ideal-Gestalten nach dem gerade herrschenden Kunstgeschmack abstecken. Das würde zur Veräußerlichung des Schönheitsgefühles führen, zum Anbeten eines konventionellen Kanons an Stelle der lebendigen Natur. Nicht das Schöne „liegt“ schon im Kinde, das jeder Mensch später aus eigener Seele in die Dinge hineinträgt, sondern das Charakteristische, das er dem Wesentlichen im Eindruck der Außendinge entnimmt. Und wenn das Charakteristische zunächst auf dem Wege der Caricatur und des Häßlichen gefunden und mit Vergnügen begrüßt wird, so braucht das keine Mutter betrübt oder besorgt zu machen, — es liegt im natürlichen Lauf der Entwickelung und versperrt der Freude am „Schönen“, die später kommen wird, nicht den Weg. Weil die Freude am Schönen erst später kommt, halte ich deshalb sogar einen Meggendorfer für ungefährlich. Erwärmen allerdings kann ich mich nicht für ihn. Er zeigt zu oft Häßliches, das nur häßlich und nicht charakteristisch ist, das reine Verzerren aber ergiebt noch keine Caricatur.

Sie behalten immer im Auge, verehrte Frau, daß es nicht die Bilder als solche sind, die dem Kind jene Freude bereiten, ohne die keine Erziehung gedeiht, sondern die Bilder als Abbilder — ich meine, daß ganz eigentlich der Vorgang des Wiedererkennens selber, wenn Sie wollen: des Herausgestaltens von etwas bekanntem Wirklichen aus diesen Linien und Farben ihm Vergnügen macht. Es sieht nicht gedruckte oder getuschte Bilder, wenn es ein Bilderbuch besieht, sondern macht mit seiner Phantasie sofort daraus Wirklichkeit auf Wirklichkeiten, zwischen denen es sozusagen herumreist. Auch wo das Spielen zu einem Gestalten wird, dürfen wir das nicht vergessen, wir dürfen ihm auch bei seiner „Handbeschäftigung“ den Genuß phantasie-vollen Nachschaffens nicht verkümmern, der ganz ein richtiger Kunstgenuß ist. Eine Aufgabe für die Phantasie soll in dieser Zeit des Spielens nie so schwer sein, daß sie nicht ohne große Anstrengung gelöst werden kann, aber auch nie so leicht, daß die Lösung nicht ein frohes Kraftgefühl mit sich bringt. Deshalb taugt z. B. dem Kinde ein Baukasten nicht, der zu viele farbige Einzeltheile enthält: gedrechselte Säulen etwa, Fenstergebilde mit Glas, Spitzbogen und Pfeiler machen einem begabten Kinde so wenig dauerhaftes Vergnügen, wie die berufene, schöne Puppe. Stäbchen- und Fädchenlegen, Erbsenarbeit u. s. w. haben nicht zum geringsten gerade darin ihren vielleicht freilich überschätzten erziehlichen Werth, daß sie einfach sind und sein müssen. Ich meinerseits sehe allerdings die Nothwendigkeit ängstlicher Beschränkung auf ein und dasselbe Material, Stäbchen oder Fädchen u. s. w. nicht ein, ich meine: man könnte das Kind häufiger, als geschieht, Stäbchen und Fädchen zusammen brauchen lassen und auch getrost noch andere Dinge, z. B. Erbsen oder auch mannigfaltig geformte und gefärbte Steine in dasselbe Spiel nehmen lassen. Ja, gerade in der Mannigfaltigkeit des benutzten Materials würde ich einen neuen Vorzug sehen.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Pech!

Humoreske von Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem.

Wie? Was? Einem Nasen-Club soll ich als actives Mitglied beitreten? „Nasen-Club“ ist gut und erweckt meinen Sinn für Humor, den ich mir trotz des trockenen Tones der Jurisprudenz und meiner höheren Würde als Regierungsrath zu bewahren gewußt habe, aber, ich sehe den Zusammenhang nicht recht ein, indem meine Nase sich eigentlich ganz richtiger Proportionen erfreut. — — — Ach so! Die Nasen sind hier in anderem Sinne aufzufassen? Ja, Kinder, da müßt Ihr Euch besser und bestimmter ausdrücken und zum Beitritt eines Clubs der „Genasten“ auffordern. Na natürlich, da trete ich bei! Was kostet der Beitrag? Das kommt darauf an, ob man actives oder passives, das heißt erwartendes Mitglied wird? Das ist ja reizend! Unter activen Mitgliedern versteht man darnach solche, die in ihrer Carrière mindestens eine „Nase“ aufzuweisen haben, und unter passiven die, welche eine solche erst in gebührender Demuth erwarten? Hm, — na, schreibt mich nur gleich als actives Mitglied ein, — — warum sollte ich lügen und Nasenlosigkeit heucheln? Die Zahl der Passiven, d. i. der Erwartenden unter Euch wird nicht allzu groß sein. So, so! Also, das ist des Pudels Kern, daß man beim Eintritt dem versammelten Club die Geschichte seiner größten und besten Nase zum Vortrag bringt? Kinder, das ist doch eigentlich eine sehr kitzliche Sache, indessen wer A gesagt, muß auch B sagen.

Ihr wißt wohl, werthe Club-Brüder und Schicksalsgenossen, daß ich an der Regierung meines engeren Vaterlandes, in der fürstlichen Residenz X. eine Zeitlang als Regierungsrath thätig war und als solcher auch zum Vorstande der Staatsbahn gehörte, das heißt, ich hatte in dieser Würde nicht viel mehr zu thun, als bei den gelegentlichen Abreisen und Ankünften der regierenden Herrschaften im Frack und weißer Binde auf dem Bahnhof zu erscheinen und die Höchsten Herren und Damen in oder aus den Salon-Wagen zu dienern. Leicht wie das scheint, so schimpft man doch noch darüber, wenn nicht aus Ueberzeugung, so doch aus Grundsatz, das gehört nun 'mal zum Geschäft. Gut. Eines schönen Tages reist unser Erbprinz zur Jagd nach Schloß „Waidmanns Heil“ ab, wie es seine Gewohnheit ist in solchen Fällen, inoffiziell, das heißt allein mit seinem Büchsenspanner, indem er dazu ein reservirtes Coupé erster Klasse im Cours-Zug benutzt. Wann er wiederkommt, wird dabei nicht verrathen. Der besondere Fall, an den ich dabei denke, ereignete sich an einem Donnerstag, — am Montag darauf werde ich schon zu sehr früher Stunde durch einen Lakaien ins erbprinzliche Palais gerufen. Ich werfe mich also Hals über Kopf in meinen vielgeprüften Frack, erscheine noch glücklich zur bestimmten Zeit an Ort und Stelle und werde sofort zu dem Erbprinzen geführt, der mich mit einem Gesicht empfängt, aus dem unschwer zu lesen ist, daß irgend etwas „los ist.“

„Nur Muth,“ denke ich mir, „es wird schon schief gehen!“ —

„Herr Regierungsrath,“ beginnt der Erbprinz auch ohne Umschweife, „aus meiner militärischen Laufbahn ist mir bekannt, daß den Rekruten ihre Vorgesetzten gezeigt werden, damit sie die Leute kennen, denen sie ihre Honneurs zu machen haben. Ich möchte Sie bitten, diesen Artikel der Erziehung auch bei dem Personal der Staatsbahn einzuführen, damit Vorfälle, wie ein mir selbst gestern zugestoßener, sich in Zukunft nicht mehr ereignen. Sollte die Verwaltung in ihren Fonds nicht die Mittel auftreiben können, die Bahnbeamten wenigstens mit einem Portrait der Angehörigen des regierenden Hauses auszustatten, damit sie wissen, wen sie vor sich haben, so will ich, wenigstens von mir, der Verwaltung ein paar Dutzend Photographien zu diesem Zwecke schenken!“ —

Unter uns, — ich muß nach dieser Einleitung ein fabelhaft dummes Gesicht gemacht haben, jedenfalls aber ein so verständnißlos-verblüfftes, daß es wie ein unwillkürliches Lächeln über des Erbprinzen Züge flog, denn der hohe Herr hat vielen Sinn für Humor.

„Also, das wollte ich bloß gesagt haben,“ fuhr er in bedeutend milderem Ton fort, „und nun sollen Sie auch wissen, was eigentlich passirt ist. Ich kehrte gestern abend von „Waidmanns Heil“ nach hier zurück und bestieg auf der für das Jagdschloß bestimmten Station N. N. ein leeres Coupé erster Klasse, wie gewöhnlich. Der Bahnsteig war, wohl infolge des Sonntags, den die Residenzler gern zu Ausflügen nach dem Walde benutzen, enorm überfüllt, sodaß ich Mühe hatte, durchzukommen, und kaum war ich in dem Coupé, als der Schaffner auch schon wieder die von meinem Büchsenspanner hinter mir geschlossene Thür aufriß, mich anscheinend absolut verständnißlos anstarrte und mit dem Rufe: „Hier ist noch Platz!“ acht, — sage acht lärmende Kerle in mein Coupé hineinpfropfte. Sechs Sitze hat die Abtheilung, — zu neun waren wir nun drin, die theilweise auf den Seitenlehnen Platz nahmen, mir aber vorher ungenirt und ohne „Pardon“ zu sagen, auf den Füßen herumtraten. Einwände meinerseits waren fruchtlos, weil ich erstens sofort nach der dem Bahnsteig entgegengesetzten Richtung gedrängt wurde, zweitens der Schaffner nirgends mehr zu sehen war, und drittens der Zug auch schon im Abgehen war, als die Rotte Korah mein Coupé besetzte. Na, — an die Stunde Fahrt werde ich noch lange zurückdenken! Meine Reisegefährten waren mehr oder minder in einer äußerst gehobenen Stimmung, um's gelind auszudrücken, und machten einen Lärm, der für acht Personen wirklich eine Leistung war. Mir gegenüber saß ein Mensch, der seiner Seligkeit durch Singen Luft machte. Das Gesicht geröthet, den Hut im Genick, brüllte er ununterbrochen dasselbe Lied:

„Und in Hamburg steht ein gar schönes Carousſel,
Und da fahren die Mädel so luſtig und ſo ſchnell,
Und ſie haben keine Kleider und in jedem Strumpf ein Loch,
Aber fahren, aber fahren müſſen ſie doch! Juhu—u—u!“ —

Und jedes Mal, wenn er soweit war, schlug er mir mit beiden Fäusten auf die Knie und fragte mich: „Bin ich nich e luſchtiger Kerl? Hä?“ — Wenn ich ihm das, um nur keinen Skandal zu veranlassen, eiligst bestätigte, fing er das Lied von neuem an, — dreißig Mal hat er's gesungen, aber ich konnte es schon nach dem sechsten Male auswendig. Ceterum censeo, — Herr Regierungsrath, ich möchte Sie ernstlich ersuchen, Ihr Personal besser zu instruiren, damit in Zukunft ein Vorfall, wie der eben geschilderte, der schon für den Privatmann nicht angenehm ist, dem Thronfolger aber füglich erspart werden könnte, sich nicht noch einmal ereignet!“ —

Na, das wäre ja schon an sich eine sehr hübsche, ausgewachsene Nase gewesen, aber es kam noch besser. Zunächst stammelte ich, was mir von Entschuldigungen in den Sinn kam, und bot zum Schlusse Sühne an durch sofortige Entlassung des schuldigen Schaffners.

„Das fehlte noch,“ war die schnelle Erwiderung. „Oder glauben Sie wirklich, es könnte mich befriedigen, einen Mann fortjagen zu lassen, der doch eigentlich ganz unschuldig daran ist, daß er nicht besser instruirt war? Ich wünsche nicht einmal, daß der Mann einen Verweis erhält, nur belehrt soll er werden. Ich hätte übrigens die Sache gar nicht erwähnt, wenn nicht die Erbprinzessin, meine Frau, morgen nach dem Seebade abzureisen gedächte, und ich ihr gern ein dem meinen ähnliches Erlebniß ersparen wollte, denn morgen ist Feiertag. Die Damen sind doch am Ende zarter besaitet, wissen Sie!“ —

Freilich, ich wußte genug und durfte mich mit meiner Nase nun zurückziehen. Fatal war ja die Geschichte auf alle Fälle, — der fragliche Schaffner war neu angestellt, und überdies, — na, es kam auf eins heraus. Jedenfalls sorgte ich sofort dafür, daß die Erbprinzeß nicht in einem reservirten Coupé abreiste, sondern ließ hübsch einen Salon-Wagen für sie einstellen und dachte Wunder, wie weise, vorsichtig und dienstеifrig ich mich dadurch erwies. Wär's auch alles gewesen ohne mein Steckenpferd und ohne den verflixten Käfer aus der Familie der Scarabäen. Ihr seht mich an, als ob ich phantasirte, — bitte, ich bin ganz bei Verstande und ganz bei der Sache, denn jetzt kommt erst der wahre Jacob.

Also, am folgenden Morgen, zur festgesetzten Stunde, stand ich im Frack und weißer Binde auf dem Bahnhof, nicht nur um die Erbprinzeß gebührend an den Salon-Wagen zu führen, sondern sie, zur größeren Vorsicht und Sicherheit, sogar bis an die Landesgrenze zu begleiten. Diesen heroischen Entschluß aus eigener Initiative bitte ich nicht zu unterschätzen, denn wenn die zu durchmessende Strecke auch nicht lang ist, so wird sie vermöge der von den Umständen nothgedrungenen Einrichtungen, daß alle Züge der fürstlichen Staatsbahn an allen Stationen halten müssen, für Leute wie ich, die nicht gerne warten und dies noch weniger gern auf einem halben Dutzend Stationen thun, doch zu einem kleinen Kreuzwege. Aber was thut man nicht alles, eine Nase wett zu machen? Mit der Pünktlichkeit, welche die Höflichkeit der Könige ist, erschien denn auch die Erbprinzessin, begrüßte mich sehr gnädig, nickte huldvoll nach allen Seiten dem sie ehrfurchtsvoll begrüßenden Publicum zu und bestieg den Salon-Wagen mit ihrem Gefolge; ich nahm in einer Eckabtheilung allein Platz, und die Reise fing tadellos an.

Zwei bis drei Stationen mit je fünf Minuten Aufenthalt hatten wir eben hinter uns und der Zug lief nun in P. ein, wo zur angenehmen Abwechselung zehn Minuten Aufenthalt vorgeschrieben sind. Ich hatte bei dem Gebummel Durst bekommen, und da ich wußte, daß das Bier in P. immer ausgezeichnet ist, so dachte ich mir: „Zeit hast du ja, — du leistest dir drinnen in der kleinen Restauration ein Schöppchen und ißt ein paar Wiener Würstel dazu, — da vergehen die zehn Minuten am schnellsten und am angenehmsten.“ — Gesagt, gethan. Kaum hielt der Zug, war ich auch schon draußen und mit einem Hechtsatz an dem Bahnhof-Büffet, an welchem übrigens schon ein langer, dünner Herr mit einer grünen Botanisir-Trommel umgehängt stand, und sich gütlich that.

Ich hatte das große Wort: „Ein Schoppen Spatenbräu, Fräulein!“ der Büffet-Mamsell noch nicht völlig zugerufen, da setzt der Lange sein Glas hin und fällt mir um den Hals.

„Paul, alter Junge, bist Du's wirklich? Nee, aber so'ne unerwartete Freude!“ schreit er dabei ungenirt los.

Ich rette meine weiße Binde vorsichtig vor seinen umschlingenden Armen, sehe mir den Menschen näher an, und wer war's? Rudolf Haideck war's, mein alter Freund und Corps-Bruder von Heidelberg her, jetzt Professor der Naturgeschichte und specifisch der größte „Käferologe“ seiner Zeit. „Dölfchen, Du?“ rufe ich also in größter Freude aus. „Wer hätte das gedacht! Ja, was machst Du denn hier?“ —

„Käfer gesucht!“ versetzte er mit dem Stolze, der ihm gebührt. „Wind gekriegt von besonders seltenen Käfern, so hier auf Euerm Humus gedeihen sollen!“ —

„Aber natürlich nichts gefunden,“ werfe ich achselzuckend ein, aber gespannt wie eine Cello-Saite. Und dies ist der Punkt, wo ich mein Steckenpferd eingestehen muß. — Die Käfersammelwuth. Sonderbare Leidenschaft für einen Juristen, was? Dagegen ist aber, wie man dort sagte, „nix zu wolle“, denn bekanntlich erwählt der Mensch sich immer ein Gebiet zum Steckenpferd, das nichts mit seinem Beruf zu thun hat, wie z. B. mein Freund Rudolf Haideck neben dem seinigen als Professor der Naturwissenschaften mit Begeisterung Briefmarken sammelt.

„Nichts gefunden? Hoho, bitte sehr,“ erwidert er mir fast beleidigt. „Hier auf deutschem Boden, mitten in Eurem Fürstenthum habe ich eine Art Käfer gefunden, welche am nächsten mit dem heiligen, ägyptischen Scarabäus verwandt ist! Gefunden und bei mir, alte Seele! Willste'n sehen?“ —

Ob ich wollte, — der Athem verging mir fast vor erwachter Käferleidenschaft! Ein dem Scarabäus verwandter, nein, am nächsten verwandter Käfer! Und ich vegetire hier in diesem Lande, trete ihm, nämlich dem Käfer, womöglich täglich auf den Kopf und habe ihn nicht in meiner Sammlung! Ein Rest von vagem Pflichtgefühl läßt mich aber noch die Uhr ziehen, — noch sieben Minuten bis zur Abfahrt, — in der Zeit kann man sogar noch einen echten Scarabäus flüchtig bewundern! Im nächsten Moment sitzen wir mit frischen Schoppen, — die Würstel ließ ich Würstel sein, — an einem leeren Tischchen, und Rudolf Haideck kramt seine Schätze aus, — zuletzt den Käfer. Mir gingen die Augen über, der Mund wässerte mir, mein Herz schwoll in heimlichem Neid um den seltenen Schatz, der sorgsam präparirt und gespießt in einer sauberen Pappschachtel vor mir lag! Und das Bier durfte daneben stehen und schal werden, so tief waren wir alsbald versenkt in den kostbaren Anblick, in die weitgehende Fachsimpelei über Familie, Rasse, Specifica. Einmal, als draußen auf dem Bahnsteig eine Glocke bimmelte, sah ich halb verständnißlos auf, — was scheren einen Bahnglocken, wenn man einen Verwandten des heiligen, ägyptischen Scarabäus vor sich hat.

Ein langer, greller, sich entfernender Pfiff schreckte mich endlich auf, — meine Hand fuhr nach der Westentasche zu meiner Uhr, — Gott der Gerechte, — es war fünf Minuten über die Zeit! Wie vom Scarabäus selbst gestochen fuhr ich in die Höhe, drückte Rudolf Haideck mit flüchtigem Lebewohl die Hand und raste, ohne mein Bier zu bezahlen, hinaus auf den Bahnsteig, — — der Zug mit der Erbprinzeß war fort, — — ich sah ihn noch eben sich um die Kurve schlängeln, welche den Bahnkörper dem Blick entzieht.

„Ja, wir dachten, der Herr Regierungsrath wollten hier bleiben, und ließen den Zug deshalb abgehen, als die Wartezeit um war,“ entgegnete der Stations-Vorstand gemüthlich auf meine halb versagende Frage.

Na, ich hab's ja immer gesagt, es kommt nichts wie Dummes 'raus, wenn die Leute erst anfangen zu „denken“. Aber Zeit, das auszusprechen war nicht. Gott sei Dank weiß ein Regierungsrath sich immer zu helfen, — ein paar hastige Befehle und nach fünf Minuten sitze ich im Frack, — mein Ueberzieher war natürlich im Salonwagen zurückgeblieben, — neben dem Heizer auf einer Gottlob fertig dastehenden Lokomotive und fahre darauf, was haste, was kannste, dem Zuge mit der Prinzessin nach. Aber mit welchen Gefühlen saß ich auf meinem höchst würdelosen Platze. Na, Schwamm drüber, die Hauptsache war, daß ich überhaupt fuhr und Dank den beiderseitigen Tempi den vorauffahrenden Zug auch bald erreichte. Ich kam dann a tempo mit ihm zur nächsten Station, konnte dort unbemerkt umsteigen und brachte meine hohe Dame in Glorie und Glanz bis an die Grenze, ohne daß eine Seele ahnte, was geschehen.

Hübsch gedacht, aber es kam anders! Nämlich, als ich eben auf meiner Lokomotive von P. abfuhr, kam der Stations-Vorsteher nachgerannt und schrie etwas, das ich nicht verstand. Ich hatte daher nur herablassend mit der Hand gewinkt und „gut, gut!“ zurückgerufen, dann aber in der Sorge um meinen Zug die Sache vergessen. Jetzt, wo wir zur Einfahrt in die Station schon das Tempo der Fahrt verkürzten, fiel mir die Sache wieder ein und ich sann nach, was der Mann wohl noch gewollt haben konnte.

„Haben Sie verstanden, was der Herr Stations-Vorsteher gesagt hat, als wir in P. abfuhren?“ fragte ich den Heizer.

„Ha jo! Verschtande hammer'sch!“ war die freundliche Antwort.

„Na, was hat er denn gewollt?“ ermunterte ich den Mann wohlwollend.

„Ha, er hat halt frage wolle, was er mit sellere Wage mache solle thät!“ —

„Mit welchem Wagen?“ fragte ich harmlos.

„Ha nu, mit sellem Salon-Wage, wo als losgekoppelt

worde isch," war die freundliche Erklärung, bei der mir eine fürchterliche Ahnung aufstieg.

„Salon-Wagen? Welchen Salon-Wagen?" brachte ich mühsam hervor.

„Ha, wo als der Herr Rechierungschrath mit gekomme senn. Se hawwe denkt, wenn als der Herr Rechierungschrath ne weiter reise thät, könne mer'n loskopple un schtehe lasse, bis'n als der negschte Zug retour nemmt." —

Zu sagen, daß das Blut mir in den Adern gerann, ist viel zu gelinde ausgedrückt, — ich war einfach entgeistert! Koppeln diese, — na, ich will nicht anzüglich werden, — den Salon-Wagen mit sammt der Prinzessin darin ab, lassen den Zug abfahren, mich auf der Maschine hinterdrein, und warum, warum? Weil ich in der Restauration sitze, mein Bier warm werden lasse, einen deutschen Scarabäus bewundere und meinen besten Freund darum beneide. — — — —

Laßt mich einen Schleier über den Seelenzustand decken, in welchem ich mich für den Rest des Tages befand. Kurz, als ich nach stundenlangem Aufenthalt in der eben erreichten Station wegen technischer Hindernisse endlich wieder wie eine geknickte Lilie in P. anlangte, meldete man mir noch ganz stolz, daß der Salon-Wagen mit einem Güterzuge zurück nach der Residenz gelaufen war, — mit der Prinzessin natürlich. Und ich durfte nicht einmal schimpfen, weil ich doch schuld an dem ganzen Salat war, — ich? Nein, der Scarabäus war schuld, und in dieser schrecklichen Stunde fluchte ich ihm und seiner ganzen Familie, allen Rüsselkäfern fluchte ich, und es erleichterte mich nicht einmal.

Wie ein begossener Pudel kehrte ich endlich in die Residenz zurück und fand auf meinem Zimmer schon ein Handschreiben des Erbprinzen vor, das mich mit der Ahnung erfüllte, als wäre es **nicht** der Begleitbrief für einen verliehenen Orden. Meine Ahnung hatte mich nicht getäuscht, — das Schreiben lautete folgendermaßen:

„Verehrter Herr Regierungsrath! Nachdem meine Gemahlin wieder unerwartet rasch in meine Arme zurückgekehrt ist, kann ich nicht umhin, Ihnen für die Umsicht und den großen Apparat zu danken, mit welchem Sie die Reise der Erbprinzeß in Scene gesetzt haben. Da in Folge dessen meine Gemahlin aber durch ihre mehrstündige Odyssee ihre Ankunft im Seebade um einen Tag verzögert hat und sie auch der Meinung ist, daß sie diese Zeit hätte besser und vortheilhafter außerhalb des Salon-Wagens zubringen können, so erlaube ich mir, die Bitte an Sie zu richten, uns bei ferneren Reisen ja niemals anders zu behandeln, als andere Reisende, — eine Bitte, welche die gemachten Erfahrungen auf's Wärmste unterstützen und rechtfertigen. Ihr wohlgeneigter Ernst.

* * *

Diesen Brief habe ich mir zu den Hof-Einladungen **nicht** an den Spiegel gesteckt. So, das wäre meine Geschichte, die wohl eines weiteren Commentars nicht bedarf. Wenn ich aber darnach nicht in den Nasen-Club aufgenommen werde, dann erkläre ich denselben für das anspruchsvollste Institut der Welt und verlange zur Entschädigung mindestens ein Maroquin-Futteral für die tollste „Nase", die ein Mensch erhalten kann, und, — Hand auf's Herz, auch redlich verdient hat! —

Nachdruck verboten.

Ein Liebeslied.

Nach dem Gemälde von V. Reggianini. — Siehe Seite 100.

Nicht bei allen Menschenkindern haben die Grazien Pathe gestanden. Ueber die Frauen pflegen sie das Füllhorn ihrer Gaben in reichem Maße auszuschütten, sie geben ihnen Schönheit und Anmuth, verleihen ihren Bewegungen einen bestrickenden Reiz, der, weil er zur zweiten Natur geworden ist, einen unendlichen Zauber auf jedermann ausübt. Nicht so bei den Männern. Hier scheinen die Grazien oft recht sparsam gewesen zu sein, und mit unfehlbarer Sicherheit wenden sie sich von dem starken Geschlecht ab, wenn ihre Anwesenheit am meisten gefordert wird. Wie linkisch und hölzern benimmt sich der Jüngling, wenn die Liebe in sein Herz gezogen ist und er der Angebeteten gegenüber steht. Gerade das Ungeschickteste unternimmt er dann, und wehe ihm, wenn das Fräulein nicht tiefer zu blicken versteht und sein linkisches Benehmen über den Vorzügen seines Herzens vergißt. Der Sänger auf unserem Bilde befindet sich in einer ähnlichen Situation. Er saß allein am Spinett und sang ein sehnsüchtiges Liebeslied andächtig und mit zartem Ausdruck; leicht und spielend glitten seine Finger über die Tasten, und seine Stimme klang so weich und innig, daß die Herzen der beiden im Nebenzimmer lauschenden Mädchen höher zu schlagen begannen. Da waren die beiden leise auf den Fußspitzen näher geschlichen, die eine hatte sich an das Spinett gelehnt, die andere daneben hingesetzt. Der Zauber war gebrochen. Er, der eben noch so zart gesungen, erhob die Stimme, daß sie hart und kreischend wurde, und mit den Armen fuchtelte er herum, als wollte er das arme Spinett in Stücke schlagen. — Zuerst lächelten die jungen Mädchen, dann kicherten sie, und schließlich lachten sie den armen Sänger aus. Der aber sprang auf und lief eilig davon. „Sie liebt mich doch nicht!" murmelte er vor sich hin.

Ob die Herzen sich später wohl gefunden haben? —

Nachdruck verboten.

Die ersten Kölner Blumenspiele 1899.

Von Alex Braun.

„Anmuth sei des Festes Königin"

Ein Dichter Deutschlands, der deutscheste einer, der den Hort des Rheins im Lied erkannt und ihn gehoben aus den Tiefen, in die er vom Wogenprall der Zeit versenkt, Karl Simrock, warnet gar weislich den Wanderer:

„Zieh nicht an den Rhein,
Da geht Dir das Leben zu lieblich ein,
Da blüht Dir zu freudig der Muth."

Ja, wohl möchte die Heimkehr verlernen, wem der Zauber des rheinischen Landes und Liedes entgegengeblinkt, wen gegrüßt die Stadt mit dem ewigen Dom. Freudig, überfreudig schwillt ihm der Muth, und diese Sinnesart stimmt merkwürdig überein mit der Losung, die an einer anderen Heimstätte der Poesie, in der Provence, die Ritter vom Geist auf ihr Panier geschrieben, als sie auszogen, der durch den Sturm der Albigenser-Kriege verscheuchten Dichtkunst das alte Recht und Reich zurückzuerobern.

Namens der sobregaya companhia der sieben Troubadoure von Toulouse hatten sich am 1. Maien 1324 in einem wunderschönen Garten der Stadt alle der Dichtung Beflissenen zu einem Sängerstreit eingefunden. Der „reinen Magd" zu Ehren erklang ihr Lied, und der Demuth Blume, ein Veilchen, doch aus edelstem Stoffe, aus feinem Golde gebildet, war der erste Preis, den Arnaut Vidal de Castelnoudari empfing. Ein zweiter, die silberne Heckenrose, galt gleichfalls dem Marienlied, während der kleine dritte, eine Ringelblume aus Silber, der besten Dança zufiel. Unter Blüthen gefeiert, von Blumen bekrönt, hießen diese Dichterfeste **Jeux floraux** (Blumenspiele). Sieben **Mantenedores** „Erhaltern" war unter Leitung eines Kanzlers die Obsorge für die Blumenspiele anvertraut, die an dem Stab fester Gesetze weiterranken sollten. Leys d'amors stellten 1356 die sieben Schiedsrichter, die alljährlich zu gunsten selbstgewählter Nachfolger wechselten, auf. Doch nur die Liebe, so die höchste ist auf Erden, trugen sie dabei im Sinne. Die im Schatten eines Klosters frommer Augustinerinnen ursprünglich vereinten Sänger blieben in ihren Liedern, — von ihrem Leben weiß man diesbezüglich nichts gewisses, — loser Lust und lockerem Getändel abhold und hüteten sich so wohl vor der Venus-Gluthen seelensengendem Brand, daß sie einzig darauf bedacht waren, die keusche Flamme der Himmelsminne zu entzünden. Ja, ihrer Sprödigkeit erschien sogar ein Küßlein in Ehren bedenklich, und sie zogen die Stirne kraus, daß ehemals im Troubadour-Gesang:

— „ihr' Mündel rot,
Ihm so oft ein sueßes Küssen both."

Hochgemuthen, hochgeborenen, hochbegabten Frauen aber öffneten sie endlich doch ihren Kreis. So sie an Züchten und Ehren reich, konnte von der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts an eine Frau in freiem Wettbewerb den Preis vor den Männern erringen, Sitz und Stimme im Consistorium jedoch blieb den Frauen, wenn sie auch kraft dreimaligen Sieges im Sängerkampf zum Range der Baccalauren und Doctoren en gay saber emporgestiegen, unweigerlich vorenthalten: Man sieht, unser Reichstag arbeitet in der Frauenfrage nach berühmtem Muster und steht thatsächlich auf dem Boden der „Liebesgesetze". Einer edlen Dame aus Toulouse, Clemencia Isaura, wird die Neubelebung der erschlafften Blumenspiele zugeschrieben, denen sie 1484 zum Gedächtniß ihres in der Schlacht gefallenen Ritters ihr gesammtes Vermögen gewidmet haben soll, eine Legende, welche die provençalische Originalfassung der Jeux floraux überdauerte und bis zum heutigen Tag alljährlich besungen wird beim Krönungsfest der aus ihnen hervorgegangenen, nicht mehr der langue d'oc, der süßen Zunge des Südens, sondern längst der langue d'oïl, der eleganten Sprache des französischen Nordens zugehörigen, von Ludwig XIV. 1694 zu Fontainebleau „patentirten" Academie des belles lettres. Aber Geist und Form der alten Blumenspiele haben die in Mainteneurs verwandelten Mantenedores ihrem Namen getreu erhalten. Goldene und silberne Veilchen, Heckenrosen, Ringelblumen, Lilien, Nelken sind als Sangespreis den maîtres und maîtresses ès jeux floraux nach wie vor zu Theil geworden, und ein Voltaire, Chateaubriand, Victor Hugo, M. Coppée, eine Mme. Tastu und Rémusat haben sie feierlich entgegengenommen.

Diesseits wie jenseits der Pyrenäen sind die Blumenspiele zu einem Stamme erwachsen, den die Jahrhunderte zwar vorübergehend entblättern, nicht aber entwurzeln konnten. Denn auch nach Barcelona, der Hauptstadt Cataloniens, wurden sie auf Wunsch und Willen des Landesherrn Don Juan I. 1393 verpflanzt und gediehen als Jochs florals zu hoher Entwicklung. Während in Toulouse die Capitouls, die Häupter der Stadt, die Schirmherren der Blumenspiele und die Stifter der Blumenpreise waren, übernahmen in Barcelona diese beiden Würden die Herrscher in höchsteigener Person. Als Schauplatz diente der Palast, den Vorsitz hielt der Fürst, dessen Krone und Namenszug die mit goldenen und silbernen reich verschnörkelten Buchstaben auf buntes Papier gezeichneten Preisgedichte trugen. Bis zur Stunde genießen die Jochs florals in Barcelona die Gunst des Hofes, und keine Geringere als Maria Christina, die Königin-Regentin von Spanien, selbst waltete im Jahre 1888 dort als Festeskönigin. Unleugbar ist den catalonischen Blumenspielen ein neuer Odem der Poesie entströmt, an dem die Liebe zum Vaterlande, zu Gott und den Frauen erstarkte.

„Patria, fides, amor," sind auch die Seele der deutschen Blumenspiele. Wie eine Weinranke, aus fernem Sonnenland der rheinischen Rebe eingeimpft, ein Gewächs erzeugen mag, das der fremden Gluth die Kraft und den Duft, die unserem heimischen Boden vor allem entsprießen, vermählt und also umso köstlicher, würziger mundet, eignet den aus der Verflechtung romanisch-germanischen Wesens entsprossenen Kölner Blumenspielen ein Bouquet von reizvollster Mischung. Hofrath Dr. **Johannes Fastenrath**, ein gründlicher Forscher spanischer und deutscher Literatur, der mit wissenschaftlicher Gediegenheit dichterischen Schwung vereint, hat auf persönliche „Wag' und Gefahr" die barcelonesischen Blumenspiele nach Köln übertragen. Der Erfolg hat seinem von zahllosen Opfern jeder Art getragenen Eifer glänzend Recht gegeben. Gewiß, der sangesfrohe Rhein war der rechte Boden für die heitere Kunst der Blumenspiele. Mit Umsicht vorbereitet, mit zielbewußter Kraft geleitet, glückten die am 7. Mai, brauchsgemäß dem ersten Sonntag des Wonnemonats, in der herrlichen Gürzenich-Halle gefeierten ersten Kölner Blumenspiele vollkommen. Freilich, sie hatten des Beistandes ihrer Clemencia Isaura nicht entbehrt. Nur eine Frauenhand vermag die mannigfaltig ineinander-gewirrten Fäden eines so umfassenden, völlig neuen, von den meisten, selbst vielen der Mitwirkenden kaum begriffenen Festgetriebes so zart und zierlich zu lösen und zu lenken, daß unmerklich jeder von den hunderten an seinen rechten Platz gelangt und ganz richtig eingreift, nach dem Tacte, den das Feingefühl einer Frau angiebt, bei der die besten Gedanken aus dem Herzen kommen. Die toleanische Clemencia ist in sagenhaftem Dunkel geblieben, die kölnische will in dem Schatten bleiben, in den sie bescheiden sich gestellt. Gleichwohl gebührt ihr Antheil, wie am Gelingen, so auch am Danke der von ihrem Gatten gestifteten Blumenspiele.

Dichtern und Dichterinnen des Rheinlands und Westfalens war das Fest gewidmet, eine nicht nur mit dem Lorbeer bekrönte rheinische Dichterin war zur **Festkönigin** erkoren. **Elisabeth von Rumänien** hatte freundwillig die ihr dargebotene Würde angenommen und entsendete an ihrer Statt die Tochter eines ihrem heimathlichen Hofe vertrauten Neuwieder Geschlechtes Fräulein Elisabeth **Rademacher**. Feierlich ward die Stellvertreterin der königlichen Protectorin am Samstag, den 6. Mai vom Bahnhof eingeholt, und allenthalben zeigte sich's an dem regen Interesse der Bevölkerung verschiedensten Standes, daß die Blumenspiele ein Ereigniß für Köln waren.

In der Frühe des Festsonntags drängten von allen Seiten geputzte, freudig bewegte Menschen nach dem Gürzenich. Zwischen dem schön gebräunten, goldumränderten herrlichen Schnitzwerk der gothischen Prunkhalle, in der einst Kaiser Maximilian, der letzte Ritter „gefestet", zogen sich zum Schmuck des ritterlich poetischen Spieles grüne Gewinde hin, wallten Flaggen in deutschen, spanischen, stadtkölnischen und anderen nationalen Farben nieder. Auf der Empore war unter einem Baldachin aus blauer Seide und purpurnem Sammet der lorbeerumwundene Blumenthron aufgerichtet, überragt von einer riesigen Rosenkrone, aus deren Mitte breit und prächtig die in goldenem Relief mit der Widmung: „Wer Köln nicht sah, hat Deutschland nicht gesehen" bestickten Bänder der Ehrenschleife Barcelonas auf die Lehne des Thronsessels herabfielen, die mit einem Vergißmeinnichtkranz den aus Veilchen gebildeten Namenszug Carmen Sylvas umrahmte. Die Stühle, rings im Kreise für die vierundzwanzig Hofdamen bestimmt, waren so dicht umflochten mit Lorbeer, Rosen, Reseden, Levkoyen, Veilchen, Nelken und anderen frischduftenden, farbenleuchtenden Blumen, daß sie förmlich aus Blüthen gestalteten Sitzen vom Reiche der Titania glichen. Ein Hauch lenzesfreudiger Glücksstimmung ging von all den Blumen aus, und als unter den schwellenden Tönen der Orgel die Festkönigin, eine edle, schlanke Gestalt, in weißem, schleierumfluthetem Seidengewande, ein Rosenkrönlein auf der klaren Stirn, Rosen in den Händen, mit ihrem jugendlichen, in lichte, je mit dem Blumenschmuck an Haupt und Brust und Gürtel übereinstimmende Farben gekleideten Hofstaat hinanstieg zu ihrem Maienthron, da war's, als erschiene jedem die Poesie vor Augen, sie zog in Aller Herzen. Die Ehrengäste auf der Tribüne, die Würdenträger der Stadt und des Staates, Präsident und Oberbürgermeister an der Spitze, Prinz Hermann von Sachsen-Weimar und die anderen im Saale erhoben sich zu ihrem Gruße. Der Stifter der ersten Kölner Blumenspiele, Hofrath Dr. **Fastenrath** trat vor, mit begeistertem und begeisterndem Worte Ursprung und Bedeutung der provencalischen **Jeux floraux**, der catalonischen Jochs florals und der ihnen zu fröhlichem Weitergedeihen entsprossenen rheinischen Blumenspiele zu künden. Sodann überreichte der in großer, glänzender, reich mit Gold bestickter Uniform erschienene spanische General-Consul **Don Nicasio Moral y Cañete** die in kostbarer, kunstvoller Kapsel geborgene schöngemalte Adresse der Stadt Barcelona, der Pathin der Kölner Blumenspiele. Nach der Dankes-Erwiderung des Oberbürgermeisters **Becker**, der hiermit die Blumenspiele in die Obhut der Stadt Köln nahm, eröffnete die stellvertretende Festkönigin die eigentliche Feier der Dichterkrönungen, indem sie mit schlichter, eindrucksvoller Hoheit den Weihespruch **Carmen Sylvas**, der königlichen Dichterin, verlas, deren „Waldgesang" wie ein schmelzender Sehnsuchtslaut vom Königsthron Rumäniens herüberhallt zum heimatlichen Rhein. Der Blumenspiele innerstes Wesen erfassend, hub sie an:

In Euerer Leyer Wohllaut greift,
Ihr Sänger, tief hinein,
Was blüht und liebt und träumt und schweift,
Das soll besungen sein. — — — —
Greift in die Leyer tief und last
Das Lied hinschweben licht,
Als wenn ein Strahl von Ast zu Ast
Goldrein den Wald durchbricht,
In Maiweinduft, in Rebenblut,
Maiblume, Vogelschlag,
Ström' du, der Blumen Lied, durchglüht
Dahin am Frühlingstag. — — — —
O Lied, o Rhein, o Sonnenglanz,
Grüß mir mein Sängerfest
Und halt vom Strahlenglitzertanz
Ein Wellentönchen fest.
Und gieb dem Westwind eilends mit
Den zauberhaften Klang
Mit leisem Säuseln, duftgem Schritt
Vom fernen „Waldgesang".

In stiller Ergriffenheit lauschten die Hörer. Feierlicher Ernst klang aus dem von aus Knaben- und Männerstimmen gemischten Domchor vorgetragenen Marienlied „**Sternenglück**".

Dann offenbarte Freiherr **Karl v. Perfall** als Herold des aus sieben berufenen Literatur-Kennern bestehenden Preisgerichts das Ergebniß des aus sechshundertundsechzig Einsendungen hervorgegangenen Urtheils.

Den **ersten** Preis, die Ehrenschleife nebst sämmtlichen Werken der Festkönigin Carmen Sylva erlangte ein junger Postbeamter, Wilhelm **Uhlmann-Bixterheide** aus Iserlohn, mit einem Liebeslied „**Werbung**", das wie alle übrigen Dichtungen von Bühnenkünstlern vorgetragen wurde. Unter allgemeinem Jubel empfing er den Sängerlohn aus den Händen der anmuthigen Königin. Dichter und **Dichterinnen** waren entboten zum Wettstreit. Als die zweite Dichtung „**Rosenlied**" begeistert aufgenommen war, verkündete der Sprecher des Preisgerichts einen Frauennamen: **Margarethe Susmann** aus Düsseldorf. Er drang zum erstenmal an die Oeffentlichkeit, aber mit Zeit und Weile wird er ihr ein trautes Lieblingswort werden. Das Gedicht athmet starke, tiefe Empfindung. Und wieder als der erste Preis für das **religiöse** Gedicht bekannt wurde, stieg eine Frau zur Krönung empor, **Henriette Zilken** aus Köln, eine ernste, mütterliche, einfache Frau, die das regelmäßig geschnittene Antlitz gesenkt, wie überwältigt von der unverhofften Auszeichnung, die ihrem aus inbrünstiger Seele geflossenen, halb zufällig eingesandten „Gebet" zu Theil ward, bescheiden das traditionelle goldene Veilchen, das Symbol ihres eigensten Wesens, entgegennahm. Margarethe Susmann's Talent ward auch durch ehrende Erwähnung eines religiösen Gedichtes „Ich danke Dir" bestätigt. Eine **goldene Feder**, die, während sämmtliche **Blumenpreise Fastenrath-Stiftungen** waren, von Frau Pauline **Reusch-Böllner** gewidmet wurde, fiel als zweiter Preis für religiöse Dichtung dem „**Gottesdienst**" von Dr. Emil **Kaiser** in Köln zu.

Zwischen den einzelnen Akten der Krönung wurden in sinniger Weise Harfen-Compositionen nach alten, musikalisch hochinteressanten Motiven, so „Pavana“, ein spanischer Hoftanz aus dem 16. Jahrhundert, bearbeitet vom Grafen Morphy, „Madrigal“ von Leo Hasler, „Minnelied“ von Prof. Kleffel, der auch der Autor des „Siegesliedes“ ist, das von vier jungen Damen auf blumenumrankten, rosa bebänderten Harfen vorgetragen wurde. Den goldenen Kornblumenpreis des vaterländischen Gedichtes errang Johannes Schmal in Wien, mit einer „Muth“ betitelten großzügigen Begebenheit aus dem Heldenjahre 1870/71; für die Novelle in Versen „Raja“, einer stimmungsvollen Heideland-Poesie erhielt Dr. Mathieu Schwann in Frankfurta/M. die goldene Heckenrose. Mit dem Monolog „Judith“ erschien eine dritte Frau unter den sieben preisgekrönten Dichtern, Frau Kommerzien-Rath Hedwig Kiesekamp aus Münster i/W. Eine wuchtige, markige Ballade, „der kölnische Brutus“ von Georg Barthel Roth, mit der goldenen Orange-Blüthe ausgezeichnet, schlug am meisten von allen Dichtungen durch. Ein zweites stadtkölnisches Gedicht, die schwungvolle, von echt patriotischem Gefühl getragene „Krone am Rhein“, von einem jungen Kaufmann, Clemens Wagner aus Mülheim a/Rh., wurde mit dem von der Stadt Köln gestifteten silbernen Ehrenbecher belohnt.

Elisabeth Rademacher.

Hedwig Kiesewetter.

Henriette Zilken.

Hofrath Dr. Johannes Fastenrath.

Margarethe Susmann.

Hochbefriedigt verließen die gekrönten Dichter unter dem Vortritt der Königin und deren Hofstaat den Gürzenich, und auch alle die anderen Gäste, 2400 an der Zahl, waren voll Genugthuung über die so prächtig verlaufenden Blumenspiele, welche die Theilnehmer einige Stunden später zum gemeinsamen Festmahl in der gothischen Prunkhalle wiederum versammelten. Eine Fülle von Blumen prangte auf der Tafel, umkränzte in duftiger Ueppigkeit Teller und Schalen, leuchtete vom maienhaften Gewande der Mädchen und Frauen. Man merkte es wohl, daß man am rebenumlaubten, redelustigen Rhein war. Die Becher, mit flüssigem Golde gefüllt, klangen, die Worte, lauteren Frohsinns voll, tönten in rascher Folge hin und her. Landschafts-Assessor Laue, Hofrath Dr. Fastenrath, Oberbürgermeister Becker, der spanische General-Consul D. Nicasio Moral y Cañete, Stadtrath Berghausen, die Schriftsteller Zilken, G. B. Roth-Müllendorf sprachen warm und zündend auf den Kaiser, die Festkönigin und ihre Statthalterin, die Fürstin-Mutter von Wied, die Königin Regentin von Spanien, die Prinzessin Donna Maria de la Paz von Bayern, auf die Stadt Barcelona und die Stadt Köln, die rheinischen Blumenspiele und deren Stifter. Ueber 130 Festgrüße in elf verschiedenen Sprachen waren eingelaufen, unter ihnen Telegramme von den Königinnen von Rumänien und von Spanien, von Prinzessin Maria de la Paz, vom Großherzog Alexander von Sachsen-Weimar, vom Fürsten Schönaich-Carolath, von der Wiener Schriftsteller-Vereinigung „Concordia“. Ein Telegramm wurde an den deutschen Kaiser abgesandt und fand huldreichste Erwiderung. Aus der Zahl poetischer Grüße, zu deren Verfassern die Oesterreicher Ferdinand von Saar und Rosegger, der Klassiker altfranzösischer Literaturforschung Gaston-Paris, Pierre Loti, Mistral, der berühmteste neuere Dichter der Provence, die Spanier Balaguer und Palacio, der Portugiese Xavier da Cunha — um nur einige herauszugreifen — gehörten, wurden in mustergültigem hinreißenden rhythmischen Vortrag ein Gruß von Julius Wolff und einer von Johannes Schmal durch Ernst Scherenberg den Gästen übermittelt. Auf's Höchste stieg die Lust des Festes, als Scherenberg, der dichterisch mitempfindende Dolmetsch Wolff's, mit dem vollen Wohllaut der geschulten Stimme sprach:

„So lasset in des Gürz'nichs hohen Hallen
Von Glaube, Vaterland und Minnelust
Nun Saitenspiel und Liedersang erschallen,
Wie solches kampfbereit und siegbewußt
Von Cataloniens flotten Troubadouren
Dereinst geschah in kecken Aventiuren.
— Verleiht den Dichtern zum verdienten Ruhme,
Zu der Erinnerung bleibendem Gewinn
Als Sold und Ehrenpreis die goldene Blume
Und huldigt jauchzend Eurer Königin,
Auf daß sie anmuthvoll im Glanz der Krone
Gebietend über Eurem Feste throne.“

Zum „Frauenlob“ ward hier jeder Dichtermund. Einer zwar, gerade der, so auserwählt die Standrede zu halten auf die Frauen, spottete sich spöttisch aus, schleuderte mit behendem Witz ihnen manch neckischen Pfeil zu. Aber von der Kölnerinnen Liebreiz wurden die feingeschliffenen Spitzen zurückgeschmeckt auf des Redners eigenes Herz, das sie trafen, sehr seinen Dichterjene innige, wahrhaftige Verehrung für das deutsche Weib entquoll, deren Wort sie Herrn Walther von der Vogelweide gesungen „Deutsche Zucht geht über alle“ „Weibes Bra Ist voll Zar heit und m Reine,“

wie ein Dank und Segensspruch für die Mutter, die Gattin, die Tochter forthallt durch die Geschlechter der deutschen Dichter. Ein voller Lorbeerkränzte, scherzhaft gereicht und ernsthaft gemeint den Redner der Frauen Freiherrn Karl v. Perfall. Daß dem schönen Feste nichts fehlte, ward auch der Reigen geschlungen von schmucken Tänzern und Tänzerinnen.

Rasch hatte Köln die „heitere Wissenschaft“ der Blumenspiele erlernt, und es mag sie unter seines Meisters Johannes Fastenrath's Führung dauernd üben, damit alljährlich am ersten Maiensonntag in Anmuth hofhalte unsere

„Frau Königin der Poesie am Rheine!“

Redactions-Post.

Frieda K. in Wismar. — Wir können Ihnen auch brieflich nur kurze Andeutungen geben, am besten unterrichten Sie Sich durch das Buch „Fußtouren, ein Handbuch für Bergsteiger“ von C. T. Dent.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: H. Hein; für den technischen Theil: A. Grosse, beide in Berlin; — für Oesterreich-Ungarn: Robert Mohr, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 14, I. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). Berlin und Wien, 15. Juli 1899. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). XXVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Wer siegt?

Novelle von Victor Blüthgen.

(Schluß.)

Falstein fand sie am anderen Morgen merkwürdig getröstet. Er hatte sich am Abend überwunden, gegen Rose geschwiegen; die schwieg ebenfalls. Wie die Katze um den heißen Brei, waren beide um den streitigen Punkt herumgegangen. Als er sich jetzt von der Mutter verabschiedete, war sie von unersättlicher Zärtlichkeit: immer wieder umarmte sie ihn, legte den Kopf an seine Brust, preßte ihn an sich, — ihre feuchten Augen verschlangen seine Züge. „Mein Sohnerl, werde recht glücklich; mein geliebtes Sohnerl —“

„Meine gute Mama, Du bist ja so sehr gerührt heute,“ lächelte er und küßte sie.

Als er aus dem Hause war, kam noch einmal eine leidenschaftliche Erschütterung über sie; bitterlich schluchzend lehnte sie am Fenster und sah ihm nach, so lange bis er aus ihrem Gesichtsfelde entschwand. Dann raffte sie sich auf, trocknete ihre Augen und ging, um ihrer Schwester zu schreiben, daß sie anderen Tags kommen werde. Darauf packte sie zu Ende und rief aus der Thür nach dem Mädchen.

„Wir wollen das Essen noch nicht zusetzen, Emma, wir wollen heute später essen. Ich habe erst noch einen Gang zur Bahn vor, und Sie sollen mich begleiten und den Koffer hier hintragen. Machen Sie Sich ein bißchen zurecht.“

Sie wohnten mitten im Ort, und das Mädchen hatte ihre Noth, den Koffer zu tragen, bis sie zur Bahn kamen. Hier hatte Frau Falstein eine längere Unterredung mit dem Bahnhofs-Inspector. Dann bekam der Portier den Koffer zum Aufbewahren, und der Brief wanderte in den Briefkasten.

„Wollen Sie denn verreisen, Madame?“ fragte das Mädchen, die endlich ihren Gedanken Luft machen mußte.

„Ich weiß es noch nicht,“ war die Antwort. „Wenn ich aber 'mal verreise, dann sorgen Sie ordentlich für meinen Sohn, Emma, hören Sie?“

„Jawohl, Madame.“

Sie gingen beide unter Regenschirmen: es war eine so schwere, kalte, näßliche Luft, ein graues, trostloses Wetter; die Wege so zerweicht und schmutzig. Die alte Frau prüfte mit großer Aufmerksamkeit die Häuser, ließ sich jede neue Straße nennen. „Ich vergesse das immer wieder,“ meinte sie, wie um sich zu entschuldigen.

Sie aß zu Mittag und schlief darnach im Bett, wie immer, trank ihren Kaffee, — dann schrieb sie wieder. Und darnach ging sie im Hause umher und zog Schlüssel ab, möglichst unauffällig. Nach dem Abendbrod schickte sie das Mädchen aus zu ein paar Besorgungen, füllte rasch ein Handtäschchen, kleidete sich zum Ausgehen an, trat vor das große Selbst-Portrait Falstein's, das in der Wohnstube hing, und stand da ein Weilchen in den Anblick des Sohnes versunken, mit nassen Augen und Zärtlichkeiten murmelnd.

Darauf warf sie Kußhände hinauf, und immer wieder, bis sie aus der Thür war. Sie schlich sich durch den Corridor.

Draußen schlug sie den Weg zum Bahnhofe ein, die Seele voll Jammer, stumpf und gedankenlos im Kopf, mit starren, klagenden Augen. So stapfte sie durch die Nässe, die von Laterne zu Laterne aufglitzerte, ging und ging, bog in eine Straße und wieder

Dorfkirchhof. Nach dem Gemälde von Leopold Rothaug.

in eine Straße. Zwei, drei Menschen begegneten ihr, dann eine Weile niemand. Eine so abscheuliche, dunkle Nacht! Wenigstens regnete es nicht geradezu. Mit einer Sicherheit wählte sie Straße nach Straße, als ginge sie täglich diesen Weg zum Bahnhofe. Sie dachte garnicht an den Weg, in Gedanken sah sie ja den Bahnhof vor sich. Erst nach geraumer Zeit fiel's ihr ein: ob sie wohl richtig gehe? Mit plötzlichem Erschrecken prüfte sie die Villen, die dämmerig ein Stück ab in den Gärten lagen, und es war ihr beinahe, als seien sie ihr bekannt.

Rathlos hielt sie an. „Mein Gott," murmelte sie, „wenn doch ein Mensch käme."

Aber kein Tritt war zu hören, und sie schritt zaghaft weiter. Sie kam wieder an eine Straßenkreuzung, versuchte den Straßennamen zu lesen, aber die Augen reichten nicht dafür. Endlich kam ein Mann mit einer Frau gegangen.

„Wo geht hier wohl der Weg nach dem Bahnhofe?"

„Da sind Sie aber weit ab! Gehen Sie dorthin, und dann die nächste Straße links, und dann wieder die nächste rechts, — da werden Sie wohl noch 'mal fragen müssen."

Sie dankte und ging, links und rechts. Jetzt fing es wirklich an zu regnen, und sie spannte den Schirm auf. Immer neue Straßen, — da stand sie vor freiem Felde. Weit drüben viele Lichter, ein fernes Pfeifen und Aechzen einer Lokomotive. Sie fing an zu weinen. „Allmächtiger Gott, wie komme ich nur zurecht."

In der That: sie ist eine recht hilflose, alte Frau, die ganz und gar keinen Ortssinn hat.

Sie sah sich um: da war eine Villa, hinter einem Gitter. Ob sie versucht, den Eingang zu finden? — Ah, da ist eine Thür, und ein Klingelknopf. — In diesem Augenblick springt jenseits etwas Großes, Gelbes herbei und richtet sich brüllend am Gitter auf, eine Dogge. Und sie bekommt einen Todesschreck, prallt zurück, taumelt, als müsse sie umfallen, und geht rasch mit Herzklopfen weiter, die Straße zurück. —

* * *

Falstein ist nach Hause gekommen. Auf dem Flur tritt ihm das Mädchen mit der Küchenlampe entgegen. „Herr Falstein," sagt sie, „Madame ist nicht im Hause, und ich weiß nicht, wo sie hingegangen ist. Sie hat mich auf Besorgungen geschickt, und wie ich wiederkam, war sie nicht mehr da."

„Wann war das?"

„Nach dem Abendbrod. Ich weiß nicht, — ich mußte ihr am Vormittag einen Koffer an die Bahn tragen, sie war auch mit dort; ich fragte sie, ob sie verreisen wollte, da meinte sie, sie wüßte noch nicht."

Er starrte das Mädchen entsetzt an. „Da, — da müßte sie allein jetzt nach der Bahn —"

Auf einmal brach er ab.

„Warten Sie hier."

Er zündete hastig eins der Lichter an, die vor dem kleinen Toiletten-Spiegel auf der Console standen.

„Auf ihrem Schreibtisch in ihrer Stube liegen so viele Schlüssel und auch ein Brief."

Falstein eilte treppauf.

Da lagen die Schlüssel, der Brief. Er riß ihn in fliegender Hast auf.

„Liebes Sohnerl!

Ich habe an Deine Braut noch einmal geschrieben und gefragt, ob sie nicht glaubt, daß sie doch mit mir zusammen bei Dir leben könnte. Da hat sie mir geantwortet: Nein. Ich hätte doch gedacht, daß es möglich wäre, denn ich bin doch nicht so ganz unleidlich und hätte ihr wirklich nichts in den Weg gelegt, sondern alles gethan, was sie wollte. Aber wenn sie das sagt, so muß sie wohl ihre Gründe haben. Nun bist Du ein so guter Sohn, daß es Dich Kämpfe gekostet hätte, wenn Du mich hättest fortschicken sollen, das habe ich schon gesehen aus dem, was Du vor einigen Tagen gesagt hast, und Du hättest Dich am Ende deshalb gar mit Deiner Braut überworfen, die Dich doch glücklich machen soll für Dein ganzes Leben, wenn ich schon lange zum Vater gegangen sein werde. Da ist es wirklich das Beste, wenn ich zu Tante Emilie fahre. Sei mir doch darum nicht böse, glaube mir, es ist das Richtige. Ich kann Dich auch dort sehr, sehr lieb haben und werde mich schon daran gewöhnen, daß ich nicht mehr bei Dir bin.

Ach, mein lieber, lieber Egon, ich habe Dich ja heute früh schon zum Abschied geküßt. Ich werde von Halberstadt aus schreiben, was Ihr mir etwa nachschicken könnt, Emma wird das schon einpacken.

Viele, viele Grüße an Deine Braut. Sieh nur zu, daß Ihr bald heirathet. Gott segne Euch beide.

Deine treue Mutter.

Nachschrift. Die Schlüssel nimm doch an Dich; ich wollte doch der Emma nicht alles offen lassen."

Falstein hielt den Brief noch eine Weile in der Hand und kniff die Lippen zusammen; seine Augen glühten. Wie sich das Herz zusammenkrampfte! Diese rührende, alte Frau, die ihre Heimat verloren. — Nein, sagte es in ihm, nimmermehr. Rose hat sie vertrieben, hat darauf bestanden, daß sie geht, einfach kaltblütig darauf bestanden! Hinter seinem Rücken. O nein, so springt man nicht mit ihm um. Das ist eine Herzlosigkeit und eine Rücksichtslosigkeit. —

Er warf den Brief auf den Schreibtisch. „Mutter," murmelte er erschüttert und schlug die Hände vor die Augen, „meine Mutter, meine arme, alte Mutter!"

Sie stand vor seinen Gedanken, in dieser lieben, kindlichen Unbehilflichkeit, mit den sonnigen Augen, — sie bittet um Verzeihung, daß es ihr weh thut, wenn man sie schlägt!

Er fühlt, daß seine Augen naß werden, zieht das Taschentuch und wischt und wischt. Wie qualvoll ist das! In diesem Zimmer schläft sie sonst schon um diese Stunde. Nun athmet hier nichts als er. — Ein grauenhaftes Einsamkeitsgefühl überfällt ihn. Wird Rose diese Lücke ausfüllen? Nein, nein!

Mit einem Mal fragt er sich, was er bisher nie gefragt hat: Liebt ihn Rose? Glaubt er daran? Er liebt, das weiß er, — ja? wirklich? In diesem Augenblick friert ihn, wenn er an sie denkt. Wie eine schillernde Schlange ist sie, die sich kalt anfaßt. Wenn sie gesagt: Deine Mutter ist mir unangenehm, unsympathisch, — gut, das ist eine impulsive Aeußerung. Aber hier hat sie intriguirt, eine bewußte Egoistin, die auf jeden Fall ihren Willen durchsetzt, die gar nicht daran denkt, sich einen Zwang aufzuerlegen. —

Nein, sie ist nicht warmherzig. Statt dieser wohligen Atmosphäre, von Mutterliebe durchwärmt, wird er bestenfalls sonnige, kühle Herbstluft um sich haben. Und der Stachel, daß sie die arme, alte Frau verjagt, wird bleiben; er kann Rose das nicht vergessen, — dafür wird der Ankläger in seiner Brust sorgen, den er nie los werden wird, und der, viel lauter als jetzt, dereinst reden wird, wenn die alte Frau heimgegangen, — zum Vater. —

„Egon hat mich aus dem Hause gestoßen, Vater —"

Wen trifft der Vorwurf: Rose? Nein: ihn. Rose Bartels ist eine kluge Frau, die reinen Tisch macht, die sich nicht mit Halbheiten zufrieden giebt. Ihn, der sich von ihr seine Zukunft vorschreiben läßt, der seine Mutter opfert, damit jene nicht nöthig hat, ihm ein Opfer zu bringen!

O nein, noch ist sie nicht geopfert.

Und wenn Rose Bartels darauf besteht? Wenn sie ihm die Wahl läßt: die Mutter oder ich?

Er stöhnt aus tiefster Brust auf. Sie ist doch da, diese Leidenschaft für das schöne Weib; aus der Oede, in der sie versunken, taucht sie wieder auf. Er liebt Rose Bartels, hört den Glockenton ihres Lachens, den Bronzeklang ihrer plaudernden Stimme, sieht ihre stolzen, brennenden Augen, die klug bewegten Mundwinkel, den ganzen Farbenzauber ihres Kopfes. —

Diese arme Mutter, mit der wehen Entsagung in dem rührenden Gesicht, — wie mag sie sich zurechtgefunden haben? Sie, die nie allein gereist ist, die immer wie verloren gestanden, wenn er sie irgendwo in der Welt draußen ein paar Minuten allein gelassen. —

Mein Gott, welch' eine Fügung ist das! Welch' eine Qual, solch' eine Entscheidung vor sich zu denken!

Das Licht flackert und wirft dämmrige Flimmer in das Stübchen, das die Heimstatt seiner Mutter gewesen. Das starrt ihn alles lautlos an, die Möbel des Vaterhauses, so eigen verknüpft mit seiner Jugend. Und er geht und steht dazwischen und grübelt und grübelt.

Da klirrt es langgezogen im Hausflur. In dieser späten Stunde, — wer kommt? Die Mutter? —

Falstein nimmt das Licht und eilt hinunter. Sie muß es sein.

„Guten Abend, Falstein. Sie werden sich wundern, wie?"

„Hildebrand, — was führt Sie denn her?"

„Kommen Sie in die Stube, wenn's Ihnen recht ist," sagt der Ankömmling, ein starker, krausbärtiger Herr mit dickem Kopf und starkgelichteter Stirn; ein College Falstein's, der ein paar Straßen weiter wohnt und mit dem Hause Falstein in Verkehr steht. Er stellt seinen triefenden Schirm in den Ständer.

Emma, die mit ihrer Küchenlampe dasteht, zieht sich zurück, und die beiden treten in den Salon.

„Was ist mit Ihrer Mutter?"

„Haben Sie sie gesehen?"

„Natürlich, ich habe sie sogar im Hause, und sie hat meine Frau um ein Nachtquartier gebeten, will morgen früh mit dem ersten Zuge abfahren, zu ihrer Schwester nach Halberstadt. Ich wollte sie herbegleiten, aber sie drückte sich drum. Mir war das doch ein bißchen sonderbar. Sie hat den Zug verpaßt, triefte vor Nässe, — sie hat nämlich den Bahnhof nicht finden können und ist, ich weiß nicht wie lange, in den Straßen herumgelaufen. Ein reiner Zufall, daß ich sie aufgriff, sonst liefe sie am Ende noch; ich kam mit dem letzten Zuge von Berlin, wir waren im Bürgerbräu in der Mohrenstraße. Mir schien es doch richtig, daß ich herging und Ihnen Bescheid sagte."

„Na, Gott sei Dank," rief Falstein überlaut. „Das hat sie nun davon. Sie hat mir versprochen, nicht heute zu fahren," log er rasch. „Ich war nämlich auch in Berlin. Ich ahnte gleich Schlimmes, als ich hörte, daß sie nicht einmal das Mädchen mitgenommen hat. Meine arme, alte Mutter, die keine Spur von Orientirungs-Vermögen hat, — kommen Sie nur gleich, ich hole sie, damit sie sich rasch umzieht und ins Bett kommt. — Ihr habt sie doch nicht etwa schon untergebracht? Sie hat sich natürlich geschämt, wieder herzukommen, nachdem sie gegen ihr Versprechen davongegangen ist."

„Meine Frau wollte sie noch hinhalten, bis ich wiederkäme."

Falstein stellte das Licht in den Flur, nahm Ueberrock und Schirm, und die beiden Männer gingen. —

„Mama, Mama, was machst Du für Geschichten!" sagte Falstein bei Hildebrand's. „Nun aber ohne Widerrede nach Hause und ins Bett. Du kannst den Tod davon haben, so durchnäßt und durchkältet wie Du bist."

„Ja ja, Sohnerl," meinte Frau Falstein und blinzelte ihn schüchtern und verlegen an; „sei mir nur nicht gram, ich meinte es gut. Ich danke Ihnen, liebe Frau Hildebrand, daß Sie mich behalten wollten; nun muß ich doch wohl mit Egon gehen."

Sie gingen auf der Straße, Mutter und Sohn.

„Sei nicht böse, Egon, nein?" sagte die Mutter mit brechender Stimme. Sie weinte.

„Still, Mama, still. Ich bin Dir nie böse. Aber sage gar nichts weiter. Weiß Tante Emilie, daß Du heute fahren wolltest? Das eine noch."

„Ich habe ihr heute geschrieben."

Sie schritten schweigend; er führte die Mutter sorglich am Arm.

„Wenn es Dir bloß nicht schadet, Mama."

„Ich wollte es ja Dir zulieb thun."

„Ich weiß schon. Sei nur ruhig, Mama. Vorläufig bleib' nur bei mir. Ich werde Tante Emilie morgen abtelegraphiren."

Sie schwiegen wieder. Falstein sagte auch zu Hause nichts weiter, als: „Rasch, Emma, gehen Sie mit meiner Mutter auf ihr Zimmer und helfen Sie ihr, daß sie zu Bett kommt. Sie hat sich verlaufen, statt nach dem Bahnhof zu kommen. Gute Nacht, meine liebe Mama; morgen mehr."

Er blieb noch wach, ging auf und ab, obwohl er ganz genau wußte, was er thun wollte.

Endlich setzte er sich an seinen Schreibtisch und schrieb mit fester Hand:

„Geliebte!

Du hast mit meiner Mutter einen Briefwechsel gehabt, infolge dessen sie heute meine Anwesenheit bei Dir benutzt und heimlich mein Haus verlassen hat, um zu ihrer Schwester nach Halberstadt zu reisen, in der Absicht, dort zu bleiben. Nicht im Groll, nur in wehmüthigem Entsagen, um unserem Glücke kein Hinderniß zu sein. Ein paar Stunden, nachdem sie vom Hause gegangen, hat sie ein Bekannter von mir hier auf der Straße aufgelesen, verirrt, durchnäßt, verjammert. —

Es geht nicht, Rose, ich kann sie nicht preisgeben. Sprechen wir uns ehrlich aus und überlegen wir vernünftig. Ich appellire an Dein Gerechtigkeits-Gefühl.

Dir ist meine Mutter unbequem im Hause. Ihr Wesen ist Dir nicht sympathisch. Du mußt ein Opfer bringen, Dir eine Beschränkung auferlegen, um mit ihr zusammenleben zu können.

Das möchtest Du nicht.

Ich für mein Theil liebe meine Mutter, wie sie es um mich verdient hat. Ich bin gewöhnt an diese Fülle sonniger Mutterliebe, die sich unerschöpflich über mich ausgießt. Sie ist mir heilig, diese alte Frau; ich habe das Gefühl, ein Verbrecher zu sein, wenn ich daran denke, ich müßte ihre alten Tage mit Entbehrung und Kummer belasten. Und das würde ich, wenn ich sie von mir triebe. Ihr Herz würde darben und sehnen: sie hat sich gewöhnt, ihr ganzes Glück darin zu sehen, mich zu lieben, in mir, meinen Bedürfnissen und Erfolgen aufzugehen.

Ich bringe es nicht über mich, sie seelisch verhungern zu lassen. Ich fände kein rechtes Glück, keinen inneren Frieden mehr, wenn ich sie von mir trennte.

Du hast gewiß ein Recht, wie jeder Mensch, Dich

geltend zu machen, wie Du bist. Aber bloß Du? Nicht ich auch? Bei Dir handelt es sich um ein Opfer an Geschmack und Behagen, bei mir um eins an Herz, Ehre und Gewissen.

Ich kann dies Opfer nicht bringen, Rose. Es wäre Kirchenraub. Wie ich meine Mutter diese Nacht wiederfand, so jämmerlich, zerzaust und verregnet und vernichtet, wie sie schüchtern um Verzeihung bat, daß sie mich hätte glücklich machen wollen und daß sie so ungeschickt sei, — da wußte ich: ich kann's nicht. Ich lasse sie nie von mir.

Gieb nach, Rose, sei barmherzig. Du wirst es nicht bereuen. Leb' eine Weile mit ihr zusammen, und Du wirst dieser einzigen, rührenden Frau mit ihrer Innigkeit und Selbstlosigkeit alles nachsehen, was Dich an ihr stört. Gieb ehrlich nach, nicht etwa nur zum Schein, in der Absicht, später doch Deinen Willen durchzusetzen, sonst wäre unsere Ehe kernfaul von vornherein.

Ich bete Dich an, ich liebe Dich unsäglich, — empfinde Du in dieser Sache groß und vornehm, und wir drei werden sehr glücklich werden.

Die Entscheidung steht bei Dir, und ich werde sie mir morgen, gegen Mittag zur gewohnten Stunde, holen. Ich schreibe, damit Du Zeit zum Ueberlegen hast.

In tiefer Herzensnoth

Dein Egon."

Er trug diesen Brief noch in den Kasten. Dann nahm er das Licht und suchte sein Schlafzimmer auf. Bei dem Zimmer der Mutter blieb er stehen und horchte auf ihre schweren Athemzüge.

Er konnte schlafen. Er hatte gethan, was er mußte.

* * *

So scheu und so schüchtern war die alte Frau am andern Morgen! Es fehlte ihr nichts, sie befand sich wohl. Sie fing zaghaft an, von ihrem Irrgang zu erzählen. „Arme Mama," sagte er, „Du mußt solche Sachen nicht machen." Und dann: „Meinst Du nicht doch, Sohnerl, daß es besser ist, wenn ich heute fahre? Emma kann mich ja zur Bahn bringen."

„Nein, auf keinen Fall. Ich werde nachher mit Rose reden."

Und er fuhr nach Berlin.

Als er ins Hotel trat, kam der Portier aus seiner Loge.

„Die gnädige Frau ist abgereist, heute Morgen," sagte er freundlich.

„Hm, jawohl," brachte Falstein mühsam heraus. Er war leichenblaß, nur einen Moment. „Hat sie etwas für mich hinterlassen?"

„Ja, hier." — Der Mann ging und brachte ein Couvert.

„Schön," nickte Falstein, „ich danke."

In der Bellevue-Straße riß er das Couvert auf und las:

„Du hast entschieden. Ich will keine Kämpfe, und meine Liebe ist nicht stark genug, um mich selbst aufzugeben. Erhalten wir einander ein freundliches Gedenken. Leb wohl!

Rose."

„Nun also!" sagte er durch die zusammengebissenen Zähne, knüllte das Billet zusammen und steckte es in die Tasche.

An einer einsamen Stelle des Thiergartens sank er auf eine Bank und krampfte die Fäuste zusammen:

„O Rose, — Rose, —" schluchzte er auf, — „Du hast mich betrogen, Du hast mich nie geliebt!" —

* * *

Egon Falstein fuhr nicht nach Lichterfelde. Er irrte ein paar Wochen in der Sächsischen Schweiz herum: erst von hier aus erfuhr die Mutter, daß er nicht mit Rose Bartels dort war, wie sie gemeint, — daß die Verlobung gelöst sei. „Ich habe mich überzeugt, daß sie keine Frau für mich ist. Wenn ich wiederkomme, reden wir nicht mehr von ihr, dann habe ich es verwunden."

Ja? Nun, er heuchelte es wenigstens, als er zurückkam. Aber da waren die dummen Studien von Saßnitz. Er wollte sie immer verbrennen und that's doch nicht; tief in der Nacht saß er ab und zu davor und bekam nasse Augen.

Die alte Frau war noch lange gedrückt und kleinlaut, und von Zeit zu Zeit überfiel den Sohn ein heißer Ausbruch von Zärtlichkeit. O, sie sprach nie von Rose, die alte Frau, aber sie war nicht so naiv, daß sie sich nicht ihre Gedanken gemacht hätte.

Und einer davon lautete: „Sie hat ihn doch nicht recht geliebt, meinen armen Egon. Gott hat gewußt, warum er alles so fügte."

Nachdruck verboten.

Frau Kunst und die Kleinen.

Von Ferdinand Avenarius.

(Schluß.)

Wie aber soll man's auf der frühen Stufe des „Kinderstuben-Alters" mit den ganz eigentlich freigestaltenden künstlerischen Thätigkeiten halten, mit Zeichnen und Modelliren? In ganz früher Zeit schon „malt" das Kind, zeichnet es Männ- und Weiblein, Pferdchen und Soldaten, — in sehr kühnem Stile zwar, aber doch so, daß man wenigstens die Absicht merkt. Gerade wenn ein Trieb zum ersten Mal auftritt, soll er nach pädagogischer Lehre benutzt und entwickelt werden, lassen wir also den Trieb zum Zeichnen nicht ohne Noth Jahre lang ruhen. Gut, aber zum richtigen Zeichenunterricht können jetzt die technischen Fähigkeiten des Kindes noch nicht gebildet werden, und Hülfsmittel, wie sie z. B. das Netzzeichnen mit sich bringt, sind fürs Auge schädlich und wohl auch sonst vom Uebel! Also spricht Lange in seinem Buche dafür, den „zeichnerischen Illusions-Trieb" durch Stäbchen- und Fadenlegen sich befriedigen, das kindliche „Zeichnen" aber ohne beengende Aufsicht „auf dem Papiere kritzeln" zu lassen, wie und was der kleine Zeichner mag. Auf dem Papiere, — d. h. nicht auf der Schiefertafel, denn weshalb das Kind mit dem Marter-Instrument des Schieferstiftes gequält werden soll, ist in der Zeit der immer tiefer sinkenden Papier- wie Bleistiftpreise nicht mehr ersichtlich.

Für das Modelliren der ersten Stufe räth Lange zum Ausdrücken von Holzformen in Sand. „Nicht nur Kuchen der verschiedensten Gestalt kann man in Holzformen herstellen, sondern auch zahlreiche Gegenstände des gewöhnlichen Lebens, Stühle, Bänke, Tassen, Töpfe, Häuser u. dgl. Nur muß man sich dabei mit einer compacten und vereinfachenden Darstellungsweise begnügen. Aber man braucht nicht einmal beim bloßen Ausdrücken der Formen stehen zu bleiben. Man kann dem Kinde auch zeigen, wie es die ausgedrückte Form nachher mit dem Finger oder einem Stück Holz weiter bearbeiten oder dem natürlichen Vorbild noch ähnlicher machen kann." Ich meinerseits muß gestehen, daß ich gegen die von Lange empfohlenen Holzformen Bedenken habe, die Beschäftigung damit scheint mir nicht viel mehr zu geben, als das Pausen durch eine fertige Schablone. Deshalb würde ich für unsere Kleinsten ganz freihändiges „Sandbacken", vielleicht auch nach etwas „Vorgebackenem," als erste Modellir-Uebung vorziehen. Sehr wahrscheinlich, daß bei ihrem mangelhaften Raumsinne noch recht wenig dabei herauskommt. Nun, dann ist's eben zum Modelliren noch zu früh, — was schadet's?

Schon bei all den genannten Spielen und Beschäftigungen sehen Sie, gnädige Frau, das vorhin erwähnte, kindliche „Gesammtkunstwerk" im Hintergrunde. Die kindliche Phantasie macht nirgends ängstlich an den Grenzen der einzelnen Künste Halt, sie schweift fröhlich über sie hinweg ins Nachbargelände, spielt dort mit der eben selbstgemachten plastischen Figur Theater und bäckt auch sonst, sozusagen, das hier geerntete Korn frischweg mit dem vom Nachbar-Acker zu Brod und Kuchen zusammen aus. Gilt das da, wo der Schwerpunkt immerhin in der „bildenden Kunst" liegt, so gilt es auch umgekehrt von der Poesie in der Kinderstube. Das Märchen, das Gott den Kleinen recht ausgiebig erhalten möge und das viele Eltern viel zu früh vom „Spielplane" absetzen, hat ja seinen pädagogischen Hauptwerth gerade in der außerordentlichen Mannigfaltigkeit der Bewegung, die seine unirdisch leichte Welt der kindlichen Phantasie ermöglicht. Das begabtere Kind, das beim Hören der Märchen all ihre Abenteuer wie am eigenen Leibe miterlebt und sich also als Prinz oder Prinzessin, Zauberer oder Verzauberten fühlt, es fühlt sich natürlich auch bald gedrängt, das so Aufgenommene auch dramatisch zu spielen, und findet dabei auch zu bildnerischer Thätigkeit mit allerlei Requisiten Gelegenheit übergenug. Gerade dieses Umsetzen und Verarbeiten sollten die Erzieher unterstützen. Es führt, zunächst einmal, zu ordentlicher Vertiefung in die Sache, wie man sich denn hier, wie überall beim kindlichen Spiel, recht vor dem Vielerlei hüten möge. Und dann: es führt zu selbständigen Spielen, zu solchen Spielen, die von den Kindern selbst, wenn auch unter der leisen Steuerlenkung der Erwachsenen aus dem innerlich Erlebten herausgebildet werden. Freilich braucht dieses innerlich Erlebte ja keineswegs ein Märchen zu sein. Auch die Geschichte von ehedem und heute dient dazu, wennschon zumeist erst ein etwas reiferes Alter den alten trojanischen oder den neuen spanisch-amerikanischen Krieg in Kinderspiele umsetzt, sodaß erst der Schulhof von Homer's und Odysseus' Thaten und erst der Schulweg von Shafter's, Cervera's und Aguinaldo's Zornesschreien widerhallen. Und ferner dient als große Fundquelle das Leben der Natur, der Pflanzen und zumal der Thiere, — das Naturleben, mit dem man gar nicht früh und gar nicht innig genug die junge Menschenseele befreunden kann.

Gestehe ich's Ihnen, ich verspreche mir von all solchen Anregungen mehr, als von denen, die unser modernes Schauspieler-Theater selber so jungen Seelen bieten könnte. Bieten könnte, sage ich, aber es bietet ihnen in Wirklichkeit noch viel weniger, als es ihnen bieten könnte. Denn es bietet ihnen in einer Beziehung leider mehr: die Herren Theater-Directoren wollen immer zugleich die verehrlichen Eltern amüsiren, und so fügen sie ins Kindermärchen in Masse Stücklein und Mätzchen ein, die gar nicht für die kleinen Leute da sind. Und die „kleinen Leute", welche sind's denn? „Für Kinder von drei bis vierzehn Jahren" soll's nett sein im Kinder-Theater, aber was einem Mägdlein von vier Jahren köstlich ist, macht schon den Backfisch von zwölfen gähnen, und umgekehrt. Vorläufig entspricht die Wirkung des Kinder-Theaters bis auf gelegentliches, ungesundes Aufregen und Angruseln durchschnittlich eben auch nur dem der schönen Puppe. Und es läßt sich nicht recht absehen, wie's besser werden soll, so lange die Sache ein Geschäfts-Unternehmen bleibt, das Miethe für ein großes Theater und Gage für viel Schauspieler-Personal herausschlagen soll aus möglichst vielen Besuchern. Man müßte es einmal unter der Leitung unschulmeisterlicher Schulmänner oder anderer guter Pädagogen mit bescheidenen Theaterchen in Sälen versuchen, die für bestimmte Kindesalter zugerichtet wären. Bis wir dergleichen haben, ziehe ich's vor, das Kinderstuben-Völkchen als Zuschauer oder gelegentliche Mithelfer nur vor Puppen-Theatern zu sehen, an denen die älteren Geschwister oder erwachsene Kinderfreunde als Oberleiter „wirken". Wie hohe Wonnen können zwischen solchen papiernen Coulissen später hervorwehen, wenn Tell erst Geßlern fällt, den so schrecklich „frechen," oder wenn der Teufel einen, der's ganz ausbündig verdient hat, holt, oder wenn eine richtige liebe Seele von einem Menschen nach fürchterlicher Verfolgung leibhaftiger König mit einer goldenen Krone und einem scharlachrothen Mantel wird! Mir geht das Herz auf, denke ich nur daran. Aber die Puppentheater-Herrlichkeiten liegen zumeist für die Kinderstube immerhin zu hoch. Schade, daß sie der gute Kasperle nur so selten noch betritt, der findet ohne alle Frage dort verständnißvolle Seelen. —

Unendlich wichtig für die künstlerische Vorerziehung ist, daß die Mutter mit ihren Kleinen in der richtigen Weise spreche. Die Sprechweise der Mutter muß sich durchaus kindlicher Auffassung anpassen. Also muß die Mutter den Kleinen so wenig wie möglich mit Begriffen, so viel wie möglich mit Anschauungen kommen, so wenig wie möglich mit „Abstraktem", so viel wie nur angeht mit „Concretem", sie muß immer gegenwärtig behalten, daß das Kind alles belebt und beseelt, sie muß, vergleichsweise zu reden, stets eine dichterische, nie eine wissenschaftlich-nüchterne Sprache reden. Jeder Mutter sagt hier das natürliche Gefühl, was richtig ist; es ist meist ein Zeichen von natur-entfremdeter Verbildetheit, wenn eine Mutter beim Sprechen mit ihrem Kinde „den Ton nicht mehr trifft", und es führt oft dazu, daß an ihrer Stelle ein Kindermädchen dem Kleinen die Nächste wird, oder wer sonst mit ihm in seiner Sprache zu reden versteht. Mitunter jedoch verleitet auch eine thörichte Auffassung von Sprach-Unterricht die Mütter, den natürlichen, kindlichen Plauderton mit den Kleinen sich absichtlich abzugewöhnen. Thun sie doch einmal kindlich mit ihnen, so „läppschen" sie dann wohl, was doch wirklich etwas anderes ist. Im allgemeinen sehen es solche sonderbaren Pädagoginnen gern, wenn auch ihre Kleinen möglichst früh „gebildet" werden. Da wird dann das Wesen hoch gelobt, das sich möglichst früh so tinten-deutsch und papieren ausdrückt, wie eine Zeitung, und als Schreckenskind betrachtet man das andere, das von der Eisenbahn noch als vom Tschischtschisch, vom Schaf als vom Mäh und von der Kuh als von der Muh redet, — gar nicht zu denken des entsetzlichen Unglückes, daß es etwa noch Dinge mit ganz selbstgemachten Ausdrücken bezeichne. Meine verehrte gnädige Frau, was wird da an unserer Jugend, was aber auch da schon an unserer Literatur und an der Verständniß-Fähigkeit für unsere deutsche Dichtung gesündigt! Je mehr Ihr Kind in selbsterfundenen Ausdrücken spricht, je mehr freuen Sie Sich dessen, statt es zu schelten, freuen Sie Sich dessen, denn es ist ein untrügliches Zeichen seiner lebendigen Phantasie-Kraft und seines sprachschöpferischen Könnens. Gewiß, die Sprache ist ein Verständigungsmittel zwischen vielen, es geht bei ihr nicht ab ohne Uebereinkommen und Herkommen, aber unser „Zeitalter des Verkehrs" sorgt wirklich sehr bald zur Genüge selber dafür, daß die Prägebilder der Sprachmünzen abgegriffen werden, — man braucht dem nicht allzufrüh und allzuviel durch pädagogisches Feilen und Poliren nachzuhelfen. Deshalb rathe ich jeder Mutter dringend: Laßt die Jungen im Nest recht lange so zwitschern, wie ihnen die Schnäbel gewachsen sind. Das wird fürs weitere Leben das individuelle, das persönliche Element in ihnen stärken, wenn sich im Kampfe mit dem Papier-Deutsch der eigene Stil zu erhalten und zu bilden hat. Ist es doch platterdings unmöglich, daß einer einmal ein gutes, selbständiges Deutsch schreibt, dem man schon in der Kindheit die Neigung zu eigenen Versuchen im Sprachbilden durch feierliche Hinweise auf die unantastbar heiligen Zeichen der Druckerschwärze ertödtet hat. Und bedenken Sie, wie viel eine richtige Erziehung im Sprechen, eine Erziehung zur Freiheit, keine Dressur, bedeutet. Aus dem aufrechten Gang und aus der Ausbildung der articulirten Sprache, Sie wissen es, leitet ein guter Theil der Philosophen es her, daß der Mensch aus einem Thieresgeist den Menschengeist bildete. Mit der Ausbildung der Sprache, das jedenfalls ist gewiß, steht die Entwickelung der menschlichen Geistesfähigkeit in engster Wechselbeziehung. Es giebt deshalb keine künstlerische Vorerziehung, die wichtiger wäre, als die im Hinblick auf die Sprache als den klar bezeichnenden echten Ausdruck des Innenlebens.

Lassen Sie mich mit dieser Erinnerung meine Zeilen schließen. Ihr Kind, meine verehrte Frau, ist noch nicht in dem Alter, da der Herr Schullehrer mit sanfter Gewalt den Eltern eine Hand des Kleinen wegnimmt, um fortan mit ihnen gemeinsam das Erdenbürgerlein zu geleiten. Ihnen ist die Frage noch nicht von praktischer Wichtigkeit, ob denn unsere Schule zur künstlerischen Erziehung auch ihr nützliches Theil beitrage. Ach, sie ist überhaupt nur wenigen von „praktischer" Wichtigkeit, diese Frage, denn unsere Schule ist ja eine sehr selbständige Anstalt, die vor manch' anklopfendem Elternwunsch die Thüre geschlossen hält, und, seien wir gerecht, auch zuhalten muß. Vielleicht unterhalten wir uns trotzdem noch einmal darüber, wie's hinter ihren Mauern in dieser Beziehung aussieht. Es wird wohl an einem Ort so und am anderen ein wenig anders sein. Was nützen die Sorgen darum, helfen Sie vorläufig zu der gepriesenen „guten Kinderstube" auch dadurch, daß Sie Frau Kunst darin ihre feinen Gaben lächelnd und klug vertheilen oder verheißen lassen. Wirklich, Sie dürfen dann der Schulzeit mit weniger Sorgen entgegensehen, daß sie aus Ihrem Kind doch noch einen blasirten Nüchterling machen könnte. So klein es noch ist, wenn's mit der großen Zuckerdüte ins ernste Leben zieht, es ist dann doch durch solche Vorbehandlung schon ordentlich geimpft und sehr viel schwerer anzustecken.

Mit allen guten Wünschen und Grüßen an Sie, verehrte Frau, und Ihren kleinen Kunstjünger

Ihr herzlich ergebener

Ferd. Avenarius.

Nachdruck verboten.

Lisi.

Von Adele Hindermann.

„Dorchen!"

„Lisi?"

„Ich weiß 'was."

„Ich auch, Verschiedenes," sagt die kleine Schneiderin gleichmüthig.

„Ich weiß aber, für wen Sie schwärmen!"

„Soo?“ Dora läßt die Arbeit sinken und erröthet ein wenig. „Ach sieh mal, so eine Pute von dreizehn Jahren! Was weißt Du von so 'was, Lisi?“

„Ich? O, 'ne ganze Menge. Man liest doch mit Verstand, und man hört so Manches,“ sagt Lisi gekränkt und baumelt mit den Beinen, denn sie sitzt auf der Kante des großen Schneidertisches. Sie sitzt überhaupt am liebsten auf Tischen, eben des Baumelns wegen.

Dorchen lacht gezwungen. So ein leises, melodisches, bescheidenes Lachen. Dann eine Pause; keins von beiden spricht ein Wort.

Und die Spätnachmittags-Sonne des Februartages streut goldene Lichter auf eine Wolke von zartem, weißem Stoff und duftigen Spitzen, — es ist Lisi's Tanzstunden-Ballkleid, das heute unter Dora's geschickten, mageren Fingern entstehen soll. Elfenbeinweißer Kaschmir mit einem großen Spitzenkragen. Entzückend!

„Dorchen, der Rumpf wird doch plissirt, nicht?“

„Ja, gewiß. Was für Schuhe bekommst Du dazu?“

„Schwarze Lackschuhe.“ Lisi sieht nachdenklich an sich hinunter. „Zu dumm, daß ich solch große Füße habe!“

„Du bist ja auch ein großes Mädel!“

„Ja, aber denken Sie, Nummer siebenunddreißig! Was haben Sie, Dorchen?“

„Fünfunddreißig“, sagt Dora mit gemachter Lässigkeit. Der dem dürftigen Figürchen entsprechende minimale Fuß ist der Stolz ihres Lebens.

Lisi ist ihre eifrigste Bewunderin, wenn Mama auch sagte: Dora giebt ihren halben Verdienst für papiererne Schuhe aus.

Ach wie gern hätte Lisi auch solch papiererne Schuhe getragen! Diese entsetzlich „durablen“ Knöpfstiefel mit Doppelsohlen, — die Kleine stößt einen leichten Seufzer aus.

Und noch ein Seufzer huscht durch das Zimmer. —

„Du Lisi, für wen schwärme ich denn nach Deiner Ansicht?“ Durch den spöttischen Ton hindurch vibrirt das Interesse, von der Sache zu sprechen.

„Für Sergeant Grothus.“

„Ah,“ — jetzt ist Dora sehr, sehr roth geworden. „Wer sagt Dir denn das?“

„Die Minna sagt es, und die Schäfern, und ich selbst habe Sie vorigen Sonntag mit ihm aus dem Kaiserhof kommen sehen. Aber ich bin ja bloß 'ne dumme Pute!“

„Na, sei man nicht böse, Lisi.“

„Nein, böse nicht, aber ich finde, mir brauchten Sie's doch nicht zu verheimlichen, Dorchen, ich sag's wahrhaftig keinem Menschen wieder, und, — und ich interessire mich doch so sehr für — so 'was.“

Es besteht ein eigenthümliches Freundschaftsverhältniß zwischen diesen beiden Mädchen; der jungen Schneiderin, die Tag aus Tag ein schwer um das bißchen Existenz arbeiten muß, und dem langaufgeschossenen Schulmädchen, das im Schutze wohlhabender Eltern so sorglos ins Leben blickt.

Dora, mit ihrer bescheidenen Eleganz am Sonntag, ihrer spindeldünnen Taille und den unpraktisch feinen Schuhen, imponirt ihr. Sie besucht sie auch öfter, wenn Dora zu Haus arbeitet, schaut ihr beim Nähen zu oder liest ihr den Roman aus der neuesten Nummer einer illustrirten Zeitschrift vor, auf die Dora abonnirt ist. Eine wundervolle Geschichte; sie handelt von einer unglücklich liebenden Gräfin, die meistens mit aufgelöstem Goldhaar auf der Chaiselongue liegt und hin und wieder ein kostbares Spitzentaschentuch zerreißt. O, Lisi weiß seitdem ganz genau, was „Liebe“ ist; „man liest doch mit Verstand!“

„Pfui, Dorchen, sagen Sie mir's doch! Ich habe Ihnen alles von Hans Wald erzählt und Sie —“

„Was, von Hans Wald?“

„Nun,“ sagt Lisi stockend, „daß er mich jetzt schon zum Cotillon engagirt hat und gestern mit mir Schlittschuh gelaufen ist, und daß er gesagt hat,“ — hier senkte sich der schmale Kopf, sodaß die Stirnlocken über das in höchster Verwirrung erglühende Gesichtchen fielen, — „daß er gesagt hat, er fände blonde Mozart-Zöpfe entzückend.“

Dora stößt ein etwas grelles Gelächter aus. „Ach so, das; ja richtig!“

„Und nun sagen Sie mir auch, ob Sie für Grothus schwärmen, Dorele, liebes Dorele; sagen Sie ja, nicken Sie nur mit dem Kopfe, — so, — ja, — also sehen Sie, ich hatte doch recht gehabt!“ jubelt sie triumphirend, ganz stolz, Mitwisserin eines solchen Geheimnisses zu sein.

„Pst, um Gotteswillen leise, wenn Mama kommt!“

„Ach die kommt jetzt nicht, sie backt mit Minna Pfannkuchen. Aber nun sagen Sie mal, Dorchen, dieser Grothus, wie heißt er eigentlich mit Vornamen?“

„Hermann.“

„Hermann, das paßt prachtvoll für ihn; wie ein Cherusker sieht er auch aus, mit seinem sonnenverbrannten Gesicht und dem blonden Schnurrbart. Ich würde ihn Arminius nennen.“

„Warum Arminius?“

„O, nur zur Abwechslung. Und nun zeigen Sie 'mal Ihre Hand, Dorchen, sind Sie nun richtig verlobt? Haben Sie schon den Ring?“

„Ach, dummes Mädel, das ist ja Unsinn; es ist doch noch kein festes Verhältniß!“

„Ein festes Verhältniß, — was ist das?“

„Na, wenn man sich wirklich heirathen will. Und da ist ja noch 'ne andere —“

„'ne andere? Was will denn die?“ fragt die Kleine.

„Die Lina Burgmann, Du kennst sie ja auch; die soll dreieinhalbtausend Thaler haben, und sie möchte sich wohl aufhängen für den Grothus; aber er sagt, er könne sie nicht ausstehen, sie kann ja auch nicht 'mal einen ordentlichen Walzer tanzen; und Füße hat sie, wie die Elbkähne, — aber das Geld, das Geld! Und wenn einer erst Sergeant ist und von Hause auch nichts hat, wer weiß, was er noch thut!“

„Aber, Dorchen, wenn er sie doch nicht leiden mag!“

„Bah, was will das heißen!“

Das blasse Mädchen stößt ein unsäglich hartes, verächtliches Lachen aus. Sie ist vierundzwanzig Jahre alt und näht seit einem Jahrzehnt; — sie hat es gelernt, auf Enttäuschungen gefaßt zu sein. Es wäre ja nicht das erste Mal, daß man ihr den Hof macht und eine andere heirathet.

Aber dann hat sie schnippisch gelacht und noch einmal so flott getanzt, als vorher.

Aber dieses Mal, — dieser blonde Artillerist mit den scharfen blauen Augen und der stattlichen Figur, wenn auch er eines Tages aus ihrem armen Leben schwinden würde, und eine andere wäre die Glückliche, — dieses Mal würde sie nicht die Kraft haben, zu lächeln und zu tanzen, diesmal nicht. —

„Lisi.“

„Ja, Dorchen?“

Dora hat die Hände an das Gesicht gedrückt, eine Blutwelle färbt ihre bleiche Haut, und die Lider senken sich über die fiebrisch glänzenden Augen.

„Lisi, ist er nicht entzückend?“

Eine Welt von Liebe liegt in diesen vier Worten, die wie ein Hauch von ihren Lippen kommen.

Diese kleine, nichtssagende Dora! Ein Etwas geht von ihr aus in diesem Augenblick, wie die heiße, zitternde Luft eines glühenden Julitages, ein Etwas, das Lisi fremdartig berührt, wie eine schwerduftende Tropenblume. —

„Ist er nicht entzückend?“

„Ganz famos,“ bestätigt Lisi, und ihr rosiges Kindergesicht leuchtet dazu, so jung, so kühl, so frisch wie ein sonniger Aprilmorgen.

Und sie ist neugierig, die Kleine; dies Kapitel ist ihr so überaus interessant, als schaue sie von einer mühsam erkletterten Mauer in einen herrlichen Garten voll farbenleuchtender Blüthen.

„Dorchen,“ und sie rückt ganz nahe heran an die andere, „Dorchen, sagen Sie 'mal, sind Sie verliebt in ihn?“

„Dumme Frage!“

„Furchtbar verliebt?“

Dorchen nickt kaum merklich, indem sie mit einem Centimetermaß Lisi's Armlänge mißt.

Diese aber weiß noch nicht genug.

„Haben Sie ihn lieber als mich? Ja, natürlich, darnach will ich lieber gar nicht fragen; Sie haben mich ja doch nicht halb so gern, wie ich Sie.“

„O!“ —

„Lieber als Ihre Tante, bei der Sie wohnen?“

„Ha, ha, zehnmal lieber.“

„Lieber als Ihre Freundin Grete?“

„Ja.“

„Lieber als — Ihre Eltern, Dorchen?“

„Ach, laß doch das dumme Fragen, hol' mir lieber die Lampe; ich kann ja nicht mehr sehen!“

„Gleich, ja.“

Lisi ist noch näher herangerückt und hält ihr beide Hände fest. „Dorele, dies müssen Sie mir noch sagen, dies Eine noch. Lieber als Ihre Eltern?“ Etwas wie Angst liegt in ihrer Frage.

Dora sucht vergeblich ihre kleinen Finger aus den kräftigen Fäustchen zu befreien. „Laß mich doch los, Lisi, ich sag's Dir doch nicht!“

„Doch, dies will ich wissen,“ beharrt Lisi und preßt die schmalen Hände noch ein wenig heftiger.

„Ja, ja, ja,“ stößt Dora hervor, und im Augenblick fühlt sie sich von dem kleinen Quälgeist losgelassen.

„Wie entsetzlich!“

Lisi's Augen haben sich in jähem Schreck weit geöffnet und suchen trotz der Dämmerung in Dora's Gesicht zu lesen, ob diese ernst gesprochen.

Leise berührt sie die Schulter des jungen Mädchens. „Dorchen, lieber als Ihre Eltern? Sagen Sie das auch noch, wenn ich — nicht Ihre Hände quetsche?“

Wie weich, wie ängstlich das von den Kinderlippen kommt!

Dora wendet den Kopf halb ab, um nicht in die entsetzten, braunen Augen sehen zu müssen. „Ja,“ sagt sie mit leiser, erstickter Stimme, „ich kann nicht anders.“

— — — — — — — —

Lisi mußte heute nicht, wie sonst immer, ins Bett getrieben werden. Sie war todtmüde vom Grübeln, noch konnte es ihr Kindskopf nicht fassen, das Unerhörte.

„Lieber als die Eltern,“ — das Wort ließ sie nicht los. Wie ein schwerer, grauer Schleier hatte es sich herabgesenkt auf ihre sonnige Heiterkeit und verdarb ihr die Freude an der 'ganzen Welt. Und als sie sich schlafen legte, fiel ihr ein, daß sie schon seit drei Tagen das Abendgebet vergessen hatte.

„Ich denke eigentlich nur an den lieben Gott, wenn ich etwas von ihm will,“ hatte sie vor längerer Zeit einmal eine darauf bezügliche Frage ihrer Mutter kleinlaut beantwortet, „und dann genirt es mich so sehr vorm lieben Gott, mit einem Anliegen zu kommen, wenn ich ihn tagelang vergessen hatte.“

Heute mußte sie ihm vieles sagen, vieles! —

„Lieber Gott, vergieb doch Dorchen ihre große, große Sünde, daß sie den Grothus lieber hat als ihre Eltern. Sie meint es auch gewiß nicht so! Und daß ich morgen im Extemporale nicht gar so viele Fehler habe! Und mach', daß Hans Wald Ostern doch nach Prima kommt, trotzdem er im Latein schwach ist, denn er ist wirklich ein netter Junge. Aber ich habe ihn lange nicht so gern wie meine Eltern, so lange nicht! Wenn Du das etwa glaubst, lieber Gott, dann soll er lieber nicht nach Prima kommen, so leid es mir thäte. Und daß doch der Grothus die Lina Burgmann — mit den — dreitausend Thalern — nicht — —“

Der Gedankengang verliert sich, schlaftrunken lösen sich die gefalteten Hände, und die dunkeln Wimpern schließen sich fest über den müden Kinderaugen . . . .

Zum Empfang. Nach dem Gemälde von G. aus der Ohe.

Nachdruck verboten.

Das secessionistische Dorf im Wiener Prater.

Von H. v. Neckarberg.

Wie es heute noch Märchen und Wunder giebt für alle, die daran glauben wollen, so giebt es auch noch gute Feen. Eine solche gute Fee ist die Fürstin Pauline Metternich-Sándor. Wenn von einer großartigen Wohlthätigkeits-Veranstaltung in Wien die Rede ist, steht meist ihr Name an erster Stelle; meist ist sie die Schöpferin der Idee, die Leiterin der Ausführung und, — heute wie ehedem, — die Seele des Unternehmens, das, wenn sie ihre ganze Persönlichkeit einsetzt, auch allemal einen ganzen Erfolg zu verzeichnen hat. Originell, sinnreich und elegant weiß sie ihr Samariter-Werk einzukleiden und zu gestalten, sodaß das Wohlthun, dem die warmherzigen Wiener immer zugeneigt sind, zugleich zum Vergnügen für den Einzelnen wird.

Anerkanntermaßen erzielte aber noch keine Wohlthätigkeits-Veranstaltung in Wien einen so vollen, glänzenden Erfolg, wie das diesjährige, durch Fürstin Pauline Metternich inscenirte und in Gemeinschaft mit ihrem „Generalstabe" genial und opferfreudig ausgeführte Frühlingsfest im Prater, dessen Ertrag der Wiener freiwilligen Rettungsgesellschaft, der allgemeinen Poliklinik und dem Maria Theresien-Hospital zugute kommt, — deshalb verdient es auch in seinen Einzelheiten den Nichtbetheiligten nahegerückt und durch Wort und Bild als werthvolle Erinnerung festgehalten zu werden. — Gewiß war es eine glückliche Idee, die Secession, welche vielleicht in keiner Großstadt, mit Ausnahme Münchens, so festen Boden gefaßt, so kräftige Blüthen getrieben wie in Wien, in den Dienst der Menschenliebe zu stellen. Damit war von vornherein das Allgemein-Interesse gesichert.

Gräfin Mysa Wydenbruck-Esterházy.

Fürstin von Metternich-Sándor.

Baronin von Podewils-Dürniz.

Eine wohlwollende, schalkhafte Parodie auf die Uebertreibungen, die excentrischen Launen der secessionistischen Schule, — das mußte lustig werden, mußte eine „Hetz" geben; und wo es eine Hetz giebt, da stellt sich der Wiener, — besonders aber die Wienerin! — sicher ein.

Das secessionistische Dorf, — in seinen Grundzügen von der Fürstin und ihrem getreuen Beirathe, dem Präsidenten der „Concordia", Edgar von Spiegl, auf dessen Umsicht und unermüdlichen Arbeitseifer ein gut Theil des Gelingens zurückzuführen, ausgesonnen, — wurde in seiner interessanten baulichen Absonderlichkeit von Gilbert Lehner, dem Decorations-Inspector des Burg-Theaters, innerhalb des Riesenbaues der Rotunde mit bekannter Meisterschaft hergestellt, und verschiedene Wiener Künstler thaten das Ihre dazu, einzelnen der zweiundvierzig Verkaufsständen noch eine besondere, die Parole „Secession" lustig oder geistreich apostrophirende Ausschmückung zu geben. So bot das Dorf einen ganz wundersamen, wahrhaft überraschenden Anblick, bei welchem selbst der alte Ben Akiba in Verlegenheit gerathen wäre.

Solche Häuschen, Zelte, Buden, Bazars hat man sicherlich noch nie und nirgends gesehen! Wie Bilder aus einem modernen, secessionistischen Märchenbuche mutheten sie und ihre Bewohnerinnen an. Eigenartige, noch nie dagewesene Trachten bekam das athemlos schauende Publicum zu sehen! Einige Kostüme waren nach Zeichnungen bekannter Maler angefertigt, andere nicht weniger bemerkenswerthe hatten ihren eigenen Stil; alle aber trugen dem Grundgedanken des Festes Rechnung, daher wirkte das Gesammtbild außerordentlich harmonisch und malerisch.

Franzi Charlemont.

Gräfin Kinsky-Henckel-Donnersmarck.

Baronin Helene von Maderny.

Prinzessin Clementine Metternich.

Die Veranstalterinnen des Frühlingsfestes „Das secessionistische Dorf im Wiener Prater."

Das Haupt-Interesse der Besucher lenkte sich natürlich auf die Residenz der Fürstin Metternich, den „Herrenhof", einen vornehm stilisirten, mit Chrysanthemen-Giebeln geschmückten Bau, den eine künstlerisch veranlagte Dame der Wiener Gesellschaft, Frau Henriette von Mankiewicz, mit eigener Hand entworfen und eingerichtet hatte. In diesem Hause machte die Fürstin in liebenswürdigster Weise die Honneurs und leitete dabei unmerklich die „Regierungsgeschäfte" ihres secessionistischen Reiches. Sie trug ein Kleid aus weißem Liberty-Atlas, an dessen Rock schwarze, stilisirte Lilien emporrankten. Ueber das Ganze war ein wallender Mantel aus plissirter, schwarzer Seiden-Gaze geworfen, auf dessen Umrandung sich Libellen wiegten. Eine Libelle bildete auch den Mittelpunkt des graziösen Veilchenhäubchens. Die Tochter der Fürstin, die vornehm-schlanke Prinzessin Clementine, erschien in einem weißen Gewande mit aufgestickten Lilien und grünem Blätterkranze.

Gleich beim Eintritt in die Rotunde fesselte das völlig durchsichtige,

wie aus abendrothen Wolken componirte „Organtin-Haus", in welchem die anmuthige, gleichfalls von weiß-rosigem Wolkenstoff umwallte Baronin Salzgeber, Champagner und andere Erfrischungen spendend, als Patronesse fungirte. Reizend war das „Kirschenhaus" der Gemahlin des Handelsministers, Baronin Dipauli. Aus goldenen Vasen und aus goldenem Boden wuchsen da die Kirschbäume hervor und bildeten eine Laube, von deren Wänden die reifen Früchte herabhingen. Die Patronesse trug ein schwarzes Taffetkleid mit gemalten Kirschen, die übrigen Damen hatten nach dem gleichen Muster naturfarbige Kirschen auf lichten Gewändern und einen sehr kleidsamen Kopfputz mit Kirschenbündeln an beiden Seiten der Stirne. Großen Beifall fand auch das „Tulpenhaus" der Gräfin Mysa Wydenbruck-Esterházy. Stilisirte Riesentulpen wuchsen an den Wänden und ragten vom Dache des Hauses empor, das dazu bestimmt war, wirkliche Kunstschätze, Bilder berühmter Meister, zu beherbergen. Die Gräfin, eine der schönsten und liebenswürdigsten Frauen des Wiener Hochadels, soll, nächst der fürstlichen Protectorin, den reichsten materiellen Erfolg erzielt haben, was nicht zum wenigsten auf den Zauber ihrer Persönlichkeit zurückzuführen ist. Sie trug ein prächtig wirkendes Kostüm aus gelbem Leinen, mit Aufnäharbeit von gelbrothen Sammet-Tulpen. Die Taille bildete selbst eine Art Tulpe, und auf dem Haupte schaukelte sich graziös ein großer, goldschimmernder Schmetterling.

Große Belustigung gewährte den Schaulustigen das „Umgekehrte Haus" der Gräfin Stubenberg, das thatsächlich auf dem Kopfe stand, während von einer zu oberst befindlichen grünen Wiese die Bäume herunterhingen; man betrat das Haus durch den Schornstein. Die schöne Patronesse war eine der bewundertsten Erscheinungen des Festes. Auf ihrem grünen Atlas-Gewande war lila Mohn mit seinen Stengeln derart aufgestickt, daß die Wurzeln in den Saum des Kleides und in die Spitzen der Aermel verliefen. Ein großer, blauer Mantel, der an mehreren Stellen geöffnet war, ließ die Stickereien hervortreten. Ein kleidsamer Lamballe-Hut mit blauem, grünem und lila Mohn vervollständigte den Anzug.

Festtracht mit Chrysanthemum. Aus dem Erfrischungszelt. Original-Zeichnung von Natalie Bruck-Auffenberg.

Die Patronesse eines der vornehmen, zum „Herrenhof" gehörigen Pavillons war die allbeliebte Gattin des bayerischen Gesandten, Baronin Podewils. Sie sah wohl am stilvollsten secessionistisch aus, in ihrem, die Gestalt stark verschmälernden violetten Seidenkleide, das sich vorn über einem weißen Einsatz öffnete, von dem eine stilisirte Blume in Malerei und Aufnäharbeit sich wirkungsvoll abhob. Ein Netz von grünen und lila Bändern umschloß die Frisur, und das gleiche Netz überspann die Achseln des Gewandes. Baronesse Podewils repräsentirte gleichfalls die Secessionistin sehr „echt" in ihrem grünen, mit Lilien geschmückten Musselin-Kleide.

Interessant und vielumlagert war das der „Deutsch-Oesterreichischen Literatur-Gesellschaft" gehörige Zelt „Aquarium" (Patronesse: unsere langjährige Mitarbeiterin, Baronin Helene Maderny); seine Wände markirten den von allerlei Seepflanzen und Wassergethier bevölkerten Meeresgrund; über seinem flachen Dache erschaute man mächtige Seemöven und fliegende Fische, und in der rosigen Seemuschel seines Innern eine Anzahl secessionistischer Wassergeister, Seeteufelchen, Nixen, Sirenen, oder wie man die geschäftig hin und hergleitenden lichten Wesen nennen will, welche recht märchenhaft aussahen, aber recht gewandt und menschlich praktisch ihre lustige, secessionistische Literatur feilzubieten verstanden. Da gab es ein curioses, langleibiges Bilderbuch mit humorvollen Versen und trefflichen Handmalereien von begabten Damen der Gesellschaft, — ein heiteres Dienst-Reglement für Militärs, — eine Pikanterie, „Flirt", deren Autor, ein rühmlichst bekannter deutscher Schriftsteller, sich diesmal hinter dem Pseudonym „Amandus Tacitus" verbirgt, — eine geistreiche Satyre auf die Auswüchse der secessionistischen Schule, „Blaue Blätter", verfaßt von dem feinsinnigen Novellisten und Dramatiker Freiherrn von Gleichen-Rußwurm, dem Urenkel Schillers, — elegant ausgestattete, moderne Skizzenbücher, — endlich eine interessante Spruchsammlung „Xenien", zu welchen zahlreiche deutsche Dichter und Schriftsteller Beiträge und Facsimile-Unterschriften gespendet. Daneben ging der Verkauf von secessionistischen Postkarten recht flott.

Festtracht mit stilisirten Mohnblumen. Aus dem umgekehrten Haus. Original-Zeichnung von Natalie Bruck-Auffenberg.

Festkleid mit gemalten Kirschen. Aus dem Kirschenhaus. Original-Zeichnung von Natalie Bruck-Auffenberg.

Aus dem Blüthenkranze schöner, eigenartiger Frauengestalten möchten wir noch die Gemahlin des Statthalters, Gräfin Kielmansegg, welche in einer weißen, gestickten Batist-Toilette und gelbem, mit rothen und gelben Mohnblüthen geschmücktem Hute sehr schön aussah, und die überaus reizende Gattin des französischen Botschafts-Secretairs, Vicomte de Fontenay, welche in ihrem Anzuge dem Charakter ihrer Heimat Ausdruck zu geben suchte, erwähnen. Der Rock der letzteren, aus französischem Batist, war dicht mit Kornblumen bemalt; ein breiter, kornblumenblauer Sammetgürtel umspannte knapp die graciöse Taille und hielt ein weißes Musselin-Fichu zusammen; blaue Blumen schmückten die Brust und den weißen Hut. Die beiden genannten Damen standen einige Augenblicke neben einander, und die bildschöne Gräfin Kinsky-Henckel, welche ein gelbes, mit Goldtüll gedecktes und mit Sonnenblumen benähtes Gewand und eine Sonnenblumen-Glorie auf dem blonden Haupte trug, trat zufällig an ihre Seite; das veranlaßte einen gerade vorübergehenden, die drei Frauen mit entzücktem Künstlerauge umfassenden deutschen Maler zu dem halblauten Ausrufe: „Ein solches Bild sieht man im Leben nur einmal! Ich werde es nie vergessen."

Ein vielgesuchter Ruhe-Ort für die Schau- und Wandermüden war das große „Café Secession". Reizende junge „Kellnerinnen" standen hier den Patronessen zur Seite und bemühten sich mit Aufopferung um das Wohl der Gäste. Sie trugen einfache weiße „Uniformen" und zierliche Krönchen, Miniatur-Copien vom goldenen Dache des Wiener Secessions-Gebäudes. — Seitenlang ließe sich noch fortplaudern über interessante Menschen und interessante Vorgänge im secessionistischen Dorfe; viel Bemerkenswerthes muß unerwähnt bleiben. Zum Schlusse soll nur noch gesagt werden, daß die erzielten Einnahmen alle Erwartungen überstiegen haben. Und der Segen, welcher von dem schönen, originellen Wohlthätigkeitswerke ausströmt, wird sicherlich in seiner Wirkung dadurch nicht beeinträchtigt, daß es eine heitere, lächelnde Caritas war, die ihn gespendet.

Nachdruck verboten.

Die Frauen und das Vaterland.

Von Adolf Bartels.

„Wir Frauen haben kein Vaterland" lautet der Titel eines neuen Werkes von Ilse Frapan (Berlin, F. Fontane u. Co.). Es ist die Geschichte eines ziemlich unpraktischen jungen Mädchens, einer richtigen Idealistin, die das Vaterhaus verlassen hat, um in Zürich Jura zu studiren. Ihr Vater weiß nicht darum, die Stiefmutter aber ist im Einverständniß und schickt heimlich monatlich hundert Mark, obschon sie die Pläne ihrer Stieftochter nicht billigt. Nach und nach kommt der Vater hinter die Sache, und gerade, als das junge Mädchen vor dem Abiturienten-Examen, das sie noch nachzumachen hat, steht, trifft ein Brief von ihm ein: „Der entlaufenen, ungerathenen Tochter keinen Pfennig." Die Rückkehr ins Elternhaus wird dem Mädchen freigestellt, aber „für dergleichen hirnverbrannte Experimente ist mir mein Geld zu schade," schreibt der Papa. Das Mädchen kehrt doch nicht zurück, hungert sich so durch und versucht von dem Senate ihrer Vaterstadt Hamburg ein Stipendium zu erlangen. Als die Noth am höchsten ist, trifft der Bescheid ein: „Für studirende Frauen giebt es weder private noch staatliche Stipendien in Hamburg." „Wir Frauen haben kein Vaterland," ruft nun die Studentin aus und taucht ins Volk unter, schwört zur socialdemokratischen Fahne, um dann als Kämpferin wieder hervorzutreten.

Der größte Theil des Buches besteht aus Tagebuch-Aufzeichnungen. Das äußere Leben des jungen Mädchens wird nicht allzu deutlich, obwohl es an schönen Stimmungsbildern nicht fehlt, wohl aber können wir uns ihre geistige Verfassung vollständig klar machen, sie lebt ganz und gar in jenen Anschauungen von der Unterdrückung der Frauen durch die Männer, die so viele Vorkämpferinnen der Frauenrechte in sich ausgebildet haben, sie greift die Familie an, — „Zwang, Druck, Heuchelei, Autoritäts-Glauben, Bequemlichkeit und Plattheit, die Ruthe und der Schlafrock," so charakterisirt sie sie, — sie meint: „Ja, mit unseren schlimmsten Gegnern, — das ist nun überhaupt merkwürdig. Nietzsche — wahnsinnig. Guy de Maupassant — wahnsinnig. Strindberg — wahnsinnig. Ich will nicht sagen, daß es ein Symptom ist, — aber — vielleicht ist es doch ein Symptom." Als ihr Ideal stellt sich die Bethätigung der Unverheiratheten für die Menschheit dar. „Da sind wir ja alle, die unverheiratheten Frauen! Freie Menschen sind wir! Wenn wir für unsere eigenen Bedürfnisse gesorgt haben, dann haben wir Kopf und Herz frei für die anderen. So dürfen wir die Hände regen für die anderen. O, auf uns muß man rechnen, auf die künftigen Heere von Amazonen des Geistes und der Begeisterung, der Kunst, der Menschenliebe. Wir haben Zeit. Nicht ewig die Kette am Fuß, die sich Familie nennt, nicht ewig gerichtet die Augen auf das Heim und seine Tyrannei! O, von diesen ist viel zu hoffen, vielleicht alles! Wie gute, starke, heitere, freie Geister werden sie zwischen den eingekapselten Familien-Leuten dahinschreiten, überall rathend, helfend, rettend, das Ideal hochhaltend, hochhaltend die Liebe!" Die wirthschaftliche Selbständigmachung der Unverheiratheten an und für sich ist ihr gar nichts, „der Zweck ist, die Hände frei zu bekommen, um der Menschheit dienen zu können." Man wundert sich, daß diese Menschheits-Priesterin, als für sie Noth kommt, sich dann doch noch entsinnt, daß sie ein Vaterland hat; man wundert sich nicht, daß sie, als sie das Gewünschte nicht erhält, sofort mit dem Vaterland fertig ist. „Nationale Arbeit hat man uns verwehrt; leisten wir denn, was höher ist als sie, leisten wir Menschheitsarbeit! Beten wir, daß bald die Zeit komme, wo die Grenzen aufhören, die Volk von Volk scheiden, wo die Kriege aufhören, die den Mann auf die Stufe des blutdürstigsten Thieres degradiren; wo das schmutzige Geld nicht mehr über die verkaufte Erde rollt; wo es weder Kapitalisten noch Proletarier mehr giebt, sondern nur Menschenbrüder, und wo der Mann auch im Weibe die gleichstrebende Schwester erkennt und achtet! Beten und — handeln wir! Handeln wir!" Also der extreme Radicalismus, und das alles, weil ein Hamburger Papa zufällig ein großer Philister ist, und weil der Hamburger Staat keine Stipendien für studirende Frauen hat.

Es wird zuzugeben sein, daß, wenn auch nicht ganz diese, so doch eine ähnliche geistige Entwickelung eines jungen Mädchens in unserer Zeit möglich ist. Die Frage ist nur, ob sie irgend welche typische Bedeutung hat. Ilse Frapan hat, indem sie die Tagebuchform für ihre Darstellung wählte, den hier vorliegenden besonderen Fall zunächst als solchen charakterisirt, sie hat andererseits aber auch wieder, indem sie den Satz „Wir Frauen haben kein Vaterland" auf das Titelblatt ihres Buches setzte, gewissermaßen den verallgemeinernden Schluß aus den Erfahrungen ihrer Heldin gezogen. Ueberhaupt wird, weil das Gedankliche das Gestaltete so sehr überwiegt, den meisten Lesern und Leserinnen das Werk sicherlich als Tendenz-Schrift, einseitige Tendenz-Schrift erscheinen, und man wird die Autorin so ziemlich für alles, was die Heldin äußert, verantwortlich machen. Wir thun das an dieser Stelle nicht, sondern begnügen uns, das Verhältniß, in dem die moderne Frau zum Vaterlande steht, in stetem Hinblick auf die Behauptungen des Frapan'schen Buches etwas näher ins Auge zu fassen.

Da fällt uns zunächst auf, daß bei Ilse Frapan Vaterland und Staat ohne weiteres gleich gesetzt wird. Das Vaterland hat bei der Heldin des Buches nur insoweit Bedeutung, als es dem Einzelnen für seine Entwicklung staatliche Dienste leistet, wird also rein vom Nützlichkeits-Standpunkte aus betrachtet. Diese Auffassung ist nicht deutsch, uns ist das Vaterland zunächst einmal die große Blutsgemeinschaft von Millionen von Volksgenossen auf altererbtem, uns theuer gewordenem Boden, zu der man die Zugehörigkeit als hohes Erbtheil, einerlei ob man hoch oder niedrig, arm oder reich, gleich bei seiner Geburt mitbekommt, und die man gar nicht los werden, gar nicht verleugnen kann, wenn man nicht eben ein mißrathenes Geschöpf ist. Zwar läßt sich der Werth dieser Zugehörigkeit zum deutschen Volk, des Geborenwerdens auf deutscher Erde, nicht in Reichsmark ausrechnen, aber deutsche Männer und Frauen, so hoch sie auch als Individuen wuchsen, sind sich immer bewußt gewesen, daß sie ihr Bestes dem Volksthum und der Heimat verdankten, sind stolz gewesen, deutsch zu sein, zu fühlen und zu denken, und haben den, der es nicht war, als traurigen Gesellen oder als Verräther verachtet. Und mit Recht! Denn Grenzen und um sie geführte Kriege trennen, wie überspannte Idealisten und die „Ubi bene, ibi patria"-Leute jeder Art glauben, die Völker, sondern das Blut, dieser ganz besondere Saft, über den kein internationaler Radicalismus zur Tagesordnung übergehen kann, der alle Theorien siegreich überwindet. Man kann jedes Volk in seiner Art gelten lassen, aber man kann über die Zugehörigkeit zum eigenen so wenig hinauskommen, wie man seinen Charakter ablegen kann. Und verdanken wir unserem Blute vielleicht nicht auch sehr reale Güter? Sind Sprache, Sitte, Brauch, deutsche Kunst, deutsche Wissenschaft nichts? Kunst und Wissenschaft haben die anderen Völker auch, aber eben nicht so wie wir, und gerade, daß jedes Volk sie besonders, sie in seiner Art hat, ist das Große und Schöne, ist erst volles Leben. Eine internationale Kunst hat es bisher noch nie gegeben und wird es nie geben, und die Wissenschaft beruht auch auf der Arbeit verschieden beanlagter Völker und ist wenigstens in den „letzten Dingen" nicht international. Daß man solche selbstverständlichen Dinge immer wieder von neuem auseinandersetzen muß! Kurz, sein Deutschthum hat man, es läßt sich nicht ablegen, wie ein Gewand; es ist die Wurzel, aus der wir wachsen, — verletzt sie, und wir sterben ab!

An diesem Vaterland, diesem Deutschthum nimmt nun die Frau ohne weiteres in gleicher Weise theil wie der Mann, sie kann es gar nicht los werden, denn sie ist dadurch, was sie ist, die deutsche Frau. Mag die Heldin des Frapan'schen Buches sich in der Umneblung des Radicalismus einreden, was sie will, sie wird immer deutsch fühlen, deutsch denken, wird eine Deutsche sein müssen. Und auch der realen Güter, die das Vaterland verleiht, bleibt sie unter allen Umständen theilhaftig. Schelte sie deutsche Sitte, deutschen Brauch eng, kleinlich, bemäkelnswerth, sie wird darüber nicht hinweg kommen; denn sie entstammen eben deutschem Blut, — und sie wird, reifer geworden, doch am Ende erkennen, daß man sich frei in ihnen bewegen kann, wenn man der Mensch darnach ist. Die Sprache und damit den Zugang zu Kunst und Wissenschaft hat auch jede deutsche Frau. Ueberhaupt sind Kunst und Wissenschaft etwas anderes als das Studium, zu dem man durch Gymnasium und Universität gelangt, sie sind die großen nationalen Schatzkammern, in denen sich für jeden etwas findet, in die übrigens auch Frauen jederzeit hohe Werthe geliefert haben, wenn nicht direct, so doch indirect. Ueberschätze man doch das Wissen, das Erlernbare nicht immer in so hohem Grade! Für die Kunst, den Genuß der Kunst, bedeutet es fast nichts und für die Wissenschaft lange nicht alles. Wer von unseren hervorragenden deutschen Frauen, ich nenne beispielsweise die Genossinnen unserer klassischen und romantischen Dichter und Annette von Droste-Hülshoff und Marie von Ebner-Eschenbach, ist denn eine „Studierte" gewesen? Das Ausschlaggebende für die Bildung der Frau ist nicht die Gelegenheit zum eigentlichen Studium, die sich ihr bietet, sondern die geistige Atmosphäre, in der sie aufwächst, und diese ergiebt die vaterländische Kultur in ihrer Gesammtheit; Lehranstalten kommen da erst in zweiter Reihe in Betracht. Wer die deutsche Geschichte einigermaßen kennt, der wird gar nicht bestreiten können, daß die deutsche Frau zu allen Zeiten auf der Höhe der deutschen Kultur gewesen ist.

Für sie ist der deutsche Minnesang erklungen, sie hat an der Reformations-Bewegung starken Antheil genommen, die das deutsche Gemüth ganz besonders stark aufregende pietistische Bewegung um 1700 war wesentlich Frauenwerk, in der Werther-Zeit, der klassischen und romantischen, ja, bis zum Jahre 1848 hin steht die Frau überall mit im Vordergrunde des geistigen Lebens. Dann tritt die große Demokratisirung der Gesellschaft ein, hunderttausende von jungen Mädchen erhalten die pecuniäre Möglichkeit einer „höheren" Bildung, und da versagt nun freilich die deutsche Kultur, denn auf den Durchschnitt war sie bisher eben nicht berechnet; die oberflächliche gesellschaftliche Dressur der Töchterschule wird gang und gäbe. Aber die Begabteren sind auch in unserer Zeit noch über die Dressur hinaus gekommen; das beweist allein die große Zahl vortrefflicher Schriftstellerinnen, die wir jetzt unbedingt haben.

Die Frau also hat Antheil an den nationalen Gütern Deutschlands, hat ihn stets gehabt und hat ihn noch, — der Mann, der lernen muß, um etwas zu werden, steht in dieser Beziehung sicher nicht viel besser da, ist vielleicht einseitiger und oft sogar beschränkter als die Frau, nur, daß der stärkere männliche Wille wahrscheinlich jederzeit eine größere Anzahl von Ausnahmen, die eigentlichen Kulturträger und Kulturbewahrer hervorbringt. Inwieweit diese aber auch wieder vom Einfluß der Frauen bestimmt sind, läßt sich ja zwar nicht ziffernmäßig nachweisen, doch darf man die Thatsache ruhig annehmen; denn die Frauen sind keineswegs bloß empfangend, sondern auch gebend, sie leisten productive nationale Arbeit. Oder ruht der beste Theil des nationalen Erziehungswerkes, des nicht schulmäßigen, nicht noch immer in Frauenhand? Noch ist mir kein bedeutender Mann bekannt geworden, der nicht zugegeben hätte, die stärksten und dauerndsten Eindrücke und auch die fruchtbarsten von der Mutter empfangen zu haben. Orden und Titel giebt es ja freilich für solche Thätigkeit nicht, aber sie trägt ihren Lohn in sich selbst. Die Heldin des Frapan'schen Buches redet selbst einmal von „Cocarden", äußeren Erfolgeszeichen, die die Frauen nicht wollten. Aber in Wirklichkeit geht das Streben vieler Frauenrechtlerinnen auf die Cocarde hinaus, die stille, unscheinbare, Vaterland und Menschheit beglückende Arbeit wird mißachtet. Ueber das Urtheil der Studentin über die deutsche Familie kann man stillschweigend hinweggehen; gewiß, es giebt Tausende von Familien ohne wahres Familienleben, aber auf diese kommt es auch nicht an, sie sind eben solche, in denen das Deutsch-Nationale, das das richtige Verhältniß zwischen Vater, Mutter und Kindern fordert, nicht zur Geltung gelangt. Ueberdies pflegt bei unglücklicher Gestaltung der Familien-Verhältnisse die Schuld der Ehegenossen gegenseitig zu sein; liegt sie aber wirklich auf Seiten des Mannes, so halten die Kinder gewöhnlich zur Mutter, und diese leistet, als Märtyrerin, immer noch eine große nationale Erziehungsarbeit. Das sind doch gar nicht wegzuleugnende Erfahrungs-Thatsachen. — Ferner aber beschränkt sich die nationale Arbeit der Frau keineswegs auf Erziehung der Kinder. Obwohl die deutsche Frau in der Regel keine Politikerin ist, besitzt sie doch meist einen gesunden politischen Sinn und erhält wenigstens in allen nationalen Krisen einen starken Einfluß. Welche Rolle hat die Frau in den Befreiungskriegen gespielt und dann weiter in den Bestrebungen um die Einigkeit Deutschlands bis 1870! Auch in der gegenwärtigen socialen Bewegung ist die deutsche Frau, die, welche nicht öffentlich hervortritt, viel einflußreicher, als man gemeinhin glaubt. Von dem Wirken der Frau während eines Krieges darf ich ja nicht reden; denn es steht für eine waschechte Radicale ja fest, daß der Krieg etwas so Unverantwortliches ist, daß man die Männer, die ihn führen, eigentlich ohne Hülfe verbluten lassen müßte. Aber, Frau von Suttner mag es mir verzeihen, ich glaube, daß wir bei dem ewigen Frieden Zustände auf Erden bekommen würden, so unerträglich auch für die Frauen, daß diese eines Tages selbst den Männern wieder das Schwert in die Hand drücken würden.

Die Frau freilich, für welche das Vaterland weiter nichts ist als die große Maschinerie des Staates (immerhin auch ein merkwürdiges Menschenwerk, das, natürlich geworden, sicher nicht zu ersetzen und auch gar nicht so leicht umzubilden ist!), mag bisweilen starke Veranlassung zur Unzufriedenheit empfinden. Der Staat giebt, das ist ja gar nicht zu bestreiten, den Männern mehr Rechte, leistet mehr für sie. Doch wäre es trotzdem falsch, zu sagen, der Staat sei nur für die Männer da; seine Hauptfunktion, für Ordnung und Sicherheit zu sorgen, kommt den Frauen am Ende mehr zu gute als den Männern; denn sie sind doch nun einmal das schwächere Geschlecht. Ueber die Bestrebungen der Frauen, größeren directen Einfluß auf das Staatsleben, größere Selbständigkeit als juristische Personen, endlich bessere Erwerbsmöglichkeiten zu erlangen, u. a. auch durch Zulassung zum Studium und weiter zum Staatsdienst, soll hier nicht ausführlicher geredet werden. Sie sind da, zum Theil natürlich entstanden, und tragen daher auch eine gewisse Berechtigung in sich. Was speciell das Frauenstudium anlangt, so bin ich der Ansicht, daß wirklich begabten Frauen die Möglichkeit, rite zu studiren, gegeben werden muß (und das ist ja zum Theil heute schon geschehen), daß man aber das Zuströmen der Mittelmäßigkeiten zum Frauenstudium möglichst verhindern soll. Das deutsche Volk als Ganzes profitirt wirklich nichts, wenn so und so viele männliche Mittelmäßigkeiten durch so und so viele weibliche ersetzt werden; es werden nur höchstens noch weniger Männer heirathen können. Die praktische Folgerung meiner Anschauungen würde die Stellung sehr hoher Anforderungen bei der Entlassung von den Mädchen-Gymnasien, die in genügender, wenn auch beschränkter Anzahl von den Staaten zu errichten wären, und die Schaffung zahlreicher Freiplätze an den Gymnasien, die möglichst als Alumnate eingerichtet werden müßten, sein. Dementsprechend müßte es dann auch Stipendien für Frauen an den Universitäten geben. Die für Männer verdanken aber meistens privaten Stiftungen den Ursprung, und ein gleiches würde so auch für die meisten Frauen-Stipendien zu verlangen sein. Es giebt ja alleinstehende reiche Damen genug. Anstatt also aufreizende Bücher zu schreiben, suche man lieber unmittelbar Stiftungen zu veranlassen; das hat unendlich viel mehr Werth. Weibliche Aerzte, weibliche Philologinnen (Lehrerinnen), meinetwegen auch einzelne weibliche Rechtsanwälte sind unzweifelhaft zeitgemäß und können dem Vaterlande nützen. Daß die Frauenfrage als sociale Frage von der des Frauenstudiums nicht sehr stark berührt wird, brauche ich nicht auseinander zu setzen; sie hängt mit der Lösung der großen nationalen Fragen, beispielsweise der, ob Deutschland künftig Weltmacht sein soll oder nicht, so eng zusammen, daß ich ihre einseitige Betrachtung, nur als Frauenfrage, für wenig ersprießlich halte.

Jedenfalls müssen wir aber von unseren Frauen verlangen, daß sie erst an das Vaterland denken und dann erst an die Menschheit. Vaterland ist etwas Reales, denn uns fließt deutsches Blut in den Adern und wir schreiten auf deutschem Boden, Menschheit ist ein Begriff, denn an die Gesammtheit aller Menschen, Chinesen und Neger eingeschlossen, denkt man doch bei dem Worte nicht, sondern an den Inbegriff des Besten, was die Kulturvölker hervorgebracht haben, an die Kultur selbst, die ja aber doch nirgends rein, sondern überall modificirt auftritt. Wie das Menschlich-Typische im einzelnen nirgends anders als individuell vorhanden ist, so das Allgemein-Menschheitliche nur national. Daran ändert keine noch so schöne, vernunftmäßige, radicale Theorie etwas. Man wird auch finden, daß wo die Worte Menschlich, Menschheit, Menschlichkeit allzuoft im Munde geführt werden, in der Regel sehr egoistische, sei es nun individuelle, Klassen- oder nationale Bestrebungen zu Grunde liegen. Es kann, wie der Volksmund ganz richtig sagt, eben niemand aus seiner Haut. Nicht, daß ich die Möglichkeit des Altruismus, der Hingabe für andere, leugnen wollte, aber bei uns wird die Art der Hingabe immer auch deutsch sein, und die Volksgenossen, die „Nächsten" haben den ersten Anspruch darauf, nicht die Menschheit. Wir haben lange genug über die Frauen gespottet, die Strümpfe für Negerkinder stricken, — machen wir nun, von großen Worten umnebelt, auf weiterem und geistigem Gebiet nicht dieselbe Thorheit! Nicht Menschheits-Arbeit, sondern nationale!

Nachdruck verboten.

Allerlei Neues und Altes über Romeo und Julia.

Von Hans Peters.

Der Resler des Gaskamins glitt über die Blumenfülle auf dem Tische hin, daß die hellen Fliederdolden und Orchideen-Büschel aus dem Dämmergrau des Zimmers aufleuchteten, und streifte die mit einem schmalen Büchlein zwischen den schlanken Fingern herabgesunkene Hand einer in den Schatten des Erkers zurückgelehnten Frauengestalt. In einem Zuge hatte Frau Josepha die kleine Schrift des eleganten Essayisten Arturo Pomello über „Romeo und Julia" gelesen, die der Architekt Zaccadelli ihr heute Morgen mit einem Korb blühender Cyklamen als Namenstags-Angebinde zu Füßen gelegt. „Hat was zu bedeut'," meinte er mit einem beredten Blick seiner strahlenden, schwarzen Augen. „Ei, der Korb muß wohl zurück," war die neckische Antwort der Hofräthin, die nur zu wohl verstand, daß die Alpenveilchen von der Bescheidenheit, das „Hohe Lied der Liebe" aber von der unverbrüchlichen Ergebenheit ihres eifrigsten Bewerbers zeugen sollten. Sie war zu klug und zu reich, um an beides leicht zu glauben, obwohl Zaccadelli der Versicherungen nicht müde ward, seit er ihr das Landhäuschen am Comersee gebaut, den zu stiller Trauer bestimmten Witwensitz, den sie nun wieder mit ihrer Villa auf der Gasteighöhe in München vertauscht hatte. Der Veroneser Architekt war ihr gefolgt zum Zweck „praktischer Studien", die vielleicht den städtischen Elektricitäts-Anlagen, vielleicht seinem eigenen Herzensanliegen galten. Nun wollte er sie gar mit Hülfe seines Landmanns Pomello kraft Romeo's und Julia's alter ewiger Liebe dafür entzünden.

Lächelnd nahm Frau Josepha das zierliche Bändchen zur Hand, sobald die Gratulanten sich verabschiedet, aus deren lebhaften Beglückwünschungen sie manchen verschwiegenen Wunsch, sie, sammt ihrem Geist, ihrer Grazie und, — nicht zuletzt, — ihren Renten heimzuführen, heraushören konnte. Behaglich setzte sie sich im Lehnstuhl am Erkerfenster zurecht und blätterte in dem hübsch ausgestatteten Buch. Bei Civelli in Verona 1898 erschienen nach einem vor drei Jahren im dortigen kaufmännischen Verein gehaltenen Vortrag. Der Verfasser war kein Neuling in der italienischen Publicistik. Studien über die heiligen Hymnen Manzonis, über den Naturalisten Abramo Massalongo, die Musiker Jacopo Foroni und Carlo Pedrotti, den Maler Stefano da Zevio, auch verschiedene Gedichtsammlungen und eine psychologisch-historische Arbeit über „das Weib" verzeichnete das erste Blatt. Es interessirte sie, was der Mann über das berühmte Veroneser Liebespaar zu sagen hatte. „Geschichte oder Sage?" fragte er. Die Lösung zu erfahren, las sie, gefesselt von der Anmuth der leichtfließenden, bilderreichen Sprache, begierig weiter. Mit der Verbindlichkeit eines Fürstenlehrers ersparte ihr der Autor trockene, fachwissenschaftliche Erörterungen, und mit geschickter Wendung umging er die anfangs flüchtig erwähnte einschlägige Literatur. Er „hatte" der Versicherung des Historikers Dalla Corte, daß alle von demselben erzählten Geschichten, also auch die von der unglücklichen Liebe Romeo und Julia's auf authentischen Urkunden und Chroniken beruhten, Glauben geschenkt und den wahrheitsgetreuen Bericht darüber in irgend einem verschollenen Archiv vermuthet. Er „hatte geglaubt", — also war er zu besserer Ueberzeugung auf Grund eingehender Erwägungen gelangt. Sie freute sich, deren Ergebniß in so ansprechender Form vermittelt zu erhalten. Pomello war ein feiner Stilist. Mit schönen, wohlgesetzten Worten umschrieb er die jedem Gebildeten von Jugend auf ins Herz geprägte Liebesgeschichte und erweiterte sie durch Einschaltung umständlich ausgemalter Schilderungen und Stimmungsbilder zu einer rührsamen historischen Novelle. Der unvergleichliche Reiz des Stoffes, der bestrickende Klang der Sprache, das Echo Shakespeare'scher Poesie, das aus diesen neuen italienischen Variationen widerklang, versagten die Wirkung nicht. Aber in all dem keine Silbe zur Sache. Frau Josepha schüttelte den Kopf bei dem im leichtesten Plauderton gehaltenen Schlußsatz der Nacherzählung Pomello's, der Fra Lorenzo angesichts der ihm aus seiner Freude am Friedenstiften erwachsenen Mißlichkeiten den freilich erst ein paar Jahrhunderte später ertheilten Rath Taylerand's: „Alles, nur keinen Uebereifer" zu bedenken giebt.

Da war sie nun so gescheidt als wie zuvor. Sie blätterte zurück, ob sie Daten, Vornamen, textkritische Vergleiche übersehen hätte. Nein, davon war auf den sechzig, mit gefälliger, einschmeichelnder Glätte geschriebenen Seiten keine Rede. Nur eingangs ein paar von keinerlei Beweisen gestützte vage Notizen über die Urerzähler der Geschichte Da Porto und den „Bruder oder Bischof" Bandello, und über heftige Disputationen zwischen Filippo Scolari, Professor Todeschini, Alessandro Torri und Abbate Venturi, für sie lauter leere Namen, mit denen sie nichts anzufangen wußte. Doch, da folgte zu guter letzt als eine Art Nachtrag Einiges, das wie Forschung aussah und sich auf die von Romeo vergebens umworbene Dame bezog, der zu Liebe er den Ball der Capulet, wo er Julia finden sollte, besuchte. Unter all den adeligen Frauen Veronas, die um 1300 in dem von Amor begünstigten Alter von fünfzehn bis fünfunddreißig Jahren standen, — „wie galant!" dachte die Hofräthin, die, im sechsunddreißigsten, bereits sich solcher captatio benevolentiae nicht ganz verschließen konnte, — unter allen begehrenswerthen Frauen zwischen fünfzehn und fünfunddreißig, — — sie wiederholte sich die angenehme Bemerkung, — also waren nur drei, die in Betracht kommen mochten. Davon waren zwei vermählt, was dem sittenstrengen Autor als ein Liebesverbot für den feurigen Romeo erscheint, sodaß nur die Dritte, eine Jungfrau von siebzehn Jahren, dessen undankbare Angebetete sein könnte. Leider enthält er der erweckten Wißbegierde Namen und Geschlecht der Schönen vor, und zwar aus dem Grunde, weil ihre stolze Sprödigkeit, die — sehr mittelbar allerdings — Ursache des ganzen tieftraurigen Abenteuers der unglücklichen Liebenden geworden, noch jetzt nach einem halben Jahrtausend ein schiefes Licht auf das hochangesehene Veroneser Haus werfen konnte, das sich, unbekannt mit ihren Antecedentien, ihrer als Ahnfrau rühmt. Frau Josepha besaß Humor, und das Komische solcher völlig in der Luft hängender Logik ging bei ihr nicht verloren, ja es verhalf ihr wieder zu der guten Laune, welche die Enttäuschung über den vermißten Schlüssel zur angeregten Frage etwas geschädigt hatte.

„Romeo und Julia, — Sage oder Geschichte?" murmelte sie und versank in träumerisches Sinnen, das der Duft jener dem Grabe süßer Liebe entsprossenen Blume, wie Pomello so hübsch sagte, zu durchhauchen schien. Oder waren es die Namenstagsträuße, die so würzig dufteten? Als ob einer der Spender ihr Gefühl in Schwingung hätte versetzen können! Auch Zaccadelli nicht, trotz all seines heißen Bemühens. Einmal im Leben hatte sie nicht den Muth ihrer Neigung gehabt und darum der Liebe Lust und auch ihr Leid nie gekostet. Wehmüthig stilles Sehnen und Entsagen war ihr Los gewesen, nicht tragisch, aber so trüb trotz all des äußeren Glanzes. —

Da schrillte mitten in ihre Dämmergedanken die Glocke hinein, die Glühblumen am Lüstre flammten auf, und mit der Meldung: „Dr. Rädler" entschuldigte das eintretende Stubenmädchen, das sie nicht im Salon vermuthet hatte, die Störung. Er kam gelegen. Zwar war er Orientalist, aber möglich, daß er sie doch aufklären konnte, ob Romeo und Julia der Sage oder Geschichte entstammten. Er beschäftigte sich ja mit verschiedenen Wissenszweigen und schrieb vielerlei gelehrte Abhandlungen, so viele, daß er sein, wie es übrigens schien, ziemlich bescheidenes Auskommen davon bestritt. Sie konnte ihn nicht übel leiden, es lag eine ruhige Gediegenheit in seiner Art, doch nicht frei von einem gewissen spießbürgerlich ungelenken Zug. Er kam selten, wohl weil er sich ungern in Gesellschaft bewegte. Von Romeo und Julia mochte er Manches wissen, wenn er auch nichts von Liebe verstand. Wenigstens wollte die Hofräthin den sonst so wortkargen Gesellen einmal zum Reden bringen.

„Sie kommen, um mich noch vor Abend mit Ihren guten Wünschen zu erfreuen," begrüßte sie den Doctor. Ihm aber war ihr Namenstag, den alle Bekannten festlich begangen, nicht eingefallen, obwohl St. Josephi rothangestrichen als Feiertag im Kalender stand. Seine Aufrichtigkeit, die von der Beflissenheit der anderen so abstach, verdroß sie beinahe ein wenig. Rasch lenkte sie ein mit dem Hinweis auf das Buch in ihrer Hand, das sie dem am mittlerweile gedeckten Theetisch neben ihr Platz nehmenden Doctor reichte.

„Sage oder Geschichte?" scherzte sie, während er nicht ohne ein leichtes ironisches Zucken der Mundwinkel das niedliche, splendid gedruckte Bändchen überflog. „Allerliebste Ausgabe, meine Gnädige, freilich mehr für das Boudoir als die Studirstube, wo die strengwissenschaftliche Kritik mit derlei müßigen Schönrednereien längst aufgeräumt hat. Die Acten über Ihre Frage sind zu Gunsten der dichterischen Gestaltungskraft des Vicentiners Luigi da Porto, der 1524 zuerst die Novelle von dem bedauerlichen Tode des edlen Liebespaares Giuletta und Romeo erzählt, endgültig geschlossen, seit Giuseppe Todeschini 1857 mit seinen zwei kritischen, im Anhang der Lettere storicho des Luigi da Porto erschienenen Briefen den von Filippo Scolari versuchten Wahrheitsbeweis für die Geschichtlichkeit der Vorgänge vollständig ad absurdum geführt. Aber," unterbrach er etwas verlegen seinen Eifer, „Verzeihung, ich werde lehrhaft u . . . . —" „Sagen darum Ihrer hoffentlich nicht ungelehrigen Schülerin, wie es sich mit den historischen Urkunden, auf die Dalla Corte sich beruft, verhält? Er hat sogar noch die Ueberreste des Sarkophags, der die Getreuen im Tode umschloß, gesehen". Erfreut durch ihr Interesse, fuhr der Doctor fort: „Girolamo dalla Corte hat für den in seiner 1594 gedruckten Istoria di Verona enthaltenen, angeblich wahrhaften Bericht keine andere Quelle als die 1554 erschienene Novelle des Matteo Bandello, die Schritt für Schritt der Erzählung des Luigi da Porto folgt und nur durch etliche Erweiterungen von ihr abweicht. So ist die von Shakespeare so glücklich verwerthete Amme Erfindung Bandello's, desgleichen vertieft er den Grund, warum Romeo das Schreiben Julia's nicht rechtzeitig erhalten, indem er den Boten durch die Pest-Quarantaine zurückhalten und nicht einfach wie Luigi da Porto den Adressaten verfehlen läßt. Alle diese Aenderungen nimmt Dalla Corte anstandslos herüber und stimmt mit da Porto nur überein, wo dieser mit seinem Nachtreter Bandello zusammentrifft, z. B. in der für beide charakteristischen, von Shakespeare poetisch außerordentlich veredelten ersten Begegnung der Liebenden. In den italienischen Texten wird Romeo, der im Gewande einer Nymphe den Ball besucht und sich vom Tanze fern gehalten hat, beim Fackelreigen, dem Schlußtanz des Festes, einer Art Damenwahl-Tour, von einer Tänzerin geholt, sodaß er zufällig neben Julia zu stehen kommt, die Mercutio, dessen Hände Sommers und Winters sich frostig wie Eis anfühlen, zum Partner hat. Als Romeo im Wechsel der Tour ihre Hand faßt, ist sie es, die ihm, nur um ihn reden zu hören, den Willkomm bietet: „Gott sei Dank, daß Ihr mir mindestens die Linke warm haltet, während mein Nachbar mir die Rechte erstarrt." „Wärm' ich Euch die Hand, so entflammen Eure schönen Augen mein Herz," ist Romeo's Erwiderung. Und auf diesem Boden erblühte Shakespeare's herrliches Kuß-Sonett."

Aufmerksam warf Josepha ein: „Also wurzelt seine Tragödie in der Novelle Bandello's?" — „Ohne Zweifel ist sie

ihm durch die in langathmigen, aber stimmungsvollen Alexandrinern 1562 erschienene epische Nachdichtung Arthur Brooke's vermittelt worden, der zuerst der südlichen Gluth ein Element germanischer Gefühls-Innerlichkeit beimischte. Auch der 1567 veröffentlichte, auf französischer Uebersetzung aufgebaute „Palace of Pleasure" von Paynter, der ihm sicher bekannt war, enthielt die tragische Geschichte von Romeo und Julia, die damals nicht nur in Italien, sondern in England so sehr Gemeingut aller Gebildeten war, daß man sie häufig auf Tapeten dargestellt fand, und die kunstfertigen Damen des Hofes der Elisabeth sie auf Wandschirme und Teppiche mit derselben Vorliebe stickten, welche die deutsche Jungfrau heute dem auf Handtüchern und Stiefelziehern paradirenden ‚Trompeter von Säkkingen' zuwendet." Die Hofräthin drohte ihm mit dem Finger und mahnte lächelnd: „zur Sache, zur Sache." Doctor Rädler nahm einen Schluck Thee und ließ sich nicht lange bitten. „Ob Shakespeare das von Brooke in der Vorrede erwähnte englische Drama gekannt, ist fraglich und höchst unwahrscheinlich, daß ihm je etwas von dem italienischen des Luigi Groto, des sogenannten ‚Blinden von der Adria', zu Gehör gekommen, das in völliger Anlehnung an die Novellisten nur die Namen umwandelt, und nach der Heldin ‚Hadriana' betitelt, 1578, also vierzehn Jahre vor dem seinigen, entstand. Unter allen Umständen aber dürfen wir annehmen, daß bei der da-

Gräfin Anastasia Kielmansegg.

mals in London allgemein verbreiteten Kenntniß des Italienischen der Urtext des Da Porto wie des Bandello ihm zugänglich gewesen." — „Dem Ersteren gebührt wohl der Vorzug," meinte Frau Josepha, der keine Nuance der kritischen Bemerkung entgangen. „Ja," pflichtete, angenehm überrascht durch ihr literarisches Feingefühl, der Doctor bei. „Da Porto, ritterlichen Stammes und Sinnes, der in Folge einer schweren Halswunde dem Waffendienst Venedigs im sechsundzwanzigsten Jahre entsagen mußte und Trost in der Pflege der schönen Wissenschaften fand, der er in lateinischer und Vulgär-Sprache oblag, war nicht unwerth des Lobes und der Freundschaft des berühmten Humanisten Cardinal Pietro Bembo. Die einzige Novelle, die wir von ihm besitzen, ist in ihrem ganzen Aufbau so meisterlich, daß selbst ein Shakespeare das Gerüste vollständig bestehen ließ. Der Ton ist schlicht und sachlich, aber gewählt und anschaulich, zuweilen blitzt ein Strahl starker sinnlicher Empfindung auf. Er giebt nicht vor, den Stoff selbst erfunden zu haben, sondern läßt sich während des schwermüthigen Einerlei eines Soldatenrittes die Geschichte von seinem Bogenschützen, einem liebeserfahrenen Fünfziger, zur Erheiterung erzählen. Dieser beruft sich auf die Ueberlieferung seines Vaters und versäumt nicht zu bemerken, daß die Feindschaft der Cappelletti und Montecchi mit gewissen Chroniken, welche beide als Zugehörige einer Partei bezeichnen, unvereinbar bleibe. Thatsächlich führt auch Dante im sechsten Gesang des Purgatorio Montecchi und Cappelletti neben einander

‚Die schon gebeugt und Die voll Angst und Grauen'

dem Kaiser Albrecht als getreue Ghibellinen vor. Dante, der am Hofe des Bartolomeo della Scala, unter dessen Regierung die ‚wahre Begebenheit' sich zugetragen haben soll, gelebt, würde ihrer sicherlich im Inferno, wo er die, so gegen sich selbst Gewalt üben, in knorrige, düstere Stämme den Harpyen zu Horst und Weide verwandelt, gedacht haben. Doch finden sich die Namen Romeo Montecchi und Giuletta Cappelletti nirgends bei ihm. Gleichwohl könnten, unbeschadet der gemeinsamen Parteinahme für den Kaiser, beide Geschlechter durch Familienhader entzweit sein. Der Zwist der Eltern ist eine dem Da Porto eigene Begründung des Ehehindernisses, das sein ursprünglich aus dem 1476 in Neapel erschienenen Novellino des Salernitaners Masuccio hergeholter Stoff nur im allgemeinen anführt, während die in Siena spielende Geschichte von Mariotto und Gianozza bereits die heimliche Vermählung mit Hülfe eines Mönches, hier eines Augustiners, den Raufhandel auf der Straße, in dem der Neuvermählte den Gegner erschlägt, seine Flucht, ihren Scheintod als Rettung vor einer aufgezwungenen Ehe, seine Rückkehr und sein gewaltsames Ende, und zwar durch Hinrichtung zur Strafe für den verübten Todschlag, und endlich ihr verzweifeltes Ende an seiner Leiche enthält. In sämmtlichen drei italienischen Novellen haucht Julia gebrochenen Herzens ohne gewaltsame äußere Mittel im Uebermaaß ihres Leides ihre Seele aus.

Henriette von Mankiewicz.

Vicomtesse de Fontenay.

Die Veranstalterinnen des Frühlingsfestes „Das secessionistische Dorf im Wiener Prater".

Während Da Porto als der eigentliche Schöpfer der Novelle von Romeo und Julia zu betrachten ist, haben wir in Bandello den gewandteren Schriftsteller anzuerkennen, der in zweihundertvierzehn Novellen die Abenteuer seines Wanderlebens, das ihn, den Dominikaner-Mönch, eine Weile sogar auf den ihm von Heinrich II. verliehenen Bischofstuhl von Angers führte, literarisch verwerthete. Der Herold seines Nachruhms ist die Liebesgeschichte von Romeo und Julia, die . . ."

Rädler hielt einen Moment inne, wie fascinirt von dem Bild seiner Hörerin, der strahlenden Ausdrucks an seinen Lippen hing. „Ach, ich vergesse Zeit und Ort in der Freude über den Gegenstand, der mir aus gelegentlichen Studien werth und vertraut ist. Viel, viel, meine theure Gnädige, hätte ich Ihnen noch zu sagen von der Liebe, der echten und wahren, die kämpfen muß mit moralischen Hindernissen und ihrem Widerspiel in der Außenwelt. Da erstehen Pyramus und Thisbe aus dem alten Orient am Grabe des Ninus, Hero und Leander aus Hellas schöner Welt am Hellespont, Tristan und Isolde aus mittelalterlicher Minnezeit auf schwankem Schiffsrand, und sie alle im Munde der Zeiten und Völker lehren uns, daß lautere Liebe, wenn auch anscheinend besiegt, nimmer stirbt, sondern märtyrer-gleich von ihrem irdischen Untergang den Beginn ewiger Seligkeit in untrennbarer Vereinigung anhebt. Solch eine Sage denn geschichtlich ist an Romeo und Julia nichts als die Veroneser Geschlechtsnamen der Cappelletti, die einen Hof und der Montecchi, zu Udine, wohin ein Zweig anfangs des vierzehnten Jahrhunderts auswanderte, Monticuli geheißen, die einen Aar mit gespreiteten Flügeln im Wappen trugen, solch eine Sage also ist wie eine Leier, die in ungeübter Hand nur geringen Ton giebt, unter der des Dichters von Gottes Gnaden aber zur herzerhebenden Melodie erklingt, die forthallt von Jahrhundert zu Jahrhundert. Wohl dem, der sein Empfinden ausströmen kann und — darf!"

Fürstin Montennovo.

Dr. Rädler neigte das Haupt, das energisch geschnitten und etwas zu gewaltig für die überschlanke Gestalt in der Begeisterung förmlich schön erschien. Mechanisch griff er nach der Uhr. Es war neun Uhr vorbei, und er erhob sich rasch. „Zürnen Sie mir nicht," bat er, in unwillkürlicher Aufwallung beide Hände ausstreckend, „daß ich viel zu viel gesagt. Ihr Antheil, Ihr Verständniß hat mich so ermuthigt, — so glücklich gemacht." Ueberrascht, von einer jähen Ahnung durchblitzt, reichte ihm Josepha die Rechte, die er innig an seine Brust preßte. Dann wandte er sich ohne ein Wort weiter zum Gehen. „Wann ist mein nächstes Privatissum?" rief sie ihm nach. „Morgen," antwortete er von der Thüre, die er rasch schloß.

Nachdenklich setzte sich Frau Josepha in den Erker, das italienische Büchlein in der Hand, das der bisher unbeachtete Doctor ihr so gewandt „ausgedeutscht" hatte. Sie begriff ihn wohl, begriff ihn gern. Armer Zaccadelli! Er hatte ihr „Romeo und Julia" umsonst geschenkt. — — Oder war's doch zu einem guten Zweck, der nur ihm nicht galt? Poverino! Leise lächelte sie vor sich hin, — der Zukunft entgegen.

Redactions-Post.

Helene W. in Nürnberg. — Die Seiden-Fabrikation läßt sich in das allerfernste Alterthum zurückverfolgen. In der Einleitung zu Muhammed Cassien's „Geschichte Hindostans" oder vielmehr der muhammedanischen Dynastien findet sich die Angabe, daß ein indischer König im Jahre 3870 v. Chr. dem König von Persien verschiedene Seidenstoffe als Geschenk übersandte. — Den Chinesen war die Kunst der Seiden-Fabrikation seit mehr als 2600 Jahren vor Beginn der christlichen Zeitrechnung bekannt, zu einer Zeit, wo wir die chinesische Kultur noch in den Kinderschuhen sehen. Die Phönizier handelten schon in allerfernster Vergangenheit mit Seide; sie holten sie aus Indien und verkauften sie an den Hafenplätzen des Mittelmeeres. Daß auch die Aegypter Seide herzustellen verstanden, ist zum mindesten wahrscheinlich. Auf der Insel Cos wurde ferner zu Aristoteles' Zeiten Seide gewoben. Das „babylonische Gewand", von dem die Bibel (Josua VII, 21) erzählt und um dessentwillen Achan sein Leben verlor, war wahrscheinlich ein seidenes Kleid; es wurde an Werth höher als Gold und Silber geschätzt.

Wißbegierige in Amsterdam. — Allerdings ist im Meerwasser Silber enthalten; wie auf dem festen Lande, so treten auch am Meeresboden Silberadern zu tage, und diese sind von dem Salzwasser aufgelöst worden. Es lohnt aber nicht, das Silber aus dem Wasser auszuscheiden, denn die Kosten hierfür würden mehr Geld verschlingen als das gewonnene Silber werth ist.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: H. Hein; für den technischen Theil: A. Grosse, beide in Berlin; — für Oesterreich-Ungarn: Robert Mohr, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 15, I. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). — Berlin und Wien, 1. August 1899. — Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). XXVI. Jahrg.

Die „Illustrirte Frauen-Zeitung" bei den Hindu's.
Nach einer Original-Photographie.

Nachdruck verboten.

Liebe.

Novelle von Luise Westkirch.

Die Dampfpfeife der Ritter'schen Jute- und Flachsspinnerei schrillte. Mittag. Der ohrbetäubende Lärm des Getriebes verstummte. Man hörte deutlich den Hamburger Schnellzug über die Eisenbahnbrücke rumpeln, die schwarze Brücke, die sich über die dunkle, grabenartig tiefe Straße spannte, den Himmel über ihr abschneidend, daß es aussah, als liefe sie direct in eine tiefe Höhle.

Die Räder standen. Die Arbeiterinnen im Cardir-Raume schüttelten den Staub und die Hede von ihren elenden Gewändern und den bunten Kopftüchern. Die Spinnerinnen in ihrer Gluthhölle trockneten den Schweiß von Gesicht und Hals, knöpften die Blusen zu, und nachdem sie vor den kleinen Spiegelchen, die hie und da an den Rahmen der Spinnstühle hingen, über ihre Haare gestrichen hatten, holten sie die Blechgefäße mit ihrem Mittagmahl hinter dem Vorhang hervor, der auch ihre Straßenkleider barg.

Gastlich winkte der Eßsaal, einladend mit seinen sauberen Tischen und Bänken, mit seinem mächtigen Kaffeekessel, aus dem ein Aufseher den braunen Trank ausschänkte, mit seiner Kühle und seiner beruhigenden Stille nach dem tollmachenden Rasseln des Getriebes. Dennoch benutzten ihn verhältnißmäßig wenige. Besonders die weiblichen Arbeiter öffneten fast sämmtlich auf Höfen, in Winkeln und Schuppen die Deckel ihrer Töpfe, schlangen heimlich, versteckt, in einer eingefleischten Gewohnheit, sich nicht in die Schüsseln gucken zu lassen, ihr Wandeln und Handeln den Blicken und der Kritik der Welt zu entziehen, ihr bißchen mühsam erraffte Glück, ihr wohlgerüttelt Maß Leid, ihr Lachen und ihr Weinen.

Von denen, die hier arbeiteten, hatte jede ihr Schicksal. Es gab Sünderinnen unter der Schar und Heldinnen, und solche, die auf beide Benennungen Anspruch hatten. Es gab Weiber, die, von ihren Lebensgefährten ausgeplündert, verlassen, drei bis vier Kinder durchschleppten, ehrlich großzogen von den zwölf bis fünfzehn Mark Wochenlohn, die sie heimbrachten, ohne Klage und ohne Sentimentalität, in einem harten Lebensmuth, einem unbeirrbaren Pflichtgefühl täglich Wunder von Aufopferung vollbringend.

Am Pfosten des Fabrikthors lehnte Anna Weber, die dicke Anna genannt, und schaute, die Augen mit der Hand beschattend, die enge Straße hinunter. Sie war eine Schönheit gewesen und sah noch gut aus in der Fülle ihrer fünfunddreißig Jahre, mit der energischen Nase, dem breiten Kinn voll Kraft und Gesundheit und den großen, röthlichen Augen, aus denen trotz all der Müdigkeit, die harte Jahre in ihren Blick gelegt hatten, bei jeder Gelegenheit ein Widerschein der alten Lebenslust aufblitzte.

Aus dem schwarzen Schlund unter der Brücke hervor schob jetzt ein altes Weib einen rumpligen Kinderwagen. Anna wandte sich mit einem befriedigten Nicken an eine großaufgeschluchterte Blonde, die neben ihr stand, Doris Clüver.

„Da kömmt se ja nu all."

„Dein Loschis-Mutter?"

„Die Metten. Ja woll. — Mahlzeit, Mutter Metten. Hebt Se dat Eeten do in? So, denn is das ja fein."

Die Alte humpelte heran, ein runzliges Mütterchen, obgleich sie kaum die Sechzig überschritten haben konnte. Aber der Dunst der Waschküchen ist kein Jungbrunnen, und zwei ungerathene Söhne lassen jedes Jahr doppelt zählen.

Mutter Mette zog aus allerlei Gewirr in dem zerstoßenen Kinderwagen das Blechgeschirr mit dem Mittagbrod hervor.

„Ich hab' mich gleich Wolle für ein Dutzend Socken mitgebracht," sagte sie dabei. Sie arbeitete für ein Geschäft.

„Ja, stricken kann se schön, Mette'sch," lobte die Anna. „Alles wohl zu Haus?"

„Ich denk' ja doch. Willi is schon ein' kleinen klugen Jungen, der paßt auf Trude un Ev. Un die Streichhölzer un das Messer hab' ich ihn ja weggeschlossen, un bei den Buddel für Fritz kann er beikommen."

„Hast Du nu vier Kinners?" erkundigte sich Doris.

„Nee, man drei. Ev is der Hilken ihre. Is auch genug."

„Ich hab gar keins," sagte Doris. Es lag Befriedigung in der Stimme. „Erst war mich's ja leid. Aber wie sich's denn mit meinem herausstellte, daß er gar nichts taugen that, un als er dann nach Amerika fortmachte, is mich das ganz recht."

„Ich hab drei," antwortete Anna und sah einen elenden Trauring an ihrer rechten Hand an, auf den sie stolz war, — „un er hat mich doch sitzen lassen."

„Ja, die Mannsbilder!" fiel die Alte ein, öffnete weit ihren zahnlosen Mund und hob die verarbeiteten Hände. Sie konnte davon reden. Erst der Mann, dann die Söhne. —

Anna hatte inzwischen den Deckel von dem Geschirr genommen.

„Kiek mal," sagte Doris, „hast Du all wedder Bohnen? Ich hab' Pusser."

An das Regenfaß gelehnt, fuhr Anna mit dem Löffel hungrig in das geschmähte Gericht.

„Ja, Du kannst das woll machen," sagte sie gleichmüthig, neidlos. Dann gab sie Doris verstohlen einen Puff in die Rippen, um sie aufmerksam zu machen.

Aus der Thür des Sortir-Raums waren Zwei getreten, ein Mann und ein Mädchen. Der Mann in reinlichem, fast kokettem Arbeitszeug. Auffallend an ihm waren sein Haar und sein Schnurrbart von der Farbe der Hede und der Kontrast, den das ungewöhnlich leuchtende Blau seiner Augen mit den langen flächsernen Wimpern bildete. Trotz dieser hellen Farben hatte das hagere Gesicht in seiner gesunden Bräunung nichts Weichliches. Eine auffallende Würde in Gang und Haltung deutete auf hohe Selbstachtung.

Das Mädchen schien eine wilde Hummel, fahrig und rasch in Wort und Bewegung, aber Anmuth lag in ihrem Lachen; Gesundheit strotzte auf den rothen Wangen, in den schwellenden Gliedern; ungebrochen blitzten Lebenslust und Lebensmuth aus den großen braunen Augen. Eine Siebzehnjährige war's, eine noch ohne Schicksal mit jeder Hoffnung vor sich und noch keiner Enttäuschung hinter sich. Von Süddeutschland herauf waren ihre Eltern, herabgekommene Landleute, mit ihr gezogen, wollten besseres Los suchen überm Wasser. All ihre Habe steckte in den Ueberfahrtskarten nach Buenos Ayres. Da warf auf halbem Weg der Typhus sie auf's Krankenlager, raffte einen nach dem andern hin. In der fremden Stadt blieb die Verwaiste zurück, als Erbtheil und einziges Gut die verfallenen Fahrkarten in der Tasche. Aber sie war von denen, die eine Art Stehauf in der Seele tragen. Das Schicksal hatte gut sie zu Boden werfen, liegen blieb sie nicht. Vom Grab der Eltern wanderte sie durch die fremde Stadt, ihr Bündelchen in der Hand. Wo Maschinen rasselten, trat sie ein und fragte nach Arbeit. Schon am ersten Tag war sie in der Spinnerei untergekommen. Sie hätte auch eine Stelle als Dienstmädchen annehmen können. Der Vormund, den die Stadt ihr gesetzt hatte, rieth ihr dringend dazu. Aber das war nichts für die Kathel Meidinger, die den ganzen, ungebändigten Freiheitsdrang einer kernigen Rasse in sich trug. Ein Pfälzer Bauernkind

dient nicht. Wenig verschlug's ihrem gesunden Magen, trocken Brod zu essen; mit der Mühsal spielte ihre junge Kraft. Aber über ihr Reden und ihr Thun fremder Menschen Controle dulden, vom Morgen bis zum Abend, vom Abend bis zum Morgen sich erziehen lassen nach einem fremden Willen, nein, das gab's nicht!

„Ich mag in keinen Käfig nit, lieber Herr," antwortete sie dem Wohlmeinenden, „un wann er von lauter Gold wär'."

Des Vormunds Theilnahme für sie hatte sich mit diesem Rath erschöpft, er kümmerte sich nicht weiter um sie. Sie ging in die Fabrik und hatte ihre Freiheit.

Aber die Kameradinnen schauten mit mütterlicher Theilnahme auf das Mädchen, das ihnen die Verkörperung ihrer eigenen Jugend schien, eine, die den Weg ging, den sie gegangen waren, die lustig war, wie sie's gewesen waren, bestimmt, sich an denselben Steinen blutig zu stoßen, an denen sie sich blutig gestoßen hatten, und die Besseren unter ihnen hätten ihr gern die Steine aus dem Weg geräumt.

Sie sah die drei Frauen in der Ecke nicht. Mit der Hand die krausen Löckchen von der Stirn streichend, die feucht geworden waren im Wasserschwaden der Naßspinnerei, lachte sie mit blitzenden Zähnen den ihr folgenden Mann an.

„Ich mein', der Herr Buschwender sollt's Mittagessen nit kalt werden lassen wegen meiner!" Der Zungenfall ihrer Heimat klang noch siegreich durch die Rede, ohne sonderlich aufzufallen in diesen Räumen, in denen auch polnische, schlesische und altbayerische Klangfarbe sich mit dem norddeutschen Grundton mischten.

„Es ist mein Ernst," antwortete der Mann. „Sie sind noch so 'n junges Ding. Allein stehen Sie auch. Wenn Sie ja einen Rath, eine Hülfe brauchten —"

„Ich dank' schön. Rath hat mein Vormund immer einen ganzen Sack voll für mich. Ich hab' aber mein Lebtag nit viel um den Artikel gegeben!"

Sie las eine Hedeflocke von ihrem Aermel, blies sie in die Luft und sah ihr lachend nach.

„Ihr Vormund hat Sie nicht vor Augen. Dem geht's nicht ans Herz, was aus Ihnen wird."

„Aber Ihnen wird's ans Herz gehen, gelt?"

Die Tolle schüttelte sich vor Lachen.

„Ich mein's gut mit Ihnen, Kathrin!"

„Wann ich auf all die Mannsbilder hätt' hören wollen, die 's gut mit mir haben meinen wollen, bloß in den sechs Monaten, die ich hier bin, — da wär' ich aber gewiß verratzt."

„Nicht wie die anderen, Kathrin. Ich mein's ehrlich!"

„Am End' thäten's mich gar heirathen?"

Seine Augen blitzten auf. Es lag Zorn und Trotz in der Stimme.

„Ja!"

Sie lachte nur toller.

„Warum lachen Sie? Ich bin nicht schlecht gestellt. Meine achtundzwanzig Mark wöchentlich bring' ich jetzt schon heim. Bei der nächsten Vakanz bekomm' ich eine Aufseherstelle, Antheil am Gewinn. Ich bring's gewiß zum Werkmeister. Der Chef weiß, daß ich zuverlässig bin. Ueberhaupt, bei uns hungert keiner, der was taugt!"

Sie hatte mit kleinen, abwehrenden Handbewegungen die Aufzählung all dieser Vorzüge und Reizungen begleitet.

„Jesses, Herr Buschwender, Sie sind zu kohlig!"

„Und Sie können nichts als lachen," schalt er ärgerlich.

„'s pressirt mir halt nit, Herr Buschwender, nit mit dem Heirathen, un mit dem Gernhaben auch nit!"

„Das Gernhaben wird schon kommen," meinte er, „aber ich seh' wohl, nicht für mich."

„O, deswegen!" — Sie hörte auf zu lachen, sah mit ernst gewordenen Augen den Mann vor sich an. Vielleicht fand sie, daß er nicht übel sei. Es lag durchaus keine Abneigung in dem Ausdruck ihres Blicks, freilich auch keine Spur von Zärtlichkeit, aufmerksames, ein bißchen mühsames Nachdenken, eine Prüfung, als wollte sie durch die blonde Maske des Gesichts Charakter und Wesen taxiren, sortiren mit unfehlbarer Warenkenntniß wie den Flachs und die Hede-Arten drüben in der Halle. Ihre Lippen öffneten sich ein wenig, wie um ihm, der diese Prüfung ruhig Aug' in Auge über sich ergehen ließ, das Urtheil zu sprechen. Da bemerkte sie die drei Frauen im Winkel des Hofes, die über ihre Eßgeschirre weg sie neugierig anstarrten, und sie lachte wieder kurz auf.

„Zu dumm, die Mannsleut'! Als ob um das bissel Gernhaben die ganze Welt sich drehen thät'! Ich bin zufrieden mit mei'm einschichtigen Stand. Mir fehlt gar nix! Ich wünsch' mir auch nix! Warum soll ich mir, Euch dummen Schlankeln zu Lieb', mein Leben verderben?" —

Sie trat zu den essenden Frauen, selbst ihr Blechgeschirr öffnend. „Mahlzeit, Anna! Mahlzeit, Doris! — Hat der mich aber hungrig gemacht mit sei'm Geträtsch. Nit 'mal in Frieden essen lassen einen die Leut'!"

Anna nickte. „Ja, hinter so einer jungen, frischen Dirn' da sind sie arg her. Aber Alles was recht is: der Buschwender is der Schlechtste nicht, Kathel."

„Mich wundert bloß, daß er eine aus der Fabrik nimmt," erwog Doris, in ihren Puffer beißend, „so 'n Hochmüthigen, wie der sonst is."

„Nee, Kathel," mahnte Anna, „die Sach' thät' ich mir überlegen, mit dem Buschwender wird keine Frau betrogen!"

Es hatte sich noch eine Vierte zu ihnen gesellt, eine Schlesierin von der polnischen Grenze. Mager, ausgehungert war sie nach Nordwestdeutschland gekommen und hatte sich bei der besseren Lebenshaltung der dortigen Arbeiter-Bevölkerung so herausgefuttert, daß die Knöpfe ihrer Leibchen nicht mehr halten wollten. Sie bastelte auch jetzt an den zu eng schließenden, sie lösend, um essen zu können. Die seufzte:

„Ja, bei Euch dahier ist alles besser, — auch die Burschen."

Darüber lachten die Frauen, daß ihnen die Thränen in die Augen traten.

Aber Kathrin schüttelte den Kopf. „Uff! Laßt's mich aus." —

Sie sagte nicht ihren ganzen Gedanken. Sie kannte die Geschichte der Weiber um sie her. Nichts als Schiffbrüchige auf dem Meer der Liebe. Sie gedachte ihre Lebensfahrt klüger einzurichten.

Von neuem schrillten die Dampfpfeifen. Eilig traten die Arbeiter und Arbeiterinnen an. Aus dem Eßsaal, aus Höfen und Schuppen drängten sie in den Cardir- und Hechel-Raum, in die Spinnsäle, vorüber an der schön polirten Eisenmasse des sausenden Schwungrads, das hinter vergoldetem Schutzgitter sich drehte, stolz, als wüßte es, daß es das Herz sei des weit gedehnten Betriebs, der nur lebte und athmete durch seinen Schlag. Schon rasselten und schnirgelten wieder die unzähligen Stirnräder hoch an der Decke, auf denen die Transmission lief, die geräuschvollen Lungen des Werkes. Man hatte immer je ein Rad aus Birnbaumholz in ein eisernes greifen lassen, um den Stoß zu mildern, das Getöse zu dämpfen, doch hallten die Wände, doch bebte der Boden von ihrem Rasseln und Schnurren, dem Kratzen der Hechelkämme, dem klappernden Tanz der Spindeln in ihren Rahmen. Ein Wirbelsturm von Arbeit und Leben durchsauste den Bau.

Anna und Kathrin waren in den Spinnsaal getreten. Man hatte hier das halbe Dach herausgenommen, um Luft zu schaffen. Dennoch verbreiteten die mächtigen Behälter voll auf sechzig bis achtzig Grad erhitzten Wassers, durch die der gesponnene Faden lief, eine Temperatur, die annähernd der eines Urwaldes unter dem Aequator gleichkam. Auch faßten im Eintreten mit beinahe gleichmäßigem Griff sämmtliche Arbeiterinnen an den Halsausschnitt, rissen die Knöpfe ihrer Kleider auf und streiften die Aermel in die Höhe. Manche zogen auch die Jacken ganz aus, arbeiteten in Hemd und Rock, während die Tropfen ihnen von der Stirn rieselten. Ein Werkmeister trug immer neue Krüge von mit Citronen-Säure versetztem Wasser herein, an dem sie ihren Durst kühlten.

Es war kein Ort für traulichen Meinungsaustausch. Der Maschinenlärm übertönte die menschliche Stimme, die schwüle Hitze nahm auch Plaudertaschen die Redelust. Und dazu aufpassen, jede Minute, jede Sekunde, ob in der langen Reihe der bewegten Stühle eine Spindel, ob eine Haspel voll sei, die Fäden durchschlingen, Verwirrungen lösen; — stramm aufpassen, denn das Spinnen ging im Accord, die nutzlos hüpfende Spindel vertanzte Taglohn.

Dann und wann schritt ein Aufseher durch den Saal, nicht gern verweilend in der Gluth. Auch Buschwender machte sich ein Geschäft, wanderte langsam durch die Spinnsäle, obgleich sein Platz im Sortirraum war. Und die Spinnerinnen kicherten hinter ihren Stühlen und warfen sich Blicke zu. Man wußte, er kam der Neuen zu lieb, der Kathrin, die alle Mannsleute der Fabrik in Aufruhr brachte.

Kathel selbst kehrte bei seinem Nahen das Gesicht gegen die Stühle und den Rücken gegen den breiten Mittelweg. Ihr von der Hitze rothes Gesicht wurde noch um eine Schattirung röther, und während eine kleine, senkrechte Falte auf ihrer Stirn sich vertiefte, dachte sie:

„Der klebt ja wie Fliegenleim. Ich bin aber keine Flieg' nit."

Eine Weile später kam der Neffe des Chefs hereinspaziert; der hatte gar nichts in der Spinnerei zu schaffen, denn er arbeitete im Comptoir. Dafür ging er auch nicht bescheiden durch wie Buschwender, er fühlte das Bedürfniß, sich zu unterrichten, und wandte sich mit seiner Lernbegier selbstverständlich an die jüngste Spinnerin.

Da mußte Kathel ihm wohl das Gesicht zuwenden. Ganz unbefangen that sie's, ihn anlachend, ohne Respect vor seiner socialen Stellung.

Ob sie schon lange hier arbeite?

„Lange genug, um den Brauch in der Fabrik zu kennen."

Ob die Arbeit ihr gefalle? genüge?

„Tanzen thäte sie lieber, aber sie glaube, dafür würde ihr keiner 'was bezahlen."

Das griff er gleich auf. Er tanzte auch gern, und die Abende habe sie ja Zeit. Ob sie zusammen tanzen wollten?

„Wenn sein Herr Onkel sie einlade, dann würde sie ja wohl nicht ablehnen können. Sie fürchte nur, ihr Erspartes lange noch nicht ganz zu einem Ballkleid."

Ei, man könne auch anderswo tanzen!

„Ja, da sei's aber nicht fein genug für den Herrn Cäsar Ritter. Und wo's für ihn fein genug wäre, da möcht's für sie leicht zu fein sein."

Sie vergab sich nichts bei all ihrer Lustigkeit, die Schelmin. Er imponirte ihr nicht im geringsten, der vornehme Herr mit den zerstreut guckenden Augen. Sie begriff ihn recht gut. Sie war keine von den hinter hohen Gittern behüteten und gehätschelten Gartenpflanzen. Was am Heerweg aufwächst, sieht allerlei Volk vorüberziehen und lernt zeitig unterscheiden.

Es kehrten sich aber viele Frauengesichter der Wand zu in dem hohen Saal, und in das Klappern und Sausen der Maschinen mischte sich leises Weibergekicher. Man kannte den jungen Herrn und seine Schliche, obgleich er noch nicht lange in dem Betrieb war; — wenn der „Alte" dahinter kam, würde er auch nicht lange bleiben. Einstweilen gönnte man's ihm, fest abgetrumpft zu werden.

Cäsar Ritter fing an, die Rolle, die er spielte, absurd zu finden. Die Kleine war noch zu dumm. Man mußte warten. Er hatte immer mehr als ein Eisen im Feuer. Er sprach noch ein paar Worte mit einem der Aufseher, und dann bummelte er durch das Gewirr der Höfe zurück. Es war wirklich nicht der Mühe werth gewesen, darum seine gute Havanna halb aufgeraucht wegzuwerfen, denn er durfte mit der brennenden nicht die Spinnerei mit ihrer Aufhäufung von Flachs und Hede betreten. Welcher verständnißlose Lümmel mochte sich nun an dem Stummel gütlich thun? —

Wieder schrillten die Dampfpfeifen. Halb sechs Uhr. Feierabend.

Die grabenartig tiefe Gasse, die den ganzen Tag todtenstill im Sonnenschein träumte, die dunkle Wölbung des Brückenbogens füllten sich urplötzlich mit laut schwatzenden und lachenden Menschen. Freunde, Weggenossen, warteten auf einander an den Hausecken, den Brückenpfeilern, schrieen einander zu, Bemerkungen, die das stummachende Getöse der Räder und Stühle erstickt hatte, Fortsetzungen eines alten Streites, gesalzene Witze. Langsam kamen die Frauen und Mädchen aus den Thüren, sehr ehrbar, zum Theil kokett zurechtgemacht vor den kleinen Spiegelchen, die nun auf dem Grund der braunen Handkörbe ruhten: neu geordnet die vom Wasserschwaden ausgefallenen Stirnlöckchen, in knapp sitzenden Miedern und reinlichen Schürzen, in nichts mehr erinnernd an die von Hitze aufgelösten, mit Hede und Staub beschneiten Gestalten drinnen.

Kathel trat mit den übrigen aus der Thür, mit durstigen Lungen die frische Abendluft einathmend. Im Augenblick war Buschwender an ihrer Seite.

„Wenn es Ihnen recht ist, liebes Fräulein, geh' ich heute Abend ein Endchen Weg mit Ihnen."

Wieder der weiche Klang der Stimme, als fürchte der Mann, ihre Gehörnerven zu verletzen, die doch wahrlich abgehärtet waren vom Maschinen-Gerassel. Sie konnte diesen Klang nicht leiden. Es schien ihr etwas Muffiges, Dumpfiges drin zu lauern, etwas wie ein schlechtes Gewissen.

Sie sah ihn kopfschüttelnd an. „Du mein! Sind Sie denn schon wieder da, Herr Buschwender?"

Aber Buschwender hatte den jungen Herrn mit ihr reden sehen. Der stand auch jetzt wieder in der Thür des Comptoirs und spähte ihr nach.

„Die Tage werden schon kurz," sagte er mit Bedeutung. „Manchesmal is es nich gut für ein junges Mädchen, allein über die Straße zu gehen."

Jetzt lachte sie hell heraus. „Da haben Sie aber brav zu schaffen, Herr Buschwender, wenn Sie alle Fabrikers aus der Stadt sicher nach Haus bringen wollen."

„Nich alle," antwortete er sanft, „bloß Sie. Sie sind fremd hier, Fräulein Kathel, und es giebt schlechte Menschen. Glauben Sie mir, es is nich alles Gold, was glänzt."

„Un Manches, was kein Gold is, thut auch nit einmal glänzen!“

Er beachtete die Bosheit nicht. „Ich möchte, daß Sie meine Schwester kennen lernten, Fräulein Kathel. Sollen wir das 'mal einrichten? Das wär' ein Umgang für Sie. Sie würde Ihnen sicher gefallen.“

„Leicht auch nit.“

„Wieso?“

„Gelt? Ihnen Ihre Schwester macht doch Putz?“

„Ja.“

„Nachher is es schon richtig. Die Art is sehr hochmüthig und macht sich nix aus einem Fabrik-Mädel.“

„Gewiß, Fräulein Kathrin, aus Ihnen wird sich meine Schwester 'was machen.“

Wenn er nur nicht den Ton in der Stimme gehabt hätte! — Sie blitzte ihn an mit ihren braunen Augen. Der Blick brachte ihn allemal um Verstand und Ueberlegung. — „Was schaffen's sich bloß so viel Umständ', Herr Buschwender? Niemand kann zwei Herren dienen, steht schon in der Bibel. Sie sind so'n Musterbruder, hab' ich mir erzählen lassen, so'n Familienmensch und solider Hausvater.“ —

„Das bin ich, Fräulein Kathel,“ sagte er, den Kopf hebend, „und dadrauf bin ich stolz. Wer nicht seine Schuldigkeit thut gegen seine Nächsten, der thut sie gegen keinen Menschen auf der Welt.“

„Nun eben! Das mein' ich ja,“ sagte sie vergnügt und hob den Finger. „Da schlagt's grad Sechs. Gehen's schnell heim. Sonst wird's Schwesterl bös!“

Er stampfte zornig mit dem Fuß auf. „Können Sie denn nicht einen Augenblick ernsthaft sein?“

„Aber ich bitt' schön! Sell is sehr ernsthaft. Wenn Eins gar zu gut sein will un möcht's gern allen recht machen, nachher muß es sich völlig zerreißen. Ich will aber an so 'nem Unglück nit schuld sein, Herr Buschwender. Ich verlang' kein Stückerl von Ihnen. Gehen's schnell heim zum Schwesterl.“

Das Blut stieg ihm ins Gesicht. Er kehrte ihr stumm den Rücken und lief fort. Ihr frisches Spottlachen klang ihm nach wie Elsterngekicher.

Sie mußte noch lachen, während sie die dämmerige Straße hinunter nach ihrer Wohnung schritt, sodaß ein Vorübergehender sie anredete:

„Sie sind ja so lustig, Fräulein. Darf ich Sie ein bißchen begleiten?“

Die Kathel wurde nicht 'mal bös. „Alleweil,“ sagte sie freundlich. „Drüben am Eck stehn mein Vatter un meine drei Brüder. Schmiedegesellen sind's all mit einander. Ich will grad fragen, ob ich soll?“

Da sie nun den Kopf zurückwandte, war sie schon allein.

Lachend lief sie weiter. Das Fabrik-Viertel lag hinter ihr. Sie mußte nun, um heim zu gelangen, eine der asphaltirten, mit Baumreihen bepflanzten, von Menschen durchwogten Hauptstraßen kreuzen. Da horchte sie auf. Eine bekannte Stimme war an ihr Ohr geschlagen. Eine Männerstimme sprach in dem weichen, lockenden Klang, den sie verabscheute; sie sprach nicht zu ihr. Einem eleganten Café gegenüber stand im Baumschatten ein Pärchen. Er hatte den Arm um sie gelegt, suchte die noch Widerstrebende dem Lokal entgegenzudrängen. In diesem Augenblick öffnete ein Heraustretender die Thür des Café. Ein greller Strahl des elektrischen Lichts beleuchtete blitzartig die beiden. Kathel erkannte Cäsar Ritter. Das Mädchen an seinem Arm kannte sie nicht; aber das Gesicht frappirte sie. Sehr blond leuchtete es unter dem zurückgeschlagenen schwarzen Schleier hervor, mit blauen Augen in ganz dunklem Wimpernkranz. Auf blassen Wangen standen ein paar Thränen. Die ganze Erscheinung des anmuthigen Geschöpfes erinnerte Kathel an ein Gretchen im Grünen, die reizende kleine Blume, deren blasser Kelch verschämt durch zarte grüne Schleier schimmert. Hatte der junge Herr also eine Dumme gefunden?

Noch lachend lief sie die ausgetretene Treppe zum Heim ihrer Logis-Wirthin hinauf.

In einem langgestreckten Hinterhaus lag's, in einem schmalen Gang, in dem rechts und links Thür an Thür sich schloß. An einigen nannten schmutzige Zettel die Namen der Bewohner, andere waren kahl. Hinter der dritten hauste Frau Mette mit der dicken Anna, ihren drei Kindern und noch einem Ziehkind in einer Wohnung, die aus einer Küche und einer Kammer bestand. Kathel hatte bei einem jungen Ehepaar Unterkunft gefunden, — riesig nobel, denn sie verfügte über eine eigene Kammer, in der gerade ihr Bett Platz hatte und ein paar Nägel, an denen ihre Garderobe hing. In das Bett hineinzugelangen war nur einem sehr schlanken und turngewandten Persönchen möglich, und das einzige Fenster, das etwa einen Schuh im Geviert maß, öffnete sich auf den allgemeinen Gang und war aus diesem Grunde fast beständig mit einem hölzernen Laden verwahrt.

Als Kathel den Hut an den Nagel hing, schwand auf einmal das Lachen von ihrem Gesicht und machte einem zornigen Ausdruck Platz. — Ob Buschwender jetzt auch so eine andere anflötete, da sie ihm nicht still hielt? Ueber die Mannsleut'! Einer wie der andere! Und jeder lief ihr nach, jeder wollt' ihr durchaus 'was zu Gefallen thun, in der habgierigen Voraussetzung, sich den kleinen Dienst mit Wucherzinsen bezahlen zu lassen. Seit ihrer Konfirmation war das so gewesen, in der Heimat, in der Fremde, immer die demüthige Sanftmuth des gezüchtigten Hundes, immer das Gleiche, trotz Spott und Verhöhnung immer dieser schmeichlerisch weiche, unnatürliche Stimmklang! Nicht mehr anhören konnt' sie ihn. Das war wie der Sonnenschein daheim über ihren paar Aeckerchen. Ja, schön war der wohl, einen Tag, zwei Tage. Aber wenn er dauerte, dauerte, dauerte, Wochen, Monate lang, — wem's gefiel, dem mocht's gefallen. Die Kathel sah's nicht ungern, wenn aus wildgethürmten Wolken die Blitze zuckten, wenn der Sturm heulend in den Aehrenfeldern wühlte und der Regen niederklatschte auf Roß und Wagen, die Kirschbäume am Weg rein wusch und in Gießbächen die Weinberge hinunterschoß.

Sie ging in die Küche und langte sich die Sette saurer Milch vom Bord, ihr Abendbrod. So lang sie ledig blieb, konnte sie sich solchen Luxus leisten. An die Frauen und Mütter kam er nicht mehr. Im vollen Bewußtsein ihrer bevorzugten Lebenslage löffelte sie ihr Lieblingsgericht.

Aber ein Drittel ließ sie zurück, trat an die Thür und rief Anna's Trude herein.

„Gelt, schleck' auf, Du!“

Das Kind ließ sich nicht zweimal mahnen. Ev, die Fremde, die mitgetorkelt war, stand stumm mit sehnsüchtigen Augen. Da holte Kathel aus ihrem Bettstroh einen Augustapfel, den einer ihrer Verehrer ihr geschenkt hatte, und drückte ihn dem aufjauchzenden Kind in das Händchen.

„Ja, so lang Eine ledig bleibt!“ —

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

„Es war einmal!“

Eine ernsthafte Plauderei von P. G. Heims.

„Es war einmal!“ So fangen ja die Märchen an. Und wenn es so hieß, dann leuchteten unsere Augen, als wir kleine Kinder waren, und die jungen Herzen fingen an, schneller im Glück seligen Genießens zu schlagen. Und „es war einmal“: zum anderen ein Wort, bei dem denen, die sich ritterlich und mannhaft durchs Leben geschlagen, die Augen feucht werden können; beim Zurückdenken an die Kampftage, an denen wir uns die Narben geholt, von denen dann und wann manche noch jetzt brennt und schmerzt; beim Zurückdenken an so manchen und so manche, die neben uns auf der Wahlstatt geblieben; beim Zurückdenken an so manches Glück, das am Wege verwelkte, so manchen Traum, der nie Wirklichkeit ward, so manche Hoffnung, die in Trümmer ging. „Es war einmal“: der Grundton zu dem Liede:

„Ich habe geliebt manch' schönes Kind
Und manchen braven Gesellen.
Wo sind sie hin? — Es brauset der Wind,
Es schäumen und rauschen die Wellen!“

„Es war einmal“: die tiefgehende Melodie zu dem Worte:

„Die theuren Eltern beide,
Der stillzufriedene Sinn,
Der Kindheit Lust und Freude:
Alles dahin — dahin!“

„Es war einmal“: die deutsche Uebersetzung des Wortes eines der sieben Weisen Griechenlands: „Panta rhei“, d. h. „es fließt alles dahin!“ Ein tiefsinniges Wort! An uns vorbei rauscht der mächtige Strom des Lebens; bald brausend und brandend, bald rieselnd und spülend und murmelnd. Und wir stehen am Ufer und schauen zu, während der Strom unsere Füße netzt. Da treibt es an uns vorbei auf den Fluthen: mächtige, entwurzelte Stämme mit gewaltigem Gezweig; und wir meinten, sie müßten ewig stehen; liebliche, farbenleuchtende Blumen, fortgerissen im Wirbel und Strudel, süßduftende Blüthen, abgerissen und gebrochen vom wüthenden Sturm oder geknickt von frevelnder Hand, oder vom Reif getödtet in der Frühlingsnacht: „Es war einmal“! Und aus der Tiefe des murmelnden Stromes klingt es wie eine Stimme: „ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras: er blühet wie eine Blume auf dem Felde. Wenn der Wind darüber geht, ist sie nimmer da, und ihre Stätten kennet sie nicht mehr!“ — Und morsches Gebälk von zusammengebrochenen Ruinen, die der Strom unterspült und hinabgerissen hat, treibt vorbei, und allerhand unedles Geräth, das vorüberwirbelt, und undeutlich erkennbarer Flitter; hier ein Brief und dort ein Bild, heraufgetragen und hinabgerissen wieder vor unseren Augen. Und weiter und weiter neigen wir uns über den rauschenden, flüsternden Strom: fremd und fremder wird's, was er an uns vorüberführt, und kühler der Hauch aus dem Strom; viele von denen, die über und unter uns an seinem Ufer standen, sind schon hineingesunken und hinausgetragen ins Meer der Ewigkeit, und endlich sinkt auch unter uns selbst die Scholle, die unterspülte, auf der wir standen, und wir tauchen unter im Strom der Zeit, und die am Ufer stehen, sprechen: „Es war einmal.“ — Und so geht der Strom durch die Jahrtausende hin — und wird so weiter rauschen bis — — ja, bis wann? Wann wird's einmal ganz heißen mit dem ersten Glockenschlag der Ewigkeit: „Es war einmal?“ Und mit dem zweiten Schlage: „Ja, es ist alles neu geworden?“ Denn der Dichter sagt es ja auch:

„Ein rechter Strom bricht immer
Ins ewige Meer hinein!“ —

Da streiten sich die Gelehrten, ob Schliemann's Troja die echte, alte Stadt des Priamos gewesen, und ob der Goldschatz auch sein Königsschatz war. Das Gold selbst aber aus uralten Tagen ist da und kann nicht weggestritten werden. Und das ist eigentlich die Hauptsache. Manche Schicht mußte aufgegraben und viel Schutt bei Seite geschafft werden, bis das alte, lautere Gold denen, die gruben, entgegenleuchtete, und sie staunend und jubelnd sprachen: „Es war einmal!“

Es geht uns allen nicht anders. Wie wir älter werden, da häuft sich auch in unserem Leben Schicht auf Schicht, und Staub und Vergänglichkeit und Vergessen verhüllt und verschüttet uns allmählich das, was einmal unsere Freude, unser begeisterndes Glück, unseres Lebens Inhalt war. Und so thürmt es sich unter uns von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, und wir steigen höher und höher auf dem Schutt- und Scherbenhügel; unser Blick wird weiter, unser Denken ruhiger, unser Sehnen stiller. Aber da faßt es uns eines Tages, wir wissen es selbst nicht, warum; faßt uns mit mächtiger Kraft, der nichts widersteht, und wir greifen zu Karst und Spaten der Erinnerung und fangen an zu graben, immer tiefer durch alle Schichten, und plötzlich leuchtet's uns entgegen, funkelnd, goldig glänzend, unvergänglich: das, was echt war aus jenen Zeiten der seligen Vergangenheit; und wie ein tiefer Wehmuthston zittert es hin durchs Herz, wie hier ein goldener Becher aus Jugendtagen und dort der Schädel von Hamlet's Kirchhof uns vor die Füße rollt:

„Gleich einer alten, halbverklung'nen Sage
Kommt erste Lieb' und Freundschaft mit herauf!“

Aber für Schatzgräber ist Mitternacht die rechte Stunde. Und stille, ruhige, nächtige Zeiten, in denen das laute Leben um uns ruht und schläft, das sind auch die besten zu solchem Werk des Grabens. Und die Schatzgräber sollen schweigen! Es ist nichts mit dem Reden und Renommiren und dem seichten Geschwätz in so ernsten Stunden. Da faltet einer nun still die Hände um den Spaten und fürchtet sich nicht vor dem Zauber der Wundernacht und nicht vor dem stillen Weben der Geister. Er kennt sie ja alle, und wie sie um ihn aufstehen und mit tiefen Augen ihn anschauen und mit der stummen Frage: „Kennst du mich noch?“ da wird's ihm gar vertraut und warm, und er nickt ihnen zu: „Ja, ich kenne Euch! Und ich habe Euch lieb, ob ich auch Euch vergessen wähnte. Und nun haben wir uns wieder gefunden. „Es war einmal! Gott sei Dank: ja!“

Und den Becher und den Schädel die nimmt er sorgsam auf und nimmt die Reliquien aus alten Tagen mit ins Leben hinein.

„Es war einmal!“ Unter all' den bekannten Gesichtern, die um uns her stehen, bekannt aus alten Tagen, da ist eines, das kennen wir gut. Wir kennen's von Jugend auf. Wenigstens die meisten thun das. Und ich glaube nicht, daß es einen giebt, der es gar nicht kennt; oder Eine gar? — das ist ein ernstes Gesicht: oft finster und furchtbar zu schauen. Und viele, die es zuerst sehen, die erzittern davor und bergen bang das Gesicht. Aber je öfter man's sieht, desto edlere Züge lesen wir auf dem ernsten, blassen Antlitz. Und sehen wir's täglich gar, — ja, eine bange Scheu werden wir nie los, aber es ist doch auch wie ein geheimes Band, das uns mit ihr verbindet: „du meinst es doch gut mit uns, wie still dein Mund, wie unerbittlich dein Blick auch ist.“ Die Gestalt, sie zieht mit uns ein und begleitet uns auf dem Wege; sie geht mit uns zu Schiff und steigt mit uns zu Roß; das wußte schon Horaz. Sie wohnt mit uns Thür an Thür. Und oft thut die Thür sich auf, und ernsthaft nickt sie uns zu, und sie schreitet still hindurch und setzt sich mit uns an den Tisch, und sitzt still und ernsthaft und unerschütterlich neben unserem Bett, und wir bitten wohl: „Geh fort! laß' mich, ich möcht' jetzt Frieden haben!“ und sie antwortet: „Ich darf noch nicht!“ — Das ist die Sorge! — Wenn Paul Gerhard sagt, und mit ihm viel tausende zu allen Zeiten:

„Was ist mein ganzes Wesen
Von meiner Jugend an
Als Müh' und Noth gewesen?“

da klingt das: „Es war einmal — und ist noch!“ wie ein Lied de profundis: aber es kann doch nach lieblicher Melodie gehen, nach der alten: „Befiehl Du Deine Wege!“ — Und sitzt gar die Großmutter am linden Herbstabend unter den Enkelkindern und erzählt aus ihrer Lebenszeit, und die Enkelinnen hören von Leid und Kampf und Thränen und Sorgen, bis die Ahne endlich das graue Haupt hebt und freudig in den goldigen Himmel hineinblickt, aus dem es herleuchtet wie aus dem Lande des Friedens, und dankend spricht: „Doch um den Abend ward es Licht, und die Sorge ging zurück zu Gott!“ Dann sagen sie wohl leise: „Ja, Großmutter, — es war einmal! Gott sei Dank!“

Nachdruck verboten.

Zur Mitternachtsonne.

Von Dr. Franz Oppenheimer.

Draußen auf Deck bläst ein eisiger Nordsturm, uns gerade entgegen. Trübe Nebelschwaden hängen am Himmel, lassen keinen einzigen Stern hindurchlugen und hängen herab bis tief auf die flachen, schwarzgrauen Schären, zwischen denen uns der „Olaf Kyrre“ in sausender Fahrt dahinführt: es ist die erste Stunde in diesen wunderherrlichen Reisetagen, wo es kein Verbrechen am heiligen Geiste der Schönheit ist, sich in die Kajüte einzuschließen und Papier zu schwärzen, statt draußen auf dem Promenaden-Deck zu weilen, in unersättlichem Genuß aller der Pracht, die uns hier umgiebt. Bis heute aber wagte man kaum zu schlafen, um nichts, gar nichts zu versäumen.

Vier kurze Tage erst sind wir unterwegs, und schon fühlt sich der Geist beinahe verwirrt, wenn er zurücktastend auch nur die Höhepunkte der fast zu starken Eindrücke sich wiederholen,

sich wiederschöpfen soll! Und schien doch jeder unverlöschlich und unverlierbar!

Dienstag Nacht mit dem Schlage der Geisterstunde warf unser braver Olaf am Strand-Quai in Hamburg die Taue los und steuerte elbabwärts. Wir winkten ein letztes Mal zurück und suchten dann unsere Koje auf. Die weiße, weiche Wolldecke schmiegte sich mollig um unsere Glieder, und der liebe Morpheus durfte kommen, wenn er wollte. Es lag sich gar so behaglich in dem schmalen Kasten auf der elastischen Sprungfeder-Matratze, vor jedem unberufenen Lichtstrahl, der durch das runde Fenster hätte fallen können, durch eine dichte Gardine geschützt. Aber Morpheus wollte lange nicht. Erst muß sich der Passagier an das taktmäßige Stampfen der Schraube gewöhnen und auch an die ebenso taktmäßigen Erschütterungen, in die sie bei jeder Umdrehung den ganzen Schiffskörper versetzt. Aber das ist das Schlimmste nicht. Denn jeder ununterbrochene rhythmische Sinneseindruck schläfert bekanntlich allmählich ein, und wenn die Schnarcher nicht das Laster hätten, von Zeit zu Zeit zu pausiren, so wären sie als Schlafkameraden weit weniger gefürchtet. Schwerer aber gewöhnst Du Dich an das Rasseln der Steuerungskette, die in ihrer Rinne auf Deck gerade über Deinem Kopfe ihre Musik macht. Du denkst, sobald ihr heiseres Lied ertönt, jedes Mal an Einbrecher, die Dir ans Portefeuille wollen, und träumst dann schließlich, wenn Du endlich eingeschlafen, von seufzenden Gespenstern, die ihre Kette rasselnd hinter sich her schleifen. Aber auch daran gewöhnst Du Dich, und dann ist es Dir sogar ein tröstliches Zeichen, daß da oben auf der Kommando-Brücke, während Du ruhst, ein Braver Wacht hält, der Dich sicher durch die grauen Fluthen leiten wird.

Nach kurzen Stunden weckte mich die Pflicht. Ich wollte unter keinen Umständen den feierlichen Augenblick verschlafen, in dem unser Dampfer aus dem süßen ins salzige Wasser hinübergleiten würde. Lange vor fünf Uhr war ich auf Deck, als gerade Cuxhaven in Sicht kam. Von der „giftgrünen" Küste, von der sich knallrothe Ziegeldächer im hellen Morgensonnenlichte so wirkungsvoll abhoben, als hätte ein ganz Moderner die „Stimmung" erfunden, schoß ein kleiner tapferer Dampfer auf uns zu; „Alte Liebe" stand in großen Goldbuchstaben auf seinem Steven. Unsere Schraube stoppte einen Augenblick, das Dampferchen schwenkte elegant längsseits, und über unsere Brustwehr schwang sich rüstig wie ein Jüngling ein Riese im Oelrock, dessen graugelber Bart im Nordwind flatterte, der Lootse, der uns elbabwärts geführt. Die „Alte Liebe" verließ uns, und vor uns lag, glitzernd und funkelnd im Sonnenlichte, mit schneeweißen Schaumkronen auf dunkelgrünen Wogenköpfen, das freie Meer, — die Nordsee.

Hei, ein Fahrtwetter, wie ein Maler und Dichter es sich nicht besser wünschen könnte. Steif blies uns ein grimmiger Boreas entgegen, so unwirsch, daß man nur im Schutze der Deckaufbauten feststehen konnte, aber oben wölbte sich ein Himmel, wolkenlos, wie er nur je über des Homeros Heimat gelacht, tiefblau und weit, wie ein Herz, das Ferien hat und sie genießt. Das war so lustig und so stark, eine nordische Fröhlichkeit, die alle Kräfte spannt.

Aber, aber . . .! Die See war sehr „grob", sodaß alle Portholes verschraubt und alles nicht Niet- und Nagelfeste auf Deck angebunden wurde, — und unser „Olaf" ist ein braves, schnelles und schönes, aber doch nur ein kleines Schiff, noch unter tausend Tonnen! Wären wir auf einem der Riesendampfer gewesen, die den transoceanischen Verkehr vermitteln: wir hätten uns wohl kaum um die „Grobheit" des Herrn Poseidon gekümmert. Aber so machte unser Schifflein vor jeder Welle erst ein Männchen, wie der Hase, und dann eine tiefe, respectvolle Verbeugung. Der Seemann nennt das „Stampfen". Die Spritzwellen schlugen vorn über das Bugspriet und wuschen das Deck so sauber, als wäre der Olaf ein italienisches Boot, das solche Reinlichkeit sehr nöthig zu haben pflegt, und nicht ein norwegisches, bei dem sie ebenso überflüssig ist. Und dann begann die uralte Tragi-Comödie. Ein früher Aufsteher wurde käsebleich und opferte dem zornigen Meergotte, noch ehe Helgoland in Sicht kam. Er brüllte mitleiderregend. Böse Beispiele verderben gute Sitten! Was an Bord war, mit wenigen Ausnahmen, folgte dem Unglücklichen. Auch mich schützte nicht Leukothea, die Gütige, doch kam ich mit einem blauen Auge davon. Sechsunddreißig Stunden fastete und vierundzwanzig Stunden schlief ich, während rings in allen Kajüten das Unheil wüthete, wie die böse Fama erzählt.

Als ich am Morgen des Donnerstages, ausgeschlafen und mordshungrig, auf Deck kam, hoben sich zur Rechten niedrige, schwarzgraue Massen aus dem Meere: die Westküste des norwegischen Festlandes. Der schmale, grüne Streifen davor muß gute Weide sein, denn auffallend zahlreich schimmern die rothen Ziegeldächer herüber, hier einzeln, dort in Dörfern vereinigt. Signal-Stationen, weiße Häuser mit einem kleinen Thurm, sichern überall die Fahrstraße zwischen der Küste und den Inseln davor. Allmählich heben sich die Berge höher, lange, dunkle Kuppen, mit grünen Flecken gemustert, auf denen bunte Punkte sich bewegen: weidendes Vieh. Die Aehnlichkeit der Landschaft mit einsamen Hochthälern der Central-Alpen ist verblüffend: dieselben flechtenbesponnenen Blöcke, derselbe graubüstere Grundton der ganzen Landschaft, dieselben Formen des Urgesteins, dieselbe wundervolle, blaugrüne Farbe der Wasserfläche! Nur, daß dies Wasser Salzwasser ist, Thalatta, und kein stiller Hochsee im Alpengebirge!

Hinter uns schwärmen die Möven. Wie lieb' ich ihren Flug, der den kleinen, runden Körper so herrlich auf breitgespannten Flügeln wiegt! „Ach, wer das doch könnte, nur ein einziges Mal!", das Kinderliedchen kommt mir immer in den Sinn, wenn ich diese elegantesten unserer Segler neidisch beobachte. Wie sie auf dem Winde schwimmen, mit rastenden Fittichen, wie ein Schwimmer, der sich auf dem Rücken ausruht, wie

Auf der Fahrt zur Kirche. Nach dem Gemälde von J. J. Garate.

sie dann mit ein paar Schlägen uns wieder einholen, schwenken und niederstoßen, um im Forthuschen über die sprühenden Wellen das Stück Brod zu erbeuten, das wir ihnen hingeworfen: das zu sehen kann ich nie müde werden. Aber wir drehen rechts, ostwärts. Die böseste Stelle der ganzen Meerfahrt, den Eckersund, passiren wir ungestraft, ohne neue Opfer, weil wir Landwind haben, und während wir unten im Speisesaal am „reichlich bereiteten Mahle" unser Herz erfreuen, läuft unser „Olaf" schon wohlbehalten ein in unseren ersten Hafen, die alte Königsstadt Stavanger.

Unser erster Weg galt natürlich der Domkirche, deren uraltes, romanisches Hauptschiff noch auf ungeheuren, plumpen Rundsäulen aus grauem Granit seine Rundbögen aufstützt, während der viel später angefügte Chor die schlanken Säulenbündel und spitzen Bögen der späten Gothik zeigt. Für die Thurmhelme hat augenscheinlich auch hier, wie so oft in allen Herren Ländern, das Kleingeld nicht gelangt. Ob die Opferwilligkeit nachgelassen oder die allgemeine Wirthschaftslage sich verschlechtert haben mag: genug, die großartig geplanten Kathedralen blieben vom fünfzehnten Jahrhundert an unvollendet liegen, — auch unser Kölner Dom, — oder erhielten einen dürftigen, provisorischen Abschluß. So ist es auch den Dombaumeistern von Stavanger ergangen, und sie gehorchten sicherlich mehr der Noth als dem eigenen künstlerischen Triebe, als sie die gewaltigen Zwillingsthürme mit den häßlichen Dachkirchenhelmen deckten. Solch alter Bau predigt ganze Bände Kultur-Geschichte, und nicht immer erfreuliche Dinge.

Unter solchen Umständen soll sich der kluge Wanderer von der Kultur zur Natur wenden, die immer Erfreuliches zeigt für den, der die rechten Augen dazu mitbringt. Das beherzigten wir denn auch und stiegen durch die heiße, für unsere nordländischen Erwartungen verblüffend heiße, Mittagssonne hinauf zum „Vaalandspigen", einem Hügel, auf dem die Stadt Stavanger

Der Buarbrae-Gletscher bei Odde.

ihr Trinkwasser-Reservoir errichtet hat. Der Blick von der freien Höhe lohnte tausendfach den Schweiß. Nördlich unter uns streckt sich, dem Blicke unermeßlich, der tiefblaue Stavanger-Fjord landeinwärts nach Osten, der Schauplatz jenes stolzesten Seesieges, in dem Harald Harfager (Schönhaar) seine letzten Rivalen überwand, um auf den Trümmern ihrer Macht das Königreich Norwegen zu errichten. Ein unendlicher Kranz von Hügeln und Bergen umzieht im Norden, Osten und Süden das gewaltige Amphitheater, drei, vier Reihen von Berg-Coulissen, eine immer höher, eine immer blauduftiger als die andere, die entferntesten weithin mit leuchtendem Schnee bepudert, ein Bild großer, freier, ernster Anmuth! Und im Westen, über zahllose Inseln fort, die es rahmt, wie das Gold die Juwelen, leuchtet funkelnd der matte Silberspiegel der See.

Auf den steilen Bergstraßen ging's dann wieder hinab zum Steamer, und wieder glitten wir hinaus, nordwärts, dem Ziele unserer Sehnsucht entgegen. Wir biegen in den breiten Bucke-Fjord; er verengt sich, zwischen zwei schwarzen „Nasen" fahren wir hindurch, an stillen Inseln geht es vorbei, auf denen kein Leben ist, als die rastlos nagenden Wellen, die sie erklimmen und wieder zurückgleiten, und ein paar rastende Möven. Rechts am Strande erscheint eine Ortschaft, viele weiße und rothe Häuschen, eine stattliche, weißgetünchte Kirche, alles grün von Birken umbuscht, grüne Weiden und junge Felder umher. Auf der Landstraße hinter dem Orte, — Hangesund nennt ihn der erste Offizier, — flitzt ein, nein zwei, drei flinke Radler vorüber, ein paar Fischerboote gleiten mit vollen Segeln über die bewegte Fluth, andere schlafen am Strande. Und wieder kommen wir in breiteres Fahrwasser und schauen besorgt auf eine blaugraue Dunstmasse, die vor uns den Horizont sperrt. Wir sind heran, fahren hinein und stecken in lichtem Nebel, der uns von allen Seiten einhüllt; die Sonne kämpft mit ihren goldenen Pfeilen heldenhaft gegen den Nebelriesen, ein echt nordisches Bild! Bald erscheint sie blutroth, als habe sie die Todeswunde empfangen und verströme nun ihren Lebenssaft, dann wieder bleich und grau wie ein Sterbender, und dann ist sie ganz verschwunden. Haben die Thursen gesiegt? Ist die lichte Sonne todt, und bricht nun die Götterdämmerung herein, zieht Muspilli heran, die letzte Katastrophe, der Weltenbrand? Kalt, düster, bleiern liegt die See, so weit unser Blick sie erreichen kann, und ein feuchtkalter Wind durchfröstelt uns bis ins Mark. Aber nein! Dort ersteht sie wieder, die Lichtbringerin; ihre goldenen Pfeile dringen zu uns, sie bleibt Siegerin, und lachend, erwärmt bis ins Herz hinein, finden wir uns wieder auf blauer See, unter blauem Himmel. Hinter uns, im ungeheueren Bogen von Schäre zu Schäre gespannt, liegt die Nebelwand, die wir durchfahren; sie klebt an den Felsspitzen fest, kann uns nicht folgen. Und weiter nordwärts geht die triumphirende Fahrt. Alle guten Asen von Walhall sind mit uns im Bunde.

Alle Passagiere sind auf Deck, jener unglückliche Kranke, der den Poseidon gar so laut um Gnade angefleht, das liebe Prager Pärchen, das seine Hochzeitsreise nach zwei Jahren nachholt, ein paar Aerzte, zwei junge Lieutenants, ein Regierungsrath, ein paar norwegische und schwedische Diplomaten, e tutti quanti. Es ist wie beim Osterspaziergang im „Faust". Was auf offener See „in der Kajüte quetschender Enge" sich verborgen, das ruhige Wetter „hat sie alle ans Licht gebracht," auch die Frauen, die als stille Dulderinnen ihr Elend verborgen hatten. Jetzt sind sie alle droben, alle in gleichem Entzücken, alle in gleicher unersättlicher Schaubegier. Denn der Gebirgskranz zur Rechten ist wahrhaft wunderbar. Ueber hohe, dunkelblaue Berge her leuchtet der Gipfeldom des riesigen Folgefond-Gletschers zu uns herüber, des vierzig Kilometer langen Eisbeckens, der dem ganzen Hardanger sein Gepräge giebt. Denn wir sind jetzt im äußeren Hardanger-Fjord, der Perle des südlichen Norwegens. Das spiegelt sich alles in einem fast wogenlosen Meere, das wie milchweiße Seide schimmert, und in dem der hochstehende Halbmond eine breite, zitternde Lichtbahn zeichnet!

Ein Dampfer gleitet vorbei, Tücher winken, lustige Grüße schallen herüber und hinüber. Die lange Rauchfahne hängt bewegungslos in der stillen Luft.

Die Sonne sinkt allmählich hinter einen Bergrücken, aber es bleibt hell, wie am Tage; ein schweigsamer Mann liegt auf seinem Korbstuhl und

Hochzeitszug auf dem Hardanger-Fjord.

Stavanger in Norwegen.

liest eifrig. Da fällt es endlich einem ein, nach der Uhr zu schauen: Tableau, es ist halbzwölf Uhr nachts!

Das Staunen ist grenzenlos. Man hat so viel von den „hellen Nächten" des Nordens gehört und gelesen: aber das hat man sich doch nicht vorgestellt! Man hat an eine Helligkeit geglaubt, wie sie etwa eine elektrisch beleuchtete Großstadtstraße zeigt: aber an ein Licht, das bis Mitternacht, — und wie lange noch? — zum Lesen völlig hinreicht, hat man nicht geglaubt. Und jetzt beginnt man erst, sich zu orientiren. Man stellt am Kompaß fest, daß die Sonne nicht ordnungsmäßig im Westen, sondern im Nordwesten verschwunden ist, und man beobachtet, daß der leuchtend helle Schein am Horizont allmählich immer weiter über Nord nach Ost rückt. Aber schließlich können wir die ewige Nacht nicht abwarten, um uns nach dem ewigen Tage gründlich auszuschlafen; wir „reißen uns also blutend los," wie Ritter Toggenburg, und kriechen in unsere Koje, nachdem wir das Fenster sorgfältig verhängt haben, um wenigstens künstliche Nacht zu haben, — um Mitternacht!

Wie wir morgens erwachen, liegen wir vor Odde am Sjör-Fjord, einem langgestreckten, nach Süden abzweigenden Aste des Hardanger. Das berühmte Touristen-Nest liegt im blendendsten Sonnenschein vor seinem wundervollen Gebirgshintergrund. Nach dem opulenten Frühstück, — auf dem „Olaf Kyrre" ist jede Mahlzeit opulent, aber am erstaunlichsten seine kalte Küche, der berühmte „Sexa" Schwedens, — also nach dem Frühstück trägt uns das schmucke Boot an Land, und wir haben ein paar Stunden Zeit für den Besuch des „Laate-Fos".

Norwegen hat die prächtigsten Wasserfälle der Welt. Ueberall ist ein „Fos" (Wasserfall), bei dem man in der Schweiz ein Hotel erbauen und für dessen Besichtigung man im Harz hohes Eintrittsgeld erheben würde. Hier beachtet man nur die allerherrlichsten Exemplare, die nicht nur hoch, sondern auch wasserreich sind, und selbst von diesen erhalten nur wenige den Stern im Baedecker, der Unsterblichkeit verleiht. Das Bessere ist eben der Feind

des Guten. Daß Norwegen so Fos-reich ist, ist eine logische Folge seiner ganzen Natur. Ein Land mit so durchaus nackten, jeden Waldwuchses entbehrenden Felsengebirgen läßt jeden Tropfen sofort wieder ablaufen, den die atmosphärische Strömung darauf warf; und ein Land, das der lange, furchtbare Winter unter Schneelasten begräbt, hat ungeheure Wassermassen die Steilen abwärts zu senden, wenn eine so pralle Sonne zweiundzwanzig Stunden täglich an den Schneefeldern leckt. Wenn noch ein Monat mehr ins Land gegangen sein wird, wenn die kleineren Schneeflecken an den Hängen erst aufgezehrt sein werden, dann wird der Nordlandfahrer gewiß sehr viel weniger und sehr viel dürftigere Fälle zu sehen bekommen: jetzt aber schießt von allen Seiten, über alle Hänge, der milchweiße Gischt schäumend in die Thäler und Fjorde hinab.

Der Laate-Fos aber mit seinen beiden Nachbarn, dem breitgespannten Espeland-Fos und dem Skar-Fos, ist einer der Fürsten dieser zahllosen Schar. Er hinterläßt dem Reisenden wohl den stärksten Eindruck, wenn auch mit aus dem Grunde, weil er der erste Fall größten Stils ist, den er zu sehen bekommt, und weil die ganze Fahrt ihn in die richtige, für solchen Anblick vorbereitende Stimmung versetzt. Das graziöse „Kariol", ein einsitziger Wagen in Muschelform, dessen Kutscher hinten auf erhöhtem Bock thront, trägt Dich erst am linken Ufer eines prachtvollen, dunkelgrünen Bergsees dahin, des „Sandvenvand" (Vand = Wasser); von der anderen Seite her grüßt durch eine Thallücke in weißer Majestät der Folgefond-Gletscher herab, der hier eine mächtige, blauschimmernde Zunge, den Bauern-Gletscher (Buarbrae) ins Jordal hinabsendet. Dann verengt sich das Thal zu einer wilden Klamm, durch die, halb Wasserfall, halb Stromschnelle, der Groensdalselv schäumend hindurchdonnert, ein Bild stolzer, steiler Kraft, ganz ähnlich der berühmten Kütreie im Gurgler Thal in Tirol. In diesen brausenden Fluthen ist damals nach dem Unfall des Kaisers der unglückliche Lieutenant von Hahnke bei einer Radfahrt umgekommen; eine bronzene Gedenktafel bezeichnet die Unglücksstelle, nebenbei gesagt, das einzige „Marterl", das uns in diesen Bergen vor Augen gekommen. Das ist einer der charakteristischen Unterschiede dieser Alpenlandschaft von der tirolischen. Dort an allen Ecken und Enden Gedenktafeln für verunglückte Wanderer, eben die „Marterln", und, derselben religiösen Richtung entsprechend, überall Cruzifixe, Heiligenbilder und Passionskapellen. Davon ist hier, in dem nüchternen, protestantischen Lande, keine Rede. Und der zweite Unterschied, dessen man sich erst bewußt werden muß, um das Gefühl der Fremdartigkeit zu begreifen, das den alterfahrenen Alpinisten hier beschleicht, das ist, daß hier die Waldungen der Thäler und Hänge nicht aus Nadel-, sondern aus Laubholz bestehen. Das giebt der Gegend eine heitere Anmuth, die den Tiroler und Schweizer Thälern abgeht, es ist gar zu lustig, wie der frische Bergwind im Birkenlaube flüstert, und entzückend ist es, wenn Fink, Drossel, Nachtigall und alle die anderen Sänger, die in den Alpen ganz fehlen, ihr helles, fröhliches Liedchen zwitschern.

So staunt und vergleicht und sinnt man sich thalaufwärts, bis ein donnerndes Gebrüll vor uns anzeigt, daß wir am Ziele sind. Rechts breitet der Espeland-Fos seine duftigen Schleier über den steilen Hang, links werfen sich seine beiden Drillingsbrüder lotrecht durch eine fürchterliche, schwarze Bergkluft herunter. Auf einer der gewaltigen Felsstufen prallt der Strom auf und wirft bäumend seine Wasser zu unglaublicher Höhe in die Luft empor, als stäubende Wolke, über der das siebenfarbige Ordensband des Regenbogens schwebt. Bis über die Fahrstraße werfen sich die kühlen Staubwolken, und wir empfangen eine kräftige Douche, während wir im gestreckten Galopp vorübersausen.

Ein langgezöpftes, blondes Landeskind in der schönen Tracht des Hardanger, — rothes Mieder mit eigenthümlichem Goldschmuck als Brosche, — kredenzt uns eisgekühlte Milch als Labung. Wir steigen empor und stehen lange auf der schwarzen Felslanzel, deren Fuß der brüllende Fos bespült, in Andacht versunken. Dann geht's zurück in sausender Fahrt, bis über die letzten Hügel märchenfarben der Fjord hinübergrüßt, und bald sind wir an Bord. Der Anker stöhnt empor, wir wenden und steuern nordwärts unseren Weg zurück.

Was wir gestern verschlafen haben, heute dürfen wir es genießen. Ueber hochgereckten, finstergrauen Bergkuppen glänzen weiße Gletscherhelme, die Wasser rauschen zu Thal, die See lacht tief dunkelblaugrün, wie am Strande von Amalfi. Die Sonne sinkt langsam im Nordwesten, und die finsteren Bergwände leuchten auf in einem unsagbar herrlichen Rosenlicht, während die Gletscher noch hellweiß erfunkeln. Langsam, langsam rückt der rosige Schein nach oben; er erreicht die Firnfelder, die nun im Abendglühen strahlen, während die Felshänge in hellviolettem Schimmer dastehen, der nach unten hin immer dunkler und kälter wird. Dann geben die Gletscher ihren Rosen-Flor weiter an die zarten, weißen Sommerwolken hoch über sich, und dann verfärben auch diese sich erst unten, dann ganz und gar ins Bläuliche: die „Nacht" ist da. Aber es ist die helle Nacht des Nordens, die nicht auslöscht, sondern nur verklärt. Wenn in den Alpen die Sonne sank, dann dauert es nur wenige herrliche Minuten, bis alles kalt und traurig dasteht, glanzlos, wie ein gebrochenes Auge. Hier werden die Farben nur sanfter und etwas kühler, aber sie erlöschen nicht, sie bleiben am Leben.

Es ist wieder Mitternacht geworden. Ein Boot kreuzt unseren Weg, es fährt vom Viking-Hotel hinüber zu dem schweigenden Dörfchen drüben am Süduser. Lustige Dirnen in der Landestracht führen die Ruder: sie singen und jodeln und winken mit Hand und Busentuch. Ein Bild von Hans Dahl, aber — besser, als er es malen kann. „Smucka Pigers". Gute Nacht! Es ist hohe Schlafenszeit.

Nachdruck verboten.

Spiritus indocilis.

Von Enrico Castelanovo.

„Sie sagten also?" wandte sich die Gräfin zu dem berühmten Professor und Regierungsrath Ludwig Marconcelli, dessen Bekanntschaft sie heute in dem Bade-Orte bei Venedig gemacht hatte.

Die Gräfin sowohl wie der Professor waren beide bereits über das Alter hinaus, in welchem ein tête-à-tête gefährlich ist; übrigens befanden sich im Salon des Hotels außer ihnen noch acht oder zehn Personen, die theils in Zeitungen vertieft waren, theils plauderten.

„Ich wollte sagen," erwiderte der Professor, „daß ich in Venedig mein erstes literarisches Fiasco erlitt und sich dort die erste romantische Leidenschaft in meinem Herzen entzündet hat."

„In der That? —"

„Ja, und seitdem kann ich keinen Venezianer und keine Venezianerin sehen, ohne an diese beiden Begebenheiten erinnert zu werden."

„O, erzählen Sie!" bat die Gräfin lebhaft. „Bitte! Ich bin ganz Ohr."

Sie stützte die Ellenbogen auf den Tisch und faltete die Hände, während ihr geistreiches Gesicht, in dem zwei lebhafte, bewegliche Augen unter schneeweißen Haarlöckchen funkelten, einen erwartungsvollen Ausdruck annahm.

Der Professor, der ziemlich stark war, setzte sich bequemer in seinem Stuhl zurecht; dann zog er den Handschuh von der einen Hand und strich über die wenigen Haare, die ihm geblieben waren. „Ach," meinte er, „das lohnt sich ja gar nicht."

„Doch, doch! Lassen Sie Sich nicht erst lange bitten! Schon Ihre Andeutungen eben —"

„Compromittiren niemand, ich weiß. Also: Es sind jetzt fünfundvierzig Jahre her, ich war Student und, wie das häufig ist, hatte keine rechte Lust zum Studium. Statt dessen war ich auf die Idee gekommen, dramatischer Schriftsteller zu werden. —

In Pisa, wo ich die Universität besuchte, machte ich die Bekanntschaft eines Schauspiel-Directors, dem ich eines Tages aufs feierlichste ein Manuscript von mir anvertraute. Es war ein Trauerspiel in fünf Acten und hieß ‚Graf Hugo'. Der Director las es durch und ließ mich dann rufen. ‚Es ist etwas daran,' sagte er, ‚aber wir werden es vor dem Herbst nicht aufführen können, — vielleicht in Venedig, im St. Benedict-Theater. — Sie haben ja dann auch Ferien und können sehr gut nach Venedig kommen, um den Proben und der Vorstellung beizuwohnen.' Ich war außer mir vor Freude; aber ich hatte zweierlei Gründe, nicht mit meinem Namen hervorzutreten. Erstens hielt mich eine ganz natürliche Schüchternheit davon ab, und zweitens die Furcht vor meinem Vater, der im allgemeinen ziemlich streng dachte und die Schriftsteller nicht besonders schätzte. Es wurde also beschlossen, das Trauerspiel unter einem Pseudonym aufzuführen. Meiner Mutter jedoch vertraute ich alles an, und sie gab mir auch ganz im geheimen und unter ziemlichen Opfern das für die Reise nöthige Geld.

Im September traf ich in Venedig ein, während mein Vater mich in Pisa bei einem Freunde glaubte. Ich wohnte den Proben bei und hatte wirklich das Gefühl, ein Meisterwerk geschaffen zu haben. Wenn auch einer oder der andere der Mitwirkenden ab und zu murrte, so war der Director, mein Freund, stets voll Vertrauen auf einen Erfolg, und ich verließ mich nur auf ihn und meinen eigenen Dünkel. Der Tag der Vorstellung kam heran, und das Publicum wurde durch anderthalb Fuß große Anschlagszettel aufgefordert, der Aufführung von ‚Graf Hugo' beizuwohnen, einem neuen Trauerspiel in fünf Acten, sowie sieben Schlachtbildern in blanken Waffen von Marcello Licconovo. An dem betreffenden Abend war ich im Theater, noch ehe die Lichter angezündet waren. Ich wußte, daß das Haus ausverkauft war, und man wird sich leicht die fliegende Aufregung vorstellen können, in der ich mich befand. Hinter dem Vorhang stehend, blickte ich durch das Guckloch in den Saal, während sich das Parquet und die Logen füllten und die Musiker ihre unglücklichen Instrumente stimmten. ‚Welche Fülle!' sagte hinter mir der Director, schon im Kostüm des Grafen Hugo, und rieb sich die Hände. Mir stand kalter Schweiß auf der Stirn; meine schöne Zuversicht war im letzten Augenblick wie weggeblasen. Kurz, um Punkt ein halb neun Uhr begann das Orchester die Cavatine aus dem ‚Barbier' zu spielen, der Souffleur begab sich mit meinem Manuscript in seinen Kasten, — zehn Minuten später ging der Vorhang auf. Nach dem ersten Akt wurde ich hervorgerufen. ‚Wir sind im Hafen,' meinte der Director. ‚Wenn erst einmal das Eis gebrochen ist, hält das Publicum nicht mit seinem Beifall zurück. Es wird sicherlich ein Erfolg werden.'

Ja, ein schöner Erfolg! Im zweiten Akt begannen große Wolken sich aufzuthürmen, und im dritten brach der Orkan in seiner ganzen Fürchterlichkeit los. Ein Pfeifen und Heulen, dazwischen ein Schlagen von Stöcken auf den Bänken und Brüstungen und wüthende Rufe: ‚Genug! Aufhören!' Die erste Liebhaberin flüchtete wüthend hinter die Coulissen, wo sie ohnmächtig auf einen Koffer sank; ein Schauspieler fluchte; die Söhne des ‚Grafen Hugo', die mit der Rolle in der Hand die Gefängniß-Scene wiederholten, steckten mit philosophischer Miene das Manuscript in die Tasche und gingen in ihre Zimmer um sich umzukleiden. ‚Vorhang herunter!' rief der Director mit Stentorstimme. Und kaum war unter dem wüthenden Beifall des Parterres sein Befehl ausgeführt, so fügte er hinzu: ‚Ich habe es Ihnen ja gleich gesagt, daß es kein Stück zum Aufführen ist!'

Ich weiß nicht, Frau Gräfin, ob Frechheit ein besonderes Vorrecht der Schauspieler ist; jedenfalls gerieth mir bei dieser Unverschämtheit alles Blut in Wallung, und es fehlte nicht viel, so wäre ich losgebrochen. Um keinen Zank herauf zu beschwören, verließ ich so schnell wie möglich die Bühne, während sie im Theater in aller Eile eine Farce in Scene setzten, die darauf berechnet war, den Grimm des Publicums in Lachen zu verwandeln. Nach ruhelosem Umherirren in den Straßen, kam ich erst gegen Morgen in mein Hotel und warf mich halb angekleidet aufs Bett. Nach vielem Umherwälzen schlief ich endlich ein und erlebte im Traume einen Triumph, ähnlich wie früher ein römischer Held auf dem Kapitol. Da wurde an meine Thür geklopft. Es sei elf Uhr, sagte der Zimmerkellner und übergab mir ein rosa Briefchen, das stark nach Patschouli duftete. Ein Theaterdiener habe es gebracht, es sei zwar nicht an meine Adresse gerichtet, aber der Diener versicherte, daß ich der Empfänger sei. In der That war die Aufschrift des Briefes mein Pseudonym, wie es auf den Theaterzetteln prangte. Kaum war ich allein, so öffnete ich das geheimnißvolle Billet und verschlang seinen Inhalt."

„Besinnen Sie Sich noch darauf?" fragte die Gräfin neugierig.

„Nicht auf die Worte, aber auf den Sinn. ‚Das Publicum', so hieß es ungefähr darin, ‚war ungerecht und grausam gegen Sie, der Sie noch so jung und dabei so talentvoll sind. Aber lassen Sie Sich nicht entmuthigen. Ich bin zwar nur ein junges Mädchen, aber trotzdem sagte mir eine innere Stimme, daß Sie eines Tages berühmt sein werden. Sie werden mich niemals kennen lernen, denn es wäre unnütz. Ich würde mich aber freuen, wenn Sie mir sagen wollten, daß Ihre Seele nicht von dem Mißerfolg zu Boden gedrückt ist. Richten Sie bitte, einige Zeilen an die Adresse Spiritus indocilis postlagernd.'

Dieser Brief übte auf mich die Wirkung aus, wie wohl jedes anonyme Schreiben von weiblicher Hand auf das Herz eines zwanzigjährigen Jünglings. Die Katastrophe im Theater kümmerte mich von da an nur noch in zweiter Reihe: mein erster Gedanke war, dieses Incognito zu entdecken, welches so viel Interesse für den unglücklichen Dichter zeigte. Aber wie dahinter gelangen? Ich stürzte ins Theater, in der Hoffnung, daß der Portier mir einen Weg zeigen könnte, aber er wußte nur, daß der Brief von einem ihm völlig unbekannten Diener abgegeben sei. ‚Ich muß durch einen Briefwechsel das Geheimniß entdecken,' überlegte ich bei mir. Und so nahm auch ich Papier und Feder zur Hand, um meinerseits einen Brief zu schreiben."

„In Versen?"

„Nein, in Prosa. Ich dankte der liebenswürdigen Unbekannten für ihre Freundlichkeit und gab ihr das feste Versprechen, mich nicht durch einen ersten Fehlschlag entmuthigen zu lassen, um so weniger, da dieser mir den Trost ihres Briefes eingetragen habe. Dann bat ich sie, sich nicht so geheimnißvoll zu verbergen, sondern mir ihren Namen zu enthüllen; wie ich selbst mein unglückliches Pseudonym lüftete und meinen wahren Namen nannte, bat ich sie auch, mir ihr Antlitz zu enthüllen. ‚Ich hätte doch wohl das Recht,' schrieb ich ihr, ‚diejenige zu kennen, deren Worte dazu beigetragen hatten, mir den Glauben an mich selbst wiederzugeben.' In jedem Falle wollte ich nicht den eben erst begonnenen Briefwechsel abschneiden."

„Und die Unbekannte blieb eine Unbekannte!" meinte die Gräfin.

„Woher wissen Sie das?"

„Ich weiß es ja nicht, ich frage nur!"

„Nachdem ich meinen Brief auf die Post gebracht, spazierte ich vier Stunden lang im Postgebäude auf und ab, indem ich mich immer so nahe wie möglich an dem Schalter der postlagernden Briefe hielt, um zu hören, ob vielleicht jemand das geheimnißvollen Worte Spiritus indocilis aussprächen. Mein aufmerksames Spähen entging den Beamten jedoch nicht, und da ich ihre mißtrauischen Blicke beständig auf mir ruhen fühlte, zog ich es vor, mich zu entfernen."

„Ohne etwas entdeckt zu haben?"

„Leider. Am anderen Morgen eilte ich aufs neue ins Theater. ‚Es ist ein Brief für Sie da,' bestellte mir Nunzio, der Sekretär der Gesellschaft.

‚Her damit! schnell!' rief ich mit einer Stimme, die den Aermsten erzittern ließ. Aber o weh! Der Brief war nicht von Spiritus indocilis, sondern von meiner Mutter. Sie wußte nicht, wie sie meine Reise nach Venedig länger vor meinem Vater verheimlichen sollte, und fürchtete seinen Zorn, wenn er den wahren Sachverhalt entdeckte. Mit meinem Vater durfte man nicht spaßen, das wußte ich aus eigener Erfahrung; aber obwohl ich allen Grund hatte, mich zu ängstigen, und mein Portemonnaie außerdem gänzlich leer war, konnte ich mich doch nicht entschließen, abzureisen, ehe ich nicht der geheimnißvollen Briefschreiberin auf die Spur gekommen war. Ich hatte keine Zeile weiter von ihr erhalten, dagegen erfuhr ich, als ich auf der Post nachfragte, daß der Brief an Spiritus indocilis abgeholt worden sei. Sollte die junge Dame meine Bitte, mir ihre Persönlichkeit zu enthüllen, nicht ernst genommen haben? Jedenfalls schwieg sie, sodaß ich mich zuletzt entschloß, ihr zu schreiben, ich würde jeden Nachmittag von drei bis vier Uhr auf dem Markus-Platze sein; ich beschwor sie, mir ein Erkennungszeichen zu geben, deren ich ihr zwei vorschlug. Entweder sollte sie eine feuerrothe Nelke vorn am Kleide tragen oder mit dem Schlage drei ein weißes Taschentuch fallen lassen."

„Und was geschah?"

„Keinerlei Antwort! Weder erschien um die von mir angegebene Zeit eine Dame mit einer Nelke, noch ließ eine ihr Taschentuch fallen."

„Am dritten Tage befand ich mich um ein Uhr im Café Florian, wo ich einen der Schauspieler traf, der nicht von meiner Seite wich. Ich langweilte mich mit ihm, bis mir einfiel, die Zeit, die mir noch bis drei Uhr blieb (dann wollte ich bestimmt auf dem Markus-Platz sein) zu einem abermaligen Besuch des Palazzo Ducali zu benutzen. Um nicht unhöflich zu sein, schlug ich dem Schauspieler vor, mich zu begleiten, aber er zog es vor, in dem Café zu bleiben. Die Säle des wundervollen Dogenpalastes wimmelten von Besuchern. Ich war gerade in die Betrachtung des Paradieses von Tintoretto versunken, als meine Aufmerksamkeit durch eine Gruppe von drei Herren und drei Damen erregt wurde, die, gleich mir, bewundernd vor dem Gemälde standen. Die Damen zeichneten sich alle drei durch große Schönheit aus; die Schönste von allen war jedoch die jüngste, die ein rosa Hütchen trug. Sie mochte etwa achtzehn Jahre alt sein. Sie hatte dunkle Augen und goldblonde Locken, die wie von Veronese gemalt erschienen; außerdem war sie von schlankem Wuchs, weder zu groß, noch zu klein. Als sie sich, zusammen mit ihren Begleiterinnen, von dem Bilde losriß, wandte sie sich zufällig nach mir um, und ihre Augen trafen die meinen. Sie zuckte zusammen und erröthete heftig, während sie mich, obgleich ich weiter ging, immer noch ansah. Sollte sie mich vielleicht kennen? Oder war sie vielleicht gar die Schreiberin des anonymen Briefes?"

„Aber warum folgten Sie ihr nicht?"

„Woher wissen Sie denn, daß ich ihr nicht folgte?"

„Das kann ich mir denken —."

„Ja, hören Sie nur, welch' Verhängniß! In demselben Augenblick fühle ich einen Schlag auf die Schulter, und stellen Sie Sich meine Gefühle vor, als ich mich plötzlich von Angesicht zu Angesicht meinem Vater gegenüber befinde, der aussah, als wollte er nicht über einen, sondern über hundert davongelaufene Söhne Gericht halten!"

„Aber wie in aller Welt war er denn dahin gekommen?"

„Sehr einfach. Er war nach Venedig gekommen, und im Theater hatte man ihm gesagt, daß er mich im Café Florian finden würde. Dort kannten mich zwar die Kellner nicht, aber sobald der Schauspieler meinen Namen gehört hatte, war er aufgesprungen mit dem Rufe: ‚Marconcelli? Eben war er hier! Wenn es Ihnen eilt, können Sie ihn im Palazzo treffen.'

„Ah, ich verstehe!"

„Mein Vater, der ein sehr resoluter Herr war, sagte kurz: ‚Sofort ins Hotel und Deinen Koffer packen! Wir reisen ab!' ‚Wir reisen ab?' warf ich schüchtern ein. ‚Um Mitternacht!

sagte er. Ich schwieg und sah mich um; aber diejenige, deren eigenartige Schönheit es mir angethan hatte, war verschwunden. Da kam mir ein Gedanke. ‚Ich werde vorangehen,' sagte ich. ‚Wohin?' fragte mein Vater. ‚Einpacken!' ‚Ich werde Dich begleiten,' fügte er im trockensten Tone hinzu. Meine Hoffnung, eine freie halbe Stunde zu gewinnen, um den Spuren der schönen Fremden zu folgen, war also vereitelt. Ich stand wie erstarrt und hätte vor Wuth weinen mögen."

„Und Sie verließen Venedig, ohne irgend etwas erfahren zu haben?"

„Nein, doch nicht. Des Abends, einige Stunden vor der Abreise, als ich beim Abendbrod saß, oder richtiger, zusah, wie mein Vater aß, kam ein Theaterdiener athemlos mit einem Briefe angestürzt."

„Von Spiritus indocilis?"

„Ja, von ihr. ‚Ich bin auf Ihre Vorschläge nicht eingegangen,' schrieb sie. ‚Zu welchem Zweck sollte ich mich entdecken, da auf keinen Fall irgendwelche Schritte zur Förderung unserer Bekanntschaft gethan werden könnten. Da der Zufall es jedoch wollte, daß wir uns heute trafen, und Sie mich ansahen, als wollten Sie fragen: ‚Sind Sie es?' so will ich Sie nicht im Zweifel lassen. Ich war es. Ich befand mich unter denen, die mit Ihnen vor Tintoretto's Paradies standen, und trug einen rosa Hut. Wenn Sie diese Zeilen erhalten, bin ich nicht mehr in Venedig. Wer ich bin oder wohin ich gehe, wäre unnütz, Sie wissen zu lassen. Im übrigen können Sie mir aufs Wort glauben, daß ich ein sehr eigenthümliches Wesen bin, weßwegen mich eben mein Vater auch Spiritus indocilis nennt. Noch einmal, lassen Sie Sich nicht entmuthigen, sonnern vertrauen Sie Ihrem Genius. Unter denjenigen, die sich Ihres späteren Ruhmes freuen werden, befindet sich auch Spiritus indocilis.'

Die Verfassung, in der ich mich nach der Lektüre dieses Briefes befand, entging meinem Vater nicht —"

„Wollte er ihn lesen?"

„Das nicht. Er fragte nur mit einer gewissen Ironie, ob das Schreiben von einem Gläubiger käme. Als ich ihm schwur, daß er sich hierin irrte, erwiderte er nichts mehr, aber ich hörte, wie er vor sich hinbrummte: ‚Dann ist es von einem Frauenzimmer, ein Grund mehr, um abzureisen!' Ach, wenn ich jetzt statt meines, wenn auch guten, so doch gestrengen Vaters, meine Mutter an meiner Seite gehabt hätte! Sie, mit ihrem weiblichen Scharfsinn, würde nicht einen Augenblick im Zweifel gewesen sein, daß es sich um eine Frau handelte. Man mußte mir meine Leidenschaft vom Gesicht ablesen. Denn die vage Schwärmerei, die sich meiner nach dem ersten Briefe von Spiritus indocilis bemächtigt hatte, war jetzt, nachdem ich sie in ihrem ganzen Zauber erblickt hatte, zu einem wahren Liebestaumel geworden."

„Im Ernst?"

„Ja, im Ernst. Ich reiste gern aus Venedig ab, hatte doch auch sie es verlassen, und winkte mir doch die Hoffnung, sie irgendwo anders zu treffen. Aber dies war eine Täuschung. Und so kam ich, ihr Bild im Herzen, zu Hause an, wo meine gute Mutter über mein schlechtes Aussehen und meine Aufgeregtheit sehr erschrak. Ich erzählte ihr alles."

„Und was sagte sie? Ich bin neugierig, was sie von dem sonderbaren Abenteuer hielt?"

„Zuerst hatte meine Mutter eine gewisse Zärtlichkeit für das Mädchen, das einen Unglücklichen trösten wollte; aber später, vielleicht um mir eine hoffnungslose Liebe auszureden, sagte sie eines Tages sehr ernsthaft: ‚Weißt Du, mein Sohn, je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr überzeuge ich mich, daß Du Dein Herz an eine Kokette gehängt hast —'"

„O! aber das —"

„Ich protestirte natürlich auf das heftigste, aber sie beharrte dabei mit ihrer gewohnten Ruhe: ‚Nein, Ludwig, ein ernsthaftes Mädchen wagt es nicht, das Herz eines Mannes zu entzünden, ohne sich um den Brand zu kümmern, der daraus entsteht.'"

„Und Sie, Herr Professor? Schwiegen Sie bei dem Urtheil über Ihre Schöne?"

„Nein. Monatelang suchte ich meine Mutter zu überzeugen, daß sie unrecht hätte, und Monat für Monat setzte ich meine Anbetung für Spiritus indocilis im geheimen fort."

„Und später?"

„Dann habe ich meine Hoffnung, sie je wiederzusehen, aufgegeben. Es kamen neue Interessen. Ich entsagte der Kunst, für die ich nicht das geringste Talent besaß, und widmete alle meine Kräfte dem Studium, in welchem ich mir später einen Namen erwerben sollte. Oft denke ich, ob sie wohl noch lebt und an den ausgepfiffenen Verfasser von ‚Graf Hugo' denkt. Und manchmal möchte ich die Hälfte von all dem vergänglichen Ruhm hingeben, wenn ich sie noch einen einzigen Augenblick wiedersehen könnte!"

„In der That?"

„Ja, Gräfin! Sie so wiedersehen, wie sie damals vor fünfundvierzig Jahren im Palazzo Ducall vor mir stand."

„Damit dieser Wunsch in Erfüllung ginge, hätten Sie zu der Zeit leben müssen, als es noch Feen gab!"

„Da haben Sie recht! Aber andererseits, was hätte ich davon, sie so zu sehen, wie sie heute aussieht, wenn sie überhaupt noch lebt? — Könnte sie je dem Bilde gleichen, das meine Phantasie festhält? Was wird aus den wundervollen blonden Locken, den großen ausdrucksvollen Augen geworden sein? Wer weiß, wie viele Linien und Runzeln die weiße Stirn jetzt zeigen mag?"

„Aber erlauben Sie!" warf die Gräfin etwas scharf dazwischen. „Und glauben Sie denn, daß Spiritus indocilis sich viel daraus machen würde, Sie wiederzusehen?"

„Nicht im geringsten!" antwortete der Professor lächelnd, obgleich die brüske Frage seiner Zuhörerin ihn etwas in Erstaunen setzte. „Ich bin jetzt fünfundsechzig Jahre alt, und damals war ich zwanzig, schlank und mager, während ich jetzt anfange, recht stark zu werden; damals hatte ich wundervolles Haar, und jetzt sehen Sie eine kahle Platte. — Es ist also besser für beide Theile, die Vision von vor einem halben Jahrhundert bleibt ungestört!"

„Aber eines haben Sie nicht bedacht," bemerkte die Gräfin. „Sie haben Ihre Illusionen bewahren können, weil Sie niemals den wahren Namen von Spiritus indocilis erfuhren, aber ist sie selbst etwa in der gleichen Lage? Sie, Herr Professor, würden Ihre alte Flamme, wenn Sie sie heute träfen, nicht erkennen, während Spiritus indocilis, da sie Ihren wahren Namen wußte, Sie entdecken könnte."

„Armer Spiritus indocilis!"

„Vielleicht hat sie Sie unter ihren Augen alt werden sehen!"

Der Professor sah sich unruhig um: „Sagen Sie mir die Wahrheit, haben Sie den Schlüssel zu dem Räthsel?"

„Ich! Wie kommen Sie darauf?" —

Die Glocke für die table d'hôte hatte schon vor einigen Minuten geläutet, und von den Personen, die sich noch im Zimmer befanden, hatte sich eine nach der anderen entfernt.

„Wir sind ja ganz allein geblieben!" rief die Gräfin plötzlich. „Haben Sie nicht läuten hören? Die anderen sind alle bei Tische."

„Ist Ihre Geschichte zu Ende?"

„Ja, gnädige Frau."

„Dann thun wir es also den anderen gleich. Wollen Sie mir Ihren Arm geben?"

Nach dem Essen zog die Gräfin sich in ihr Zimmer zurück, um in einem bequemen Sessel am Fenster zu ruhen.

„Mama, gehst Du nicht hinunter?" fragte eine elegante junge Dame aus dem Nebenzimmer, die sich eben vor dem Spiegel das Haar zurechtzupfte.

„Geh' nur voran, ich komme später nach."

„Auf Wiedersehen, Großmama!" riefen zwei hübsche Kinder zwischen zehn und zwölf Jahren der Gräfin zu und küßten sie.

„Der Professor hat recht," dachte die Gräfin, als sie allein war — „ihm würde es heute nichts nützen, wenn er wüßte, wer ich bin. Aber auch er, lieber Gott, welch ein Unterschied! Und er hat nichts bemerkt! — Ja, man fängt an, alt zu werden."

Nachdruck verboten.

Kommendes Glück.

. . Und blinkt erst der Trauring an Deiner Hand,
— Juchheißa, ach wär' es schon heut'!
Dann klingen die Glocken durch's ganze Land
Im seligsten Hochzeitsgeläut'.

Dann bist Du die lieblichste Frau, mein Schatz,
— Juchheißa, wir zieh'n uns zurück!
Und suchen uns beide den heimlichsten Platz
Und das allerheimlichste Glück!

In Tirol, in Tirol, wenn die Traube reift,
Feinslieb, da weiß ich ein Haus!
Und wenn uns Sorge und Trübsal streift,
Juchheißa, wir lachen sie aus!

Fritz Döring.

Nachdruck verboten.

Der Internationale Frauen-Congreß in London.

Von Henriette Jastrow.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammenkamen?" Von den Ufern des Mississippi und von der schönen, blauen Donau strömten sie herbei, aus dem Lande des Himalaya und aus Chinas Mauern kamen sie in ihren malerischen Trachten: Canada, Neu-Seeland, Viktoria, West-Australien, Capstadt, Persien, Argentinien, sogar Island und Palästina hatten Abgeordnete entsendet, und daß Nord-Amerika stark vertreten und die europäischen Staaten fast vollzählig erschienen waren, bedarf kaum der Erwähnung. Es war in Wahrheit ein internationaler Congreß, welcher sich in London zusammengefunden, um vom 26. Juni bis 5. Juli zu tagen. Der numerische Erfolg übertraf alle Erwartungen. Den officiellen Delegirten aus den verschiedenen Staaten waren zahlreiche andere gefolgt, die aus persönlichem Interesse an dem Congreß theilnahmen, und namentlich aus England strömten sie in Scharen herbei. Die Versammlungen waren öffentlich, und jeder konnte durch Erwerbung einer Eintrittskarte für 7,50 Mark Congreß-Mitglied werden. Nicht weniger als 2500 Karten wurden verausgabt und — benutzt, denn von Anfang bis zu Ende waren die Versammlungen überfüllt.

Den Anlaß zum Congreß gab die statuten-mäßige Zusammenkunft des internationalen Frauenbundes. Das ist eine Vereinigung, welche die Föderationen von Frauenvereinen der verschiedenen Länder zusammenfaßt und, ohne auf Programm und Arbeitsweise der einzelnen Föderationen einwirken zu wollen, den Frauen-Organisationen der verschiedenen Länder Gelegenheit giebt, mit einander zu verkehren und in großen, gemeinsamen Fragen zusammenzustehen. Daß diese Art der Zusammenfassung zu einem internationalen Bunde, welche den einzelnen Föderationen völlige Unabhängigkeit gewährleistet, das Richtige ist, scheint durch die Einmüthigkeit bewiesen, mit welcher die Delegirten auf der gegebenen Grundlage gemeinsam arbeiteten. Aber nicht die Arbeit des Bundes in den stillen Sitzungen war es, was das Publicum interessirte, es war der Congreß, der anzog. Und er bot wahrlich eine Fülle, oder, — nehmen wir die Kritik, mit welcher wir nicht zurückhalten können, vorweg, — eine Ueberfülle von geistiger Nahrung, mit der unausbleiblichen Folge, daß an Vielem nur genippt werden konnte. In den vier Sectionen „Erziehung," „Frauenberufe," „Sociale Fragen," „Politik," verbargen sich einfach so ziemlich alle Probleme der Gegenwart. Für diese Gruppen waren dann Unter-Sectionen gebildet, und nicht weniger als sechzig Meetings an Vor- und Nachmittagen wurden abgehalten, und dazu noch vier öffentliche, d. h. jedermann unentgeltlich zugängliche Abend-Versammlungen. Nahezu 300 „Sprecher" waren gewonnen worden, zum Theil die kompetentesten Personen auf den verschiedenen Gebieten, ohne Ansehen des Geschlechts. Auf dem „vorläufigen" Programm stand sogar der Erzbischof von Canterbury in friedlicher Eintracht neben einem weiblichen „Amtsbruder" aus Amerika, the Rev. Anna Howard Shaw. In dem späteren, definitiven Programm stand der weibliche Amtsbruder ohne den Erzbischof.

Zur Bewältigung des ungeheuren Programms hatte man sich in drei verschiedene Gruppen theilen müssen. Das Hauptquartier war in Westminster Town Hall aufgeschlagen, in der Nähe des Parlaments, gleichsam als Wahrzeichen, daß auch der Einzug in dieses Allerheiligste den Frauen vielleicht nicht mehr so fern sei. Wer sich für Erziehung und für Frauen-Berufe interessirte, brachte seine Tage in Westminster Town Hall zu. In beiden Gruppen wurde viel Neues und Interessantes vorgebracht, die Frauen-Berufe z. B. waren nicht nur in den mehr oder weniger landläufigen Gattungen praktisch vertreten, sondern auch die etwas abseits liegenden Gebiete, wie Theologie und Architektur, fanden Repräsentanten aus dem wirklichen Leben. — Die sociale Gruppe hatte sich in Church House, in noch bedrohlicherer Nähe des Parlaments, heimisch gemacht. Armenpflege, Auswanderung, Temperenz, die Moralfrage, Gefängnisse, Rettungswerke, Besserungs-Anstalten, das stand hier auf dem Programm, und daneben wurde die Ethik der Vergnügungen besprochen, die Frau als Clubmensch ꝛc. ꝛc. In St. Martins Town Hall, am Trafalgar Square, der schon Zeuge so mancher Vorläufer der Besserung in den Lebensbedingungen des „vierten Standes" war, wurde die Arbeiterfrage behandelt. Fabrik-Gesetzgebung für Frauen und Kinder, Fabrik-Inspection, Gewerkschaften, die Dienstbotenfrage, Genossenschafts-Küchen, das Heim als Werkstatt betrachtet, das waren die Haupt-Themata hier. — Womit sich die politische Gruppe — ebenfalls in St. Martin's Town Hall — beschäftigte, ist nicht schwer zu errathen; es ist das A und das O der Frauenbewegung, das Wahlrecht, die politische Bevormundung der Frau. Unter den 2500 Congreß-Theilnehmern würde sich kaum ein Dutzend derer zusammengefunden haben, die von der fundamentalen Wichtigkeit dieser Forderung nicht durchdrungen gewesen wären. So war es denn kein Wunder, daß die öffentliche Abend-Versammlung in Queen's Hall mit dem „Frauen-Wahlrecht" auf dem Programm einen demonstrativen Erfolg hatte. Eine andere öffentliche Versammlung war zu Gunsten der Friedensbestrebungen einberufen. Frau Bertha von Suttner, die dazu erwartet wurde, konnte leider nicht erscheinen, weil sie erkrankt war, aber ihr Vortrag wurde verlesen, und die Absendung einer Sympathie-Kundgebung nach dem Haag beschlossen.

Die Glanzpunkte des Congresses bildeten die Verhandlungen über Erziehung und Frauenberufe, und unter den letzteren wieder waren die Untergruppen „Literatur" und „Drama" die anziehendsten. Hier wurde auch der Höhepunkt von Ueberfüllung erreicht, und der bekannte Apfel konnte wieder einmal nicht zur Erde fallen. Praktischer fand man sich mit der Ueberfüllung bei der Versammlung ab, welche die ethische Seite der Lohnfrage zum Gegenstand hatte und „gleichen Lohn für die Frau bei gleichen Leistungen" forderte. Man richtete für den Ueberstrom der Zuhörer noch einen anderen Saal her, in welchem die Vorträge wiederholt wurden.

Daß die Congreß-Theilnehmer eine müßige Zeit gehabt hätten, kann keiner behaupten. Tag für Tag, in Hitze und Regen, pilgerten sie nach ihrem Mekka und hielten tapfer aus, manchmal in geradezu tropischer Temperatur. Und neben der Arbeit, welche Fülle von Vergnügungen war da zu bewältigen. Ganze Stöße von Einladungen fanden die Delegirten bei ihrer Ankunft vor. Der Begrüßungs-Empfang in „Stafford House", dem Palast des Herzogs von Sutherland, imponirte den Fremden nicht wenig. Die bildschöne Herzogin von Sutherland, eine junge, reizvolle Erscheinung, und die stattliche Lady Aberdeen, die Präsidentin des Congresses, machten die Honneurs in diesem wunderbar prächtigen Hause, in dessen Hallen und Galerien man sich nach Rom versetzt glaubt. Dann war ein „at home" (die deutschen Delegirten seufzten ob der Sitte der späten Stunde, 9½ bis 12 Uhr abends, für diese gesellschaftlichen Funktionen) bei Lady Battersea mit etwa tausend Gästen, ein „at home" bei der Gräfin von Warwick, eine Dampfer-Partie die Themse entlang, eine Thee-Gesellschaft auf der berühmten Terrasse des Parlaments-Gebäudes, eine „garden-party" im bischöflichen Palast zu Fulham, welche, so schön sie war, noch von dem Gartenfest übertroffen wurde, das Lady Rothschild dem Congreß auf ihrer Besitzung Gunnersbury Park bot. Bis in jedes Detail hinein, — bis zum Eisenbahn-Billet I. Klasse, welches jeder der 2500 Einladungen beilag, — war bei dem Rothschild'schen Fest alles vortrefflich arrangirt, und es erschien den fremden Gästen geradezu märchenhaft.

Zum Abschied kam dann wieder einer jener Abend- oder Nacht-Empfänge bei Lady Aberdeen, und als alles schon vorüber war, ließ sich sogar die Königin herbei, die Delegirten zu empfangen, und der Thee in Windsor Castle war ihnen ungeheuer eindrucksvoll. Dies alles sind nur die größeren und officiellen gesellschaftlichen Funktionen. Dazu kamen noch unendlich viele Einladungen von Instituten, Vereinigungen und Privatpersonen, und die zahlreichen Frauen-Clubs, welche den deutschen Gästen besonders imponirten, wetteiferten darin, Gastfreundschaft zu üben. Sämmtliche Delegirte und Sprecher waren als Gäste bei Londoner Mitgliedern untergebracht, was gewiß in einer Stadt wie London keine Kleinigkeit ist, und nur eine Stimme des Lobes herrschte unter den Theilnehmern über die englische Gastlichkeit, die auf dem Continent so oft verkannt wird. Dagegen waren die Einheimischen der Bewunderung voll über die Thatsache, daß, — bis auf einige französische und italienische Ausnahmen, — alle Gäste sich der Landessprache bedienten. Man hatte vorsorglich Dolmetscher vorgesehen, welche aber fast keine Gelegenheit hatten, in Thätigkeit zu treten, was den Verkehr außerordentlich erleichterte.

Die Oeffentlichkeit begleitete das Ereigniß mit wohlwollendem Interesse. In der berühmten Westminster-Abtei wurde ein eigener Gottesdienst für die Congreß-Mitglieder veranstaltet, und an dem zwischen den Meetings liegenden Sonntag wurde in vielen Kirchen des Congresses und seiner Bestrebungen gedacht. Die Tageszeitungen brachten täglich spaltenlange Berichte und hielten namentlich nicht mit der Anerkennung zurück, daß die Frauen es bewiesen haben, einen großen Congreß leiten zu können. Das ist auch zweifelsohne der Fall. Die Präsidentin, Lady Aberdeen, bewies Umsicht und Tact, und durchweg wurden die Versammlungen mit Sachlichkeit und, — was nicht zu unterschätzen ist, — mit Pünktlichkeit geführt. Pünktlich zur Minute (ein „akademisches Viertel" ist hier unbekannt) wurde begonnen, kein Redner durfte seine Zeit überschreiten, und zur festgesetzten Zeit, fast zur Minute, wurde jedes Meeting geschlossen. Ein „Handbuch für den Internationalen Frauen-Congreß" gab den Theilnehmern Aufschluß über alles Mögliche, bis zu Restaurants und Thee-Häusern in der Nähe der Vortrags-Hallen; zugleich enthielt es die Adressen sämmtlicher Congreß-Mitglieder, sodaß es auch für die Zukunft ein werthvolles Adreßbuch von Women Workers all over the world bildet. Noch mehr Anklang fand

Lady Aberdeen's originelle Idee eines illustrirten kleinen Albums „Who's who at the International Congress of Women." Da fand man die Bildnisse der Delegirten und Sprecher mit kurzen biographischen Notizen, und es war gar spaßig, die Leute eifrig das Büchlein studiren zu sehen, wenn ein neues Gesicht auf der Plattform erschien.

Und bei alledem vernachlässigten die so ernst arbeitenden Frauen keineswegs ihr Aeußeres. Bei den gesellschaftlichen Arrangements sah man zum Theil geradezu entzückende Toiletten, aber auch bei den Sitzungen verschmähte man es nicht, in geschmackvollen Kleidern zu erscheinen. Derjenige, der sich eine Schar von bittern, fanatischen Reformern, spartanischem Geschmack huldigend, vorstellte, würde sich irren. Frisch und lebenslustig waren sie, getragen von dem Gefühl der Zusammengehörigkeit im Dienste einer guten und großen Sache, und davon durchdrungen waren sie, daß es nicht ein Geschlecht, ihr Geschlecht, nur ist, für das sie eintreten, sondern, daß es sich um das Wohl der Menschheit handelt.

The woman's cause is man's: they rise or sink
Together, dwarf'd or godlike, bond or free."

Diese Worte Tennyson's drücken den Geist aus, der den Internationalen Frauen-Congreß beherrschte.

Der Laate-Fos in Hardanger.

Giftigkeit des reinen Wassers.

Daß reines Wasser giftig sein soll, wird den meisten Leserinnen wohl ziemlich unglaublich vorkommen, und doch verhält es sich in der That so. Nur muß man nicht unser Trinkwasser für reines Wasser ansehen; denn solches ist es in der That nicht, und zwar zum Glück für uns. Unter reinem Wasser hat man vielmehr chemisch reines oder destillirtes Wasser zu verstehen, und auch dieses ist in vielen Fällen nicht völlig rein. Wer aber einmal reines, destillirtes Wasser getrunken hat, wird schon nach dem Geschmack desselben nicht begierig sein auf eine zweite Probe, und außerdem bewirkt dasselbe Uebelkeit und Magen-Katarrh. Ein sehr reines Wasser erhält man durch Schmelzen von Natureis, und dies ist unter Umständen viel reiner als abgekochtes, destillirtes Wasser. Das Schlucken von Eisstückchen ist daher keineswegs gefahrlos, sobald dieses Eis wirkliches Natureis ist. Kunsteis aus destillirtem Wasser wird vom Magen besser vertragen, weil es meist nicht so rein ist als Natureis, sein Schmelzwasser ist dem Trinkwasser ähnlicher. Die giftige Wirkung des absolut reinen Wassers beruht darauf, daß es den Geweben Salz entzieht und zur Quellung derselben führt. Diese Thatsache macht es auch verständlich, weshalb im Hochgebirge Schnee- und Gletscherwasser, ja das Wasser mancher klaren Gebirgsbäche als gefährlich bezeichnet wird und wirklich krankmachend wirkt. Im Publicum ist vielfach die Meinung verbreitet, dieses Hochgebirgswasser sei für den Magen gefährlich wegen seiner Kälte. Nichts ist irriger als diese Meinung; die Gefährlichkeit jenes Wassers beruht vielmehr lediglich auf seiner Reinheit. Einen merkwürdigen Beleg hierfür liefert ein seit Jahrhunderten als „Giftbrunnen" bezeichneter Brunnen in Gastein. Niemand trinkt dessen Wasser, aber vergeblich haben die Chemiker es auf Giftstoffe untersucht; nichts dergleichen fand sich je darin vor, vielmehr mußte man dem Wasser eine besondere Reinheit zuerkennen. Jetzt wissen wir nun, daß gerade diese Reinheit des Wassers die Ursache seiner krankmachenden Wirkung ist.

Das kostbarste Metall.

Das Gold bildet in den meisten Staaten den Maßstab, nach welchem der Werth jedes anderen Stoffes geschätzt wird; allein die Meinung, es sei auch das theuerste aller Metalle, ist nicht zutreffend. Gegenwärtig giebt es etwa sechsundzwanzig Grundstoffe, die kostbarer sind als Gold (wobei von den Edelsteinen ganz abgesehen wird). Das theuerste Element ist zur Zeit das Gallium, ein Metall, welches 1875 chemisch zuerst nachgewiesen wurde. Es kommt nur in äußerst geringen Mengen vor, hat einen bläulich-weißen Glanz und sein Werth wird von competenter Seite auf 630,000 Mark pro Kilogramm geschätzt. Ein Kilogramm dieses Metalls ist aber auf der Erde noch niemals zusammengebracht worden! Nach ihm kommt das Vanadium, dieses ist schon erheblich billiger, denn sein Preis wird auf 99,000 Mark pro Kilogramm geschätzt. Hierauf folgt das Rubidium mit etwa 90,000 Mark Werth pro Kilogramm, während Lithium auf 45,000 Mark geschätzt wird. Für ebenso theuer gilt das Calcium, welches den Hauptbestandtheil des gewöhnlichen Kalkes bildet. Um es aber aus diesem als reines Metall abzuscheiden, bedarf man außerordentlicher technischer Hülfsmittel; im Handel ist es überhaupt schwerlich zu haben, da es sich vor dem Licht sofort verändert. Das Indium ist auch noch sehr kostbar, denn es wird auf 50,000 Mark pro Kilogramm bewerthet. In ähnlicher Preislage finden sich noch viele andere Metalle, und zwar eben wegen ihrer Seltenheit. Hierher gehören: Tantalium, Didymium, Niobium, Titanium und ähnliche Stoffe, die man so leicht nicht zu Gesichte bekommt. Am nächsten im Preise kommt dem Golde das Chrom, welches seinen Namen daher hat, daß alle seine chemischen Verbindungen sich durch schöne Farben auszeichnen. Sein Preis stellt sich pro Kilogramm auf 4500 Mark, es ist also noch immer $1^2/_3$ Mal so theuer als Gold, da dieses 2750 Mark pro Kilogramm kostet.

Unsere Kinder.

Lieber Onkel!

Hier schicke ich Dir ein Bild von meinem Schwesterchen. Sie kann Dir nicht selbst schreiben, denn sie ist erst vier Jahre alt. Findest Du sie nicht niedlich? Sie wird Dita gerufen, heißt aber Marie, und wie sie auf dem Bilde ist, so hat sie ausgesehen, wie sie Papa zum Geburtstag gratulirt hat.

Viele Grüße.

Dein

Porto Allegre. Rudolf Josetti.

Nachdruck verboten.

Die „Illustrirte Frauen-Zeitung" bei den Hindu's.

Zu dem Bilde auf S. 11[illegible].

Unsere Leserinnen wer[illegible]den sich gewiß noch [illegible]seres kleinen Freundes Gusti aus Deli (Sumatra) erinnern, dessen Bild wir in Heft 20 des vorigen Jahrganges veröffentlichten, wie er im Longstuhl liegt und unsere Zeitschrift eifrig studirt. Gusti schätzt sie, wie er selbst sagte, [illegible] sehr, weil darin sind „[illegible]niak (sehr viele) Tanten" und wenn er irgend Gelegenheit hat, sucht er sich einer Anzahl Hefte zu bemächtigen. So saß er eines Tages unter einer Bambusstaude zu den Füßen seiner Mutter und unterhielt sich wiederum mit den „Tanten", als die Mutter abgerufen wurde. Gusti eilte hinterher. Diesen Augenblick benutzten zwei zum Hausstande gehörige Farbige, die schon lange aus der Ferne sehnsüchtige Blicke auf die Bilder geworfen hatten, um ihre Neugierde zu befriedigen. Eilig kamen die dunkelbraunen Gestalten, dunkel wie gebrannter Kaffee, herbei, — es waren eine holländische Klings'sche Frau (Hindu) und deren Tochter, — und nahmen ein Heft zur Hand. Und obgleich die Klings von Stühlen keinen Gebrauch machen, setzte sich die Mutter sich doch sogleich auf den Stuhl, wobei sie freilich nicht wußte, was sie mit ihren Füßen anfangen sollte; sie wollte es der europäischen Dame doch in allen Stücken nachmachen. Erst starrten beide verständnißlos auf die Bilder, dann ging ihnen ein Licht auf, und schließlich waren sie so vertieft, daß sie gar nicht merkten, wie der Hausherr eine Photographie von ihnen aufnahm. Wir glauben unseren Leserinnen dieses Bild nicht vorenthalten zu sollen, da diese unsere neuesten Freundinnen ein so ganz anderes Aussehen haben als alle anderen. Schade nur, daß wir nicht auch ihre Unterhaltung wiederzugeben vermögen, unsere Leserinnen hätten gewiß manches Werthvolle daraus entnehmen können. Einiges hat der Herr aber doch festgehalten; so meinte die Frau, es würde die europäischen Damen viel besser kleiden, wenn sie auch ihre Nasen mit Ringen schmückten und in die Ohren größere Schmucksachen steckten. Die Ohrläppchen seien ja dazu da, um große Löcher hindurchzubohren, und in diese gehörten große Ringe und dergleichen. Die Tochter pflichtete ihr bei und fügte noch hinzu, die Schuhe seien doch recht überflüssig, weshalb trage man Ringe um Knöchel und an den Zehen, man könne sie ja dann gar nicht sehen. Und dann die Kleider, — solche Farben gefielen ihr gar nicht! Das meinte die Mutter auch. — Die Klings haben nämlich, wie alle Völker des Ostens, eine große Vorliebe für grelle, schreiende Farben, ebenso schätzen sie Schmucksachen sehr hoch. Wie auf unserem Bilde zu sehen ist, tragen die Frauen nicht nur Schmuck in Nase und Ohren, und zwar goldenen, sondern sie haben auch silberne Ringe um die Fußknöchel und sogar auch an den Zehen. — Ob wir in unserer Zeitschrift in Zukunft etwas Rücksicht auf den Geschmack unserer neuen Freundinnen nehmen? — —

Redactions-Post.

Frau von S. in Hamburg. — Der Name Cravate hat seinen Ursprung von den Halstüchern der Kroaten, die unter Ludwig XIV. in Frankreich ein Fremden-Regiment bildeten. Die Halsbekleidung ging in die französische Mode über und wurde crovate genannt, woraus später cravate entstand. — Dickpfennige sind kleine Münzen, die — im Gegensatz zu den Hohlmünzen — auf beiden Seiten geprägt sind und zuerst im dreizehnten Jahrhundert vorkommen. Im mittelalterlichen Latein heißt der Dickpfennig denarius grossus, woraus das deutsche Groschen entstanden ist.

Gertrud W. in Hamburg. — Der Ausspruch: „Die Frauen zu ehren ist eine Schuld, zu der jeder Ehrenmann von Geburt an verpflichtet ist," rührt von Lope de Vega her.

Junge Dichterin in Liegnitz. — Wir möchten nicht ungalant erscheinen, deshalb fordern Sie keine Beurtheilung Ihrer Gedichte von uns; druckreif sind sie nicht.

Helene St. in Moskau. — Sie unterrichten Sich über Ihre Fragen am besten durch das Buch: „Werden und Vergehen" von Carus Sterne, von welchem jetzt im Verlage von Gebr. Borntraeger in Berlin eine sehr schön ausgestattete Lieferungs-Ausgabe erscheint.

Marie v. K. in Lemberg. — Wir bedauern sehr, Ihnen nicht dienen zu können, aber das Thema hat so wenig Interesse für Frauen, daß wir einen ausführlichen Aufsatz darüber nicht veröffentlichen können.

Hausfrau in Regensburg. — Der Genuß des Obstes ist gewiß sehr zu empfehlen, aber sich gänzlich davon zu ernähren, geht doch nicht an. Sie werden dies aus Nachstehendem leicht ersehen: Ein Mann hat bei mittlerer Arbeit zu seiner Ernährung so viel Eiweißstoff in vierundzwanzig Stunden nöthig, als in achtzehn Eiern enthalten ist (118 Gramm). Wollte er sich nun mit englischen Reinetten ernähren, so müßte er täglich achtzehn Kilo Reinetten zu sich nehmen!

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: H. Hein; für den technischen Theil: A. Grosse, beide in Berlin; — für Oesterreich-Ungarn: Robert Mohr, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 16, I. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). Berlin und Wien, 15. August 1899. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). XXVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Liebe.

Novelle von Luise Westkirch.

(Fortsetzung.)

Buschwender war unterdessen raschen Schrittes in einer, der ihrigen entgegengesetzten Richtung gewandert. In dem Einen hatte die Kathel recht, er verspätete sich nicht gern.

Nach dem Tode seiner Eltern war er mit seiner um zehn Jahre jüngeren Schwester allein geblieben. Er hatte dem Kinde Vater und Mutter ersetzt. Anfangs freilich war es ihm schwer gefallen, auf den fröhlichen Wirthshausverkehr mit den Kameraden, die Vergnügungen der jungen Leute seines Alters zu verzichten, um Kindermädchen am Bett der kleinen Waise zu spielen. Er hatte es doch nicht übers Herz bringen können, das Kind von sich zu geben. Allmählich gewöhnte er sich an das Ausharren in dem Heim, das ihre leidenschaftliche Zuneigung, ihre schelmische Grazie ihm lieb machten. Unbewußt begann er den Lohn seines Opfers zu pflücken. Die am Bett des Kindes verlebten Abende gewährten ihm Zeit, zu lesen und allerlei nützliche Kenntnisse zu erwerben. Wenn die Kameraden nach durchtanzten oder durchzechten Nächten mit wüstem Kopf zur Arbeit antraten, fühlte er sich leistungsfähig und frisch. So stieg er über andere empor. Der Sohn einfacher Fabrik-Arbeiter, nahm er jetzt schon einen Vertrauensposten im Sortirraum der Spinnerei ein. Er wußte, daß er spätestens in einem Jahr Werkmeister sein würde. Bei seiner umfassenden Warenkenntniß mußte er noch weiter steigen. Die Schwester, der er indirect sein Emporkommen verdankte, in die Fabrik zu schicken, dazu konnte er sich nicht entschließen; sie war zu schön, zu zart. Als sie eingesegnet wurde, stand er sich schon gut. So ließ er sie das Putzmachen lernen, und nun arbeitete sie seit einem Jahr in einem angesehenen Modegeschäft und verdiente ihr Brod. Die Geschwister konnten sich einige Behaglichkeit gönnen. Sie bewohnten eine nette kleine Wohnung: Küche, Stube und zwei Kammern, nicht weit vom Holz, in dem sie sich an schönen Sommerabenden oft nach des Tages Arbeit erfrischten.

Als Heinrich Buschwender an diesem Abend heimkehrte, wunderte er sich nicht, die Wohnung leer zu finden. Die beginnende Herbst-Saison mit ihrer jähen Arbeitsfülle machte häufig Ueberstunden nöthig. Er deckte ein Tuch über den braun gestrichenen Küchentisch, legte Gedecke auf und nahm Brod, Butter, Wurst und zwei Flaschen Bier aus dem Schrank. Dann ging er in die Kammer, um sich gründlich zu waschen und zu kämmen.

Als er wieder in die Küche trat, ein entschieden gut aussehender Bursch, dem die Behutsamkeit und Ruhe seiner Bewegungen einen Anstrich von Vornehmheit gaben, kam Mathilde Buschwender eilig zur Thür herein.

„Guten Abend, Tilli."

„Guten Abend, Heini." Sie hastete durch die Küche in die Stube.

„Bist ja ganz außer Athem, Kleines!"

„Bin so rasch gelaufen."

„Viel zu thun, was?"

„Eine Unmenge, Heini. Eigentlich sollt' ich noch bleiben. Aber weil ich weiß, daß Du's nicht magst, wenn ich spät komme —" Sie bastelte an ihrem Schleier.

„Nein, es muß alles seine Zeit haben, Tilli, Arbeit und Ruh. Wer zu lange arbeitet, arbeitet schlecht. Dein Chef gewinnt nicht bei den vielen Ueberstunden, und Du auch nicht. — Soll ich Licht machen?"

„Wenn Du meinst —" Sie lief in die Kammer. „Du bist wohl hungrig? Iß nur! Ich komme gleich wieder."

Das Elefanten-Thor des Zoologischen Gartens in Berlin.

Das Stelzvogel-Haus des Zoologischen Gartens in Berlin.

Sie kam nicht gleich wieder. Aber er hatte noch nicht begonnen. Er hatte auch nicht gemerkt, daß sie fortblieb. Er saß vor dem gedeckten Tisch und starrte in die brennende Lampe. Der Zorn war ihm wiedergekommen in dem gemüthlichen Raum, vor dem behaglich bereiteten Mahl, der Zorn über einen Wildling, der das warme, weiche Nest verschmähte, in das er ihn betten wollte.

— „Heini!"

Er wandte den Kopf. Es lag in diesem Augenblick weder Weichheit noch Sanftmuth in seinen Zügen.

Tilli zuckte zusammen, setzte sich schweigend ihm gegenüber und aß mit niedergeschlagenen Augen. Ab und zu sah sie verstohlen zu dem Bruder auf. Eine große Furcht wuchs und wuchs in ihr in dem lastenden Schweigen.

„Heini, — bist Du — bist Du mir bös?"

„Warum soll ich Dir denn bös sein?"

„Ich weiß nicht, — Du denkst vielleicht — — Es ist gewiß nichts, — Du bist so — so sonderbar."

„Müd', abgespannt." Er fuhr sich mit der Hand über das kurzgeschorene Flachshaar.

Aber die Augen der Schwester blieben auf ihn geheftet, der Blick war ihm peinlich. Er wurde roth, stand auf und ging durch die Küche hin und her, her und hin. Dabei sprach er.

„— Und dann hab' ich Sorgen. Ja, Sorgen. Ich will's garnicht verreden. So ein junges Ding, eine Göhre geradezu! weiß nichts von der Welt. Und die Menschen sind schlecht. Je feiner der Rock, desto gröber oft das Gewissen. Eine Dummheit, eine einzige Dumm-

heit! und das Leben ist verdorben. Aber wenn ich den Hallunken hier erwische, — wenn ich ihn erwische! — todt schlag' ich den Hund! mag er hundertmal der Neffe meines Chefs sein!" —

„Heini!"

Es war ein Aufschrei, dessen Wildheit ihn aufschreckte aus seinem Rachetraum. Tilli war aufgesprungen und hatte die Arme um seinen Hals geschlungen. „Heini! was redest Du nur?"

Ganz blaß war das geliebte Gesicht vor seinen Augen.

„Ja so! Ja so." Er strich mit großer Zartheit über ihren blonden Scheitel.

„Schwesterchen! Schwesterchen! Nicht wahr? Du bleibst mir? Wir bleiben zusammen. Du bist verständig und lieb. Du wirst mir nie Kummer machen, nie Schande, Schwesterchen, niemals —"

Sie schluchzte fassungslos.

„Ja, was hast Du denn? — Tilli!"

„Nichts, nichts," betheuerte sie rasch. „Es ist gewiß nichts. Du hast mich nur so furchtbar erschreckt."

„Hab' ich das?"

Er ließ sie los und ging noch einmal durch den Raum. Das Geständniß wurde ihm nicht leicht. Er sah doch, daß er anders nicht vorwärts kam.

„Tilli, — in unserer Fabrik ist ein Mädchen —"

Ihre Thränen versiegten ganz jäh. Das war's? Das? — O, nur das!

Er fuhr fort. „Eine Fremde, eine Ausländische. Sie, — ich fürchte, sie hat nicht die rechte Gesellschaft, die rechte Anleitung." —

Tilli konnte wieder lächeln. Sie kam zu dem Bruder, sie nahm seine Hand. Klug und liebevoll sah sie ihm in die Augen, fast mütterlich.

„Schau, schau, mein großer Bruder. Ist's einmal Ernst?"

Er stotterte, er verwirrte sich. „Ein Kind, verstehst Du? ein richtiges Kind, mit einem Gemüth zwar, einem Verstand! — Was aus der werden könnte, wenn — Du begreifst schon. Das geht mir immer nach, wenn so Eine verwildert. Denn sie ist — sie ist — wie soll ich nur sagen?" —

Tilli lächelte. „Sag' einfach: meine künftige Schwägerin."

Er wurde sehr roth. „Ich weiß nicht. — Würde Dir's leid sein? Aber am Ende, Tilli, Du bist flügge. Ewig wirst Du mir auch nicht im Nest sitzen." Er legte den Arm um sie. „Schöne Jahre waren's, Du und ich mit einander, nicht wahr? schöne Jahre, aber, indessen —"

„O, Du Dussel!" rief sie. „Leid? Ganz unbändig freuen thut's mich."

An ihn geschmiegt, ging sie in der Küche mit ihm auf und nieder. Ihre großen Augen leuchteten ihn an.

„Und die schlechteste Creatur unter der Sonne wär' ich, wenn ich 'was anderes thäte als mich freuen. O Du! — Du! Heute kann ich Dir's einmal sagen. Was wär' ich ohne Dich? — Hast Du nicht Deine ganzen jungen Jahre dran gewandt, mich dummes Göhr groß zu ziehen? Mit so viel Geschick, so viel Geduld! Eine Mutter hätt's nicht besser gekonnt! — Laß mich reden! Wenn ich Dir's nie besonders gezeigt hab', fühlen thu' ich's drum recht gut, was das heißt, was Du für mich gethan hast, und daß das keine Kleinigkeit für einen jungen Burschen war. Ich bin nicht undankbar, Heinrich! nicht! gewiß, gewiß nicht undankbar!"

Wieder brach sie in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

„Kind! — Wer denkt denn auch an so etwas? — Kind!"

Mit dem Handrücken wischte sie sich die Thränen vom Gesicht, gewaltsam sich fassend.

„Glücklich mußt Du werden! glücklich! glücklich! — Sonst gäb's keine Gerechtigkeit in der Welt. Und dafür will ich aufpassen. Ich will sie kennen lernen, die Du meinst, genau! O, unsereins versteht sich besser auf echt und unecht, als Ihr Männer."

Er stand und schüttelte den Kopf. „Wie bist Du nur heute Abend? so wild! so unstät! So weit ist's doch noch gar nicht. Du brauchst nicht zu weinen. Ich — ich weiß längst nicht, ob sie mich überhaupt mag."

„Dich nicht mögen! So ein Mädchen giebt's nicht! Du hast nur nie das richtige Zutrauen zu Dir."

„Nein, nein," wehrte er. „Nicht den Baum schütteln, ehe die Früchte reif sind. Alles, was ich vorerst möchte, ist, daß das arme Ding einen Anhalt fände, — außerhalb der Fabrik, daß Du Dich ein bißchen ihrer annähmest, Tilli, — und — und — ich bin nicht geschickt in solchen Sachen, — daß Du es auf eine feine Art anfingest, mit ihr bekannt zu werden."

„Ja, ja," versprach sie, „ich werd's machen. Denk' nur nicht, daß ich Dir irgend ein Glück nicht gönne."

Sie war zum Tisch zurückgetreten, nun ganz ruhig und gefaßt. Er mußte sich neben sie setzen und von der Kathrin Meidinger erzählen. Klug und sachgemäß stellte sie ihre Fragen, eine wohlthuend milde Richterin auch der kecken Züge, die er nicht verhehlen konnte. Und was das Kennenlernen anlangte, — nichts einfacher als das! War der Sonntag nicht nahe? Zogen an Sonntag-Nachmittagen nicht immer Scharen der Ritter'schen Spinner und Spinnerinnen hinaus in eine der Waldwirthschaften, unter grüne Bäume, in frische Luft? Ohne Zweifel doch unter ihnen auch Kathrin Meidinger, die vom Land her war.

Ja, Buschwender erinnerte sich. Die Kathrin zog am Sonntag hinaus, aber leider in einem Schwarm von Burschen und Dirnen, und der Ausgelassensten eine war sie sicherlich.

Um so besser! Gerade in einer Menge vermittelte die Bekanntschaft sich am leichtesten und unauffälligsten. Der Bruder sollte einfach auskundschaften, in welche Wirthschaft sein Mädchen zog. Dann kehrte er auch dort ein, von ungefähr. Tilli würde dabei sein. Die Geschwister gingen ja immer am Sonntag mit einander aus. Er sprach die Kameradin an, stellte sie Tilli vor. Bis ins einzelne wurde der Plan von den Geschwistern besprochen.

Heinrich Buschwender war in glücklichster Erregung. Nie wollte er es seiner kleinen Schwester vergessen, wie lieb sie sein unbequemes Geständniß aufgenommen hatte. Halb unbewußt hatte er sich davor gefürchtet, ja, richtig gefürchtet! Wie alle rücksichtsvoll und zart empfindenden Menschen, lebte er in einer gewissen Abhängigkeit von denen, die er liebte. Und die kleine Schwester führte mitunter ein recht eigenwillig Regiment. Er hatte sie verzogen von Kind auf. Er liebte sie nur mehr um jedes Opfer, das er ihr brachte, die einzige auf der Welt, die zu ihm gehörte. Er war stolz auf ihre Schönheit, ihre Geschicklichkeit, ihre Sittsamkeit. Und er fürchtete ihr Ungestüm, die Eifersucht ihrer schwesterlichen Zuneigung. Auch war es immer sein Plan gewesen, sie zu verheirathen, ehe er daran dachte, selbst einen Hausstand zu gründen. Aber nun fuhr Kathrin wie ein wilder Komet durch den schön abgezirkelten Kreis seiner Lebensbahn und riß ihn nach mit Uebergewalt ins Grenzenlose. Er konnte nicht widerstehen. Wenn sie ihn anblitzte mit ihren großen Augen, deren Farbe ihn an die Gelbveigelein im Frühling gemahnte, dann mußte er sogar thun, was seiner Natur widerstrebte, alte Bande zerreißen, dem Widerspruch derer, die er liebte, trotzen. Er mußte es thun. Aber gar nicht wohl war ihm bei der Aussicht. Darum rechnete er es der Schwester hoch an, daß sie ihm das Leid des für ihn sehr schweren Kampfes ersparte.

„Du wirst eine Schwester an ihr haben, Tilli," versicherte er warm, „eine richtige Schwester. Denn gut ist sie, — gut! — Sieh, das sieht man, das fühlt man, das gehört zu ihr wie das Athmen, das geht von ihr aus wie der Schein von der Lampe da. Ich kann's nicht beschreiben, aber man weiß es, man fragt garnicht erst. Und daß Du mir glaubst, sieh, nicht bloß die Mannsleut' sind toll in das Mädel, auch die Kameradinnen haben sie gern, alle durch die Bank. Was das heißen will, weiß ich, bei so 'nem Affennest voll Bosheit und Mißgünstigkeit."

„Ich werd' sie lieb haben, gewiß," versicherte Tilli. „Darauf wirst Du Dich schon verstehen."

Die Geschwister gingen in ihre Kammern. Lange schliefen beide nicht, lagen in wachen Träumen. Aber Tilli träumte nicht von der neuen Schwägerin.

* * *

Als die Frühstückspause die Arbeiter der Spinnerei durcheinander wirbelte, strich Buschwender durch den Hof, in dem er Kathrin Meidinger wußte. Ihre Brodschnitte in der Hand, stand sie in einem Kreis von Männern und Weibern. Claß Schreiber, der Eulenspiegel des Betriebs, hatte seine gute Laune. Das gab immer großen Spaß. Mit seiner Dummen-Augustmiene trug er Scherze vor, die er am Abend zuvor auf einer Specialitäten-Bühne gehört hatte, und die am lautesten lachte, war Kathrin. Buschwender gab's einen Stich durchs Herz.

Mit tollpatschiger Grazie einen Frauenrock schürzend, den er nicht trug, trippelnd und tänzelnd, sang Claß ein blödsinniges Couplet, brach jäh ab, und die Lachenden betrachtend, sagte er mit drolliger Melancholie:

„Ja, dat macht ji Kunden nu Spaß."

„Das muß kohlig sein, so ein Theater," meinte Kathrin.

„Schaffen Sie Sich einen Schatz an," rieth Schreiber. „Der führt Sie hin."

Aber Kathrin versicherte, das brauche es nicht, die Männer spielten ihr auch ohne Eintrittsgeld genug die Narren vor.

„So? Töw, lachen Sie man über uns, bis einer Sie beim Wickel hat."

„Dazu thät' ich auch noch ein Wort mitreden, gelt?"

„U dschi! Eins? — Einen ganzen Sack voll, einen Möbelwagen voll Worte. Hilft aber alles nix." Er betrachtete sie mit komischer Wehmuth. „Mächen, Mächen! — Du kannst mich leid thun. Bekehr' Dich bei Zeiten. Die Hühner, die zu laut gackern, holt der Fuchs."

„Wenn der Fuchs ausschaut wie Sie, könnt' einen freilich bang werden."

Sie blieb keine Antwort schuldig, das lustige Wortgefecht ging weiter zum Ergötzen der Umstehenden.

„Wat denn? Bin ich Ihnen nich hübsch genug? Un ich hab' mich immer für so'n hübschen Kerl gehalten." Er stellte sich in Positur und zupfte seinen Hemdkragen zurecht. „Mit uns beiden is das also nix?"

„Könnt' höchstens am Aschermittwoch sein."

„Dann möcht' ich bloß wissen, wie einer aussehen müßt', um Ihnen zu gefallen?"

In diesem Augenblick drückte Anna, die die Ausgelassenheit der jungen Kameradin ungern sah, ihren Arm und flüsterte: „Paß Achtung! Buschwender hört Dich 'was zu."

Kathrin warf den Kopf zurück. War der schon wieder in ihrer Nähe nach der gestrigen Zurückweisung? Nun erst recht!

Wie der ausschauen müßt'? — Sie hatte nie darüber nachgedacht. Hätte ein bestimmtes Bild in ihrer Phantasie gelebt, sie würde es diesen nicht verrathen haben. Sie dachte auf eine Schelmerei. Als sie nachsinnend die Blicke schweifen ließ, trafen sie auf Cäsar Ritter, der in die Thür des Comptoirs getreten war. „Wart' Du," dachte sie. „Du und der andere!"

„Wie der ausschauen müßt? — Ja, halt nit zu groß und nit zu klein, nit zu gescheidt und nit zu dumm, so recht mittelmäßig. Un im Aug' ein Stück Fensterglas; auf'm Taschentuch ein halb Ohm Parfüm und in der Westentasch' ein groß' Portemonnaie mit gehörig Geld drin."

Sie sah steif auf Cäsar Ritter. Der wurde roth, genierte sich und trat zurück.

„Schämst Dich nich?" schalt leise Anna.

Aber Kathrin frohlockte: „Jetzt wird er mich wohl in Ruh lassen, der Fratz!"

In diesem Augenblick kam Doris aus dem Eßsaal und rief: „Wer geht morgen mit nach Tegtmeyer? Da is Musik un kost't kein Eintrittsgeld!"

„Ich geh' mit, aber gewiß," versprach Kathrin. „Gelt, Anna, wir sind dabei."

Der Plan wurde berathen, die Stimmen schrillten durcheinander. Anna sah sich nach Buschwender um. Aber der war weg. Er wußte nun wenigstens, wo sie sein Mädchen suchen sollte. —

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Goethe als hülfreicher Menschenfreund.

Ein Gedenkblatt zur 150. Wiederkehr seines Geburtstages.

Von A. von Winterfeld.

Edel sei der Mensch, hülfreich und gut." Dieses Gebot hat der große Dichter nicht nur gegeben, er hat es auch selbst befolgt und ihm nachgelebt, und zwar nach dem Grundsatz: Laß Deine Rechte nicht wissen, was Deine Linke thut, sodaß wir nur zufällig und gelegentlich von seinem menschenfreundlichen Wirken Kenntniß erhalten, das ihn uns menschlich näher bringt.

So erzählt die Malerin Luise Seidler in ihren anziehenden Erinnerungen mehrfache Beispiele von Goethe's Menschenfreundlichkeit, die sie auch an sich selbst in nicht geringem Maße erfahren sollte. Einer jenenser Familie angehörig und dem Dichter von Jugend auf bekannt, hatte sie sich seines Wohlwollens vielfach zu erfreuen. Als sie sich in Dresden zur Malerin ausbildete und sich dort in einer keineswegs angenehmen Lage befand, war es Goethe, der während seines Aufenthaltes in Dresden im Jahre 1810 sich ihrer in jeder Weise annahm, ihr Lebensmuth und Lebensfreudigkeit zurückgab und ihre künstlerische und gesellschaftliche Stellung erhöhte und befestigte. Sie selbst schreibt darüber in einem Briefe: „Sie wissen noch nicht, wie nahe ich in Dresden mit Goethe bekannt geworden bin, wie er sich meiner annahm, wie er sich mir durch seine Güte, durch seine väterliche Sorgfalt und Fürsorge noch täglich werther machte, wie ich ihn jetzt erst kenne, liebe und verehre. — Man hat mir oft sehr wehe gethan, kein Tag verging, wo man mich nicht durch Worte oder Mienen zu kränken suchte. Goethe erschien mir da als ein rechter Schutzengel und Rächer; er übersah mit einem Blick meine Lage. Er war mir ein väterlicher, aufmerksamer, gütiger Freund, der mich bei meinen Arbeiten unendlich aufmunterte, mich dreimal selbst besuchte, mich überall mit hinnahm, mich in allem auszeichnete und sich um die anderen kaum kümmerte. Denen, welche mein Unternehmen, die heilige Cäcilie von Carlo Dolce zu malen, mit vielen Achselzucken bekrittelt hatten, stopfte er den Mund, indem er meine Arbeit lobte . . ."

Für den nächsten Winter hatte Goethe seine junge Freundin nach Weimar in sein Haus eingeladen, um sein Bild zu malen. Während der täglichen Sitzungen durfte sie ihm von Dresden und ihren dortigen Freunden und Bekannten erzählen. Dabei gelang es ihr, seine Theilnahme für eine unglückliche Frau zu

gewinnen, deren Mann, ein Kaufmann, Bankerott gemacht hatte und mit dem Rest des Vermögens seiner Frau nach Amerika entwichen war, sodaß sie nun mit ihren zwei kleinen Kindern allein und mittellos in der Welt dastand. Doch war sie voll Energie und Thatkraft. Fünfundzwanzig geliehene Thaler verwendete sie zum Ankauf von Materialien zu Stickereien, deren Muster sie mit künstlerischem Geschick und Geschmack selbst zeichnete. Doch mußte die arme Frau ihre Kräfte fast übermenschlich anstrengen. Da sie keine Wärterin für ihre Kinder halten konnte, mußte sie diese selbst besorgen und beständig beaufsichtigen. Das eine war an ihrem Arbeitsstuhl festgebunden, während das andere auf dem Boden spielte. Dabei verkürzte sich die Mutter den Schlaf, um bei Nacht die nothwendigen häuslichen Geschäfte, das Waschen, Stubenreinigen u. s. w. zu besorgen.

Als Luise Seidler Goethe von dieser Dulderin erzählte, wurde sein großes Herz zum wärmsten Mitleid bewegt, und unverzüglich sann er auf werkthätige Hülfe. Er trug Luise auf, die unglückliche Frau zu veranlassen, ihr eine Anzahl ihrer Stickereien nach Weimar zu schicken. Dies geschah bald. Nun veranstaltete Goethe in seinem Hause eine Matinée für die erste Gesellschaft der Residenz. Die Stickereien mit daran gehefteten Preisen waren ausgelegt. Er erzählte die traurige Geschichte der Frau und bat die Anwesenden, größtentheils Damen, sich an einem guten Werke zu betheiligen, indem sie von den ausgelegten Sachen kauften. Wer hätte einem Goethe etwas abschlagen mögen! Der Erlös war daher sehr reichlich, Goethe hatte für fünfundneunzig Thaler und vier Silbergroschen Stickereien verkauft, während er für den Rest der Arbeiten billigere Preise zu stellen hat, um sie auch noch absetzen zu können.

Unter das von fremder Hand entworfene Verzeichniß hatte Goethe noch selbst geschrieben: „Durch Vorstehendes erfahren Sie, liebste Luise, wie es mit den Dresdener Waaren gegangen. Wenn Sie denken, so könnte man der armen Frau einstweilen das eingegangene Geld in Dresden anweisen. Wie heißt die Dame und wo wohnt sie?

Mögen Sie Beiliegendes (es war eine der von ihm angekauften Stickereien) als einen kleinen Weihnachten vom Freunde freundlich annehmen und ihm bis zu einem frohen Wiedersehen Ihre holden Gesinnungen bewahren.

Weimar, den 28. December 1810.

G."

Nachdem die Preise der unverkauft gebliebenen Stickereien ermäßigt worden waren, hat Goethe sie auch noch unterzubringen verstanden.

Noch über ein anderes Beispiel von Goethe's Hülfsbereitschaft, das uns einen tiefen Blick in sein menschenfreundliches Herz thun läßt, berichtet Luise Seidler.

Sie hatte ihm die bedrängte Lage, in die der Maler Kersting in Dresden, ein ebenso vortrefflicher Künstler wie Mensch, ohne eigenes Verschulden gerathen war, in einem Briefe geschildert, in welchem sie zugleich auch ihre Bewunderung über Fouqué's „Undine" sehr lebhaften Ausdruck gegeben.

Darauf waren auf Goethe's Wunsch einige Bilder Kersting's nach Weimar zur Ansicht gesandt worden, hatten aber keine Abnehmer gefunden, mit Ausnahme der „Stickerin", zu der Luise selbst gesessen hatte, und welches Bild, auf Goethe's Verwendung, der Großherzog Karl August für sich erwarb.

Doch daran ließ sich der hülfsbereite Dichter nicht genügen, er ersann, um den bedrängten Maler erfolgreicher unterstützen zu können, den Plan zu einer Lotterie seiner Gemälde, worüber er sich in einem scherzhaften Briefe an Luise folgendermaßen ausspricht:

„Sie erhalten hierbei, meine liebe und artige Freundin, Ihr Subscriptions-Verzeichniß zurück. Die von den Käufern verlangten oder ihnen zufällig zugetheilten Loose finden Sie an der Seite nach den Nummern notirt. Auch folgen die Billete, und damit ja kein Irrthum entstehe, so sind die Namen auf der Rückseite bemerkt. Es sind ihrer 44. Kassiren Sie das Geld ein; das Loos zu 3 Kopfstück. Wir haben 114 bestimmt.

Das wäre nun alles recht gut und schön, wenn ich nicht ahndete, daß in diese Loose, die ich Ihnen schicke, der Gewinnst schon hinein gezaubert sei. Dies will ich aber nicht laut sagen, sonst discreditire ich die übrigen und wir finden keine Abnehmer. Eigentlich ist mir diese Vermuthung daher gekommen, weil man mir nicht genug erzählen kann, was die Undinen und Meerfräulein in Jena für Spuk treiben. Knebel spricht entzückt von den tausend und abertausend Wellen, auf welchen jene wandelbaren Geisterchen im Mondschein herumgaukeln und bis an seinen Gartenzaun plätschern und schwätzen. Sie sollen, sagt man, alt und jung verführen und das treuloseste Geschlecht in der Zauberwelt sein.

Leider werde ich sie in ihrer Glorie nicht mehr sehen, aber wenn sie sich in ihre Grenzen zurückgezogen haben, sind sie nur desto gefährlicher, und vor dem bekannten Gesang:

„In meinem Schlößchen ist's gar fein,
Komm Ritter, komm zu mir herein!'

(Anspielung auf die Amtswohnung von Luisens Eltern im Schlosse in Jena) wissen sich wenige in Acht zu nehmen. Dem sei nun, wie ihm wolle, so kann ich die Ufer der Saale nicht ganz vermeiden. Bis ich Sie daselbst wieder sehe, leben Sie recht wohl! Gedenken Sie mein und grüßen Sie München (Herzlieb). Ich habe immer geglaubt, dieses Geistchen gehöre einem treueren Element an. Doch soll man sich überhaupt hüten, mit der ganzen Sippschaft zu scherzen. Nochmals das schönste Lebewohl!

Weimar, den 24 Februar 1813. Goethe.

An Demoiselle
Luise Undine Seidler
Jena."

Luise hielt den Erfolg einer Sache, die Goethe in die Hand genommen, für so vollständig gesichert, daß sie an die Schwierigkeit, so viele Loose unterzubringen, nicht dachte und in ihrer Freude an Kersting schrieb und ihm sein Glück verkündete. Nun fand es sich aber, daß das Unternehmen schwieriger war, als sie anfangs geglaubt, ja beinahe ganz gescheitert wäre.

Inzwischen aber hatte Goethe Luisens Voreiligkeit erfahren. Aber weit entfernt, der Bekümmerten zu grollen, tröstete er sie durch die folgenden liebenswürdigen Zeilen:

„Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben, heißt die alte Lehre, und Sie haben sich diesmal, meine schlanke Freundin, durch Ihre gutmüthige Dienstfertigkeit verführen lassen, Herrn Kersting eine Sache als fertig anzuzeigen, die erst noch im Werden begriffen ist. Indessen will der Himmel, daß hübsche Kinder manchmal einen Fehler begehen, damit sie einsehen, wie werth man gute Freunde halten soll, welche sich alsdann zum Beistand bereit finden lassen. Senden Sie mir vor allen Dingen das Verzeichniß zurück; wir wollen sehen, daß wir die Sache wieder auf ihre Füße stellen. Es ist gut, daß ich noch hier bin; sonst wäre sie wahrscheinlich unwiederbringlich verloren gewesen. Leben Sie recht wohl!

Weimar, den 2. März 1813. G."

Unter Goethe's Leitung kam die Lotterie denn auch noch zu stande. Der Zufall wollte es, daß Luisens Vater eines der besten Bilder, den sogenannten „eleganten Leser", einen beim Licht einer argantischen Lampe studirenden jungen Mann, gewann.

Schleunigst theilte Goethe Luise den Glücksfall durch folgendes Billet mit:

„Wenn das Gerücht Ihnen, meine schöne und artige Freundin, nicht schon hinterbracht hat, daß sich der „elegante Leser" nach Jena, und zwar in Ihr Haus sehnte, so erfahren Sie es hierdurch. Möge mit diesem hübschen Lampenschein noch vieles andere Gute und Vergnügliche bei Ihnen einkehren."

So konnte denn dem Maler Kersting eine sehr erhebliche Summe durch Goethe's thatkräftiges Eingreifen überwiesen werden.

Diese Beispiele von vielen werden genügen, um darzuthun, daß der so oft als unnahbar, kalt und abwehrend geschilderte große Dichter, wenn es galt, einem bedrängten Mitmenschen in seiner Noth beizustehen, es sich nicht verdrießen ließ, sich mit den kleinlichsten Details von Geschäften aufs Eingehendste zu befassen, die sonst seinem hohen Geiste sehr fern lagen. Mit vollem Recht gebührt daher Goethe auch der Name eines warmherzigen hülfreichen Menschenfreundes.

Nachdruck verboten.

Alte und neue Feuerzeuge.

Von Dr. Herm. J. Klein.

Zu den Dingen, die am wenigsten heutzutage beachtet werden, gehört sicherlich das Streichholz. Nach einer statistischen Berechnung ist es wahrscheinlich, daß allein im Deutschen Reiche täglich nicht weniger als eine halbe Million Zündhölzchen nutzlos vergeudet werden, weil eben der Werth jedes einzelnen so ziemlich gleich Null gerechnet wird. Und doch ist dieser unscheinbare Gegenstand eines der wichtigsten Produkte, welche die menschliche Industrie hervorgebracht hat, und sein Besitz schon allein stellt uns hoch über die Kulturvölker des Alterthums. So sehr sind wir an die Benutzung des Streichhölzchens gewöhnt, daß wir gar nicht daran denken, mit welchen Unbequemlichkeiten und Umständlichkeiten unsere Altvordern zu rechnen hatten, wenn sie Feuer anzünden mußten.

Wie und auf welche Weise der Mensch überhaupt zuerst Feuermachen gelernt hat, ist völlig unbekannt. Nur so viel steht außer Zweifel, daß schon in den allerfrühesten Zeiten, als der Urmensch Höhlen bewohnte und von der Jagd lebte, die Kunst, Feuer anzuzünden, in seinem Besitze war. Denn wir finden in den Höhlen Reste von uralten Feuerstätten, Asche und Kohlen zusammen mit den Knochen heute ausgestorbener Thiere. Dies ist um so merkwürdiger, als die ersten Entdecker der Südsee, Magelhan und dessen Nachfolger, auf verschiedenen Inseln Wilde antrafen, die kein Feuer kannten. Wenn man bedenkt, daß diese von dem Verkehr mit allen übrigen Menschen seit undenklichen Zeiten abgeschnittenen Inselbewohner rings um ihre kleinen Korallen-Felsen die unermeßliche See hatten, daß dort auch nur selten Gewitter vorkommen, während deren der Blitz gelegentlich einen Baum in Brand setzen könnte, und daß es auf vielen Inseln ebensowenig Vulkane giebt, so wird begreiflich, daß jenen Wilden die Kenntniß des Feuers verloren gehen mußte, selbst wenn viele Jahrhunderte früher ihre Vorfahren, als sie auf die Inseln kamen, dasselbe gekannt hätten. Als auf einer der Ladronen-Inseln Magelhan die aus kleinen Baumstämmen und Reisern hergerichteten Hütten der Einwohner anzünden ließ, um die Wilden wegen ihrer wiederholten Diebstähle zu bestrafen, waren diese, wie Pater Gobian berichtet, über die Flammen aufs Höchste erstaunt und hielten dieselben für holzfressende Thiere. Mehrere der Insulaner kamen herbei, um die Thiere zu verjagen, flohen aber erschreckt wieder, als sie ihre Hände an den Flammen verbrannten. Man hat den Bericht des Pater Gobian verdächtigt, aber der berühmte englische Forscher Sir John Lubbock führt noch andere Berichte an, aus denen sich ergiebt, daß einzelne wilde Stämme in der That das Feuer nicht kannten. Andererseits wissen wir aber auch, daß verschiedene unkultivierte Völkerschaften durch Reiben von trockenen Hölzern aneinander Feuer zu machen verstehen. Wir haben schon auf der Schulbank davon gehört, aber daß einer unserer Knaben jemals dazu gekommen wäre, auf diese Weise auch einmal Feuer zu machen, ist noch nicht dagewesen. Man muß Mark Twain's humorvolle Schilderung lesen, um inne zu werden, daß ein Europäer durch Reiben von Hölzern aneinander in alle Ewigkeit keine Flamme hervorrufen wird, und so könnte man getrost dem großen Humoristen beipflichten, wenn derselbe diese ganze Methode der Feuererzeugung für ein albernes Märchen erklärt. Dennoch aber ist sie sowohl auf einigen Inseln der Südsee in Gebrauch gewesen als auch heute noch bei den Botokuden etwas alltägliches.

Der Prinz Max von Wied, dessen Forschungsreisen in Südamerika für die Wissenschaft so bedeutungsvoll sind, erzählt nach eigenem Augenschein, wie die Botokuden Feuer machen.

„Sie nehmen," sagt er, „ein längliches Stück Holz mit einigen kleinen Vertiefungen, in welche ein anderer Stock senkrecht gestellt wird, befestigen häufig an das obere Ende des letzteren ein Stück Pfeilrohr, um ihn zu verlängern und besser fassen zu können, nehmen dies zwischen beide flachen Hände und drehen den Stock schnell hin und her. Unter dem horizontalen Stück Holz, worin sich die Spitze des Stockes drehen muß, liegt Bast von einem gewissen Baume, und dieser wird von anderen Personen festgehalten. Die losgedrehten Spänchen fangen Feuer und entzünden die Bastfäden. Die Wirkung dieses Feuerzeugs, von den Botokuden Nomnan genannt, ist sicher, kostet aber viel Zeit und Anstrengung; das Umdrehen ermüdet sehr, und oft müssen mehrere dabei einander ablösen. Dieses Feuerzeug benützen die meisten Völker Südamerikas. In Guyana werden dicke Zweige eines gewissen Baumes dazu genommen, und man legt in die Grube des unteren Stockes einen faserigen Filz, womit manche Ameisenarten ihre Wohnungen ausfüllen. Diesen Zunder führen die Indianer nebst den beiden Hölzern stets in einem verschlossenen Stück Bambusrohr mit sich."

Unser berühmter Dichter Adalbert von Chamisso hat auf der Weltfahrt, die er an Bord der „Rurik" ausführte, verschiedene Methoden kennen gelernt, nach denen die Wilden auf den Inseln des großen Oceans Feuer erzeugen. Dieselben laufen sämmtlich auf Reibung von Holz hinaus. Die Aleuten hatten die Methode jedoch vervollkommnet, indem sie das zu drehende Holzstück mit einer Schnur umwickelten und diese hin und her zogen, wodurch das Holz in äußerst rasche Bewegung versetzt wurde. Chamisso sah, wie auf diese Weise Tannenholz auf Tannenholz in wenigen Minuten Feuer gab, während sonst eine viel längere Zeit erforderlich ist. Noch auf eine andere Weise machten die Aleuten Feuer, indem sie nämlich zwei mit Schwefel eingeriebene Steine über trocknem, mit Schwefel bestreutem Moos zusammen schlugen. — Da die Schwierigkeit, Feuer zu machen, für die wilden Stämme immerhin groß ist, so sind sie eifrig darauf bedacht, das einmal erhaltene Feuer nicht ausgehen zu lassen. Die Tasmanier besaßen Feuer, aber wie Lubbock berichtet, wußten sie nicht, auf welche Weise sie es erhalten hatten, daher war es für sie eine Hauptsache, stets Feuerbrände zu unterhalten, und mit diesem wichtigen Amte waren die Frauen betraut. Die Methode, durch Reiben Feuer zu entzünden, war auch bei den Griechen und Römern in der ältesten Zeit im Gebrauch, später aber wurden bei ihnen nur Feuer, die zu heiligen Zwecken brannten, auf diesem Wege entzündet. In der germanischen Urzeit hielt man es nicht anders mit den sogenannten „Nothfeuern", auch nachdem man die Erzeugung von Feuer durch Steinschlagen schon kannte. Letzteres war bei den Franken im sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung längst üblich, allein die Benutzung des Feuersteins in kleinen viereckigen Stücken stammt erst aus einer sehr viel jüngeren Zeit. Der Feuerstein, Flintstein, hat sogar seinen Namen dem Schießgewehr übertragen, denn er wurde seit Anfang des sechzehnten Jahrhunderts bei diesem statt der früher üblichen Lunte angewandt. Im gewöhnlichen Leben schlug man mit Stahl gegen den Stein, bis Funken in untergelegten Zunder übersprangen. Diese Methode hat sich bei den Landleuten sogar bis in die Mitte des heutigen Jahrhunderts erhalten, ja manche Bauern bedienen sich noch gegenwärtig derselben, um die Pfeife anzuzünden.

Die ersten Versuche, auf chemischem Wege in einfacher Weise Feuer zu entzünden, scheinen in Wien gemacht zu sein, nachdem schon vorher in Paris die Verwendung von Phosphor zu diesem Zwecke in Vorschlag gebracht worden war. Ein gewisser Chaucel stellte im Jahre 1812 in Wien ein chemisches Feuerzeug her, bei welchem Holzstöckchen, am einen Ende geschwefelt und mit einer Mischung von Kaliumchlorat und Rohrzucker überzogen, mit concentrirter Schwefelsäure benetzt wurden und sich dann entzündeten. Für den allgemeinen Gebrauch waren aber diese Feuerhölzchen viel zu theuer und das Verfahren auch zu umständlich. Die ersten „Streichhölzchen" kamen anfangs der dreißiger Jahre auf, sie enthielten an der Spitze Schwefel und Kaliumchlorat mit Schwefel-Antimon und wurden durch Reiben zwischen Sandpapier entzündet. Das war schon ein Fortschritt zum Einfacheren, aber immer noch war die Handhabung umständlich, und nicht selten rieb sich das Zünd-Präparat an der rauhen Papierfläche ab und verpuffte, ohne das Holz zu entflammen. Man verfiel deshalb auf die Benutzung des weit leichter entzündlichen Phosphors, und zwar soll es ein österreichischer Techniker gewesen sein, der zuerst ein geschwefeltes Hölzchen an der Spitze mit etwas Phosphor versah und letzteren durch Reibung entzündete. Jedenfalls ist soviel sicher, daß im Jahre 1833 Phosphor-Streichhölzchen in verschiedenen europäischen Staaten gefunden wurden; die Idee der Benutzung des Phosphors liegt überhaupt so nahe, daß wahrscheinlich mehrere unabhängig von einander darauf verfallen sind. Selbstverständlich waren die ersten Phosphor-Zündhölzchen noch recht unvollkommen, sie entzündeten sich sehr leicht, und aus den Dosen, in denen sie aufbewahrt wurden, entquollen beim Oeffnen phosphorische Dämpfe. Diesen Uebelständen wurde indessen bald abgeholfen, man überzog die Hölzchen mit einer Art von Lack, ersetzte den Schwefel durch Paraffin oder Wachs und stellte auf diese Weise elegante „Salon-Streichhölzer" her. Allein ein sehr großer Uebelstand blieb dabei bestehen, nämlich die große Giftigkeit des Phosphors, die sowohl dem Publicum als auch den Arbeitern, welche die Phosphor-Hölzchen herstellten, gefährlich war. Phosphor-Vergiftungen sind in Folge dessen so häufig vorgekommen, daß ein Ersatzmittel dieser Art von Zündhölzchen dringend erforderlich wurde. Im Jahre 1847 gelang es dem Chemiker Schrötter endlich, ein solches zu finden, und zwar durch die Entdeckung, daß der gewöhnliche Phosphor durch ein ziemlich einfaches, technisches Verfahren in eine rothe Varietät übergeführt werden kann, die nicht giftig ist und sich auch nicht so leicht entzündet als der gelbweiße Phosphor. Dadurch wurde eine vollständige Revolution auf dem Gebiete der Zündholzherstellung verursacht. Der rothe Phosphor ist nicht ohne weiteres durch Reiben zur Entflammung zu bringen, deshalb wird er mit sehr sauerstoffreichen Körpern in Verbindung gebracht, alsdann genügt sanfte Reibung um die Entflammung herbeizuführen. Das ist das Prinzip der Sicherheits-Zündhölzer, die in den sogenannten schwedischen Zündhölzchen, welche Lundström in Jönköping einführte, ihren siegreichen Rundlauf über die Erde gemacht haben. Auch in Deutschland werden vortreffliche Zündhölzer dieser Art hergestellt, besonders in Augsburg. Die Köpfe dieser Hölzchen bestehen aus einer Masse, welche chlorsaures und chromsaures Kali, Schwefelblei und Tragant zumeist enthält, während die Reibfläche der kleinen Schachteln mit einer Masse bestrichen ist, die aus rothem Phosphor besteht. Um das unangenehme Nachglimmen der Zündhölzer zu verhindern, werden dieselben mit einer verdünnten Alaun-Lösung getränkt. Die Verdrängung der gefährlichen Phosphor-Zündhölzer durch die ungefährlichen Sicherheits-Zündhölzer ist ein überaus segensreicher Fortschritt, eine wirkliche Wohlthat für die Menschheit gewesen, obschon sie sich, ohne großes Aufsehen zu erregen, vollzogen hat. Ob es zukünftig gelingen wird, unsere heutigen Sicherheits-Zündhölzchen durch eine noch einfachere und bequemere Vorrichtung zu verdrängen, ist fraglich, fraglich auch, ob jemals ein „Streichholz der Zukunft" wesentlich billiger werden könnte, als es die heutigen Zündhölzchen schon sind.

Nachdruck verboten.

Der Zoologische Garten Berlins in seiner Neugestaltung.

Von Otto Elster.

Mit Original-Illustrationen von Ewald Thiel.

Berlin, das steinerne Häusermeer, genießt gerade nicht den besten Ruf als Sommeraufenthalt, und in der That, wenn man im Hochsommer die sonnendurchglühten Straßen des Westens der Millionenstadt durchwandert oder sich in das von einer schweren, dumpfigen Luft erfüllte Gewirr der Straßen im Innern der Stadt wagt, dann legt es sich wie ein Alp auf unsere Brust, und der sehnliche Wunsch wird in uns rege, dieser Gluth und diesem Dunst der Straßen zu entfliehen. „Hinaus in das Grüne!" ist die Losung Tausender, die tagaus tagein in den Bureaus, in den Magazinen, den Fabriken und Gerichtssälen der Stadt beschäftigt sind. Und in Bezug auf diesen Wunsch ist Berlin besser als sein Ruf. Seine vorzüglichen Verbindungen gestatten auch dem kleinen Mann, Sonntags mit seiner Familie in das Freie zu eilen, seine prächtigen Schmuckplätze, seine öffentlichen Parks und vor allem der Königliche Thiergarten bieten Tausenden täglich Gelegenheit, nach gethaner Arbeit den Abend in frischer Luft, in

Neue Café-Halle.

schattigem Grün zu verbringen. Die vornehmere Welt zieht freilich den Sommeraufenthalt an der See und im Gebirge vor, — haben doch zu Anfang der diesjährigen Sommerferien etwa 60000 Berliner mit Kind und Kegel Berlin verlassen, um draußen an der See oder im Gebirge Erholung zu suchen.

Aber den ganzen Sommer kann man doch nicht auf Reisen sein. Der Mann muß wieder in das Geschäft, die Kinder zur Schule, und die Hausfrau sehnt sich wieder in ihre eigene Häuslichkeit zurück. Der Wunsch jedoch, auch in Berlin im schattigen Grün des Waldes frische Luft zu athmen, vorzüglich den Kleinsten der Kinder die Wohlthat des Aufenthaltes im Freien zu bieten, bleibt bestehen, und da ist es der Zoologische Garten Berlins, welcher hauptsächlich den besser gestellten Kreisen der Gesellschaft einen prächtigen Aufenthalt, einen herrlichen Ersatz für die Sommerfrische bietet.

Von dem Nutzen des Gartens in Bezug auf den Anschauungs-Unterricht unserer Kleinen, von dem Interesse, das die Thiere des Gartens auch dem Erwachsenen bieten, von dem wissenschaftlichen Werth überhaupt, mag hier abgesehen werden. Das ist schon von berufeneren Federn geschildert worden. Uns interessirt hier der Zoologische Garten hauptsächlich als der gesellschaftliche Mittelpunkt Berlins im Sommer, als der beliebteste Ausflug unserer Damenwelt, als das Entzücken der Kinder, welche in seinem schattigen Grün jauchzend spielen dürfen, aus dem Sand der Spielplätze Burgen bauen und stolz auf dem gutmüthigen Kameel, dem sanften Ponny oder in den stattlichen Ziegenbockwagen durch die schattigen Alleen des Gartens reiten oder fahren.

Kein anderer öffentlicher Park Berlins entspricht so sehr den Bedingungen eines Sammelpunktes der Gesellschaft, als der Zoologische Garten, und um den Aufenthalt in demselben noch immer anmuthender zu schaffen, hat sich die Direction des Gartens zu einer Neugestaltung entschlossen, welche jetzt der Hauptsache nach fertig gestellt ist.

Die Entwickelung des westlichsten Theils von Berlin von der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnißkirche an, namentlich die Entwickelung der Prachtstraße des Kurfürstendammes, ließ es für den Zoologischen Garten als ein Bedürfniß erscheinen, gerade die Partie dieser Seite des Gartens vollständig neuzugestalten. Denn von dieser Seite kam jetzt der Hauptverkehr, nicht mehr wie früher von der Seite des Thiergartens her. So wurde denn hier in prächtigen, großartigen Anlagen ein neuer Zugang geschaffen, welcher in seiner eigenartigen Schönheit auf jeden Besucher überraschend wirken muß.

Mit der Ausführung dieses Eingangs, sowie des sich daran anschließenden Directions-Gebäudes wurden die Architekten Professor Zaar und Baumeister Bahl, ersterer auch Lehrer am Kunstgewerbe-Museum, beauftragt, die ihre Aufgaben in überaus glücklicher Weise gelöst haben.

Die ganze Anlage ist in echt japanischem Stil gehalten. Kolossale Steinbilder von Elefanten tragen die Säulen des Portals, dessen Dach in kühnem Bogen den Eingang überwölbt. Daran schließt sich in eben demselben Stil das Directions-Gebäude, rechts und links von je einem Pavillon flankirt. In dem rechten Pavillon wird die Unfall-Station untergebracht werden, während der linke als Wagehaus, Wohnung für Wiegemeister und Kutscher dient. In der oberen Etage befinden sich die Wohnungen für die Beamten, denen hier ein schönes und originelles

Neuer Musik-Pavillon im russischen Stil.

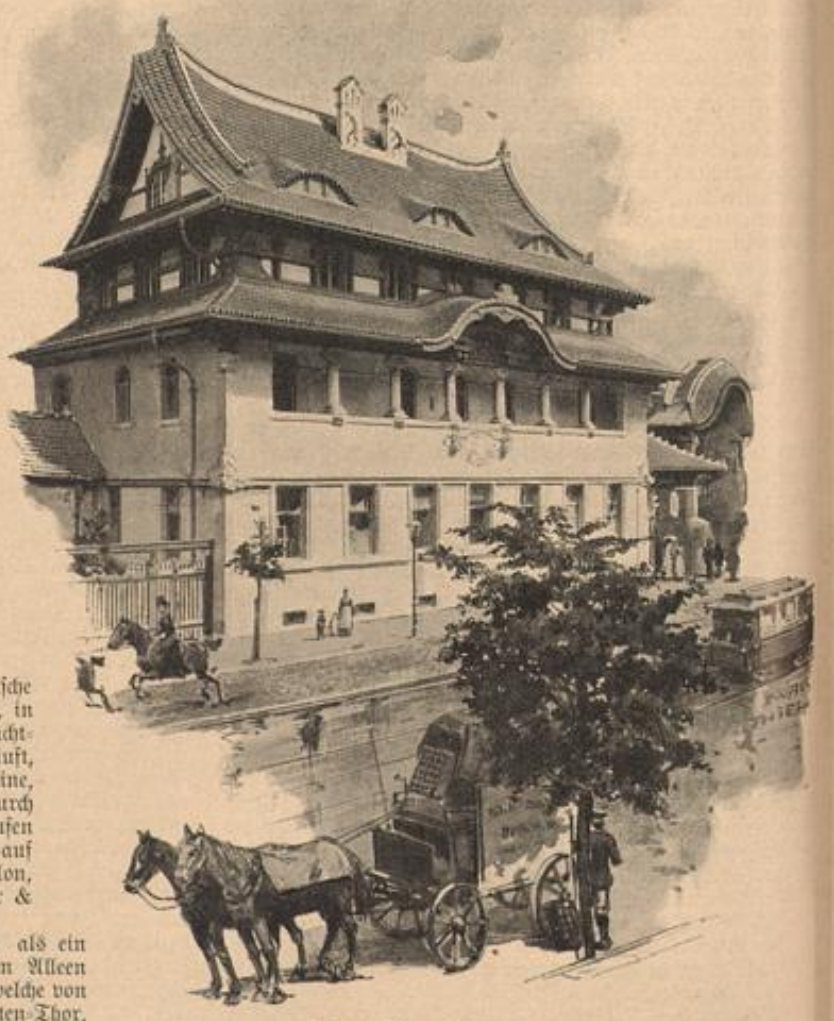
Heim geschaffen worden ist. Das Erdgeschoß enthält die Geschäftsräume der Direction.

Ganz eigenartig und ungemein freundlich wirkt die Farben-Zusammenstellung bei diesen Gebäuden, sowie das hohe, spitze und weit überfallende Dach und die von Säulen getragenen Veranden. Der Stil des japanischen Hauses ist streng inne gehalten, wenn auch das Gebäude von festerem Material erbaut ist, als die Häuser in Japan mit ihrer leichten Holz-Architektur und den dünnen Papierwänden.

Haben wir das Elefanten-Thor passirt, empfangen uns reizende gärtnerische Anlagen. Die zwanzig Meter breite Allee, in deren Mitte ein breiter Rasenstreifen mit prachtvollen Hortensien- und Lobelien-Beeten läuft, führt uns geradezu auf die sprudelnde Fontaine, deren breitausladender Strahl abends durch die wunderbarsten Licht-Effecte, hervorgerufen durch große Glaslinsen, entzückt, sowie auf den neuerbauten chinesischen Musik-Pavillon, der von der bekannten Bau-Firma Kayser & v. Groszheim entworfen worden ist.

Der Platz an der Licht-Fontaine ist als ein Stern gedacht, von dem die verschiedenen Alleen ausstrahlen. Drei Haupt-Alleen sind es, welche von hier ausgehen, eine direct nach dem Elefanten-Thor, die andere nach dem Haupt-Restaurant und die dritte nach dem Antilopen-Haus. Alle diese Alleen sind durch gärtnerische und künstlerische Anlagen geschmückt, die nach dem Entwurf und unter Leitung des Königl. Thiergarten-Directors Geitner ausgeführt wurden.

Ehe wir uns jedoch zu dem Haupt-Restaurant begeben, von wo fröhliche Musik herüberschallt, wollen wir einen Rundgang durch den Garten selbst machen, der noch manches Neue und Schöne bietet.



Das Directions-Gebäude.

Unfreiwillige Beichte. Nach dem Gemälde von B. Bautier.

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Unmittelbar vor dem von den Architekten Schultz & Stegmüller renovirten Antilopen-Haus treffen wir auf die in Lebensgröße ausgeführte Gruppe eines Centauren, der einem schönen Weibe auf seinen starken Rücken hilft. Meister Begas ist es, welcher diese künstlerisch-schöne, in der bekannten realistisch-packenden Weise ausgeführte Gruppe geschaffen hat.

In der Nähe des Antilopen-Hauses liegt auch die romantische, aus Baumstämmen errichtete Waldschänke mit langgestreckten Hallen. Wer die etwas theuern Preise des Haupt-Restaurants scheut, kann hier ein einfacheres Mahl und einen Trunk kühlen Weißbieres im schattigen Waldesgrün einnehmen.

Von hier gelangen wir nun zu dem neuerrichteten Stelzvogel-Haus, das, anschließend an das Directions-Gebäude, in demselben japanischen Stil (von Kayser & v. Groszheim) errichtet worden ist. Von prächtiger Wirkung ist der Durchblick durch das Gebäude, der unser Auge gerade auf das Standbild des japanischen Gottes Deibutz lenkt, welcher hier in beschaulicher Ruhe thront. Das feiste Antlitz des Götzen trägt den ausgesprochenen japanischen Typus: die kleinen Schlitzaugen sind fast geschlossen, dafür erglänzt aber ein wallnußgroßer Diamant mitten auf seiner Stirn. Die interessante Bronze-Statue ist ein Geschenk des Baurath's Boeckmann, der sie selbst aus Japan mitgebracht hat.

Wir wandern weiter. Ein neuangelegter Circulations-Weg rings um den Garten, mit Orientirungs-Tafeln versehen, erleichtert uns das Auffinden der Hauptpunkte des Gartens. So gelangen wir zu dem vollständig renovirten Elefanten-Haus, in dem die gewaltigen Dickhäuter das Erstaunen der Kinderwelt erregen; und weiter zu dem Affen-Haus, in dessen Käfigen bei dem kleinen Affen-Volk lebhafte Bewegung herrscht, während ein großer, alter Pavian aus Togo in philosophischer Ruhe dasitzt und nur zuweilen schläfrigen Auges auf das Treiben seiner munteren Genossen blickt.

Dort ist auch noch ein zweiter, für die größeren Schulkinder bestimmter Spielplatz mit Turngeräthen, auf denen Scharen von Knaben sich tummeln. — In idyllischer Ruhe, mit Hunderten von Wasserrosen bedeckt, liegt hier der See, an dessen Ufern lauschige, schattige Plätze zum Ruhen einladen.

Unser Rundgang führt uns auch zu dem alten Wasserthurm, der jetzt unter Leitung des Regierungs-Baumeisters Teichen zu einem Aussichtsthurm umgebaut wird, von dessen Plattform man einen prächtigen Rundblick über den Zoologischen Garten, sowie über den westlichen Stadttheil Berlins mit dem grünen Blättermeer des Thiergartens genießt.

Nachdem wir uns den Hirschpark mit seinen anmuthigen, zierlichen Bewohnern angeschaut, die gewaltigen Büffel und Auerochsen bewundert und uns an dem blitzschnellen Auf- und Untertauchen der Seehunde und Seelöwen ergötzt, gelangen wir an den Bärenzwinger und das große Raubthier-Haus. Hier, auf dem freien Platze vor dem Bärenzwinger, geht es schon lebhafter zu. Die Musik vom Haupt-Restaurant tönt lauter herüber, die Promenaden-Wege sind von lustwandelnden Menschen belebt, und soeben setzt sich die kleine Karawane, ein Kameel, auf dem mehrere Kinder mit halb ängstlichen, halb stolzen Gesichtchen thronen, ein geduldiger Esel, ein kleiner Shetland-Ponny und ein Ziegenbockwagen, unter dem Jubel der kleinen Reiter und Insassen in Bewegung.

Wir erfreuen uns eine Weile an dem Anblick des kindlichen Glückes, um dann unsere Schritte dem Haupt-Restaurant zuzuwenden.

Eine elegante, hin- und herfluthende Menge nimmt uns auf. Die Terrasse vor dem Haupt-Restaurant, die Tische im Schatten der alten Bäume und am Ufer des Sees, auf dem allerhand Wasservögel ihr Spiel treiben, sind fast alle besetzt. Hier erregt eine neue, duftige Sommer-Toilette unsere Bewunderung, dort freuen wir uns über einen Tisch voll Kinder, die mit gesundem Appetit den Kuchen verzehren, den die Eltern gespendet haben. Hier sucht der von schwerer Krankheit Genesende, in einem Rollstuhl ruhend, Erholung und neue Frische, dort sehen wir einen jungen Offizier, der höflich die Frau Mama zu unterhalten scheint, während seine Augen auf dem lieblichen Gesichtchen des Töchterchens ruhen, das sich eifrig über die zierliche Handarbeit neigt.

Das Plaudern der Gesellschaft übertönt die rauschende Musik der beiden Militär-Kapellen, zuweilen unterbricht der Schrei eines Raubvogels aus dem nahen Raubvogel-Haus schrill die Musik oder von fern ertönt das Gähnen oder das dumpfe Murren eines Raubthieres.

Auf der Terrasse des von der bekannten Restaurations-Firma Adlon & Dressel vollständig renovirten Haupt-Restaurants versammelt sich die vornehmere Welt zu einem vorzüglichen Diner. Hier herrschen die eleganten und kostbaren Toiletten vor, so daß man sich auf die Terrasse eines vornehmen Kurhauses versetzt glaubt.

Das Haupt-Restaurant in seiner Neugestaltung macht einen vorzüglichen Eindruck. Prächtig sitzt es sich in der Glas-Veranda, und herrlich ist der große Saal mit seinen kostbaren Teppichen und der Musik-Tribüne, auf der im Winter oder bei Regenwetter die Konzerte stattfinden. Für alle ist gesorgt. Der einfache Bürgersmann mit seiner Familie, wie auch der vornehme reiche Cavalier findet hier seine Rechnung.

Die Umgebung des Haupt-Restaurants ist in mannigfacher Weise verschönt. In dem alten griechischen Tempel mit dem sprudelnden, rauschenden Wasserfall erblicken wir die reizende Statue einer „Nymphe mit Schwan" von Professor v. Uechtritz, und anschließend an das Raubvogel-Haus ladet uns die neue, von der Firma Kayser & v. Groszheim in reizvollem, durchaus modernem Stil erbaute Café-Halle zum längeren Verweilen ein.

Ein wahrer Schmuck dieses Platzes ist aber der neue Musik-Pavillon vor dem Raubvogel-Haus. Derselbe ist sehr geschmackvoll im russischen Stil von der Firma Zaar & Vahl erbaut und zeigt in den trichterförmigen Ausbuchtungen des Daches eine neue, hier zum ersten Mal angewandte Einrichtung, die sich als Schallwerfer außerordentlich gut bewährt. Das Problem der Akustik scheint hier in meisterhafter Weise gelöst.

Unser Rundgang ist beendet, und in hohem Grade befriedigt von dem, was wir gesehen, geben wir uns den Genüssen der vorzüglichen Küche hin und lauschen behaglich den klangvollen Weisen der beiden Militär-Kapellen.

Fürwahr, hier gilt das Wort: „Warum in die Ferne schweifen, sieh, das Gute liegt so nah!" — Waldes-Kühle umfängt uns, in den Kronen hundertjähriger Bäume rauscht der Sommerwind, goldene Sonnenlichter stehlen sich durch das Gewirr der Blätter und werfen zauberische Reflexe auf die saftig-grünen Rasenflächen, in deren Mitte die bunten Blumenbeete im sommerlichen Glanz prangen. In idyllischer Ruhe liegt der See da, und an versteckten, heimlichen Plätzen im Gebüsch läßt es sich wunderbar träumen, sinnen und dichten.

Der Abend sinkt nieder. Stiller wird es im Dunkel des Gartens. Nur zuweilen hört man noch das Brummen eines Bären, das Lachen einer Hyäne oder das Geheul eines Wolfes. Aber in der Umgebung des Haupt-Restaurants flammt das elektrische Licht auf. In wunderbarem Farbenspiel steigt die neue Fontaine empor, auf dem See am Restaurant glitzert in langen Strahlen das elektrische Licht und verliert sich in den dunkeln Schatten der Alleen.

Die Kinderwelt ist jetzt aus dem Garten verschwunden, aber neue Gäste haben sich eingefunden, und bei den Klängen der Musik umwogt uns das elegante, vornehme Leben, wie es eben nur eine Weltstadt hervorzuzaubern weiß.

Nachdruck verboten.

Hertha's Sommerfest.

Eine heitere Geschichte von Alwin Römer.

I.

An der Casino-Tafel war der Lieutenant Graf Rödern zum ersten Male erschienen; er hatte bisher bei den Grotenbrücker Dragonern gestanden und war jetzt nach Blankenfels zu den blauen Husaren versetzt worden. Er wußte gut zu plaudern und aus seiner alten Garnison allerlei hübsche Geschichten mit einem ganz kleinen Stich ins Lästerliche zum besten zu geben, woraus man schließen konnte, daß er dort ziemlich flott gelebt haben mußte und in allen möglichen Familien Verkehr gehabt hatte.

Hellmuth von Rehna nahm ihn deshalb nach dem Mahl ins Schlepptau und verführte ihn zu einer Partie Billard, wobei er selbst herzlich schlechte Leistungen zeigte, während Rödern, trotzdem er das grüne „Terrain" des alten Casino-Kastens noch nicht kannte, einen guten Stoß nach dem anderen vollführte.

Aber das war Rehna offenbar ganz gleichgültig. Er hatte eine Frage auf dem Herzen und wagte sich nicht damit heraus. Endlich aber, just wie er halb über dem Billard lag, um einen schwierigen „Nachläufer" zu versuchen, erkundigte er sich doch, ganz obenhin, als thäte er's nur, um die Unterhaltung beim Spiel nicht einschlafen zu lassen:

„Sagen Sie 'mal, Rödern, was sind denn das eigentlich für Menschen, die Schlobach's in Ihrem Dings da, in — na, wo Sie hergekommen sind: Grotenbrück?"

„Schlobach's? O, à la bonheur! Sehr gutes Haus! Der Alte hat ein Riesenglück mit ein paar Eisenbahn-Patenten gehabt; soll außerdem Anno siebzig bei den Verwundeten-Transporten eine außerordentliche Hülfe geleistet haben! Der alte Kaiser hat ihn damals adeln wollen, wie sie in Grotenbrück erzählen. Aber er hätte es abgelehnt! — Wenn's wahr ist, notabene! Ist ja auch schließlich gleich. — Seit seinem Tode ist die Geschichte Actien-Unternehmen; der Sohn war noch zu jung damals, und die Frau verstand wohl nichts vom Geschäft! — Eine etwas schwierige alte Dame, wenn man nicht schon einen Scheffel Salz mit ihr gegessen hat; ziemlich kurz angebunden, wissen Sie; schwört zur Friedensfahne von Bertha Suttner und behandelt daher Militair mehr als Störenfried; bin aber trotzdem gern dort gewesen; denn der junge Schlobach ist ein tadelloser Mensch!"

„Hm, — ist da nur der eine Sohn?" fragte Rehna, dessen Ball wieder vollständig mißglückt war.

„Ja; aber zwei Mädel! Alle beide noch zu haben! Die Jüngere ist, beiläufig gesagt, elf Jahre alt! Aber Numero eins scheint demnächst abzuschwirren!"

„Wahrhaftig?" fragte Rehna und biß sich auf die bleich gewordenen Lippen; denn alles Blut war ihm plötzlich zum Herzen gedrungen.

„Na, ich bitte Sie, ein Bild von einem Mädel, achtzehn Jahre und eine halbe Million!"

„Und wer ist der — — Glückliche?"

„Ein junger, reicher Banquier aus Grotenbrück! — auch Friedensengel, damit die Curse nicht fallen, — der bei der Frau Mama natürlich Hahn im Korbe ist! — Ob sie ihn nimmt, ist eine zweite Sache. Ich möchte ihn nicht geschenkt. — Aber hören Sie 'mal, Rehna, das war doch ein Langball mit drei Banden! Wie können Sie den denn direct spielen wollen?"

„Ach was, entweder, — oder!" murmelte Rehna. „Gerade drauflos ist noch niemals falsch gewesen!"

„Sie wollen mich gewinnen lassen, um mich dafür das nächste Mal um so grausamer 'reinzulegen. Den Trick kenne ich!"

„Fällt mir nicht ein; ich habe kein Glück heute!" erklärte Rehna, sich den Schweiß von der Stirn wischend.

„Neunundvierzig! Jetzt kommt der letzte! So da liegt er, Partie! Revanche?"

„Ein ander Mal, wenn ich bitten darf! Mein Pech ist zu arg!"

„Pech im Spiel, Glück in der Liebe!" lachte Rödern und legte das Queue nieder. „Stimmt's bei Ihnen, he?"

„Ich glaube — nicht!" sagte Rehna und zwang sich zu einem Lächeln, das aber ziemlich melancholisch ausfiel.

„Na, na!" drohte Rödern verschmitzt, während der andere sich verabschiedete, um sein Elend im Herzen heimwärts zu tragen.

Auf seinem kleinen Zimmer angelangt, saß er lange im Klaviersessel und starrte auf die schwarzen und weißen Tasten, ohne sich zu regen.

Hatte er noch Hoffnung oder nicht? War die schöne, schlanke Ellinor noch seine heimliche Braut oder hatte sie ihn über diesem friedensfreundlichen Profit-Macher trotz aller Betheuerungen vergessen?

Vier Wochen waren verflossen, seit er sie zuletzt, — ach, nur auf eine karge Viertelstunde, — gesehen hatte. Kein Lebenszeichen hatte er seitdem mehr von ihr erhalten, obgleich sie versprochen hatte, ihm bald einen Brief zu schreiben. Er wußte ja, daß Mama Schlobach einen jungen Grotenbrücker protegirte; aber Ellinor hatte es ihm so feierlich und feurig dazu versichert, wie nur er allein in ihrem Herzen Raum habe, und kein anderer je neben ihm. Doch Geduld müsse er haben, weil sie sich ohne Mamas Einwilligung nicht binden könnte. Der Tag werde schon kommen, wo sie ihr alles sagen wolle; ein Tag, an dem ihr eine angenehme Nachricht das Herz weich stimmen würde. Bis dahin dürfe er nicht unmuthig werden und sie nicht drängen, auch keine Briefe schreiben, weil ihr Briefwechsel durch der Mutter Hände gehe und postlagernde Sendungen in dem kleinen Neste Klatsch hervorrufen würden. Er hatte sich mit allem einverstanden erklärt, wenn's ihm auch ein bißchen hart vorkam, sich so ganz still verhalten zu müssen. Aber da sie selbst die Vermittlung seiner Briefe durch die Freundin, auf deren Landgut er sie kennen gelernt hatte, nicht für angängig hielt, war er schließlich zufrieden gewesen, wenn sie ihm ab und zu eine Zeile zuflattern lassen wollte.

Und nun war wahrhaftig schon die vierte Woche um, und nicht das magerste Zettelchen war bei ihm eingetroffen! Von Tag zu Tag war seine Unruhe gewachsen, so oft er sich auch vergegenwärtigt hatte, wie lieb sie ihm in die Augen geblickt, wie überzeugend sie zu ihm gesprochen hatte an jenem letzten Nachmittag im Bahnhofsgarten von Holderberg, wohin sie ihn durch ein Telegramm gerufen. Ach, Mädchen sind so wankelmüthig und Mütter von dem Schlage der Frau Schlobach sind entsetzlich energisch. Wer konnte wissen, mit welchen Kriegslisten die alte Dame gegen ihn operirt hatte, obgleich sie eine Friedensfreundin sein wollte? „Die Waffen nieder!" sagten sie, aber das galt ja doch bloß für die blanken Klingen der ehrlichen Feldschlachten, von denen sie nichts mehr wissen wollen. Ihr eigenes Arsenal, von den gezückten Blicken und scharfen Worten herab bis zu den noch gefährlicheren Kampfmitteln der sanften Ueberredung, des Schmeichelns und Bittens, würden sie nicht aufgeben!

Und darum war es eine Thorheit, die Hände im Schoß zu halten. Sicher hatte sich Ellinor zu viel zugemuthet; sie brauchte Hülfe in dem ungleichen Kampfe, und er war ein feiger Narr, der thatenlos sein Glück verscherzte, wenn er auf diese vier grauenhaft stummen Wochen noch eine fünfte folgen ließ, ehe das Grotenbrücker Banquiers-Söhnlein durch einen flotten Front-Angriff ins Wanken zu bringen! — Vielleicht freilich verscherzte er damit alles? —

Krämerhafte Bedenklichkeit, die ihn da anflog! Wer nicht wagt, gewinnt auch nichts! Und nach den Aeußerungen des Grafen Rödern war es wahrhaftig hohe Zeit, zu wagen!

Er würde sich also Urlaub geben lassen, morgen hinüberfahren und die alte Dame durch eine regelrechte Werbung überrumpeln. Natürlich in Civil, damit sie nicht von vornherein einen Schreck bekam, und auch die Grotenbrücker Kameraden nicht gleich erfuhren, daß ein blauer Husar sich in ihrem Revier herumtreibe.

„Auf in den Kampf, Torero!"

sang er nach diesem befreienden Entschlusse, und mit ein paar sicheren Griffen begleitete er die forsche Carmen-Melodie, die zu seinen Lieblingen gehörte, denn er war ein ganz respectabler Klavierkünstler, der im Casino schon manch liebes Mal mit elektrisirenden Marsch-Rhythmen die Langeweile zum Tempel hinausgetrieben hatte. —

II.

Am anderen Tage, als Hellmuth von Rehna schon von der Lokomotive nach Grotenbrück getragen wurde, herrschte in Villa Schlobach, dem stillen Witwensitz, eine lebhafte Thätigkeit. Hertha, die jüngere der Töchter, hatte ihre Freundinnen zu einem „Kränzchenkaffee" einladen dürfen, das sich allemal zu einem richtigen kleinen Fest auszuwachsen pflegte. Es wurde Lawn-tennis gespielt, gesungen und getanzt; es gab unheimliche Mengen Schlagsahne, und nach Kaffee und Chocolade auch noch ein gutes Abendbrod mit einer Bowle aus wenig Wein, sehr viel Selterswasser, Zucker und Ananas-Schnitten. Dazu waren die Vorbereitungen im vollen Gange. Der licht gehaltene Gartensaal war mit Blumen geschmückt, ein paar Tannen standen wie gravitätische Herolde am Park-Eingang, und Fabian, der alte Factotum des Hauses, nagelte eben noch ein laubumwundenes Transparent über der Thüre fest, als mit der unter Kindern üblichen Pünktlichkeit auch schon die ersten kleinen Mädchen in ihren hellen, sauberen Fähnchen an der Parkpforte erschienen.

„Na, nu kann's ja denn losgehn, Herthchen!" schmunzelte der Alte. „Es ist alles in der schönsten Ordnung, und die jungen Damen kommen ja auch schon!"

„Ach Gott, Fabian, das beste fehlt! Denken Sie doch, der schickt der alte Hagen, der die Musik machen sollte: er hat sich in den Finger gehackt und kann nun nicht Klavier spielen —"

„Alle Donnerstag und Freitag! So ein alter Schafskopf — Mit Respect zu sagen! — Aber das ist er! — Ja, was machen wir denn nu?"

„Mama sagt, Sie wüßten vielleicht einen anderen! — Wenn nur Ellinor nicht ausgegangen wäre, hätte sie uns doch wenigstens die Polonaise spielen können!"

„Ach Gott, Herthchen, ich weiß wirklich keinen!"

„Aber das wäre doch einfach gräßlich! Es war immer so schön, wenn wir mit Musik in den Saal zogen! — Besinnen Sie Sich doch 'mal!"

Fabian zuckte die Achseln.

„Es wäre höchstens der neue Musiklehrer, der's vielleicht thäte! — Ich will gleich 'mal zur gnädigen Frau Mama und es ihr vorstellen!"

„Ach ja, lieber, guter Fabian! Und recht schnell, bitte, bitte!" schmeichelte sie und ging dann ihren Kameradinnen entgegen, die mit strahlenden Gesichtern den Parkweg heraufkamen.

„Versuchen Sie's, Fabian!" entschied gleich darauf Mama Schlobach. „Ich würde mich auch für ihn interessiren und ihn Schüler zuweisen. Das heißt, wenn er einigermaßen darnach ist! Kennen Sie ihn denn?"

„Nur von weitem! Aber er sieht sehr anständig aus; viel geschniegelter als der alte Hagen. Und bei Major Heriel soll er ja immer zum Musikabend eingeladen werden!"

„Eingeladen?"

„Na, ob so richtig eingeladen, weiß ich nicht. Aber dabei ist er immer, hat mir der Kutscher erzählt, der immer mit auf warten muß, weil der neue Bursche so ungeschickt ist!"

„Dann sagen Sie's ihm ja recht höflich, Fabian, sonst thut er's sicher nicht!"

„Schön! Ich eile!"

„Und auf dem Rückweg gehen Sie doch zum Conditor vor und bringen gleich das Macronen-Eis mit!"

Mama Schlobach wandte sich darnach zum Garten, um ihr Nesthäkchen, das sie ein wenig verzog, zu beruhigen und die Grotenbrücker Jugend willkommen zu heißen. Schlimmstenfalls muß Ellinor ihr nachher den Gefallen thun und ein paar Tänze spielen! dachte sie. Es wird sich schon machen.

Hertha jedoch, in großer Ungeduld, stahl sich aus dem Kreise der Gespielinnen und beobachtete von einem Vorderfenster aus den Stadtweg, gespannt auf den Bescheid, den Fabian bringen würde.

Es dauerte eine ziemliche Weile, ehe sich auf der sonnenbeschienenen Straße etwas Lebendes blicken ließ. Endlich aber sah sie einen jungen Herrn auftauchen und auf die Villa zusteuern, den ihre aufgeregte Phantasie sogleich als den neuen Musiklehrer bestimmte. Sie hatte ihn einmal in der Buchhandlung gesehen und sich damals über den schönen, flotten Schnurrbart gewundert, der ihr bei dieser Gattung von Männern etwas ganz fremdes war. Denn der alte Hagen hatte eine „Schifferkrause" und glattrasirte Oberlippe. Wer sollte sonst auch seine Schritte hier herauslenken? Bruder Waldemar hatte seine Stadtwohnung, wo ihn seine Freunde zu finden wußten, und die kannte sie ja auch alle. Er mußte es also sein! Gott sei Dank, ihr Fest konnte beginnen.

„Er kommt, Mama, er kommt!" flüsterte sie mit einem schlecht unterdrückten Jauchzer der Mutter ins Ohr. „Er ist schon ganz nahe. Ich habe ihn vom Fenster aus gesehen!"

„Wer kommt?"

„Der Klavierspieler! Der Musiklehrer!"

„Das ist hübsch von ihm! Ich hatte eigentlich gezweifelt! Nun, so will ich ihm entgegen gehen und ihn hintendurch in den Gartensaal führen, damit Ihr endlich an Eure Kaffeetafel kommt!"

Und mit huldvoller Miene ging sie dem jungen Manne entgegen. Sie war etwas kurzsichtig; aber das entging ihr doch nicht, daß dieser neue Musiklehrer einen recht eleganten Eindruck machte. Sicher einer vom Conservatorium! dachte sie. Um so anerkennenswerther, daß er es nicht verschmäht hat!

Und sie nahm sich vor, ihn halb und halb als Gast zu behandeln.

„Gnädige Frau, — — gestatten Sie, daß ich — — ich komme, obwohl — —" stotterte der Ankömmling, zweifellos durch den frühen Empfang etwas aus der nur mühsam errungenen Fassung gebracht. Man „überhört" sich seine Lection so gern noch einmal auf der Treppe, auch wenn man mit ziemlicher Sicherheit weiß, im entscheidenden Augenblick doch alles vergessen zu haben.

„Bitte, treten Sie nur näher! Meine Tochter hat Sie schon vom Fenster aus kommen sehen!" sagte die alte Dame und reichte dem jungen Manne die Hand, die dieser sogleich ehrerbietig an seine Lippen führte.

„Der hat ja vorzügliche Formen!" dachte sie. „Ein bißchen steif und ängstlich noch, weil sie jedenfalls mühsam einstudirt sind. Aber es berührt doch wohlthuend!" Und laut fuhr sie fort: „Das Kind ist so glücklich, daß Sie gekommen sind, und so schnell vor allen Dingen! Just noch im richtigen Augenblick!"

Der also Empfangene machte ein ziemlich verblüfftes Gesicht. Man mußte ihm eine Nachricht gesandt haben, die ihn nicht mehr angetroffen, wahrscheinlich ein Telegramm. So war seine Ahnung doch richtig gewesen.

„O gnädige Frau," stammelte er endlich, „Sie ahnen nicht, wie froh ich bin, daß ich mich durch keine Bedenken habe abhalten lassen, — ich wußte es ja, daß Sie nicht — — wenn ich auch auf einen so liebenswürdigen Empfang nicht gerechnet hatte!"

„O, Sie sind hoch willkommen. Aber kommen Sie jetzt schnell hier hinten herum; das Kind ist gewiß schon ganz ungeduldig! Wenn Sie mit einer recht hübschen, lustigen Polonaise anfangen wollten! Die Kinder kommen dann zwei und zwei hereingezogen!"

Der junge Mann schien plötzlich wie aus den Wolken gefallen.

„Mit einer Polonaise?" fragte er erstaunt. „Erlauben Sie, gnädige Frau, aber —"

„Haben Sie keine in den Fingern? Ein so guter Musiker, wie mir Major Hertel erzählt hat?"

„Major Hertel? Ah, — ja, — natürlich, —" stotterte er. „Nun, Sie können auch einen Marsch wählen. Ganz nach Belieben! Aber, bitte, thun Sie mir jetzt den Gefallen und beginnen Sie. Ich komme in wenigen Minuten wieder und bespreche das Weitere noch mit Ihnen!"

Und damit rauschte sie ziemlich eilig davon, während Herr von Rehna ihr kopfschüttelnd nachschaute. Aber nun weckte ihn plötzlich eine bittende Mädchenstimme aus seinem resultatlosen Grübeln.

„Ach, nun spielen Sie doch endlich, Herr, — Herr Niehus! Nicht war, so heißen Sie doch?" sagte Hertha Schlobach und sah ihn mit den schönen, tiefgründigen Augen Ellinor's an. „Wir warten schon eine Viertelstunde!"

Dieser holden Mahnung konnte er nicht widerstehn.

„Sofort soll's losgehen, mein liebes, kleines Fräulein!" sagte er lächelnd, rückte sich den Klavierstuhl zurecht und ließ die ersten Accorde einer lockenden, freudesprühenden Polonaise erschallen, worauf die munteren, kuchenlüsternen Geschöpfchen ihren fröhlichen Einzug hielten und sich um die stattliche, prächtig gedeckte Tafel setzten.

Herr von Rehna konnte sich eines Lächelns nicht enthalten, wie er vom Flügel aus dem tapferen Treiben dieses Mädchenkranzes zusah, dem er, ohne weitere Einwendungen zu erheben, Tafelmusik zum besten gab. Es war eine wunderliche Lage, in die er gerathen; aber vielleicht ebnete ihm dieses lustige Mißverständniß den Weg zum Herzen der Frau Schlobach, und so beschloß er denn, vorläufig den braven Herrn Niehus zu vertreten, bis sich eine Gelegenheit bieten würde, Ellinor zu sprechen. —

Die Frau des Hauses hatte nach ihrem Gespräch mit dem vermeintlichen neuen Musiklehrer in der Küche noch ein paar Anweisungen gegeben; jetzt traf sie Fabian auf der Treppe, der mit dem Macronen-Eis ankam.

„Das ist ein ganz hochnäsiger Mensch, dieser neue Musiklehrer!" berichtete er. „Er hätte keine Zeit, läßt er sagen, und für solche Sachen wäre er überhaupt nicht zu haben! Aber der wahre Grund liegt wo anders. Die Liesecke'n, bei der er wohnt, hat's mir verrathen. Er hat seinen schwarzen Anzug versetzt, weil die Moneten glücklich alle waren. Seitdem hat er auch bei Majors absagen müssen. Aber immer, weil er keine Zeit hat, der große Künstler!"

„Klatsch, lieber Fabian, nichts weiter! Er ist längst da und sieht sehr anständig aus. Allerdings hat er wohl erst nicht kommen wollen, weil Sie's ihm wahrscheinlich nicht in der richtigen Form übermittelt haben. Ich hätte schreiben sollen; das wäre richtiger gewesen. Aber die Hauptsache ist doch, daß er sich zuguterletzt besonnen hat und einen sehr guten Eindruck macht!"

„So ein Hallunke!" murmelte Fabian, seiner Herrin nachblickend. „Mich hätte er beinah die Treppe hinunter geworfen, und hier spielt er den sanften Heinrich! Da hört sich doch wahrhaftig alles auf!"

Im Saale herrschte währenddessen eitel Lust und Uebermuth. Rehna intonirte alle möglichen Kinderlieder, und fröhlich stimmte das Völkchen ein. Vom „Männlein," das „im Walde auf einem Bein" stand, sprang er über zur klappernden „Mühle am rauschenden Bach," ließ dann die „treuen Blätter" des Tannenbaums preisen und schloß hieran die jubelnd aufgenommene Frage, die mit kleinen Mädchen sonst nichts zu thun hat: „Wer will unter die Soldaten?"

Aber sie waren noch nicht bis zum „Pulver", geschweige denn zur „Kugel schwer" gekommen, da zeigte sich die Mutter Hertha's mit allen Zeichen des Entsetzens in der Saalthür und rief in den schallenden Chorus:

„Kinder, Kinder, was für ein Lied für kleine Mädchen! Was sollen unsere Nachbarn denken?"

Und dem betroffen ausschauenden Anstifter dieser Ovation für den Wehrstand sagte sie, näher tretend:

„Wenn ich bitten darf, spielen Sie keine Soldatenlieder! Es sind doch Mädchen! — Und dann auch heißt ja die Losung jetzt: Friede auf Erden —"

„Und die Waffen nieder!" ergänzte die etwas fette Stimme eines jungen Elegants, der von der Hausseite eben eingetreten sein mußte. „Ich bin ganz Ihrer Meinung, gnädige Frau. Es klang wirklich sonderbar, fast wie ein Hohn, gerade in diesem Hause!"

„Verzeihen Sie, bitte," sagte Rehna mit einem leisen Anflug von Ironie. „Die Melodie kam mir just unter die Finger, ohne daß ich dabei die Absicht gehabt hätte, die kleinen Mädchen zu verführen, Kürassiere oder Garde-Schützen zu werden!"

„Dann bekämen Sie's auch mit mir zu thun!" entgegnete lächelnd Frau Schlobach, die ihren offenbar empfindlichen Klavierspieler bei guter Stimmung erhalten wollte. „Wir sind nun einmal Friedensfreunde und kennen nichts Ueberflüssigeres als Infanterie, Cavallerie, Artillerie —"

„Train und andere Massenmörder!" half der junge Stutzer ein.

„Der Train thut keinem Menschen 'was!" sagte Rehna trocken. „Uebrigens stehe ich auf einem ganz anderen Standpunkte, trotzdem ich oder gerade weil ich den Frieden so lange wie möglich erhalten sehen möchte. Es ist ein oft citirtes Wort und klingt daher ein bißchen nach Gemeinplatz; aber wahr ist es doch, was im ‚Tell' steht:

‚Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben,
Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt!'

Darum müssen wir auf unserer Hut sein und unser Pulver trocken halten, mein' ich! Das Heer abschaffen, hieße, das Kind mit dem Bade ausschütten —"

„Wenn's nur die lieben Nationen versuchen wollten! Der Krieg wäre mit einem Male aus der Welt!" entgegnete hitzig der Gast Madame Schlobach's.

„Genau so wie die Feuersbrünste, wenn wir uns endlich von den kostspieligen Dampfspritzen trennen möchten!" spottete Rehna.

Aber nun zog die Hausfrau ihren Gast aus dem Saale fort, da sie nicht mit Unrecht einen Streit fürchtete, und bat den anderen, die Kinder nicht länger auf die Fortsetzung ihrer Lieder warten zu lassen.

„Arroganter Mensch, dieser Klaviertiger!" grollte der junge Herr, als sie außer Hörweite waren. „Man sollte sich mit diesen Leuten niemals einlassen. Werden immer gleich dreist! Ich hätte ihn am liebsten an die Luft gesetzt!"

„Seien Sie still, Herr Lorenzen, ich bin froh, daß ich ihn habe! Der alte Hagen hat sich die Hand verletzt und im letzten Augenblick abgesagt; Ellinor hatte Kopfschmerzen und ist deshalb in die Luft hinausgegangen. Er war wirklich unsere Rettung!"

„Kopfschmerzen? Wie ich das bedaure! Hoffentlich kommt sie bald zurück! Ich hätte wohl Neigung, heute das entscheidende Wort zu wagen!"

„Meine Wünsche sind mit Ihnen, lieber Freund! Versuchen Sie's; aber überstürzen Sie nichts. Ellinor ist etwas eigensinnig und nicht ganz so einsichtsvoll, wie man es erwarten könnte!" erklärte nachdenklich Frau Schlobach. „Uebrigens das Beispiel vom Feuer und den Spritzen war gar nicht so ungeschickt. Es hat mich beinahe betroffen gemacht!"

„So ganz unrecht ist es auch nicht!" bestätigte Lorenzen, das Banquiers-Söhnlein. „Aber man konnte doch dem vorlauten Menschen nicht gar noch Beifall zollen!"

„Es ist eine schwierige Frage, je mehr man sich mit ihr abgiebt! Ich möchte wohl wissen, wie's in hundert Jahren damit aussieht!"

„Doch sicher ein ganz Theil besser als heute! Wir dürfen nur nicht müde werden in unseren Bestrebungen!" sagte er salbungsvoll. „Je bösere Waffen die Krupp und Genossen in die Welt setzen, je eindringlicher müssen wir uns an die wirklich Edlen der Menschheit wenden und Freunde unserer herrlichen Idee werben!"

„Das ist ein tapferes Wort, lieber Lorenzen, das Ihrem Empfinden alle Ehre macht. Ellinor müßte blind sein, wenn sie schwanken könnte!" entgegnete die alte Dame warm und drückte dem Bundesgenossen herzlich die Hand. —

Ellinor war unterdessen von ihrem Spaziergang heimgekehrt und hatte den Gartensaal betreten. Hellmuth von Rehna sah sie kommen, und das Herz schlug ihm höher in der Brust. Sie war also nicht verreist, nicht krank, nicht ausgeladen! Dem Himmel Dank! Ein wenig blaß sah sie aus, aber der leise Schimmer von Weh, der sich dadurch über ihr feines, süßes Mädchengesicht gebreitet hatte, ließ sie ihm nur noch schöner und liebenswürdiger erscheinen.

Mitten in dem „guten Mond", der „so stille durch die Abendwolken" hinzog, brach er ab und setzte mit Weber's prächtiger Preciosa-Melodie „Die Sonn' erwacht!" ein, und die kleinen Mädchen fielen, etwas verwundert zwar über diesen schnellen Wechsel zwischen Abend und Morgen, tapfer ein und jubelten die frische Melodie wie eine richtige Huldigung heraus.

Ist das Zufall oder Absicht? dachte Ellinor und richtete ihre Blicke unwillkürlich nach dem Spieler am Flügel. So schmeichelhafte Einfälle hätte sie dem alten Hagen auf keinen Fall zugetraut!

Aber das war ja gar nicht der alte Hagen! — Einen Augenblick lang setzte ihr Herzschlag aus vor Schreck, und dann schoß ihr das Blut ins Gesicht bis weit hinauf über die Schläfe und hämmerte ihr in den Ohren und zog einen purpurnen Schleier vor ihre Augen.

„Nie sollst Du mich befragen,
Noch Wissens Sorge tragen,
Woher ich kam der Fahrt —'

intonirte Rehna übermüthig und lächelte sie verstohlen an. Aber dann sprang er plötzlich auf, ihr zu Hülfe. Denn sie war halb ohnmächtig auf einen Divan gesunken, der nicht weit von ihr stand.

„Schnell ein Glas Wasser!" befahl er dem alten Fabian, der eben mit einem Berg frischen Kuchens ins Treffen rückte und bei dieser Gelegenheit den „hochnäsigen" Klavierspieler zum ersten Male wieder erblickte.

Ganz erstarrt blieb er stehen, mit der Kuchenschüssel präsentirend, als wäre er Standartenträger bei der Kriegervereins-Parade.

Da reichte Hertha, die besorgt aufgesprungen war, einen Becher Wasser von der Tafel herüber.

„Hier, Herr Niehus, nehmen Sie dies gleich!" sagte sie. Und behutsam führte Rehna der Ohnmächtigen das Glas an die Lippen, sie durch die Berührung zum Trinken nöthigend.

„Herr Niehus?" stammelte Ellinor aufblickend, schlug aber verwirrt die Augen gleich wieder nieder.

„Ganz recht!" erklärte er lächelnd. „Als Klavierspieler von Profession von Ihrer geehrten Frau Mama engagirt, bis —"

Hier brach er mit einem Blick auf Hertha und Fabian ab. Hertha ergänzte den Satz jedoch lustig:

„Bis heute Abend ganz, ganz spät! Das heißt, wenn Du nicht richtig krank wirst, Ellinor!"

„Und Mama es erlaubt!" fügte Ellinor schwach lächelnd hinzu, während Fabian, immer noch den hülfreichen Klavierspieler anstarrend, in sich hineinbrummte:

„Wenn das der großmäulige Kerl, der Niehus ist, bin ich, Gott straf' mich, der Rattenfänger von Hameln!"

Er konnte es denn auch nicht unterlassen, als er bei der Gebieterin des Hauses vorüberkam, ihr zuzuraunen:

„Gnädige Frau, mit dem Herrn Niehus muß irgend 'was sein! Er kommt mir gar nicht so vor, wie —"

„Lieber Fabian, fangen Sie nicht noch 'mal an! Sorgen Sie lieber dafür, daß er eine Erfrischung bekommt, wenn die Kinder nachher hinten auf dem Rasen spielen. Und zu Abend legen Sie ein Couvert für ihn mit an unserer Tafel auf!"

„Sehr wohl!" antwortete Fabian gekränkt. — „Mir kann's ja recht sein!" murmelte er hinterher. —

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Neue Bahnen.

Von Richard Seitz.

Mit einer Original-Illustration.

Man kann mit Recht annehmen, daß unter den Völkern Europa's das deutsche am meisten Sinn und Verständniß für ein gemüthliches Heim besitzt, ebenso wie die deutsche Frau es vor allen anderen versteht, eine Behausung zum wirklichen Heim zu machen. Allerdings hatte die deutsche Frau bislang auf Form und Farbe der Möbel, auf Farbe und Muster der Boden-, Wand- und Decken-Bekleidungen nur insoweit Einfluß, als sie unter den im Handel gangbaren oder kunstmäßig gefertigten Möbeln, Stoffen, Teppichen, Tapeten u. s. w., ihrem Geschmack und ihrer Eigenart entsprechend, für ihr „Heim" auswählte. Daß die Frau selbst ihre Möbel entwarf, selbst ihre Bezugstoffe zeichnete und verzierte, daß sie ebenso mit den Wandbekleidungen verfuhr, das war bis vor kurzem unerhört.

Fräulein Marie Kirschner in Berlin hat diesen Schritt auch gewagt. Die Berliner Kunst-Ausstellung dieses Jahres zeigt einen nach ihren Entwürfen hergestellten kleinen Salon, aus dem, — wie unsere Abbildung veranschaulicht, — rechts vom Beschauer eine Thür zum Garten führt. Mattes Weiß, helles Blau und stumpfes Ockergelb vereinigen sich, um den Eindruck des Sonnig-Freundlichen, Hellen hervorzurufen. Den Boden bedeckt ein einfarbiger Teppich aus Läuferstoff in mattem, etwas grau schimmerndem Blau, die Paneele und die Thür-Bekleidungen sind weiß, das Mobiliar theils blau gebeizt, theils weiß lackiert. Das weiße Schränkchen (auf dem Bilde links) ziert blanker Messing-Beschlag, die Polsterung der Sitzmöbel (rechts) decken gestickte Bezüge aus gelbem Leinenstoff. Die Wandfelder wieder sind mit einem hellblauen, etwas ins Stahlgraue hinüberschimmernden Leinen-Moiré bespannt, auf den Ranken, Blätter und Blüthen gestickt und gemalt sind. Die Portièren erscheinen ockergelb, mit weißen Kaiserkronen bestickt, die Fenstervorhänge rein weiß, ganz glatt und schlicht, die Decke weiß bis auf das große Mittelfeld, das auf zart-blauem Grunde duftig weiße Wölkchen zeigt. In der Ecke, welche dem hier abgebildeten Mobiliar gegenüberliegt, laden feingliedrige Stühle und Tische in blaugebeiztem Holze zum Verweilen ein; auf den niedrigen Banksitzen neben der Gartenthür liegen blaue Kissen, in den Fensternischen hängen kleine Etagèren für Blumentöpfe und dergleichen, — kurz, man sieht auf den ersten Blick, daß das Zimmer einem Hauptgrundsatze der modernen künstlerischen Zimmer-Einrichtung, nämlich einfach zu sein, vollkommen genügt.

Der erste Eindruck, den dieses Zimmer auf den Besucher macht, ist der des Wohlthuenden, Heiterstimmenden, der sich bald zu dem des Gemüthlichen, Anheimelnden verstärkt. Die Formen des Mobiliars sind zwar modern, von einer bisher noch nicht gesehenen Linienführung, aber nicht „originell um jeden Preis", wie so manches andere Möbel unseres modernsten Geschmackes. Das im Bilde links stehende Schränkchen ist ganz besonders gut gelungen in seinen Thürbändern, die wie Flammenzungen geformt sind und mit ihrer gewellten, glänzenden Fläche das Möbel außerordentlich heben. Das Eck-Mobiliar rechts ist in interessanter Linienführung ganz aus dem einfachen Brett in Sägeschnitt herausgearbeitet. Dies hat namentlich in den Lehnstühlen zu prächtigen Stücken geführt. Ein Bedenken

freilich richtet sich gegen die Armlehnen: diese losen, mit Kissen und Franzen ausgestatteten Brettchen, die von Messinghaken getragen werden, sind zwar künstlerisch-originell, doch wenig praktisch. Die hellblau gebeizten Möbel sind nicht hochglanz polirt, sondern halbmatt gehalten. Das gilt auch von den gegenüberstehenden, hier nicht abgebildeten Sitzmöbeln, interessante Stühle von entzückender Leichtigkeit der Form und Linie, — aus vierkantigen Holzstäben gebogen.

Das Kirschner-Zimmer in der Großen Berliner Kunst-Ausstellung.

Noch ein Wort über die Stickerei, die ganz naturalistisch ist. Ihre Ausführung beruht auf einer Verquickung von Malerei, Aufnäharbeit und Flachstich-Stickerei. Gemalt sind die Stengel und Blätter, in Aufnäh-Arbeit ausgeführt sind die gelben Blumen, z. B. die über der Thür oder die über der Bank (sie kommen, wie alles Gelb, in der Photographie fast schwarz heraus), gestickt, und zwar in Seide, sind die weißen Blumen, z. B. die Kaiserkronen auf Bank und Thürvorhang, oder die weißen Blüthen oben in den Wandfeldern. Auch die Glanzlichter in den gelben Blüthen sind gestickt. Immer ist mit großen, flotten Stichen, vielfach mit Chenille-Faden gearbeitet.

Das Ganze ist eine vorzügliche Leistung, aus der sich für uns eine bedeutsame Lehre ergiebt: die, daß die Frauen dem hier gegebenen Beispiele folgen sollen. Sie können, — dafür ist in dem Zimmer des Fräulein Kirschner der vollgültige Beweis erbracht, — durch richtig geleitete Kunstfertigkeit ihrer Hand den wesentlichen Theil einer Zimmer-Einrichtung sich selbst schaffen. Daß sie selbst entwerfen, ist für die größte Mehrzahl vollkommen ausgeschlossen, denn dazu gehört, wie nicht genug zu betonen ist, neben angeborenem Talent ein jahrelanger, von ernster Arbeit getragener, rein künstlerischer Bildungsgang. Ueber diese Voraussetzungen verfügen die wenigsten; daß man einmal vielleicht gar nicht ungeschickt ein paar Feldblumen nach der Natur zu einem Stick- oder Malmuster verarbeitet hat, ist noch keine Grundlage! Man lasse sich vielmehr für eine Zimmer-Einrichtung, wie wir sie im Auge haben, die Entwürfe von einem geschulten Künstler fertigen und behalte von der Ausführung nur das sich selbst vor, was man wirklich auch schon geübt hat und beherrscht. Alle Tischler- und Tapezirer-Arbeit scheidet damit schon von vornherein aus. Es bleibt noch genug übrig, an dem man seine technischen Fertigkeiten zeigen kann. Dafür hat man aber auch seine Freude, wenn alles zu schönem Ende geführt und ein Zimmer entstanden ist, von dem man mit Stolz sagen kann: „Alles, was hier auf Stoff gemalt und genäht und gestickt ist, das habe ich allein geschaffen!“ Aber nochmals sei wiederholt: immer nur nach künstlerischen Entwürfen und nicht nach mangelhaften Zeichnungen arbeiten! Wohnungs-Einrichtungen sind Aufgaben, die nur ein vielerfahrener, geschulter Künstler einheitlich und schönheitsvoll auszudenken vermag.

Nachdruck verboten.

Unfreiwillige Beichte.

Nach dem Gemälde von Benjamin Vautier. — Siehe Seite 125.

Sollt's einer glauben, daß der alte, ehrwürdige Ahornbaum, der Jahrhunderte lang vor dem Kirchlein der heiligen Katharina in Holderbach Schildwach gestanden, so abscheulich hat sein können? Hat ihm der Herrgott droben darum seinen Stamm so breit und mächtig wachsen lassen, daß er braven, ahnungslosen Mädchen dahinter Hochwürden, den Herrn Pfarrer, versteckt, damit der ja nur jedes Wort vernimmt, was die beiden schmucksten Mädel von ganz Holderbach mit einander zu plauschen haben? Ein rechter Heimtücker ist er, der alte Ahorn, sonst hätt' er wohl dem Gestrengen ein Zweiglein aufs Brevier geweht und noch eins, bis der weiter hervorgerückt wär und die Beiden sich hätten hüten können! —

So aber geht das Zünglein der hübschen Broni flink wie ein Mühlwerk, wenn's auf den Bergen thaut; denn dem Bärbele, der Herzfreundin, darf man's schon sagen, was der Franz vom Birksteinerhof ihr letzthin beim Brunnen versprochen, damals, wie er als Urlauber daheim war, von den Garde-Jägern.

„Ich bleib' Dir treu, Broni,“ hat er geflüstert, „und wenn mein Alter Mauerstein' spuckt vor Zorn! Die Stasi nehm' ich nit, und hätt' sie gleich zehnmal so viel Geld! Du wirst Birksteinerin und keine andere nit!“

Darauf hat das Bärbele unter ihrem großen Hut hervor schelmisch gelächelt und geseufzt:

„O die Mannsleut'! Wenn s' nur Wort halten thäten, die Burschen! Trau' ihm nit zu viel, Broni!“

„Der Franz is treu wie Gold!“

„Den Menschen ins Herz schau'n kann nur der Herrgott! Willst nit beichten gehn, Broni? 'leicht sagt Dir der Herr Pfarrer, was recht ist!“

„Strapazir' Di nit, mei gut's Bärbele!“ lacht die Broni ein wenig spöttisch. „Dreimal auf einand' hat's meine Muhm' mir prophezeit beim Bleigießen in den rauhen Nächten! Das trügt nit!“ —

„Gott verzeih Dir die Sünd'!“ sagt erschrocken das Bärbele.

„Glaubst 'leicht nit dran?“

„Doch schon!“ giebt sie zögernd zu. „Aber 's soll doch halt arg heidnisch sein! — Geh zum Pfarrer!“

„Ist auch an Mannsleut!“ erklärt die spitzbübische Broni verstockt. Aber dann that sie plötzlich einen lauten Schrei. Einen Knall hatte es gegeben, fast wie von einer Pistole! Hochwürdens Regenschirm, noch nicht den zehnten Theil so alt, wie der abscheuliche Ahornbaum, hatte sich aus Mitleid mit der leichtfertigen Broni lang auf den staubigen Erdboden geworfen, um ihr Plappermäulchen vor weiteren Nichtsnutzigkeiten zu warnen. —

Das war eine schöne Suppe, die der alte Ahorn ihr da eingebrockt hatte!

„Herr Du mein Heiland, das wird eine bittere Stund'!“ sagte sie, als sie athemlos unten ankam; denn sie war mit dem Bärbele um die Wette den Kirchberg hinabgelaufen, als sei ihnen dort oben nicht Hochwürden, sondern der mit dem Pferdefuß vor Augen gekommen. „So ein alter Heimtücker, der Ahorn! 's ist nicht zu glauben! Und das dumme Regenschwammerl hätt' auch früher umfallen können!“ —

So lohnen's einem die Mädel, armer, opferwilliger Paraplui aus Freiburg! Und nicht bloß in Holderbach, darfst's glauben!

Da hat's der Ahorn viel besser getroffen, „der alte Heimtücker“! Denn wie übers Jahr der Franz seine Braut hinaufgeführt hat zur Trauung, weil Hochwürden mit dem alten, störrischen Birksteinerbauer ein gar ernstes Wort zu Gunsten der saubern Broni gesprochen, da ist ein dankbarer Blick aus den blauen Augen des schönen Mädchens an dem grauen Stamm hängen geblieben, und in ihrem Herzen hat's geflüstert:

„Hast's gut gemacht damals, du lieber, lieber, alter Prachtbaum!“

Gewitter und Blitzschlag.

Es ist durch zahlreiche Beobachtungen festgestellt, daß in den letzten Jahrzehnten in Mittel-Europa nicht nur die Zahl der Gewitter bedeutend zugenommen hat, sondern auch die Schäden durch Blitzschlag zahlreicher geworden sind. Man glaubt diese Erscheinung mit der immer mehr um sich greifenden Entwaldung begründen zu können, denn große Waldungen üben eine ausgleichende Wirkung auf die elektrische Spannung in der Atmosphäre aus; wo sie fehlen, steigert sich daher die Neigung zur Gewitterbildung. Daß Blitzschläge jetzt so häufig sind, scheint in der vermehrten Ausbreitung der Metalle seinen Grund zu haben. Bekanntlich sind die Metalle gute Electricitäts-Leiter und haben für den zur Entladung gelangten elektrischen Funken eine besondere Anziehungskraft. Nun sind in neuerer Zeit die Metalle, die früher im Schoße der Erde gebettet lagen, in weitaus größeren Mengen als ehedem ans Tageslicht befördert worden, um als Baumaterial für Brücken, Gebäude, Maschinen, Eisenbahngeleise u. s. w. verwendet zu werden. Es ist einleuchtend, daß das Einschlagen der Blitze um so häufiger werden mußte, je mehr metallene Gegenstände auf dem Erdboden sie dazu einladen. Aus ebendemselben Grunde aber haben sich die Metalle auch als ein zuverlässiges Schutzmittel erwiesen: der Blitzableiter pflegt die Gebäude vor dem Blitzschlag zu bewahren, ebenso leiten in großen Städten die Telephon-Drähte den Blitz ab. Man braucht daher nicht allzu furchtsam zu sein, wenn man sich während des Gewitters in einem Hause befindet; immerhin aber ist es rathsam, sich nicht in der Nähe der Schornsteine aufzuhalten, da der Blitz seinen Weg durch diese zu nehmen pflegt. Dann halte man sich möglichst in der Mitte des Zimmers auf, wenn sich dort nicht gerade ein Kronleuchter befindet, vermeide die Nähe von Metall und stelle sich nicht unter offene Thüren oder in die Nähe von herabfallendem Wasser (Dachrinnen ꝛc.). Hohe Bäume bilden einen Schutz für Gebäude, denn der Blitz pflegt eher diese als die Gebäude aufzusuchen. Daraus geht wiederum hervor, daß Menschen, die im Freien von einem Gewitter überrascht werden, niemals unter Bäumen Schutz suchen sollen. Namentlich die Eichen werden sehr häufig vom Blitzschlag getroffen, und besonders solche, die krank und hohl sind. Auf dem Felde bietet jeder erhöhte Gegenstand ein willkommenes Angriffs-Object für den Blitz, umsomehr, wenn in der Nähe eine größere Anzahl Menschen oder Vieh sich befindet, auch werden mit Getreide und Futter angefüllte Scheunen häufiger als andere Gebäude vom Blitz heimgesucht, was seinen Grund in dem Strom feuchter Luft hat, der aus den Scheunen aufsteigt und den Blitz anzieht. Laufen, Reiten und Radfahren während eines Gewitters ist stets gefährlich, dagegen ist noch niemals ein Eisenbahnzug vom Blitzschlag gefährdet worden. Es ist zwar vorgekommen, daß der Blitz einen Eisenbahnzug getroffen hat, aber die Ableitung erfolgte stets gefahrlos, — der Blitz verließ den Zug längs der Schienen.

Merkwürdig ist es, daß der Blitz dort, wo er einmal eingeschlagen hat, häufiger wiederzukehren pflegt. Dies scheint ganz bestimmte örtliche, unter dem Boden befindliche Ursachen zu haben, wahrscheinlich sind es unterirdische Wassermassen, welche den Weg des Blitzes auf die betreffenden Gegenstände richten.

Redactions-Post.

Wißbegierige in Breslau. — Nach Ihrer Beschreibung handelt es sich um den Schützenfisch, **Toxotes jaculator**. Dieser merkwürdige Fisch hat seine Heimat in Java und kommt auch im Bangkokflusse in Siam häufig vor; er ist grünlichgrau gefärbt und hat etwa die Größe einer Hand. Der Unterkiefer überragt den Oberkiefer und bildet bei geschlossenem Maule das Rohr, durch welches der Fisch seine Geschosse entsendet. Die Schützenfische halten sich stets an der Oberfläche des Wassers auf; man sieht sie nie in größerer Menge beisammen, sondern stets in bestimmten Abständen, die sie wie erfahrene Jäger stets genau einhalten. Lautlos schwimmen sie dahin und suchen mit ihren großen, beweglichen Augen sorgsam die Pflanzen des Ufers nach einer Beute ab. Haben sie eine Fliege oder ein anderes kleines Insect, auf einem Blatte sitzend, erspäht, so schwimmen sie heran, richten das Rohr des Unterkiefers auf das Insect und schleudern einen Wassertropfen mit solcher Heftigkeit auf dieses, daß es vom Blatt herunter geworfen wird und ins Wasser fällt. Mit Blitzesschnelle schwimmen sie zu der Beute hin und verschlingen sie. Die Fische haben eine so erstaunliche Sicherheit, ihr Geschütz zu richten, daß sie nur höchst selten ihr Ziel verfehlen.

Junge Abonnentin in Halberstadt. — Es ist keine Fabel, daß man ein Licht durch eine Mauer ausblasen kann. Allerdings gehören hierzu einige Hülfsmittel, die für Sie aber nicht so gar leicht zu beschaffen sein dürften. Ein Stück Mauer oder ein Backstein werden in ein Gehäuse von eisernen Platten eingeschlossen und die Zwischenräume zwischen Mauer und Eisenplatten luftdicht verkittet; auf beiden Seiten mündet je ein Rohr, sodaß beide einander gegenüber stehen und durch den Stein getrennt sind. Stellen Sie nun vor das eine Rohr eine brennende Kerze und blasen in das andere hinein, so wird die Flamme von dem Windzuge bewegt, ja bei entsprechender Stärke ausgeblasen. Verbinden Sie das eine Rohr mit der Gasleitung, so können Sie am anderen Rohr eine Flamme entzünden.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: H. Hein; für den technischen Theil: A. Grosse, beide in Berlin; — für Oesterreich-Ungarn: Robert Mohr, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 17, I. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). Berlin und Wien, 1. September 1899. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). XXVI. Jahrg.

Italienischer Knabe. Original-Photographie von W. von Gloeden.

Nachdruck verboten.

Liebe.

Novelle von Luise Westkirch.

(Fortsetzung.)

Der Sonntag meinte es gut mit den Leuten, die nur Feiertags hervorstiegen aus dumpfen Gelassen an freie Luft. Blau leuchtete der Himmel über üppigen Waldbäumen, deren Blättermassen schon hie und da buntere Farben annahmen unter dem phantastischen Malerpinsel des Spätsommers, der hier ein Tüpfchen schreiendes Gelb, dort ein feuriges Roth oder ein sattes Goldbraun aufsetzte auf das einförmige Dunkelgrün. Am Boden zwischen den Stämmen wucherten statt der zarten Frühlingsblümchen, des zierlichen Waldmeisters, der Anemonen und Primeln, hochaufgeschossene saftige Kräuter, breitblättrig, mit hellschimmernden Blüthendolden, hoben ganze Wäldchen gigantischer Farnen ihre feingefiederten Wedel. Lebenshungrig griffen scharfdornige Brombeerranken weit um sich, schwer von schneeigen Blüthen und halbreifen Früchten. Und zwischen den Blattlücken und auf den Lichtungen lag der durchsichtig reine Glanz der September-Sonne, in der wie Silber leuchteten die wehenden Fäden des Altweibersommers, die großen Rädernetze der Waldspinnen zwischen den Stämmen der mächtigen Bäume, an die der Specht klopfte und in deren Wipfeln die Meisen zwitscherten.

Die schmalen Waldwege entlang bewegte sich wie eine bunte Kette ohne Ende das Gewühl der festfrohen Menge, tausend und aber tausend trappelnder, trippelnder, schurrender, schlurfender und hüpfender Füße, Füße, die noch nicht gelernt hatten, festzustehen auf dieser Erde, Füße, die sich schon müde darauf gelaufen hatten, und solche, die erwartungsvoll all ihren Freuden entgegen tanzten; und diese Füße traten, zermürbten, zerwühlten den feuchten Waldboden, daß er ausgetrocknet von ihrer Hitze, in Bewegung gesetzt von ihrer Bewegung als leuchtende Staubwolke aufstieg und den endlosen Zug wie in eine Glorie einhüllte.

Ein Gesumme ging von den Wandernden aus, wie das der Bienen in sonnbeschienenen, blühenden Lindenbäumen. Und nur vor den Waldwirthschaften wirkten eine asthmatische Orgel, von einem Invaliden gedreht, oder die Geigen und Trommeln einer Kapelle vierten Ranges wie eine Art Fermate in das eintönige, ungegliederte Menschengesumme.

Zwischen den anderen schritt rüstig Anna neben ihren zwei glücklich schon auf die Füße gestellten Kindern und stieß den Kinderwagen vor sich her, in dem das Jüngste zwischen seiner eigenen Milchflasche und den Vesperstullen der anderen schlief. Den ganzen Morgen hatte sie an dem Sonntagsstaat für sich und die Ihrigen geplättet und auch noch das bescheidene Kittelchen für das andere Ziehkind der Mette hergerichtet, das nun Hand in Hand mit ihrer eigenen Trude mit der sinnigen Verständigkeit, die den Kindern der Armen eigen ist, im Menschenzuge hinschritt.

Ueber ihren Kinderwagen weg redete Anna kluge Worte zu ihrer Kameradin.

„Daß ein Mädchen sich Zeit nimmt, is man bloß verständig. Aber mit zu großer Verständigkeit haben sich auch schon welche ihr Glück verscherzt. Der Buschwender is ein ansehnlichen Menschen, ein soliden Menschen, wirklich, was man so sagt, einen recht sinnlichen Menschen." — Sie meinte „sinnig."

Kathrin zerrupfte einen Buchenzweig und sagte nichts.

„Und das Ledigsein kriegt unsereins immer über kurz oder lang satt. Das is nur für reiche Mädchen. Glauben Sie mir, ich habe manch eine gekannt, die hätte sich nachmals gern aus dem Rinnstein aufgelesen, was sie mit Füßen von sich gestoßen hatte, als es blank vor ihr auf dem Tisch lag."

„Nich blank, blond wollen Sie sagen," verbesserte Kathrin ernsthaft, „semmelblond."

Anna mußte lachen. Aber sie war noch nicht zu Ende.

„Ich meine es gut. So 'ne Sachen, wie mit der Personal-Beschreibung gestern, dürfen Sie nich wieder machen. Das können Männer wie Buschwender nich vertragen."

„Ach der," rief Kathrin, „der verträgt ja alles!"

Sie brach ab. Gerade vor ihnen lag, in die dichte, grüne Hecke eingeschnitten, der Eingang der Tegtmeyer'schen Wirthschaft, ein wenig verengt durch einen einbeinigen Streichholz-Verkäufer, der sich am linken Pfosten niedergelassen hatte. Vor ihm stand Schreiber, der sich für die Woche mit Anzünde-Material versorgte, und hinter der Hecke schon ein ganzer Trupp Ritter'scher, die, auf einem anderen Weg gekommen, die Nahenden mit lautem Zuruf begrüßten.

„Gu'n Dag mit einander," sagte Schneider und deutete auf den Krüppel. „Da sehen Sie bloß das Vollmondgesicht, was sich das Rennthier da angemästet hat. So 'n paar Beinstümpfe sind doch eigentlich ein Kapital."

Die Mädchen schrieen auf.

„J, aber natürlich. Ein Vater, der seinen Jungen lieb hat, kann gar ni Besseres für ihn thun, als beigehen und ihn gleich in den ersten acht Dagen beide Beine so bis zum Knie ran absäbeln. Nachher is der Bengel fein raus, braucht sich bloß unter 'nen grünen Boom zu setzen un den Hut hinzuhalten. Dann regnen ihm die Groschens da man so rin. Anna, det Rezept sollten wir gleich mal an Ihrem Kleinen da probiren. Ich mach's billig."

„Kommen Sie mir an," drohte die Frau, hob ihren Jüngsten aus dem Wagen und setzte ihn dem Aeltesten auf den Schoß, der schon die Milchflasche für das Brüderchen bereit hielt.

„So," sagte Schreiber, „un das will nu 'ne Mutter sein! Dodquälen soll der arme Jung' sich."

„Wissen Sie," antwortete Anna anzüglich, „dodquälen thun sich nich so Viele wie dod-amüsiren."

Darüber gab es ein großes Gelächter. Der Betroffene antwortete nichts als ein melancholisches: „Au," löste aus dem Knopfloch seines sehr modernen Jackets eine späte Rosenknospe und reichte sie Kathrin hin.

„Damit Sie wenigstens es jnädig mit mir machen, Fräulein. Gegen die Damens kann ich einmal nich an, ich bin zu schüchtern."

Diese Versicherung bewirkte wieder einen lauten Freudenausbruch. Wie hätten sie sich auch nicht freuen sollen, hier unter dem blauen Himmel, wo statt des Flachsstaubes linde Waldluft sie anfächelte, statt des wüsten Rädergerassels die lustigsten Märsche ihnen in die Ohren schmetterten? Die lange Doris besonders hatte eine Schwäche für Schreiber, den sie „apart" fand. Einige behaupteten, der findige Schlingel habe daraus schon Vortheil gezogen, mittelst einer unkündbaren Anleihe an das Portemonnaie der kinderlosen Witwe, und dies Gerücht war der Grund, weshalb Anna nicht so viel von dem tollen Spaßmacher hielt wie die anderen. Sie hatte gefunden, daß es meist nicht gut ausgehe, wo die Herren von den Damen Geld borgten.

Als sie so den Blick über die langen Tischreihen hinschweifen ließ, schärfte er sich plötzlich, und sie gab Kathel, die sich umständlich die Rosenknospe an die Brust steckte, einen leichten Stoß.

„Kiek mal! Da is er ja!"

„Wer denn als?"

Aber das Wort stockte dem Mädchen mitten in der Rede. Sie sah den schmalen Weg zwischen den Tischen hindurch Buschwender daherkommen.

Nun wurde sie sehr roth und ärgerte sich, daß sie's wurde. Was lag ihr denn an dem Kakerlak? Fein sah er ja aus, sehr fein, das mußte wahr sein. Und eine Dame ging neben ihm, im hellen Sommerkleid, ein Hütchen mit einem schwarzen Schleier auf goldigem Haar. Der Tausend, wie 'ne Gräfin!

„Wer — wer is denn die?"

„Na, ich denke doch, seine Schwester."

Die anderen hatten sich umgewandt. Einige Spinner kannten Tilli von Ansehen.

„Ja, das is Buschwender seine Schwester."

„Das Fräulein Tilli!"

„Hochmüthiger Fratz!"

Die Burschen erzählten Beispiele.

Kathel sagte nichts. Sie sah aufmerksam, immer aufmerksamer der Näherkommenden in das Gesicht. Ein ansehnliches Mädchen, die Blonde! Blaue Augen unter dunkeln Wimpern und Brauen. — Wo hatte sie doch das kürzlich —? Jäh durchzuckte sie die Erinnerung: blaue Augen unter thränennassen, schwarzen Wimpern, goldglänzendes Haar, wie ein Blitz aufsprühend aus der Dunkelheit im Schein der elektrischen Lampen des feinen Cafés. Das war also seine Schwester. Das war seine Schwester! Die! — Ei, schau doch.

Buschwender kam langsam näher. Mit einem älteren Spinner, der unten am Tisch saß, redete er ein paar Worte, und so ging er die Reihe herauf, bis er zu dem Knäuel von Burschen kam, der sich um Kathrin und ihre Gefährtin zusammengeballt hatte. Die Hüte aus den nassen Stirnen geschoben, tranken sie in durstigen Zügen ihr Bier, die Schönheit der jungen Dirne angaffend und ihre Schlagfertigkeit durch immer neue Neckereien herausfordernd.

Buschwender hatte mehr niederzukämpfen als nur seine aufsteigende Eifersucht. Dies wilde Gebahren widerstrebte gänzlich seiner Art, und beklommen sah er auf seine Schwester. Aber die drang tapfer durch, unbefangen, als bewege sie sich in ihrem gewohnten Element, während doch ihr ruhiger Ernst die Ausgelassenen zwang, ihr ernsthaft zu begegnen. Ja, wenn Tilli sich eine Sache vorgenommen hatte, dann führte sie sie auch aus. Und jetzt waren sie bei Kathrin Meidinger angelangt.

„Fräulein Meidinger, meine Schwester, der ich viel von Ihnen erzählt habe, die Sie gern kennen lernen möchte."

Der Ton seiner Stimme, der Blick seiner Augen sagten, was sich an diesem Ort, in dieser Gesellschaft in Worte nicht kleiden ließ.

Kathrin sah mit scharfem, neugierigem Blick das fremde Mädchen an; ein bißchen gutmüthiger Spott mischte sich drein.

„Jetzt läßt der schon seine Familie Thierschau über mich halten. Zu kohlig!"

Laut sagte sie: „Wann sich das Fräulein da nur nit einen falschen Begriff macht. Was Besonderes is grad nit an mir, daß ich wüßt'."

Anna hatte mit mütterlichem Knuff ihren Aeltesten von der Bank geschubst und bot mit einer hübschen Handbewegung Tilli den freigewordenen Platz.

„Wenn Sie Ihnen ein bißchen 'ransetzen wollen, Fräulein Buschwender, daß Sie uns die Ruhe nich mitnehmen." —

Höflich setzte sich Tilli.

„Frau Anna, nicht wahr? — Ich habe Sie gleich an meines Bruders Beschreibung erkannt. Bei dem stehen Sie Nummer eins angeschrieben. Und das da sind Ihre Kinder?" — Sie hatte einen freundlichen Gruß für jedes; sie nahm das Jüngste auf die Kniee. „Eine Aufgabe ist's schon, so viele! Aber wenn sie so aussehen wie die, dann ist's doch auch eine Freude."

Buschwender athmete auf. Durch die heitere Natürlichkeit seiner Schwester, durch ihre freundliche Begrüßung Anna's war dem gewaltsamen Hereinbrechen des Geschwisterpaares die Absichtlichkeit genommen. Die gespannte Stimmung, die die erste Folge gewesen war, begann sich zu lösen, das abgebrochene Gespräch schwirrte weiter.

Buschwender saß neben Kathrin, er hatte es erreicht. Ganz schweigsam saß er da. Aber wenn sie zur Seite blickte, mußte sie ihm in die Augen sehen. Und wirklich vortheilhaft stach er hervor zwischen den erhitzten, schwadronirenden Burschen mit seiner tadellosen Wäsche, seinem hübschen Filzhut, der ihm gerade auf dem Kopf saß, mit seinem ernsten Gesicht und seinem gehaltenen Wesen. Warum eigentlich wollte die Liebe ihr diesem Mann gegenüber nicht kommen? Doch sie kam nicht. Nein! Eher etwas wie zornige Geringschätzung. Sie sah ihn an und dachte: Weiß er's mit der Schwester? Und: wie dumm ist er, daß er's nicht weiß! Wie leicht zu betrügen! Jede Frau macht aus ihm, was sie will.

Sie nahm sich vor, ihn nicht zu beachten. Sie versuchte, dreist und froh mit den anderen weiter zu scherzen, als wär' er nicht da. Aber sie konnt's nicht. Obgleich er kaum ein Wort sprach, hielt seine Gegenwart ihre Keckheit wie mit eisernen Klammern in Schranken. Allgemach verstummte sie gänzlich, im Inneren zornig und erbittert ringend gegen seinen Willen. Was wollte er von ihr, der Tropf? Warum verdarb er ihr den guten Tag? Wenn er die Kraft nicht hatte, sie ganz hinzunehmen, sie zu sich zu zwingen, daß sie nichts weiter mehr dachte und verlangte, warum ließ er ihr nicht ihren Frieden? Sie haßte die Halbheit. Dabei fühlte sie, daß das Blut ihr immer brennender ins Gesicht stieg. Wie kühl es wehte unter den schattigen Waldbäumen, es dünkte sie schwüler hier als in der Gluth ihres Spinnsaals.

Einzelne der Burschen und Dirnen hatten die Stühle gerückt, gingen hierhin und dorthin, grüßten Bekannte, standen schauend um die Schießbude, verloren sich paarweise in den schmalen Waldwegen. Auch Kathel stand auf, mit ihr, die ihr zunächst saßen. In einem großen Schwarm brach man auf, und dann, schon bald, sie wußte nicht, wie es geschehen war, ging sie allein an Buschwender's Seite. Ihr war's recht. Sie machte keinen Versuch, sich ihm zu entziehen. Die Hände in den Taschen ihres neuen Jackets, eines Jackets für fünfzehn Mark, ging sie resolut neben ihm hin, dachte an die Schale Dickmilch, die sie zu Haus erwartete, an ihren neuen Sonntagsanzug und im Gegensatz an die ewig hungrige, ewig flick- und abwaschbedürftige Kinderschar Annas und dachte trotzig: „Er soll nur anfangen!"

Aber er fing nicht an. Und wie sie so, den Menschenlärm und die Dudelmusik hinter sich lassend, vorwärts schritten unter dem grünen Blätterdach, immer tiefer hinein in das Waldesdunkel, zerflatterten, zerrannen ihr allgemach die klugen Gedanken. Die Bäume standen in einer Art stiller Andacht, einem gehaltenen Glück, willig hingegeben dem Sonnenglanz, der an ihnen herab in goldenen Tropfen auf das grüne Moos zu rieseln schien. Ein heimliches Glücksgefühl ging aus von den Dolden der hochgewachsenen Kräuter. Getränkt schien alles ringsum damit, satt von Glück und Befriedigung, einem Glück, das sie verblüffte, ängstigte, denn es schien so groß, daß in ihm verschwamm, versank, was sie sich eben mühsam als Glück zurechtgelegt hatte: Sorglosigkeit, bequemes Auskommen. Dies Glück war nicht sorglos, die kleinen Stämme mußten ringen und sich strecken, um durchzudringen zum Sonnenschein. Es war nicht mühlos; die Käfer hatten es eilig, die Ameisen arbeiteten schwer; es war dennoch vorhanden, gewaltig über Sorge und Mühe ragend, sie in sich ertränkend, vernichtend, und es machte ihr Herz bange klopfen in einer dunkeln Ahnung, daß ein anderes Gesicht das Etwas trage, das als Glück sich giebt zwischen den Steinmauern der Städte, und ein anderes, was Glück sich nennt am Herzen der Natur. Angst und Unsicherheit kamen über sie. Sie gehörte hierher, o mehr, weit mehr als in die staubigen Arbeitssäle, sie, die in freier Luft Aufgewachsene.

Und jetzt sprach er. „Sind Sie ernsthaft heut, Kathrin?"

Sie athmete tief. „'s is nit immer vor Lustigkeit, wann Eins viel lacht. Manch Eins lacht auch, um nit zu weinen."

Er nahm die eine ihrer Hände, die die Tasche des Jackets verlassen hatte, als strebe sie hinaus aus der Festung, in die ihr ganzes Wesen sich verschanzt hielt, und drückte sie fest. Er sagte nicht, daß er sein Bestes daran setzen wolle, ihr das Weinen zu ersparen; er sagte einfach:

„Sie haben's schon hart gehabt im Leben."

„Ich mein' wohl. Wann Eins seine beiden Eltern in Zeit von einer Woche in den Sarg legt. Ich trag' kein Trauerzeug mehr, sell is wahr. Aber ob ich das nun in zwölf oder in sechs Monaten auszieh', vergessen thu' ich die beiden halt auch in hundert Jahren nit. Ich hab' ja gar niemand mehr auf der Welt."

„Das ist Ihr Wille so, Fräulein Kathrin."

Sie schüttelte den Kopf. „Ich weiß doch nit."

Ein paar hundert Schritte vom Weg in der grünen Wildniß lag ein umgehauener Baumstamm. Dorthin hatte er sie geleitet. Sie setzten sich auf die rauhe Rinde.

„Wenn Sie wollten," sagte er dabei, seine leise Stimme klang gut in der tiefen Stille unter den Bäumen, „ich hab's Ihnen schon gesagt, Kathrin, Sie könnten jemand haben, der zu Ihnen gehört, enger als Vater und Mutter. Ich hab' Sie lieb, Kathrin, sehr lieb."

Abwehrend hob sie die Hand. „Das is nit für mich."

„Wie denn? Nicht für Sie?"

„Nein," stieß sie hervor, „ich heirath' nimmer! — Ich — ich fürcht' mich davor."

Jetzt lächelte er und sah sie an, und sie fühlte das Blut zum Herzen schießen unter seinem gütig überlegenen Blick. „Kindskopf," sagte er einfach.

Ihr war's, als sagten's die Bäume um sie nach, das braune Wässerchen, das langsam zwischen den Kräutern sickerte zu Thal, in kaum merklicher Senkung, aber doch zu Thal, wie seit undenklichen Zeiten; die dicke Hummel neben ihr summte es nach: „Kindskopf!"

Ueber sie kam der Drang, ihre Meinung zu vertheidigen.

„Nein, wirklich nicht! Heirathen is nix für ein Mädchen aus meinem Stand. Die gescheidt is, bleibt davon. Du mein! Was hat eine Frau wohl noch von ihrem Leben? Schwer ist's schon für die Ledige, durchzukommen; aber ihr gehört wenigstens, was sie verdient. Eine Frau hat gar nix Eigenes mehr, ist ein Lastthier für den Mann, für die Kinder. O, da hab' ich Sachen gesehen! Ein armer, geschundener Karrengaul findet doch nachts ein paar Stunden Ruh. Eine Arbeiterfrau, — wann der Tag herging un kriegt auf einmal fünfundzwanzig Stunden, da wär' auch noch keine Ruhestund' für sie dabei. Schaffen in der Fabrik, schaffen im Haus, un Kinder warten un kochen für den Mann un scheuern un putzen, das reißt nit ab. Ich aber bin nit so ein gutherziger Narr, daß ich alsfort bloß an andere denken mag. Ein bissel Freud', ein bissel Ruh' möcht' ich halt auch für mich behalten."

Er schüttelte den Kopf. „Mühe mag ein Hauswesen mit sich bringen, Mühe ist bei allem Besten auf der Welt. Aber das werden Sie mich nicht glauben machen, wie Sie da vor mir sitzen, gesund und kraftvoll, daß Sie ein bißchen Mühe scheuen für die, die Sie lieb haben."

„Die mir's Leben schwer machen, hab' ich nit lieb."

Er fuhr, ohne die Unterbrechung zu beachten, fort: „Und Freude? Ja, giebt's für eine Frau denn eine bessere Freude auf der Welt, als einen Mann, der sie lieb hat, das Zuwidere von ihr fern hält, der den schwersten Theil der Arbeit auf sich nimmt und mit dem sie alles Gute erst recht genießt? Ganz allein können Sie doch auch keine rechte Freude haben."

„Ein Mann," rief sie aus, „ja, freilich! so einer, wie der Anna ihrer, der, wenn die Frau müd' und abgearbeitet ist, nach Amerika durchgeht!"

„Das ist ein Unglück —"

„Ich bin nit so eine Heilige wie die Anna! Wenn mir das geschäh', ich weiß nit, was ich thät."

„Es ist nicht jeder Mann ein Schurke und Meineidiger, Kathrin. Wenn Sie mir vertrauen wollten, Kind, liebes, scheues Kind! — Sie würden's nicht zu schlimm treffen. Glauben Sie mir! Ich kann nicht viel aus mir machen. Ich will auch gar nicht das Blaue vom Himmel herunter versprechen. Meine Stellung in der Fabrik ist ja gut: meine Aussichten sind gut. Aber der Mensch ist sterblich, zum Krüppel kann einer in den Fabriken auch alle Tage werden. Ich will nichts vorbringen, was vielleicht nachher anders ausschlägt. Aber daß, so lange Athem in meinen Lungen und Kraft in meinen Armen ist, mein einziges Bestreben sein wird, daß Sie es gut haben, und daß Sie es nich bereuen, un daß Sie lachen un nich weinen, das — das versprech' ich. Denn das kann ich halten. Mädchen! Mädchen, Du weißt ja gar nicht, wie gut ich Dir bin, wenn Du so dasitzest mit Deinem verwirrten, nachdenklichen Gesicht! — Glaubst Du wirklich, daß ich Dich je im Stich lassen könnt'?"

Er griff nach ihrer Hand; sie zog sie zurück.

„Und da is noch eins," sagte sie, die Stirn runzelnd, „und das ist eigentlich die Hauptsach'. Denn die Müh' und die Sorg' und das Elend, — nein, da haben Sie recht! im Grund, davor thät' ich mich nit zu sehr fürchten, aber —"

„Was ist da noch?"

„Daß die Mannsleut' doppelt sind. Ja! Oder wie Sie's heißen wollen. Vor der Hochzeit weich und sind wie das Garn auf einer Spule. Aber das is nur der Ueberzug. Nach der Hochzeit wickelt sich der Liebesfaden sacht ab, und dann kommt der Kern 'raus, der drin steckt. Un der is so hart un spitzig wie die Spindel, ja, und obenein steckt oft noch im weichsten Garn die härteste Spindel."

„Kind —"

„Ja, ja, ja! — Kein Schuft un kein Meineidiger is nit jeder Mann, da geb' ich Ihnen recht. Aber das mit dem weichen Faden auf der harten Spule, das trifft bei einem jeden zu, bei jedem ohne Ausnahm'. Nit die Stimm', nit der Blick, nit die Wort' sind dieselben vor der Ehe und hernach. Und drum — drum will ich von Keinem nix wissen."

Er schwieg einen Augenblick.

„Die Bäume blühen auch nicht das ganze Jahr," sagte er dann ruhig. „Nachher kommt die Frucht. Das is doch nur eine andere Seite von derselben Sach'. Ruhiger mag die Lieb' und Zuneigung später werden, — schlechter wird sie drum längst nicht. Wag's drauf."

„Nein," wehrte sie hastig, „nein!"

Er legte den Arm um sie. „Und wär' all' die Noth und all' die Müh' und all' das, was Du fürchtest, wirklich, Du würdest es doch wagen müssen, wenn die Stunde da ist, die nicht ausbleibt, wenn Du Einen recht von Herzen lieb hast. Gegen die Natur kann Keiner."

Da war's nun in Worte gekleidet, was sie erschreckt hatte in der wortlosen Sprache der Bäume und Moose, der Sonne, die siegreich spöttisch ihr in's Gesicht leuchtete: „Ich geh' meinen Weg seit tausend, tausend Jahren. Willst Du Staubkorn die Kraft aufhalten, die mich umtreibt?"

Aber sie wollte nicht! Der Natur ins Antlitz wollte sie ihren Willen. Sie sprang auf, suchte sich loszuringen, verwundert, fast enttäuscht, daß es ihr so leicht gelang, daß sein Arm sie nicht fester hielt.

„Lassen Sie mich! Ich will nichts mehr hören! Will's nicht! — Wo sind die anderen? Anna! Doris!"

Sie rannte zum Weg zurück. „Sie sollen mir nicht nachkommen!" rief sie zurückgewandt heftig. „Lassen Sie mich! Sie sollen mich allein gehen lassen! Ich will's!"

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Neue und seltene Zimmer-Treibgewächse für den Winter-Flor.

Von Max Hesdörffer.

Wer den Zimmergarten im Winter mit schönen Blumen schmücken will, der muß schon zeitig im Jahre seine Vorbereitungen treffen. Nur wenige unserer Winterblüher, namentlich nur wenige des Zimmergartens, entfalten, weil aus fernen Zonen mit anderen Jahreszeiten stammend, naturgemäß ihre Blüthezeit in unseren Wintermonaten. Die meisten unserer Winterblüher machen wir erst zu solchen, indem wir sie durch Wärme über die Jahreszeit hinwegtäuschen, um den Winterschlaf betrügen. Es sind aber nur verhältnißmäßig wenige Pflanzen, die sich uns für diesen Zweck zugänglich zeigen, und diese wenigen thun es meist auch nicht leicht, sondern in der Regel erst nach entsprechender Vor-Kultur. Die Hauptarbeit dieser Vor-Kultur überläßt die Gartenfreundin dem Berufsgärtner, trotzdem muß auch sie zeitig anfangen, wenn sie die doppelte Freude genießen will, schöne Blumen nicht nur im Winter blühen, sondern auch im behaglich erwärmten Zimmer sich entfalten zu sehen. Auch die gekaufte, die von Freundeshand uns verehrte Winterblume macht Freude, die selbstgepflegte steht aber unserem Herzen näher.

Wenn zum beginnenden Herbst im Ziergarten noch alles in vollem Flor steht, im Obstgarten sich die Zweige der Aepfel- und Birnbäume noch tief unter der Last des Fruchtsegens biegen, beginnen unsere ersten Vorarbeiten zur Erlangung eines schönen Winter-Flores mit dem Einpflanzen von Zwiebeln und Knollen.

Von Hyazinthen, Tulpen und ähnlichen bekannten Zwiebelgewächsen wollen wir hier ganz absehen, flüchtig nur auf die allerdings meist für das Zimmer etwas zu stark duftenden Narcissen hinweisen, von welchen aus England so wunderbar schöne Sorten eingeführt werden.

Unter den Treibknollen giebt es viele kaum bekannte Arten, die sich mit Leichtigkeit im Zimmer zum Blühen bringen lassen. Die interessantesten dieser Pflanzen gehören der Familie der Aron-Gewächse oder Araceen an. Die Blumen, im allgemeinen denjenigen der bekannten Calla gleichend, zeichnen sich auffallend durch die feurigen, dunkeln Farben des Hüllblattes aus. Es sei zunächst nur eine der hierher gehörigen Pflanzen empfohlen, die ich immer mit bestem Erfolg im Zimmer erprobte, die Trauer-Calla (Aurum sanctum) aus Palästina, auch heiliger Aronsstab genannt. Diese Pflanze ist in den Gärten noch nicht lange bekannt und erst sehr wenig verbreitet; sie wird nun in recht nahrhafte Erde eingepflanzt, bis zum Eintritt frostiger Witterung etwas beschattet im Freien gehalten und dann an das Fenster eines sehr wenig geheizten Zimmers oder zwischen die Doppelfenster eines Wohnzimmers gestellt. Bei gleichmäßiger Feuchtigkeit entfalten sich hier bald die großen, breit pfeilförmigen, langgestielten Blätter, denen gegen den Frühling hin die Blüthe folgt. Der Blüthenkolben ist schwarz, er wird anfangs von einem bis 45 cm langen, ziemlich schmalen Hüllblatt umgeben, das sich bald zurücklegt und dann die herrliche, purpurschwarze Innenseite zeigt. Vom unangenehmen Geruch mancher verwandter Pflanzen hat diese Art wenig, nur zur Zeit des Oeffnens der Blüthen riecht sie schwach. Stärker ist schon der Geruch bei einer zweiten Art aus gleicher Familie, dem gestielten Sauromatum (Sauromatum podatum) aus dem Himalaya. Die großen Knollen dieser Pflanzen werden seit zwei Jahren viel eingeführt; sie haben so viele Reserve-Stoffe aufgespeichert, daß sie schon uneingepflanzt blühen doch ist es besser, sie einzupflanzen und sachgemäß zu verpflegen. Die Blüthe entwickelt sich leicht bei einer Zimmer-Temperatur von 15 Grad R., und zwar noch vor den Blättern. Das Blüthen-, bezw. Hüllblatt dieser Art ist am Grunde aufgeblasen und zu einer Röhre verwachsen, nach oben zu frei umgeschlagen und in eine etwas gedrehte, schwanzartige Spitze endend; die Farbe ist außen grünlichgelb, innen gelb mit purpurnen Flecken. Das Ende des Blüthenkolbens erhebt sich bogenförmig über das Hüllblatt, es zeigt eine violett-purpurne Färbung. Prächtige, der aufmerksamen Pflegerin viel Freude bereitende Winterblüher umfaßt die Familie der amaryllis-artigen Gewächse. Die auffallendsten und stolzesten Blüher gehören der Gattung Ritterstern (Amaryllis) an, welche der ganzen Familie den Namen gegeben hat. Diese Amaryllis werden in deutschen Gärtnereien in größter Vollkommenheit, mit wahren Riesenblüthen gezüchtet. Auf dem kräftigen Schaft der modernen Züchtungen entwickelt sich eine mehrblumige Dolde ziemlich aufrecht getragener, enorm großer, trompetenförmiger, rother, meist zart geaderter Blüthen. Die Züchter hoffen, auch noch reinweiße Blüthen zu erlangen, und auf der letzten internationalen Gartenbau-Ausstellung zu Gent sahen wir eine aus England eingeschickte Sorte, bei welcher dies Ziel bereits annähernd erreicht war. Die Amaryllis sind, soweit sie hier in Frage stehen, Zwiebelgewächse, die keine ganz vollkommene Ruhezeit durchmachen, weil ihre Wurzeln immer lebensfähig bleiben. Man beschaffe sich Töpfe mit kräftigen, eingewurzelten Zwiebeln, stelle sie hell und warm und halte die Erde so lange fast völlig trocken, bis die Blüthenknospe aus der Zwiebel hervorgebrochen und sich etwa 10 cm hoch erhoben hat. Von diesem Zeitpunkt ab gießt man regelmäßig mit etwas erwärmtem Wasser und wird nun die Freude haben, schon zu Ausgang des Winters den stattlichen Flor zur Entfaltung gelangen zu sehen.

Zur Familie der amaryllis-artigen Pflanzen gehört auch ein bekannter und beliebter Zwerg, das Schneeglöckchen. Alle Versuche der Gärtner, diesen lieblichen Boten des Lenzes um seinen ohnehin kurzen Winterschlaf zu bringen, sind erfolglos gewesen. Durch einen deutschen Sammler sind nun aus der asiatischen Türkei die Zwiebelchen einer Art eingeführt worden, die eine echte Winterblüherin ist. Diese Art ist das cilicische Schneeglöckchen (Galanthus cilicicus); es zeichnet sich durch verhältnißmäßig sehr große Blüthen aus und blüht, wenn die Zwiebelchen jetzt zu mehreren in kleine Töpfchen gepflanzt werden, bis zum Eintritt des Frostes im Freien bleiben und dann zwischen die Doppelfenster einer kühlen Stube kommen, vom November bis zum Januar. Bereits im Vorjahre hat sich dieses Schneeglöckchen als Winterblüher in Berlin bewährt.

Während das Schneeglöckchen erst durch die vorgenannte neue Einführung zur Winterblume wurde, ist das mit ihm im Freien fast zu gleicher Zeit blühende Veilchen als solche schon lange bekannt. Das Veilchen war eben den gärtnerischen Züchtungskünsten zugänglich, und dadurch sind winterblühende Sorten in großer Zahl entstanden. Aber alle diese Sorten werden durch die neueste Züchtung, das Veilchen „Kaiser Wilhelm II" in den Schatten gestellt. Dieses Veilchen übertrifft als Winterblüherin alle seine Schwestern; es ist eine kräftige Staude mit sehr großen Blättern und verhältnißmäßig großen Blüthen, die ein Thalerstück völlig decken und von kräftigen, bis 30 cm langen Stielen getragen werden. Die Färbung der Blüthen ist hellblau, ihr Duft so köstlich, daß bereits eine Parfüm-Fabrik ihr Augenmerk auf diese neue Züchtung gelenkt hat, um aus den Blüthen ein Veilchen-Parfüm zu bereiten, das gleichfalls den Namen dieser Sorte tragen wird. Das Kaiser-Wilhelm-Veilchen wird sich auch am sonnigen Fenster einer kühleren Stube als guter Winterblüher bewähren.

Nachdruck verboten.

Zur Mitternachtsonne.

Von Dr. Franz Oppenheimer.

II.

Da sind wir also in Bergen, der sagenberühmten Hansastadt, der ruhmreichen Rivalin Lübecks in jenen merkwürdigen Zeiten, da Deutschlands Kaisermacht zu einem leeren Schatten geworden war, und doch Deutschlands Handel und Gewerbe die damalige Welt beherrschten. Und wahrlich, wer diesen wunderbaren Naturhafen sieht, der begreift die Stellung, die er zu jeder Zeit als Emporium einnehmen mußte! Zwischen zwei gewaltigen Bergen zieht er sich tief und in doppeltem Sinne sturmfrei ins Land hinein, gesichert gegen die schiffezerstörenden Söhne des Aeolus und gegen feindliche Waffen. Eine natürliche Festung an einem geborenen Hafen! An den Hängen baut sich ringsum die Stadt empor, terrassen-förmig geschichtet, ganz wie Neapolis an seinen Golf-Hügeln; nur, daß dort Orangen und Citronen sich im tiefblauen Wasser spiegeln, während hier nur Birken und Fichten am grauen Ocean rauschen.

Wir bummeln die lange, menschenwimmelnde Strand-Gade entlang, über den Marktplatz fort, und finden uns im Gewühl des Fischmarktes. Zu Hunderten drängen sich hier die kleinen, scharf und elegant gebauten Fisch-Ewer an den Ufer-Quais, in denen wetterharte Fischer ihre zappelnde, silbergeschuppte Beute zum Kaufe ausbieten. Nie hätte ich geglaubt, daß der Ocean so viele und so vielartige Fische beherbergt. Von der ungeheuren, zweimannslangen und entsprechend breiten Heilbutte an, die hier stückweise ausgeschlachtet wird, wie bei uns ein Ochse, — das Unthier füllt gesalzen eine ganze Tonne, — bis herab zur zierlichen Lachs-Forelle: welche Mannigfaltigkeit der Form und der Größe! Am auffälligsten war mir ein eigenthümlicher, nie im Binnenlande gesehener Fisch mit großem, häßlichem Kopfe, einem unförmlichen Wanste und einem langen, dicken, sich biberschwanzförmig nach unten zu im Keil zuspitzenden Schwanze. Aber das Feld beherrscht der edle Dorsch, Norges größter Reichthum, der als Klippfisch (d. h. nicht, wie Schiller im Taucher annahm: Klippenfisch, sondern aufgeschnittener Fisch) noch heute als Fastenspeise in ungeheuren Massen nach katholischen Ländern verfrachtet wird. Es geht sehr gemüthlich zu auf diesem Fischmarkte. Die Käufer machen durch einen cordialen Schlag mit dem Regenschirm auf seinen Südwester den Schiffer auf ihre Anwesenheit aufmerksam, und dann beginnt der Handel, ebenso zäh und langwierig, wie in Italien, aber ohne die südländische Beweglichkeit. Um die Buden drängen sich Bergens Hausfrauen mit Netzen, Körben und Taschen, ißt man doch hier wenigstens dreimal wöchentlich Fisch statt Fleisch! Die Steinfliesen des Platzes sind schlüpfrig von Seewasser und kaltem Fischblut. Vorsichtig winden wir uns hindurch und stehen auf der „Deutschen Brücke", dem alten Hanseaten-Quartier, das sich, von der eigentlichen Altstadt geschieden, am Nordufer des Hafens hinzieht, zugleich geschützt und im Zaume gehalten durch die Zwingburg des Walkendorfthurms an seinem westlichen Ende.

Zu sechzehn neben einander schauen sie auf ihren Hafen hinaus, die alten, hochgegiebelten Holzhäuser mit ihren Sinnbildern und Wappen, jedes mit seinem Waagehäuschen am Wasser sich gegenüber, ein Stück Mittelalter voll modernen Lebens. Es sind nicht mehr dieselben Höfe, in denen Jürgen Wullenweber's Zeitgenossen das Schwert und die Feder führten, jene hochgemuthen Könige der Nordmeere, die ihre Staatsverträge ebenso gut zu verfassen wußten, wie ihre Geschäftsbriefe: die alten Ruhmesstätten hat ein Brand zerstört. Aber sie haben immerhin schon wieder zwei Jahrhunderte ins nordische Land gehen sehen und edle Patina genug angesetzt. Und sie zeigen noch heute die charakteristischen Kennzeichen jener seltsamen Ansiedelungen, die ebenso gut klösterliche Convente und landsmannschaftliche Casinos wie kaufmännische Comptoire waren. In dem ersten „Gaarden", der heute das Hanseatische Museum birgt, kann man sehen, wie jene Handelsdiener der deutschen Hanseaten lebten und wirkten. Man kann die engen Zimmer besuchen, in die Wandschränke blicken, in denen der „junge Mann" sein einsames Lager hatte, — Verheirathete waren ausgeschlossen —; man kann die Waffen betasten, mit denen die trotzige Schar ihre verbriefsten Rechte, und zuweilen mehr als das, gegen Norwegens Könige verfocht, und kann auch, wenn man es versteht, an einem uralten, riesenhaften Hauptbuche die Buchführung eines längst zu seinen Vätern versammelten Hamburgers controlliren, eine verschollene, verschnörkelte Handschrift auf vergilbtem Pergament!

Und dann wirft man einen schüchternen Blick in die ungeheuren, lichtlosen Speicher, in denen sich noch heute ein großer Bruchtheil des starken Bergen'schen Handels concentrirt, und gewöhnt sich an den charakteristischen Geruch, der über allen Städten dieses Fischer- und Händlervolkes schwebt, Thran und Fisch, Fisch und Thran! So war es einst, schon vor Jahrtausenden, schon zu wendischer Zeit, so ist es heute, und so wird es noch in Jahrtausenden sein, so lange nicht der Acker des reicheren Südens Dorsche, und der atlantische Ocean Korn hervorbringt.

Ein Blick in die alte deutsche Marktkirche mit ihren niederen romanischen Bögen auf ungeheuren, viereckigen Pfeilern von rauhem, grauem Granit und ihrem zierlichen spätgothischen Chor, mit ihren alten Grabplatten, auf denen klingende Hansenamen eingegraben sind, und wir wenden uns von der Geschichte wieder zur Gegenwart. Im Hotel Norge hat uns unsere Nordenfjelt'sche Dampfschiffahrts-Gesellschaft das Diner herrichten lassen, um unseren guten „Olaf Kyrre" ein wenig säubern zu können; wir haben noch eine halbe Stunde Zeit, um im Nygaards-Park am kleinen Binnenhafen recht gute norwegische Militärmusik zu hören und Bergens hellockige Schönen vor uns Revue passiren zu lassen; am Gitter, von freundlichen Schutzleuten gelenkt, drängt sich das „Volk", lauter wohlgekleidete, wohlbeschuhte, saubere Menschen; es giebt wenig Arme in diesem Lande, das so wenig Reiche aufweist. Dann haben wir ein gutes Mittagmahl bei sehr mäßiger Musik und dürfen dann zwischen grünen Birken dreihundert Meter am Nordhang emporsteigen, um die Aussicht vom Fjeldveien zu bewundern.

Es ist „gut geheizt", wie der Berliner sich ausdrückt. Unbarmherzig glüht die Sonne, keine Spur von Schatten! Aber es lohnt! Unermeßlich ist der Blick auf die Stadt selbst, auf den von Masten starrenden Handelshafen, auf den Kriegshafen, in dem mehrere norwegische Kriegsfahrzeuge ruhen, auf den Binnenhafen mit seiner Fischer-Flottille, auf das steile Gebirge und das leuchtende Meer, aus dem sich Schären und größere Inseln herausheben, bis dahin, wo der Horizont wie ein geschliffener Stahlring das gewaltige Bild zusammenschließt.

Auf dem Rückwege fesselt uns in der Strand-Gade ein seltsames Bildwerk, eine Tafel von über Lebensgröße: ein wüster, herabgekommener Arbeitsmann, die Schnapsflasche in der Hand, faßt die Klinke einer Branntwein-Wirthschaft; sein blasses, verhärmtes Töchterchen hält ihn schüchtern zurück. Es ist eine eindringliche Predigt ohne Worte, die der „Bergen'sche Kaffeehaus-Verein" hier gegen die Trunksucht hält. Wir treten ein, ein sauberes Zimmer, gutgekleidete Arbeiter als Gäste. Aber man weist uns treppauf ins Herrenstübchen, das wir hier nicht zu finden gewünscht hätten, wo eigentlich nur der Mensch dem Menschen menschlich näher treten sollte. Aber Absicht und Praxis sind gut; ein belegtes Butterbrod kostet fünf Oere, ebensoviel ein kleineres Glas Milch oder Kaffee. Wir halten diesen Weg für besser zum Ziele der Trunksucht-Bekämpfung, als den der Gesetze, die ihren Zweck zumeist verfehlen. So z. B. ist der glasweise Ausschank von Spirituosen hier ganz verboten, aber der flaschenweise Verkauf gestattet, und so ist denn die Folge, daß man statt eines kleinen Cognac eine ganze Flasche kauft und natürlich auch trinkt, was entschieden nicht die Absicht des Gesetzgebers war.

Einundzwanzig Mal dröhnen die Kanonen der Hafen-Batterie herüber, nicht uns zu Ehren! Ein russisches Kanonenboot dampft nordwärts, es trägt einen großen wissenschaftlichen Namen, Bakon, und dient einem friedlichen, wissenschaftlichen Zwecke: es soll in Gemeinschaft mit einem schwedischen Kanonenboot auf Spitzbergen eine Gradmessung ausführen. Unmittelbar darauf werfen auch wir die Taue los und dampfen ihm nach. Wir haben das kleinere und schwächere Schiff bald überholt, aber nicht auf Nimmer-Wiedersehen. In Trondhjem fanden wir es zum ersten Male wieder; dort hatten zum Entsetzen der Einwohner die russischen Matrosen das Trinkwasser-Bassin der guten Stadt als Bade-Einrichtung benutzt: ja, ja, wenn der Russe 'mal Anfälle von Reinlichkeit hat! Und zum zweiten Male fanden wir es in Hammerfest.

Ein merkwürdiges, hochbordiges Segelboot bleibt hinter uns; es sieht aus, als wäre es bei der Auction der unüberwindlichen Armada alt gekauft worden. Mast und Rae bilden ein genau rechteckiges Kreuz, hinter dem ein blutrothes Segel sich spannt. Noch fast eine Stunde lang sahen wir es, immer kleiner und kleiner, wie eine flackernde Flamme am Horizonte. Schwere Dunstmassen haben sich geballt, zwischen denen die Sonne düsterroth sich zur Ruhe neigt.

Und wieder die märchenhelle Nacht und die Märchenfarben der Dämmerung mit ihren „Rosenfingern", wieder die ewig wechselvolle, ewig neu reizvolle Küstenlandschaft mit Bergen und Buchten, Höfen und Dörfchen, wieder weißsilberne Gletscherpanzer, die durch die stille Nacht leuchten, bis der Capitän uns zu Bett schickt. Wie wir erwachen, geht der Kurs südlich, wir sind im Aurlands-Fjord, einer der schmalen, meererfüllten Schluchten, die der einhundertundachtzig Kilometer weit östlich sich ins Land erstreckende Sogne-Fjord nach Süden entsendet.

Eine gewaltige Natur! Dreitausend bis viertausend Fuß hoch recken sich beiderseits die prallen, grauen Wände empor, fast ebenso tief soll die Riesenschlucht sich unter dem Meeres-

Beim Vesperbrod. Nach dem Gemälde von F. Schlesinger.

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

„Die sieben Schwestern" im Geiranger.

spiegel hinziehen. Hier und da wird „ein Zipfel des Lakens" sichtbar, eine Zunge des ungeheuren Gletscherbeckens, welches das ganze Plateau zwischen den Fjorden bedeckt und dessen Schmelzwasser sich überall in wildschäumenden Stürzen über die Steilhänge hinabwerfen. So unwirthlich ist diese großartige Berglandschaft, daß nur ganz selten einmal ein einsamer Fischer-Bauer Platz für sein Haus und Ackergärtchen gefunden hat, hier an unzugänglich scheinenden Steilwänden, auf denen sogar die Hühner Hufeisen tragen müßten, um nicht herabzufallen (gerade wie im Thale der Visp in Wallis), dort auf den spärlichen Schuttkegeln an Stellen, wo die Berge ein wenig zurücktreten, sodaß die Schlamm- und Geschiebemassen der Wasserläufe nicht unmittelbar im Meere versinken. Aber diese spärlichen Ansiedelungen heben die gewaltige Einsamkeit der selbstherrlichen Natur nur noch um so stärker hervor.

Dann steuern wir südwestlich in den engen Naerö-Fjord hinein. Als schwämmen wir auf einem jener unglaublich tief ins Land eingeschnittenen Cannons der Felsengebirge, so flußartig eng, bis auf zweihundert Meter treten die dräuenden Felswände zusammen, über die in ungeheuren Caskaden die Wildbäche niederdonnern, häufig in freiem Fall, sodaß der Regenbogen über den zarten Schleiern tanzt. Dann wenden wir uns wieder südlich und erblicken in einem Rahmen von überwältigender Großartigkeit unser nächstes Ziel: Gudvangen.

Dieses Mal verschmähen wir Karriol und Stolkjärre und fahren mit Schusters Rappen das herrliche Naeröthal empor. Es ist die obere Stufe des Fjords, ein aus der See emporgetauchter Fjord, wie der Fjord ein ins Meer versunkenes Alpenthal ist. Scharf geht es empor durch lichten Birkenbusch am Elv entlang, dem riesigen Jordalsnut entgegen, der das Thal beherrscht, eine runde Kuppe aus hellgrauem Kieberstein, die ganz ausschaut wie das lockige Haupt eines in Stein verwandelten Titanen. Bei einem wilden Trümmerfelde lassen wir den Koloß rechts und sehen jetzt hoch vor und über uns das helle Hotel Stalheim auf dem gewaltigen Riegel, der das Thal sperrt, dem Stalheimskley. In sechzehn heißen Serpentinen geht es steil hinan, doch entschädigen für die Mühe schon unterwegs die beiden wunderbaren Fälle, die an der Straße niederbrausen, der gewaltige Stalheim-Fos, der seine Wassermassen thurmhoch aus seinem engen Tobel emporwirbelt, und der Sivle-Fos, der sie in stiller Beschaulichkeit in ein dunkles, grünes Bergwinkelchen fallen läßt. Und doppelt entschädigt dann, nach einem kühlen Trunke, die Fernsicht hinab ins ernste Naeröthal mit seinen Bergen und Almen, seinen verstreuten Häuschen. Wahrlich, das Plätzchen verdient seinen Ruf als einen der herrlichsten Aussichtspunkte des ganzen Nordlands!

Dann ging es wieder hinaus, erst nordwärts, dann westwärts, dem Ocean entgegen. Rechts aus einer Bucht grüßt eine Erinnerung an Tegnérs Frithjofs-Sage: König Beles' und Torsten Torstensons Grabhügel; und sie tauchen empor aus Kindheits-Erinnerungen, die geliebten Schatten, Frithjof, der Held, auf seinem Drachen Ellida, mit dem treuen Björn am Steuer, das gute Schwert Angurwadel an der Seite, und Hold-Ingeborg, die Königstochter. Wir hören den Sturm brausen, den des falschen Königs Zauberkraft entfesselt, wir sehen den Brand des Baldur-Tempels und belauschen den verfehmten, als Bettler verkleideten Helden am Hofe König Rings, des Alten.

Doch was ist das? Die Schraube stoppt, die Ankerkette rasselt nieder: wir stecken im Nebel und können nicht vor- noch rückwärts. Dumpf-mißtönig heult die Sirene von Minute zu Minute ihr heiser warnendes Lied. Das ist nicht anders in diesen engen Fahrstraßen. Da hilft nicht Compaß noch Karte: wenn Nebel einfällt, weiß der erfahrenste Lootse nicht mehr ein noch aus, und die Schiffe müssen liegen bleiben, bis der Unhold weicht. Die See, soweit wir sie sehen können, ist spiegelglatt, und dennoch schwankt das Schiff empfindlich: das ist die Dünung des Oceans, die unter der Oberfläche rollt; wie stark sie ist, können wir zuweilen an einer hohen schwarzen Schäre sehen, an der die Brandung mit hohen, weißen Schaumkämmen stürmt. Wir sehen die Spritzer hinüberschlagen über eine ganze große Versammlung eifrig schnatternder Seevögel fort, die dort ihr Wesen treiben. Der fröhliche General-Konsul Norwegens in Wien erklärt den lauten Convent für die General-Versammlung einer Actien-Gesellschaft für Guano-Fabrikation und meint, daß Neuwahlen zum Aufsichtsrath stattfinden. Wir amüsiren uns so gut wie möglich; die einen werfen doppelhakige Angeln aus und holen auch richtig binnen einer halben Stunde fünf meterlange Dorsche aus der See, die zappelnd den Gnadenstoß empfangen, um bald darauf unser Souper zu veredeln; die anderen geben sich mit Eifer dem edlen Ringspiel hin, bei dem man aus der Entfernung seilgeflochtene Ringe über einen Pfahl zu werfen hat. Und abends hatten wir „Soirée" mit Konzert und Deklamation. Wildenbruch's kraftvolle Ballade von König Haralds beiden Rossen paßte prächtig in die Umgebung. Nach heißem Trinkgefechte im engeren Kreise der Herren gingen wir schließlich schlafen.

Morgens lagen wir immer noch fest, und schon tauchte bange Sorge auf, ob wir nicht etwa das Nordkap-Schiff in Drontheim versäumen würden; aber da fegte ein Windstoß über die See, der dünne Schleier zerriß, der uns neckisch gefesselt hatte, heller Sonnenschein funkelte wieder auf den blinkenden Wellen, und wir konnten in den Store-Fjord einlaufen. Am Jörund-Fjord müssen wir vorüber: wir haben durch den Nebel die Zeit verloren, ihn zu besuchen und die berühmte Tour über Land von seiner Südspitze Oie nach der Südspitze des benachbarten Sunelv-Fjords, nach Hellesylt, auszuführen. Nur den wundervollen Thalschluß, echt alpin, schwarze Fels-Pyramiden in den kühnsten Formen, Zacken, Thürme, Grate und Schroffen, alles wie mit Zucker bepudert, dürfen wir im Vorbeifahren genießen. Und jetzt tauchen dieselben barocken Felshäupter überall über dem Südufer auf, sodaß das Auge nicht Zeit genug, zu genießen, und der Kodak unserer Mit-Passagiere nicht Platten genug zum „Mitnehmen" hat. Immer wilder, immer großartiger, immer „hochalpiner" wird die Landschaft. Wir biegen südlich in den Sunelv-Fjord ein, mitten hinein in diese meerbespülte Hochgebirgspracht. Zwischen steilen Mauern fahren wir dahin, über die es von Wasserfällen nur so herabrauscht, die sich aus den Schneefeldern hoch auf den Gipfelhöhen speisen. Nie im Leben sah ich so viele, nicht einmal im Gotthardthale bei Airolo im Frühjahr, nicht einmal im Hardanger! Sie bilden an einzelnen Stellen förmliche Silbernetze auf dem schwarzen Gestein!

Es ist wieder Abend geworden, ohne daß man sich satt sehen konnte, und wieder färbt sich die Natur mit den herrlichsten Farben ihrer Palette. Die Berge unten im Schatten sind blauschwarz, rosig leuchten oben die Schneefelder, tief flaschengrün athmet unten die See; und hinter uns, überm Stor-Fjord, in den die Sonne noch von Nordwesten her hineinleuchtet, liegt ein unbeschreiblich wundervoller Abendduft auf den Bergen, der zarteste Sammet von Purpur-Violett. Und rechts und links thürmen sich immer kühner und trotziger die Berghäupter auf; an alte, liebe Bekannte aus unseren Alpen gemahnen sie uns: dort trägt der Säntis majestätisch seinen wallenden Hermelin-Mantel auf den breiten Schultern, hier ragt der Doppelgipfel der Oetzthaler Wildspitz mit dem scharfgeschwungenen, mit drohenden „Wächten" gepanzerten Grate, und dort klaffen die ungeheuren Schneekare unserer baierischen Zugspitze, zwischen denen die schwarzen Felszacken der Gipfelgräte aufragen. Lawinen-Rinnen furchen überall die steilen Schneefelder, und alte, graue Trümmer unten am Wasser zeigen an, daß die „schlummernde Löwin" auch hier den Wald niederzuschmettern weiß.

Und nun biegen wir links, nach Osten ab, in den herrlichsten aller südnorwegischen Fjorde, den Geiranger, hinein. Und die von all dem Schönen schon fast ermüdeten, fast übersättigten Sinne werden noch einmal mächtig gefesselt durch die gewaltigste Natur. Gleich am Eingang liegt eine in tausend Trümmer geborstene Lawine im Meere; wir sehen oben in einer wilden Kluft den frischen Bruch an dem Schneefelde, das seinen unteren Theil hier hat herniederfahren lassen; ein Glück, daß wir nicht gerade darunter waren. Denn thurmhoch müssen die empörten Wellen hier in dem engen Sunde emporgezischt sein, als die ungeheure Masse aus schwindelnder Höhe hineindonnerte, und wehe dem Schiffe, das in diesen Strudel gerieth! Dann geht es ostwärts zwischen himmelhohen Wänden, über die die Wasserfälle hinabbrausen; in stolzer Hoheit ragt nördlich das gewaltige Laushorn aus seinen Schneefeldern, über die schwarze Wand wehen die zarten Schleier der „Sieben Schwestern", die „Kanzel" hängt an der Südwand hoch über der Fluth, und nun wird Merok sichtbar, und über dem weiten Amphitheater von Geiranger hebt sich zu eintausendachthundert Meter Höhe die riesige Pyramide des Saathorns.

Es ist halb zwölf Uhr nachts, aber wir steigen an Land, um die „Utsigten" zu bewundern. An steilen Wänden empor, die Kehren der Fahrstraße abschneidend, klimmen wir als echte „Dolomiteriche" bergaufwärts. Jeder Tritt und Griff ist deutlich erkennbar, als wäre es Mittag und nicht Mitternacht. Unten am Fjord stehen die Apfelbäume im vollen Schmuck ihrer jungen Blüthe, oben rauschen die Birken. Auf dem Wege oben am Berge begegnet uns ein Trupp junger Leutchen, Arm in Arm, die die helle Nacht nicht schlafen läßt. Hell tönt ihr schwermüthiger Gesang über das Thal. Und jetzt ist der Aussichtspunkt erreicht; weit fliegt der Blick über die Wand hinab bis zum Fjord, wo unseres Dampfers Kajütenfenster schimmern, und über die hohen Schneeberge im Westen. Jede Farbe ist klar wie am Tage, jede Einzelheit des Reliefs deutlich erkennbar, da ist nichts von der märchenhaften Halbhelle unserer südlicheren Mondnächte, wo alle Farben und Formen in eine einzige, dunkle Schattenmasse zusammenfließen, die sich in scharfen Contouren vom hellen Himmel abhebt. Und schaut, dort drüben im Südwesten, an den steilen Firnfeldern des Saathorns, klettert der lichte Sonnenschein schon wieder herab, kein rosiges Morgenglühen, sondern wirkliche, silberne Tageshelle. Und es ist eben halb zwei Uhr!

Am Geiranger-Fjord.

Wir sind bis zum „Knoten“ hinaufgestiegen, wo die Chaussée über sich selbst hinfortführt, indem sie in einer langen Schleife den Viadukt oben überschreitet, unter dem sie vorher hinaufgegangen. Wenige Schritte weiter aufwärts ist der Weg schon durch den Schnee gegraben, vierhundert Meter über dem Meere! Und dabei ist es so warm, daß wir heißen Steiger unsere Flasche Bier im Freien trinken können, ohne eines Mantels zu bedürfen. Dann haben wir einen schnellen Blick in die furchtbare Schlucht des Flydalsdjuv geworfen, eine wahre „Hölle“ von Klamm, durch die der Elv in Cascaden schäumt, und sind dann lachend pfadlos den Abhang hinabgesprungen. Und nun fahren wir wieder thalaus und halten noch einmal auf dem einsam gewordenen Deck unsere Andacht vor der riesenhaften Natur des Geiranger. Und andächtig gehen wir zu Bett.

Nachdruck verboten.

Hertha's Sommerfest.

Eine heitere Geschichte von Alwin Römer.

(Schluß.)

III.

Ellinor hatte die Kinder veranlaßt, ihre Spiele im Freien zu beginnen, und versprochen, gleich hinterher zu kommen. Nun schritt sie erregt an den Flügel heran, blätterte in den Noten, die darauf umherlagen, und fragte halblaut, sodaß es die abräumenden Mädchen nicht hören konnten:

„Ich bin entsetzt, Hellmuth. Bist Du's denn wirklich?“

„In Lebensgröße!“ tuschelte er zurück. „Ich hatte keine Ruhe mehr, weil ich kein Lebenszeichen erhielt. Dann hörte ich auch von Graf Rödern, daß man Dich verloben wollte —“

„Ah!“

„Und da faßte ich den kühnen Entschluß, Deiner Mutter ohne viel Federlesen unter die Augen zu treten —“

„Als Klavierspieler?“

„Unsinn! Das kam durch einen schnurrigen Zufall. Ich merkte es erst gar nicht, bis ich hier Polonaise spielen sollte. Na, und da dachte ich: 'reingeritten oder 'reingefahren! Die günstigste Zeit scheinst du vorläufig nicht getroffen zu haben und die erste Bitte darfst du deiner künftigen Schwiegermama nicht abschlagen! Vorwärts mit frischem Muth, Lieb' ist dein Panier!“

„Welcher Leichtsinn! Wenn nun der richtige Niehus kommt? Denn mit dem scheint man Dich verwechselt zu haben!“

„Dann platzt eben die Bombe!“

„Um Gottes Willen! Auf keinen Fall! Du mußt sofort gehen. Ich werde die Kinder schon befriedigen, wenn noch Musik nöthig ist!“

„Wie kann ich? Das wäre ja —“

„Ich will schon alles erklären. Du hast eine Privatstunde gehabt oder eine Abend-Einladung —“

„Wie schön Du lügen kannst, nur um mich los zu werden!“

„Ich muß, damit wir nicht in Ungelegenheiten kommen! Ich ängstige mich zu Tode, so lange Du hier bist!“

„So werde ich dieses gastliche Haus denn verlassen!“ sagte er gemessen. „Und wann bekomme ich Ihre Verlobungsanzeige, gnädiges Fräulein?“

„Ach Gott, Hellmuth, sei doch vernünftig!“

„Wenn man fünf Wochen auf einen Brief wartet und keinen bekommt?“

„Das will ich Dir alles noch erklären, ehe Du gehst! — Warte auf mich draußen in dem Platanen-Gange links vom Hause. Die Mädchen beobachten uns hier schon!“ —

Wie sie nach einem flüchtigen Besuche der jungen Damen, die sich auf einem großen Rasenplatz mit Ballspielen beschäftigten, auf den Platanen-Gang zusteuerte, um dem kühnen Eindringling die versprochenen Aufschlüsse zu geben, kreuzte der junge Lorenzen ihren Pfad. Er hatte sie seit ihrer Ankunft nicht aus den Augen gelassen und brannte vor Ungeduld, sein Glück zu versuchen.

„So traumverloren, Fräulein Ellinor?“ bandelte er nicht allzu geistreich an, indem er sie vertraulich am Arme berührte.

Sie wich einen kleinen Schritt zurück, sodaß seine Hand heruntergleiten mußte, und sagte ziemlich abweisend:

„Ich habe Kopfweh, Herr Lorenzen!“

„Ihre Frau Mama erzählte es mir schon. Ist noch keine Besserung eingetreten?“

„Augenblicklich sogar eine Verschlimmerung!“ erklärte sie ungeduldig. Aber das glitt an ihm ab, wie seine Hand zuvor an ihrem Seidenärmel.

„Sie grübeln zu viel!“ sagte er eindringlich. „Sie leben zu einsam!“

„Im Gegentheil, jede Unterhaltung greift mich an!“ gab sie zurück; denn sie wollte es um keinen Preis zu der Erklärung kommen lassen, die ihr feines Gefühl längst gewittert hatte.

„Und doch haben Sie eben noch diesen Einfaltspinsel, den Klavierlehrer da drinnen, eines Gespräches gewürdigt, das den Menschen sicher noch arroganter gemacht hat, als er schon ist!“ bemerkte er mit einer leisen Schärfe.

Sie konnte es nicht hindern, daß ihr das Blut in die Wangen stieg vor Erregung über diese Herabsetzung ihres Geliebten. Ihre Stimme zitterte ein wenig, als sie erwiderte:

„Sie zeigen eine Theilnahme für mich, die ich wirklich nicht verdiene! Im übrigen muß ich Ihnen sagen, daß ich den von Ihnen so niedrig eingeschätzten Herrn weder einfältig noch arrogant gefunden habe. Er ist interessanter, wie mancher andere — glaubt!“ erklärte sie, mit einer absichtlichen Pause vor dem letzten Worte.

„So kennen Sie ihn nicht erst seit heute?“

„Würde ich mir sonst ein so bestimmtes Urtheil erlaubt haben?“ fragte sie zurück.

Er biß sich auf die Lippen. Die holde Ellinor war offenbar schlechter Laune. Nichts überstürzen! hatte Mama Schlobach gesagt. Nun gut, er konnte warten. Und mit ein paar glatten, nichtssagenden Redensarten wandte er sich nach der eben auf der Freitreppe vor dem großen Speisesaale auftauchenden Herrin des Hauses hin.

„Endlich!“ murmelte Hellmuth, der durch die Lücken eines Liguster-Strauchs das Gespräch der beiden beobachtet hatte, ohne hören zu können, was für Angriffe und Paraden dabei gewechselt wurden. „Also Du wolltest mir schnell noch erzählen —“

„Gewiß. Nur laß uns tiefer in den Park gehen, damit wir ungestörter sind. Ich konnte Dir nicht schreiben, weil ich Mama fest hatte versprechen müssen, ihre Erkundigungen über Dich abzuwarten!“

„Ah, — so wußte sie —? Hattest Du —?“

„Nein. Eine Bekannte von Mama hatte uns in Holderberg auf dem Bahnhof gesehen und natürlich sofort liebevolle Anfrage gehalten. Mama hat sich gestellt, als wenn sie vollständig unterrichtet wäre, und der Sache den Charakter der Zufälligkeit gegeben, mich aber dann ins Gebet genommen und volle Wahrheit verlangt. Natürlich hat's eine böse Stunde gegeben. Sie will durchaus diesen Lorenzen zum Schwiegersohn und schildert daher bei jeder Gelegenheit die lieben Lieutenants nicht nur als überflüssige Pflastertreter, — sondern auch als die leichtfertigsten Lebemänner, die man sich denken kann. Wie die Erkundigungen über Dich ausgefallen sind, weiß ich nicht. Von Tag zu Tag werde ich hingehalten und an mein Wort erinnert, jeden Verkehr mit Dir zu meiden. Aber ich breche demnächst eine Gelegenheit vom Zaun, sei dessen sicher! Jetzt aber geh, Hellmuth; denn daß ich hier mit Dir plaudere, ist doch eigentlich auch gegen mein Wort!“

„Ich bin der Musiklehrer Niehus, und als solcher —“

„Ein Taugenichts bist Du, ein Wagehals; Till Eulenspiegel ist sicher einer Deiner Ahnherren gewesen! Fort jetzt mit Dir! Wenn ich von den Birken zurückkomme, hast Du hoffentlich die Pforte hinter Dir!“

„Und das ist Alles, was Du mir zu sagen hast?“

„Sowie die Situation geklärt ist, bekommst Du ein Telegramm. Und das, hoffe ich, wird nicht allzulange mehr dauern. Bruder Waldemar steht nämlich halb und halb auf meiner Seite! Bist Du nun zufrieden?“

„Nein!“

„Gräßlicher Mensch. Ich stehe hier wie auf Kohlen! Was denn nun noch?“

„Einen Kuß, Ellinor!“ sagte er lachend. Und dabei hatte er sie auch schon im Arme und nahm statt des einen ein gutes Dutzend, der Räuber.

Dann aber trennten sie sich, und er ging vorsichtig den Weg zurück, um den Ausgang möglichst schnell und unbemerkt zu gewinnen. Als er in die Sehweite des Hauses kam, wandelte er seinen Schritt zu einem möglichst sorglosen Schlendern um. Glücklich hatte er auch schon das schöngeschmiedete Renaissance-Thor mit der stilvoll angefügten Seitenpforte erreicht, da rief ihn jäh Hertha's fröhliche Stimme an:

„Herr Niehus! — Herr Ni—i—i—iehus!“

Natürlich mußte er sich umwenden und seine Flucht verschieben. Strahlend kam die Kleine nähergesprungen und sagte:

„Fabian sucht Sie schon überall. Wollen Sie denn nicht auch Kaffee trinken? — Nicht wahr, nachher spielen Sie uns ein paar hübsche Tänze? Mama hat's erlaubt! — Und wenn Sie mir jetzt gleich, ehe Sie hineingehen, einmal helfen wollten, den dummen Ball da aus den Schwertlilien am Goldfischteich zu angeln, so, — so —“

„Nun, was?“ erkundigte er sich belustigt.

„So würde ich Mama quälen, daß Sie mir Klavierstunde geben müßten!“ ergänzte sie, roth werdend, und fragte etwas ängstlich hinterdrein: „Sind Sie sehr streng?“

Er zog die Stirn hoch und nickte.

„Eklig streng!“ sagte er dazu.

„Wirklich?“ entgegnete sie betroffen und sah ihn mißtrauisch von der Seite an. „Ich glaube, alle Klavierlehrer sind streng!“

Das kam mit einem so drolligen Seufzer heraus, daß er das Lachen nicht lassen konnte.

„Bleibe nur lieber bei Deinem alten!“ rieth er ihr dann. „Aber den Ball wollen wir trotzdem herausholen, wenn aus unserem pädagogischen Verhältniß auch nichts wird!“

Er trat mit ihr an den künstlich angelegten Teich heran und nahm ihr den kleinen Rechen aus der Hand, mit dem sie selbst vergeblich versucht hatte, des Ausreißers habhaft zu werden. Aber der Rand war so schlüpfrig, daß er beinahe das Gleichgewicht dabei verloren hätte, wie er sich vornüberbeugte und die kleine, blaue Gummikugel heraufbalancirte.

„Hollah!“ rief er und sprang noch im richtigen Augenblick zurück, lachend den Ball auf den Rasen schleudernd. Dabei aber streifte er mit dem Hute den Ast einer am Ufer stehenden Pappel, und ehe er sich's versah, schwamm der blinkende Cylinder auf der braunen Fluth dahin wie ein vom Orkan auf die Seite gelegter, dem Untergange geweihter Dampfer.

Hertha ließ einen hellen Schrei des Schreckens erschallen, während er sich vergebliche Mühe gab, diesen neuen Durchgänger zurück zu bringen. Lange dauerte es nicht, so hatten sie auch Publikum: Kinder und Hausbediente, die sich an der lustigen Jagd betheiligten, bis das schwarze Ungeheuer endlich an den Rand bugsirt war und dem nassen Elemente triefend entnommen werden konnte.

„Ja, nun weint er über seinen schlechten Streich!“ sagte Hellmuth launig zu den ihn aufmerksam beobachtenden Kindern, worüber diese natürlich in ein helles Gelächter ausbrachen. Hertha hatte ihr Taschentüchlein schon bei der Hand und wollte trocknen helfen, was übrigens keine allzu glänzenden Resultate gezeitigt hätte; denn das Bad war ziemlich gründlich gewesen.

Da trat die Frau des Hauses zu der Gruppe; ein leises Lächeln flog über ihr Antlitz, als sie die Kinder alle um den jungen Mann versammelt sah. Kinder haben einen so feinen Instinct. Dieser Niehus war sicher ein „prächtiger Mensch.“

„Sie haben Unglück gehabt?“ fragte sie bedauernd. „Aber bemühen Sie Sich doch nicht unnütz; das hilft Ihnen nicht viel. Vielleicht läßt er sich wieder aufbügeln. Vor allem muß er bei mäßiger Wärme getrocknet werden. — Liese! Nehmen Sie ihn mit in die Küche und hängen Sie ihn über den Herd! Aber nicht zu dicht!“

„Gnädige Frau!“ bat Hellmuth. „Der trocknet auch so. Lassen Sie ihn mir nur!“

„Aber weshalb? Sie haben doch Zeit? Und im Salon wartet Ihr Kaffee!“

„Ja, — nein, — — das heißt, ich muß eigentlich fort —“

„O!“ murmelten die kleinen Mädchen betrübt.

„Das finde ich aber nicht nett! Sie sind unser Gast und dürfen nicht vor der Zeit ausreißen!“ erklärte Mama Schlobach wohlwollend.

„Ich würde auch sehr gern bleiben. Aber die Pflicht —“

„Was für eine Pflicht? Wollen Sie noch eine Privatstunde geben?“

Er nickte etwas verlegen.

„Ach, Sie wollten uns doch nachher Tänze spielen, Herr Niehus!“ erinnerte ihn Hertha.

„Dein Fräulein Schwester wird das übernehmen!“ beruhigte er sie.

„Ellinor mit ihren Kopfschmerzen?“ maulte das kleine Fräulein.

„Geht es nicht, wenn ich jemand hinschicke und bitten lasse, die Stunde heute zu verschieben?“ fragte Frau Schlobach.

„Nein, — nein, — wirklich nicht!“ entgegnete er hastig.

„Bei wem ist es denn?“

„Bei, — bei, — äh, — o, ich werde selbst hingehen und darum bitten. Dann läßt es sich vielleicht arrangiren!“ stotterte er in tausend Aengsten.

„Heiii! Heiii!“ riefen die kleinen Mädchen und klatschten in die Hände.

„Gut!“ nickte zufrieden Mama Schlobach. „Fabian geht aber erst, Ihnen einen anderen Hut holen. Er weiß ja, wo Sie wohnen!“

„Um Gottes Willen!“ stieß er hervor und trocknete sich den Schweiß von der Stirn, obgleich sein Taschentuch vom Hut noch klatschnaß war. „Das hätte ja gar keinen Zweck. Ich setze so lange den Cylinder auf und lasse ihn nachher trocknen —“

„Damit die Leute hinter Ihnen herlachen! Nicht doch! Fabian muß so wie so in die Stadt, — also —“

„Wenn ich Sie bitten darf, gnädige Frau, lassen Sie den mit dem Hut —“

„So können Sie doch aber nicht fort!“

„Nun denn, so entschuldige ich mich morgen bei den — äh — Leuten und bleibe!“

„Na, sehen Sie wohl, zureden hilft!“ lachte die alte Dame und ging mit ihm dem Hause zu, während die Mädchen wie ein Schwarm heller Vögel wieder dem Spielplatz zu eilten und Liese sich mit dem tückischen „Tintenproppen“, wie August, der Kutscher, ihn nannte, in die Küche verzog.

„Die Götter wollen Dein Verderben!“ dachte der arme Lieutenant, wie er sich an dem appetitlichen Kaffeetischchen niederließ und Frau Schlobach ihn dabei auf eine Havanna-Kiste aufmerksam machte, die zu seiner Verfügung stehe. „Vorläufig ist es übrigens nicht sehr schmerzhaft!“ —

Mama Schlobach traf gleich, nachdem sie ihren neuen Schützling seiner Havanna überlassen, mit Ellinor zusammen.

„Ich möchte mit Dir reden!“ sagte sie ernst. „Hat Lorenzen schon mit Dir gesprochen heute?“

„Ja. Aber ich erzähle Dir das lieber morgen. Es war nicht von Wichtigkeit!“

„Wieso?“

„Ach Gott, laß mich doch. Ich will den Kindern nachher ein paar Walzer und Polka's spielen und muß mir dazu die Noten zusammen suchen.“

„Das brauchst Du doch nicht. Das besorgt der Herr Niehus!“

Ellinor lächelte ein wenig boshaft. Der Herr Niehus war, Gott sei Dank, über alle Berge.

„Herr Niehus hat sich vorhin entschuldigt; er mußte fort!“

„Ich habe ihn trotzdem hier behalten!“

„Aber Mama!“

„Was erregst Du Dich denn darüber?“

„Das ist nicht recht von Dir. Du hättest ihn gehen lassen sollen!“

„Ja aber weshalb?“

„Ach Gott, weshalb!“ erwiderte sie verlegen. „Der Mann verliert vielleicht eine Stunde dadurch.“ —

„So werde ich ihm doppelten Ersatz verschaffen. Ich finde ihn überhaupt äußerst nett. Er verdient, protegirt zu werden!“

„Wie Du willst!“

„Gewiß, wie ich will! Er wird auch zu Abend bleiben und mit uns speisen.“

„Thu' das nicht, Mama, ich bitte Dich!“

„Ist er Dir nicht gut genug? Ich habe einen sicheren Blick für Takt und Manieren. Er bleibt. Und Du bist freundlich mit ihm! Das bitt' ich mir aus!“

„Wenn Du's durchaus willst! — Kommt Waldemar übrigens nicht?“

„O ja. Aber spät!“

„Und hast Du noch immer keine genügenden Auskünfte über —“

„Laß das heute, bitte.“

„Aber Mama, ich möchte —“

„Warte die Zeit ab und denk' an Dein Wort! — Oder hast Du doch geschrieben?“

„Was ich versprochen habe, halte ich!“

„Das erwarte ich auch von Dir! — Hat er übrigens nicht versucht, Dich persönlich zu treffen?“

Ellinor zögerte mit der Antwort, und eine Gluthwelle überströmte ihr Gesicht. Die Mutter sah ihr scharf in die Augen.

„Also doch!“ sagte sie.

„Aber nicht so, wie Du denkst. Ich war ebensowenig schuld daran wie er —“

„Natürlich. Alles Schicksalsfügung!“

„Wenn Du willst, ja! Du wirst es später einmal erfahren!“

„Und werden sich die Zusammenkünfte wiederholen?“

„Nein! Aber ich bitte Dich nochmals von Herzen —“

„Bitte mich nichts. Oeffne lieber Deine Augen und wähle vernünftig: einen soliden, edlen und dazu liebenswürdigen Menschen, der Dir längst zugethan ist!“

„Niemals!“

„Du bist ungezogen! — Geh!“ —

Arg verstimmt gingen Mutter und Tochter von einander.

IV.

Die Sonne war untergegangen; der Kindertrubel verrauschte. Zierlich knixend hatten sich alle die kleinen Fräulein verabschiedet, den Nachglanz der genossenen Sommerfest-Freuden noch auf den rosigen Gesichtern. Man saß im Speisesaal an der Abendtafel, Frau Schlobach und Ellinor, Lorenzen und Rehna. Waldemar's Platz war noch leer. Endlich aber erschallte seine frische Stimme aus dem Vorzimmer her:

„Na, Fabian, krieg' ich noch ein Butterbrod ab? Oder muß ich hungrig zu Bett?“

„Du kommst ja entsetzlich spät, Waldemar!“ empfing ihn die Mutter vorwurfsvoll.

„Geschäftsärger!“ sagte er, sich leicht zum Gruß verbeugend. „Wir hatten für die Beermann'schen Werften zu liefern und können nun nicht aufstellen. Sie streiken dort 'mal wieder!“

„Die Werftarbeiter?“ fragte Lorenzen, blaß werdend, und legte Messer und Gabel hin.

„Allerdings! Ueber tausend Mann!“

„Wo ist das denn?“ erkundigte sich die Mutter.

„Oben an der See. Sie bauen ausschließlich Kriegsschiffe, von denen Du nichts wissen willst!“

„So eine Bande!“ stöhnte Lorenzen. Er war offenbar in einem Zustande äußerster Erregung.

„Was ereifern Sie Sich bloß, Lorenzen?“ fragte Waldemar. „Desto weniger Seeschlachten können ja geschlagen werden. Die obstinaten Gesellen sind doch halb und halb Ihre Bundesbrüder, wenn auch nur unfreiwillig!“

„Ich danke für diese Bundesbrüderschaft!“ rief Lorenzen ärgerlich. „Aufsässiges Gesindel ist es, das nie genug bekommen kann! Man sollte das Militair einschreiten lassen, um sie zur Raison zu bringen!“

Ueber Rehna's Gesicht flog ein Schimmer von heimlicher Freude, als er sich möglichst trocken erkundigte:

„Das überflüssige Militair?“

Ellinor warf ihm einen warnenden Blick zu, aber er sah ihn nicht, weil er die Wirkung seines Einwurfs beobachten wollte. Ein gereizter Ausdruck legte sich auf das sonst so glatte Antlitz Lorenzens, und mißmuthig zischte er hervor:

„Mischen Sie Sich nicht in fremde Angelegenheiten, Herr!“

„Aber Ruhe, Lorenzen!“ bat Waldemar. „Was haben Sie denn? Sie sind ja ganz aus dem Häuschen!“

„Ach was, da soll man nicht wüthend werden! Der Streik kostet mich mehr, als Sie ahnen können. Dreißigtausend Mark setze ich wenigstens zu! Da dankt man wahrhaftig für faule Witze!“

„Ja, sind Sie denn direct dort engagirt?“

„Leider Gottes ja!“

„Entschuldigen Sie nur,“ sagte Rehna jetzt, dem auch der Zorn ein wenig ins Blut gestiegen war; „ich konnte doch nicht wissen, daß ein so zweifelloser Friedensfreund mit seinem Gelde Panzerschiffe bauen hilft!“

„Kümmern Sie Sich lieber um Sonaten und Etüden! Was geht Sie mein Geld an!“ schnaubte Lorenzen empört. Aber der „gräßliche Mensch“ ließ sich durchaus nicht verblüffen, und es that Mama Schlobach jetzt wirklich heimlich leid, daß sie ihn nicht doch mit seinem aufgeweichten Cylinder hatte ziehen lassen.

„Nichts, Herr Lorenzen!“ sagte er mit jenem Anfluge von Humor, der in solchen Situationen wie das rothe Tuch auf den Stier zu wirken pflegt. „Da haben Sie vollkommen recht. Mich interessirte auch nur Ihre Friedensliebe, die plötzlich nach Soldaten schreit, wenn eine brave Dividende in Gefahr geräth!“

„Herrrr!“ knirschte Lorenzen, glühend vor Zorn. Und kalt wie ein Kneipp'scher Guß floß es darauf von Rehna's Lippen:

„Ich stehe Ihnen jederzeit gern zur Verfügung!“

Die Hausfrau war außer sich über diese Scene. Dieser Klavierlehrer war ja abscheulich. War es nicht lächerlich, was er da zuletzt gesagt hatte? Und trotzdem, — es hatte geklungen, wie von einem geborenen Edelmann. Lorenzen hatte sich aber auch eine Blöße gegeben, die unverzeihlich war.

Sie trat an ihn heran, um der Situation eine andere Wendung zu geben.

„Sind Sie denn wirklich dabei so in Mitleidenschaft?“ fragte sie leise.

„Gewiß!“ antwortete er, nervös mit den Fingern trommelnd.

„Ich verstehe das nicht!“ entgegnete sie, offenbar verstimmt.

„Gnädige Frau, Geschäft!“ sagte er und zuckte die Achseln. „Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihr gastliches Heim jetzt verlassen muß. Aber ich habe es wirklich eilig! Später erkläre ich Ihnen einmal, wie das zusammenhängt! — Leben Sie wohl! — Auf Wiedersehen, Fräulein Ellinor! — Gute Nacht, Waldemar!“

Und nach einer kurzen, steifen Verbeugung gegen Rehna schritt er zur Thür hinaus, jede Begleitung abwehrend.

„Wer ist denn eigentlich der forsche Kerl, der Deinem geliebten Lorenzen da so niedlich die Wahrheit gesagt hat?“ fragte hastig Waldemar seine Mutter, während Ellinor den Augenblick benutzte, „Herrn Riehus“ ihre vollste Mißbilligung zuzutelegraphieren.

„Der neue Musiklehrer. Hagen konnte ja nicht, weil er eine schlimme Hand hat. Ich habe ihn unvorsichtiger Weise zum Bleiben genöthigt, weil er mir anfänglich sehr gefiel und auch sein Hut in's Wasser gefallen war. Und nun fängt er solche Sachen an!“

„So unrecht hatte er gerade nicht!“

„Es ist mir aber furchtbar peinlich. Vielleicht empfiehlt er sich bald. Hoffentlich ist sein Hut jetzt trocken. Ich werde Fabian 'mal darnach schicken!“

„Und wie heißt diese musikalische Brennessel?“

„Riehus, glaub' ich.“

„Riehus? Nein. Den kenne ich nämlich zufällig.“

„Aber freilich. Fabian ist doch in seiner Wohnung gewesen!“

„Hm, — das wäre doch komisch. So kann sich unmöglich ein Mensch in drei Tagen zu seinen Gunsten verändern! Aber das wollen wir gleich haben!“

Und mit einer höflichen Verbeugung gegen Rehna nannte er seinen Namen, um diesen zu dem gleichen Act zu veranlassen. Rehna murmelte aber nur etwas sehr Verschwommenes durch die Zähne. Er hatte vor, den gordischen Knoten zu zerhauen und wartete auf einen zustimmenden Blick Ellinor's.

„Riehus?“ fragte Waldemar indessen und that so, als ob er gar nichts anderes hätte verstehen können. „Aber Mensch, wie haben Sie Sich verwandelt. Das ist ja großartig! — Das Kunststück mit dem Schellenaß, was Sie uns vorgestern auf der Kegelbahn gezeigt haben, müssen Sie mir übrigens nachher nochmal vormachen!“

Rehna schwitzte fast Blut. Er wartete jetzt den Blick Ellinor's nicht mehr ab.

„Sie sind im Irrthum, Herr Schlobach!“ erklärte er laut, und man hörte es seiner Stimme an, wie wohl es ihm that, endlich die Wahrheit zu sagen. „Ich bin nicht der Herr Riehus, für den Sie mich halten, und ich kann auch keine Kartenkunststücke!“

„Ah, —“ sagte Waldemar mit einem triumphirenden Blick auf seine Mutter, deren Augen immer größer wurden, während Ellinor sie ängstlich beobachtete.

„Ja, aber, —“ stammelte Frau Schlobach.

„Gnädige Frau, verzeihen Sie mir armem Sünder. Ich kam, weiß Gott, in einer ganz anderen Absicht zu Ihnen, als Kindermusik zu machen und Ihnen schließlich die Abendtafel zu stören. Aber Sie haben das Mißverständniß selbst angezettelt, als Sie mich an der Pforte so liebenswürdig in Empfang nahmen und mir erzählten, daß Ihr Fräulein Tochter mich schon vom Fenster aus gesehen und mit Schmerzen erwartet hätte! — Daß es Ihre Elfjährige war, erfuhr ich nicht früher, als ich Polonaise spielen sollte!“ —

„Ja, aber um Gottes Willen, wer sind Sie denn?“ fragte ganz geknickt über ihren fatalen Irrthum die Hausherrin.

„Ich bin, — ja es hilft nun einmal nichts, — der Lieutenant Hellmuth von Rehna von den blauen Husaren in Blankenstein,“ erklärte er aufathmend, „und kam mit dem festen Vorsatze, Sie um die Hand Ihrer Tochter Ellinor zu bitten!“

Frau Schlobach sank in ihren Stuhl zurück und athmete schwer. Ellinor eilte zu ihr und beugte sich über sie. Waldemar aber konnte ein frohes, erlösendes Gelächter nicht länger unterdrücken.

„Das ist einfach einzig, liebe Mama,“ rief er vergnügt. „Du hast ihn wirklich für den Klavierpauker Riehus gehalten und —“

Ein herzliches Lachen überwältigte ihn wieder; er konnte nicht weiter sprechen. Die alte Dame richtete sich auf; sie war ärgerlich über sich, mehr noch über den Sohn, der die Sache so von der lächerlichen Seite nehmen konnte.

„Warum haben Sie mir denn nicht nachher gesagt, daß —“

„Daran war ich schuld!“ erklärte Ellinor tapfer. „Ich wollte nicht, daß Du zu den Aufregungen dieses Tages diese Begegnung haben solltest, umsoweniger, als Deine Erkundigungen noch immer nicht zu einem Resultate geführt hatten!“ Hier pfiff Waldemar leise vor sich hin. „Herr von Rehna hätte unser Haus auch längst wieder verlassen, wenn nicht der fatale Zwischenfall mit dem Hute gekommen, und Du ihn nicht geradezu festgehalten hättest!“

Frau Schlobach wiegte den Kopf hin und her. Sie wußte nicht, was werden sollte.

„Gnädige Frau,“ sagte jetzt Rehna warm, „es scheint fast, als hätte es das Schicksal nicht anders gewollt. Ich war wirklich wie sein willenloser Spielball heute bis auf den Schluß, wo mir mein Uebermuth einen Streich gespielt hat, dem die zwei Seelen in Herrn Lorenzen's Brust so komisch vorkamen! — Sie haben über mich Auskünfte eingeholt, — allzu Arges kann Ihnen dabei doch nicht zu Ohren gekommen sein?“ —

„Im Gegentheil, dächt' ich!“ warf Waldemar aufmunternd ein und sandte Ellinor einen fröhlichen Blick zu. „Und Deinem lieben Lorenzen hast Du doch vorhin auch einmal in die Karten sehen können!“

„Ich frage also feierlich,“ fuhr Rehna fort: „Wollen Sie mir Ihre liebe Tochter Ellinor anvertrauen?“

„Mutter, liebste Mutter!“ bat Ellinor, die alte Dame umschlingend. „Sage nicht Nein!“

Frau Schlobach kämpfte noch einen kurzen Kampf; dann sagte sie, sich ergebend:

„Nun denn, so sei es!“

Inniger hatte Ellinor die Mutter wohl niemals geküßt. Das empfand sie auch gerührt und reichte daher dem Bräutigam, der ihr seit seinem Eintritt in's Haus so sympathisch gewesen war, herzlich beide Hände.

„Aber nicht wahr,“ bat sie dabei, „duellirt wird nicht?“

„Auf keinen Fall!“ entgegnete statt Rehna's Waldemar. „Ich werde schon sorgen, daß sie sich vertragen; wenn ich auch nicht Mitglied Deiner ‚Gesellschaft der Friedensfreunde‘ bin!“

Draußen aber stand Fabian, dem der Schluß-Akt dieses denkwürdigen Sommerfestes nicht entgangen war, mit Liesen zusammen und sagte mit unnachahmlicher Ueberlegenheit:

„Fabian hat 'mal wieder recht behalten! Ich hab' es gleich geahnt. Der Riehus is 'ne ganz and're Nummer!“

Nachdruck verboten.

Künstlerische Photographie.

Von Franz Goerke.

Viel umstritten ist in den letzten Jahren die Frage, ob die Photographie eine Kunst sei oder nicht, — eine Frage, die selbst bei den Künstlern zu widersprechenden Urtheilen führte. Die einen lassen das Wort „Kunst“ in der Photographie überhaupt nicht gelten, die anderen zeigen liebevolles Eingehen in das künstlerische Empfinden der Liebhaber-Photographie.

Daß man seit Erfindung der Photographie bemüht gewesen ist, eine gewisse Art künstlerischer Bestrebungen in dieselbe hineinzulegen, zeigen uns schon die alten Daguerrotypien, aber Jahrzehnte vergingen, ohne daß diese künstlerische Seite der Photographie irgend welche wesentliche Fortschritte machte.

Je leichter die Beherrschung der Technik in der Handhabung des Apparates, je leichter die Ueberwindung der mechanischen Schwierigkeiten wurde, desto größer wurde die Zahl der Amateur-Photographen, die zu einer Legion anschwoll. Aber die Meisten von ihnen brachten der Photographie so wenig künstlerisches Empfinden entgegen, sie betrachteten dieselbe als eine Spielerei, als einen lustigen Zeitvertreib, und wenn sie ihr auch alles opferten, Zeit, Geduld und Geld, so fehlte ihnen die Hauptsache: der künstlerisch veranlagte und geschulte Blick, das Verständniß für das Wesen einer künstlerischen Aufnahme.

Da sonderte sich eine kleine Gruppe von der großen Menge der Amateur-Photographen ab, der das Ziel vorschwebte, mit Hülfe der Camera Werke von künstlerischem Werth zu schaffen, Werke, die alles Schablonenhafte der Photographie abstreiften und sie zu einem Kunstwerke erheben sollten. Ihre Werke verzichteten auf photographische Treue und Schärfe, „das Detail, das auf jeder ‚gut gelungenen‘ Photographie früher die Hauptsache war, wurde vernachlässigt zu Gunsten der großen Form, die Trivialität zu Gunsten des inneren Gedankens.“ Die blanke, glatte Photographie, die unsinnige Retouche, die selbst das beste Bild verderben mußte, und die leider heute noch die Fach-Photographie in erschreckender Weise beherrscht, mußte neuen Copir-Verfahren weichen, die uns das Bild als eine Tusch- oder Kreide-Zeichnung darstellten. Der Gedanke, die Stimmung, das Gefühl beherrschten fortan das Bild.

In den photographischen Clubs in England und Amerika, in Frankreich, in Belgien, in Wien und in Hamburg haben sich derartige kleine Künstler-Genossenschaften gebildet, die zielbewußt vorwärts streben, und was sie erreicht, das zu bewundern, hatten wir in den beiden letzten Jahren auch in Berlin Gelegenheit.

Im vergangenen Jahre war es die Ausstellung des Wiener Camera-Clubs in der Urania, dessen hervorragendste Mitglieder mit ihren besten Bildern in derselben vertreten waren. Die Ausstellung erregte berechtigtes Aufsehen. Sie war eine Vorläuferin der Ausstellung für künstlerische Photographie, welche im Februar d. J. in der Königl. Akademie der Künste in Berlin stattfand. Die Akademie hatte ihre Säle einer photographischen Ausstellung geöffnet, der Ehrgeiz, gerade an dieser Stelle dem Publicum die neuesten Errungenschaften der photographischen Kunst zu zeigen und sie dadurch auch bei der großen Kunst gewissermaßen hoffähig zu machen, war befriedigt.

Die Ausstellung gab in jeder Hinsicht ein vortreffliches Bild der künstlerischen Photographie und brachte die verschiedenen Richtungen zu prägnantem Ausdruck, den die Künstler-Photographen einschlugen, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Die verschiedenen Schulen der einzelnen Länder hoben sich scharf von einander ab. Die einen führten uns in großen, prächtigen Blättern die hervorragende Technik des Gummidruckes vor, deren Meister der Wiener und der Hamburger Schule angehören, die anderen zeigten uns die Vorzüge des Platin-Drucks, — hier waren es die Engländer, die Altmeister der künstlerischen Photographie, die zum Theil Bewunderungswürdiges einsandten; leicht und graziös waren die Werke der Franzosen, kurz, jedes Land zeigte in seinen Werken eine ausgeprägte Eigenthümlichkeit. Ja noch mehr, zwei Schulen sonderten sich scharf von einander ab: die alte Schule und die neue Schule.

Unter den von den Deutschen ausgestellten Werken fielen die Akt-Studien des Herrn W. von Gloeden-Taormina durch die Eigenart ihrer Auffassung auf. Er nannte sie Bilder aus Alt-Rom und Hellas. Von Gloeden versteht es vortrefflich, seine Akte zu wählen und zu stellen. Unter Hunderten von Blättern, die mir vorlagen, ist auch nicht ein einziges, das jene Grenze überschreitet, wozu die Akt-Aufnahme zu leicht Gelegenheit bietet, namentlich der männliche Akt. Klassische, reine Linien giebt er den Körpern, und nie wird die Bewegung zur Pose. Dazu kommt die Wahl des Hintergrundes zu seiner lebenden Staffage. Der Aetna, die süditalienische Landschaft, die üppige, südliche Vegetation, die Denkmälerreste der klassischen Vergangenheit, sie alle halfen ihm das Bild einrahmen, sie gaben den stimmungsvollen Hintergrund zu dem stimmungsvollen Bilde.

Bei den von Gloeden'schen Bildern kann man weder von einer alten, noch von einer neuen Schule der Photographie sprechen. Nach den Grundsätzen der modernen Richtung gehören sie der alten Schule an, aber jener guten, alten Schule, die in jedem Bilde den feinfühlenden Künstler, den Blick eines geschulten Künstlerauges verräth.

Nachdruck verboten.

Abseits.

Plauderei von Friedrich Meister.

Wer ist nicht schon gern einen Fußpfad gewandelt, einen einsamen, schmalen Pfad durch Sand und Haide, durch Wiese und Wald, über Tiefen und Höhen? Keinen Richtsteig, den der eilige Wanderer einschlägt, um, wenn auch über verbotenes Gebiet, schneller ans Ziel zu gelangen, sondern einen richtigen Fußpfad, einen Schlenderweg, bei dem man nicht fragt, wohin er führen mag.

Der Reiz eines solchen Fußpfades liegt in ihm selber, in seiner Verheißung, uns etwas zu geben, was die breite, staubige Heerstraße uns nicht geben kann. Wir wissen, daß hier der Förster zu gehen pflegt, und der Fischer, auch wohl der Poet, ab und zu auch ein Milchmädchen, und in den Ferien kommen streifende, romantisch gesinnte Knaben mit grünen Botanisir-Trommeln und Butterbroden, und im Kopfe den Lederstrumpf und den Waldläufer, hier entlang.

Solch ein Fußpfad hat und behält immer seinen Charakter, die Straße dagegen trägt den der Menschen, die an ihr wohnen und auf ihr hinschreiten. Eine Eigenart erhält sie erst, wenn sie zur Gasse zusammenschrumpft und als solche sich dem Wesen des Pfades wieder nähert.

Seine Regellosigkeit allein verleiht dem Fußpfad schon die Hälfte seiner Poesie. Er ist entstanden durch soviel „im Walde so vor sich hingehen,“ durch soviel „an nichts zu denken gesonnen sein,“ durch soviel Müßigsein und durch soviel Augenblickslaunen, daß alles Geradlinige, alles Berechnete, alles Vorschriftsmäßige fortgeblieben ist.

Auch die Landwege unserer Mark, und wir zweifeln nicht daran, auch die aller übrigen Länder, sind meist nur vergrößerte Fußpfade, krumm, eigenwillig, launisch und poetisch. Jenes Gesetz, nach welchem sich Schilf und Röhricht in welligen Kurven am Rande der Gewässer dahinziehen, das den Ufern selber die lieblichen Krümmungen nach außen und nach innen vorschreibt, es führt einen ständigen Kampf gegen Zäune und Heerstraßen und anderes schnurgerades Menschenwerk und zwingt sie zuletzt doch in die ewig ihre Geltung bewährende Schönheitslinie.

Nur dieses unabsichtliche Anpassen an alles Vorhandene macht den Fußpfad so lebensfähig, so unauslöschbar. Denn anstatt die Absichten der Natur zu durchkreuzen, schmiegt er sich denselben an; er sucht bescheiden die Schluchten auf, er drückt sich vorsichtig an Abhängen hin und läßt den tückischen Sumpf weitab liegen. Er ist ein trefflicher Parkgärtner; er wählt stets den praktischsten Weg und ist sich dabei wohl bewußt, daß die Grazie nicht ausbleiben wird.

Wenn solchergestalt der Fußpfad in seiner Anspruchslosigkeit die Stellen aufsucht, die allein sich für ihn eignen, so scheint es andererseits, als ob die gesammte Natur freundlich bestrebt sei, ihm zur Erfüllung seiner Bestimmung behülflich zu sein. Der übergetretene Waldbach erkürt sich ihn zu seinem willkommenen Genossen, der im Walde gefangene Wind entweicht auf ihm fröhlich seiner Haft. Fuchs, Reh, Hase, Dachs und Igel wandern auf ihm ihre Straße, das Rothkehlchen nistet gern im Buschwerk an seiner Seite, und Mücken und Schmetterlinge spielen in seinen sonnigen Lichtungen. Im Winter zieht der erste Schnee auf ihm eine weiße Linie durch Wiese, Feld und Wald; wir hören, einsam dahinschreitend, den Schrei der Krähen und sehen in der Höhe zwischen den Wipfeln der Kiefern ihren schwerfälligen Flug.

Der Fußpfad bringt uns der Natur so nahe, daß wir ihren Herzschlag spüren können. Keine Heerstraße, nicht einmal ein Landweg, ist im stande, uns die Einsamkeit so zu erschließen.

Es giebt in der Natur tausendfältige, wunderbare Analogien, gleichsam Reime auf Vogel und Blüthe, auf Sonnenstrahl und

Farnkraut, Geheimnisse, die man nur auf den verborgensten Pfaden finden kann, auf Pfaden, die zu dunkeln, stillen Bächen hinabführen, über denen die schwarzblauen, schimmernden Libellen schweben. Woher die seltsam wundervolle Uebereinstimmung und Aehnlichkeit zwischen diesen schönen, scheuen Geschöpfchen und der feuchtklaren, sonnenstrahl-durchschossenen Finsterniß, in der sie weben? Und ist diese Analogie nicht ebenso unverkennbar, wie die zwischen der dörrenden Hitze des Hochsommers und dem schrillen Gezirp der Heimchen auf den trockenen Feldern, die der brütenden Gluth gleichsam die Stimme verleihen?

Es sind dies Andeutungen von Fragen, die kein Weiser beantworten kann, und zu deren Lösung der Dichter erst geboren werden muß.

Fußpfade in der Wildniß erzählen uns, daß auch hier Menschen wohnen und wandeln; in der Oede der Wüste predigen sie uns Menschenbrüderschaft und Gleichheit vor der Natur. Die Pfadlosigkeit des Oceans aber macht uns die Einsamkeit des großen Wassers so unheimlich und läßt unseren Blick so gern auf der Spur weilen, die sich für Augenblicke an den Kiel des Schiffes heftet.

Wie eifrig verfolgen wir von hoher Bergesfirn die Straßen, welche die Ortschaften in der Ebene drunten verbinden! Ungastlich und fast mürrisch abweisend erscheinen uns ferne Städte und Dörfer, bis wir den Weg gefunden, der sie unter einander und mit uns selber in freundliche Beziehung bringt. Und je schmaler der Weg, desto traulicher und anheimelnder ist er uns. Der eiserne Schienenweg repräsentirt die Macht des Kapitals und der regierenden Gewalt; die schattenlose Heerstraße gemahnt uns an das Treiben der Welt mit seinem Ebben und Fluthen; der Fußpfad allein zeigt uns, was dem Einzelnen nöthig ist. Sein Charakter verbindet ihn mit allem, was demüthig und reizvoll ist. Da kommt der Knabe mit seinem Hündchen daher, das Mädchen mit den Blumen und dem gesammelten Reisig, der schmucke Jäger, der bescheidene Hausirer, der promenirende Pastor, der heimkehrende Soldat, — lauter liebes, munteres Volk.

Auch über bestellte Felder führt uns der Fußpfad und dicht hinter die Häuschen und Hütten der Landleute; wir thun absichtslos Blicke in das innere Leben und Treiben der einfachen Familien und knüpfen auch wohl vorübergehend eine freundliche Bekanntschaft an mit wackeren, ursprünglichen, unverfälschten Menschen, die uns die große Heerstraße niemals hätte finden lassen; vielleicht auch mit dem rüstig daherschreitenden Landbriefträger, oder mit dem Mütterchen, das am Waldrand Beeren und heilsame Kräuter gesucht.

Es liegt etwas Gesundes, etwas sehr Berechtigtes in dem Gelüste des Knaben, der sich einmal so recht im tiefen Walde verirren möchte, um dann, bei dem eigenhändig angefachten, lodernden Feuer, in irgend einer Wurzelhöhle kampiren und mit Entzücken und Grausen dem Tosen des Nachtsturmes in den Kronen der alten Kiefern und Eichen lauschen zu können. Denn das Leben inmitten der Civilisation ist langweilig und entnervend, und wir thun wohl, dasselbe gelegentlich mit etwas Außergewöhnlichem, mit allerlei Einbildungen, ja selbst mit etwas zigeunerhaftem Beiwerk zu würzen.

Hat das Leben auf den entlegenen, waldstillen Fußpfaden des Weltgetriebes doch einen so unaussprechlichen, zauberischen Reiz! „Ich entsinne mich der Zeit," so erzählte mir ein bejahrter Forstmann, „als noch ein sonnenheller Frühlingsmorgen genügte, mich mit so wonnigen Empfindungen zu erfüllen, daß ich mich vor Entzücken kaum zu fassen wußte. Einst schritt ich durch den frischgrünen Wald; die Schatten des jungen Laubes spielten auf dem moosigen Boden, und der Duft der Fichten- und Lärchenschößlinge erfüllte die stille, kühle Morgenluft. Und in dieser Gottesherrlichkeit darfst und sollst du dein ganzes Leben zubringen! so jauchzte es in meiner Brust, und da warf ich mich nieder in das Gras und wälzte und rollte mich wie ein Hund, halb toll vor unbändiger Lust und Freude! Später habe ich mir das selige Gefühl jenes Morgens oft zurückgewünscht; aber in solcher Ueberschwänglichkeit habe ich es nie wieder empfunden!"

Nur auf Fußpfaden schreitet unser Geist wie unser Körper langsam und mit geduldiger Gründlichkeit dahin, und hier tritt das Wort des alten Mönches voll in seine Rechte: „Perfectionis via non pervolanda sed perambulanda."

Und noch wollen wir jener Pfade gedenken, die, nur halb erkennbar, in vielfältiger Windung hin und her führen zwischen den moosbedeckten Grabsteinen und den schief lehnenden, rostigen Eisenkreuzen friedevoller, alter Kirchhöfe. Wilde Blumen und langes Gras umwuchern die Postamente, und jeder frische Schößling, jede Knospe erzählt mehr von dem ewigen Leben, als alle die Grabschriften ringsum.

Wo immer wir in Gottes Einsamkeit wandeln, da empfangen wir in dem Verhältniß, wie wir uns geben. Weder des Waldes geheime Tiefen, noch die freien Gipfel ragender Berge gewähren uns Segen, wenn unser Gemüth nicht im Frieden, unser Gewissen nicht in Ruhe, unser Herz nicht in seiner Sonntagsfeier ist. Es sind viele Pfade auf Erden, aber es giebt nur ein Ziel. Schon der alte Heide Plato lehrte: „Der Punkt, in welchem alle Pfade zusammentreffen, ist der Seele wahrer Ruheplatz, das Ende der irdischen Reise."

Das Naeröthal.

(Zu dem Aufsatz „Zur Mitternachtsonne". Seite 131.)

Unsere Kinder

Lieber Herr!

Weil Ihnen so viele Kinder jetzt ihre Bilder schicken, so sagt meine Mutter, soll ich Ihnen auch eins von mir schicken.

Das Bild ist eigentlich für den lieben Großvater in Rostock gemacht worden, denn der hat mir das hübsche Schiffchen geschenkt. Das hat er selbst gebaut. O, der kann gar feine Schiffe machen, die richtig auf dem Wasser fahren können.

Wenn wir in den großen Ferien an die See gehen, dann nehme ich mein Schiff auch mit und lasse es auf dem wirklichen Meere fahren, jetzt habe ich es nur immer in der großen Badewanne probiren können.

Es grüßt Sie

Hamburg. Rudi Schneider.

Redactions-Post.

Helene G. in Chemnitz. — Beklagen Sie Sich nicht über die Bahnsteig-Sperre. Sie werden Sich mit der Zeit nicht nur an diese Einrichtung gewöhnen, sondern Sich auch mit ihr befreunden. Wie viele Leute promenirten früher auf dem Bahnsteig, die dort absolut nichts zu suchen hatten, und der Reisende hatte Mühe, sich durch das Gedränge hindurch zu winden. Jetzt ist es doch weit besser. Und dann bedenken Sie, wie viele Eisenbahn-Beamte früher bei der Prüfung der Fahrkarten im rollenden Zuge ums Leben gekommen sind! Auf den preußischen Staatsbahnen wurden im Jahre 1890 sechs, 1891 fünf, 1892 neun, 1893 drei Schaffner bei dieser Beschäftigung getödtet; seit Einführung der Bahnsteig-Sperre aber sind keine derartigen Unglücksfälle mehr vorgekommen.

Neugierige in Reval. — Von einer liebenswürdigen Abonnentin in Madrid wurde uns mitgetheilt, daß der Stierkämpfer Guerrita im vorigen Jahre etwa 400000 Pesetas (etwa 370000 Mk.) verdient habe. Der Beruf ist also sehr einträglich, aber —!

Frau v. St. in Göttingen. — Als Curiosum theilen wir Ihnen mit, daß sich in Shi-Tsun in China eine Brücke aus Bambusrohr befindet. Diese Brücke ist als Hängbrücke durchgeführt und besteht aus Kabeln von doppelter Armesdicke, welche aus je acht Bambusrohren gewunden sind. Die Spannweite beträgt neunzig Meter. In Abständen von einundeinhalb Meter sind Querträger aus Bambus angeordnet, die ein Flechtwerk, ebenfalls aus Bambus, tragen. Die Brücke ist sehr fest, geräth bei starken Winde aber in heftige Schwingungen.

Hausfrau in Kufstein. — Es haben sich, gleich Ihnen, schon viele Leute Sorgen gemacht, was die Menschen wohl anstellen würden, wenn es keine Kohlen mehr gäbe. Wir können Sie aber beruhigen, denn wenn die Kohlenlager erst erschöpft sind, dann ist die Technik sicher so weit vorgeschritten, daß das werthvolle Brenn-Material entbehrt werden kann. Vorläufig hat es noch gute Weile damit: Europa hat noch für achthundert Jahre Vorrath (560000 Millionen Tonnen), Amerikas Reichthum hält noch länger vor (684000 Millionen Tonnen), und Chinas Kohlenlager sollen so unermeßlich sein, daß die Zeit der Erschöpfung nicht annähernd zu bestimmen ist. Sind diese Vorräthe aufgebraucht, dann versteht man vielleicht, die unter dem Meeresboden lagernden Kohlen zu heben. Sie sehen, wir brauchen in Rücksicht auf unsere Nachkommen noch nicht zu sparen.

Alpenrose in St. Johann. — Sie sind zwar sehr bescheiden, aber es thut uns sehr leid, auch Ihre bescheidenen Wünsche nicht erfüllen zu können, denn Ihre Gedichte sind noch nicht druckreif. Es ist zwar sehr hübsch, wenn sich alles reimt, aber der Reim allein thut's noch nicht.

Helene B. in Sondershausen. — Der Name Loh bedeutet Wald und ist von lucus, heiliger Hain, abgeleitet. In Bayern giebt es eine Menge Ortsnamen, die mit Loh und auch mit den aus Loh entstellten Formen Loch, Lach und Laich zusammengesetzt sind, z. B. Lohkirchen, Lochhausen, Bonlach, Katterlaich u. s. w.; bei allen jenen Orten befinden oder befanden sich Wälder, die in früheren Zeiten dem religiösen Kultus geweiht waren. Der sagenreiche Erk-Loh bei Regensburg z. B., den Karl der Große zerstören ließ, war unzweifelhaft dem Kriegsgotte Erch geweiht; der schwäbische Ziu hieß bei den Bajuvaren Er, Erch (Irchtag, Irtag = Ziustag, Zinstag = Dienstag). Noch im elften Jahrhundert schrieb Arnold von St. Emeran bezüglich des Erch-Loh, daß die Bauern das Fällen von Bäumen in vormals „heiligen Hölzern" für ein Vergehen hielten.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den litterarischen Theil: H. Hein; für den technischen Theil: A. Grosse, beide in Berlin; — für Oesterreich-Ungarn: Robert Mohr, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 18, I. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). — Berlin und Wien, 15. September 1899. — Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). XXVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Liebe.

Novelle von Luise Westkirch.

(Schluß.)

Buschwender trat schweigend zurück. Kathrin aber lief und lief. Bald fand sie, die sie suchte. Wie sie plötzlich verschwunden gewesen waren, so tauchten sie unversehens wieder auf. Ihr war der Athem knapp, als wäre sie einer großen Gefahr entronnen. Aber sie lachte und sprach laut. Zu dumm, diese Männer mit ihrer Lieb'! Was eine Frau von ihnen verlangte, das thaten sie pünktlich wie die Hampelmänner, die man am Faden zieht: „jetzt zappelst, und jetzt haltst Ruh'." Wohlverstanden, ihre eigene Frau mußte es nicht sein, die zog; nach der Hochzeit versagte der Faden. Sie hätte an Buschwender's Platz sein sollen, allein mit dem Mädchen, nach dem er verlangte, und dies Mädchen, so erregt und warm und täppisch offen, wie sie's gewesen war! — Aber es war gut, wie es war; sehr gut!

Während sie sprach und lachte, sah sie den grünen Waldfleck vor sich, die tief hängenden Buchenzweige, die rauhe Rinde des gefällten Stammes zwischen hochragendem Kraut, das Wässerchen, das sonnbetupft hinsickerte. Es war wie eine Vision, wie ein Alpdrücken. Es reizte sie, es machte sie toll.

Großmutter erzählt. Nach dem Gemälde von Paul Wagner.
Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.

Als sie, in die Waldwirthschaft zurückkehrend, Buschwender vorfand, der stumm und demüthig, mit traurig vorwurfsvollem Blick sich zu ihr gesellte, regte sich etwas in ihr wie Haß. Sie that, als sähe sie ihn nicht, sie wandte sich an die anderen Burschen, besonders an Schreiber, spielte kokett mit seiner Rosenknospe, schaute ihn so strahlend an, wie sie nie einen Mann angesehen hatte, und sah ihn gar nicht, und wußte nicht, was sie sprach, sah nur den anderen und dachte: „Der verträgt alles! Wie thust Du ihm weh, so weh, daß er's nicht mehr verträgt?"

Da man nun aufbrach, stand plötzlich Buschwender wieder neben ihr.

„Noch zwei Worte, Fräulein."

Sein Gesicht sah finster aus. Eine plötzliche Angst ergriff sie.

„Ich wüßt' wirklich nit, Herr Buschwender. Gered't haben wir doch genug mit einander."

Er hörte nicht auf ihre Einrede. Er hatte ihre Hand gefaßt, fest wie in einem Schraubstock, und zog sie auf den wenig betretenen Pfad, der um den Wirthschaftsgarten herum lief.

„Was Sie mir anthun, Fräulein Kathrin, das ist nicht schön und nicht recht," sagte er leise. „Aber davon wollen wir jetzt nicht reden."

Eine große Enttäuschung löste das Zittern ab, die jähe Schwäche, die sie bei seinem energischen Vorgehen ergriffen hatte. Davon wollte er nicht reden? Davon nicht? — Aber dazu hatte er doch Grund, der Narr! Wovon denn?

„— Auf das, was Sie Sich selbst anthun, will ich als ehrlicher Freund Sie aufmerksam machen. Sie haben Sich heut' Abend nicht betragen, wie es einem anständigen Mädchen ziemt. Einige fangen schon an, Sie nicht mehr dafür zu halten, und das Ende, wenn Sie auf diesem abschüssigen Weg verharren, ist, daß Sie aufhören werden, es zu sein."

Jetzt kochte ein besinnungsloser Zorn in ihr auf. So kühl und klar und schulmeisterhaft kanzelte er sie ab, er, dessen Herz sie voll eifersüchtiger Leidenschaft glaubte, blutend von ihren grausamen Krallenhieben! In diesem Augenblick schien's ihr, als könne sie ihn erwürgen.

„Erlauben Sie, Herr Buschwender —"

„Nein, ich erlaube Ihnen nicht, Sich zu Grunde zu richten, wenn ich Sie daran verhindern kann. Sie scheuen die Mühsal eines Hauswesens, die Brutalität eines Mannes in der Ehe; unter dem Druck der Rechtlosigkeit und Schande außer der Ehe wird beides noch in ganz anderem Maß auf Ihnen lasten."

Vor ihren Augen tanzten rothe Flammen. „Was ich zu thun habe, weiß ich allein," stieß sie hervor und hatte kaum Athem, zu sprechen. „Aber, wenn Sie's durchaus nit lassen können, den Tugendwächter bei einem Mädchen abzugeben, denn so können Sie das näher haben, mein' ich, und bei Einer, die Sie mehr angeht als ich."

Da schrie sie auf. Am Handgelenk hatte er sie herumgewirbelt, zwang sie, ihm in die Augen zu sehen. „Wer ist gemeint?"

Sie schwieg. Der Zorn hatte es aus ihr herausgeschlagen. Gern hätte sie das schlimme Wort zurückgehabt.

Aber er hatte ihre Schultern gepackt und rüttelte sie.

„Antwort! Antwort! — Auf wen geht's? Auf — auf meine Schwester?"

Er that ihr weh. „Ja!" stieß sie trotzig hervor.

„Lügnerin!"

Sie antwortete nicht.

„— Und er?" fragte er weiter. „Er?"

„Ach, lassen Sie mich aus!"

Sie versuchte, sich loszuringen. Er drückte sie an sich, daß ihr der Athem verging, seine Hand zuckte nach ihrer Kehle, als wollte er sie erwürgen. „Ich bring' Dich um! — Wer?"

„Wenn Sie's denn durchaus wissen wollen, — der junge Herr Ritter."

„O Du! — Und an so Eine wirft man sein Herz weg, an so Eine! Ein Mädchen, das ihr so herzlich entgegenkam! Es ist gemein, schmutzig! Pfui! —" Er besann sich. „Wem hast Du Deine höllische Lüge schon eingespritzt? — Antworte! — Wem?"

Sie rang nach Luft. „Keinem! Auf Ehr' und Seligkeit! — Und hätten Sie mich nit so wild gemacht eben — Lassen Sie mich los, ich bitt' Sie! Ich erstick' ja!"

Ueber die Hecke her drang das Geschwirr fröhlicher Menschenstimmen. Hier draußen war sie allein mit ihm, und durch das Halbdunkel des sinkenden Tages und der schattenden Bäume sah sie das weiße Gesicht des Mannes über sich leuchten, seine Augen sie anfunkeln in einem Grimm, vor dem sie sich klein fühlte, während wie der Sturmwind seine leise aber scharf gegliederte Rede über sie hinbrauste.

„Elende Kreatur! die für Liebe Gift giebt, — mit Dir bin ich fertig. Vor mir brauchst nicht mehr fortzulaufen. In Ewigkeit will ich nichts von Dir. Aber Eins merk' Dir! Hast Du gewußt, was mir meine Schwester ist? — Natürlich hast Du's! sonst hättest Du mir ja das nicht gesagt, gelogen, nicht gerade das! — Nun denn, ich bring' Dich um, un wenn ich drum sterben muß, ich mach' Dich kalt, wenn Du einer Menschenseele Deine infame Verleumdung wiederholst. Ich spaße nicht. Wahr' Dich. — Und nun, mir aus dem Weg! —"

Er schleuderte sie von sich, so heftig, daß sie, ausgleitend, mit der Stirn gegen einen Baumstamm schlug. Sie taumelte zur Erde. Er sah's nicht mehr. Sie hatte auch nicht geschrieen. Lautlos war sie zu Boden gestürzt, und dort kauerte sie jetzt und wischte das Blut ab, das ihr über das Gesicht lief auf die neue Jacke, ganz langsam wischte sie's ab in einem großen, seltsamen Staunen, das sie hinderte, zu weinen.

Sie hörte, daß Anna nach ihr rief. Sie ließ sie rufen. Sie saß in die Dunkelheit gewickelt wie in einen Mantel, ganz ruhig, mit einem wunderlichen Wohlgefühl im Herzen, das still geworden war in einer gewissen feierlichen Ergebung wie die Bäume um sie her, einem Glück, zu ernst zu Scherz und Lachen, zu tief selbst zur Rede.

Anna, die nicht abließ zu suchen, fand sie endlich und schrie auf, als sie sie auf dem Boden sah, das Gesicht voll Blut.

„Hingeschlagen bin ich halt," erklärte sie, langsam aufstehend, „gestolpert über einen Baumknorzen."

Wo denn Buschwender sei? Man hatte gemeint, sie wäre mit ihm.

„Buschwender? Der wird heimgegangen sein mit der Fräulein Tilli."

Die Frauen bestanden darauf, ihr in der Küche des Lokals das Blut abzuwaschen. Dann brach man auf.

Kathrin that die Lippen nicht auseinander. Aber Doris sagte: ganz gewiß habe sie das Fieber, das sähe man deutlich an den großen, glänzenden Augen, und sie solle nur aufpassen, sonst schlage es ins Hirn, und dann sei der Mensch gleich hin. Mit ihres Mannes Tante sei es gerade so gewesen. Worauf alle Frauen Kathrin beschworen, doch ja aufzupassen.

Die nickte stumm und schlüpfte fort in ihr Haus und ohne Gruß und Wort durch die Küche, vorüber an ihren verwunderten Logis-Wirthen in ihre Kammer, glückselig über den kleinen Raum, den Kasten, in dem sie allein sein durfte.

Inzwischen war Buschwender heimgestürzt, ohne auf seine Schwester zu warten, zu wenig Herr seiner selbst, um eines anderen Gegenwart zu ertragen. Anfangs, während er, das Gewühl froh ermüdeter Spaziergänger durchschneidend, unter den dunkeln Baumkronen hinschoß, war keine andere Empfindung in ihm als Entrüstung, Entrüstung, daß die Verleumdung an seine Schwester sich wagte, Entrüstung, daß gerade das Mädchen, das er liebte, es sein mußte, die das abscheuliche Wort gesprochen hatte. Das würde er ihr nie vergeben, das nicht! Er verachtete sie.

Noch während er in der kleinen Küche auf und nieder rannte, die Heimkehr der Schwester erwartend, wiederholte er sich immerfort, daß er sie verachtete. Von den Wänden glänzten die blanken Pfannen und Kessel auf ihn herab, die leuchtend sauberen Töpfe auf mit zierlich ausgezacktem Papier belegten Borden, Tilli's Werk. Ihr Strickzeug lag in einem hübschen Körbchen am Fenster neben einem Buch, in dem sie abends las. Wie konnte man sie! sie! verdächtigen? Wie konnte man? — Er fuhr zusammen, er blieb stehen, sein Blut floß nun schon ruhiger. Ja, wie konnte man?

Diesmal fragte er's ohne Entrüstung, ganz sachlich. Wie konnte sie? Wie kam sie auf diese, gerade diese ganz bestimmte Beschuldigung? Aus Bosheit, Klatschsucht? Bosheit erfindet Geschichten, sie erfindet keine Namen. Und nun stieg ihm etwas wie eine Feuerkugel die Brust herauf und füllte ihm die Kehle, daß er kaum athmen konnte.

Gegen zehn kam Tilli die Treppe heraufgelaufen. Eilfertig riß sie die Thür auf.

„Bist Du hier, Heini? — Wie hab' ich Dich gesucht! Wo bliebst Du nur. Heinrich! um Gotteswillen! was ist mit Dir?"

Er trat langsam auf sie zu, faßte ihre Handgelenke, zog sie in's Licht der Lampe.

„— Ist's wahr?" preßte er durch die Zähne.

Da stieß sie einen wilden Schrei aus. „Du weißt's! O Gott! Heinrich, was soll aus mir werden?"

Laut aufschluchzend warf sie sich über den Tisch.

Eine furchtbare Pause entstand, ihm schlugen die Zähne auf einander.

„Ich weiß — nicht alles," sagte er endlich langsam. „Rede!"

Und da sie nur fortfuhr zu schluchzen, setzte er hart hinzu: „Zum Heulen wird Dir Zeit bleiben. Jetzt bekenne."

„O," wehrte sie, „Du darfst nichts Schlechtes denken! — Wenn ich Dir's nicht längst gesagt habe, lieber, lieber Heinrich! Glaub' doch nur, ich hätt's gern gethan. Aber er —"

„Er? — Das ist Cäsar Ritter."

„Ja —"

Er lachte wild auf. Keine Lüge! Keine Verleumdung; Wahrheit. „Natürlich, daß er's nicht wollt'!"

„O, wenn Du so hart, so höhnisch mit mir sprichst, — wie soll ich Dir's sagen?" rief sie außer sich.

Mit einer Geduld, die er nur schwer dem in ihm kochenden Fieber abzwang, brachte er es dann heraus.

Cäsar Ritter war ihr auf ihrem Heimweg aus dem Putzgeschäft öfter begegnet, später hatte er sie begleitet, ihr von Liebe gesprochen. Er war kein schlechter Mensch, nur schwach, und er fühlte das selbst. Er brauchte ein Weib, das gleichsam einen moralischen Halt für ihn abgab. Das konnte nur eine sein, die er liebte. Seine Verwandten planten eine reiche Partie für ihn. Aber er liebte sie. Als Lohn für ihre Treue und Verschwiegenheit ließ er hinter Schleiern und geheimnißvollen Hindernissen, fern im letzten Hintergrund der Zukunft die Heirath tanzen, wie man Kindern vor dem Fest die Weihnachtspuppen im Spiegel zeigt. Buschwender schäumte, daß seine kluge Schwester sich in einer so plumpen Falle gefangen hatte.

Und nun hub der heiße Ringkampf zwischen den Geschwistern an, der Mann die Vernunft, die Erfahrung ins Feld führend, den bekannten Ruf des Liebhabers, mit dem Grimm, der schonungslosen Bitterkeit, die aus seinem eigenen Liebesleid quoll, aus der Geringschätzung, mit der er heute auf das Weib schaute. Und sie, die arme Thörin, ihre Liebe vertheidigend; mit Händeringen, mit Schluchzen, mit heiligen Schwüren immer wieder die Reinheit ihrer Beziehungen, die Ehrlichkeit des geliebten Mannes dem höhnisch Ungläubigen betheuernd.

Heinrich Buschwender blieb unerbittlich. Die elterliche Autorität, die seine Auferziehung des hülflosen Kindes ihm verlieh, setzte er voll ein für seinen Willen, befahl, wo es ihm nicht gelang, zu überzeugen. Seine Schwester betrat das Putzgeschäft nicht wieder. Er aber würde morgen mit Cäsar Ritter sprechen. Fiel die Antwort aus, wie er sie voraussah, dann verließ Tilli am nächsten Tag die Stadt, reiste zu einer Verwandten nach Berlin, dort sich nach neuer Arbeit umzuthun. Er hörte auf kein Bitten, er gewährte keinen Aufschub. Er that seine Schuldigkeit. Er rettete sie diesmal, falls sie noch zu retten war. Aber er vergab ihr die Täuschung seines Vertrauens nie.

Ein einsamer Mensch, ging er auf seine Kammer. Als er am nächsten Morgen zur Arbeit antrat, erschien er sich selbst ein Greis.

Er hoffte nichts mehr. Nur etwas zu thun gab's noch für ihn auf der Welt: Cäsar Ritter zur Rechenschaft ziehen, und wenn der ihn hochfahrend und höhnisch abwies, — er ballte die Faust, — je nun, es würde sich finden. Wenn einer nichts mehr zu verlieren hat! — An der Comptoir-Thür auf ihn wartend, sah er die Arbeiter und Arbeiterinnen zum Thor hereinziehen, sah auf Kathrin's Stirn das blutige Mal und erschrak davor wie vor einem Gespenst.

Am liebsten wäre er dem Mädchen gar nicht wieder unter die Augen getreten, aber einmal mußte er sie noch anreden. Er mußte wissen, von wannen ihr die böse Kunde gekommen war. Denn er war entschlossen, ganze Arbeit zu machen, den Funken des Geredes auszutreten, ehe er zur Flamme wurde.

Cäsar Ritter kam nicht. Buschwender mußte an die Arbeit.

Sobald die Frühstückpause begann, stand er wieder an der Comptoir-Thür, lauernd mit heißem Blick. Einmal würde er ja kommen!

Da legte eine Hand sich fest auf seinen Arm. Sich umwendend erkannte er Kathrin. Er starrte sie an, er fand kein Wort. Sie aber sprach leise und herzlich:

„Was wollen Sie auch mit dem? Das is ja, als wenn Sie die Hand in heißen Brei stecken thäten. Zu fassen kriegen Sie nix, bloß die Finger verbrennen Sie Sich!"

„Es muß doch sein," sagte er abwehrend und starrte das Mal an ihrer Stirn an.

Sie blieb neben ihm stehen, schweigend.

Eine Weile verharrten beide ganz stumm. Er rang hart mit sich, er fühlte, es war seine Pflicht, ihr zu sagen, daß sie recht gehabt hatte, ihr abzubitten, und konnt's nicht über die Lippen bringen. Wozu auch? Es war ja nun doch alles aus. Dem zärtlich Werbenden war sie ausgewichen, den brutalen Gewaltmenschen würde sie verabscheuen.

Da machte sie eine leise Bewegung. Er sah ihre großen Augen bittend, in Thränen schwimmend auf sich gerichtet, ihre runde Kinderhand streckte sich zitternd und zaghaft ihm entgegen.

„Es war häßlich von mir. Seien Sie mir wieder gut. Bitte —"

Die Höfe, die Gebäude wirbelten vor seinen Augen.

„Du kommst zu mir? Du bittest mir ab? Du mir?! Kathel —"

„Es laßt mir halt kein' Ruh —"

„So hast Du mich lieb?" Er zog sie an sich. „Du fürchtest Dich nicht mehr vor mir! Du hast mich lieb, trotzdem —"

Sie schüttelte den Kopf. „Nit trotzdem, sondern deswegen."

„Wie das?"

„Weiß nit. Hast mich halt verhext. Die Lieb is mir angeflogen aus den Funken, die Dein Zorn gesprüht hat, zugleich mit dem Respect vor Dir, der mir aufgestiegen ist aus Deiner gerechten Wuth. Weißt, ich mein', ich hab' die harte Spindel blitzen sehen unter dem weichen Garn, — aber sie hat mir nit mißfallen, beileib nit."

„Und Du vertraust mir jetzt?"

Sie sah ihn an, halb schelmisch, halb scheu. „Leicht auch vertrau' ich nit. Leicht magst mich ärgern und quälen. Leicht magst mir all' das Herzleid anthun, was der Anna ihr Mann ihr angethan hat. Aber schau, wann ich's voraus wüßt' zur Stund', 's wär' drum nit anders. So müßt' ich thun." Sie schlang die Arme um seinen Hals. „Ich könnt's nit ändern, ich hab' Dich lieb." Die Thränen traten ihr in die Augen. „Gelt, so dumm? Nit ein Haar breit gescheidter als all' die anderen! Un dacht's so fein einzurichten."

„Ist Dir's leid?" fragte er sie küssend.

Da lachte sie durch ihre Thränen.

„Nein!"

In diesem Augenblick drängte ein Schwarm Arbeiter aus dem Eßsaal, lachend, schwatzend; ein anderer Schwarm, aus dem Vorhof kommend, begegnete ihm. Ihre Stimmen schwirrten durcheinander, aber die hohe Stimme Schreibers schwebte über allen.

„Kinners, wichst Euch die Stiefel, kauft Euch 'nen neuen Shlips. Sonnabend is Suppe feng (souper fin) bei uns."

„Woll, die ganze Spinnerei soll mit Verlobung feiern," sagte ein alter Spinner. „Bier un Wurst un ein Geldgeschenk für jeden Arbeiter! Anständig is der Alte immer."

„Verlobung?!" Buschwender trat einen Schritt vor. „Verlobung —"

„Mensch, hafte denn geschlafen, daß Du vom hellichten Dage nischt von weißt? Natürlich Verlobung! Der junge Herr Cäsar heirathet doch in 'ne Fabrik am Rhein. Feine Partie, scheint's."

Im Vorüberlaufen hatte es der Mann gerufen. Die zusammengeflossenen Schwärme strömten weiter, einem leeren Schuppen zu, in dem der erste Betriebsleiter das Fest-Programm zu entwickeln schien.

Buschwender stand wie entrückt. „Verlobt — verlobt — ja so!" Da hatte er seine Antwort, klar und einfach und präzis. In ihrer kühlen Bestimmtheit schien sie ihm ein Hohn auf seinen Eifer, seine Leidenschaft. Aufgeregt fuhr seine Hand in die Brusttasche, in der ein Messer steckte, — für alle Fälle.

Da fühlte er wieder Kathrins Finger auf seinen.

„Das ist ja gut, Heinz; das ist arg gut. Das Allerbeste."

Er strich sich über die Stirn. Wie Gespenster vor dem Hahnenschrei, so schwand vor dem Ton dieser Stimme sein Traum von gewaltsamer Vergeltung. Er selbst erschrak jetzt davor. Ja, es war gut. Heilung ist besser als Rache. Die Erbitterung gegen seine Schwester löste sich in diesem Augenblick in Erbarmen. Lieb' ist Lieb', sie sei klug oder thöricht. Wer sie gewaltsam ausreißen muß, läßt ein Stück vom Herzen dabei.

„Arme Tilli!" murmelte er

Und dann wandte er die Augen auf seine junge Braut, deren Zuneigung nicht monatelanges, geduldiges Werben, sondern ein Moment des Jähzorns ihm errungen hatte. Dunkel zog's ihm durch die Seele: Liebe ist immer Räthsel und Zauber. Wer kann sagen, woraus sie geboren wird, woran sie stirbt? Vielleicht starb die Tilli's rasch, vielleicht blühte auf dem Grab doppelt kraftvoll eine schönere auf. Wer in das Reich der Gefühle tief im Herzen tritt, tritt in das Reich der Märchen. Hier geschehen Wunder noch alle Tage. Das Unwahrscheinlichste ist Wahrheit. Er hatte es an sich erfahren, und sein beglücktes Herz war still in Hoffnung für sich und sie.

Nachdruck verboten.

Die Bacillen-Gefahr.

Von Dr. F. Ranzow.

I.

Als Pasteur die von einsichtigen Gelehrten, z. B. unserem berühmten Henle, längst vermutheten Krankheitserreger, die mikroskopischen Kleinschmarotzer, zuerst entdeckte; als unser Robert Koch sie in Reinkulturen zu gewinnen und ihre Lebensbedingungen experimentell zu studieren lehrte; als dann Entdeckung auf Entdeckung in das bisher so dunkle Gebiet der Krankheitsentstehung helles Licht brachte, da ging ein freudiges Aufathmen durch die Menschheit. Und mit vollem Recht! Denn alle echte Wissenschaft ist nichts anderes, als ein Mittel zur besseren „Anpassung" der Menschheit an die Gefahren ihrer Lebensbedingungen. Die Wissenschaft, indem sie die Feinde des Lebens und der Wohlfahrt kennen lehrt, entdeckt gleichzeitig die Förderungsmittel des Lebens und der Wohlfahrt und macht sie zugänglich. Und wenn auch damals noch aus der neuen theoretischen Erkenntniß kein praktisches Hülfsmittel gewonnen war, so wußte doch alle Welt, daß der einzige Weg aufgefunden war, der zu diesen Errungenschaften führen konnte.

Seitdem hat in aller Herren Ländern eine rastlose Phalanx von Forschern das neu erschlossene Feld beackert, in dem heißen Bemühen, den „Stein der Weisen" zu finden, der die Kranken heilt. Manche schwere Enttäuschung haben wir erlebt, von dem Fiasko der Tuberkulin-Impfung an bis auf den heutigen Tag, wo die Erfolge des Behring'schen Diphtherie-Heilserums wieder so zweifelhaft geworden sind. Aber, wenn auch die Arbeit am Krankenbett bisher nicht alle Blüthenträume gereift gesehen hat, so hat doch die vorbeugende Hygiene, derjenige Theil der Heilkunde, der immer mehr alle anderen Zweige an Wichtigkeit überragt, der Bakteriologie die schönsten Erfolge zu danken. Wir wollen hier nur an die Fortschritte der antiseptischen Wundbehandlung und die Wasserversorgung der Großstädte erinnern.

Wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten. Diese Errungenschaften mußten bezahlt werden. Was die Menschheit an praktischen Erfolgen gewann, verlor sie zunächst an moralischer Ruhe. Die nimmer müden Forscher dehnten nämlich ihre Untersuchungen immer weiter und fanden die schädlichsten Bacillen und Kokken überall in Wohngemeinschaft mit dem Menschen. Und weil sie im begreiflichen Ueberschwang der ersten Entdecker vermeinten, der Bacill sei ohne weiteres und überall geeignet, die specifische Krankheit zu erzeugen, darum erhoben sie den Alarmruf und bliesen Reveille zum Aufmarsch gegen die Bacillen.

Die Situation wurde ungemüthlich, und die Menschheit fühlte sich tief beunruhigt. Da fanden sich die Bakterien der Diphtherie, die Löffler'schen Stäbchen, in Mund- und Rachenhöhle eines sehr großen Procentsatzes vollkommen gesunder Kinder in „voller Virulenz"; da fanden sich die Doppel-Kokken, die als Erreger der Lungenentzündung und der furchtbaren epidemischen Genickstarre erkannt waren, in der Nase und den Schnupftüchern ganz gesunder Erwachsener; da fand sich namentlich der böse Tuberkel-Bacill vollgiftig im Staube aller Orte, die von vielen Menschen besucht werden, in Hotelzimmern, Eisenbahn- und Straßenbahn-Wagen. Die Menschen fühlten sich von unsichtbaren Mörderscharen umlauert und verloren den Humor; ein verzweifelter Kampf gegen die Schädlinge begann, die „staubfangenden" Geräthe wurden verbannt, vom Makart-Bouquet bis zum Smyrna-Teppich, häusliche und öffentliche Reinlichkeit erhielten einen neuen Anstoß.

So erfreulich dieses letztere Ergebniß nun auch war, denn Licht, Luft, Wasser und Seife kann man nie genug anwenden, so unerfreulich war doch die Seelenstimmung, aus der heraus diese Maßregeln getroffen wurden. Das Gefühl der Unsicherheit, der Lebensbedrohung setzt die Kraft des Körpers stark herab und ist durchaus geeignet, gesunde Leute krank zu machen.

Allmählich gewöhnte sich indes die Kultur-Menschheit an die Bacillen-Gefahr. Man hörte ruhiger die Vorschläge einseitiger Desinfections-Fanatiker an, die factisch darauf hinausliefen, die Kulturländer unter Karbol und Sublimat zu setzen und jeden Bacillen-Besitzer unter Quarantaine zu stellen, bis er seine Einquartirung los sei, nach der humanen Methode der mittelalterlichen Leprosen-Hospitäler. Diese Beruhigung war zunächst bloß eine Folge aus dem allgemeinen „Gesetze des Reizes", nach dem nicht die absolute Höhe des Reizes empfunden wird, sondern lediglich der Unterschied gegen den vorhergegangenen Zustand. Gerade so wie sich die Anwohner des Vesuv an die Gefahren der vulkanischen Eruptionen gewöhnt haben, gerade so, wie sich Artilleristen, Feuerwerker und Bergleute an die Sprengstoffe gewöhnen, gerade so gewöhnte sich die Menschheit an die Bacillen-Gefahr. Aber darüber hinaus war die größere Sorglosigkeit doch das Verdienst des gesunden Menschenverstandes, der den einfachen Schluß zog: „Wenn die Berührung mit den Bacillen genügte, um die Krankheit hervorzurufen, so müßten wir ja längst alle todt sein. Da wir aber in der großen Mehrzahl nicht einmal erkranken, so können die Bacillen nicht gar so gefährlich sein!"

Dieser Schluß ist unanfechtbar. Thatsächlich braucht es mehr, als die Berührung eines Menschen durch den Mikro-Parasiten, um die specifische Krankheit zu erzeugen: es gehört noch die „Empfänglichkeit" des betroffenen Menschen für den Schmarotzer dazu, die „Disposition" für die Erkrankung, wie man früher sagte, um wenigstens ein Wort zu haben, wo die Begriffe fehlten. Wo die „Disposition" fehlt, da bleibt der Bacill harmlos, wie Feuerfunken, die auf ein Marmordach sprühen. Da ist der betroffene Mensch „immun", unempfänglich!

Nun, und es ist eine Thatsache, die der ängstlichen Menschheit zur Beruhigung dienen kann, daß die große Mehrzahl der Menschen immun ist, gerade gegen diejenigen Kleinschmarotzer, deren Allanwesenheit in unseren Umgebungen die Alarmrufe der Bakteriologen verursacht hat, gegen die Stäbchen der Wundkrankheiten und der Diphtherie, gegen die Kokken der Lungenentzündung und der Genickstarre, gegen den Tuberkel-Bacillus u. s. w. Alle diese „pathogenen", d. h. krankheitserregenden Keime stehen zu uns im Verhältniß von Wohn-Parasiten, und wir sind ihnen zum allergrößten Theile angepaßt, d. h. sind gegen ihre Einflüsse unempfänglich.

Aengstliche Seelen werden sich dabei noch nicht beruhigen. Sie werden sagen, daß ebenso, wie die Unempfänglichkeit der meisten Menschen gegen die Wohn-Parasiten feststeht, auch die andere Thatsache feststeht, daß so und so viele Tausende an denselben Wohn-Parasiten erkranken und sterben. Es habe also niemand die Sicherheit, verschont zu bleiben. Und darum sei und bleibe das einzige Mittel, um alle zu behüten, die Ausrottung der Bacillen.

Ganz recht! Wenn es möglich wäre, unsere Wohn-Parasiten auszurotten, so hätte niemand etwas dagegen einzuwenden, wenigstens jetzt nicht mehr, nachdem geniale Experimente die alte Vermuthung widerlegt haben, der Mensch brauche gewisse Bakterien-Arten für den Vollzug seiner Lebens-Funktionen, lebe mit ihnen im Verhältniß der „Symbiose", d. h. der genossenschaftlichen Arbeitstheilung.

Wenn es möglich wäre! Es ist aber nicht möglich! Besteht auch keine genossenschaftliche Arbeitstheilung zwischen dem einzelnen Menschen und seinen Wohn-Parasiten, so besteht doch ein solches Verhältniß zwischen der Menschheit als Ganzem und ihren kleinen Schmarotzern. Hier bestehen die wunderbarsten Beziehungen der Wechselwirkung, von denen der ungeschulte Blick nichts ahnt, die aber dem geschärften Auge des Forschers ein Bild der höchsten Weisheit darbieten und ihm Perspectiven auf eine herrliche Zukunft erschließen. In diese Welt der Klarheit möchte ich meine Leser einen Blick thun lassen.

II.

Wozu Krankheit und Krieg, wozu Schmerz und Tod? Es ist diese uralte Räthselfrage der Menschheit, deren Beantwortung unsere Frage allein lösen kann. Hat die gottergebene Frömmigkeit der Beter Recht, die in allem, was den Menschen ängstet und vernichtet, die unerforschlichen Wege eines gütigen Weltenschöpfers sieht, der liebt, wenn er züchtigt, und nur züchtigt, weil er liebt? Oder hat die bittere Anklage der mit der Welt hadernden Philosophie recht, die all die Angst des Lebens und die Noth des Sterbens nur verstehen kann, wenn sie eine blinde Naturkraft annimmt? Optimismus oder Pessimismus, was ist das rechte?

Viele sagen, das sei Sache des Temperaments, der persönlichen Lebensstimmung, die den Sanguiniker treibt, alles durch die rosenrothe, und den Melancholiker, alles durch die schwarzgraue Brille anzusehen. Diese Meinung ist jedoch sehr oberflächlich. Sobald der Verstand die Dinge erst begreift, d. h. in ihrer ursächlichen Verbindung als nothwendig zu verstehen lernt, hat das Temperament sein Richteramt verloren: denn der Verstand urtheilt ganz gleich bei Hell- und Schwarzfärbern.

Wir haben uns also die Frage etwas anders zu formuliren: Sind Krankheit und Schmerz, Kampf und Tod grausame Zwecklosigkeiten oder nothwendige Förderungsmittel des Fortschrittes der Menschheit? Die Antwort entscheidet über Optimismus und Pessimismus. —

Wir wissen, daß unser Planet, wie alle Weltkörper, in einem Zustande ins Leben trat, der die Entstehung eines lebenden Wesens unmöglich machte. Erst mußte der unaufhörlich herniederrasende Sturzregen im Vereine mit der Ausstrahlung der Wärme die glühende Lavakugel so weit abgekühlt haben, daß die das Leben tragenden Eiweiß-Verbindungen nicht gerannen. Dann erst entstand im warmen Bade des Weltmeeres das erste Leben, ein form- und farbloses Klümpchen Eiweiß. Dieses Urwesen kannte weder Krankheit noch Schmerz, weder Krieg noch Tod. Es hatte keine Organe und konnte darum nicht jene Disharmonie der organischen Funktionen erleben, die wir als Krankheit bezeichnen; es hatte kein Nerven-System, daher keine Schmerzempfindung; keine Feinde, und führte darum keinen Kampf ums Dasein; es vermehrte sich durch Zell- und Kerntheilung, d. h. es lebte unmittelbar in seinen Theilen weiter, es war unsterblich. Der Zustand der Nirwâna, den die indischen Denker ans Ende der Dinge setzen, der Zustand der seligen Bewußtlosigkeit oder besser Unbewußtheit bei Abwesenheit alles Leides, diese heißeste Sehnsucht einer müden, kampf-feigen Philosophie, bestand also am Anfang alles Seins.

Konnte die Natur diesen glücklichen Zustand nicht erhalten und dennoch das Leben von Stufe zu Stufe aufwärts führen zu immer höherer Vollkommenheit, bis zum Ebenbilde Gottes? Nein! Sollte das Leben sich vorwärts und aufwärts entwickeln, so mußte die lebende Substanz immer wieder eingeschmolzen und in immer vollkommenere Formen gegossen werden; das Einschmelzen nennen wir „Tod", den Neuguß nennen wir „Geburt". Der Tod ist also die erste und wichtigste Voraussetzung jedes Fortschrittes. Und sollten die Lebewesen immer vollkommener werden, so bot sich der Natur kein anderer Weg dar, als im gegenseitigen Wettstreit ihre Eigenschaften auszubilden und ihre Kräfte zu erhöhen: und darum ist der Krieg, der „Kampf ums Dasein", die zweite, wichtige Voraussetzung des Lebens.

Die Bedeutung des Kampfes ums Dasein ist heute allgemein bekannt. Wir wissen durch Darwin's unsterbliche Entdeckung, daß alle Lebewesen die Tendenz haben, sich ins grenzenlose zu vermehren, und daß dieser Tendenz nur durch das gleiche Bestreben aller anderen Lebewesen die Grenze gesteckt ist. Weil die Nahrung und der Raum nicht für alle Wesen ausreicht, die zum Leben geboren werden, deshalb kämpft jedes Einzelwesen mit jedem anderen seinen verzweifelten Kampf ums Dasein. Dabei siegen die besser bewehrten, die besser ihren Lebensbedingungen „angepaßten", und diese Sieger vererben nun ihren Nachkommen die heilbringenden Eigenschaften. So jätet der Kampf in jeder Generation die lebensschwächsten Wesen aus und züchtet das Leben nur dadurch zu immer höherer Vollkommenheit der Anpassung an seine Umgebung.

Dieser Prozeß hat offenbar seine zwei Seiten, je nach dem Standpunkte, von dem man ihn betrachtet. Stellt man sich auf den Standpunkt der gerade lebenden Generation, so erscheint er als eine endlose Reihe von Leid und Noth, von Raub und Mord, als grausame „Ausjätung des Unpassenden". Stellt man sich aber auf den höheren Standpunkt der Rasse, die unsterblich ist, weil sie sich immer aus dem Tode neu erschafft, so erscheint der Vorgang als eine endlose Reihe glänzender Fortschritte, strahlender Siege, als segensreiche „Zuchtwahl des Passenden". Wir erkennen, daß die Natur rastlos schafft nach dem Muster eines sorgsamen Gärtners, der alles Unkraut seines Gartens sorgsam mit der Wurzel ausjätet und alle schwachen und kranken Triebe seiner Pflanzen verschneidet, um den höchsten Nutzen und die lichteste Schönheit zu bewirken. Der Pessimist gleicht dem Thoren, der die Vernichtung des Unkrautes beklagt, ohne zu bedenken, daß sein Tod nöthig war, um der Rose die Lebensmöglichkeit zu geben: der Optimist ist der Weise, der sich des Gartens freut.

Von diesem Standpunkte aus werden auch Krankheit und Schmerz verständlich als das, was sie in der That sind, Warner und Hüter des Lebens! Je mehr sich nämlich das Leben aufwärts entwickelte aus jenen Tiefen des Meeres, in die kein scharfer Sonnenstrahl dringt, in denen kein Orkan Wellen erregt, in denen kein Feind lauert, um so zahlreicher wurden die Berührungen des Lebens mit der durch ihre Strenge, durch ihre Gefahren stählenden und erziehenden Außenwelt. Immer neue Mittel der Anpassung mußte die Schöpferin Natur ihren Kindern auf den Weg geben; und sie erfand außer der Schutzwaffe des Panzers und den Trutzwaffen der Zähne und Klauen, des Schwerts und Hammers, der Kraft und der Schnelligkeit zwei mächtige Helfer, den Schmerz und die Krankheit. Der Schmerz und sein Bruder, der Ekel, wurden zu Warnern vor dem Schädlichen, wie die Lust zu Wegweisern zum Nützlichen, Lebenfördernden; und die Krankheit wurde das Mittel der Ausstoßung, der Heilung einer Schädlichkeit, die trotz aller Abwehrmittel doch in das Heiligthum des Lebens hatte eindringen können, ohne es sofort ganz zu vernichten. Alle Wesen, die so organisirt waren, daß ihnen das Schädliche Lust bereitete, suchten ihre Feinde auf und gingen zu Grunde, wurden „ausgejätet"; alle aber, denen das Schädliche Unlust, das Nützliche aber Lust bereitete, blieben am Leben, wurden „ausgelesen". Diesem Prozesse verdanken wir es, daß uns das gesundheitsschädliche, faulende Stück Fleisch Ekel, die heilsame, duftende Rose aber Lust erweckt. — Und alle Wesen, die nicht im Stande waren, „krank" zu werden, d. h. auf eine äußere Störung mit inneren Vorgängen zu reagieren, die auf eine Beseitigung der Störung abzielten, gingen ebenfalls zu Grunde und hinterließen nur die besser angepaßten Wesen, die das Geschenk der Selbsttheilung durch die „Krankheit" auf den Lebensweg bekommen hatten.

So sind also Krankheit und Schmerz, Krieg und Tod ebensowohl die Feinde, als auch in einem höheren Sinne die einzigen mächtigen Förderer des Lebens, die gewaltigen Hebel des Fortschrittes der Menschheit.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Die Entführte.

Er brach sie als Knospe vom feindlichen Stamme,
Er sprach: „Erwache zu Leben und Lust!"
Er senkte die lodernde Liebesflamme
Ihr wie ein Gott in die zitternde Brust.

Sie vergaß ihrer Sippe Flüche und Schmerzen,
Sie horchte betend auf seinen Schritt.
Sie lag geborgen an seinem Herzen
In brausender Herbstnacht, auf rasendem Ritt.

Seiner Kräfte Feuer gab er der Schwachen,
Und die Schwingen wuchsen ihr wundersam.
Sie lernte das jauchzende Mutterlachen,
Und sie ward die Rose in seinem Stamm.

Bis zur tiefsten Tiefe, mit wonnigem Schauer,
Las sie das heilige Liebesbuch.
An urewiger Tempelmauer
Zerbrachen Vater- und Mutterfluch.

Frida Schanz.

Nachdruck verboten.

Moderne Kunsttöpfereien.

Von Dr. Albert Dresdner.

Die neuere Bewegung in der Kunst hat, wie man auch sonst ihre Bestrebungen auffassen mag, jedenfalls einen Fortschritt gebracht, indem sie die Künstler wieder auf das Haus, auf die Mitarbeit an der Gestaltung seiner Einrichtung und Ausstattung hinführte. Möbel, Glas, Porzellan, Metallwaren, Tafelwäsche, Stickereien u. dergl. m., vorher seit Jahrzehnten fast ausschließlich der Willkür meist künstlerisch mangelhaft gebildeter Fabrikanten überlassen, wurden wieder von Künstlern als würdige Gegenstände ihres Schaffens anerkannt, und eine ganze, nicht eben geringe Gruppe von Künstlern hat sich herausgebildet, die sich ausschließlich oder vorwiegend mit diesen Werken der „angewandten Kunst" beschäftigen. Es ist dies, wenn auch nicht der einzige, so doch der richtigste Weg, um das deutsche Heim, das noch in den Tagen der Königin Luise eigenen Stil und geschmackvolle Kultur besaß, aus den Fesseln öder Konvention zu befreien und ihm das Behagen echter Schönheit zuzuführen. Gegenwärtig läßt sich das bisherige Gesammtergebniß dieser Bestrebungen dahin zusammenfassen: im Ganzen haben sie noch nicht reüssirt, im Einzelnen zu viel Hübschem geführt. Die Fähigkeit, ein ganzes Heim mit jener selbstverständlichen Harmonie zwischen praktischem Bedürfnisse und Schönheit der Farbe und Form zu gestalten, in der das Geheimniß des echten Stils liegt, haben die modernen Künstler noch nicht erwiesen; aber viele Einzelwerke, Möbel, Porzellane, Gläser, Zinnarbeiten, Kunsttöpfereien, Stickereien u. s. w., dürfen als gelungen und für die Zukunft Gutes versprechend bezeichnet werden.

Ganz besonders gilt dies von den Kunsttöpfereien. Die leichte Erreichbarkeit des Materials, seine Zugänglichkeit für recht mannigfache und wirkungsvolle Decorations-Arten, die relative Einfachheit der Technik, schließlich die vielfache Brauchbarkeit der Töpfereien im praktischen häuslichen Leben, die ein kaufendes Publicum sicherten, haben die Kunsttöpferei zu einem Lieblingsgegenstande der modernen Nutzkünstler gemacht. Max Läuger in Karlsruhe, Schmuz-Baudiß und die Familie von Heider in München (immer um bei Deutschland zu bleiben) gingen hier voran, zahlreiche andere sind gefolgt; die Industrie selbst zeigt bereits unverkennbar den Einfluß dieser künstlerischen Keramik.

Berlin war bisher auf diesem Gebiete zurückgeblieben, wie es überhaupt die Führung der neueren decorativen Kunstbestrebungen München, — und allenfalls auch Dresden, — über-

lassen hat. Nun aber rückt auch die Reichshauptstadt in Reih' und Glied ein; und zwar sind es zwei geschätzte Künstlerinnen, die Fräulein Clara Lobedan und Hildegard Lehnert, die sich diesem Gebiete zugewandt haben. Mit Hülfe eines wackeren Meisters, den sie für ihre Wünsche zu interessiren verstanden, haben sie sich erst in mannigfachen Experimenten mit der Technik vertraut gemacht; jetzt sind sie nun so weit, daß sie ihre Arbeiten, die bisher nur kleineren Kreisen bekannt geworden waren, durch eine kleine Sonder-Collection auf der diesjährigen Berliner Kunst-Ausstellung auch dem großen Publicum zugänglich machen können. Die charakteristischen Arbeiten dieser Collection geben unsere Abbildungen wieder.

Die Lehnert-Lobedan'schen Arbeiten bestehen aus Vasen aller Art, Blumenkübeln, Blumentöpfen, Tellern u. dergl. m. Die Formen sind durchgängig einfach und kräftig; gelegentlich erinnern sie an die Formen deutscher Bauerntöpfereien. Damit stimmt auch der durchgängig schlichte Charakter der Decoration gut überein; der Fehler der französischen Keramik, die Decoration zu reich und üppig zu gestalten, ist vermieden; kräftige geometrische Zeichnungen oder einfach stilisirte Pflanzenbilder geben, eingeritzt oder aufgelegt, zumeist die Decoration ab, auch sind gelegentlich die Ueberraschungen des Brandes selbst mit Geschick für die decorative Wirkung ausgenutzt worden. Die hauptsächlich verwandten Farben der Glasur sind ein tiefes Blau, Grün in verschiedener Nuancen, ein schönes Kastanienbraun, auch Gelb; in jüngster Zeit ist eine hübsche irisirende Glasur erzielt worden.

Den Hauptvorzug der Arbeiten der beiden Damen möchte ich darin erblicken, daß sie nicht mehr sein wollen, als sie sind. Sie stellen sich nicht als bedeutende Kunstwerke uns vor, sondern als gefällige, schlichte, natürliche Ausführungen gesunder Ideen und praktischer Bedürfnisse. Dadurch und durch den Vorzug, daß sie im Preise hinter den ähnlichen Erzeugnissen anderer deutscher Künstler gewöhnlich zurückbleiben, zeigen sie sich für die wirkliche Verwendung im Heim bestimmt. Zweifellos: wir besitzen originellere Kunsttöpfereien; aber abgesehen davon, daß sie ganz erheblich theuerer sind, ist auch die die Aufmerksamkeit lebhaft fesselnde Originalität meines Erachtens ein zweifelhafter Vorzug. Denn all diese Blumenbehälter sollen ja doch erst in der Vereinigung mit den hineingehörigen Blumen, die nach Farbe und Form zu ihnen passend gewählt sein müssen, ihre rechte und ganze Wirkung entfalten. Die Schönheit der Blumen soll uns nicht die gefällige Erscheinung der Vase, aber die prunkende und geistreiche Vase darf uns auch nicht die Lieblichkeit der Kinder Flora's vergessen machen. Erst zusammen bilden sie das rechte Ganze, und darum ertheilen wir doch schließlich den Töpfereien den Preis, die im Adel und in der Harmonie von Farbe und Formen einen einfachen, aber der Bestimmung angemessenen Reiz besitzen. Darauf aber, daß bei all diesen Kunsttöpfereien die Bestimmung nicht vergessen werde, wird besonderer Werth zu legen sein. All das, was man jetzt Gegenstände des „reinen Decors" zu nennen pflegt, ist doch eigentlich nur überflüssiger Krimskrams, ist die alte Nippsache in vergrößertem Formate und veränderter Gestalt. Ein unverbildetes Gefühl will in einer Vase lebende Blumen sehen und wird an einem unbenutzten, verstaubten, sozusagen todten Blumengefäße auch dann Anstoß nehmen, wenn es ihm als „Decorations-Object" gerühmt wird. Ist, was wir benutzen, schön ausgestattet, so wird es die beste Decoration bilden, und wir ersparen uns todte, zwecklose Schaustücke. In diesen Bestrebungen dürfen die Damen Lobedan und Lehnert als Bundesgenossinnen genannt und empfohlen werden, und es ist zu wünschen und zu hoffen, daß sie ihr Werk fortsetzen, verbessern und vertiefen werden.

Kürbisflasche mit einradirten Pfefferbaum-Zweigen.

Gefäß mit aufgelegten Blumen.

Henkelkrug mit vertieftem Ornament.

Decorations-Gefäß mit tiefmodellirten weißen Anemonen.

Schale mit Ebereschen.

Henkel-Gefäß mit einradirten Blumen.

Schale mit einradirten Kastanienzweigen.

Teller mit gemalten Lilien.

Moderne Kunsttöpfereien von Clara Lobedan und Hildegard Lehnert.

Nachdruck verboten.

Sonne, Erde und Menschen.

Von Dr. Herm. J. Klein.

Wenn die Sonne auf den Flügeln der Morgenröthe am Osthimmel emporsteigt, so überzieht sie nicht nur die Natur ringsum mit ihrem goldenen Lichte, sondern auch das menschliche Gemüth wird erheitert, und die Spannkraft des Geistes empfängt neuen Schwung. Heiter und sorglos sind die Bewohner jener Himmelsstriche, denen Sonnenlicht und Sonnenwärme in reichster Fülle zu theil werden, ernst und verschlossen, unablässig bedroht und bedrängt von der Noth des Daseins dagegen die Volksstämme, welche die kalten Regionen bewohnen, die nur von schrägeren, matteren Strahlen der Sonne getroffen werden, oder die zur Winterszeit wochenlange Nacht umfängt. Alles Lebendige, vom kleinsten Gräschen bis zum Menschen, strebt dem Lichte und der Wärme zu, und deshalb ist es natürlich, daß bei allen Völkern die Sonne in hohem Ansehen stand, ja bei manchen, vor allen bei den alten Peruanern, als ein göttliches Wesen verehrt wurde. So ist die Sonne seit den ältesten Zeiten als der wichtigste Himmelskörper betrachtet worden; aber über diese allgemeine Ansicht sind im Alterthum selbst die Weisen Griechenlands nicht viel hinausgekommen. Es scheint, daß sich die Alten aber auch nicht sehr darum bemüht haben, etwas Genaues über die Sonne und ihre Beziehungen zur Erde zu ermitteln, sie hielten offenbar dafür, daß wir hierüber nichts wissen können; allein wenn wir vernehmen, daß ein alter griechischer Philosoph lehrte, die Sonne habe einen Durchmesser von einem Fuß, so muß man gestehen, daß es mit der Weisheit dieses Mannes nicht weit her sein konnte. Denn dem einfachsten Verstande, wenn er nur über die Sache nachdenkt, wird ohne weiteres klar, daß ein Himmelskörper, den man gleichzeitig und in der gleichen Größe an sehr weit von einander liegenden Orten der Erde sehen kann, außerordentlich weit von uns entfernt sein und daß er demzufolge auch sehr groß sein muß, wenn er noch von uns gesehen wird. Dies ist auch einigen denkenden Männern im alten Griechenland klar geworden, und wir vernehmen, daß einer derselben, — der berühmte Philosoph Anaxagoras, — gelehrt habe, die Sonne sei so groß wie der Peloponnes (die heutige Halbinsel Morea). Das entspricht ungefähr einer Fläche von etwa vierhundert Quadratmeilen und mag den alten Griechen als recht erheblich vorgekommen sein. Denn zur Zeit der höchsten Blüthe des hellenischen Volkes hatte dasselbe von der Größe und Entfernung der Himmelskörper nur sehr beschränkte Begriffe. In einer dichterischen Schilderung des Hesiodos heißt es vom Sturz der Titanen: „Wenn neun Tage und Nächte ein eherner Amboß fiele vom Himmel, am zehnten erst käm' er zur Erde." Damit wollte der Dichter die ungeheure, für ihn unfaßlich große Entfernung des Himmelsgewölbes von der Erde ausdrücken. Wenn man seine Angaben, gemäß unseren heutigen Kenntnissen über die Fallgeschwindigkeit der Körper an der Erdoberfläche und in größeren Entfernungen von derselben, berechnet, so findet sich, daß in der angegebenen Zeit ein Körper aus einer Entfernung von siebenundsiebzig Tausend dreihundertsechsundfünfzig deutschen Meilen freifallend den Erdboden erreichen würde. Das ist eine ganz respektable Entfernung, aber mit der Entfernung der Sonne verglichen, ist sie sehr unbedeutend. Denn die Sonne befindet sich, in runder Zahl, zwanzig Millionen Meilen von uns entfernt. Um sich einen richtigen Begriff von dieser Entfernung zu machen, kann man daran erinnern, daß der schnellste Eisenbahnzug, etwa ein solcher, der mit der Geschwindigkeit des Orient-Expreßzuges fährt, doch mehr als dreihundertfünfundzwanzig Jahre gebrauchen würde, um die Distanz von der Erde bis zur Sonne zu durchmessen. Der Schall würde schon rascher zum Ziele kommen, da er in fünfzehn Jahren diese Strecke zurücklegen könnte, während das Licht, der schnellste Bote durch die Himmelsräume, den wir kennen, schon in acht ein Drittel Minuten diesen ungeheuren Weg durchfliegt. Jeder Lichtstrahl also, der von der Sonne unser Auge trifft, hat acht ein Drittel Minute früher die Sonnenoberfläche verlassen. Wenn nun die Sonne trotz ihrer ungeheuren Entfernung von uns noch so groß erscheint, wie es wirklich der Fall ist, so muß sie nothwendiger Weise von ungeheuren Dimensionen sein. Die Berechnungen der Astronomen ergeben, daß der Durchmesser der Sonne eine Million dreihundertsiebenundachtzig Tausend Kilometer beträgt oder einhundertneunmal so viel als der Durchmesser der Erde. Darnach übertrifft die Oberfläche der Sonne die Erdoberfläche elf Tausend achthundertmal an Größe, und die Sonnenkugel ist so gewaltig, daß daraus eine Million dreihundert Tausend Kugeln gebildet werden könnten, von denen jede so groß wäre, wie die Erdkugel. Hiernach kann man sich die ungeheure Größe der Sonne vorstellen; oder vielmehr man kann es nicht! Denn unsere Phantasie ist nicht im stande, sich einen Weltkörper von solchen Dimensionen auszumalen; wir vernehmen die Zahlen für diese Größenverhältnisse, aber vergebens ringt unser Vorstellungsvermögen, sich ein entsprechendes Bild derselben zu machen. Ich will daher nur zur Charakterisirung dieser Größe beifügen, daß, wenn die Sonne hohl wäre, und die Erde sich in ihrem Mittelpunkte befände, der Mond innerhalb dieses hohlen Kugelraums sich ungestört um die Erde bewegen könnte; ja selbst wenn er fast noch einmal so weit von uns entfernt wäre, so würde er noch innerhalb des Sonnenballes um die Erde laufen können.

Dieser ungeheure Ball ist nun eine einzige Gluthmasse, er besteht durch und durch aus glühender Materie, ja selbst in der äußersten Schicht ist seine Temperatur so hoch, daß wir auf der Erde keinen Hitzegrad zu erzeugen vermögen, welcher derselben gleich käme. Denn selbst die über dem eigentlichen Sonnenballe ruhende Sonnen-Atmosphäre ist ein glühendes Gas, in welchem sich eine Menge der verschiedensten Elemente z. B. Eisen, Blei, Zink, Wasserstoff, Aluminium und andere im Zustande glühenden Dampfes befinden. Man mag sich aber vorstellen, welche Hitze dazu gehört, das Eisen in glühenden Dampf zu verwandeln! So ungeheuer heiß sind also die äußersten Theile der Sonnenumhüllung; im Innern des Sonnenkörpers muß die Gluth noch unvergleichlich höher sein, ja man weiß gar nicht, in welchem Zustande das Sonnen-Innere ist, ob gasförmig oder flüssig. In Folge der unermeßlichen Hitze müßte die Materie im Innern der Sonne völlig vergast sein, allein der ungeheure Druck der darüber lagernden äußeren Massen muß dieses Gas wieder so zusammenpressen, daß es flüssig wird. Genaueres hierüber weiß man, wie gesagt, nicht und wird es auch vermuthlich niemals erfahren. Die ungeheure, im Sonnenball aufgespeicherte Hitze aber ist es, von der die Erde seit Bestehen des organischen Lebens die zum Unterhalte desselben nothwendige Wärme erhält. Wäre der Sonnenball nicht so ungeheuer groß und glühend, so wäre er längst im

Auf dem Königssee. Nach dem Gemälde von W. Gause

Photogravure-Verlag von G. Heuer & Kirmse in Berlin.

Laufe der Jahrtausende, die seit seinem Entstehen vorüberzogen, erkaltet; Licht und Wärme würden verschwunden und die Erde in Nacht und Kälte begraben sein. Man muß diesen Gedanken nach allen Richtungen hin verfolgen und wird dann erkennen, was die ungeheure Größe des Sonnenballes allein nur ermöglicht hat, nämlich: daß seine Wärme nicht längst verausgabt, daß die Sonne nicht schon erkaltet ist. Wäre der Sonnenball nicht größer als unsere Erde, so könnte kein Strahl Licht und keine Wärmewelle desselben mehr vorhanden sein, und mit der Sonne wäre die Erde in Nacht und Kälte versunken. Man hat berechnet, daß die Wärme, welche die Sonne Tag und Nacht aussendet, so groß ist wie diejenige Wärme, welche man erzielen würde, wenn eine Quantität Steinkohlen verbrannt würde, die so groß ist wie die ganze Erde! Und doch sendet die Sonne seit den ältesten Zeiten ohne merkliche Verminderung eine so große Wärmemenge ununterbrochen aus! Allerdings, ein Körper von ihrer ungeheuren Größe und über jede Vorstellung hohen Gluth braucht entsprechend ungeheure Zeiträume, um merklich zu erkalten; aber, wie lang auch diese Zeiträume sein mögen, sie finden ein Ende, und wie groß und heiß die Sonne sein mag, ihre Gluth muß endlich abnehmen und ihr Licht zuletzt erlöschen. In dieser Beziehung kann kein Zweifel stattfinden. Wie es dereinst eine Zeit gab, in welcher der junge Sonnenball seine ersten Licht- und Wärmestrahlen aussandte, so wird dereinst eine Zeit kommen, in welcher er seine letzten Strahlen auf die Erde sendet und sein Licht erloschen ist. Wann der erste Tag gewesen ist, und wann der letzte anbrechen wird, weiß nur die schöpferische Allmacht, welche die Sonne sammt der Erde ins Dasein gerufen hat; die Wissenschaft ist bloß im stande, einige allgemeine oder oberflächliche Angaben in dieser Beziehung zu machen. Man kann nämlich folgendermaßen schließen: Wenn die Sonne so und so groß und heiß ist, und so und so viel Wärme täglich ausstrahlt, so kann sie nur so und so lange Licht und Wärme ausgestrahlt haben und besitzt noch Wärme für so und so lange Zeit. Das ist, in allgemein verständlicher Weise und kurz angedeutet, der Gedankengang, welcher die Gelehrten bei ihren Forschungen nach dem möglichen Alter und der Dauer der Sonnenwärme leitete. Die Ergebnisse können also nur in rohem Ueberschlage richtig sein, da wir ja die wahre Temperatur der Sonne nicht kennen und ebensowenig die Geschwindigkeit ihrer Erkaltung. So viel aber ist sicher, daß die Sonne nicht bereits fünfhundert Millionen Jahre leuchtet, und es ist sehr wahrscheinlich, daß dieses nicht hundert Millionen Jahre lang der Fall gewesen ist. Für die Zukunft läßt sich nur sagen, daß sehr viele Millionen Jahre nicht mehr verstreichen werden, bis die Sonne erloschen sein wird, vorausgesetzt, daß nicht irgend eine Quelle sich aufthut, welche der Sonne neue Gluth zuführt. Wie man sieht, handelt es sich hier um Millionen von Jahren, um Zeiträume, die jenseits aller menschlichen Fassungskraft liegen. Die ganze Menschengeschichte, soweit wir sie an der Hand historischer Ueberlieferung zurückverfolgen können, umfaßt nicht sechstausend Jahre; und doch: in welcher nebelhaften Ferne liegen die Tage da Rom gegründet wurde und an dem Ufer des Nil die Pharaonen auf dem Throne saßen! Was will aber dieser Zeitraum neben hundert Millionen Jahren! Er ist wie ein Tag zu einer Dauer von fast fünfzig Jahren! Menschen hat es freilich vor hundert Millionen Jahren auf der Erde nicht gegeben, höchst wahrscheinlich nicht einmal Pflanzen und Thiere; ein großer Theil der Sonnenwärme ist also bereits ausgegeben worden zu einer Zeit, da kein lebendes Wesen auf der Erde vorhanden war, und sicherlich, ehe ein menschliches Auge die Sonne erblickt hat. Nach menschlichem Verstande wird man also sagen, daß die Sonne ihre Wärme zum größten Theile zwecklos ausgestrahlt hat, und von diesem Standpunkte aus ist dies ganz unzweifelhaft der Fall, denn es geschieht heute noch. Von den unfaßlich großen Wärme- und Lichtmengen, welche die Sonne entsendet, kommt nämlich nur der allergeringste Theil unserer Erde zu gute, die bei weitem meiste Wärme strahlt neben unserem Planeten vorbei in den Weltraum. Die Erde empfängt von der Sonne täglich so viel Wärme, als die Verbrennung einer Kugel bester Steinkohle von beinahe fünfhundert Kubikkilometer Rauminhalt liefern würde. Die Sonne aber strahlt in der gleichen Zeit so viel Wärme aus, wie die Verbrennung einer Steinkohlen-Kugel von der Größe der ganzen Erde erzeugen würde. Das ist über zweitausend Millionen Mal mehr! Hieraus ersieht man, daß der Erde nur ein geradezu verschwindend kleiner Theil der gesammten Sonnenwärme zu Theil wird, oder: daß, mit Bezug auf die Erde gesprochen, die Sonne ihre Wärme höchst verschwenderisch aussendet. In der Natur aber treffen wir keine Verschwendung an, alles ist mit der höchsten Weisheit angeordnet; wir finden in allen Naturerscheinungen als Hauptprinzip das Gesetz einer weisen Sparsamkeit. Wo wir auf entgegengesetzte Erscheinungen stoßen, dürfen wir fest darauf rechnen, daß nur eine scheinbare Verschwendung stattfindet. Das ist daher auch bei der Aussendung der Sonnenwärme der Fall. Wenn, wie es wirklich geschieht, die Erde nur den allerkleinsten Theil der Sonnenwärme empfängt, so dürfen wir mit Bestimmtheit schließen, daß die Sonne nicht allein die Aufgabe hat, bloß die Erde mit Licht und Wärme zu versehen, sondern, daß die Sonnenwärme noch eine andere, überaus wichtige Rolle im Welt-Organismus spielt. In der That giebt es neben der Erde ja noch andere Planeten, und theilweise sehr viel größere. Auch diesen strahlt die Sonne Licht und Wärme zu, und warum sollten dieselben nicht auch ein ebensolches Anrecht darauf haben wie unsere Erde? Diese Frage kann man nicht ohne weiteres verneinen; aber wenn man berechnet, welches Quantum Sonnenwärme allen anderen Planeten zukommt, so findet man, daß auch dieses im Vergleich zur gesammten Wärmestrahlung der Sonne höchst unbedeutend ist, und als Thatsache tritt um so deutlicher hervor, daß die bei weitem meiste Sonnenwärme anscheinend nutzlos in den Weltraum ausstrahlt. Hier stehen wir also wirklich vor einer Thatsache, deren Zweck wir nicht enträthseln können. Daran aber müssen wir unbedingt festhalten, daß es nur unsere tiefe Unwissenheit ist, welche uns die überwiegende Sonnenstrahlung in den Weltraum als zwecklos erscheinen läßt; sie hat gewiß einen Zweck, nur können wir denselben nicht ergründen. Wir treffen also auch bei den Forschungen über die Sonne wieder auf das nämliche Ergebniß wie bei allen irdischen Bemühungen: stets bleibt der letzte Zweck und Grund unserem Verstande entzogen, und wir müssen an das Unerforschliche appelliren. Nach allen Richtungen hin ist unser geistiger Horizont von tiefer Nacht umhüllt, und ewig wahr bleibt das Wort des Altmeisters Goethe: „Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren."

Nachdruck verboten.

Lachender Herbst.

Novelle von Leo Hildeck.

„Nein, Herr Doctor! Das war abscheulich!"

„Hierher! Grethe, Du bist daran! Was wird denn da heimlich verhandelt?"

„Nichts! Oscar, fang' gut! So! Hollah, — hollah, Conny!"

Für sie, die droben am Fenster stand und malte, war es nur so ein Geräusch, was da von unten aus dem Garten heraufschallte; aber ein liebes, heiteres Geräusch, das gut zu ihrer Stimmung paßte und zu dem hellen, fast weißen, wolkenlosen Herbsthimmel. Bis fernhin streckten sich Gärten und Anlagen, alle in leuchtenden Farben prangend; zwischen dem noch ziemlich üppigen Grün schon roth und gelb flammendes Weinlaub, vollbeladene Aepfel- und Pfirsichbäume. Gerade konnte sie noch den oberen Theil eines Birnbaums sehen, er war ganz schlank und theilte sich an der Spitze zu einer zierlich mageren, dreiästigen Krone; dabei hing er über und über voll großer bräunlichgrüner Birnen; er sah aus, als sei er mit Glocken behangen. Und ganz fern wiegte eine gewaltige Pappel ihr Haupt im Herbstwinde, langsam und pathetisch vor dem weißlichen Himmel, sodaß das Licht zwischen ihrem nur wenig gelichteten Laub hindurchblitzte. Zwischen all dieser Pracht gab es auch Häuser; doch schien von hier oben ihre steife Ordnung gleichsam aufgelöst; anstatt sich würdig und ehrbar aufzureihen, standen sie ganz leichtsinnig und willkürlich in den Gärten umher, als ob sie davongelaufen seien, um sich einmal so recht von Herzen der lustigen Nachmittagssonne zu freuen.

Und ein recht lustiges Farbengeflimmer entstand denn auch auf der Leinwand, die als kleines Viereck vor der Malerin auf der Staffelei lehnte. „Nur so ein paar Herbstfarben" sollten es werden, eine ganz anspruchslose kleine Skizze, aber heiter und glühend, wie die Malerin alles das empfand, was ihr heute durch die Augen in die Seele ging. Sie war ja keine große Malerin, lieber Himmel nein, das wußte sie schon seit Jahren, und sie war nicht unter dieser Erkenntniß zusammengebrochen und verzweifelt, so wenig, wie sie sich von anderen über ihrem Haupte eingestürzten Hoffnungen hatte zerschmettern lassen. Auch zur milden Resignation hatte sie keine Anlage, zu diesem schön geglätteten Abgestorbensein, das man euphemistisch „Abgeklärtheit" zu nennen beliebt. Trotz ihrer achtunddreißig Jahre konnte sie noch lachen, sich ärgern, weinen und sich freuen wie nur je; keine Widerwärtigkeit, keine Enttäuschung hatte in ihrer klaren, kräftigen Seele eine brüchige Stelle zurückgelassen. Immer noch hatte das Leben Reiz für sie; sie nahm es, wie es ihr kam, und blickte ihm ins Auge, gleichviel ob es ihr zulächelte oder die Stirne kraus zog. Und jetzt hätte sie wirklich Grund gehabt, ein wenig unbehaglich an die Zukunft zu denken. In wenigen Wochen heirathete ihre Nichte, die drunten mit dem Verlobten und ein paar Vettern und Cousinen das ganz unmoderne Reifenspiel spielte, und deren helle Stimme alle Augenblicke wie von einem unterdrückten Jauchzen begleitet heraufscholl. Ja, und dann? Der Neffe war auch schon auf der Universität; und so mußte ihr Erziehungswerk an den beiden früh Verwaisten als vollendet aufgegeben werden. Conny wollte sie mitnehmen in die junge Häuslichkeit, — jawohl! Als fünftes Rad am Wagen mitlaufen, oder gar bei dem glücklichen Paar den Störenfried spielen? Eher doch noch ganz allein bleiben — und malen. — Ja, von Genie konnte keine Rede sein. Nicht die geringste Erfindungsgabe, — kein inneres Schauen, wie es die großen Schaffenden auszeichnet und sie zu ihren Werken gleichsam zwingt, aber doch das tiefe, glückliche Verstehen des Schönen, eine gesunde, innige, warme Freude daran, und ein rasches Erfassen und Wiedergeben der schönen Naturdinge, die auf sie wirken. — Das freilich ist auch etwas, das manchmal die Seele befriedigend ausfüllt, — manchmal. — Der Freund neckt sie: „Sehen Sie, Fräulein Seffi, — Sie sind eben auch nur ein reproductives Talent, wie alle Frauen." — Dann wird sie heftig, zu seinem Gaudium, dann führt sie alle die Frauen an, die nach ihrer Meinung mehr als nur reproductiv schaffen, oder sie behauptet, daß schließlich alles künstlerische Wirken im höheren Sinne ein reproductives sei. — „Bis auf die Musik," sagt er dann, „und darum auch haben wir keine bedeutenden Komponistinnen." —

Schrecklich, dieser Mensch! Und daß sie immer wieder darauf hineinfällt und sich ärgert! Denn weiter will er ja nichts; dann lacht er mit seinem tiefen, behaglichen Lachen in sich hinein und fragt: „Wie alt sind Sie doch gleich, Fräulein Seffi? Schon achtzehn?" Das ist doch wirklich eine Grobheit, so etwas zu einer alten Jungfer von achtunddreißig Jahren zu sagen. Sie hätte dann Lust, ihm böse zu werden, aber das geht doch nicht, einem so alten, bewährten Freunde gegenüber; und sie wird nur noch einmal heftig und sagt: „Einem alten Herrn von achtundvierzig Jahren kann man nichts übel nehmen, — Ihre Jahre geben Ihnen einen Freipaß, —" oder dergleichen. Und schließlich lachen sie beide, und er fängt an, sie von einer anderen Seite her zu necken. — „Es steht Ihnen gar zu nett, Fräulein Seffi, wenn Sie die Stirn so in Falten ziehen; Sie haben dann ein ganz rundes Grübchen gerade über der Nasenwurzel, — das geb' ich nicht für ein ganzes Rittergut her." — Und sie darauf: „Bitte, keine Vivisection, warten Sie gefälligst bis zu meinem Hinscheiden." Und er dann treuherzig-schelmisch: „Als ob ich das erlebte! Bei der Trauernachricht sinke ich direct unheilbar todt um —"

Ja, wenn der Freund nicht wäre!

Längst hat sie Palette und Pinsel aus der Hand gelegt. Nun ergreift sie die Palette von neuem, gießt ein wenig Terpentin darauf und beginnt, sie zu reinigen. Sie thut es mechanisch, ruckweise, läßt ihre Augen durch das einfache, kleine Atelier schweifen. Sie bleiben auf einem Tischchen haften; eigentlich ist es ein alter eingelegter Schachtisch, und zwischen den kleinen, alten Holz- und Elfenbeinschnitzereien, die darauf stehen, erhebt sich inmitten ein in milden Aquarell-Farben bemalter, breiter, schlichter Holzrahmen mit der Photographie eines Herrn in mittleren Jahren. Er hat ein nicht schönes, aber angenehmes Gesicht mit tiefliegenden, gutmüthig schalkhaften Augen, und eine auffallend intelligente Stirn, nur daß sie zu hoch ist. Der ganze Kopf ist Stirn, wie Seffi ihren Freund zu hänseln pflegt; nur über den Schläfen ein paar lichte Büschelchen sandfarbenen Haares, sonst ist das Haupt vollkommen kahl und glänzt, als sei es polirt. Ja, ja, und so viel Witze er selber darüber macht, — dieser kahle Schädel ist seine schwache Seite; zwar ist er so klug, über die Neckereien der anderen mitzulachen, aber immer ist es ihr, als blicke zwischen dem Lachen eine kleine Traurigkeit hindurch. Und zuweilen sagt er auch mit unverhohlenem Bedauern: „Jetzt beklage ich mich nicht mehr darüber, — aber daß ich schon mit vierundzwanzig Jahren gerade so aussah, — das war doch eine unverdiente Heimsuchung." Gewiß war es deshalb, daß er ihr durchaus dies Bild nicht geben wollte zu ihrem letzten Geburtstage; aber sie hatte es auf ihren Wunschzettel geschrieben, und so konnte er nicht anders. Auch die Schnitzereien und das Tischchen selbst stammen von ihm; ebenso das schöne dunkle, polirte Holzkästchen mit dem eingelegten Perlmutterrand, sein erstes Geschenk, das er ihr damals gebracht, vor achtzehn Jahren, als sie noch hoffte. — Das Kästchen stammte von seiner Mutter, das hatte er selbst gesagt, und so etwas bringt man doch nicht einer gleichgültigen Bekannten. Wie hätte sie damals nicht hoffen sollen! Und dann — dann. — Wie die Jahre hingingen, und er ein so seltsam bitteres Wesen annahm, — kurze Zeit nur, — und sie ihm aus Trotz gegen sich selbst sagte, daß eine andere, ihre Jugendfreundin, ihn liebe, und er zugriff, diese so unbedeutende, farblose Persönlichkeit als seine Frau heimführte, — warum? mein Gott, warum? Wie sein Schatten war diese Frau gewesen in der kurzen Ehe, immer neben ihm, immer Ja sagend, seine Ansichten und Urtheile bis zum Ueberdruß wiederholend, ohne eine Spur von Eigenart, von Geist, von Initiative. — Nun war sie seit zehn Jahren todt. Er war gleich nach ihrem Hinscheiden um einen langen Urlaub eingekommen, denn seine Gesundheit hatte gelitten, und erst nach einem Jahre war er heimgekehrt, erfrischt, gekräftigt und ohne Zeichen einer tiefern Trauer. Die Frau hatte ihn nicht zu befriedigen vermocht, und so konnte ihr Verlust ihm nicht mehr als der eines minderwerthigen Familiengliedes sein, den man bedauert, aber der keine tieferen Spuren hinterläßt. Und das alte, vertraute Freundschafts- und Neckverhältniß hatte allmählich wieder Platz gegriffen. — Wenn es nur so bleibt —! Denn sonst, — was soll sie sonst auf der Welt? Es ist doch eine Befriedigung, zu wissen, daß man einem theuern Menschen etwas ist, etwas, das ihm kein anderer sein kann. Kein anderer, — keine andere, — wirklich nicht? Aber weshalb hat er denn nie —

Nein, nein. Nur nicht wieder diesem Quälgedanken verfallen. Denn dann ist es, als streife ihre Hand einen Stachel, der in ihrem Herzen sitzt, — dann ist es, als habe er sie verschmäht. — Aber wieso! Als ob sie sich jemals auch nur das geringste äußere Zeichen ihrer lebenslangen Neigung würde verziehen haben! Sie war von denen, die den Mädchenstolz über alles halten und eher sterben würden, als dem Manne ihr Gefühl verrathen, ehe er gesprochen hat. —

Vielleicht ist es nicht das Richtige. — — — Pah, aber es ist ihre Natur so. Niemals hätte sie aus Mitleid geheirathet sein mögen. Und ist das Leben denn nicht noch voller Sonne? Kann sie nicht lachen, wie vor Jahren, sich nicht der schönen Dinge um sie her freuen, intensiver als in ihrer Jugend? Wie schön, wie schön ist der Herbst da draußen!

Sie ertappt sich darauf, wie sie vor dem eingelegten Tischchen steht und schmeichelnd über den blinkenden Deckel des alten, polirten Holzkästchens hinstreicht. Dafür hat sie doch immer eine ganz besondere Vorliebe. Es ist so blank, so blank, — wie — wie sein Schädel! Und nun muß sie wieder vor sich hinlachen. Und sie tritt vor ihr Bildchen und sieht es gleichsam wie mit fremden Augen an. Mit *seinen* Augen. Es gefällt ihr plötzlich, und sie weiß in diesem Augenblicke ganz genau, daß es auch ihm gefallen wird. Es ist etwas jauchzend Freudiges darin; kein krankes, trübseliges Welken, sondern ein heiteres Verglühen. Die Natur erscheint ihr wie ein Kind, das sich vor Abend noch einmal jubelnd austobt, um dann lächelnd einzuschlafen. —

„Tante! Tante Seffi!" schallt es aus dem Garten herauf.

Sie streckt den Kopf aus dem Fenster und sieht ihre Nichte drunten stehen und den Arm schwenken.

„Tante, Du hast Besuch!"

„Du hast *lieben* Besuch!" fügt ihr Verlobter mit neckischer Betonung hinzu. Und dann lachen beide. Neben ihnen sieht sie jemand, der den Hut zieht, — ein spiegelblanker Kopf wird sichtbar mit einem geradezu verblüffenden bläulichen Glanzlicht darauf.

„Fräulein Seffi, soll ich hinaufkommen?" schallt es in dem tiefen, klangvollen Baß, den sie so gern hört.

Sie erröthet vor Vergnügen. Der Tag scheint gut zu enden, — dieser Schluß hatte ihm gerade noch gefehlt.

„Ich komme hinunter, Director!"

Eilig steckt sie die Handvoll gebrauchter Pinsel in den Seifentopf, läuft kopflos im Atelier umher, um irgend welcher nicht vorhandenen Unordnung zu steuern, und eilt dann hinaus. Wie ein Trommelwirbel klingt das Geräusch ihrer treppab eilenden Füße. Aber plötzlich mäßigt sie ihre Schnelligkeit. Man könnte weiß Gott denken — schrecklich, — Seffi muß sich manchmal erst auf ihr Alter besinnen und auf die ihm zukommende Würde. Nur nicht lächerlich sein, — weder vor sich selbst noch vor anderen!

Mit ruhigen, leichten Schritten geht sie vollends die Treppe hinab, kreuzt den Hausflur und den kleinen, gepflasterten Hof und tritt in den Garten hinaus. Das junge Volk begrüßt sie mit heiteren Zurufen. Sie eilt unter den fliegenden Reifen hindurch, deren zwei sich gerade über ihrem Haupte in der Luft kreuzen. Der Director steht vor einem gewölbten Beet, das ein alter, breitzweigiger Rosenbusch beherrscht.

„Sehen Sie nur, Fräulein Seffi, — Ihr Dijonbusch hat ja noch Knospen, zu dieser Jahreszeit!" ruft er ihr entgegen und weist mit der Linken auf den Strauch mit den blanken dunkeln Blättern, zwischen denen zwei dicke, feste Knospen hervorlugen. Mit der Rechten zieht er den Hut; dann reicht er ihr die Hand.

„Aber warum denn nicht?" erwidert sie lustig. „Sie haben ja auch noch gute Ideen, — manchmal wenigstens."

Kräftig erwidert sie seinen festen Händedruck.

„Was, — beim ersten Gruß schon die Feindseligkeiten zu eröffnen —!"

„Feindselig nennen Sie das, wenn ich Sie mit einem Rosenstrauch vergleiche? Diese Anmaßung! Als ob jemals ein Mensch Sie durch einen so poetischen Vergleich geehrt hätte!"

„Bitte sehr! Wie oft hat man mich schon mit dem Mond verglichen!" Er zieht den Hut und läßt seine Glatze leuchten.

„Und der Mond, Fräulein Seffi, ist eine poetische Großmacht. Was fingen die Poeten ohne den Mond an? Sie könnten sich nur gleich sämmtlich bankerott erklären."

„Wie Sie heute wieder mit dem Sitz Ihrer Intelligenz kokettiren!"

„Kokettiren! Ich konstatire einfach eine traurige Thatsache, — das Dasein meiner Glatze. Oder finden Sie etwa diese Thatsache nicht traurig?"

„Aber ganz im Gegentheil," lachte sie, „ich finde sie äußerst lustig!"

Er markirt einen vorwurfsvollen Blick. „Sie sind einfach erbarmungslos heute, Fräulein Seffi. Ihr jugendlicher Uebermuth —"

„Ihre greisenhafte Empfindlichkeit —"

Er hebt Augen und Hände in komisch verzweiflungsvoller Anklage gen Himmel.

„Aber was wollen Sie denn!" triumphirt Seffi. „Sie verstehen mich einmal wieder nicht." —

„Aha, die unverstandene Frau!"

„Lassen Sie mich doch gefälligst einmal zu Worte kommen. Ich wollte sagen, daß ich es sehr freundlich finde, wenn Ihr inneres Lumen so stark ist, daß es seinen Schein sogar im körperlichen Sinne nach außen wirft."

„Fräulein Seffi," sagt der Director nach einer Pause ironischer Bewunderung, „Ihr Geist blendet mich. Sie müssen Ihre Aussprüche ein wenig nach meiner geringen Fassungsgabe modeln, um mich geistig nicht zu sehr anzustrengen. Ich kann Ihrem hohen Gedankenfluge nicht ohne gefährlichen Schwindel folgen." —

Sie gehen langsam auf dem kiesbestreuten Wege neben einander um einen der Grasplätze. Ueber den regenverwaschenen Kies streut die schon tiefstehende Sonne ihren Goldstaub; hier bricht sie sich Bahn durch halbgelichtete Büsche, deren spärliche Schatten wie zerrissene Schleier hin und wieder flattern. Dort an der Mauer steht eine Familie langaufgeschossener Sonnenblumen und wendet, wie gehorsame Soldaten, dem scheidenden Tagesfürsten die runden Gesichter zu. Droben über ihnen blitzen ein paar weiße Taubenflügel in der Sonne auf. Das weite Herbst-Panorama, das Seffi von ihrem hohen Atelier-Fenster aus genoß, ist hier hinter den ragenden Bäumen der Nachbargärten verborgen.

Das Paar hat die Runde um den Grasplatz gemacht und ist nun wieder an dem Beet mit dem Dijon-Rosenstrauch angelangt. Wieder beugt der Director sich über den Zweig, an dem die beiden Knospen sich befinden. Es ist etwas Liebevolles in seiner Bewegung.

„Brechen Sie Sich doch die Knospen ab!" sagt Seffi.

„Wäre das nicht schade? Sie können noch aufblühen." —

„O, auf so viele schöne Tage können wir nicht mehr hoffen."

„Vielleicht doch." — Er blickt sie an. Sie starrt gedankenvoll ins Weite.

„Fräulein Seffi," sagt er halb schelmisch mit gedämpfter Stimme, „ich mache Sie hiermit auf das seltene Naturschauspiel Ihres eigenen Gesichtes aufmerksam, Sie sehen ausnahmsweise einmal ernsthaft aus."

„Ja," sagt sie plötzlich energisch und fast ärgerlich, „ich erlaube mir das einmal. Haben Sie etwas dagegen?"

„Dagegen —? Als ob ich jemals wagte, Ihnen entgegen zu sein!"

„Sehen Sie, nun fangen Sie schon wieder an. Ich aber wollte mich gerade einmal über das ewige Geplänkel zwischen uns beklagen. Warum sprechen wir eigentlich so selten einmal ein ernstes Wort mit einander?"

„Daran sind ganz allein Sie schuld."

„Nein, Sie!"

Sie stehen vor dem Rosenbusch. Es ist ein seltsamer Ausdruck in seinen Mienen. Während der Mund und der blonde Schnurrbart zu einem leichten Lächeln verzogen sind, bleiben die hellblauen, geradeblickenden Augen ernst.

„Wissen Sie wirklich nicht, warum ich mit Ihnen so viel Unsinn spreche?" fragt er in einem eigenthümlich kalten Ton.

„N—ein." — Sie ist ganz betreten über seine ungewohnte Art; sie fühlt, wie sie erröthet, und blickt fast ängstlich zu ihm auf.

„Nun, — dann — Es ist ja auch gleichgültig." —

„Was haben Sie nur?" fragt sie unruhig.

„Nichts, was anders wäre als gewöhnlich." Er ist wieder ganz im alten Geleise. „Na, na, was sind denn das für ein paar Augen, Fräulein Seffi! Wenn Sie mich noch lange diesen Gluthen aussetzen, so gehe ich hier vor Ihren Augen in Flammen auf, wie die römischen Schiffe unter den Brenngläsern des Archimedes."

„Ach, lassen Sie doch!" Sie schüttelt beinahe ärgerlich den Kopf. „Sehen Sie, ich bin nun gerade heute viel zu heiter, um Unsinn zu sprechen. Nicht wahr, das klingt beinahe wie Widerspruch? Aber meine Heiterkeit steht eine Stufe höher, als unsere ewigen Neckereien. — Denken Sie, ich bin heute ganz berauscht vom Herbst. Am liebsten hätte ich Sie vorhin gleich herauf-citirt in mein Atelier, aber ich wußte nicht, in was für einer Stimmung Sie seien, und da hatte ich Angst, Sie möchten mir die meine verderben."

„O, wie schmeichelhaft!"

„Nein, nun werde ich aber ernstlich böse. Als ob Sie nicht wüßten, wie ich das meine! Wenn Sie mit Ihren verneinenden Spottreden in meine Begeisterung hineingefallen wären, — ich wäre im Stande gewesen, mich ernstlich mit Ihnen zu zanken. Aber nun habe ich Sie vorbereitet. Jetzt werden Sie artig sein, nicht wahr? Ehe die Sonne untergegangen ist, müssen Sie noch einen Augenblick mit mir hinaufgehen und die Pracht von droben aus ansehen. Ja, und dann auch mein Bild."

„Ah, Sie haben Ihre Begeisterung also in Farben umgesetzt. Natürlich! Der reine empfängliche Genuß genügte nicht —"

„So. Nun nehme ich Sie nicht mit. Da sind Sie schon mitten im Verneinen. Und ich war heute so zufrieden, — mit der ganzen Welt, — und sogar einmal ausnahmsweise ein wenig mit mir. — Und Sie gönnen mir das nicht. — Sind Sie nun eigentlich mein Freund, — oder nicht?"

Sie ist ernstlich verstimmt und enttäuscht.

„Stellen Sie mich auf die Probe!"

„Bah, das ist so eine Roman-Redensart. Ich habe Sie auf die Probe gestellt, ich habe Ihnen gezeigt, daß ich heute Ihres Mitempfindens bedarf, — und Sie haben mich zurückgestoßen!"

Er lacht gutmüthig und greift nach ihrer Hand. „Ich, — Sie, — zurückgestoßen —! Nein, nein, liebe Freundin, wenn Sie — heute — einmal ausnahmsweise meines Mitfühlens bedürfen, — mir ist das eine so seltene Freude, daß ich gar nicht daran zu glauben wage!"

Sie seufzt ungeduldig und blickt ihn an, um zu sehen, wie weit er im Scherz und wie weit im Ernste spricht.

„Was soll das nun wieder!" sagt sie schmollend. Und plötzlich fällt ihr ein, daß er dies für eine jugendlich fein sollende Koketterie halten möchte, und zwingt sich zu einem überlegenen Gesichtsausdruck und wiederholt kühl und trocken: „Ja, was soll das nun wieder einmal?!"

„Gut, ich gehe mit, ich bin artig," sagt er lächelnd. Aber es ist kein vollkommen heiteres Lächeln. Er beobachtet sie von der Seite, und sie ihn.

„O, — aber wenn es Ihnen ein Opfer ist." —

Trotz dieser Redensart ist sie sehr zufrieden. Sie muß ihm durchaus ihre Herbst-Skizze zeigen. Und dann, — es ist so etwas Eigenes, ihn da oben zu haben in ihrem kleinen Heiligthum, wo sie die alleinige Herrin ist, wo ihre Gedanken mehr als sonst mit ihm beschäftigt sind, und wo so viele Gegenstände von ihm erzählen. Was sie selbst ihm nicht sagen und zeigen darf, ihre tiefe, unverrückbare Neigung, die ein untrennbarer Theil ihrer selbst ist, das dürfen ihm die Studien an den Wänden, die umherstehenden Gegenstände andeuten. — Ach, sie weiß, alle diese Dinge reden keine deutlichere Sprache als sie selbst; nur für ihr eigenes Empfinden, das alles, was ihr innerlich nahe steht, mit ihm in Verbindung bringt, ist dieser Raum von seinem Geiste erfüllt. Nur sein Bild, das da inmitten des Tisches steht, könnte ihm etwas verrathen, wenn er nicht schon längst wüßte, daß es dort steht, — nicht nur für ihn, sondern für jeden Besucher des Ateliers, ganz harmlos und öffentlich. Warum auch nicht?! Niemand stößt sich daran; sie ist in einem Alter, in dem ihr nicht mehr jede Handlung böswillig kritisiert wird. Nur Nesse und Nichte nennen dies Bild heimlich unter sich „das Onkelchen", sie hat es einmal gehört und sich im Stillen darüber amüsirt, sich jedoch nichts merken lassen.

So geht sie voll innerer Heiterkeit mit ihm durch den Garten und den Hof, die Treppe hinauf. Hinter ihr verklingt das Lachen und Jauchzen der Spielenden.

„Da verschwinden Zwei!" raunt der Assessor schalkhaft seiner Braut ins Ohr.

„Ob ich in ihrem Alter wohl auch noch von Dir begeistert bin?" neckt Conny.

Und er mit erhobenem Finger: „Warte! Wenn wir jetzt allein wären!" —

Seffi öffnet das Atelier. Wie freundlich es drinnen aussieht! Nicht allzuvoll, aber dafür steht auch nichts umher, was nicht einen gewissen künstlerischen Werth hätte. An den Wänden, zwischen den eigenen Studien ein paar Radierungen guter Meister, ein paar Holzschnitte von Dürer und Steinzeichnungen von Thoma; an der einen einige Stücke von Kirchengewändern um einen kupfergetriebenen alten Weihkessel, darunter eine niedrige, geschnitzte Truhe. Auf dem Fußboden ein neuer Teppich mit einem modernen Schlangenmuster, ein Geburtstagsgeschenk des Neffen. In der Nähe des Fensters, der Staffelei gegenüber, das eingelegte Schachtischchen mit den vergilbten Elfenbeinfiguren, seltsame indische und chinesische Fratzen, und dazwischen einige dunkelbraune Holzschnitzereien, alle überragt von dem Bilde des Freundes.

Sie sieht, wie sein Blick flüchtig alle diese bekannten Gegenstände streift und ein wenig länger auf seiner Photographie zögert. Ein leichtes Mißbehagen geht wie ein Schatten über seine Züge; dann schreitet er rasch zum Fenster, stemmt die Handflächen auf die Fensterbank und blickt hinaus. Seffi tritt hinter ihn.

„Schön, — nicht wahr?" fragt sie nach einer Weile gedämpft.

Er nickt wortlos. Das Bild draußen hat sich ein wenig verändert seit einer halben Stunde. Drunten in den Gärten breiten sich schon die ersten Schatten; aber der röthliche Abendsonnenschein ist zu den Wipfeln der Bäume und den höheren Stockwerken und Dächern der Häuser emporgestiegen. Die Veranden, auf deren Dächern der wilde Wein sein farbiges Laub ausbreitet, scheinen in Flammen zu stehen, in den oberen Fenstern der Villen brennt das Abbild der Abendsonne. Sie selbst ist von hier aus nicht zu sehen. Doch schickt sie winzige rothgoldene Flöckchen aus, die in dem erblassenden Grünlichblau des Himmels wie in einem Meere zu schmelzen scheinen.

„Wie das lacht!" sagt er endlich leise. Dann wendet er sich plötzlich ihr zu und blickt in ihr begeistert strahlendes Gesicht. Sie hält dem warm lächelnden Blicke stand. Und er ergreift mit einer schnellen Bewegung ihre beiden Hände, läßt sie aber ebenso schnell wieder los, und sein Auge fällt abermals auf seine Photographie.

„Was haben Sie gemalt?" fragt er dann, wie absichtlich sich aus seiner weichen Stimmung reißend.

Sie war unter seiner plötzlichen Bewegung zusammengeschreckt und muß sich jetzt mühsam fassen. Was hat er nur heute? Verwirrt deutet sie auf die Staffelei. Er stellt sich davor und blickt die Skizze lange an.

„Was — sagen Sie dazu? — Aber sprechen Sie doch nur. — Sie — dürfen tadeln." —

Noch immer steht er so. Ihr ist, als blicke er garnicht mehr auf das Bild, sondern durch die Leinwand hindurch in irgend welche unbekannte Fernen, wohin sie ihm nicht folgen dürfe, — als entschwinde er ihr mit diesem Blick, in eine Welt, wo es ihr verwehrt sei, noch Theil an ihm zu haben.

„Wie sind Sie nur heute?" stammelt sie geängstigt. „Tadeln Sie doch, — — machen Sie Sich über mich lustig —"

Wieder wendet er sich ihr zu. „Diesmal nicht," sagt er. „Vor dieser kleinen Skizze habe ich zum ersten Mal das Gefühl, daß Sie eine wirkliche Künstlerin sind."

Sie erschrickt beinahe vor diesem Lob. Er sieht ganz ernst aus, wie sie ihn kaum je gesehen. Und sie fühlt, wie sie dunkelroth wird.

„Nein, — Sie —"

„Ja, ja, wirklich," versichert er und blickt sie tief und aufrichtig an. „Da haben Sie etwas gemalt, was Ihnen gemäß ist, Ihrer innersten Natur. Vielleicht steckt eine Impressionistin in Ihnen, vielleicht haben Sie Sich heute gefunden. — Das ist sehr merkwürdig. — Wissen Sie, — jetzt rathe ich Ihnen, nach München oder Paris zu gehen und ernstlich zu studiren; Sie müssen ausprobiren, ob dieser Griff ins Volle nur ein Zufall ist, — oder die plötzliche Offenbarung eines Talentes." —

Sie ist so erschrocken und erschüttert, daß ihr Thränen in die Augen treten. Sie ist etwas, — sie hat etwas Werthvolles geschaffen, — er sagt es, — und so ist es auch wahr. — Und nun, — nun schickt er sie fort, von sich fort, in die Fremde, in ein neues, schweres Leben, das sie nicht kennt, mit dessen erbarmungslosen Wellen sie ringen soll, ohne seinen Rath, ohne die stets aufrichtende, tröstliche, heitere Freundschaft, die sie nicht mehr entbehren kann.

„Freuen Sie Sich nicht?" fragt er halb erstaunt und den Thränen in ihren Augen gegenüber ein wenig verlegen.

„O, — ja, ja, — sehr!" sagt sie tapfer. Ja, im Grunde freut sie sich ja auch. — Pfui, so feige zu sein! Nun ist ihr ja doch ein alter Herzenswunsch erfüllt. —

„Und hier im Hause haben Sie auch bald nichts weiter zu suchen," fährt er nachdenklich fort. „Wissen Sie, —" und nun lächelt er wieder — „mir selbst ist der Gedanke noch so neu, ich kann mich noch gar nicht hineindenken, wir müssen da noch alle Einzelheiten überlegen. — Aber einstweilen beuge ich mich vor dem Genius."

Er macht ihr eine tiefe, scherzhafte Verbeugung.

„O, — nein, jetzt keine Neckerei!" wehrt sie ängstlich und erregt ab.

„Aber wirklich, wirklich, Sie können etwas!" sagt er, wieder vor dem Bilde. „Sie haben da eine volle Stimmung gefaßt, ein Stück glühendes Leben erstehen lassen. Ich nenne es ‚Lachender Herbst', — das ist es. Lachender Herbst, — wie gefällt Ihnen das?"

„Gut," sagt sie, „gut. — Aber ich bin noch gar nicht recht bei mir. — Es ist auch doch wohl zu spät für mich."

„Zu spät ist es nie und für nichts. Damit kommen Sie mir nicht. Seien Sie glücklich, daß Sie Sich entdeckt haben. Wie kommt das nur auf einmal? Ich bin noch ganz überrascht. — Was haben Sie denn nur gedacht und empfunden?"

An dich, — an dich hab' ich gedacht! möchte sie rufen. Aber sie hält an sich.

„Aber was für einen Unsinn ich da rede!" fährt er lebhaft fort. „Als ob ich nicht wüßte, daß das beste Schaffen ein unbewußtes ist, ein unwillkürliches, das aus der Seele hervorspringt wie der Quell aus dem Fels! Fräulein Seffi, Sie sind eine Künstlerin, sind es über Nacht geworden, — ist das nicht etwas Merkwürdiges? Ich bin ganz stolz auf Sie!"

Die Kniee beben ihr. Sie muß sich auf die Truhe niederlassen. „Wie gut Sie sind!" bringt sie heraus.

„O, — ganz im Gegentheil!" sagt er heiter und setzt sich unbefangen neben sie auf den harten Holzsitz. „Ich beneide Sie sogar ein bißchen. Und dann thut es mir auch ganz egoistisch leid, Sie zu verlieren. Sie werden eine eifrige Studentin werden und ganz in Ihrem Streben aufgehen, — mein Bild wird immer blasser werden in Ihrer großen Künstlerseele —"

Er hat schon wieder den scherzhaften Ton.

„Ich habe ja Ihre Photographie," sagt sie, sich ebenfalls hinter die gute, alte Gewohnheit des Neckens verschanzend, und weist auf den Stehrahmen.

„Zwei sogar!" sagt er plötzlich.

„Zwei? Nein, nur die eine." Sie blickt ihn an und sieht zu ihrer Bestürzung, daß eine dunkle Röthe in seinem Gesichte aufgestiegen ist, vom Halse aufwärts bis in die Stirn, bis über die gewaltige Glatze hinüber.

„Zwei," beharrt er scharf, trotz seiner Bemühung, den heiteren Ton festzuhalten. „Zwei, Fräulein Seffi, obwohl Ihr Schönheitssinn Ihnen verboten hat, damals von der ersten Notiz zu nehmen. — Ja, ja, es hat lange gedauert, bis Sie Sich mit der Glatze befreunden konnten! Heute, wo der erste Schritt zu einer dauernden Trennung gethan ist, können wir jawohl einmal darüber reden, — so zwei alte, vernünftige Leute wie wir. — Jetzt, da Sie ein würdiges Lebensziel vor Augen haben, und ich mir die Kraft zutraue, es Ihnen zu gönnen, ohne meinen Antheil an diesem neuen Leben zu beanspruchen —"

In äußerster Bestürzung hat sie sich erhoben und starrt ihn an, mit leicht geöffnetem Munde, ohne zu verstehen.

„Wovon — wovon sprechen Sie — denn eigentlich?" stammelt sie.

„Also selbst die Thatsache leugnen Sie?!" sagt er mit resignirtem Spott. „Wirklich, Fräulein Seffi, Sie treiben die Consequenz bis zum äußersten. Da, — sehen Sie, — da steht das Holzkästchen, und Sie wollen noch immer nichts von alledem wissen! Nun, Ihre Antwort auf meine Frage damals war ja auch deutlich genug: Sie sagten mir, daß Frida mich liebe, — und ich, — in meinem verzweifelten Trostbedürfniß, — aus Sehnsucht nach irgend einer Liebe, — wenn es die Ihre nun nicht sein sollte —

Was stehen Sie denn da so erstarrt? Man kann doch einmal darüber reden, jetzt, am Wendepunkte Ihres Lebens. — Was ist es denn? Sie sehen, ich spreche ganz ruhig; ich helfe Ihnen nur die alten Rechnungen abschließen und einen Strich darunter machen." —

Er ist jetzt ganz bleich. Aber sein Gesicht ist vollkommen ruhig, fast heiter, und etwas leise Verneinendes, vielleicht nur die letzte Reflexbewegung einer fast erstorbenen Empfindung, wehrt sich gegen diese Heiterkeit. Auch er hat sich erhoben und geht nun langsam an den kleinen Schachtisch, ergreift das Holzkästchen und kehrt nach der Truhe zurück.

„Setzen wir uns noch ein wenig. Kommen Sie doch, wir müssen das auch noch überwinden; — eher ist ein Ding ja doch nicht ganz todt, als bis man ihm die Grabrede gehalten hat. Sie müssen mir erzählen, was Sie damals mit dem Bilde angefangen haben. Sie dürfen es dreist sagen, ich bin nicht mehr beleidigt. Jetzt nicht mehr. Guter Gott, ich bin achtundvierzig Jahre alt! Sie halten mir das oft genug vor, Fräulein Seffi." —

Um Gotteswillen, — wovon spricht er? Ist er verwirrt? Was geht mit ihm vor? Sie steht und starrt ihn an, starrt das Holzkästchen an, das er jetzt von allen Seiten untersucht. Dann drückt er mit dem Daumen gegen einen der kleinen gedrechselten Füße des Kästchens, — ein knackendes Geräusch, — und eine kleine, flache Schublade springt heraus.

„Was ist das?" fragt sie überrascht und tritt näher.

„Ah, — da ist es ja noch!" Und er nimmt eine kleine Photographie hervor, altmodisch, aber kaum verblaßt in ihrem achtzehnjährigen Kerker. Ein junger Mann in der Kleidung und Barttracht von achtzehnhundertachtzig, mit einer hohen, kahlen, glänzenden Stirn. Darüber ein mit Tinte gezeichneter Pfeil, der gerade auf diesen kahlen Schädel weist, und unter der Photographie die Worte: „Darf ich, — trotzdem?"

Seffi ist es, als presse eine Hand ihr plötzlich gewaltsam das Herz zusammen und lasse es im nächsten Augenblicke wieder frei. Das Zimmer dreht sich vor ihren Augen, die Gegenstände verschieben sich; sie sieht den Freund mit dem Bild in der Hand in verdoppelter Gestalt. —

„Eduard, —“ sagt sie leise und wankt halb ohnmächtig gegen ihn, über ihn, ihr Kopf sinkt ihm auf die Schulter Er ist aufgesprungen und hält sie.

„Seffi, — um Himmelswillen, Seffi, — was ist das?“

Sie legt ihm beide Arme um den Hals. „Nur einmal —!“ bittet sie mit fast versagendem Munde, „nur einmal! Ich hätte fast vergessen, daß es zu spät ist! Warum fragtest Du nicht deutlicher? Ich bin halb gestorben im Warten, — ich hatte nichts gefunden, — ich wußte von nichts —“

Erschüttert stehen sie aneinander gelehnt. Sie fühlt ihn von Kopf zu Füßen erzittern. Dann zieht sie seinen Kopf herunter und küßt ihn mitten auf die Glatze.

„So,“ sagt sie mit vor verhaltenem Weinen zuckendem Munde, „so, — das war der Strich unter der Rechnung. — Jetzt, — jetzt bin ich wieder achtunddreißig Jahr alt.“ Sie läßt ihn frei und richtet sich auf. Eine schmerzvolle Kraft durchströmt sie; jetzt weiß sie, daß sie den Kampf mit der Welt aufnehmen kann. Nicht um Vergangenes weinen, — keine Schwäche! Dazu ist keine Zeit mehr in ihrem Leben. —

In plötzlicher Beschämung über das, was sie gethan, hat sie sich von dem Freunde abgewandt und blickt hinaus, empor. Droben am Himmel hat sich das Roth der schwebenden Wölkchen vertieft; feuergeflügelt steuern sie nach Westen, der Sonne nach, als wollten sie zur Quelle des Lichtes zurück, um sich ihr aufs neue zu vereinen. —

Da zuckt Seffi zusammen. Ein leises Lachen ist an ihr Ohr gedrungen, und ein umschlingender Arm zieht sie sanft und unwiderstehlich zu sich heran.

„Liebe! Liebste!“ sagt der Freund heiter und mit gedämpfter Stimme. „Eigentlich ist es ja zum Weinen, wie wir zwei uns um einen ganzen, langen Lebenssommer voll Glück betrogen haben. — Aber ich bitte Dich, — laß uns nicht bitter sein! Sieh, der Herbst ist ja auch noch schön! Wenn wir bis heute stark genug waren, diesen Herbst, ohne vereint zu sein, doch lachend zu genießen, — warum sollten wir jetzt nicht weiter lachen können, da wir uns gefunden haben?! Und warum sollten wir uns wieder lassen, nachdem wir uns gefunden haben? Es müßte denn sein, —“ und die alte Schelmerei ist in seinem Ton und in seinem Gesicht, — „daß Du jetzt etwas anderes und besseres von der Zukunft erwartest, daß Du nicht darauf verzichten willst, eine große Künstlerin zu werden.“ —

Halb weinend, halb lachend schmiegt sie sich an ihn; jetzt legt sie ihm die Hand auf den Mund.

„Als wenn ich eine hätte werden können, ohne Dich! Soll ich eine werden, so werde ich sie mit Dir, durch Dich; und wenn nicht —“

Sie lehnt den Kopf gegen seine Schulter zurück und lacht hell auf vor Freude.

„Wenn nicht, — Du, dann haben wir doch genug zu thun —: im Herbst haben wir den ganzen, langen Sommer nachzuholen!“

Nachdruck verboten.

Auf dem Königssee.

Nach dem Gemälde von W. Gause. — Siehe Seite 141.

Wir zogen, den Rucksack auf dem Rücken, von Reichenhall nach Berchtesgaden fröhlich unsere Straße, um dem schönsten See Deutschlands, dem Königsee, einen Besuch abzustatten, und freuten uns schon in dem Gedanken, nun bald auf seinen grünen Fluthen schaukeln zu können. Uns war der Königssee schon ein alter Bekannter, trotzdem wir ihn bisher noch nie gesehen hatten; sind doch in jeder Bilder-Galerie, in jeder Kunst-Ausstellung zahlreiche Gemälde von ihm zu finden, ganz zu schweigen von den vielen Photographien in den Schaufenstern der Kunsthandlungen. — Als kurz vor Berchtesgaden der Watzmann vor uns auftauchte, machten wir recht betrübte Gesichter: der Bergriese hatte eine Kappe aufgesetzt. Das war kein gutes Zeichen, auch hatte man uns gesagt, daß der Königssee seine volle Schönheit nur dann zeige, wenn die Berge keine Schleier tragen. Wir ließen uns die Laune aber nicht verderben, sondern beschlossen, unseren Besuch bis zum nächsten Morgen zu verschieben und uns heute die liebliche Stadt Berchtesgaden anzusehen. Unser Weg führte uns auch zu dem in der Nähe befindlichen Salzbergwerk, und ehe wir uns versahen, steckten wir im Grubenkittel und marschirten in die dunkle Tiefe des Berges. Einen Kilometer weit mochten wir wohl, immer aufwärts steigend, gegangen sein, da that sich vor uns eine von zahllosen Oellämpchen erleuchtete Höhle auf, — wir standen vor einem Salzsee, in dessen schwarzen Fluthen sich die Lichter spiegelten. Ein Nachen nahm uns auf, und anstatt auf den grünen Wellen des Königssees zu schaukeln, wie wir uns vorgenommen, gondelten wir schweigend auf der dickflüssigen Salzfluth im Innern des Berges, als ginge es der Unterwelt zu. In die Unterwelt mußten wir auch, aber die Fahrt war lustig. Kaum hatten wir wieder „Land“ unter den Füßen, da nahmen wir auf einer Rutschbahn Platz, — einer glatt polirten Rinne aus festem Holz, — auf der wir bis zur nächsten Stollen-Etage hinabzugleiten hatten. Ein stattlicher Bergmann, die glimmende Laterne im Gürtel, nahm als vorderster Platz, wir hinter ihm, einer dicht an den anderen gedrängt. Jetzt gab der Führer einen schnellen Ruck und — hui! — sausten wir hinunter, daß die Luft am Ohre pfiff. Dann bestiegen wir einen „Hund“ und rollten auf abschüssiger Bahn hinab, immer schneller, immer schneller. Die Felswände, vom ungewissen Lichte der Laternen erhellt, huschten gespenstisch an uns vorüber; wir bogen um scharfe Ecken, und immer noch umgab uns die rabenschwarze Finsterniß des Erdinnern. Aber da tauchte fern ein heller Stern auf, er wächst und wächst zur lichten Pforte, und aufathmend fanden wir uns wieder unterm Lichte der goldenen Sonne, das gar lieblich in den dichten Wipfeln der Kastanien spielte. —

Am nächsten Morgen langten wir schon in thauiger Frühe am Königssee an. Wir waren die Ersten am Platze und hatten die Freude, unbehelligt von lautem Geschwätz, unangebrachten Witzen und verunglückten Jodlern, uns dem mächtigen Zauber, den die Bergnatur hier entfaltet, hingeben zu können. Wir stiegen vom Landungssteg in ein Boot, und leise ruderten uns ein rüstiges Dirndel und ein starker Bursche in der kleidsamen Landestracht über die tiefgrüne Fluth. Von dem See ist noch nicht viel zu sehen: eine kleine Bucht, im Hintergrunde abgeschlossen durch eine steile Felswand. Zur Linken, hinter Baumgruppen versteckt, zeigt sich der Giebel einer Villa, zur Rechten das kleine Inselchen Christlinger, auf dem ein bescheidenes Heiligthum steht. Je weiter wir aber fahren, desto mehr entfaltet sich die Landschaft in ihrer ganzen Großartigkeit. Langsam gleiten wir dahin über die spiegelglatte Fläche, in stiller Andacht vor der gewaltigen Kraft dieser Hochnatur. Prall springen die Wände oft mehr als tausend Meter unmittelbar aus dem See empor, sodaß kein Vogel an ihnen Fuß fassen könnte. Die kahle, steile Wand zu unserer Rechten ist die Falkensteinwand. Hier und da erblicken wir dicht über dem See kleine Erinnerungstafeln; sie sind zum Andenken an Menschen angebracht, die hier einst von Felsen abgestürzt sind und einen jähen Tod in den Wellen fanden. Nie hat man ihre Leichen gefunden, sagt unser Bootführer, der See giebt seine Opfer nicht wieder heraus. — Zu unserer Linken ist der Malerwinkel, eine Bucht, von der aus der See als Landschaftsbild sich am vollkommensten darbietet und infolgedessen immer wieder gemalt, gezeichnet und photographirt wird. — Schon längst erblickten wir in weiter Ferne eine Häusergruppe, die wie ein winziges Spielzeug auf dem Wasser zu schwimmen scheint. Wir kommen näher und näher und betreten endlich das kleine dreieckige Thälchen, auf dem unter alten Lindenbäumen das Jagdschlößchen St. Bartholomä liegt. Dicht hinter ihm thürmen sich in drohender Pracht gewaltige Berg-Pilaster auf: das Fußgestell des steinernen Meeres, dessen höchste Spitze die Schönfeldspitze ist, und der Watzmann. Namentlich der Watzmann gewährt von hier aus einen unbeschreiblichen Anblick, er scheint unnahbar zu sein, und in der That ist es bisher nur wenigen waghalsigen Bergsteigern gelungen, ihn von dieser Seite zu besteigen. Ein graubärtiger Förster schraubte ein Fernrohr an einen Baum und lud uns ein, hindurchzusehen. Wir erblickten nur Felsengestein und Schnee. Der Alte schmunzelt und bedeutet uns, genauer hinzusehen, und richtig, — dort bewegt sich etwas: ein schlanker Gemsbock äst in den Bergen und scheint mit spöttischer Ruhe auf uns niederzuäugen!

Und wieder gleitet unser Nachen südwärts, bis wir an der schmalen Landzunge zwischen Königs- und Obersee an Land gehen. An dem herzoglichen Jagdschlößchen vorbei, erreichen wir den Strand des Oberen Sees, des andächtig feierlichen Bergjuwels, dessen Schönheit nicht zu beschreiben ist. Zur Rechten wie zur Linken schließen gewaltige Felswände ihn ein, im Hintergrunde liegt eine einsame Alm, und über dieser schwingen sich zwei schroffe Felsspitzen, die Teufelshörner, empor; inmitten dieser gigantischen Bergwelt liegt der See ernst und krystallhell da. Wir sind versucht die Landschaft mit einem Riesendom, von Riesen errichtet, zu vergleichen, in dem das leise Rauschen des Wasserfalles die Orgel spielt. Fast gewaltsam reißen wir uns los, so schwer können wir uns trennen; aber wir haben ja noch die Rückfahrt vor uns, auf der wir das bisher Geschaute noch einmal genießen werden.

Unauslöschlich ist der Eindruck, den wir empfangen haben, schweigsam und in uns gekehrt wanderten wir wieder nach Berchtesgaden. Wie schön muß nun erst der See im Winter sein, fragten wir uns, wenn sein Wasser zu krystallklarem Eis erstarrt ist und die Bergriesen bis unten mit glitzerndem Schnee bedeckt sind? Hans Hoffmann erzählt von einem Manne, der fuhr von Leipzig geradeswegs über München nach Berchtesgaden und von da an den Königssee. Und dann zu Schlittschuh in den frühen Vollmond hinein über die spiegelglatte Eisfläche zwischen den silbernen Bergen hin. Der Genuß muß überwältigend sein! Leider aber können nur wenige Sterbliche ihn sich gestatten.

Unsere Kinder.

Lieber Bácsi!

Hier schicke ich Dir unsere Photographie. Die Mitzi ist meine Cousine, und der Gusti ist mein Cousin; ich bin vier Jahre alt, spreche ungarisch, nur sehr wenig deutsch und trinke Cacao. Das Christkindl war auch in Budapest, hat mir viele schöne Sachen gebracht, auch einen Schlitten, aber keinen Schnee hat es geschickt; aber ich werde warten, Mama sagt, wenn ich brav bin, bekomme ich noch Schnee. Die Mitzi ist ein braves Mädi, sie spielt sehr schön mit mir, der Gusti läuft Schlittschuh; auch ich möchte schon, aber meine Füße sind noch zu klein.

Es grüßt Dich

Budapest. Lajoska.

Diesen Brief hat der Lajoska ungarisch seiner Mutter diktirt.

Nachdruck verboten.

Schutz gegen den Wurmfraß.

Gewiß haben Sie, verehrte Leserin, schon einmal mit Kummer entdeckt, daß ein Möbelstück, das längere Zeit hindurch unbenutzt gestanden, den Larven des Bohrkäfers zum Opfer gefallen war. Außen mit kleinen Löchern übersäet, von denen jedes den Eingang zu einem Kanale bildet, in das Holz im Innern zu Wurm-Mehl verarbeitet. Und gerade das harte Holz der Eichen und Buchen bevorzugen diese kleinen verborgenen Feinde, während sie das weiche der Tannen, Fichten, Linden, Pappeln u. a. meist verschonen. Ein Mittel, Hölzer oder hölzerne Gegenstände, die man längere Zeit in abgelegenen Räumen unbenutzt aufzubewahren gezwungen ist, vor den Larven der Bohrkäfer zu schützen, kannte man bisher nicht. Jetzt erst ist eine Entdeckung gemacht worden, die uns für die Zukunft wenigstens ermöglicht, alle Hölzer vor Wurmstichigkeit zu schützen. Ein wesentlicher Bestandtheil vieler Hölzer ist Stärke. Schon früher hatte der Franzose Emile Mer entdeckt, daß das von den Larven bevorzugte Holz sehr stärkehaltig ist, das von ihnen verbrauchte Holz aber, das Wurm-Mehl, gar keine Stärke mehr enthält. Daraus und aus der Erfahrung, daß immer nur der stärkehaltige Splint, niemals das stärkelose Kernholz der Eiche von den Larven angegriffen wird, schloß er, daß die Stärke es sei, die die Thiere anziehe. Und wirklich, als er einen Haufen Eichenstümpfe, denen zur Hälfte die Stärke entzogen war, drei Jahre unberührt gelassen hatte, zeigte sich, daß die Bohrkäfer-Larven den Splint der stärkehaltigen Eichenstümpfe vollständig zu Pulver verarbeitet hatten, während die stärkelosen gänzlich unberührt geblieben waren. Ja, die Witterung der Larven für die Stärke im Holze ist so fein, daß durch ihren Angriff erst der Stärkegehalt einzelner kleiner Stellen an Hölzern, die für völlig stärkefrei galten, entdeckt wurde. War es somit außer Zweifel, daß die Larven nur stärkehaltiges Holz angreifen, so war der weitere Weg, sich gegen sie zu schützen, von selbst gegeben: es galt, die Hölzer zu entstärken. Die eben genannten weichholzigen Bäume enthalten nur im Sommer Stärke, im Winter sind sie stärkelos. Man braucht sie daher nur, um von ihnen wurmfraß-sicheres Holz zu bekommen, im Winter zu fällen. Bei Eichen und Buchen aber muß ein besonderes Verfahren angewandt werden: Die Stämme müssen im Frühjahr geringelt werden, das heißt, die Rinde muß einige Centimeter breit ringförmig abgeschält werden. Nach etwa eineinviertel Jahr ist der unter dem Ringe befindliche Stamm vollständig entstärkt. Schneller noch, schon nach vier Monaten, wird die Entstärkung erreicht, wenn der Baum zweimal, am Fuße und dicht unter oder über den ersten Zweigen, die dann abgeschnitten werden müssen, geringelt wird. Der Stamm kann dann noch lebend, aber völlig entstärkt, gefällt werden. Also, verehrte Leserin: Wenn es in Ihren Kräften steht, lassen Sie Sich künftig Ihr Garten-Spalier nur von Fichten herstellen, die im Winter gefällt sind, und Ihre Möbel von Eichen und Buchen, die in sachkundiger Weise geringelt worden sind.

Redactions-Post.

Frau Gertrud in Rudolstadt. — „Was nutzt mich der Mantel, wenn er nicht gerollt ist,“ stammt aus der von Wilhelm Camphausen illustrirten, in den „Fliegenden Blättern“ von 1847 erschienenen Humoreske „Der Einjährig-Freiwillige auf dem Marsche.“

Margarethe Gl. in Nürnberg. — Alle Mohammedaner beten ihre Gebete, wie die römischen Katholiken und die Buddhisten, an Rosenkränzen ab. Da der Rosenkranz erst zu den Zeiten der Kreuzzüge bei den römischen Katholiken eingeführt worden ist, so ist es wahrscheinlich, daß diese ihn von den Mohammedanern aus dem Orient entlehnt haben, wie die Muselmanen ihn von den Buddhisten entnahmen. Der mohammedanische Rosenkranz hat hundert Perlen, welche die hundert guten Eigenschaften Gottes bedeuten. Bei den Mohammedanern ist es übrigens keineswegs ein Gebet, welches man mit Abwicklung einer Perle hersagt, sondern man sagt z. B. bei jedem Durchgleiten einer Perle bloß: „Gott“, oder „Gott verzeih' es“, oder „Gott sei gelobt“ ꝛc.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: H. Hein; für den technischen Theil: A. Grosse, beide in Berlin; — für Oesterreich-Ungarn: Robert Mohr, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 19, I. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). Berlin und Wien, 1. October 1899. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). XXVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Der tolle Graf.

Erzählung von E. Krickeberg.

Seit einem halben Jahr wohnte er in der Gegend. Woher er eigentlich gekommen war, das wußte man nicht, man glaubte aber aus Rußland; jedenfalls wiesen sein Name, — er hieß Graf Brontischeff, — und sein fast morgenländischer Reichthum nach Rußland hin, — noch mehr aber seine Excentricitäten.

„Er ist toll!“ sagten die Leute, „aber freigebig wie ein Fürst,“ fügten andere hinzu. Kein Nothleidender ging ohne eine reichliche Gabe von seiner Thür, kein Bittsteller ohne Unterstützung; seine Beamten waren die bestbesoldeten, sein Haushalt war der opulenteste im weiten Umkreise, — aber man erzählte, daß er die Bettelbriefe mit Handschuhen anfaßte, und wer ihn direct um etwas anging, der erhielt gewiß nichts. —

Im Garten der Villa d'Este. Nach dem Gemälde von Max Roeder.

Sein Schloß lag unmittelbar an einem weiten, waldumgürteten See, es spiegelte seine weißen Wände in den grünlichen Fluthen, die so klar waren, daß man jeden Kieselstein auf ihrem Grunde erkannte, und winkte mit seinen blanken Fensterreihen einladend zum anderen Ufer hinüber. Von der Veranda an der Rückseite des Schlosses führte eine Treppe direct hinunter nach der Landungsstelle am See, wo die gräflichen Boote lagen. Graf Brontischeff liebte es, zu rudern, aber nicht, wie die Altagsmenschen, am Tage, sondern in der Nacht, — überhaupt war sein Tag die Nacht.

Um sechs Uhr früh begab er sich zu Bett, um vier Uhr nachmittags nahm er das erste Frühstück ein, um elf Uhr nachts wurde zu Mittag gespeist, gegen vier Uhr des Morgens fand das Souper statt, dann wurde noch geraucht, gespielt, musicirt, und wenn andere gewöhnliche Sterbliche sich rüsteten, an ihr Tagewerk zu gehen, legte man sich in Schloß „Waldsee“ zum Schlaf nieder. — Und wehe dann dem Diener, der es wagte, durch ein Geräusch sein Leben kund zu thun, wehe dem Hunde, der bellte, dem Hahn, dessen Krähen vom Wirthschaftshof herüberdrang, sie wurden unweigerlich und für immer aus dem Bannkreis des Schlosses entfernt, das wie Dornröschens Zauberburg schlafend inmitten des wachenden Tages in seiner grünen Waldeinsamkeit dalag.

Wer den Grafen sehen wollte, mußte sich des Abends nach neun Uhr zu ihm bemühen, Professionisten und Wirthschaftsbeamte empfing er gegen Mitternacht nach dem Diner, und seine Herrengesellschaften begannen nicht vor ein Uhr nachts. Und so unglaublich es klingt, niemand lehnte sich energisch gegen eine derartige Despotie auf, — man opferte seine Bequemlichkeit, um seinen Dienst nicht zu verscherzen, seine Aufträge zu erhalten, seine großartige Gastfreundschaft genießen zu können, trotzdem das oft recht schwer und mit mancherlei Demüthigungen verbunden war. Denn Graf Brontischeff herrschte willkürlich in seinem Kreise wie ein russischer Fürst zur Zeit der Leibeigenschaft: er schlug dem Reitknecht die Gerte um die Ohren, wenn ihm die Laune darnach stand, er ließ einer alten Verwandten, die in seinem Hause lebte, zahnlos und gänzlich unmusikalisch war, trotz ihres heftigen Protestes Gesangsstunden ertheilen, seinen jüngsten Wirthschafts-Eleven täglich mehrere Stunden an die Schwimmangel nehmen, um ihm die Wasserscheu abzugewöhnen, den Tischler ein ganzes Dutzend Modell-Zeichnungen für einen Gewehrschrank einreichen, ehe ihm eine gefiel, — er setzte seinen Gästen heute die herrlichsten alten französischen Weine und die feinste französische Küche vor, um sie morgen durch ein echt russisches Souper mit Krautsuppe, Grütze und dem üblichen Quantum Wutki in die fürchterlichsten Magenbeschwerden zu stürzen, aber alle seine Excentricitäten hatten einen Zug von sieghaftem Humor, und er wußte sie durch eine schrankenlose Generosität vergessen zu machen. Er spielte mit den Menschen, wie die Katze mit der Maus, doch wenn sie ihn genug amüsirt hatten, so ließ er sie wieder laufen.

Man ärgerte sich über ihn, schimpfte auf ihn, verschwor sich, nicht mehr seine Schwelle zu überschreiten, und konnte doch nicht leugnen, daß er im Grunde ein guter Kerl war, — und so war man auch wieder da, sobald er nur winkte.

Wenn er es einmal eine Weile gar zu arg trieb, so wurde seine Gemahlin krank, sie blieb im Bett, glaubte Diphterie, Typhus, Scharlachfieber oder sonst eine gefährliche und ansteckende Krankheit zu bekommen, und dann war der Graf plötzlich wie umgewandelt. Er schlich gedrückt, still und einsilbig umher, denn er fürchtete sich entsetzlich vor dem Tode, und vielleicht hatte er seine Frau auch lieb, — doch das wußte man nicht genau. Jedenfalls war sie die Einzige, die einen gewissen Einfluß auf ihn ausübte. Sie zog sich auch regelmäßig um zwölf Uhr des Nachts zurück, stand rechtzeitig auf und verbrachte den Tag nach ihrem Belieben, jedoch in strengster Zurückgezogenheit. Der Graf

respectirte sie offenbar; wenn er sich trotzdem dann und wann auch ihr gegenüber vergaß, so hatte sie eine eigene, vornehm ruhige Art, ihm zu begegnen, ohne sein Ehrgefühl zu verletzen, daß er davon entwaffnet wurde. Vielleicht schrieb sich dieser Einfluß auf den sonst so eigensinnigen und willkürlichen Mann gerade aus dem Umstande her, daß sie sich um seine sonstigen Tollheiten scheinbar gar nicht kümmerte; hätte sie versucht, ihn umzumodeln, so würde er seinen ganzen Trotz ins Feld geführt haben.

Eines Tages hatte der Graf den Einfall, einen Vorleser, Reisebegleiter, Secretair, Gesellschafter, kurzum einen Mann von umfassender Bildung und gesellschaftschaftlichen Talenten engagiren zu wollen.

Unter der großen Zahl der Bewerber wählte er einen aus und setzte ihm einen Tag fest, an dem er sich ihm vorstellen sollte. Natürlich traf der Aspirant zur gewöhnlichen Besuchszeit ein. Er war ein hochgewachsener, schlanker Mann mit einem blassen, etwas müden Gesicht, das die Spuren geistiger Ueberanstrengung, zugleich aber auch in den festgemeißelten Zügen eine sichere Energie zeigte.

Als der Hofmeister ihm mittheilte, daß der Herr Graf seine Empfangsstunde um Mitternacht habe, und man ihn bitte, dann wieder vorzusprechen, musterte er mit seinen scharfen braunen Augen den Alten, ob man sich einen Scherz mit ihm erlaube, aber da war kein Zweifel, der Hofmeister sprach im Ernst.

„Ich danke," sagte der Neuangekommene kurz und wandte sich zum Gehen, um nicht wiederzukommen.

Als er den Park durchschritt, sah er sich auf einmal einer Dame gegenüber, die aus einem Seitenweg in die Allee herausgetreten war. Er stutzte, musterte die zarte Gestalt in dem schlichten, weißen Gewande, und plötzlich wurde sein bleiches Gesicht noch um einen Schein blässer, während das ihre in tiefstem Roth erglühte.

„Brigitte!" rief er unwillkürlich, — da sah er den Ehering an ihrer Hand, die sich fest auf das Herz legte, und daneben einen brillanten-besetzten Reif mit der Grafenkrone. Seine Lippen preßten sich übereinander, es war, als ob ein Eiseshauch sein Gesicht streifte und alles Leben darin verlöschte. Stumm verbeugte er sich und wollte weiter gehen, aber sie hielt ihn auf.

Mit einem raschen Schritt war sie neben ihm und hatte ihm die Hand auf den Arm gelegt.

„Hubert! — Herr Doctor," verbesserte sie sich stotternd, „Sie waren im Schloß, — — Sie sind der erwartete Secretair des Grafen?"

„Zu dienen, gnädigste Frau Gräfin," sagte er mit einem bitter spöttischen Zug um die Mundwinkel, — so ganz leicht wurde ihr das „Sie" doch nicht. „Ich war der Erwartete, — jetzt bin ich es nicht mehr."

„Soll das heißen, daß Sie — —"

„Daß ich auf eine Stelle verzichte, die mir schon Demüthigungen auferlegen will, ehe ich sie noch antrete. Als etwas anderes kann ich die erhaltene Weisung, um Mitternacht wiederzukommen, doch nicht auffassen."

„Sie urtheilen zu rasch! Der Graf schläft den Tag über und empfängt alle seine Besuche nur nachts; das ist seine Eigenart, die mancher wohl schon als — seltsam, noch keiner aber als Demüthigung empfunden hat."

Er zuckte die Schultern. „Es liegt mir fern, meine Meinung als maßgebend hinstellen zu wollen, aber ich bin auch nicht gewöhnt, sie nach der anderer umzuformen. Der Herr Graf wird unzweifelhaft an meiner Stelle so viele Secretaire erhalten, wie er haben will."

„Aber gerade Sie, Herr Doctor, — — es wäre ein Gewinn für ihn, — — etwas, was ich schon immer für ihn ersehnt habe? ein Mann, der ihm imponirt, der im stande ist, ihm Achtung einzuflößen, — vielleicht ein Freund! Er spielt mit den Menschen, weil er sie verachtet, — sie lassen sich alle durch sein Geld regieren, und das haßt er."

Wieder zuckte er die Schultern. „Der Beruf eines Pädagogen ist nicht mein Fall, gnädigste Frau Gräfin! Ich hätte diese Stelle auf dem Lande gern angenommen, weil sie mir die nothwendige Erholung von angestrengter Geistesarbeit zu verheißen schien, ich mag aber nicht den Körper auf Kosten des Geistes pflegen."

Sie nagte die Lippen und schob in nervöser Hast mit der Fußspitze die herabgefallenen Blüthenblättchen der Kastanien auf dem Wege zusammen.

„Sie sind verbittert," stieß sie hervor, „sie urtheilen nach dem Schein!" Und plötzlich hob sie mit einer energischen Bewegung das schöne, blonde Haupt und sah ihm mit den dunkeln Augen ernst und gerade in das finster zusammengezogene Gesicht.

„Ich will Ihnen eine Geschichte erzählen, Herr Doctor, vielleicht denken Sie darnach anders. Kommen Sie dorthin unter jene Esche," — und sie schritt ihm voraus und ließ sich auf der Bank unter dem Baum nieder, ihm an der anderen Seite des Tisches einen Stuhl anweisend. Er war ihr widerwillig gefolgt, die ganze Scene bereitete ihm innere Pein, und das stand deutlich auf seinem Gesicht geschrieben, aber er nahm äußerlich gelassen den gebotenen Platz ein.

Sie begann rasch und leise: „Als ich nach abgelegtem Lehrerinnen-Examen in die Welt hinaustrat, war ich gänzlich mittellos und allein auf mich angewiesen, — meine Eltern waren beide todt, — so nahm ich, um nur unter Dach und Fach zu kommen, das erste Engagement an, das sich mir bot, eine Erzieherinnen-Stelle in dem Hause eines höheren Justiz-Beamten. Er war das zweite Mal verheirathet, — doch ich will Ihnen nicht etwas erzählen, was Sie so gut wissen, wie ich, — genug, die junge Frau war vergnügungssüchtig, launisch, despotisch, der eigentliche Herr im Hause, — und da war ein erwachsener Sohn erster Ehe, der, wie ich, unter der Tyrannei der zweiten Frau zu leiden hatte! — Vielleicht führte uns die gegenseitige Theilnahme zusammen, — aber er war noch Student, — ich arm wie eine Kirchenmaus, — und als es entdeckt wurde, daß wir uns nicht — — ungern sahen —"

„Liebten, wollten Sie sagen, Frau Gräfin!"

„Wirklich liebten? Sie waren beide noch so jung —"

„Eben darum! — Da lag die ganze Zukunft noch zum Erobern vor ihnen."

„Ja, das dachte ich damals auch, denn als mir mit Vorwürfen und den ungerechtesten Beschimpfungen meine Stelle gekündigt worden war, da trachtete ich nur darnach, möglichst rasch recht viel zu verdienen, um dereinst einmal heirathen zu können, den ich liebte, — — und so ging ich auf das außergewöhnlich vortheilhafte Angebot einer Stellen-Vermittelung als Gesellschafterin nach Rußland, weit hinein ins Gouvernement Perm. Sie suchen sich solche schutz- und anhangslose junge Mädchen für derlei Stellen aus. — Es ist sicher, daß der, um dessen Willen ich das Anerbieten annahm, mich nicht würde haben ziehen lassen, wenn er daheim gewesen wäre, — aber die Eltern hatten ihn auf eine Reise geschickt, und sie verheimlichten mir seinen Aufenthalt. —

Nach einer langen, mühseligen, aufreibenden Fahrt kam ich am Bestimmungsorte an, einem einsamen, alten, halb verfallenen Schloß. Eine alte Dienerin, so eine Art Hausdame, empfing mich und theilte mir mit, daß ihre Herrin krank und in ein Kaukasus-Bad gereist sei, in einigen Wochen käme sie zurück, bis dahin müsse ich mich gedulden. Das gefiel mir schlecht, noch schlechter aber, als ich am anderen Tage, von dem Schloßherrn empfangen, erfuhr, daß ich einstweilen die Stelle einer Vorleserin bei ihm bekleiden sollte.

Ich fühlte mich viel zu einsam und schutzlos, als daß ich eine entschiedene Weigerung gewagt hätte, so las ich täglich eine Stunde französisch, anfangs ganz harmlose Sachen, bald aber wurde mir eine Lectüre zugemuthet, die mir das Roth der Verlegenheit in die Wangen trieb, und eines Tages hatte ich den Muth, ein Buch einfach niederzulegen mit der Erklärung, daß ich derartige Sachen nicht lese. — Da lachte mein Herr und faßte nach meiner Hand.

‚Sie sind ein kleiner Hase, — aber warten Sie, bald haben Sie Sich eingelebt, und dann geht's lustig zu bei uns, — die Deutschen haben immer erst solch ein Gethue.'

Ich riß mich empört los, und nun wußte ich, was ich zu erwarten hatte. ‚Wann kommt die gnädige Frau?' stieß ich glühend vor Zorn hervor.

‚Bald, mein Täubchen,' sagte er mit einem häßlichen, verschmitzten Lachen.

Ich stürzte zu der alten Dienerin.

‚Wann kommt die gnädige Frau?' fragte ich auch sie. Sie sah mich erschrocken an, und da muß ihr die wilde Entschlossenheit in meinem Blick wohl Besorgniß eingeflößt haben, — ich glaube auch, sie hatte eine Art Wohlwollen für mich. —

‚Töchterchen, — Töchterchen, das ist eine schlimme Sache', meinte sie in ihrer vertraulichen russischen Art, — ‚Du bist ein zu junges Blut und so anders, wie die anderen, — das ist wirklich schlimm!'

‚Sagen Sie mir nur, Anna Feodorowna, wann die Frau kommt,' bat ich.

Sie wand sich in Verlegenheit, hätte so gern gesprochen, wenn die Knute nicht gewesen wäre. —

‚Was weiß ich, Töchterchen!'

Zwei Tage saß ich in meinem Zimmer eingeschlossen, aß nicht und trank nicht und wartete nur immer, daß die Frau kommen sollte. Wenn nicht der bloße Gedanke an eine Flucht schon Wahnsinn gewesen wäre, ich wäre auf und davon gegangen.

Am dritten Tage schickte der Herr nach mir, ich solle augenblicklich vor ihm erscheinen.

‚Geh nur, Töchterchen,' redete die Alte zu, ‚er ist gefährlich wie ein hungriger Wolf, wenn er wüthend ist, es giebt ein Unglück, wenn Du ihn reizest.'

Ich ging, weil ich ihn ohnehin noch einmal sehen mußte, wenn ich meine Entlassung von ihm erzwingen wollte. Der Diener führte mich durch einen langen Corridor einem Zimmer entgegen, aus dem Stimmengemurmel herausdrang, — — sollte die Frau gekommen sein?

Es war ein Unglück, daß ich mich mit den Leuten nicht verständigen konnte, denn außer der Alten und dem Herrn sprach niemand französisch, — so war es auch nicht möglich, den Diener zu fragen, ob die gnädige Frau da sei.

Er öffnete mir die schwere Flügelthür und ließ mich eintreten. Ich prallte entsetzt zurück, denn vor mir dehnte sich ein großer Speisesaal aus, um dessen runden Eichentisch zehn oder zwölf Herren in offenbar animirter Stimmung versammelt waren. Fliehen konnte ich nicht, der Diener hatte auf einen Wink seines Herrn die Thür geschlossen, und ich war auch bereits bemerkt worden. Mein Herr löste sich von der Gruppe und kam mit wankenden Schritten auf mich zu. Sein Gesicht glühte vom Wein, und vor seinen Blicken hätte ich in die Erde sinken mögen.

‚Komm mein Lämmchen, mein Zuckerherzchen, — Du sollst uns etwas vorsingen und spielen,' rief er mir mit widerlicher Vertraulichkeit zu, ‚komm, sei nicht spröde, mein Püppchen, zeige den Herren Deine Kunststückchen.' — Er wollte mich an den Händen vorwärtsziehen, aber ich schrie in meiner wahnsinnigen Angst laut auf: ‚Wagen Sie es nicht, mich anzurühren!'

Da brachen die anderen in ein lautes Gelächter aus, klatschten Bravo, verhöhnten ihren Freund und stachelten mich zum Widerstand an, um den Spaß zu verlängern."

Der Doctor hielt sich nicht länger, er ballte mit einer leidenschaftlichen Bewegung die Faust. Sie streifte ihn mit einem dunkeln Blick, dann fuhr sie unbeirrt fort.

„Ich stand da, aufs Aeußerste gefaßt, kein Auge von den Bewegungen meines Widersachers verwendend, und ein Schauder rann durch meinen Körper, als ich die Züge des Trunkenen sich mehr und mehr in thierischer Wuth verzerren sah.

‚Du kommst, oder ich peitsche Dich,' zischte er mir zu, und wieder riß er meine Hände an sich und hielt sie wie in eisernen Fesseln.

Wir rangen noch, zur Belustigung der anderen, da wurde die Thür geöffnet und ein neuer Gast erschien. Mein Herr ließ mich los, um ihn zu begrüßen. Vom Tisch her eilte man ihm entgegen, er schien eine Respects-Person in diesem Kreise zu sein, — aber freilich, er war auch einer von den ihren, — doch er war noch nüchtern! Wie ein Blitzstrahl durchzuckte mich der Gedanke.

‚Mein Herr,' rief ich ihm flehend zu, ‚helfen Sie mir, retten Sie mich!'

Er lachte. ‚Warum sind Sie hierher gekommen, wenn Sie nicht wollten, was Ihnen hier geboten wird.'

‚Man hat mich zur Gesellschafterin für die Frau engagirt, konnte ich denn wissen, was mir hier bevorstand?'

‚Für eine Frau, die gar nicht existirt?'

‚Nicht existirt? — Barmherziger Gott, in eine Falle hat man mich gelockt! — O, mein Herr, wenn Sie mir nicht beistehen, bin ich verloren, — helfen Sie mir, wer Sie auch sind, — ich schwöre es Ihnen bei Gott, ich kam als Gesellschafterin für die Frau aus Deutschland hierher.'

Da veränderte sich das noch eben so skeptisch und spöttisch lächelnde Gesicht des Neuangekommenen zu finsterem Ernst.

‚Ist das wahr, Sergei Iwanowitsch, was sie sagt? Hast Du sie unter falschen Vorspiegelungen hierher gelockt? — — sie und die anderen?'

‚Pah!' machte mein Herr, ‚es hat's noch keine bereut.'

Da traf ihn ein Faustschlag mitten ins Gesicht.

‚Das für diese hier, — — und das für die anderen, — ist das Edelmannsart?' Ein ungeheurer Tumult erhob sich, während dessen ich ganz sinnlos vor Angst entfloh, aus dem Schloß und hinaus auf den Waldweg, — wie ich ging und stand. — Ich rannte wie von Furien gepeitscht vorwärts, nichts denkend und empfindend, als einen sicheren Zufluchtsort zu gewinnen.

Eine halbe Stunde war ich so von dannen gestürzt, da holte mich eine Troika ein, Graf Brontischeff saß darin, derselbe, der soeben für mich eingetreten war. Er hielt an, und ich eilte auf ihn zu.

‚Ich danke, danke Ihnen, mein Herr,' und ich küßte seine Hand.

‚Steigen Sie auf,' sagte er kurz, und ich stieg zu ihm in den Wagen, denn ich hatte das unbedingteste Vertrauen zu ihm.

Er brachte mich zu seiner Schwester, einer gutmüthigen, kränklichen, älteren Dame. Ich pflegte sie ein halbes Jahr und hatte es gut bei ihr, — dann starb sie. Vorher hatte sie mir noch gesagt: ‚Wladimir

Petrowitsch ist ein Sonderling, das weißt Du ja, Sascha', so hatten sie mich umgetauft, ‚sie haben alle ihre Verdrehtheiten, diese müßigen, reichen, alten Junggesellen bei uns, — aber sein Herz ist Gold, und wenn er kommt und Dich heirathen will, so wirst Du ihn nehmen, — nicht wahr, Saschinka? Du bist ja nicht von Adel, aber Du bist die Einzige, vor der er Achtung hat, — er kommt niemals mit den Reitstiefeln in den Salon, wenn Du da bist, — hast Du das auch schon gemerkt? — Du wirst ihn im Zaum halten können, das ist eine so große Beruhigung für mich vor dem Sterben. — — Wirst Du auch, Sascha?'

Ich gab ihr das Versprechen, denn ich hielt es für gänzlich unmöglich, daß Graf Brontischeff die arme Erzieherin zum Weibe begehren würde, und sie starb erleichterten Herzens. Als ich darauf meinen Entschluß kund that, wieder nach Deutschland zu gehen, da sagte mir der Graf:

‚Sie können gehen, sobald Sie wünschen, vorher aber muß ich Ihnen noch sagen, daß Sie Gräfin Brontischeff werden können, wenn Sie mich nehmen wollen, wie ich da bin, — viele Worte machen kann ich nicht, — aber ich bin nun einmal an Sie gewöhnt, und, weiß der Kuckuck, es paßt mir nicht, daß Sie fort wollen —'

Ich empfand, daß er mich liebte, obwohl er es mir nicht sagte, und daß ihm mein Scheiden einen großen Schmerz zufügen und ihn vielleicht noch in seinen Absonderlichkeiten bestärken würde, — dazu war ich ihm so großen Dank schuldig, und obendrein hatte die Todte mein Versprechen. Ich liebte ihn nicht, aber meine volle Achtung gehörte ihm, denn ich sah den edlen Kern seines Wesens unter der verschrobenen Außenseite, und ich sah auch, daß sich seine Tollheiten nur gegen die richteten, die er gering achtete, — da sagte ich ja — und wurde seine Frau. Mich band ja nichts, ich hatte niemals irgend ein Lebenszeichen aus Deutschland erhalten, und so mußte ich mich als frei betrachten."

„Sind Sie glücklich, Gräfin Brontischeff?" es waren die ersten Worte, die der Doctor einwarf.

Ein tiefer, freier Athemzug hob ihre Brust.

„Ja, ich bin glücklich, denn ich bin zufrieden! Das Bewußtsein treuester Pflichterfüllung trägt über die fehlende Liebe hinweg und gewährt mehr Befriedigung, als Liebe ohne Pflichttreue, — und ich sagte Ihnen schon, ich achte meinen Mann trotz seiner Sonderbarkeiten hoch, er aber liebt mich. Meinetwegen ist er nach Deutschland gegangen, obwohl er nicht in dies Land paßt und sich hier nicht wohl fühlen kann, — täglich, stündlich vergrößert er meine Dankesschuld. — Nun werden Sie es verstehen, daß ich so sehr wünsche, ihm einen Mann zu gewinnen, der ihm ein ehrlicher Freund sein könnte, und ich frage Sie nun noch einmal, wollen Sie es nicht vielleicht doch mit einem Menschen versuchen, der noch jederzeit den Adel der Gesinnung hoch gehalten hat?"

Er sah sie einen Augenblick durchdringend an. Konnte sie wirklich wünschen, daß sie beide Tag für Tag in kühler Unnahbarkeit neben einander herleben sollten? War so jede Erinnerung an die Vergangenheit in ihr erloschen?

Sie blickte gespannt fragend zu ihm auf, aber er konnte nichts anderes, als die Sorge, daß er „nein" sagen könnte, aus ihren Zügen herauslesen. Da übermannte ihn ein Gefühl der Bitterkeit und des Trotzes.

„Ich will," sagte er; „aber wissen Sie so genau, Frau Gräfin, daß ich die erforderlichen Eigenschaften habe, einem Mann von der Eigenart des Herrn Grafen die nöthige Achtung einzuflößen?"

Sie lächelte ihr liebes, sanftes Lächeln, das er von früher her noch so gut in der Erinnerung hatte.

„Der Mensch bildet seinen Charakter mit den Jahren wohl aus," sagte sie, „aber er kann ihn doch nicht wechseln wie ein Paar Handschuhe. Ich habe keine Sorge, und ich danke Ihnen von ganzem Herzen. Sie sollen auch nicht heute Nacht Ihre Vorstellung wiederholen, ich selbst will mit dem Grafen reden, — und nun auf Wiedersehen!"

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Die Bacillen-Gefahr.

Von Dr. F. Ranzow.

(Schluß.)

III.

Von dieser allgemeineren Erkenntniß aus ist es nun erst möglich, die Rolle der Mikro-Parasiten im Leben überhaupt, und im besonderen ihre Bedeutung für die Menschheit richtig zu würdigen. Daß die Vernichtung der alten Form des Lebens — im Tode — nöthig sei, um seinen Stoff in eine neue, höhere Form umzugießen, darüber waren wir uns einig geworden. Um das aber zu erreichen, um neues Leben aus den Leibern des Abgeschiedenen aufzubauen, dazu mußte die hoch-organisirte Substanz des Thier- und Menschenkörpers erst wieder in ihre elementaren Bestandtheile zurückzerlegt werden können, und diese Aufgabe wies die Natur hauptsächlich den Mikro-Parasiten, namentlich denen des Pflanzenreiches, zu.

Nun unterscheidet sich aber die thierisch-menschliche Körper-Substanz unmittelbar nach dem letzten Athemzuge in nichts von der lebenden. Sollten also die Mikro-Parasiten die todte Substanz angreifen und zersetzen können, so konnten sie das nur dadurch, daß ihnen Eigenschaften verliehen wurden, die auch der lebenden Substanz gefährlich werden konnten. Das heißt mit anderen Worten: um ihrer Eigenschaft als Chemiker des Kreislaufes des Stoffes gerecht werden zu können, mußten sie pathogen sein, Krankheiten erregen können.

Damit war der „Kampf ums Dasein" zwischen dem Bacill und dem Menschen erklärt. Die durch die Parasiten hervorgerufenen Infections-Krankheiten vollzogen den Ausjätungs-Proceß; aber, während sie Noth und Elend, Krankheit und Tod über die lebende Generation brachten, vollzogen sie gleichzeitig den heilsamen Proceß der „Auslese", d. h. sie züchteten ein Geschlecht, das immer ausschließlicher aus solchen Personen zusammengesetzt war, die eine natürliche „Immunität" gegen die sie umschwärmenden Bacillen besaßen. Und das Endergebniß ist, daß der heutige Kultur-Mensch, wenn er die durchschnittliche Constitutions-Kraft besitzt, gegen die Einflüsse seiner „Wohn-Parasiten" unempfänglich ist.

Ein Beispiel aus dem Thierreich wird den Gegenstand klarer machen als alle theoretische Auseinandersetzung: Hausmaus und Feldmaus sind die nächsten Verwandten, kaum mehr als Spielarten derselben Art. Die Hausmaus hat als Wohngenosse des Menschen denselben Ausjätungs-Proceß durchgemacht, wie der Mensch selbst, und ist darum, wie er, in sehr hohem Grade immun gegen die menschlichen Wohn-Parasiten. Die Feldmaus aber, die diese Auslese nicht durchgemacht hat, ist gegen dieselben Bacillen außerordentlich empfänglich. — Umgekehrt enthält der Wald- und Feldboden andere Bacillen-Arten, an die der Mensch und die Hausmaus nicht angepaßt sind und denen sie schnell erliegen: aber die Feldmaus ist ihnen angepaßt, ist gegen sie immun.

Jetzt versteht der Leser, weßhalb die unzähligen Verletzungen und Quetschungen des täglichen Lebens in ihrer übergroßen Mehrzahl glatt heilen, obgleich die Erreger der Wund-Infections-Krankheiten überall in unserer Umgebung vorhanden sind; warum Lungenentzündung und epidemische Genickstarre selten sind, trotzdem ihre Erreger in den Schnupftüchern der Gesunden Colonien bilden; warum schließlich die Tuberkulose doch immer nur einen mäßigen Bestandtheil der Menschheit ergreift, einen noch kleineren dahinrafft. Wir sind gegen unsere Wohn-Parasiten immun, sind an sie angepaßt, nur eine unter-durchschnittliche Kraft der Constitution ist von ihnen bedroht.

Das schönste Beispiel für dieses Verhältniß bildet der Bacillus Coli, das kurze, dicke Stäbchen des Dickdarms. Das neugeborene Kind ist „steril", d. h. frei von jedem Bacillus: aber schon am zweiten Tage seiner irdischen Pilgerfahrt beherbergt es den Schmarotzer zu Millionen in seinem Darmcanal, mit solcher Regelmäßigkeit und in solcher Menge, daß viele Jahre lang die Frage erörtert wurde, ob der Pilz nicht etwa für die Verdauung nöthig sei. Er galt lange Zeit für durchaus harmlos und ist es auch für den gesunden Menschen. Thieren gegenüber kann er sehr „pathogen" sein und kann auch beim Menschen in selteneren Fällen sehr schwere Krankheiten erzeugen, wenn die Schutzmittel des Organismus gestört waren, wenn das „Darmfilter" undicht war. Und was für diesen Wohn-Parasiten gilt, gilt auch für alle anderen: wenn die Wälle der Festung „Mensch" in gutem Stande und gehörig mit Wachen besetzt sind, dann mögen Tuberkel-Bacillen, Strepto- und Diplokokken Sturm auf Sturm wagen: sie werden die Feste nicht erobern!

Diese Erkenntniß giebt nun auch jede wünschenswerthe Anleitung zum praktischen Handeln. An eine Ausrottung der Wohn-Parasiten ist nicht zu denken. Man wird gegenüber dem Uebereifer mancher Bakteriologen an die kleine Lection erinnert, die der „Alte Dessauer" einst von einem Blaufärber erhielt. Er hielt sein Pferd an der Werkstatt an und fragte: „Kann Er mir den Schimmel färben?" „Gewiß, Durchlaucht," war die Antwort, „wenn er's Sieden vertragen kann!" So könnten uns die Bakteriologen auch „sterilisiren", wenn wir das „Sieden" im strömenden Dampfe vertragen oder uns von concentrirter Karbol-Säure nähren könnten.

Da wir das aber nicht können, so bleibt uns nur das andere Mittel, die durchschnittliche Constitutions-Kraft der Kultur-Menschen so hoch zu erhalten, daß die Bacillen ihre „Pathogenität" verlieren, weil die Menschen immun geworden sind.

Die Kultur-Menschheit wird ihre ganze Kraft einzusetzen haben, um zu verhindern, daß die vollkräftig in die Existenz eingetretenen Menschen durch schädliche Einflüsse so tief in ihrer constitutiven Kraft sinken, daß sie unter die „Immunitäts-Grenze" herabgleiten und den Wohn-Parasiten zum Opfer fallen.

Und da stellt sich der glückliche Umstand heraus, — ein „Zufall" ist es freilich nicht, — daß alle Mittel, die die constitutive Kraft des Menschen erhalten und fördern, gleichzeitig die einzigen zugänglichen Mittel sind, um die Bacillen zu ängstigen und einzuschränken. Es sind das: reichliche, nahrhafte, gesunde Nahrung, frisches, nicht verunreinigtes Trinkwasser, trockene, helle, luftige Wohnräume, saubere, der Jahreszeit angepaßte Kleidung! Wenn es möglich wäre, alle Angehörigen der Kultur-Völker in einen bescheidenen Wohlstand zu versetzen, der ihnen eine hygienische Lebensführung ermöglichte, dann würde die Erkrankungsziffer an den durch unsere Wohn-Parasiten erzeugten Infections-Krankheiten bis fast auf Null sinken.

Glücklicherweise können wir heute schon mit Sicherheit sagen, daß dieser Zustand eines allgemeinen Wohlstandes auch der unteren Klassen möglich, ja wahrscheinlich ist. Die Lebenshaltung dieser socialen Schichten hat sich in diesem Jahrhundert ungemein gehoben; und wenn auch ein Theil der Verbesserungen durch die allgemeinen hygienischen Mißstände wieder wett gemacht worden ist, die sich aus dem plötzlichen Wachsthum der Großstädte ergaben, so ist doch in den letzten Jahrzehnten unter dem Einflusse communaler und staatlicher Hygiene, — Krankenhäuser, Straßenreinigung, Wasserleitung, Kanalisation, Markthallen, Schlachthäuser, Baupolizei u. s. w., — und unter dem fortschreitenden Einflusse erhöhter Löhne bei herabgesetzter Arbeitszeit die Sterblichkeit der Großstädte sehr stark herabgegangen, so stark, daß die Städte jetzt schon theilweise günstiger abschneiden als das flache Land.

Auf diesem Wege werden Private und öffentliche Körperschaften weiter zu schreiten haben. Noch ist die Sterblichkeit der Arbeiter und namentlich der Arbeiterkinder nicht nur ein unerträglicher Schandfleck unserer Kultur, sondern auch eine schwere Bedrohung der Gesundheit der wohlhabenden Klassen selbst. Kein Malaria-Sumpf ist so gefährlich, wie die Tuberkulosen-Höhlen der Arbeiter-Quartiere. Hier ist noch eine unendliche Kultur-Arbeit zu leisten. Jede Besserung der socialen Klassenlage der Arbeiterschaft bedeutet eine Herabsetzung der Gefährlichkeit unserer Wohn-Parasiten.

Ganz verschwinden werden die durch sie erzeugten Krankheiten ja nie. Denn es werden immer schwache Keime mit unter-durchschnittlicher Constitutions-Kraft zum Licht geboren werden, die nicht — immun sind. Wenn es nicht gelingt, diese schwachen Triebe durch ganz besondere Sorgfalt zu normaler Kraft emporzuzüchten, dann werden die Mikro-Parasiten immer ihre Aufgabe der Ausjätung an ihnen vollziehen müssen, so viel Leid das auch mit sich bringe. Es muß uns zum Troste gereichen, daß diese Opfer auf dem Schlachtfelde der Menschheit nothwendig sind für ihren weiteren Fortschritt. Ohne „Ausjätung" keine „Auslese"!

Wir können heute schon sagen, daß unter der Herrschaft günstiger socialer Allgemein-Verhältnisse die Zahl der nothwendigen Opfer außerordentlich gering sein müßte. Denn die Menschen, die mit unter-durchschnittlicher Constitutions-Kraft ins Leben treten, stammen zumeist von Eltern, deren sociale Lage eine mißliche war. Und wenn es gerade Abkömmlinge von Trinkern sind, die den Wohn-Parasiten massenhaft erliegen, so mag man bedenken, daß der Alkoholismus ein Laster oder besser: eine Krankheit der Armuth und der Hoffnungslosigkeit ist.

Was von den Wohn-Parasiten gilt, gilt aber auch, wenn auch mit einiger Einschränkung, für die landfremden Kleinschmarotzer, deren Einbruch in unsere Wohnstätten die großen Volksseuchen erzeugt, die Cholera, den Fleck-Typhus, die Pest und andere. Auch hier gilt uneingeschränkt der Satz, daß die Empfänglichkeit zunimmt mit der durch Armuth verursachten Miß-Hygiene. In allen großen Seuchen der Weltgeschichte hat die Sichel des Todes die armen Volksklassen hingemäht und die Wohlhabenden nur leicht betroffen. So war es beim „Schwarzen Tode" und dem „Englischen Schweiß," so bei Pocken und Cholera von Anfang an bis zu den Schreckenstagen von Hamburg, Konstantinopel, Neapel und Bombay. Wo in dichtbebauten, unsauberen Proletarier-Quartieren schlecht ernährte, armselige und deshalb ungebildete und lasterhafte Massen sich drängen, da fallen die Opfer in Hekatomben; wo saubere, ausreichende Häuser auf reinem Untergrunde stehen, wo gutes Trinkwasser vorhanden ist, wo ein mäßiger Wohlstand Sauberkeit, Nüchternheit und Aufklärung gestattet, da faßt auch die grimmigste Seuche keinen Fuß.

Die Nutzanwendung ergiebt sich von selbst. Man wird nie verhüten können, daß Gewitter niedergehen; aber man kann erreichen, daß kein Haus mehr mit Stroh oder Schindeln gedeckt wird, und daß jedes seinen Blitzableiter erhält. So kann man zwar nicht verhüten, daß einmal ein Haus in Brand geräth, wohl aber kann man verhüten, daß ganze Städte in Asche gelegt werden.

Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß nicht diesen eingeschleppten Krankheiten gegenüber alles zu geschehen habe, was die Einschleppung und Verbreitung der Mikro-Parasiten wirksam verhindern kann. Strenge Isolirung schon Erkrankter, energische Desinfection aller Geräthe und Ausscheidungen, Ueberwachungen des Grenzverkehrs, der Flußläufe, vielleicht sogar kurze Quarantainen werden ihr Gutes haben. Denn das ist natürlich nicht zu vergessen, daß wir diesen fremden Mikroben nicht bis zu der Höhe angepaßt sind, wie unseren heimischen Wohn-Parasiten. Die Gefahr ist größer, und darum müssen die Maßregeln auch schärfer sein; hier ist eine energische „Bacillen-Jagd" ganz am Platze, schon weil sie immer mit gründlichen Maßregeln der Reinlichkeit verbunden sein muß.

Aber, ist die Gefahr auch etwas größer, sie ist doch, wie die Geschichte beweist, selbst der Pest gegenüber recht gering, wenn man nur eine von Natur vorhandene durchschnittliche Constitutions-Kraft nicht durch Miß-Hygiene herabgesetzt hat. Wenn wir erst unsere großartige Social-Hygiene der Zukunft haben werden, dann werden die großen Seuchen nicht mehr können, als den Akt der Ausjätung der schwachen Triebe in wenigen Wochen zu vollziehen, den die Wohn-Parasiten und namentlich die Tuberkulose ohne die Epidemien in langen Jahren vollzogen hätten, d. h. es wird nur eine Häufung der Todesfälle auftreten, nicht aber eine Vermehrung der Sterblichkeit im Durchschnitt längerer Zeiträume. Und solche schnelle Auslese ist von jedem Gesichtspunkt der schleichenden Auslese vorzuziehen.

Die Aufgabe bleibt also auch den großen fremden Seuchen gegenüber in der Hauptsache die gleiche:

Hygiene im Hause durch Licht und Lüftung, Wasser und Seife: das ist die Pflicht der Frau. Hygiene in Staat und Gemeinde, eine umfassende Fürsorge für Ernährung, Kleidung, Wohnung, Erziehung, Kranken- und Altersversorgung der niederen Klasse: das ist die Aufgabe des Mannes, ist seine Bürgerpflicht. Wirken sie beide zusammen, dann kann die Menschheit lachend scherzen über die Bacillen-Gefahr! —

Nachdruck verboten.

Studentinnen-Leben in Cambridge.

Von Henriette Jastrow.

Girton College! Der Name ist in Deutschland fast so bekannt wie im eigenen Lande. Mit einer gewissen Ehrfurcht wird er genannt, man weiß, daß von hier die Apostel für die intellectuelle Hebung des weiblichen Geschlechts ins Feld geschickt wurden und werden; aber von dem Leben und Treiben in der geistigen Hochburg selbst dringt nicht viel an die Oeffentlichkeit. Für deutsche Leser dürfte es nicht uninteressant sein, hierüber etwas zu erfahren, und so bat ich eine frühere Tochter dieser alma mater, eine „Girtonian", wie sie sich nennen, oder „Girton Girl", wie sie gewöhnlich genannt werden, mir einen umfassenden Einblick in die Verhältnisse zu gewähren. Und Miß Lilian Tomn, Doctor der Rechte, wenn sie ein Mann gewesen wäre, titellos, da sie eine Frau ist, entsprach bereitwillig meiner Bitte.

„Sie kennen das College. Ein großes Gebäude, dessen

Ziegel-Façade von Epheu und Weinlaub fast ganz bedeckt ist. Es ist ungefähr ein und eine halbe Meile von Cambridge entfernt und liegt inmitten eines großen Gartens. Man kann sagen, es befindet sich auf dem Lande, denn es ist von Gärten und Ackerfeld umgeben, und kein bewohntes Gebäude ist in der Nähe. Das Haus ist zwei Stockwerke hoch und nimmt hundert-

Portrait. Nach einem Pastell von Franz von Lenbach.

fünfzehn Studentinnen und zehn Docentinnen auf. Jede Studentin hat zwei Zimmer, ein Schlafzimmer und ein Arbeitszimmer. Die Mahlzeiten werden von allen gemeinschaftlich im Speisesaal eingenommen. Zum gemeinschaftlichen Gebrauch sind ferner eine sehr schöne Bibliothek, ein Lesezimmer und elf Auditorien vorhanden, außerdem ein Turnsaal, ein Schwimm-Bassin, acht Lawn-Tennis-Felder, ein Golf-Platz, ein Cricket-Feld, ein Hockey-Feld und eine große Radfahr-Halle. Selbstverständlich befindet sich im Girton-College auch ein Hospital, in dem von ansteckenden Krankheiten Befallene Unterkunft finden.

Nachdem das Eintritts-Examen für Girton, welches nicht an Ort und Stelle abgelegt zu werden braucht, glücklich bestanden ist, kommen sie im October, zu Beginn des Universitäts-Jahres, aus allen Windrichtungen in Cambridge an; sie: the girls. Ich möchte bitten, das Wort nicht zu übersetzen, das deutsche „Mädchen" drückt bei weitem nicht unser „girl" aus, und „die junge Dame" wäre noch weniger das Rechte. In Cambridge nimmt man eine Droschke nach Girton und fährt vor dem Haupt-Portal des Hauses vor, — zum ersten und letzten Male im Leben. Das Gepäck kommt zum Hintereingang herein, und später, wenn man nicht mehr Grünling ist oder „a fresher", wie der terminus technicus lautet, dann geht man denselben Weg. Der Eintritt in das College aber geschieht mit einer gewissen Würde und Form. Man wird einem Hausmädchen nach dem andern übergeben, bis man zu der Vorsteherin gelangt, der „Mistress", einer freundlichen, amüsanten, gescheidten und liebevollen Dame. Viele Gruppen „girls" warten vor der nämlichen Thür, aber nicht lauter Grünlinge, die meisten sind aus den Ferien Zurückgekehrte, die die Vorsteherin begrüßen wollen. Alle kennen sich unter einander, und jeder neue Ankömmling wird mit lautem Willkommen begrüßt und gefragt, wie die Ferien verbracht worden sind, tho vaca-

tion, wie das Wort in Wirklichkeit, „vac", wie es im Studenten-Jargon heißt. Der Grünling hört aus allem heraus, daß sie sämmtlich nur dem Vergnügen nachgegangen sind und nicht gearbeitet haben. Nachträglich scheinen die girls es zu bedauern, aber sie trösten einander, indem sie sich sagen, nur der könne in den Ferien arbeiten, der kein glückliches Heim habe. Endlich hat man die Antritts-Visite bei der Vorsteherin hinter sich und wird von einem Hausmädchen auf sein Zimmer gebracht. Dem Grünling wird ganz ängstlich bei dem Gedanken, allein wieder nach unten zu finden. Endlos scheinen die Corridore und Gänge sich auszudehnen, jede neue Biegung bringt wieder eine neue Gruppe von Corridoren. Ueberall laufen girls, die einander begrüßen, mit einander scherzen und lachen, nur der Grünling findet sich nicht dazu gehörig und fühlt sich einsam. Auch das Zimmer heimelt nicht an. Die officielle Ausstattung besteht aus Teppich, Tisch, Schreibtisch, Schrank, zwei Stühlen und einem Lehnstuhl und ist zwar ganz hübsch, aber es gehört zum guten Ton, mit ihr nicht zufrieden zu sein, sondern von dem ersten Geld, das man den Verwandten „abknöpfen" kann, mehr Möbel anzuschaffen. Das erste ist allerdings ein Thee-Service. Und bei dem einen bleibt es bei der Vergänglichkeit alles Zerbrechlichen nicht. Ich hatte ein reizendes Service, und als ich es kaufte, fragte ich meine Mutter vorsorglich, ob ich es später verschenken oder mit nach Hause bringen solle. „Warte, bis die Zeit kommt", sagte sie; und als die Zeit kam, zeugte von entschwundener Pracht nur noch eine einsame Obertasse, und die hatte einen Sprung!

Nachdem die Neuangekommene ein Veilchen in ihrem Zimmer ist, wird freundschaftlich an die Thür geklopft, und zwei girls erscheinen. Sie erklären ihr, daß sie Nachbarn seien und sie als Commilitonin begrüßen wollen. Sie bieten ihr alles mögliche an, was sie für sie thun oder ihr leihen oder geben könnten, und mit besonderem Nachdruck werden Zucker und Streichhölzer hervorgehoben; beim Abschied bitten sie sie zum Thee um 9 Uhr Abends und sagen, sie würden sie zum Diner abholen, wobei dem Grünling in Erinnerung an die Corridore eine Centnerlast vom Herzen fällt. Die ersten paar Tage verirrt man sich beständig. Aber die girls sind außerordentlich freundlich zu einander und besonders zu den Grünen. Man widmet sich ihnen freundschaftlich in den ersten Tagen, macht sie mit Sitten und Localitäten bekannt, weiht sie in alle Mysterien ein und giebt ihnen gute Rathschläge. Am Sonntag nimmt man sich besonders ihrer an, damit sie nicht Heimweh bekommen. Bei dem Diner, im Girton-Jargon „Hall" genannt, sind sämmtliche Bewohner des Hauses im Speisesaal versammelt. Auf einem Podium sitzen an besonderem Tisch die Leiterinnen und Lehrerinnen, und an sechs großen Tischen die Studentinnen; die Grünen an den unteren Tischen, in der Mitte das zweite und zu oberst das dritte und vierte Jahr. Das ist ein ungeschriebenes Gesetz, und es ist merkwürdig, daß, obwohl öfters Versuche gemacht worden sind, die Jahre zu vermischen, es doch nie durchgeführt worden ist. Die anderen Mahlzeiten sind formloser und auch nicht so an die Stunde gebunden, Frühstück kann man von 8 bis 9 Uhr nehmen, kaltes luncheon von 12 bis 3, warmes von 1 bis $1^1/_2$, und der Thee wird um $4^1/_2$ Uhr aufs Zimmer gebracht. Als „Grüner" bleibt man Abends von 7 bis 8 Uhr auf seiner „Bude", um Besuche zu empfangen. Das zweite und dritte Jahr statten Visite ab. Manchmal ist das Zimmer gedrängt voll, aber die Gäste sind nicht anspruchsvoll und setzen sich bei solchen Gelegenheiten dahin, wo Platz ist. Man wird ein wenig ausgefragt, von welcher Schule man kommt, welcher Facultät man angehört ꝛc., und dann folgt eine oder die andere Einladung zum Thee. Als die hervorstechendsten Eigenschaften der Girtonians erscheint den Grünen ihre Fröhlichkeit; von besonderer Gescheidtheit nimmt man nichts wahr. Sie sprechen über alles mögliche, über hockey und tennis, über Tanzen und neue Kleider, über Rudern und Schwimmen, kurz über alles, nur nicht vom Arbeiten oder über geistreiche oder erhabene Sachen. Das Geheimniß davon ist: man darf nicht fachsimpeln; es ist nicht Stil, nicht guter Ton in Girton, die Arbeit zu erwähnen, oder es merken zu lassen, daß man viel studirt. Wer „ochst" oder „drillt", wird verachtet, und wer bis spät in die Nacht hinein gearbeitet hat, hütet sich, damit zu renommiren. Die Girtonians rühmen sich, daß man sie von anderen Mädchen nicht unterscheiden kann. Indessen, ohne gründliches Arbeiten geht es nicht ab, denn in Girton müssen alle Studentinnen, wie der Ausdruck lautet, „read for honours", das heißt, man muß das Examen nicht nur glatt, sondern mit Auszeichnung bestehen, man muß sich von vorne herein zu dem höheren Examen melden. Das große Universitäts-Examen ist das „Tripos", girtonisch „Trip" genannt. Vorher ist noch ein kleines Vorpostengefecht, das „Littlego", welches die Universität Cambridge sich als Extra-Würstchen leistet. Die Gegenstände, die man in Girton zur Auswahl hat, sind Naturgeschichte, Moral-Wissenschaft, moderne Sprachen, klassische Sprachen, Mathematik, Geschichte und Jura. Die meisten Vorlesungen werden nicht in Girton selbst, sondern in Cambridge gehalten. Man fährt auf General-Unkosten per Droschke nach der Stadt. Geht man einzeln nach Cambridge, so muß man eine „chaperone" haben, eine Anstandsdame, die ebenfalls von Amts wegen geliefert wird. Gehen mehrere zusammen, so beschützen sie sich gegenseitig. Bei den Vorlesungen sitzt Girton getrennt von den männlichen Studenten, auf der anderen Seite des Saales oder, wo das nicht möglich

Waldesfrieden. Nach dem Gemälde von Albert Rieger.

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

ist, in den vorderen Reihen, unter den Augen des Professors. Die Vorschriften für den Verkehr mit den männlichen Studenten sind sehr streng. Wenn man zum Vortrag geht, darf man mit keinem ein Wort wechseln, man mag mit ihm verwandt sein oder ihn noch so gut kennen. Auf keinen Fall und unter keinen Umständen darf man mit einem Studenten auch nur ein paar Schritte gehen. In Girton selbst darf man männlichen Besuch empfangen, aber selbst ein Bruder wird nur im öffentlichen Empfangs-Salon aufgenommen, und kein männlicher Besucher darf öfter als einmal im Semester kommen. Die Einladung eines männlichen Freundes zum Thee kann nur angenommen werden, wenn man versichert, daß die Familie ihn kennt, und dann muß man mit einer „chaperone" gehen. Besucht man den Bruder und findet dort zufällig einen anderen Herrn, so muß der letztere sich entfernen, oder es ist Ehrensache, sofort umzukehren.

Jede Studentin hat dreimal täglich behufs Kontrolle ihren Namen in ein Buch zu schreiben, versäumt sie dies, dann wird nach ihr geschickt, und sie muß stichhaltige Gründe für ihr Fehlen angeben können. Nach sechseinhalb Uhr Abends darf man nicht ohne Urlaub fortgehen, und um zehneinhalb Uhr muß man sich unter allen Umständen im Hause befinden, was auch immer die Art der Unterhaltung oder des Vergnügens sei, dem man beiwohnt. Ich werde nie die schmerzvolle Scene vergessen, als wir Girtonians ein Konzert verlassen mußten, bevor es zu Ende war, und die Studenten im Chorus ausriefen: „Girton is going home to bed."

Nächst dem Studiren sind Thee-Gesellschaften das Wichtigste in Girton. Namentlich im ersten Semester lebt man in einer beständigen Kette von tea-parties. Nach Tisch bringt ein dienstbarer Geist des Hauses auf jedes Zimmer ein kleines Tablett mit Brot, Butter und Material zur Bereitung von Thee, Kaffee oder Cacao, je nach Wunsch. Das kann man nun brauen und „verconsumiren", wann man will, aber wenn man zum Thee eingeladen ist, dann nimmt man sein Tablett mit sich, und die Wirthin bereitet das Getränk und vervollständigt das Menu durch Frucht-Marmelade und in besonderen Fällen durch Kuchen oder gar Chocolade. Diese Gesellschaften finden gegen neun Uhr statt. Von zehneinhalb Uhr an ist Ruhe die erste Bürgerpflicht, und nur, wenn man die Bewohner des ganzen Corridors zum Thee hat, darf man dann noch laut sein, sonst wird Einspruch dagegen erhoben. Nicht, daß es Schlafenszeit wäre, o nein: man beginnt zu arbeiten. Arbeiten muß man in Girton, und das tüchtig, sonst wird man heimgeschickt; es sind immer viele vorgemerkt, die auf den Eintritt warten, und es wäre unrecht, jemand, der es nicht ernst nimmt, den kostbaren Platz ausfüllen zu lassen. In den vier Jahren indessen, die ich in Girton war, ist keine heimgesandt worden.

Geselliger Vergnügungen giebt es eine ganze Menge in Girton. Jeden Sonnabend Abend ist ein Tanz, die Mädchen unter sich natürlich, aber im großen Saal; in der Regel giebt es Limonade dabei, was dem Ganzen einen festlichen Anstrich verleiht. Zweimal im Semester werden große Debatten gehalten, zu welchen auch Commilitonen aus Cambridge kommen dürfen; das geht mit einer gewissen Festlichkeit vor sich, der Saal wird decorirt, und man erscheint in Abend-Toilette. Mit Newnham, dem zweiten Frauen-College von Cambridge, wird in jedem Semester ein Besuch gewechselt, und man hat eine gemeinschaftliche Debatte.

Dann giebt es noch politische Discussions-Clubs und mehrere andere, ferner einen dramatischen und einen musikalischen Club, die jeder eine Vorstellung im Semester zum Besten geben, dann die „Bücher-Würmer", den „Schmöker-Bund", und noch eine Unmenge anderer Vereinigungen. Auch eine Feuer-Brigade bilden die Studentinnen. Es werden Uebungen abgehalten und von Zeit zu Zeit wird Feuer-Alarm geschlagen. Dann muß jede prompt an ihrem Platze sein und ihre Pflicht thun; wer nicht pünktlich antritt, bezahlt einen Shilling Strafe. Einst mochte eine Studentin dem Alarm um fünf Uhr Morgens nicht Folge leisten, sie beschloß, lieber den Shilling zu bezahlen und sich auf die andere Seite zu legen. Ihr Fehlen war aber bemerkt worden, und es wurde beschlossen, das Feuer in ihrem Zimmer sein zu lassen; es wurden Strickleitern angestellt, und sie wurde aus ihrem molligen Bett „gerettet". Und den Shilling mußte sie obendrein bezahlen!

Das dritte Jahr giebt gewöhnlich den „Grünen" einen Ball, der traditionell ein Kostüm-Ball ist, wobei die Toiletten aber mehr auf Witz und „fun" als auf Eleganz berechnet sind. Bälle giebt es zwar noch mehrere, denn das Tanzen spielt in Girton eine große Rolle, aber nur alle zwei Jahre findet ein Ball mit Herren statt. Der geht von der Vorsteherin aus, und die Commilitonen aus Cambridge werden dazu eingeladen, das heißt, ausgewählte Exemplare, die auch die Ehre zu schätzen wissen. Daß dieser Ball das Ereigniß des Tages oder vielmehr vieler Wochen bildet, läßt sich denken.

Nach dem Austritt aus dem College halten die Girtonians noch fest zusammen, und wo immer eine Girtonian die andere findet, da hat sie eine Freundin und Genossin. Alle zwei Jahre halten die früheren Studentinnen ein Meeting in Girton, „Commers der alten Herren", wie die deutschen Commilitonen sagen würden. Ein Commers ist's nun nicht in Girton, aber lustig geht's darum doch dabei zu.

Das Eintrittsalter ist achtzehn Jahre oder vielmehr vom achtzehnten Jahre an. Drei Jahre dauert der Cursus, und mancher Studentin wird auf Wunsch behufs Fortsetzung der Studien ein viertes Jahr verstattet, was als eine Art Auszeichnung gilt und nur solchen eingeräumt wird, die das Examen summa cum laude bestanden haben. — Die Gebühren in Girton betragen 105 £ (Mk. 2100) per Jahr. Das schließt alles ein: Wohnung, Pension, Vorlesungen, Nachhülfe, Examen-Gebühr, Droschken nach der Universität, einfach alles, mit Ausnahme von Wäsche. Die Verpflegung ist gut in Girton, und die girls sehen so blühend aus, wie man sie sich nur wünschen mag. Als Taschengeld ist fünf £ für das Semester eine reichliche Summe, denn die Geselligkeit, obwohl so reichlich geübt, kostet ja, Dank dem Tablett-System, sehr wenig. Universitäts-Bildung ist daher, — in Girton wenigstens, — für Frauen billiger als für Männer, welche durchschnittlich 200 £ gebrauchen, ohne aber mit dieser Summe große Sprünge machen zu können.

Ich habe Ihnen wohl manche Thatsache mitgetheilt, schloß Miß Tomn, „aber es ist ganz unmöglich für mich, Ihnen einen Begriff von der anregenden Geschäftigkeit des Lebens in Girton-College zu geben. Es ist ein Jagen von der Arbeit zum Vergnügen und vom Vergnügen zur Arbeit. Das Examen, „the Tripos", ist der einzige Schatten, der das sonnige Leben verdunkelt. Das heißt, sobald man daran denkt, was so lange wie möglich hinausgeschoben wird. Erst im dritten Jahre beschleicht die Studentin jenes bange Gefühl, daß sie „durchrasseln" wird, und sie verfällt dem Zustand, der als Tripos-Fieber bekannt ist. Aber die Sorge ist fast immer unbegründet, denn die meisten kommen glücklich durch!

Und so schwarz auch der Schatten des Tripos ist, es giebt keine Girtonian, die nicht fünfzig Triposes auf sich nehmen wollte, wenn sie die schöne College-Zeit noch einmal genießen könnte!"

Nachdruck verboten.

Auf dem Friesenstein.

Novellette von Friedrich Meister.

Da kommt eine ganz gehörige Bö herauf, Martha. Und sieh nur den Schoner dort draußen! Wenn das Volk an Bord auch nur für 'n Schilling Verstand im Kopfe hat, dann hält es auf unsre Bucht ab, ehe die Bö es beim Kanthaken hat."

„Ja, für 'n Schilling Verstand aber haben die dort noch nicht mal," erwiderte Martha, nach dem Schiffe hinausblickend, „denn sieh nur, sie gehen über Stag und laufen wahrhaftig wieder nach See zu!"

Martin beschattete die Augen mit der Hand, lugte scharf über das Wasser hinaus und schüttelte dann unwillig den Kopf.

„Wahrhaftig! Sollte man's glauben? Hol' mir doch meine Jacke, Martha. Ich will hinunter zum Strand und das Boot klar machen."

Am unteren Rande der großen schwarzen Wolke, die sich mit großer Schnelligkeit über das Firmament ausbreitete, brach ein blaßgelber Sonnenstrahl hervor und beleuchtete auf einen kurzen Augenblick grell die dichtgereften Segel des kleinen Schiffes, die weißen Kämme der dunkeln Wogen und Martins aufgeregtes Gesicht.

„Da treiben sie schon nach Lee und auf die Steine los!" rief er.

Ein heftiger Windstoß jagte eine Schaar rasselnder, dürrer Blätter über seinen Kopf dahin und der See zu.

„Man sollte wahrlich meinen, daß unser Herrgott manche Leute geschaffen hat, damit auch Dummköpfe in der Welt sind!"

Mit diesen Worten rannte er hinunter zu seinem Boote, warf Haken und Leinen hinein und stand dann neben demselben, bereit, im Augenblick der Noth sogleich abzustoßen.

Der Schoner hatte von neuem gewendet und näherte sich wieder der Bucht.

„Herrgott! Warum bleibt das Volk nun nicht draußen, wenn es doch die Küste nicht kennt! Und was für Leinwand sie noch stehen haben!"

In heller Verzweiflung den Boden stampfend, beobachtete Martin die Versuche der Mannschaft, das Fahrzeug auf den kommenden Sturm vorzubereiten, der demselben schon so dicht auf den Fersen war.

„He, Martin, siehst Du den Schoner da draußen? Die werden Salzwasser in die Augen kriegen, ehe sie hier binnen kommen! Hätten's zehn Minuten früher versuchen sollen!"

Der Sprecher, ein alter, stämmiger Fischer, saugte an seiner kurzen Kalkpfeife und lehnte sich lässig gegen sein Boot, dabei das fremde Fahrzeug nicht aus den Augen verlierend.

„Da geht er hin!" schrie er dann, als der Sturm sich plötzlich mit heulender Gewalt auf das kleine Schiff stürzte und dasselbe der Brandung über den Klippen zutrieb. „Da, — da! Nein, noch nicht, — der Wind ist wieder herumgegangen, — jetzt aber, — da, — da! — Vorwärts, Martin, ich komm' mit!"

Und tief vornüber gebeugt, der herabgießende Regen peitschte ihnen gerade ins Gesicht, ruderten die beiden Fischer durch die tosenden Wogen den brandenden Klippen zu, wo in dem sprühenden Gischt die Masten und Raaen des Schoners nur noch undeutlich zu erkennen waren.

Der Nebel wurde dichter; der Wind sprang von einem Strich des Kompasses zum andern; jetzt schnob er ihnen in das Gesicht, jetzt peitschte er ihnen den salzigen Schaum ins Genick, bis sie, obgleich von Kindesbeinen an mit dem Wasser der Küste vertraut, kaum noch wußten, wo sie sich befanden.

„Wir müssen warten, bis sich der Nebel hebt, Heinrich," sagte Martin, „wir tappen hier ja im Finstern."

Sie saßen und suchten den Nebel zu durchspähen und horchten gespannt auf jeden Laut, der durch das Geheul des Sturmes und das Wogengebrause in ihr Ohr dränge, während ihr Boot von der wilden See wie ein treibender Kork hin- und hergeworfen wurde.

Plötzlich rief Martin:

„Du, Heinrich, horch, da drüben, zu Luvart!"

Eifrig ruderten sie einige Minuten in der angegebenen Richtung, gerade in den Wind hinein.

„Mir war's, als hörte ich einen Stoß und ein Krachen, als ob er aufgelaufen sei," sagte Martin athemlos.

Heinrich Lassen lauschte angestrengt.

„Streich, Martin, streich!" rief er dann, indem er zugleich die entsprechende Rückwärtsbewegung mit seinem Reem ausführte. „Wir haben die Brandung dicht voraus!"

„Dann sei Gott den armen Leuten gnädig!" sagte Martin.

Heinrich legte die Hand ans Ohr. Ein windverwehtes Wehgeschrei drang aus dem Nebel herüber.

„Schoner ahoi!" rief er antwortend. Dann sagte er: „Martin, wo ist der Schoner?"

„Das weiß Gott!" —

Das fremde Fahrzeug war inzwischen von dem heulenden Orkan mit rasender Schnelligkeit der Klippenreihe zugeführt worden, wo die blendend weiß und bergeshoch brandenden Wogen über es herfielen, wie eine Meute hungriger Wölfe.

Beim ersten Stoß auf den Felsen knackten beide Masten kurz über dem Deck ab und stürzten nach Lee hinab, Klüverbaum und Bugspriet mit sich reißend. Wehrlos und unbeholfen, gleichsam geblendet umhertappend, erhob sich das verkrüppelte, zu Tode getroffene Fahrzeug, jetzt nur noch ein formloses, triefendes, bereits halb ersäuftes Wrack, noch einmal schwerfällig mit den Wogen, in letztem, verzweifelndem Ringen. Aber der Ocean war unerbittlich; von neuem schlenderte er es auf die Steine nieder, daß Kiel und Steven barsten und die Planken auseinander klafften, und jetzt gab es jeglichen Widerstand auf; zum dritten Mal wurde die willenlose, zersplitternde Masse auf das eherne Riff niedergeschmettert, dann führten die kochenden Wirbel das zerstörte Menschenwerk in wildem Triumph als loses Treibholz davon. —

Der Nebel lichtete sich, und jäh, wie der Sturm gekommen, flaute er jetzt wieder ab. Immerhin aber blieb der Wind noch heftig genug, um die beiden Männer in ihrem winzigen Boot in steter Lebensgefahr zu erhalten. Mehrere Boote näherten sich ihnen.

„Der Schoner sitzt auf, drüben beim Friesenstein!" schrie ein Fischer ihnen zu. „Es steht eine mächtige Brandung dort."

„Und die Leute?" fragte Martin.

„Bei der Unterströmung, die heute läuft, kommt keiner davon," antwortete der Fischer.

Es entstand ein dumpfes Stimmengewirr in den Booten. Dann rief Martin:

„Hört Maaten, fahrt ihr um den Friesenstein südlich herum, Heinrich Lassen und ich wir wollen auf der anderen Seite suchen. Der Wind ist ein paar Strich herumgeschraltt, und der Nebel muß auch gleich steigen. Es kann ja sein, daß wir noch einen oder den andern auffischen."

„Martin hat recht," rief es aus den Booten. „Vorwärts, Leute!"

Die Fischer legten sich kräftig in die Reemen, und die Boote schossen unter dem festen, stetigen Druck schnell davon, um wie Schatten in der weißdunstigen Finsternis zu verschwinden.

„Nun, Heinrich! Uns beiden bleibt das schwerste. Wir müssen dicht an den Friesenstein heran. Luv, Heinrich, luv, sonst geraten wir in die Brandung."

Der Nebel hob sich vor dem Winde wie ein Schleier, und die von dem kochenden Wasser umtoste Reihe der Granitblöcke, die hier durch eine Laune der Natur im Wattenmeer ihren Platz gefunden hatten, zeigte sich ihren Blicken.

„Wir sind hier nichts nütze," sagte Heinrich, auf die Schaumlinie deutend. „In dieser Brandung und bei der Unterströmung hat keiner mit dem Leben davon kommen können."

Traurig den Kopf schüttelnd, blickte Martin hinüber zu der glatten, flach gewölbten, von der weißen Brandung fast ganz überbrausten dunkeln Klippe, welche bei ebbendem Wasser wie eine Kuppel aus der Fluth ragte und die der Volksmund den Friesenstein getauft hatte. Plötzlich schoß eine dunkle Röthe in seine Wangen, und sein Auge blitzte lebhaft.

„Roj' an, Heinrich, roj' an!" rief er. „Noch mehr, — noch näher, — so, vorsichtig! — Dort liegt etwas auf dem Stein!"

Mit tollkühnem Sprunge schwang er sich aus dem Boote auf die flache Klippe und bückte sich nach einem auf derselben liegenden Gegenstand.

„Ein Kind, Heinrich! Ein Kind!" schrie er jubelnd und hob das kleine Wesen sorgfältig auf. Dann stieg er mit seiner Bürde wieder in das schwankende Boot, ein Stück Arbeit, das lebensgefährlicher war, als der Sprung vorher.

„O was für'n kleines, niedliches, süßes Ding! Und ganz kalt ist sie, und ohnmächtig auch, glaub' ich."

Er zog seine Jacke aus, umhüllte das kleine Mädchen damit und legte es auf den Boden des Bootes nieder.

„Nun aber los, Heinrich! Nach Hause so schnell wie möglich! Das arme kleine Ding! Na warte nur, Martha wird Dich schon wieder lebendig machen!" —

Die wackere Bewohnerschaft der Insel hatte alles aufgeboten, dem unglücklichen Fahrzeug Hülfe zu bringen, und als kein Zweifel über das tragische Geschick desselben mehr obwalten konnte, da suchte man unablässig den ganzen Strand ab, und vom Abend bis zum Morgen leuchteten eifrig unterhaltene Feuer nach allen Himmelsrichtungen über die See, den Schiffbrüchigen, die etwa noch auf Planken oder anderen Wrackstücken auf der finsteren Wasserwüste trieben, das Herz mit Hoffnung zu erfüllen und ihnen Muth und Kraft zu verleihen, bis zum Tagesanbruch auszuharren und nicht zu verzagen.

Und kaum zeigte sich der erste fahle Schimmer am Horizont als Vorbote des neuen Tages, da schwärmte auch bereits wieder eine ganze Flottille von Booten zum Rettungswerk hinaus; alle aber kehrten zurück, die letzten erst um die Mittagszeit, ohne einen armen Schiffbrüchigen geborgen, ohne auch nur ein treibendes Überbleibsel von dem Schoner aufgefunden zu haben.

Die Unterströmung hatte alle Spuren hinweggeführt. —

Das „Lebendigmachen" des Kindes aber verursachte Martha viel, viel Mühe. Das kleine Leben war schon so weit fortgewandert, so dicht bis an die Pforten des Himmels, daß es nur sehr zögernd wiederkehrte. Endlich aber belohnte ein großer, verwunderter Blick die Anstrengungen der treuen Wärterin. Die Augen des Kindes schweiften von dem einen zum andern und rings im Zimmer umher, — dann sagte es ganz ruhig:

„Bei Euch gefällt es mir."

„Wahrhaftig, Liebchen?" rief Martin, und eine sonnige Freude strahlte von seinem ehrlichen, wettergebräunten Gesicht. „Na, das freut mich aber mächtig!"

„Aber wer bist Du denn?" forschte die Kleine mit großem Ernste und richtete ruhig und ohne die geringste Scheu ihre Augen auf die seinen.

„Wer ich bin? Na, ich bin der Onkel Martin," antwortete er mit gewaltigem Kopfnicken und blickte sie voll Entzücken an.

„O, — und Du?" hier wendete sie ihr Köpfchen zu Martha. „Du bist die Tante Martin, — ich weiß schon."

Damit schloß sie die Augen und schlief ein.

„Ein liebes Kind," flüsterte Martin und nahm eine der kleinen Hände vorsichtig und zärtlich zwischen seine harten Finger. „Wie alt mag sie wohl sein?"

„Ich denke ungefähr fünf Jahre, auf dem Medaillon an ihrem Halse steht wenigstens etwas vom ‚fünften Geburtstag'. Ist da aber sonst noch weiter niemand gefunden worden?"

Martin schüttelte den Kopf.

„Noch ist keiner von der Mannschaft angespült worden," sagte er. „Vielleicht wenn das Wetter besser geworden ist."

Es wurde aber niemand mehr an den Strand gespült.

Aus des Kindes abgerissener Erzählung entnahm man, daß es sanft geschlafen habe, als der Schoner Schiffbruch litt. Einige Tage noch plauderte es von seinem Vater, der kommen und es holen würde; nachdem es denselben aber immer vergeblich erwartet hatte, erzählte es Martin, daß sein Vater wieder auf das große Schiff gegangen sei, zu seinen Matrosen, und niemand suchte ihm diesen Glauben zu nehmen.

„Wenn ich hinüber aufs Land komme, will ich mich erkundigen, wo der Schoner zu Hause war und wer alles an Bord gewesen ist," sagte Martin eines Tages zu Martha. „Wir

haben nicht das Recht, das Kind ohne weiteres zu behalten, obgleich es uns jetzt eigentlich doch gehört."

Seine Umfragen blieben jedoch erfolglos. Eine seltsame Fügung wollte es, daß auch keiner der anderen Inselbewohner jemals etwas über des Schoners und des Mädchens Herkunft vernahm. Auch die Bemühungen des Seelsorgers der kleinen Fischergemeinde waren vergeblich.

So blieb die Kleine in der Hütte des Fischers, ergötzte und entzückte ihn durch ihr liebliches, zuthunliches Wesen und ihr drolliges, kindliches Geplauder, und gewann langsam, aber sicher auch das Herz der zurückhaltenderen, strengeren Martha, die sie nach wie vor „Tante Martin" nannte.

„Willst Du nicht mit mir spielen, Tante Martin?" begann sie eines Vormittags mit klagender Stimme, nachdem sie lange vor der Thür gesessen und sehnsuchtsvoll nach dem blauen Horizont geschaut hatte, wo Martins Boot nur eben noch zu sehen war.

„Spielen, Kind?" fragte die ältliche Jungfrau ganz erstaunt. „Dazu habe ich doch wahrlich keine Zeit! Was soll ich denn mit Dir spielen?"

„O, ich weiß nicht, aber ich bin so einsam, Tante Martin."

Und die schönen, blauen Kinderaugen suchten schwermüthig und traurig das ferne Boot.

„Warum nennst Du mich eigentlich immer Tante Martin?" fragte Martha, sich neben das Kind hinsetzend.

„Weil Du doch Onkel Martins Frau bist."

„Was fällt Dir ein?" entgegnete Martha scharf. „Ich bin nicht seine Frau. Hätt's aber vielleicht einmal sein können."

„Dann bist Du wohl Onkel Martin's Schwester?"

„Nein."

„Er sagte doch aber, er hätte eine Schwester, und die hätte gerade solche Augen, wie ich."

„Er hat eine Schwester gehabt", versetzte Martha und betrachtete verloren das süße Gesichtchen, das so eifrig zu ihr emporblickte, und ihr Herz wurde seltsam warm bei dem Gedanken, wie wunderselig und traut es doch sei, so ein Kinderhändchen am Rock hängen zu fühlen, und dabei zögerte sie mit dem Weiterreden, bis die Kleine ganz ungeduldig sagte:

„Aber erzähle mir doch von der Schwester!"

„Viel ist da nicht zu erzählen, Kind," fuhr sie nun fort. „Die Arme war immer krank, und so kam ich her und pflegte sie und führte den Hausstand und sah nach Ordnung, und hernach blieb es dabei, denn Martin war ja so wenig nütze, als wir seine Schwester begraben hatten, daß er nicht einmal die Kuh besorgen, viel weniger wirthschaften konnte."

Die Kleine senkte das Köpfchen und dachte lange über das Gehörte nach.

„Wenn Du aber nicht die Tante Martin bist, wie soll ich denn da zu Dir sagen?" fragte sie nach einer Weile.

„Martha; ich bin Martha, weiter nichts."

„Weiter nichts? O, nun weiß ich schon."

Martha machte ein halb mürrisches und halb belustigtes Gesicht.

„Du bist ein altkluges Ding," sagte sie; damit stand sie auf und ging wieder an die Arbeit. —

Die Wochen vergingen und auch die Monde, und das Kind hatte sich vollständig an seine neue Umgebung gewöhnt.

Eines Tages saß die Kleine still auf der Schwelle der Hüttenthür im warmen Sonnenschein. Sie folgte mit ihren großen, blauen, nachdenklichen Augen dem Fluge der weißen Möven und den dahinsegelnden Fischerbooten, unter denen sie Onkel Martin's Boot immer schon in der weitesten Entfernung zu erkennen pflegte.

Plötzlich sagte sie:

„Erzähle mir etwas, Onkel Martin."

Das war ihre stete Bitte, und der Fischer, dem nur wenige Bücher außer dem großen Buche der Natur offenkundig waren, erzählte ihr immer gern wieder von jenen alten Zeiten, in denen noch die Engel auf Erden erschienen und Gottes Sohn zu den Menschen redete. Sie kannte noch nichts aus der Bibel, und mit offenen Lippen und eifrigen Augen lauschte sie, wenn Martin in seiner einfachen Weise von ihm erzählte, der über das Meer geschritten und ein Freund der armen Fischerleute gewesen sei; und dann kam wohl aus ihrem Kindermunde die Frage, die sich als Schmerzensschrei schon aus manch wundem Herzen gerungen:

„Warum ist dies alles vorüber, warum geschieht dies jetzt nicht mehr, Onkel Martin?"

Der brave Fischer aber antwortete dann in seiner geduldigen Weise:

„Warte nur, Liebchen, warte nur noch ein Weilchen, dann werden wir, Du und ich, ihn schon sehen."

Niemand kümmerte sich darum, mit welchem Rechte er das Kind behielt, und wenn die Fremden, denen die Schönheit der Kleinen auffiel, sie fragten, wem sie angehöre, dann antwortete Hertha (so hatte das Kind seinen Namen angegeben):

„Onkel Martin hat mich draußen in der See gefunden, darum gehöre ich ihm."

Drei Jahre waren verstrichen, da kam Martin eines Abends mit einem Gesichte heim, auf dem sich eine innere Beunruhigung widerspiegelte.

„Vorhin bin ich dem Pastor begegnet, Martha," begann er, nachdem er Mütze und Jacke abgelegt hatte. „Weißt Du, was der sagt? Martin, sagt er, soll Euer kleines Mädchen aufwachsen wie eine Wilde? Sie muß doch etwas lernen, sagt er. Was meinst Du dazu, Martha? In die Schule hier auf unserer Insel können wir sie nicht schicken, dafür ist sie mir zu schade."

„Wenn ihm so mächtig viel daran gelegen ist," entgegnete die Gefragte spitzig, „warum kommt er dann nicht und sagt, daß er selber sie unterrichten will?"

Es ging der braven Jungfrau stets gegen den Strich, wenn jemand an ihrer Hertha auch nur das geringste auszusetzen hatte.

„Hm," meinte Martin, „vielleicht thut er das. Daß ich darauf auch noch nicht gekommen bin! Du triffst doch auch immer das Rechte, Martha!"

Ein grimmes Lächeln zuckte über ihr hageres, scharf geschnittenes Gesicht, denn diese Anerkennung that ihr wohl. Die Unterrichtsfrage war erledigt. Der gute Pastor war von Herzen gern bereit, dem Kinde von seinem Wissen mitzutheilen, aber nicht nur aus seinen Büchern lernte sie, auch von dem edlen, geduldigen, opferfreudigen Wesen des Mannes, der die Welt und alles, was sie zu bieten vermag, verlassen hatte, um hier auf dieser armen Insel dem Vorbilde seines Herrn zu folgen.

„Es gab eine Zeit, wo ich fürchtete, daß mein Leben ein verfehltes und nutzloses sei," sagte er einmal gelegentlich eines abendlichen Spazierganges zu seiner jungen Schülerin, „aber sieh, wie jener Stein dort unten den Fischern dient, ihre Boote auf den Strand zu holen, so hoffe ich, daß mein Leben einem anderen dazu verhelfen mag, die selige Küste des Himmels zu erreichen."

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Das Jubiläum einer Blumenkönigin.

Es ist in diesem Jahre gerade ein halbes Säculum verflossen, seidem es gelungen ist, die königliche Wasserlilie, jene wunderbare Pflanze, die seit dem Anfang unseres Jahrhunderts das Staunen der Reisenden in Guayana und dem Amazonas-Gebiete erregt hatte, zum ersten Mal in Europa, und zwar in England, wo ihre Pflege bald zu einem Sport der reichen Landlords wurde, zum Blühen zu bringen. Zwei Jahre später gelang dies in Deutschland im Berggarten zu Herrenhausen. Seitdem gehört sie unter dem Namen Victoria regia, der ihr zu Ehren der gleichnamigen Königin von England beigelegt wurde, zu den Zierden der botanischen Gärten vieler Städte Europas. Hier ist auch dem größeren Publicum Gelegenheit gegeben, die seltene Pflanze mit ihren gewaltigen, wie Präsentir-Teller auf der Wasserfläche ruhenden Blättern, die einen Durchmesser von zwei Meter erreichen, und mit ihren leuchtenden, duftenden Blüten von dreißig bis vierzig Centimeter Durchmesser zu bewundern. Deshalb dürfen wir aber nicht glauben, sie sei uns in ihrem Wesen schon ganz bekannt geworden. Es ist ein sonderbares Zusammentreffen, daß gerade jetzt, nachdem sie fünfzig Jahre in Europa heimatberechtigt geworden ist, ihr Leben genauer erforscht wurde.

Unseren Leserinnen ist gewiß bekannt, daß viele, ja die meisten Blüthenpflanzen zu ihrer Befruchtung der Insecten bedürfen. Diese müssen den Blüthenstaub auf die Narbe des Stempels befördern, und zwar, soll die Befruchtung von gutem Erfolge sein, den Blüthenstaub aus einer Blüthe auf die Narbe einer anderen. Deshalb sind die Blüthen nicht nur mit den mannigfaltigsten Lockmitteln versehen, sondern auch häufig mit Vorrichtungen, die herbeigelockten Gäste längere Zeit festzuhalten. Hierfür bietet nun die Blüthe der Victoria regia ein schönes Beispiel: nur geflügelte Insekten können ihr nützen. Vor flügellosen, vor Schnecken, Asseln und anderen Schmarotzern schützt sie von selbst ihr Wohnsitz, das sie umgebende Wasser. Dafür locken die weitleuchtenden weißen Kronenblätter, sechzig bis siebzig an der Zahl, die erwünschten beflügelten Insecten herbei. Am Tage würde dies jedoch inmitten der bunten Blumenwelt der Tropen schwer gelingen. Deshalb öffnet sie ihre Krone erst am Abend. Im Dämmerlicht der Nächte der heißen Zone tauchen die Blüthen wie leuchtende Scheiben aus dem Wasser und dem Dunkel der Blätter empor. Drei weitere Lockmittel stehen nun der Blüthe zur Verfügung, um die so herbeigerufenen Insecten in den von den Staubgefäßen gebildeten Kanal hineinzulocken: die von dem reinen Weiß der Kronenblätter grell abstechende karminrothe Farbe der mehr als zweihundert fleischigen Staubblätter, ihr süßer Duft und, wie eben erst entdeckt worden ist, ihre Wärme. Sorgfältige Untersuchungen haben nämlich ergeben, daß die Staubblätter und eigenthümlich geformte Anhängsel an der Spitze der etwa vierzig Fruchtblätter wahre Heiz-Apparate sind. Die Temperatur der Staubblätter steigt um sechs Grad Celsius, die der Anhängsel sogar um zwölf Grad über die der sie umgebenden Luft. Ueberhaupt scheinen diese Anhängsel die Hauptrolle bei der Anlockung der Insecten zu spielen, denn sie sind es auch, die den wohlriechenden Stoff der Blüthe erzeugen. Sind die Insecten in den Kanal eingedrungen, so wird ihnen durch Krümmung der Staubgefäße der Rückweg versperrt. Sie werden hier so lange gefangen gehalten, bis der Blüthenstaub vollständig zur Reife gekommen ist. Dann erst öffnet sich der Kanal wieder, und die befreiten Insecten verlassen, beladen mit Staub der zurückgeschlagenen Staubgefäße, die Blüthe, um mit ihm jüngere Blüthen aufzusuchen und zu befruchten. Ist dieser Akt der Erhaltung der Art, der Lebenszweck der Pflanze, vollbracht, so verschwinden auch die nun überflüssigen Lockmittel. Die ganze Blüthe färbt sich gleichmäßig roth, die Anhängsel schrumpfen zusammen, duftlos und wärmelos schließt sie die Krone, um schließlich lebensmüde im Wasser zu versinken.

Nachdruck verboten.

Zum Jubiläum der ersten deutschen Briefmarke.

Von Wilhelm Bergmann.

Vor mir liegt der Umschlag eines Briefes. Ein Knabe warf ihn in den Briefkasten eines entlegenen Alpendorfes. Der Land-Briefträger trug ihn zur Posthülfsstelle. Die Schlittenpost beförderte ihn zum nächsten Postamt, der Postwagen zur Eisenbahn-Station. Im Eilzuge gelangte er, über Flüsse hinweg und durch Berge hindurch, von Landesgrenze zu Landesgrenze bis zur Küste. Ein Dampfer nahm ihn auf und führte ihn über den Ocean bis an das Gestade eines fernen Erdtheiles. Wieder rollte er auf dem Schienenwege, wieder auf der Fahrstraße, bis er schließlich in der Brieftasche eines Negers seinen Bestimmungsort erreichte. Der Reisepaß, der es ihm ermöglichte, ohne Unterbrechung über Länder und Meere hinweg, durch Völker fremder Zungen, von immer neuen Menschen wie ihr eigener Besitz behütet, an sein Ziel zu gelangen, war ein kleines Stück farbiges Stempelpapier: eine Freimarke. Es giebt kaum ein zweites Symbol der modernen Cultur-Entwickelung, das uns so, wie die Freimarke, belehrte, wie herrlich weit wir es gebracht haben. Gerade heute mahnt sie uns daran. Feiert sie doch den Tag ihres fünfzigjährigen Bestehens bei uns in deutschen Landen. Im October 1849 war es, als die bayerische schwarze Ein-Kreuzer-Marke als erste deutsche Marke dem Verkehr übergeben wurde. Die erste ihrer Art war sie freilich nicht. Es geziemt sich, heute, an ihrem Jubeltage, auch des fremdländischen Stammbaumes, dem sie entsprosste, zu gedenken.

Die älteste Freimarke wurde im Jahre 1653 in Paris geboren. Leider sind wir nicht in der Lage, unseren Leserinnen eine Abbildung dieser ersten aller Freimarken vorzuführen, weil der Besitzer des einzigen noch existirenden Exemplares, ein Herr Feuillet de Conches, aus Furcht, eine Abbildung könne sein Original entwerthen, sich standhaft weigert, es nachbilden zu lassen. Möge unsere Leserinnen dafür die Mittheilung entschädigen, daß eine Frau es war, die diese erste Freimarke erfand, und zwar keine geringere, als die in der Geschichte Ludwig's XIV. viel genannte Madame de Longueville. Schon früher hatte sie durch ihren Einfluß am Hofe, wo Briefe und Briefgeheimniß eine wichtige Rolle spielten, den Gebrauch des Siegellackes eingeführt, später war sie es, die den Staatsrath Velayer zu der Ausgabe eines „billet de port payé" veranlaßte, einer Postfreimarke im Werthe von einem Sou, die auf den Brief geklebt und durch Aufschrift des Datums entwerthet wurde. Freilich war die Motivirung, mit der die neue Einrichtung empfohlen wurde, wenig frauenhaft. Heißt es doch unter anderem, daß die Frankirung einem Schuldner, der sich aus Furcht vor seinen Gläubigern nicht auf die Straße wage, oder einem Menschen, der eingesperrt sei, es ermöglichen werde, seine Correspondenzen fortzusetzen. Für die frankirten Briefe wurden in den verschiedenen Stadttheilen von Paris besondere Briefkasten aufgestellt. Außerhalb Paris hatten die Marken keine Gültigkeit. Die Hoffnungen, die man auf diese Stadtbriefpost gesetzt hatte, scheinen sich nicht erfüllt zu haben. Auch wissen wir nicht, wie lange sie bestanden hat. Jedenfalls war sie längst vergessen, als vor achtzig Jahren im Königreich Sardinien das System der Postwerthzeichen in Form frankirter Briefumschläge wieder auftauchte. Im Berliner Reichspost-Museum befindet sich eine Sammlung solcher Briefumschläge aus den Jahren 1818 bis 1837. Die ersten vom Jahre 1818 sind Viertelbogen aus weißgrauem, sehr grobem Papier, das als Wasserzeichen einen Adler mit dem Savoyischen Kreuz enthält.

Links unten ist mit Handstempel eine Amorette zu Pferde mattblau aufgedruckt, rund im Betrage zu fünfzehn, quer-oval zu fünfundzwanzig und achteckig zu fünfzig Centesimi. Von letzterem Stempel geben wir nebenstehend ein Facsimile. Diese Umschläge blieben bis 1837 im Gebrauch. Sie verschwinden hier gerade zu der Zeit, wo in England Charles Knight mit seinem Vorschlage, zur Versendung von Zeitungen frankirte Umschläge mit Ein-Penny-Stempel einzuführen, hervortrat, und zwar, wie behauptet wird, ohne die sardinischen Umschläge gekannt zu haben. Dieser Vorschlag war es, der bald darauf Rowland Hill, den Reformator des englischen Postwesens, auf den Gedanken eines Freimarken-Systems brachte, dessen Einführung im Jahre 1840 ihm den Ruhm des Erfinders der modernen Freimarke eingetragen hat.

Rowland Hill, Sohn eines Lehrers und ursprünglich selbst Lehrer, später ein Projektenmacher, war der erste, der den Gedanken aussprach, daß in der Herabsetzung des Brief-Portos die künftige Entwickelung des Postwesens liege. Es wird von ihm eine Anekdote erzählt, wonach er durch ein schottisches Bauernmädchen zu seinen Reform-Vorschlägen angeregt worden sei. Er sei gerade hinzugekommen, als das Mädchen die Annahme eines Briefes von seinem Bruder verweigerte mit der Begründung, es könne das Porto von einem Schilling nicht bezahlen. Hill habe, obgleich das Mädchen sich dagegen sträubte, das Porto bezahlt, als Lohn aber die heftigsten Vorwürfe von ihm erhalten, denn der Inhalt des Briefes sei nur ein leeres Blatt Papier gewesen. Ein verabredetes Zeichen auf der Rückseite hätte das Mädchen bereits benachrichtigt, daß es seinem Bruder in der fernen Stadt wohlergehe. Mag dieser Erzählung etwas Wahres zu Grunde liegen oder nicht, jedenfalls beweist sie, daß es um die postalischen Zustände jener Zeit arg bestellt war. Unterschleife und Briefschmuggel in großem Stile entzogen der Postverwaltung den größten Theil der Einnahme. Hill erkannte, daß das Uebel nur durch Ermäßigung der Brief-Portotaxe zu beseitigen sei. Er schlug den gleichmäßigen Porto-Satz von einem Penny für Beförderung eines eine halbe Unze schweren Briefes durch ganz England, eine mit dem Gewicht fortschreitende Steigerung des Portos und Frankirungs-Zwang vor. Um letzteren populär zu machen, ließ er die Adreß-Seite der gestempelten Briefumschläge mit einem von Mulready gezeichneten Markenbilde, einer allegorischen Verherrlichung des britischen Weltverkehres, bedrucken. Wider Erwarten wurde diese Marke allgemein verspottet, so daß die Postverwaltung sich genöthigt sah, die gesammten Vorräthe dieser Umschläge zu verbrennen. Hill schlug nun vor, dafür Werthzeichen in Form von Marken zu verkaufen, das heißt, „kleine Billets, gerade groß genug, um den Stempel zu enthalten, und auf der Rückseite mit Klebstoff versehen, die der Aufgeber des Briefes befeuchten und auf den bereits adressirten Brief aufkleben könne." Damit glaubte er zugleich den Einwand, dem seine gestempelten Umschläge begegnet waren, daß des Schreibens Unkundige mit diesen nicht zu Wege kommen würden, zu beseitigen. Nach Hill's Vorschlage brachte der Lord-Schatzmeister im Mai 1840 Briefmarken zu ein Penny und zwei Pence mit dem Bilde der Königin Victoria in schwarzem und blauem Druck zur Ausgabe. Das Parlament bestätigte sie durch Gesetz vom 10. August 1840. Wir reproduciren sie auf Seite 152 zugleich mit der noch vor ihnen hergestellten Marke, von der es aber noch nicht aufgeklärt ist, ob sie in Verkehr gekommen ist. Sie unterscheidet sich von der genannten schwarzen Ein-Penny-Marke nur durch die Buchstaben VR, die sie in den beiden oberen Ecken statt der Sterne enthält.

Im Laufe des folgenden Jahrzehntes führten zunächst Brasilien, Genf, Zürich, Basel, Finland, die Vereinigten Staaten von Amerika, Mauritius und Rußland Postwerthzeichen ein. Nach diesen Staaten erst entschloß sich, gleichzeitig mit Frankreich und Belgien, Bayern als erster deutscher Staat zur Einführung der Freimarken. Im October 1849 gab Bayern als erste deutsche Marke die Ein-Kreuzer-Marke im schwarzen Druck auf weißem Papier, die große Werthziffer im Viereck auf marmorirtem Grunde, aus. Von ihr sowohl, wie von ihren beiden Jubiläums-Genossinnen, der blauen Drei-Kreuzer- und der rothbraunen Sechs-Kreuzer-Marke, die ebenfalls noch 1849 zur Ausgabe kamen, bringen wir umstehend die Facsimiles. Im folgenden Jahre schlossen sich Preußen, Sachsen, Schleswig-

Holstein und Oesterreich der Freimarken-Ausgabe an. Wie schnell sich weiterhin diese kleinen Passier-Scheine die Welt erobert haben, ist bekannt. Bald entstand ein Wettbewerb unter den Staaten in Herstellung möglichst kunstreicher Postwerthzeichen. Zumeist zeigen sie Bilder von Regenten und Präsidenten, historische Scenen, Landschaften oder geschichtliche und geographische Embleme. Columbus, die neue Welt entdeckend, Indianer, Postboten im Urwalde und auf der Prärie, Eisenbahnzüge und Dampfschiffe, der Kopf eines Neufundländers, Papageien, Elefanten und andere exotische Thiere, Sphinx und Pyramiden, ein Drache, ein geflügelter Hermeskopf, die Akropolis, die Athene und andere Bilder verrathen uns schneller als die Aufschrift den Ursprungsort der Marken. Nicht immer ist bei der Herstellung der Marken das Interesse des Verkehrs allein maßgebend gewesen. Sie sind im letzten Viertel unseres Jahrhunderts sehr ergiebige Handels-Objecte geworden. Dazu tragen nicht wenig die Umwandlungen bei, die Form, Farbe und Zeichen der Marken erlitten haben und noch erleiden. Man kann getrost behaupten, daß sich die Aenderungen auf der politischen Karte der Erde im letzten halben Jahrhundert im Aussehen der Freimarken widerspiegeln. Die Eroberung von Ländern, Neubildung von Staaten, der Wechsel der Regenten, Präsidenten und Regierungsformen hatten meist auch eine Aenderung der Marken zur Folge. So kommt es, daß jetzt auf der Erde weit über zehntausend verschiedene Arten von Postwerthzeichen existiren. Aber auch die Zahl der Markensammler oder Philatelisten, wie sie sich nennen, ist Legion. Markenhändler erzielen ungeheuere Umsätze, in den Großstädten floriren Markenbörsen, Vereine und zahlreiche Fachzeitschriften gedeihen. Für Seltenheiten werden ungeheuere Preise gezahlt, Preise, von denen der Erfinder der Marken sich gewiß nichts träumen ließ. Es klingt geradezu paradox, daß Freimarken, die zur Verbilligung des Verkehrs erfunden wurden, entwerthet mit einem Vermögen bezahlt werden! Nun, ihren höheren Zweck haben sie unzweifelhaft erreicht. Jene Stimmen, die sie bei ihrem ersten Erscheinen mit Spott und Hohn überhäuften und ihnen ein baldiges Ende voraussagten, sind längst verstummt. Millionen und aber Millionen Menschen sind sie ein billiges, bequemes und unentbehrliches Verkehrsmittel geworden. Wir glauben, unsere Betrachtung zu ihrem Jubiläumstage nicht besser schließen zu können, als mit dem poetischen Gruße, den der „Kladderadatsch" am Neujahrstage 1868 der Ein-Silbergroschen-Marke bei ihrer Einführung durch ganz Deutschland zurief:

Die du den Main zuerst durchschwommen,
Du Freie, — Preis und Heil sei dir!
Die du in Nord und Süd willkommen,
Als deutscher Einheit Pionier, —

Die heut so Bauer wie Minister,
So Demokrat wie Junker preist,
Die selbst der Kleinstaats-Stockphilister
Mit gleicher Lust willkommen heißt, —

Die heut ein Heer von Missionaren
Der Einheit sendet in die Welt,
Vor deren siegreich rothen Schaaren
Der letzte Schlagbaum Deutschlands fällt, —

Die ohne einen Streich des Schwertes
Ganz Deutschland sich zu Füßen legt,
Und die den Stempel ihres Werthes
Frei an der offnen Stirne trägt, —

Dich grüßet von der Ostsee Marke
Bis zu der Alpen steiler Höh',
Dich, — Silbergroschen-Francomarke,
Mit Jubel jedes — Portemonnaie!

Die ersten Großbritannischen Briefmarken.

Rowland Hill, der Reformator des englischen Postwesens.

Die ersten Deutschen Briefmarken.

Nachdruck verboten.

Im Garten der Villa d'Este.

Nach dem Gemälde von Max Roeder. — Siehe S. 145.

Nicht weit von Rom, auf einem felsigen Hügel am linken Ufer des Anio liegt die Stadt Tivoli, das Tibur des Alterthums. Die Häuser, Villen und Kirchen lehnen in malerischer Gruppirung an dem Berge, und der Anio stürzt sich in mehreren Wasserfällen und zahlreichen geschwätzigen Cascaden von der Felsenhöhe hinab in duftig frische Thalgründe und waldige Schluchten. Ein Bild von unendlichem Reiz und unvergleichlicher Romantik. Man kann es dem alten Horaz nicht verdenken, wenn er die Schönheit der Stadt in vielen Gedichten preist und hier den Hafen seines Alters zu finden wünscht:

O wäre Tibur doch, das altershehre,
Als Ruhesitz im Alter mir verliehn!
Genug hab' ich durchirret Land und Meere,
Genug getragen harter Kriegesmüh'n!

Zur damaligen Zeit mag die Stadt freilich noch ein ganz anderes Bild gewährt haben als heutzutage; sie war der Lieblings-Sommeraufenthalt der römischen Patricier, die hier ihre prächtigen Villen und Lustschlösser erbauen und märchenhaft schöne Gärten anlegen ließen. Viele Ruinen und Ueberreste der Bauwerke aus jener Zeit lassen den Beschauer heute noch ahnen, welche Pracht hier einst geherrscht hat. Es ist zwar nicht geschichtlich festgestellt, daß in Tibur die Villa des Horaz gestanden hat, aber das Volk glaubt es und zeigt die Trümmerstätte, auf der sich jetzt ein einfaches Kirchlein erhebt. Das Volk wird wohl Recht haben; wer so empfänglich für Naturschönheit war, wie Horaz, der wird wohl nicht eher geruht haben, bis er an der Stätte seiner Sehnsucht heimisch geworden war. Nicht weit von der Villa des Horaz stand die Villa seines Gönners, des Mäcen; jetzt ist auf den Trümmern eine Eisen-Fabrik errichtet, aus deren Fenstern eine Cascade malerisch in die Tiefe schäumt.

Die Reste der Villa Adriana, welche dem Kaiser Hadrian gehörte, sind heute noch vorhanden; man erkennt noch unter dem großen Mauerwerke die Wohnung der prätorianischen Leibwache, unterscheidet in dem einen ihrer Theater den äußeren Porticus, die für die Schauspieler bestimmten Säle, das Orchester und andere Theile. Der Saal, in dem Hadrian Audienz gab, mißt einunddreißig Meter in der Länge und vierundzwanzig Meter in der Breite; unter diesem Saal befinden sich Zimmer, Säle und Haustempel, und in einem Bogengange findet man Reste von Fresco-Gemälden. Alles ist aber sehr beschädigt. Am besten erhalten ist die Eck-Galerie eines Tempels, in der die Decken-Gemälde noch eine gewisse Lebhaftigkeit der Farben zeigen. Ferner findet man noch die Ueberreste der Villa eines Römers, der im Teutoburger Walde nach einer verlorenen Schlacht sein Leben gelassen hat: des Quintilius Varus. — Es muß den Kaiser Augustus sicher ganz eigen berührt haben, wenn er seinen Freund Mäcen auf dessen Landsitz besuchte und sein Blick auf der Villa des Dichters ruhte, der seinen Ruhm verherrlichte, während er zugleich die Stätte sah, wo einst sein Feldherr gewohnt, der ihn zu dem schmerzlichen Ausruf veranlaßte: Varus, gieb mir meine Legionen wieder.

Aber nicht nur die alten Römer wußten Tibur zu schätzen, auch die christliche Zeit hatte ihre Naturfreunde, die im herrlichen Tivoli Erholung suchten und sich dort niederließen. Der Cardinal Ippolito d'Este ließ im Jahre 1551 den heute noch unter dem Namen Villa d'Este bekannten Palast erbauen und einen unvergleichlich schönen Garten anlegen. Der Garten namentlich ist es, der unsere höchste Bewunderung herausfordert, man findet wohl nirgends seinesgleichen. Die Natur kam hier allerdings der Kunst sehr zu Hülfe; der steile Abhang und die Wasserfälle waren Elemente, die anderswo sich nicht wieder so zusammen fanden. Alles ist geschickt benutzt. Der Hügelabhang ist durch portikus-artige Vorbauten, prächtige Baumpflanzungen mit dem Palast zu einem äußerst malerischen Ganzen verschmolzen; alte Cypressen, prächtige Platanen, Lorbeeren und Pinien bilden Gruppen, rahmen einen herrlichen Ausblick ein oder sind als Hintergrund für irgend eine Statue oder ein charakteristisches Bauwerk benutzt; überall plätschern Wasserfälle oder Cascaden und verleihen mit ihrem Raunen und Murmeln dem Ganzen ein ans Märchenhafte grenzendes Gepräge.

Der Anio, dessen Wasserfälle eine der hervorragendsten Schönheiten Tivolis ausmachen, wurde der Stadt einst zur ernsten Gefahr; der ungebärdige Bergstrom unterwühlte die Grundfesten der Stadt und bedrohte sie mit gänzlichem Untergange. Nachdem eine Kirche eingestürzt und mehrere Häuser zertrümmert waren, gab Papst Gregor XVI. im Jahre 1834 den Befehl, mehrere Gänge in den Berge zu graben und dadurch die Wasser von der Stadt abzuleiten. Diese über einen halben Kilometer langen Gänge und die Höhlen, Grotten und Galerien, die der Fluß in jahrtausendlanger Arbeit selbst ausgemeißelt, sowie die jäh herabstürzenden Felswände, durch die er sich Bahn gebrochen, sind eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges.

Nachdruck verboten

Allerlei Neues vom Hühner-Ei.

Fürchten Sie nicht, verehrte Hausfrau, daß wir Ihnen ein allerneuestes Recept zum Conserviren der Eier vorsetzen. Sie hören sich alle hübsch an, diese Rathschläge vom Umkehren, Einbalsamiren, Elektrisiren der Eier, aber wenn man's probirt, so wirkt das ebenso sicher wie Rattengift, „das schadet weder Mensch noch Thier". Nein, es handelt sich hier um ernsthaftere Untersuchungen. Und da schon mancher Versuch der Gelehrten Küche und Keller zu gute gekommen ist, dürften auch die Versuche, bei denen das Hühner-Ei als wissenschaftliches Untersuchungs-Objekt gedient hat, unsere Hausfrauen interessiren.

Ein leider zu früh verstorbener französischer Forscher hat sich Jahre lang damit beschäftigt, Hühner-Eier allen möglichen äußeren Einflüssen auszusetzen, um dann die Wirkung dieser Einflüsse auf die Beschaffenheit und Entwicklungs-Fähigkeit der Eier zu untersuchen. Aus seinen hinterlassenen Aufzeichnungen sind jetzt die veröffentlicht worden, die sich auf den Einfluß der Kälte auf die Eier beziehen. Die an über 700 frisch gelegten Eiern angestellten Versuche ergaben, daß die Hühner-Eier einer Kälte von — 15 Grad Celsius ausgesetzt werden können, ohne getödtet zu werden. Die meisten der so tief abgekühlten Eier konnten im Brütofen ausgebrütet werden. Bei noch tieferen Temperaturen aber erfrieren sie und können weder durch schnelles, noch durch langsames Aufthauen ihre Entwicklungs-Fähigkeit wieder erlangen. Es muß also in diesem Falle eine einschneidende Veränderung in der Beschaffenheit des Eies vorgehen. Wie weit sich diese Veränderung auch auf die Widerstands-Fähigkeit gegen Fäulniß und auf den Geschmack der Eier erstreckt, hat der Gelehrte nicht untersucht. Doch dürfte aus seinen Versuchen wohl zu schließen sein, daß auch in dieser Beziehung eine Temperatur bis zu — 15 Grad dem Ei nicht nachtheilig sei. Ein anderer französischer Gelehrter beobachtete das Verhalten der Eier gegen hohe Temperatur. Bei 37 und 38 Grad Celsius entwickelten sich die meisten Eier normal, bei höheren Temperaturen nahm die Zahl der sich entwickelnden Eier stetig ab. Bei 40 Grad entwickelten sich im Brütofen etwa nur noch elf von hundert Eiern. Zwischen den Temperaturen von 28 und 43 Grad können die Eier Abkühlungen bis zur Zimmer-Temperatur ein bis drei Tage lang ertragen.

Ein anderer Forscher, ein Amerikaner, hat sich als Specialität seiner Untersuchungen „das Ei im Ei" ausgewählt. Manche unserer Leserinnen hat wohl schon einmal ein recht großes Ei mit zwei oder drei Dottern aufgeschlagen. Das ist ein Beispiel vom „Ei im Ei". Selten sind die Fälle, wo sich ein vollständiges zweites Ei mit Schale, Schalenhaut, Eiweiß und Eidotter innerhalb des Eiweißes eines anderen Eies befindet, noch seltener der Fall, wo sich ein solches vollkommenes Ei innerhalb des Dotters eines anderen Eies befindet. Ein solches Ei hatte einen Längendurchmesser von 21 Millimeter und einen Dickendurchmesser von 17 Millimeter. Die Schale war kaffeebraun und dunkel gesprenkelt. Viel häufiger hat das eingeschlossene Ei nur Schale, Schalenhaut und Eiweiß, aber kein Dotter. In sehr großen Eiern befinden sich bisweilen zwei oder drei vollständige, bisweilen nur ein vollständiges zusammen mit einem oder zwei ohne Schale.

Sonderbarer Weise werden die Hühner-Eier durch Magnetismus und Elektricität nicht beeinflußt. Hühner-Eier, die zwischen den Polen zweier Stahl-Magnete im Brütofen ausgebrütet wurden, zeigten keine Störung der Entwickelung. Eier, die allen möglichen elektrischen Strömen ausgesetzt worden waren, selbst solche, durch die elektrische Funken hindurchgegangen waren, zeigten im Brütofen eine normale Entwicklung.

Redactions-Post.

Gertrud in Kopenhagen. — Die Stelle in Wilhelm Tell: „Die Gemse reißt den Jäger in den Abgrund" ist darauf zurückzuführen, daß die Schweizer glauben, die Gemse wehre sich, wenn sie nicht mehr entfliehen könne. Durch glaubwürdige Zeugnisse ist dies indessen nicht bestätigt worden; die Sage hat wohl ihren Grund in der Thatsache, daß viele Gemsenjäger verunglücken. — Scheuchzer schreibt in seiner Naturgeschichte der Schweizerlandes (1746): „Wo die Gemse zwischen dem Jäger und dem Felsen einen kleinen Schlupf findet, da drängt sie sich hinein und stürzt sich hinunter."

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den litterarischen Theil: H. Hein; für den technischen Theil: A. Große, beide in Berlin; — für Oesterreich-Ungarn: Robert Mohr, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 20, I. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). Berlin und Wien, 15. October 1899. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). XXVI. Jahrg.

Abendfrieden. Nach dem Gemälde von A. Lüben.

Nachdruck verboten.

Der tolle Graf.

Erzählung von E. Krickeberg.

(Fortsetzung.)

Als der Graf das erste Frühstück um vier Uhr einnahm, trat die Gräfin zu ihm ins Zimmer; sie küßte ihn auf die Stirn und ließ sich ihm gegenüber in einen Sessel gleiten.

Graf Brontischeff war ein kleiner, untersetzter, kurznackiger, militairisch aussehender Herr von etwa sechzig Jahren, der sich sehr gerade hielt. Sein Scheitel zeigte schon recht lichte Stellen, den ergrauten Bart trug er mit ausrasirtem Kinn und martialischem, in steife Spitzen gedrehtem Schnurrbart. Sein Gesicht hatte eine gesunde, stark rothe Farbe, in den Zügen spiegelten sich Spott und Humor, und doch entbehrten sie des Wohlwollens nicht, entschieden sarkastisch blitzten nur die kleinen, pfiffigen Aeuglein. Alles in allem war der Graf eine distinguirte und dabei kernige Erscheinung, ein Mann, der fest auf seinen zwei Beinen stand, den der ihn umgebende Servilismus wohl zu einem Menschenverächter gemacht hatte, nicht aber selber zu einem verächtlichen Menschen.

„Wladimir Petrowitsch, ich habe Dir etwas zu melden," begann die junge Frau, „vorhin war der Vorleser hier, den Du Dir ausgewählt hast, um sich Dir vorzustellen."

„So! — mag wiederkommen, wenn ich empfange."

„Das wird er nicht thun, Wladimir Petrowitsch."

„Das will ich sehen, — wenn ich es verlange!"

„Das wirst Du sehen, — er kommt nicht!"

„Was Du sagst, Sascha! — Das schöne Gehalt läßt sich so leicht keiner aus dem Garn schlüpfen, — wollen wir wetten, Saschinka, daß er kommt? — um das allerliebste Perlenhalsband, — Du weißt schon, — wenn ich gewinne, so sollst Du es haben."

„Dann werde ich es nie bekommen, denn Du gewinnst nicht, Wladimir, glaube mir. Dein Geld öffnet nicht jede Thür, — Du bist hier nicht in Rußland und kannst von einem Menschen, der noch nicht in Deinem Brod und Lohn steht, nicht verlangen, daß er Dir zu der ersten besten, Dir gerade passenden Nachtzeit aufwartet."

„Dann mag er bleiben, in drei Teufels Namen."

„Das würde mir sehr leid thun, denn der Doctor Bindnagel ist gerade ein Mann, wie Du ihn brauchst."

Er sah sie überrascht an. „Das klingt ja fast, als ob Du ihn kenntest."

Sie nickte und blickte ihm ruhig und fest ins Gesicht. „Ich muß ihn wohl kennen, Wladimir, denn früher haben wir uns einmal so nahe gestanden, daß wir an eine Verbindung fürs Leben dachten."

Er war ganz perplex. „Und das, — das sagst Du mir und scheinst es obenein noch für eine Empfehlung zu halten!"

„Ich sage es Dir, weil ich nicht will, daß irgend eine Unklarheit zwischen uns bestehe, — ich will Dir allezeit frei ins Auge blicken können, Wladimir Petrowitsch, — und allerdings meine ich, daß es eine Empfehlung für den Candidaten sei, wenn ich Dir rathe, ihn zu engagiren. Du weißt ja, daß ich immer Dein Bestes will."

„Und Du hast diesen Doctor extra für mich verschrieben?"

„Nein, Wladimir, seitdem ich nach Rußland ging, habe ich nie wieder von ihm gehört, ich wußte nicht einmal, ob er noch unter den Lebenden weile, — und ebensowenig hatte er eine Ahnung davon, daß ich Gräfin Brontischeff sei. Ich traf ihn vorhin zufällig im Park, als er auf Nimmerwiederkehr gehen wollte, tief beleidigt von dem, wie er meinte, ihn demüthigenden Empfange, — Wladimir Petrowitsch, fahre nicht auf, der Fremde wußte nichts von Deinen Gewohnheiten, und hier in Deutschland muß es jeder Uneingeweihte für eine Verhöhnung halten, wenn man ihn um Mitternacht zu einer Anstands-Visite bestellt."

„So mag er sich eine Stelle suchen, die dem anspruchsvollen Prinzen paßt. — Hat denn je schon einer von meinen Beamten sich geweigert, zu kommen, wenn ich ihn befohlen habe? Ich kann einen Menschen nicht brauchen, der am Tage wacht und Nachts schläft."

„Wenn Du ihm kontractlich das andere zur Bedingung stellst, so wird er sich nicht weigern, seiner Pflicht nachzukommen. Im übrigen sollte es Dir gerade ein Beweis von Charakter sein, daß er sich nicht blindlings einer Willkür beugt, — und Du suchst ja wohl einen Charakter, Wladimir Petrowitsch, da Du von so viel Schmarotzern umgeben bist?"

„Ein Charakter! — pah!" — Er stieß verächtlich die Zeitungen auf dem Tisch zusammen, und dann wandte er sich plötzlich seiner Frau zu.

„Daß der Herr Doctor die einträgliche Stelle sans scrupule annehmen will, das ist mir schon verständlich, — aber Du, — wie hat sich die Gräfin Brontischeff eigentlich das Zusammenleben mit dem früheren Geliebten gedacht? — So ein kleines Schäfer-Idyll, — was?"

Sie sah ihn mit ihrem unnahbaren Blick an.

„Wenn ich Dir rathe, den Doctor Bindnagel zu wählen, so denke ich dabei nur an Dich, Wladimir Petrowitsch. Du hast das blutarme Mädchen ohne Familie an Deine Seite, unter Deinen Schutz genommen, nachdem Du ihm seine Ehre und damit sein Leben gerettet hattest, — ich wäre nach der Schande direct in den Tod gegangen, Wladimir, und daher gehört Dir mein Leben für immer und ungetheilt. — Ich habe Dir aus freiem Entschluß mein einstiges Verhältniß zu dem Doctor enthüllt, das könnte Dir der beste Beweis dafür sein, daß ich meiner sicher bin. — Gräfin Brontischeff denkt nicht geringer von ihrer Ehre, als dereinst die arme Erzieherin. — Und dann noch eins: der Doctor ist leidend, er sieht bleich und überangestrengt aus, und ich weiß, daß es ihm schwer geworden ist, sich durch die Studienjahre hindurch zu kämpfen. Er scheint eines Landaufenthaltes zur Erholung dringend zu bedürfen, und ihm wäre auch für eine Weile ein Ruhehafen zu gönnen, — doch selbstverständlich kann das für Dich nicht maßgebend sein, — thue, wie Du willst, Wladimir Petrowitsch."

Er war längst entschlossen, diesen Doctor anzustellen, seine Großmuth veranlaßte ihn dazu, — aber Graf Brontischeff wäre der letzte gewesen, der diesen Beweggrund eingestanden hätte. Großmuth und Despotismus passen nicht zusammen, — nein, er handelte so, weil ihm gerade die Laune so stand und obenein eine recht cynische Laune. Die Sache hatte etwas, das ihn reizte: zwei Menschen, die sich einst geliebt hatten, die wollten jetzt als Herrin und Diener kühl förmlich in vorschriftsmäßiger Entfernung neben einander hergehen, — das war ein Experiment, das den Versuch lohnte. Gab es wirklich Menschen, die eine so bequeme Gelegenheit zum Sündigen unbenutzt vorüber gehen lassen würden? Zwar waren sie beide stolz, aber vor der Liebe streicht der Stolz recht oft kläglich die Segel. — Nun, da konnte man ja einmal sehen, wie weit so ein gewöhnlicher Menschenstolz reicht!

Um den Seelenzustand der beiden kümmerte der Graf sich nicht. Er hatte sein Weib nicht gezwungen, die seine zu werden, nun, da sie es war, gehörte sie ihm mit Leib und Seele, Graf Brontischeff theilte mit niemand, und Sascha war klug genug, das zu wissen, — daneben gab es Herzensfragen nicht. Und der andere, der war nichts weiter als ein Inventar-Stück, ein besoldeter Diener, über dem die Gräfin Brontischeff in unerreichbarer Höhe thronte. Für einen Diener ist eine Seele eigentlich ein überflüssiger Luxus-Gegenstand, gestattete er ihn sich aber dennoch, und machte er einen unerlaubten Gebrauch davon, — nun so bekam die Reitpeitsche einmal wieder Arbeit, — mit Schurken pflegte Graf Brontischeff sehr summarisch aufzuräumen.

Er war selber vollkommen überzeugt davon, daß das Ganze lediglich das Interesse eines naturwissenschaftlichen Experimentes für ihn hatte. — —

Der Doctor war noch nicht lange im Schloß, da hatte sich diese Auffassung des Grafen schon wesentlich geändert. Der Vorleser war nicht mehr nur ein Inventarium, der Willkür seines Herrn preisgegeben, sondern ein Wesen mit einem stark ausgeprägten Eigendasein. Er fügte sich unbedingt vernünftigen und in anständiger Form an ihn ergehenden Forderungen, alle anderen wies er mit einer unbeugsamen Entschiedenheit ab. Da stand dem Eisenschädel Graf Brontischeffs ein anderer entgegen, der ebenso stahlhart gepanzert war, und oft sprühten die Funken, wenn sie aufeinander trafen. Aber der Doctor wußte sich jederzeit zu beherrschen, wenn das Temperament den Grafen fortriß; er war durch eine harte Lebensschule gegangen, während jener nur der Befriedigung seiner Wünsche gelebt hatte. Der Deutsche besaß Disciplin, der Russe Willkür, — so lagen von vornherein alle Chancen auf Seiten des Doctors. Der Graf unterlag, — es dauerte nicht lange, da fühlte er das ganz klar, und es war ein Zeichen von dem edlen Kern seines Gemüthes, daß er den unbequemen Untergebenen nicht einfach vor die Thür setzte. Ja, dieser Kampf um die Herrschaft des Willens erfüllte ihn mit einer Art neugierigen Staunens, — es war interessant, zu erfahren, wie das enden, wie sich der neue Graf Brontischeff mit dem alten abfinden würde. Das beschäftigte den Grafen derart, daß er seit der Anwesenheit des Doctors im Schloß viel weniger Zeit hatte, seine Umgebung mit seinen Absonderlichkeiten zu belästigen; Gräfin Brontischeff's Voraussage hatte sich erfüllt, der neue Secretair übte den segensreichsten Einfluß auf ihren Gemahl aus.

Der Verkehr der beiden einstigen Liebenden unter einander war vollkommen correct, so durchaus ruhig und in den gebotenen Schranken sich haltend, daß ein Uneingeweihter niemals eine frühere Zusammengehörigkeit der beiden hätte argwöhnen können. Ein kleinliches, mißtrauisches Ueberwachen lag dem Charakter Brontischeff's vollständig fern, seine Frau und der Doctor genossen jede Freiheit, sich zu sehen und mit einander zu verkehren, — nicht, weil der Graf ihnen unbedingt vertraut hätte, — er vertraute keinem Menschen absolut, — sondern weil er sich zum Spioniren nicht hergab und sich auch keinen Erfolg davon versprach. Sie waren beide keine Kinder mehr, und im geeigneten Moment würde er zu handeln wissen.

Dann und wann, wenn das Verhalten des Doctors ihm widerwillig Anerkennung abzwang, tauchte der Gedanke in ihm auf, ob man einen solchen Mann jemals vergessen könne, wenn man ihn einmal lieb gehabt. Dann sah er seine Frau scharf an. Sie war ersichtlich lebendiger und frischer, seitdem der Doctor da war, aber wenn sie ihn fragte: „Nun, Wladimir Petrowitsch, hatte ich nicht Recht, ist er nicht ein brauchbarer Beamter und ein charakter-voller Mensch?" so kam das so frei aus ihrem Munde, so ohne jeden Hinterhalt, daß er sich beruhigt abwandte. Nein, sie hatte gewiß kein Fünkchen der alten Leidenschaft im Herzen, — aber der Doctor, — sollte der Liebreiz der Gräfin die alte Schwärmerei nicht wieder entfachen? Noch niemals war dem Grafen die Schönheit seiner Frau so unwiderstehlich erschienen, wie jetzt. — Doch der Doctor war von tadelloser Haltung, nicht einen Augenblick vergaß er seine Stellung, — aber selbst als Untergebener der Herrin gegenüber war er fast zu vorschriftsmäßig förmlich, das war verdächtig. Er schien immer auf der Wacht vor sich selber zu sein, — soviel war gewiß, gleichgültig war er nicht; aber nach und nach mußte der Graf wohl zu der Einsicht kommen, daß dieser Mann sich eher eine Kugel durch den Kopf schießen, als sich vergessen würde.

Das begann ihn zu quälen. — Er war dem Manne doch offenbar im Wege, denn er hatte ihm sein Bestes geraubt, von rechtswegen hätte der ihn also hassen müssen, — wenigstens er, Graf Brontischeff, würde seinen Nebenbuhler ehrlich hassen und ihm das auch ebenso ehrlich eingestehen. Statt dessen trug das Benehmen des jungen Mannes ihm gegenüber entschieden den Stempel der Achtung, — ja, es war fast, als ob er um seine Freundschaft werbe, — das verstand Graf Brontischeff nicht.

Die beiden waren ein paar lebensfrische, genußfrohe Menschen, und er hatte seine Blüthezeit längst hinter sich, aber er würde noch heute nicht zögern, den rücksichtlos auf die Seite zu schieben, der ihm den Weg zu seinem Glück versperrte, sobald er ein älteres Recht auf dessen Platz hatte. Und die Jungen fügten sich so widerstandslos ihrem Geschick! War das Energielosigkeit? — Mangel an Temperament? — oder am Ende doch eine eigene Charakter-Kraft, die Kraft der Entsagung und Pflichterfüllung? Gab es noch etwas Höheres als die Befriedigung des Genusses? —

Der Graf liebte es, ganz allein auf den See hinaus zu rudern; jeden Abend vor dem Diner unternahm er diese einsame Spazierfahrt, und meistens kehrte er erst in stockdunkler Nacht zurück. Er stieg direct von der Schloß-Terrasse zum Bootplatz hinab, und oft bemerkte man sein Gehen und Kommen gar nicht.

Eines Abends wollte er vor der Bootfahrt noch mit seiner Frau sprechen, er suchte sie im Salon auf, und als er sich der Thür zu demselben näherte, hörte er des Doctors Stimme, der sich bei der Gräfin befand.

Zum Spioniren gehört das Lauschen, und der Graf haßte das eine so sehr wie das andere, aber als er seinen Namen im Zimmer aussprechen hörte, blieb er ganz unwillkürlich hinter der Portière stehen, und nachher fesselte ihn das Gespräch derart, daß er nicht wieder los kam.

„Sie hatten Recht, Gräfin," sagte der Secretair, „Graf Brontischeff ist ein Mann, mit dem es sich leben läßt, trotz aller seiner Sonderbarkeiten, — und hätte er auch nur das eine gethan, Sie in seinen Schutz zu nehmen, er wäre mir verehrungswürdig. Ich schätze ihn hoch und wünschte, ich könnte das Gefühl einer riesengroßen Verpflichtung, das mich ihm gegenüber bedrückt, los werden, indem ich ihm die selbstloseste Freundschaft widme. Ist das aber eine rechtschaffene Freundschaft, wenn ich seine Frau liebe? Ich bitte Sie, Frau Gräfin, lassen Sie uns dies einzige Mal die alten Zeiten berühren, es ist nothwendig, daß wir uns über unseren gegenseitigen Standpunkt klar werden. Ich bekenne mich frei zu der Schuld, daß ich Sie noch heute liebe, wie in meinen jungen Tagen, — nennen Sie das thöricht, anmaßend, ehrlos oder wie Sie wollen, — ich kann nicht anders, trotzdem ich die Empfindung des Unrechtes gegen den Grafen nicht einen Augenblick los werde. Ich kann es ertragen, Sie als seine Gemahlin zu sehen, denn ich empfinde zu tief, daß ich gegen ihn zurückstehen muß, der so Großes für Sie gethan hat, — und ich sehe ja auch, daß Sie die alten Zeiten vergessen haben, — aber ich ertrage es nicht, mit der Last meines Unrechtes auf der Seele unter den Augen des Grafen zu leben, wenn es auch ein Trost für mich ist, daß nicht die Spur eines Begehrens meine Liebe entweiht. Der Graf soll und muß wissen, wer ich bin, dann kann er befinden, ob er mich in seinem Hause dulden will, ich mag mir seine Gunst nicht erschleichen."

„Das weiß er längst," fiel die Gräfin mit ihrer klaren, ruhigen Stimme ein, die doch jetzt so klang, als ob ein tieferer Ton in ihr vibrire, — „halten Sie mich eines Betruges für fähig, dessen Sie Sich schämen? Das hätte der Graf nicht um mich verdient, daß ich ihn hintergehe, — gleich damals nach Ihrem ersten Besuch habe ich ihm alles auseinander gesetzt, — haben wir uns doch unserer reinen Jugendliebe nicht zu schämen."

„Und er hat mich trotzdem in sein Haus genommen?"

„Darum erst recht! Ich kenne ganz genau die edlen Regungen seiner Seele, und ich weiß, wie man sie weckt. Hätte ich damals nicht gesprochen, so würden Sie wahrscheinlich nicht hier sein."

„Er ist ein ganz eigenartiger Mensch," sagte der Doctor gedankenvoll, „ich bewundere ihn! Bei so viel rücksichtslosem Eigenwillen so viel wirklich vornehmes Empfinden, — es geht ein großer Zug durch sein Wesen."

„Ich danke Ihnen, Herr Doctor," rief sie warm, „ja, er ist ein guter Mensch, und nun bitte ich Sie, bleiben Sie bei ihm, seien Sie ihm ein wahrer Freund, Sie sehen ja, wie wohlthätig Ihr Einfluß auf ihn ist. Ich weiß gewiß, Sie haben sich bereits seine Achtung errungen, er wird wieder den Glauben an das Gute und Edle im Menschen gewinnen, — und ich weiß auch, daß Sie eine Aufgabe, die Sie Sich einmal gestellt haben, durchzuführen die Kraft besitzen, so groß und schwer sie sei, — ich vertraue Ihnen heute wie ehemals. — Und da wir einmal über diese Dinge reden, um sie nachher für immer begraben sein zu lassen, so will ich Ihrer Offenheit die meine entgegen setzen: Glauben Sie wirklich, daß ich die alten Zeiten vergessen könnte? Aber ich weiß zu tragen wie Sie und — zu danken! — Und nun, Herr Doctor, schlagen Sie ein: Auf ehrliche Kameradschaft allewege!" — —

Der Graf schritt zum Kahn hinunter und löste die Kette. Er war so tief in Gedanken, daß er nicht sah, wie sich am Abendhimmel Gewitterwolken drohend zusammenballten, und er bemerkte auch nicht, daß er den falschen Kahn bestieg, der wegen seines flachen Kieles nur bei ganz ruhigem Wasser zu brauchen war.

Da drin hatte sich soeben ein Freundschaftsbund geschlossen um seinetwillen. — Um seinetwillen wollten ein paar heiße, junge Herzen auf Liebe und Glück verzichten, weil er, der Graf Brontischeff, zufällig einmal die Laune gehabt hatte, für ein armes, schutzloses Mädchen in der Fremde einen Standesgenossen zu züchtigen. — Wie kläglich, wie erbärmlich er sich mit all seinen Tollheiten diesen beiden schlichten, unbeirrt den Weg der Pflicht schreitenden Menschen gegenüber vorkam. Er sah in diesem Augenblick nur das Böse und Thörichte an sich selber, und das überfiel ihn mit der ganzen Wucht einer späten, aber aufrichtigen Erkenntniß.

Nie hatte Graf Brontischeff über sich nachgedacht. Er handelte, wie die Laune es ihm eingab, ob gut, ob schlimm, das war ihm einerlei, und da das Schlimme viel aufdringlicher in der Erinnerung hervortrat, als das Gute, so glaubte er in diesem Augenblick, daß er nur aus lauter Willkür und Bosheit zusammengesetzt sei, — er selber kannte am allerwenigsten das Edle in seinem Charakter.

Und um eines solchen Menschen willen wollten die beiden einzigen Wesen auf der Welt, die ihm theuer waren, unter einem selbst auferlegten Zwange leiden, ihm vielleicht erliegen? — Kann man wirklich auf die Dauer eine tiefe Liebe zu wunschlosem Entsagen unterdrücken?

Er ruderte auf den See hinaus, immer weiter und weiter, ganz mechanisch die Arme bewegend, während der Blick starr ins Leere gerichtet war. Am Himmel zuckten die ersten Blitze, dumpfer Donner grollte, — er hörte es nicht. Der Wind machte sich auf und fuhr ruckweise pfeifend über den See, er sah nicht das Aufzischen der Wellen, — Graf Brontischeff, der Despot, der Fürst in seinem Reich, war plötzlich so klein geworden, — so klein, — und das war noch zu viel, denn im Grunde war er überflüssig auf der Welt.

Der Wind ging in Sturm über, die Blitze fuhren grell am Himmel entlang, ein Donner folgte prasselnd dem anderen, die Dunkelheit nahm mehr und mehr zu, das Wasser zischte hoch auf und warf das Boot wie eine Nußschale hin und her, — da erwachte der tolle Graf. Er sah den Hexentanz um sich her, die Gefahr in der er schwebte, und er sah auch, daß sich das andere Boot, mit einer hohen, dunkeln Männergestalt am Ruder, vom Ufer löste, während sich eine Frau, aus der Entfernung und in der Dunkelheit nur an den hellen Gewändern kenntlich, auf der Landungsbrücke abmühte, ihn durch Zeichen auf die herannahende Hülfe aufmerksam zu machen. —

Da zog er mit einem Ruck die Ruder ein, die Hände unthätig um die Stangen geklammert, den Blick voll dunkeln, räthselhaften Lebens starr dem Kahn entgegengerichtet, der mit aller Macht gegen die Wellen ankämpfte, so saß er lauernd still.

Sein Boot schöpfte Wasser, die Wellen spielten Fangball mit ihm, jeden Augenblick konnte es kentern, — was ging es ihn an? — Sein finsteres Auge verließ den anderen Kahn und seinen Insassen nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Die Namen unserer Pflanzen.

Von Dr. Wilhelm Stoß.

„Was ist ein Name? Was uns Rose heißt,
Wie es auch hieße, würde lieblich duften."

Gewiß, ob Er Romeo oder Hans, ob Sie Julia oder Grete hieße, ein jeder „würde doch den köstlichen Gehalt bewahren, welcher sein ist ohne Titel." In dem uralten Liede von Leid und Liebe spielen die Namen keine Rolle. „Name ist Schall und Rauch umnebelnd Himmelsgluth!" So bedeutungslos aber, wie der schönen Capulet der Blumen Name erscheint, ist er nicht. Gar oft ist er mit dem Wesen oder der Geschichte der Pflanze innig verwachsen. Bald deutet er offen oder versteckt die Jahreszeit oder den Ort an, wann und wo die Pflanze blüht und gedeiht, bald charakterisirt er äußere oder innere Eigenschaften der Pflanzen oder ihrer Theile, bald hängt er mit der Verwerthung der Pflanze, besonders in der Heilkunde, zusammen. Viele Namen sind durch Verstümmelung fremdländischer Namen entstanden, viele von altdeutschen Namen abgeleitet. Manche sind nach Botanikern, andere nach Personen benannt, die in Wirklichkeit oder in der Sage mit der Pflanze im Zusammenhang stehen.

Maiblume, Pfingstrose, Johanniskraut sind nach ihrer Blüthezeit benannt. Die duftige, goldene Blume, die als eine der ersten die Frühlingssonne begrüßt, wurde Primel, „kleiner Erstling", und Himmelsschlüssel getauft. Jener sonderbare Spätling aber, der zwar seine üppige Blattrosette im Frühjahr entfaltet, seine lila Blüthe aber im späten Herbst erst, wo die meisten Blumen schon verblüht sind, emportreibt, konnte nicht treffender als Zeitlose benannt werden. Benedicten-Kraut heißt in vielen Gegenden die Nelkenwurz, weil die Wurzeln dieser Pflanze im Frühjahr, wo Benedictus gefeiert wird, gesammelt werden. Nach dem Haidelande und dem mageren Boden, auf dem sie gedeihen, wurden Heiderich und Hungerblümchen benannt. Auf feuchtem Weidengrunde wächst der Weiderich, unter Haselstauden die Haselwurz. Steinigen Boden liebt der Steinbrech, steile, nur den Habichten und anderen Raubvögeln zugängliche Stellen das Habichtskraut. Die Pflanze, die besonders gut an den südeuropäischen Küsten gedeiht, wo der Thau des Meeres sie benetzt, wird Rosmarin, Ros—marinus, Thau des Meeres, benannt.

Zahlreich sind die Pflanzen, die ihren Namen äußeren Merkmalen verdanken. Nach seinem knotenreichen Stengel ist der Knöterich, nach der Gestalt der Blätter sind Frauenmantel, Geißfuß, Hasenohr, Bärenklau, Hundszunge, Löwenzahn, Löffelkraut, Leberblümchen, Schwertlilie und Gänsefuß, nach der Farbe oder der Behaarung der Blätter sind Silberwurz, Mauseöhrchen (Vergißmeinnicht) und Aschenpflanze (Cinerarie), nach der Zahl der Blätter ist das Tausendblatt benannt. Ihr doppelt geflügeltes (bipinella) Blatt gab der Bibernelle oder Pimpernelle ihren Namen. Nach der Form des Kelches sind Taubenkropf, Ritterſporn und Becherblume, nach Gestalt und Farbe der Blumenkrone Centifolie (Hunderblättrige), Frauenschuh, Hasenauge, Lerchensporn, Natterkopf, Butter- und Dotterblume benannt. Der Form der Früchte verdanken Sperlingskraut, Blasenstrauch, Vogelfuß, Pfennigkraut, Hirtentäschel, Mäuseschwänzchen, Hornkraut, Storch-, Reiher- und Kranichschnabel, den klappernden Samenkörnern Klappertopf und Klatschrose ihre Namen. Von dem griechischen Worte für spitzig erhielt die Akazie ihren Namen; die Blume, die ihre großen, weitleuchtenden, gelben Blüthen erst zur Nachtzeit öffnet, wurde Nachterze, die Pflanze, deren Blätter mit Drüsen bedeckt sind, die im Sonnenschein wie Thautropfen glänzen, Sonnenthau, das Kraut, das über und über mit kleinen, Eistropfen ähnlichen Drüsen besäet ist, Eiskraut genannt. Der Ginster hat seinen Namen von dem lateinischen Wort für Knie, weil sich die jungen Zweige dieser Pflanze wie ein Knie beugen, der Klee von dem alten Worte klieben, spalten, weil seine Blätter in drei Theile gespalten sind, der Pippau, dessen Blüthenschaft eine Röhre bildet, von Pipa, Pipe, Pfeife oder Röhre. Die Pflanze, deren von Früchten entblößter Fruchtboden einer Tonsur ähnlich sieht, heißt Pfaffenröhrlein. Die Blüthe der Tulpe oder Tulipane gleicht dem Tulipant oder Turban der Türken. Das Schachbrett oder Kibitzei hat fleckenartig gezeichnete Kronenblätter, führt aber außerdem den Namen Kaiserkrone, weil ihre prächtigen Blüthen unter einer Krone von Blättern hängen. Die Blätter des Erdrauchs sind so stark beduftet, daß sie wie angeräuchert erscheinen. Das Windröschen oder Anemone biegt seine langgestielten Blüthen beim schwächsten Windhauch, die reifen Samenkapseln des Springkrautes springen bei der leisesten Berührung auf, die Kapuziner-Kresse trägt kapuzenförmige Blüthen und kressenartig schmeckende Früchte. Ganz besonders sind es zwei Pflanzen, die dem Aussehen ihrer Blüthen ihren Namen verdanken: das Stiefmütterchen und die Passionsblume. Das gelbe Kronenblatt stellt die Stiefmutter dar, die vor Neid über die kräftige Entwickelung ihrer beiden Stiefkinder, der zwei großen violetten Blätter, gelb geworden ist. Sie sitzt auf zwei Stühlen (Kelchblättern), jedes ihrer beiden verkümmerten rechten Kinder, der zwei seitlichen kleinen Blätter, sitzt auf einem eigenen Stuhle, die beiden Stiefkinder aber sitzen zusammen auf nur einem Stuhle. — Die Blüthentheile der Passionsblume stellen die Marterwerkzeuge Christi dar: die drei Narben die Nägel, der Staubfadenkranz die Dornenkrone, der Fruchtknoten den Kelch, die Staubbeutel die Wunden, die Blätter die Lanze und die Ranken die Geißeln.

Außer besonderen Formen waren auch besondere Eigenschaften der Pflanzen bei deren Benennung maßgebend. Nelken und Nelkenwurz wurden nach ihrem aromatischen Geruche, der dem der Gewürznelken (Nägelein, Nägelken, wegen der Aehnlichkeit mit kleinen Nägeln) ähnlich ist, die Myrte nach dem myrrhen-artigen Geruche ihrer Blätter und Früchte, die Wanzenrose nach dem weniger angenehmen Geruche des Ungeziefers, der Nachtschatten nach seinem nur zur Nachtzeit bemerkbaren Geruch benannt. Die gierig in den Boden eindringende Pflanze nennt man nach dem lateinischen Worte für Wolf Lupine, die Mimose wegen der Reizbarkeit ihrer Blätter nach dem lateinischen Worte Mimus (Spötter), die Erica, deren Stengel sehr brüchig ist, nach dem griechischen Worte für brechen. Der durch seine Verwendung zu „Ziegenhainern" bekannte Hornstrauch oder Kornelkirsche ist nach seinem hornharten, der Hollunder oder Holder nach seinem hohlen Holze benannt. Durch seinen Wohlgeruch beherrscht der Waldmeister die Wälder, die Sonnenblume kehrt ihre Blüthenköpfe der Sonne zu, die gepulverte Wurzel der Nieswurz erregt Niesen, unverwelklich ist der Amarant, die Blätter der Pappel zittern beim leisesten Lufthauche.

Nach Thieren sind benannt das Ferkelkraut, weil es die Schweine gern fressen, das Laichkraut, weil unter ihm die Fische ihren Laich ablegen, das Schaumkraut, weil es die Schaumzirpe mit einer schaumartigen Absonderung, vom Volke Kuckucksspeigel genannt, bedeckt, die Roßkastanie, weil die Früchte schwer athmenden Pferden heilsam sein sollen.

Manche Pflanze erhielt ihren Namen von der Art ihrer Verwendung: die Spierstaude (Spiräe), weil ihre Blüthen zum Winden von Kränzen, Spiralen benutzt wurden, die Schminkbohne, weil das Mehl ihrer Frucht zur Bereitung von Schminke diente, die Belladonna, weil sich die „schöne Frau" Italiens aus den Beeren der Pflanze Schminke bereitet, das Flohkraut, weil man mit seinem Rauche Flöhe vertreibt, der Mausedorn, weil seine Zweige von den Speisen die Mäuse abhalten, der Pfeifenstrauch, weil man seine schlanken Triebe zu Pfeifenröhren verarbeitet. Viele Pflanzen, die lange Zeit hindurch für Heilmittel gehalten wurden, haben darnach ihre Namen bekommen, wie Milzkraut, Lungenkraut, Augentrost und Zipperleinkraut. Die Rose, die man gegen Hundswuth brauchte, nannte man Hundsrose, die Pflanze, die vor Müdigkeit schützt, Beifuß, die gegen Krätze dient, Krätzkraut (Skarbiose), die man zum Heilen der Wunden verwendete, Beinwurz. Die Kräuter, die allgemein als Heil- und Zaubermittel wirken sollten, wurden Salbei („Heilkraut"), Eisenkraut, Wohlverlei, „Wohl für Allerlei" (Arnica), und Reseda (nach dem lateinischen Worte für wiederberuhigen, heilen) genannt.

Durch Verstümmelung ihrer fremdländischen Namen sind entstanden: Esparsette aus dem spanischen Esparceta, Liebstöckel aus Libyſtikum, libysches Kraut, Schöllkraut aus dem griechischen Chelidonium, Kamille aus dem italienischen Camomilla, Eibe aus dem spanischen Iva. Jasmin (arabisch-persisch) bedeutet „angenehmer Duft", Lilie (griechisch) glatt, zart, Levkoje (griechisch) Weißveilchen. Ein treffliches Beispiel, wie der Name einer Pflanze durch Verstümmelung ihres fremdländischen Namens entsteht, bietet unser Maiglöckchen. Aus seinem alten botanischen Namen Lilium convallium, „Lilie der Thäler", ist Liljenkonvalljen, Fildronfaldron, Lilumfallum, Villumfallum, Chaldron, Falttrion, Phildron, Liljenconveilchen und Heilgenkümmveilchen gebildet worden. Eine Hügelgruppe bei Strausberg in der Mark Brandenburg heißt darnach „Lilienconvallien-Wälle". Das Urwort Lilium convallium stammt aus der Vulgata, dem zweiten Capitel des Hohen Liedes, und wurde von Luther mit „Rose im Thal" übersetzt. Unser Maiglöckchen kann damit allerdings nicht gemeint sein, da es jenseits des Kaukasus nicht vorkommt, jedenfalls aber wurde sein Name schon im frühen Mittelalter auf die „Rose im Thale" übertragen.

Von altdeutschen oder vergalteten deutschen Namen sind abgeleitet Himbeere von Hind, Hirschkuh, die die Beere gern frißt, Eberesche von Aftereſche, d. h. unechte Esche, der immergrüne Epheu von Ewig-Heu, die niedrige Miere von Meier, dessen Stamm Ma oder Mei „niedrig" bedeutet, der immergrüne Wachholder von wach, grün und holt, Holz. Vom altdeutschen Hop (Schopf) ist Hopfen, vom keltischen Lin (Faden) ist Lein entstanden.

Die Pflanzen, die in der wissenschaftlichen Systematik nach Botanikern oder um die Pflanzenkunde verdienten Männern Beinamen erhielten, sind Legion. Für eine kleinere Zahl ist auf dieselbe Weise auch der allgemein gebräuchliche Gattungsname entstanden. Die Karthäusernelke wurde zu Ehren der Naturforscher Johann und Friedrich Karthauser benannt, die Georgine oder Dahlie nach dem Reisenden Georgi aus St. Petersburg und dem schwedischen Botaniker de Dahl, die Fuchsie nach dem Professor der Medicin Bernhard v. Fuchs in Tübingen, die Deutzie nach dem Rathsherrn Johann Deutz in Amsterdam, die Magnolie nach dem Botaniker Peter Magnol zu Montpellier und die Robinie nach einem Gärtner Heinrichs IV. von Frankreich Namens Johann Robin, der diesen Zierbaum im Jahre 1600 zuerst von Virginien nach Frankreich brachte. Nach Personen oder Ländern, die mit den Pflanzen geschichtlich oder mythisch im Zusammenhange stehen, sind benannt: die Syringe nach der Nymphe Syrinx, die von Pan verfolgt und in diesen Strauch verwandelt wurde, die Narzisse nach dem schönen Jüngling Narzissus, der sich in sein eigenes Bild, das er in einer Quelle sah, so verliebte, daß er vor Sehnsucht darnach verschmachtete, das blutrothe Adonis-Röschen nach dem von einem Eber getödteten Jäger Adonis, aus dessen Blut Aphrodite die Blume entstehen ließ, die Hyacinthe nach dem schönen Jüngling Hyacinth, dem Liebling des Apollo, der ihn beim Spiele mit der Wurfscheibe getödtet hatte, der Enzian nach dem illyrischen Könige Gentius, der die Pflanze als Mittel gegen die Pest empfohlen haben soll, die Kastanie nach der kleinasiatischen Stadt Kastanum, die Berberitze nach der Berberei, woher der Strauch durch die Araber nach Spanien eingeführt wurde.

Zum Schluß wollen wir noch einen, unsere Leserinnen gewiß besonders interessirenden Strauß zusammenstellen: die Pflanzen, die in der Küche eine Rolle spielen. Zuerst die nie fehlende Kartoffel. Ihr Name ist eine Verstümmelung des italienischen Tartuffoli oder Taratoffuli. Von unseren Gemüsepflanzen hat der Spargel seinen Namen vom lateinischen Asparagus, d. h. Sproß oder Schoß, der Kohl von dem lateinischen Worte für Stengel, der Wirsing von dem spanischen Berza (Börsch, Wirsch), der Spinat von dem persischen Ispany, der Rhabarber von Rha (die Wolga) und barbarum (fremd), d. h. eine fremde, von der Wolga her eingeführte Wurzel. Die Linse ist wegen ihres dünnen Stengels nach dem lateinischen Wort für dünn, biegsam benannt worden. Andere meinen, ihr Name sei von dem lateinischen Wort für „sanft" abgeleitet, weil der Genuß der Linsen ein sanftes Temperament mache. Unsere Mohrrübe hat ihren Namen von Moor, Sumpf, weil sie feuchte Stellen bevorzugt. Von den Namen der Küchenkräuter ist der der Petersilie, die auf steinigem Boden gedeiht, eine Verstümmelung des lateinischen Petroselinum, d. h. Felsenſilge. Dill, früher Till, kommt her von theilen, da die Pflanze sich in zahlreiche Aeste und Doldenstrahlen theilt. Der Kerbel hat seinen Namen von den eingekerbten Blättern. Baldrian ist aus dem lateinischen Namen der Pflanze Maleriana entstanden. Lavendel kommt her von dem lateinischen Wort für „waschen", bedeutet also „Waschkraut", weil die wohlriechenden Blätter zu Bädern verwendet wurden. Meerrettig ist der Rettig, Ratig (Wurzel), der am Meere wächst. Einige wollen den Namen von Mar, Mähre, Pferd, also Pferderettig ableiten. Der Lauch, früher Louch, ist abgeleitet von Loch und luken, schließen, weil die Blätter hohl und geschlossen sind. Von den einzelnen Laucharten bedeutet Knoblauch „Knopflauch" wegen der sich wie zu einem Knopfe zusammenschließenden Zwiebelchen, Schnittlauch der Lauch, dessen Blätter oft abgeschnitten werden können, Zipolle oder Bolle die „kleine Zwiebel". Porree stammt vom keltischen Pori, d. h. essen, ab. Von unseren Salatpflanzen ist der Name der Gurke eine Verstümmelung des griechischen Wortes für Wasser-Melone, Endivie eine Verstümmelung des orientalischen Namens dieser Pflanze: Hendeva. Der eigentliche Salat hat seinen Namen von dem persischen Salata, das „gesalzen" bedeutet, aber für jede Speise gilt, die kalt und nur mit Essig und Oel angerichtet gegessen wird. Der Name der Cichorie wird von den griechischen Wörtern für gehen und Ackerplatz abgeleitet, womit ihr deutscher Name Wegwarte übereinstimmt. Safran kommt her vom arabischen Sahafaran, Senf, althochdeutsch Senaf, vom lateinischen Sinapis. Von unseren Früchten hat die Kirsche ihren Namen von der Stadt Kerasunt am Schwarzen Meer, von woher der römische Feldherr Lucullus nach Besiegung des Mithridates und Zerstörung der Stadt die Kirschbäume, von denen er ein reife Früchte tragendes Exemplar bei seinem Einzuge in Rom auf seinem Wagen mit sich führte, nach Italien brachte. Unsere Pflaume hat ihren Namen nach ihren flaumigen Blättern, die Zwetsche vom Zerquetschen. Die Pfirsiche oder Pfirsche stammt aus Persien und bedeutet Persischer Baum. Der Name Aprikose ist abgeleitet von dem lateinischen Worte für früh und bedeutet Frühapfel. Prünelle heißt „kleine Pflaume", Mirabelle ist eine Verstümmelung des Namens Myrobalanus, den die Pflaume schon im Mittelalter führte. Die Renkloden sind nach der Königin Claudia (la reine Claude), der Gemahlin des Königs Franz I., die diese Pflaumen sehr liebte, benannt worden.

Manch einen Liebling werden unsere verehrten Leserinnen unter den angeführten Pflanzen vermissen. Mögen diese Beispiele ihnen den Weg weisen, selbst die Herkunft seines Namens zu ermitteln.

Nachdruck verboten.

Erika Wedekind.

Von Ferdinand Pfohl.

Man findet nicht selten, zumal in der Reihe unserer älteren Mitmenschen, wunderliche Käuze: beständig stimmen sie das Klagelied an, wie unsere Zeit in künstlerischer Beziehung gar so tief gesunken sei, wie alle Gesangskunst unaufhaltsam zusammenbreche, und eine schauderhafte Mittelmäßigkeit an den heiligen Stätten sich blähe und eingenistet habe, wo einst die Träger glorreicher Namen ihre Triumphe gefeiert. Ach, die gute alte Zeit: das ist die Jugend, der sie melancholisch und selig in der Erinnerung nachtrauern. Eine Jugend, die sie in den verblaßten Idealen noch immer lieben; ein Duft wie von welken Blumen hängt für sie an den mürben Namen einer Catalani, einer Sontag; ein legendärer Glanz überzieht alle diese künstlerischen Erinnerungen mit einem goldenen Schimmer. Lassen wir den Alten ihre Ideale, ihre Erinnerungen, und gönnen wir ihnen die Genugthuung eines Urtheils, das, unfähig, die Gegenwart zu begreifen, zurückschweift in die Vergangenheit und auf Werthe sich gründet,

deren Geltung wir Jüngeren nicht mehr abschätzen können. Was ist uns eine Catalani, was eine Sontag! Wir haben diese Sängerinnen nie gehört, und wir lächeln, wenn die Alten, über die Kunstleistungen der Gegenwart geringschätzig die Achseln zuckend, uns Gegenwarts-Menschen zurechtweisen, indem sie die wahre und alleinige Kunst ausschließlich jenen Gesangs-Heroen zutheilen, deren Namen für uns nichts anderes als todte historische Formeln sind. Die Gegenwart ist thatsächlich an eigenartigen und großen Gesangs-Talenten der Vergangenheit ebenbürtig, in der allgemeinen musikalischen Kultur ihr bei weitem überlegen. Die Natur formt heute wie damals ihre Talente, sie entzündet geniale Geister und wirkt ihre Wunder, unbekümmert um Vergangenheit und Zukunft, denn für sie giebt es nur eines, die fruchtbare Gegenwart. Die Früchte selbst mögen freilich verschieden sein; viele sind sauer, viele verkümmern; aber auf der Sonnenseite reifen sie süß und saftig am goldenen Baum des Lebens und der Kunst heran. Eine wunderbare künstlerische Begabung dieser süßen Art hat die Natur in Erika Wedekind niedergelegt, als wollte sie sich selbst davon überzeugen, ob ihr das Außerordentliche noch gelänge, ob das alte Recept noch jene Wunderkraft besitze, die die Welt so oft schon in Staunen gesetzt. Erika Wedekind ist eine phänomenale Kunsterscheinung; unter den Coloratur-Sängerinnen unserer Zeit nimmt sie einen der ersten Plätze ein. Am 13. November 1869 zu Hannover geboren als Kind schweizerischer Eltern, wuchs das Mädchen in Lenzburg bei Aarau in der starken Bergluft der Schweiz, wohin die Eltern Anfang der siebziger Jahre übergesiedelt waren, frisch und fröhlich heran. Die heranwachsende Erika entschied sich zunächst für den Beruf der Lehrerin; sie besuchte das Seminar zu Aarau, machte brav ihr Examen, aber Lehrerin wurde sie, Gott sei Dank, doch nicht. Eine andere Flamme als jene der Pallas Athene brannte in ihr. Nachdem sie ihre Stimme entdeckt, trieb es sie zur Kunst. Sie ging nach Dresden, wo sie eine fleißige Schülerin der vortrefflichen Gesangsmeisterin Aglaja Orgeni wurde. Das Talent des merkwürdig begabten Mädchens entfaltete sich hier zu außerordentlicher Blüthe: ein Gerücht von diesem Coloratur-Genie sickerte bald in allen der Kunst nahestehenden Kreisen Dresdens durch und fand auch den Weg zu den Gewaltigen der Hof-Oper. Erika Wedekind wurde zu einem Gastspiel an der Königlichen Hof-Oper eingeladen: der 15. März, jener Tag, der einst einem Cäsar so unheilvoll wurde, brachte ihr einen vollkommenen Triumph. Seitdem, — es war im Jahre 1894, — gehört Erika Wedekind als gefeiertes Mitglied dem Dresdner Kunst-Institut an, eine seiner hellsten Zierden. Denn die Künstlerin besitzt auch ein bedeutendes dramatisches Talent; der Schelm, der ihr im Nacken sitzt, fühlt sich auf der Bühne namentlich in komischen Partien seiner Art sehr wohl. In Humperdinck's Hänsel und Gretel, in den reizvollen Buffo-Opern der Franzosen und Italiener, entzückt sie durch ihr frisches, capriciöses Spiel die Zuschauer in demselben Maße, in dem sie sie mit ihrem köstlichen Gesang bezaubert. Von Dresden aus unternimmt die Künstlerin, die sich, irre ich nicht, vor Jahresfrist vermählt hat, ihre Kunstreisen, die sie in alle bedeutenderen Städte Mittel-Europa's führen und ihren Ruhm in aller Herren Länder getragen haben. Frau Wedekind ist ein geborenes Gesangs-Genie. Ihre Kunst, nicht in mühsamer Arbeit erkämpft, kein Martyrium des Fleißes, ist Ausstrahlung einer staunenswerthen Begabung; ihr Coloratur-Sopran spielt mit blendender Sicherheit und voll entzückender Anmuth mit den schwierigsten Kunststücken des Coloratur-Gesanges. Wie ein Schauer von Perlen sprühen ihre Coloraturen auf uns nieder; ihre Staccati sind elastisch und rund wie glitzernde Bälle oder nadelspitz geschliffen, der Triller fein und zart wie das Schwirren eines Bienenflügels, Anschwellen und Abschwellen, beides meisterhaft. Das Organ, klangvoll und weittragend, spricht in allen Lagen gleich mühelos an und eint auch selbst im leisesten pianissimo Klangreiz und Leuchtkraft. Mag die Sängerin ihren Ton im feinsten Faden fortspinnen und ihn wie einen dünnen Golddraht ausziehen, so pulsiren doch Nerv und Seele, Leben und Wärme in ihm. Niemals sinkt er zum wesenlosen Klang herab. Die künstlerische Art der merkwürdigen Sängerin ist sonnig; sie spendet Freude und Lust, und wenn sich ein Lichtstrahl ihres großen Talents statt im Diamanten im einfachen Berg-Krystall bricht, so leuchtet auch der werthlose Krystall im farbigen Glanz wie ein edler Stein. Ihre Kunst ist eine Ehrenrettung des Coloratur-Gesangs, den das moderne Kunstwerk streng verpönt, da er in seiner irrlichtelirenden Natur das seelische Moment unterdrückt, von dem die gesammte neuere Musik ihren Ausgang nimmt. Frau Wedekind aber fügt ihrer Virtuosität den lieblichsten Reiz hinzu, indem sie in ihren Gesang den Empfindungsreichthum eines gesunden Gemüthes hineinströmt und auf ihn die Reflexe eines schalkhaften und lebendigen Geistes verstreut. So wächst ihr Gesang über die verblüffende Mechanik hinaus und wird lebensvolle Kunst.

Es ist selbstverständlich, daß Frau Wedekind ihre stärksten Triumphe dort feiert, wo sie auf dem Boden ihrer natürlichen Begabung steht: also in Coloratur-Partien großen Stils. Jene wahnsinnigen Heldinnen der älteren Oper, die auf den schmalen Saumpfaden der Coloratur dahin irren gleich Nachtwandlerinnen auf steilem Dachfirst, sind auch ihre Heldinnen. Der Wahnsinn singt zwar ausschließlich Coloratur, aber die Coloratur ist deswegen noch kein Wahnsinn. Das Wesen der Coloratur wurzelt vielmehr in der Grazie; Symbol freudiger Anmuth, behender Liebenswürdigkeit zu sein, ein Amoretten-Lächeln, ein Ausflattern sonniger Fäden, in denen wir uns willig und gern verstricken, das scheint mir die natürliche Aufgabe dieses Genres, Ziel und Zweck des Coloratur-Gesanges. Und wer einmal in Frau Wedekind das lebendige Symbol dieser reizvollen, liebenswürdigen und sonnigen Kunst erkannt hat, der schwört auf das Dogma von der Grazie des Coloratur-Gesanges.

Erika Wedekind.
Kgl. sächs. Hof-Opernsängerin und großh. hess. Kammer-Sängerin.

Nachdruck verboten.

Auf dem Friesenstein.

Novellette von Friedrich Meister.

(Schluß.)

Neun Jahre vergehen schnell.

Es ist ein warmer, heller Sommernachmittag. Martins Boot liegt regungslos in einer kleinen Bucht; der Fischer hat seine Angeln ausgelegt; Hertha sitzt im Heck des Bootes und beobachtet sein Thun. Sie hat ihren Hut abgenommen, die schrägen Sonnenstrahlen durchleuchten ihre goldenen Locken und liebkosen ihre weißen Arme und die beweglichen kleinen Hände.

„Komm, Onkel Martin; bist Du noch nicht bald fertig? Tante Martha wird ungeduldig werden."

— Der Maler hoch oben hinter den Ginsterbüschen auf der Düne, der, von unten ungesehen, die Gruppe skizzirt, hört dies und sucht hastig sein Werk zu beenden. —

„Gleich, Hertha, gleich; dauert nicht mehr lange."

Wieder lehnt sie sich zurück und folgt dem Fluge der weißen Möwen draußen auf der hohen See. Der goldige Sonnenglanz wird matter, ein weicherer Ausdruck verklärt das junge, reizende Antlitz. In Martins Seele aber ist ein seltsames, unbestimmtes Gefühl erwacht, ein Etwas, das ihm die ganze Welt fast fremd erscheinen läßt, das sein starkes Herz mit Lust und sanftem Weh erfüllt. Er beugt sich zu ihr hinüber und berührt zärtlich ihre Hand.

„Jetzt wollen wir nach Hause, Hertha, mein Herzenskind."

Das Mädchen fährt aus ihrer Träumerei auf und lächelt ihn an, jetzt wieder ganz ein Kind.

„Das Gesicht dieses Mädchens muß ich haben!" ruft es in dem Maler, und als Martin die Reemen ergreift, schallt ein lauter Anruf von der Düne herab.

Er blickt empor und sieht einen Menschen in eiliger Hast den Abhang herunterrennen und ihm winken. Er thut einige Reemenschläge dem Ufer zu.

„Wollen einen Augenblick warten, Hertha, sonst bricht sich der junge Mensch da noch den Hals. Er hat's eilig, wie's scheint."

Am Strande angelangt, zieht der Fremde höflich seinen Hut vor Hertha, die in anmuthiger Verwunderung und Verwirrung erröthet.

„Können Sie mir sagen, lieber Freund", redet er dann Martin an, „wo ich hier am Orte auf etwa acht Tage ein Unterkommen finden könnte? Ihre Küste gefällt mir, ich bin Maler und —"

Er unterbricht seine Rede unwillkürlich und blickt auf Hertha, die mit niedergeschlagenen Augen ihre Hand in das klare Wasser taucht.

„Ein himmlisches Gesicht!" ruft er innerlich in froher Begeisterung.

„Ja", antwortet der Fischer langsam und bedächtig, „ich denke, da könnte wohl Rath werden. Vielleicht kann Heinrich Lassen's Frau Ihnen Quartier geben. Aber die Kost, — wenn Sie Sich mit Fischen und Eiern und so 'was begnügen wollen —"

„O, selbstverständlich, gern!"

Der Fremde ist bereit, alles nur Erdenkliche zu essen, wenn man ihm nur sagen wollte, wo Heinrich Lassen's Frau zu finden wäre. Martin macht ihm in seiner natürlichen Höflichkeit den Vorschlag, in seinem Boote Platz zu nehmen, und so hat er eine ganze halbe Stunde das Glück, neben dem ersehnten Modell sitzen zu dürfen und dessen leiser, süßer Stimme zu lauschen, soweit es ab und zu auf seine lebhafte Unterhaltung eingeht. Auch legte er Hertha sein Skizzenbuch auf den Schoß und zeigt ihr seine letzte Arbeit.

Wie leuchten ihre Augen!

„Da ist ja Onkel Martin! Und das ist unser Boot, — aber so seh' ich doch nicht aus, — soll ich denn das sein?"

„Gewiß, das sollen Sie sein", lacht er. „Sie machen meiner Kunst gerade kein Compliment; finden Sie Sich etwa nicht getroffen?"

„Das ist viel zu hübsch", antwortete Hertha mit scheuem Erröthen, wodurch sie ihrem entzückten Beobachter noch zehn Mal reizender erscheint.

Dann stößt der Bootskiel auf den Strand; der Maler entfernt sich in der Richtung nach Heinrich Lassen's Häuschen, das Martin ihm bezeichnet hat, und schaut an der Biegung des Pfades zurück, um die beiden das Ufer hinaufgehen zu sehen. Klar zeichnen sich die Gestalten gegen den Abendhimmel ab, der alternde Fischer noch immer hoch aufgerichtet und kernig, mit rüstiger Kraft und festem Schritt, das junge Mädchen bald voraushüpfend, bald wieder in kindlicher Zuthunlichkeit sich an seine Hand hängend; so verschwinden sie unter dem abendlichen Schatten der Bäume, und mit einem Seufzer verfolgt der Maler seinen Weg.

Der nächste Morgen war sonnenklar und frisch; ein leiser Wind kräuselte die grünliche See und jagte dunklere Tinten über die rippelnde Fläche. Außerhalb der Steine schimmerten einige lohfarbene Segel in der Morgensonne. Der Schaum auf den kleinen, glänzenden Wellen glich zierlichen Federkronen; die Möwen schossen kreischend hierhin und dorthin, und ihre langen Flügel blinkten im Sonnenlicht.

Wolfram, der Maler, der den Strand entlang geschlendert kam, stand plötzlich vor Martin und Hertha, die traulich unter einem alten Boote beisammen saßen, das schon seit langen Jahren als Wrack auf dem Strande lag.

„Guten Morgen, junger Herr", erwiderte Martin des Malers Gruß, „Sie sind früh auf."

Dabei machte er Miene, sich zu erheben.

„Bleiben Sie ruhig sitzen, bitte; darf ich vielleicht bei Ihnen Platz nehmen? Hier ist's noch kühl und schattig, trotzdem die Sonne es schon recht gut meint."

„Sie sind willkommen, müssen aber mit dem Sand hier verlieb nehmen; wir haben nicht viel Hausgeräth in unserer Sommerwohnung, nicht wahr, Liebchen?"

Hertha lächelte schüchtern und zog ein altes Netz herbei, um für Wolfram einen Sitz zu schaffen.

„Kommen Sie oft hierher?" fragte der junge Mann, sich behaglich ausstreckend.

„So oft wir Zeit haben, fast jeden Tag, wenn's Wetter gut ist. Ohne dies alte Boot könnten wir garnicht mehr leben, was, Liebchen?"

Hertha lachte und schüttelte die Locken; dann wanderten ihre Augen wieder hinaus über die schimmernden Fluthen; Wolfram folgte ihrem Blicke, und der Morgenglanz rings umher verklärte sein feines, männliches Antlitz.

Alle schwiegen einige Augenblicke, dann wendete sich Wolfram zu Martin.

„Beinahe vergesse ich den Zweck meines Kommens. Ich wollte Sie bitten, mich in Ihrem Boote eine Strecke hinauszufahren, damit ich eine Ansicht der Küste mit diesem blitzenden Wasser im Vordergrunde erhalte; sie können ja fischen, während ich male."

„Hm", antwortete der Alte langsam, „nicht, daß ich's nicht gern thäte, im Gegentheil, und ich möchte auch nicht unhöflich sein, aber müßten Sie eigentlich nicht des jungen Lassen Boot nehmen? Sie wohnen bei ihm, und er ist ein Anfänger; die Fischerei geht schlecht in diesem Jahr, und er braucht's eher als ich, — und da möcht' ich's lieber nicht thun."

„Gut; wenn Sie nicht mögen, will ich nicht weiter in Sie dringen. Wo aber finde ich jetzt den jungen Lassen?"

„Ich werde ihn holen."

Martin ging davon, sehr zufrieden mit dem errungenen Erfolge.

Während seiner Abwesenheit bemühte Wolfram sich ernstlich, Hertha's Schüchternheit zu überwinden, und dies gelang ihm so gut, daß der zurückkehrende Martin beide in der heitersten Unterhaltung fand.

„Da ist der Onkel Martin! Und nun muß ich zur Tante Martha."

Wolfram streckte ihr die Hand hin.

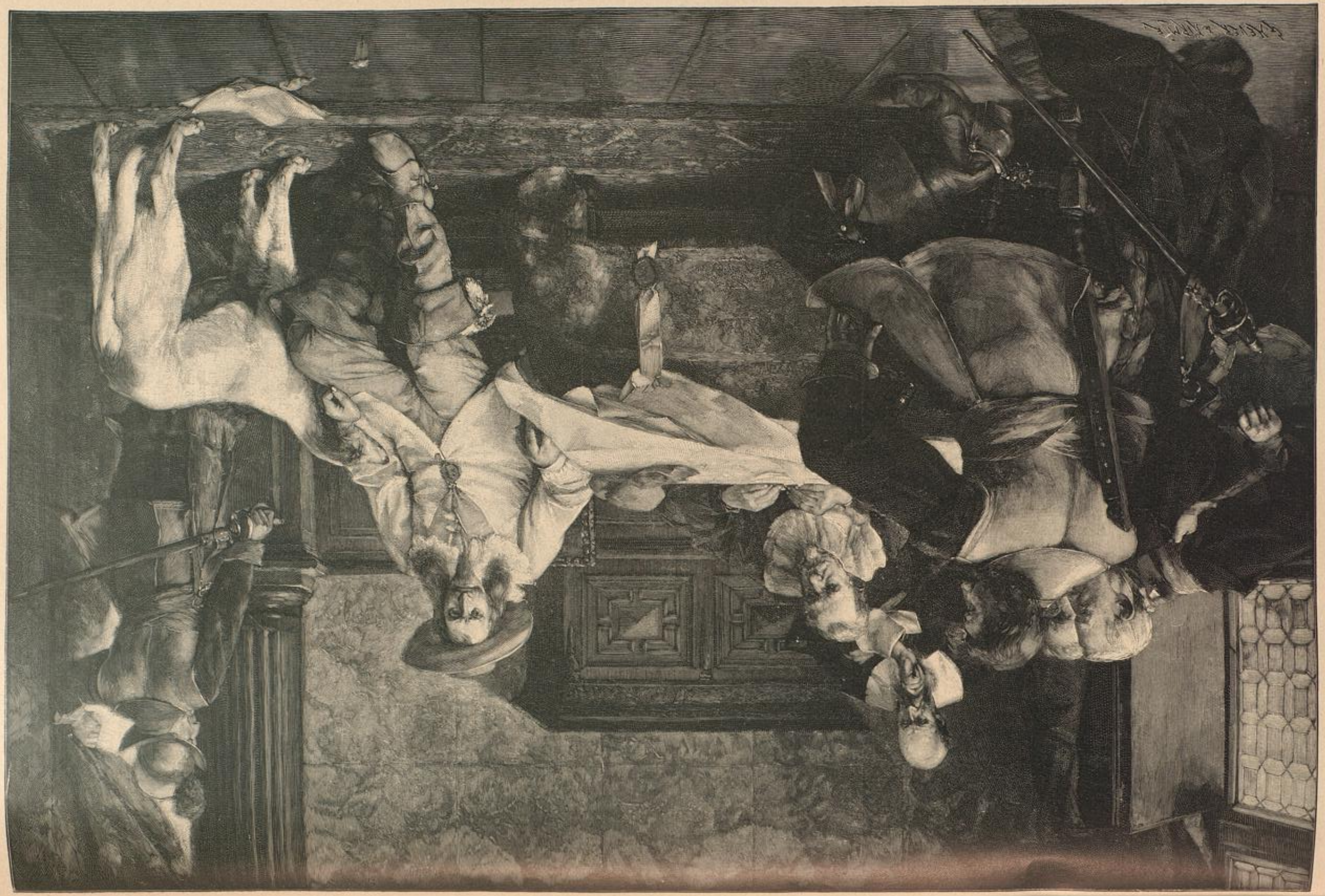
„Müssen Sie? Dann adieu, Fräulein —"

Sie verstand ihn.

„Ich heiße Hertha. Einen anderen Namen habe ich nicht. Adieu."

„Hier ist er, junger Herr!" rief Martin, in dessen Kielwasser der junge Heinrich Lassen, eine vergrößerte Ausgabe des alten Heinrich Lassen, herangekommen war. —

„Vielleicht kann ich aus dem jungen Riesen einige nähere Auskunft über die kleine Meerfee herauspumpen", sagte Wolfram zu sich selber, als er im Boote gegenüber dem großen, freudestrahlenden Gesicht des jungen Lassen Platz nahm. Er täuschte sich nicht, bald wußte er Hertha's Geschichte, soweit sie eben bekannt war, und nun verging kein Tag, an dem er nicht einen Vorwand gefunden hatte, in Martin's Häuschen vorzusprechen; bald brachte er eine Zeitung, die er mit der Post erhalten, bald mußte er Hertha eine Skizze zeigen, bald Martin um irgend eine Auskunft fragen. Es war die alte, alte Geschichte, — er hatte Städte und Reiche durchwandert, um endlich hier auf diesem entlegenen Fischer-Eilande die Eine, die längst Ersehnte, zu finden.



König Karl I. erhält die Nachricht von der Niederlage auf dem Marston-Moore.
Nach dem Gemälde von E. G. Hofter.

Die Tage wurden zu Wochen, und wenn abends die lichten Sterne über dem Meere aufgingen, dann erzählte er ihr von seiner Heimat, die so öde und einsam sein würde, wenn Hertha nicht mit ihm käme, um dieselbe zu theilen.

Wenn er so bat und flehte, dann wendete sie ihre scheuen, wundervollen Augen ab, aber die Röthe ihrer Wangen antwortete ihm genug.

Martin, der sie eines Abends kopfschüttelnd erwartete, wunderte sich darüber, daß seines Lieblings Augen so thränenfeucht waren und ihre Stimme so seltsam bebte, als sie ihm eine gute Nacht wünschte. —

„Onkel Martin, komm doch auf ein Weilchen mit mir zum Strande hinunter, es ist so wunderschön und frisch heute morgen!"

Und Hertha führte ihren willigen Gefangenen zu dem Orte, den sie beide am liebsten hatten, unter das alte Boot, das, obgleich jetzt viel zerfallener und verwitterter, als zu der Zeit, wo sie noch ein Kind gewesen, ihnen noch immer Schutz genug gegen Sonne und Wind gewährte.

„Nun, Liebchen, was giebt's?"

„Erzähle mir noch einmal, wie Du mich damals fandest, lieber Onkel Martin."

Gehorsam berichtet er ihr von jener schlimmen Bö, die zum Orkan geworden, von der brüllenden See, von dem unglücklichen fremden Schoner, von der fürchterlichen Brandung über den Klippen, und wie er sie auf dem Friesenstein im Sturm und Regen gefunden.

„Ich war einsam damals, mein Herzenskind", fügte er weich und zärtlich hinzu, „da kamst Du mir wie ein Geschenk Gottes, wie ein warmer Sonnenstrahl an einem kalten Wintertage."

Sie legte ihre Hand in die seine, und er drückte vorsichtig und liebevoll ihre zarten Finger.

„Also auch mein armer Vater mußte ertrinken?"

„Ja, Liebchen; wir sahen und hörten niemals mehr etwas von der Besatzung des Schoners, auch sein Name und woher er gekommen, ist nicht bekannt geworden."

Des Mädchens Antlitz wurde traurig. Aber indem sie hinausblickte in die sonnenblaue Ferne, kam ein sinnender, seliger Ausdruck in ihre Augen, und ihren Mund umspielte ein Lächeln.

Die Möwen tauchten im Fluge die Brust in die Fluthen; man hörte das Plätschern des Wassers an den Booten und zwischen dem Gepfähl am Ufer. Draußen schaukelten zwei Fischerfahrzeuge über der schimmernden Tiefe. Fern unten, auf dem weißen Sand des Strandes schritt die Gestalt eines Mannes heran.

Martin betrachtete das Mädchen mit ernster Aufmerksamkeit. Er verstand das sinnende Schweigen nicht, das in letzter Zeit so oft über sie gekommen. Ahnte er, daß sie dann an niemand weniger dachte, als an ihn? Sie fuhr auf, als er sie leise anredete und dabei zögernd ihren Arm berührte.

„Was hast Du in Deinem Kopfe, Hertha? Magst Du's dem Onkel Martin nicht sagen?"

Da warf sie sich an seine Brust, verbarg ihr Gesicht an seiner Schulter und erzählte ihm, daß sie dem Maler versprochen habe, ihm über das Meer zu folgen.

„Er ist so einsam, wie ich", schloß sie, „und ich habe ihn so lieb, Onkel Martin."

Das treue Herz zog sich in schmerzlichem Krampf zusammen, die guten, freundlichen Augen verschleierten sich, während seine Hand wieder und immer wieder über die glänzenden Locken streichelte, die an seiner Brust ruhten; denn in diesem Augenblick, da die Gewißheit, sie auf immer zu verlieren, vor ihn trat, wurde ihm klar, daß er ohne sie nicht leben könne.

„Laß mich aufstehen, Liebchen", sagte er mit unsicherer Stimme; „ich will auf die Seite gehen und darüber nachdenken."

„Bist Du mir böse, Onkel Martin?"

Ihre weichen Lippen berührten liebevoll seine Hand.

„Nein, Liebchen, nein; warum sollte ich böse sein?" antwortete er; aber als er dahinging, war sein Kopf gebeugt, sein Schritt schleppend und schwer; die letzte Viertelstunde hatte ihn mehr altern lassen, als alle die vorhergegangenen Jahre.

Er kam zurück und fand einen andern auf seinem Platz unter dem Boote, eines andern Hand tändelte mit den goldenen Locken, in denen jedes Haar ihm so überaus theuer war. Man vermißte ihn nicht, und mit einem Seufzer wendete er seinen Schritt wieder abseits. Hertha aber hatte ihn wahrgenommen, sie sprang auf und eilte ihm nach durch den weichen Sand.

„Onkel Martin! O bitte, warte ein wenig; Wolfram möchte so gern mit Dir reden."

Die Männer saßen bei einander unter dem Boote. Keiner sprach. Beider Augen hingen an der anmuthigen Gestalt, die langsam den Strand entlang schritt. Aus den Blicken des einen leuchtete die stolze Freude des Besitzes, der andere sah ihr traurig nach, wie man einem geliebten Todten nachsieht.

Endlich verschwand sie hinter einer Felsecke. Martin wendete sich zu seinem Gefährten und begann mit ruhiger Würde:

„Hertha hat mir gesagt, daß Sie sie von uns nehmen wollen. Das kommt mir so unerwartet."

„Wohl glaube ich, daß es Ihnen schwer werden muß, sie zu lassen, ich hoffe aber, daß Sie nichts einwenden werden."

Martin schaute dem jungen Mann ernst in die Augen.

„Es klingt vielleicht nicht höflich, junger Herr, aber ich kann mir nicht helfen, recht ist es mir nicht. Das Mädchen war meine ganze, meine einzige Freude. Ich wußte ja, daß sie nicht zu uns gehörte, dennoch aber hoffte ich, daß sie bei uns bleiben würde, wie ja auch die Blumen und die Sonne bei uns bleiben in unserer Abgeschiedenheit. Das soll nun nicht sein; aber es sei ferne von mir, sie durch Reden oder dergleichen zu kränken. Ich muß aber wissen, — nehmen Sie es nicht übel, aber das Kind hat keinen weiter als mich, der für sie einsteht, — ich muß aber wissen, daß Sie sie nicht betrügen wollen. Sie lieben meine Hertha, wie Sie sagen. Sie wollen sie von uns fortnehmen, von ihren Freunden, die sie geliebt haben seit ihrer schwachen Kindheit, die gern ihr Leben für sie hingäben, — ja, junger Mann, so gern und willig, wie jene Möwen dort hinausfliegen ins Morgenlicht. Wollen Sie ihr treu sein? Ich kann von Ihnen nichts verlangen, als Ihr Wort, und niemand kann ihr mehr helfen, wenn sie von uns gegangen ist, als Er, der der Vater der Waisen ist."

Tief ergriffen faßte der Maler die Hand des Fischers.

„Ich verehre Sie hoch für diese Worte! Möge Gott sein Angesicht von mir wenden und mich verlassen in meiner Todesstunde, wenn ich die Liebste verlasse, die Sie mir anvertrauen wollen!"

Martin fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen.

„Es ist gut", sagte er langsam; „ich wünsche, daß Sie beide glücklich werden. Die Insel hier war nicht der richtige Ort für Hertha, das sehe ich nun wohl ein; wir haben sie bewahrt und alles von ihr ferngehalten, was nicht für sie paßte, denn sie muß von feiner Herkunft sein, das sind wir bald gewahr geworden. Wir aber sind geringe Leute und nicht von ihrer Art. Na, dann ist ja wohl weiter nichts zu sagen."

Er drückte den Hut in die Stirn und entfernte sich.

Am Abend, als es spät geworden war, theilte er Martha die Neuigkeit mit.

„Und Du?" rief diese erstaunt. „Ich dachte immer, — hast Du sie denn nicht selber lieb?"

Eine dunkle Röthe stieg in sein Gesicht.

„Woher weißt Du —?"

„O, ich müßte ja wohl blind und dumm gewesen sein, wenn ich das nicht längst gesehen hätte! Warum hast Du Dein Glück nicht versucht?"

Er schüttelte den Kopf.

„Nicht doch, Martha," sagte er mit wehmüthigem Lächeln. „Gott weiß, wie lieb ich das Kind habe, aber daran war nicht zu denken, — daran nicht. Ich bin alt, Martha; wenn man jung ist, dann mag man an so etwas denken, hernach ist's zu spät. Meine Hertha hat mich auch lieb, ich weiß das wohl, aber nicht in der Weise. In der Weise hat noch keine an mich gedacht."

Und seufzend stieg er in seine Giebelkammer hinauf.

* * *

Sämmtliche Bewohner der kleinen Insel betrachteten den jungen Fremdling mit mißbilligenden, beinahe feindseligen Blicken, da er ihnen ihren Stolz, ihren Liebling entführen wollte. So oft aber einer dem alten Martin gegenüber seinem Unwillen Luft machte, erwiderte der:

„Laßt's gut sein, Maaten; der Herr hat sie uns gegeben, der Herr nimmt sie uns auch wieder; wir können nichts dagegen machen."

In dem Kirchlein oben auf der Höhe wurden sie getraut. Als aber die feierliche Handlung vorüber war, warf sich Hertha in die treuen Arme, die sie aus den Fluthen gerettet, und küßte das verwitterte Antlitz, das ihr immer nur in zärtlichster Liebe gelächelt.

„Gott behüte Dich, mein Liebling," murmelte der arme Fischer.

„Ich gehe nicht für immer, Onkel Martin," sagte sie unter strömenden Thränen. „Ich komme und besuche Dich, so oft ich kann, und dann sitzen wir wieder zusammen unter dem alten Boot."

„Wiederkommen willst Du?" entgegnete er mit mattem, wehmüthigem Lächeln.

Als sie mit Wolfram in das schmucke Boot gestiegen war, das sie zum Festlande bringen sollte, fügte er sanft hinzu: „Das alte Boot und ich, wir werden längst nicht mehr sein, wenn Du wieder einmal hierherkommst, mein Liebling."

Eine Woche später dampfte ein prächtiges Schiff aus dem Hafen der nahen, großen Seestadt; auf dem Deck stand eine schöne, junge Frau und schaute mit großen, blauen, thränenschweren Augen nach dem fernen Horizonte, an dem, wie eine blaue Wolke, das kleine Fischer-Eiland lag. Ihr Gatte stand neben ihr; er trocknete ihr die Thränen von den Wangen, und das Lächeln, mit welchem die scheidende Abendsonne Meer und Land begrüßte, war nicht wärmer, nicht inniger, als das, mit dem Hertha zu Wolfram emporblickte.

Erzählte ihr der leichte Seewind nichts von dem alten Fischer, der auf der flachen Wölbung des Friesensteins kniete, wo sie einst gefunden wurde? Nichts von seinem Boote, das, sich selbst überlassen, vom Stein fort und in die See hinaus trieb? Nichts von der steigenden Fluth, die schwer heranrollte?

Wie schnob der Nachtwind so kalt über das Riff! —

Der Mond ist aufgegangen, er bestrahlt ihr Antlitz, das an der Schulter des sie liebend umfangen haltenden Mannes ruht. —

Erzählt der Mond ihr nichts von dem alten Manne, der sich nur noch mühevoll und verzweifelt mit erstarrten Armen an das Gestein klammert, um von der immer höher brandenden Fluth nicht in die Tiefe gerissen zu werden?

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ein heimkehrendes Fischerboot rudert dicht an dem Friesenstein vorüber.

„Halt, Vater! halt! Dort liegt etwas auf dem Stein!" —

Heinrich Lassen's Sohn nimmt das graue Haupt sanft in seine Arme.

„Es ist Martin, Vater. — Der arme, verlassene Mann!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Unaufhaltsam braust das große Schiff durch das nächtliche Meer, unter Volldampf und mit allen Segeln. Hoffnung ist seine Ladung, Segenswünsche folgen ihm; hinter ihm leuchtet das Kielwasser, als wandelte es auf silbernem Pfade.

„Es wird kalt an Deck, Hertha; komm hinunter in die Kajüte."

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Trag ihn vorsichtig, Heinrich, er kommt wieder zu sich," sagt der alte, eisgraue Lassen zu seinem Sohne, dem jungen Riesen, der Martin in seinen Armen zur Hütte trägt.

Der Mond hat sich hinter einer schwarzen Wolke verborgen; die Wogen rollen dumpf erdonnernd gegen den Strand. —

„Es ist kalt! — kalt!" murmelt Martin. „Wo ist Hertha?"

Lange, lange hatte Martha an seinem Lager gesessen; jetzt fährt er empor.

„Sie ist fort, Martha! Fort, — mit ihrem Manne. Sie gehört uns nicht mehr. O mein Liebling, mein Liebling!"

Stöhnend sinkt er zurück. Der Wind macht sich auf und heult in dem weiten Schornstein. Er rasselt an den Fenstern und rüttelt an der Thür. Der Regen peitscht das Dach und klatscht auf den flachen Steinen vor der Schwelle. Draußen brüllt und tobt die See. Sein Ohr vernimmt des Oceans gewaltige Stimme, und wieder erwacht er.

„Es ist so kalt," murmelt er im Fieber. „Ich glaubte nicht, daß die Fluth so bald kommen würde."

Martha legt noch eine schwere wollene Decke auf ihn; er öffnete die Augen und blickte sie an.

„Auch Du hier, Martha? Hier draußen auf dem Stein? Wie kamst Du her? Doch Du hast ja stets treu zu mir gehalten, stets. Du bist ein gutes Mädchen, Martha, ein liebes gutes Mädchen —"

Er stöhnt ein wenig und schließt die Augen; dann schaut er wieder auf und ruft hastig:

„Steck' doch meine Jacke auf den Bootshaken, vielleicht sehen sie uns dann vom Lande!"

Martha holt den Bootshaken aus der Ecke und thut, wie er verlangt; dabei rinnen ihr die Thränen über das Gesicht.

Gleich darauf schläft er wieder ein.

Draußen schwillt die Sturmfluth zu nie gesehener Höhe; eine mächtige Woge erfaßt das alte Boot, das so lange auf dem Strande gelegen, und wirbelt es hinaus in die schwarzen Wasser. Martin fährt aus dem Schlafe empor.

„Dort kommt ein Boot für mich, Martha! Gieb mir meine Jacke!"

Dann verklärt sich sein Gesicht —

„Das Boot kommt näher, Martha', und darin steht einer mit glänzendem Antlitz, — wir haben oft zu ihm gebetet, — es ist der Herr!"

Der Regen lärmt gegen das Fenster, der Wind braust und hält mit der See zornige Zwiesprach.

In der Hütte ist's still. Leise nur schluchzt eine Frau, die vor dem Bette kniet und mit dem Blicke langjähriger treuer Liebe auf das bleiche Gesicht schaut, das vor ihr auf dem Kissen ruht. Ihre Hände haben die Augen geschlossen, die im Leben so treu, so freundlich geblickt, und das ergrauende Haar aus der Stirn gestrichen, auf der das rauhe Leben seine Furchen eingegraben. Weicher Friede zieht nun auch in ihr Herz und spiegelt sich in ihren Zügen, während sie auf dem stillen Antlitz vor sich das Lächeln betrachtet, mit welchem der arme Fischer zum Herrn gegangen.

Nachdruck verboten.

Karl I. erhält die Nachricht von der Niederlage auf dem Marston-Moore.

Nach dem Gemälde von L. G. Rosier. — Siehe Seite 157.

König Karl I. von England war ein eigensinniger, herrschsüchtiger, aber charakterloser Mann, dessen Streben nach uneingeschränkter Alleinherrschaft und gänzlicher Unabhängigkeit von der Volksvertretung ging. Schon gleich nach seinem Regierungs-Antritt überwarf er sich mit dem Parlamente, weil es seine Forderungen nicht bewilligen wollte, und die Folge davon war, daß das Parlament aufgelöst wurde. Dieses wiederholte sich noch einige Male, bis das fünfte Parlament gebildet wurde, welches die Streitigkeiten zwischen dem Könige und Schottland schlichten sollte. Das puritanische Schottland hatte nämlich zu den Waffen gegriffen, weil der König den Puritanern die prunkvolle englische Liturgie aufdrängen wollte. Der Krieg war für Karl nicht glücklich, es gelang ihm nicht, den Schotten ein mächtiges Heer entgegenzustellen, und er mußte sich zu einem Waffenstillstand bequemen. Die Schotten merkten, daß nicht Versöhnlichkeit sondern Schwäche den König zur Nachgiebigkeit bewog, und sie erneuerten den Krieg daher mit noch größerer Gewalt. Da griff das Parlament ein. Hatte aber der König früher an den Volksrechten gefrevelt, so verletzte das Parlament, an dessen Spitze der Revolutionär Hampden stand, jetzt die Rechte des Königs in der gröbsten Weise, sodaß es schließlich zum Bürgerkriege kam. — Anfangs errangen die Truppen des Königs unter dem Prinzen Rubert mehrere Siege über das Parlaments-Heer, so daß dessen Aussichten sich mehr als zweifelhaft gestalteten. Da stellte sich Oliver Cromwell an die Spitze des Parlaments-Heeres. Er wußte das Heer zu einer grenzenlosen Begeisterung zu entflammen und führte es vermöge seines glänzenden Feldherrn-Genies von Sieg zu Sieg. Die Schlacht auf dem Marston-Moore (am 2. Juli 1644) war dem Königlichen Heere verhängnißvoll, es wurde völlig geschlagen und auseinandergesprengt. Ein Jahr später, am 15. Juni 1645 wurden die Königlichen Truppen bei Naseby vom Parlaments-Heere gänzlich vernichtet. Von allem Schutze entblößt, sah sich Karl genöthigt, in das schottische Lager zu flüchten. Man behandelte ihn hier zwar anständig, aber immer als Gefangenen, und lieferte ihn zuletzt gegen eine bedeutende Geldleistung an das englische Parlament aus. — Das schreckliche Schicksal des Königs ist bekannt, er wurde des Staatsverraths beschuldigt und am 30. Januar 1649 vor dem Palaste Whitehall zu London öffentlich enthauptet.

Nachdruck verboten.

Zur Mitternachtsonne.

Von Dr. Franz Oppenheimer.

Mit Illustrationen nach Photographien von Hof-Photograph Wilh. Dreesen in Flensburg.

III.

Wenn man Norwegens Landschaft mit einem kurzen Worte charakterisiren soll, so muß man es ein umgekehrtes Gebirge nennen. Denn hier sind nicht, wie in den Alpen, die Berge auf ein Hoch-Plateau aufgesetzt, sondern hier sind die Thäler in ein Hoch-Plateau eingeschnitten.

Unsere Leser wissen, daß die meisten sogenannten Kettengebirge Runzeln der älter gewordenen Erde sind. Als der einstmals viel heißere Erdkern erkaltete, zog er sich zusammen und zwang dabei die schon erstarrte Kruste, sich in Falten zu legen. So entstanden Pyrenäen, Alpen und Kaukasus und in noch jüngerer Zeit z. B. der Himalaya.

Solch ein Gebirge ist auch das heutige Norwegen in geologischer Urzeit gewesen. Aber Wasser, Schnee und Eis und der mit scharfem Sande schleifende Wind haben alles abgetragen, was über das Niveau emporragte, bis nichts übrig blieb, als eine ungeheuere Steinplatte, die sich von Finnland herüber unter der Ostsee hin nach Skandinavien fortsetzt; sie bildet hier eine Art von unregelmäßigem Dach, dessen First, die Wasserscheide, die Grenze zwischen Schweden und Norwegen bezeichnet, und das nach der schwedischen Seite hin allmählich, nach dem Westen zu steil zum Meere abfällt.

Zu irgend einer Zeit nun, als dieser Nivellirungs-Prozeß eines ehemals stolzen Gebirges schon vollendet war, zogen über den ganzen Norden Europas die Eiszeiten herein, deren Spuren noch heute in Gestalt der erratischen Blöcke in der

norddeutschen Tiefebene sichtbar sind, deren Stirn-Moränen bis an das Riesengebirge südwärts reichten, die mit ihrem titanischen Eishebel alle die tausend Seen der Seenplatten und die Ostsee selbst ausgehobelt haben. Was diese Erd-Revolution bewirkte, wissen wir nicht genau: jedenfalls bedeckte sich die skandinavische Platte mit Gletschermassen, von denen uns das grönländische Inlandeis vielleicht einen schwachen Begriff geben kann; und diese Eisströme, die für unsere in den Alpen gewonnenen Begriffe unglaublich schnell und mit unglaublicher Wucht thalab gestoßen haben müssen, — bewegen sich doch schon die grönländischen Gletscher bis neunzig Mal so schnell wie die der Alpen! — diese Eisströme schnitten, feilten, nagten, hobelten nun die ungeheueren Schluchten in die Felsenplatte hinein. Sie beginnen fast ohne Ausnahme unmittelbar an dem „First des Daches“ und ziehen schnurgerade den Hang hinab bis ans Meer und bis unter das Meer, denn das Meer stand hier früher viel tiefer, sei es, daß das Land sich gesenkt, oder das Meer sich, um das Schmelzwasser der unendlichen Eismassen vermehrt, gehoben hat, als die „Eiszeit“ ihr Ende erreichte. Und darum setzt überall ein tief eingerissenes Thal den ebenso tief eingerissenen Fjord landeinwärts fort.

Wenn man nun aus einem der Thäler aufwärts steigt, bis man über die Kante schauen kann, so hat man einen Anblick, der gänzlich und zuerst verblüffend von dem verschieden ist, den man in den Alpen genießt. Hier, in den Alpen, sieht man, sobald die obere Stufe des Hoch-Plateaus erreicht ist, rings im Kreise die ragende Gipfelpracht; in Skandinavien aber sieht man, sobald man oben ist, nichts anderes mehr, als eine unendliche, fast ebene, mit Schnee bedeckte Gletscherfläche, die keine Sprünge und Spalten aufweist, weil sie über keine Unebenheiten fortfließt. Und dann erkennt der Wanderer, daß er hier eben ein „umgekehrtes Gebirge“ vor sich hat, dessen pittoreske Schönheiten sozusagen im Keller sind, ein Gebirge, das nicht von unten nach oben aufgebaut, sondern von oben nach unten ausgegraben worden ist. Und nun begreift er auch erst aus der Wurzel die unglaubliche Fülle und Masse der zahllosen Wasserfälle: legt auf eine Tischplatte eine Eisplatte von genau derselben Größe und wundert euch dann, wenn es von allen Seiten herunterplätschert!

So ist die Natur im ganzen Südwesten Norwegens. Die riesigen Gletscherbecken, die hier und da einen „Zipfel des Lakens“ ins Thal herabsenden, der Folge-Fond, Brei-Fond und ihre Nachbarn sind von Haus aus nur eine große Fläche, die durch die Fjorde in Theile zerschnitten ist.

Aber weiter nach Norden, am Store-Fjord (Großer Fjord): da trägt die Landschaft echt alpines Gepräge. Da heben sich Gipfel so stolz und schneidig, wie nur irgendwo im Steiger-Paradiese zwischen Genfer See und Wörther See. Das sind die Romsdaler Alpen, und der kühnste Gipfel der Gruppe, das Romsdalhorn, trägt nicht mit Unrecht seinen Namen als das „skandinavische Matterhorn“.

Heiliger Sigmondy! was thürmte sich der Gigant in glatten, unersteiglichen Mauern vor uns auf, als wir in gluthender Sonne von Aalandsnaes aus das enge Thal emporfuhren. Unwillkürlich taxirt ihn das an mancher gleich stolzen Warte geübte Auge. Da ganz oben, wo der Felsgrat sich kühn vom Gipfel zur Schulter schwingt, da muß man hinaufkommen können, wenn auch wohl sehr schwer. Aber bis zur Schulter kommt man von hier aus auf keinen Fall; denn keine Schlucht, kein Kamm, nicht einmal ein Riß durchsetzen auf dieser Seite die pralle schwarze Wand, auf der die Wasserstürze die schönste Politur hinterlassen haben. Wahrscheinlich geht der Weg von hinten her, irgendwo von einem Seitenthale aus, zur Schulter hinauf. Und richtig, ich entdecke denn auch die gegebene Anstiegs-Route zum großen Erstaunen meines Kutschers, der auch ein bischen Bergführer ist. Eigentlich geht mich nämlich die ganze Sache nichts an, denn erstens habe ich keine Zeit, und zweitens ist das Romsdalhorn jetzt doch unersteiglich, ehe die furchtbaren Schneefelder nicht heruntergeschmolzen sind.

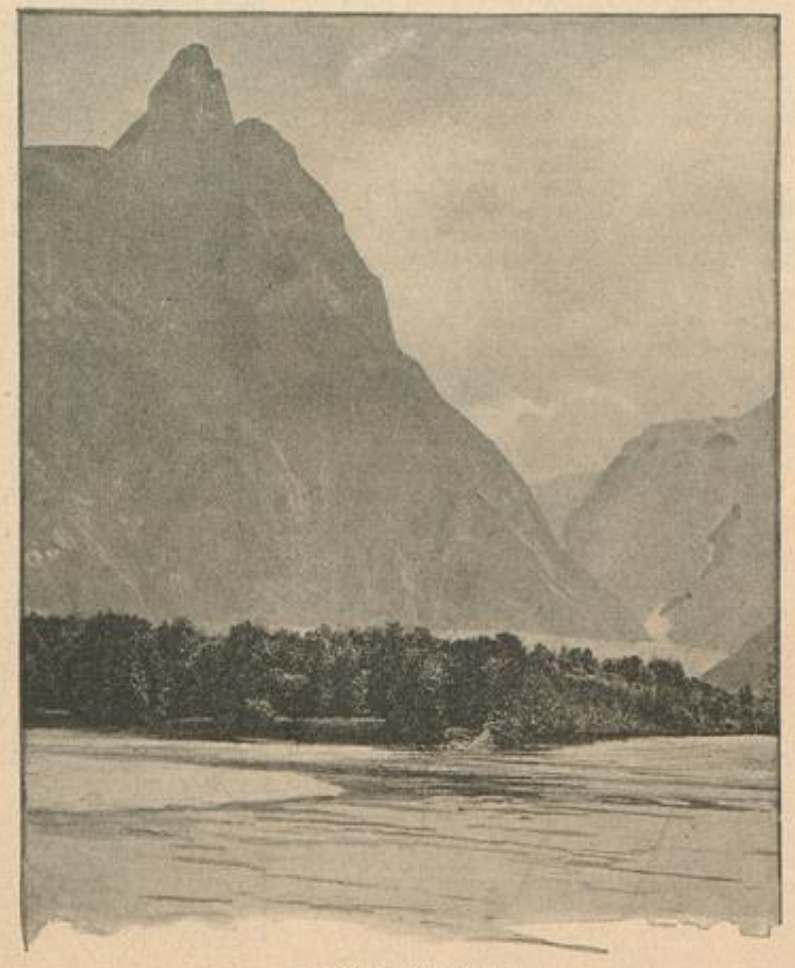
Ein stolzes Paar von Wächtern fürwahr, die hier den Eingang zum Romsdale und zum „Riesenheim“ beschirmen. Denn rechts hebt sich die ungeheuere Wand der „Hexenzinnen“ (Troldtinderen) zu ebenso himmelstürmender Höhe wie das norwegische Matterhorn links. Der Berg trägt seinen Namen von der eigenthümlichen Reihe von Zacken und Thürmen auf seinem Grate; die Volks-Phantasie sieht darin einen verzauberten Hochzeitszug, ganz wie in den Hans-Heilingsfelsen bei Karlsbad.

Neben dem brausenden Romsdalelv, der in schäumenden Stromschnellen und donnernden Cascaden dem Meere entgegenstürmt, geht die Fahrt aufwärts bis Horgheim, immer zwischen den schwarzen Wänden rechts und links, an denen die Fahnen der hellgrünen Birken wehen, wo nur ein Würzelchen Fuß fassen konnte. Und dann wenden wir die Stolkjärre und erreichen wieder den Fjord in einer unerhörten Sonnengluth, die uns in den wenigen Stunden lederbraun gefärbt und einige der Empfindlichsten mit einem zünftigen Gletscherbrand beschenkt hat. Und das in einem Thal, wo der Schnee in dichten Feldern bis an die Straße herabreicht! O Norge, du Land der Contraste, wo Polar-Schnee und Tropen-Gluth sich vermählen wie Meer und Hochgebirg.

Und dieselbe unbarmherzige Sonnengluth erwartete uns in Molde, der waldumgrünten Rosenstadt des hohen Nordens, wo das Tagesgestirn und der Golfstrom mit vereinten Kräften heizen, um wie in einem Treibhaus den schönsten Rosenflor zur Blüthe zu bringen. Müde und matt schlichen wir dahin, und der Blick auf die kühlen Firnfelder der stolzen Alpengipfel jenseits der breiten Meeresstraße diente nur noch mehr dazu, uns die Hitze empfindlich zu machen. Ich mußte an einen ebenso äquatorialen Tag in Interlaken denken, wo ich auch mit fast ingrimmiger Sehnsucht zu den Kühlung verheißenden Silberspitzen der „Jungfrau“ auflechzte.

Endlich klingt die Glocke des „Olaf Kyrre“, wir werden wieder von dem schmeichlerischen Winde kühl gefächelt, der eine so schnelle Fahrt immer erfrischt, und sehen zum zweiten Male das gewaltige Gebirgsbild vor uns vorüberziehen. Spät abends gelangen wir wieder in die offene See, und jetzt entschädigt uns Frau Sonne liebreich für Gletscherbrand und Leberdürre.

Langsam, unendlich langsam steigt sie von West nach Nordwest hernieder, dem kühlen Wellenbade zu. Sie legt das goldene, mit funkelnden Strahlen blendende Diadem ab und berührt als riesige, rothglühende Scheibe den stahlblinkenden Horizont. Aber nur langsam, unendlich langsam sinkt sie hinter ihn hinab; sie scheint sich auszubreiten, zu zerfließen, erst zu einer Ellipse, dann zu einer glühenden Platte, die in Weltenfernen auf dem Meere schwimmt, und aus der Flammengarben emporschießen. Zuletzt sieht es da drüben aus, als brenne am Horizont eine Königsstadt mit Thürmen, Zinnen und Palästen. Und diese Feuersbrunst spiegelt sich im Ocean mit nie erhörten Farben. In tief braun-purpurnen Flecken schwimmt es auf dem glatten



Das Romsdalhorn.

Spiegel, daß die weite See ausschaut wie das prächtige Fell eines ungeheuren Leoparden; und wo die Kielwellen unseres Dampfers reflectirende Flächen aufwerfen, da sprühen millionenfache Rubinen aus der Tiefe.

Was aber gegen diesen Märchenhimmel steht, dessen Farbe ist wie eingeschluckt von der Gluth am Abendhimmel. Schwarz wie Raben streichen die Möven über den schillernden, gleißenden Abgrund; schwarz, mit Masten und Raaen von Ebenholz, mit schwarzen Trauersegeln, wie das Gespensterschiff oder das heimkehrende Schiff des Theseus, gleitet ein Fischerboot vorbei. Wir schauen stumm hinüber, wie selbst verzaubert in dieser verzauberten Natur, die keine Dichter-Phantasie je erträumt hätte. Fast eine Stunde währte das einzige Schauspiel, und mit immer neuen Wunderfarben ihrer Palette schmückte diese Nordlandsnatur Meer und Küste, bis endlich, eine halbe Stunde vor Mitternacht, der letzte Flammenschein im Wasser versank und die helle Nacht ihren Einzug hielt. Aber noch immer schwebten im Südosten helldustige Rosenwolken hoch am Himmel, zwischen denen allmählich der arme entthronte Vollmond, der da bleich und dürftig seinen nutzlosen Weg wandelte, ein wenig mehr Glanz und Fülle erhielt, das enterbte Gestirn der Nordsommer-Nächte.

Bald darauf hielten wir an der Landungsbrücke von Christiansund, einem ungeheuren Hafen, den ein Kranz von hohen, schneebedeckten Bergen vor allen Söhnen des Aeolus beschirmt, und sahen sehr geschmeichelt auf die schwarzwimmelnde Menschenmasse, die uns dort in Feiertagskleidung zu erwarten schien, die Damen in helldustigen Sommerkleidchen nach der neuesten Mode, die Herren im Cylinderhut oder elegantem Strand-Kostüm. Aber die Feier galt nicht uns! Nicht für uns loderte das zärtliche Feuer in den Augen der holdseligen Jungfräulein und Backfische, nicht unseren Damen galt die Sehnsucht, die im Auge der unbärtigen Knaben und bärtigen Männer flammte. Nein, eine Schauspieler-Gesellschaft vom Hoftheater in Christiania nahm Abschied, und die Central-Körper, um die sich all die Planeten und Trabanten drehten, waren der erste Held, ein wirklich bildschöner Bursch, und Fräulein Astrid Lous, die Sorma Norwegens, ein Kind von Christiansund. Es war herzzereißend; man hörte das feine Klingen der brechenden Herzen ganz deutlich. Aber der Fahrplan ist unerbittlich, es muß geschieden sein. Wir dampfen an, und dreimal drei Hurrahs klingen hell über den nächtlichen Hafen.

Und so ward aus Abend und Morgen ein neuer Tag. Da nahmen wir Abschied von unserem lieben Kapitän und unserem guten „Olaf“ und stiegen im alten Nidaros, heute Drontheim genannt, an Land. Hier hatten wir anderthalb Tage Zeit, um uns von den „Strapazen“ der Seereise zu erholen und Stadt und Umgebung zu besichtigen. Denn erst am folgenden Morgen kehrte der „Neptun“ der „Bergen'schen Dampfschiffahrt-Gesellschaft“ vom Nordcap zurück, um am selben Abend mit einer neuen Ladung von Passagieren denselben Weg wieder anzutreten.

Wenn Trondhjem nicht den charakteristischen See-, Fisch- und Thrangeruch über sich hätte, den alle norwegischen Küstenstädte haben, so würde man glauben, in einer mitteldeutschen Residenz-Stadt zu sein. Dieselben breiten, peinlich sauberen Straßen, dieselben niederen, höchst respectablen Häuser mit großmächtigen Spiegelscheiben und dem altväterischen Spionier-Spiegel am Fenster, der der strickenden Hausfrau alles zeigt, was die Straße herauf kommt, ohne daß sie sich selbst neugierigen Blicken auszusetzen hätte; dieselben unverhältnißmäßig großen Läden und namentlich Buchhandlungen mit reichen Auslagen! Und schließlich die gleichen uralten, vornehmen Apotheken! Im übrigen wäre man mit dem Nestchen bald fertig, wenn es nicht zwei Weltwunder, Sterne erster Größe im Baedecker, besäße, den Lerfos und die Domkirche.

Der Lerfos, ein Stündchen vor der Stadt, ist selbst für Norwegen ein Wasserfall ersten Ranges, dem Rheinfall an Masse und Fallhöhe mindestens ebenbürtig. Und die Domkirche ist ein Juwel, wie man es selbst in den reichsten Ländern des Südens selten antrifft, und wie man es in diesem Lande gar nicht erwartet hätte, wo keine bildende Kunst gedeiht und am allerwenigsten die Architektur. Baut doch hier jedermann mit Holz!

Und in diesem Lande der niederen, aus schnell vergänglichem Material und darum nur wenig geschmückten Zweckmäßigkeits-Bauten, in diesem Lande, das selbst das theure Wahrzeichen seiner in Europa beispiellosen Bürgerfreiheit, das Storthing in Christiania, nur zu einem plumpen Ziegelbau zu entwickeln verstanden hat: in diesem Lande, dicht am Polar-Kreis, steht ein Wunderwerk der Baukunst, so herrlich, daß es allein die weite Reise lohnen würde, steht es wie ein Götterkind zwischen den Bauern. Die Nordmänner selbst haben es nicht gebaut: wie entstände so reiche, reife Kunst mitten in der Kunstwüste ohne vorbereitende, erziehende Versuche?! Es verrät in jedem Zeichen, in den runden Kapitellen seiner Säulen, in dem reichen Fächerwerk der Gewölbe den Ursprung aus England, aus der Zeit seiner höchsten Kunstblüthe im Mittelalter, der Zeit der hohen Gothik, die gerade die goldene Mitte hält zwischen der Armuth der ersten Anfänge und dem überladenen Prunk der späten Entartung. Und englische Künstler haben es auch gezeichnet und gebaut im Auftrage eines Drontheimer Erzbischofes, der eine Zeit lang in England im Exile gelebt hatte. Aber norwegisch ist das Material, der herrliche graue und weiße Marmor und der warmfarbige, graugelbe Labrador, der dem stolzen Bau Leben einhaucht, seine himmelstürmende Größe mit zarter Anmuth mildert.

Der Dom liegt theilweise in Trümmern. Vom großen Thurm an, dessen Haupt jetzt unter dem Baugerüst verborgen ist, liegt das ganze uralte romanische Hauptschiff als Ruine. Aber der gothische Neubau ist fast wieder in alter Pracht hergestellt, und vor allem steht das in den Chor eingebaute Octogon aufrecht, ein Künstlertraum, das herrlichste „Maßwerk“ der Welt, wo das irdische Material all seiner schweren Körperlichkeit entkleidet und sozusagen sublimirt ist, ein Marmorbau so spitzenspinnwebenzart und doch so sicher gegründet!

Wenn aber der Aesthetiker sich gar nicht genug thun kann im Schauen und Entzücken, dann kommt der Historiker und wirft ihn aus allen seinen Himmeln durch die Frage: „Weißt Du auch, wo das unsinnige Geld hergekommen ist, für das dieser Feen-Palast errichtet werden konnte?“ Und dann „schwinden die hohen Wölbungen droben“, und ich sehe flammende Städte am blauen Mittelmeer, zerstampfte Felder und Männer mit zerspaltenen Helmen. Und von dannen fliegt mit prall gefüllten Segeln die Drachenflotte der Wikinger, zum Bersten gefüllt mit den Reichthümern, die eine lange Kultur angehäuft. Und dann, nach Jahrhunderten, kommen in ihrer Höllenangst die Sünder, die Norges Krone tragen, zu den Bischöfen, die Olaf der Heilige eingeführt hat, und flehen um Erlösung von der ewigen Verdammniß für Raub und Brand, Brudermord und Vatermord. Und sie leeren ihre Schatzkammern von dem Raube der Jahrhunderte in die Taschen des Stellvertreters der Gottheit. Der aber wirbt mit dem Sündengeld britische Baumeister und Steinmetzen und läßt das Wunderwerk der Domkirche entstehen.

Ach, alles, was groß und stark und herrlich ist in unserer Welt, ist aus blutgedüngten Feldern gesproßt. Die Polynesier stellen noch heute die Pfosten ihrer Häuser auf feindliche Schädel, und manche deutsche Sage will wissen, daß in den Fundamenten der Kirche ein Mensch begraben ist. Wenn das auch nicht wörtlich wahr ist, so hat es doch seinen tiefen Sinn: all unsere Errungenschaften sind auf geopferte Menschenleben gegründet!

Am Quai liegt der „Neptun“, blitzeblank, größer und schöner als unser „Olaf Kyrre“, ein stattlicher Tausendtonnen-Dampfer, dem man es nicht ansieht, daß er im Winter den schweren Postdienst durch das Polarmeer bis nach Vadsö und Vardö am weißen Meere versieht. Wir verstauen unser Gepäck in der Kajüte und gehen an Bord, um die Passagiere zu beaugenscheinigen, mit denen wir die nächsten sieben Tage wohl oder übel auszukommen haben.

Der erste Anblick ist nicht sehr ermuthigend. Sind wir Kulturmenschen doch immer auf der Wacht, immer argwöhnisch und mißtrauisch, immer in der Angst, gekränkt oder, was noch schlimmer ist, — angepumpt zu werden. Man nennt das bekanntlich Solidarität der Civilisirten! Und darum verbreiten wir neuen Gesichtern gegenüber zuerst immer eine Eiskluft-Atmosphäre um uns her.

So auch hier! Die erste Gestalt, die ich an Bord sah, war eine junge Dame, die mit ihrem Gatten zu schmollen schien. „Eine rechte Z'widerwurz'n!“, dachte ich in meinem lieben Gemüthe. Und es war doch der fröhlichste, liebenswürdigste Reisekamerad, eine junge Schottin; und ihr „Mann“ war gar nicht ihr Mann, sondern ihr Bruder, der beinahe so nett war, wie sie selbst. Und die zweite Gestalt war eine junge Riesin mit blauer Brille, die mit den Trägern ihrer annähernd ebenso riesigen Koffer herumkommandirte wie ein Husaren-General. Das erweckte schlimme Befürchtungen, und sie entpuppte sich doch als ein urfideler Gefährte. Ihr Pech war es, daß sie aus Rhode Island stammte, denn natürlich hieß sie von nun an „der Koloß von Rhode“! Aber, eine nach der anderen, entstieg eine Reihe reizender junger Frauen und Mädchen dem Kajütenraum, Mary Louise, die Herzenbrecherin aus dem Mormonenlande Utah, ihre zarte Freundin mit den gefährlichen blauen Gretchenaugen, zwei Schwestern aus San Francisco und Mme. Louisette, eine Vollblut-Pariserin auf der Hochzeitsreise,

ein Weibchen voller Esprit und Anmuth, die ihr pikantes Köpfchen mit dem schweren, goldblonden Haar und der koketten, silberweißen Locke auf der Stirn gar stolz zu tragen wußte. Und so bekam die Sache allmählich einen besseren Anstrich, und es dauerte auch keine sechsunddreißig Stunden, da waren wir, alle neunundzwanzig Männlein und Weiblein, eine einzige, seelenvergnügte große Familie. Wie mit dem Wetter, das uns auch nicht eine Stunde trübte auf dieser einzigen Fahrt, hatten wir auch mit der Gesellschaft an Bord ein unerhörtes Glück. Und das größte Glück war, daß so viele von uns die vier Kultur-Sprachen beherrschten oder wenigstens radebrechten; denn ohne das hätte aller guter Wille keine Vertraulichkeit herstellen können; wir wären auseinander gestoben wie die Arbeiter beim Thurmbau zu Babel.

Nun, am ersten Abend gingen wir aber noch in weitem Bogen um einander herum und sahen, jeder für sich, zum letzten Male für eine lange Woche, die Sonne hinter den Schären versinken. Die Berge, an denen wir vorübersausen, haben im Nordwest alles Relief eingebüßt; wie eine aus schwarzblauer Pappe geschnittene zackige Coulisse stehen sie gegen den flammenden Himmel. Gegenüber färben sich Gipfel und Wolken wieder mit jenem unsäglich holden Rosenlichte, das wir schon in den früheren Nächten nicht genug genießen konnten; und riesig, wie ein gigantischer Fessel-Ballon, mit rothem, bösem Gesicht steigt der Vollmond hinter den Inseln empor. Zwischen Tannen- und Birkenhainen leuchten grüne Weiden und Haferfelder auf, und darauf grüßen Häuschen mit rothen Wänden.

Ich habe mein Porthole lichtdicht verhängt und wundervoll geschlafen. Der Gong ruft mich zur ersten Mahlzeit an Bord des Neptun, dem berühmten Frokost-Sexor. Er war mäßig, wie überhaupt die Verpflegung auf diesem Steamer. Es ist entschieden nicht richtig, daß die Gesellschaft die Küche durch einen selbständigen „Restaurateur" statt durch einen Angestellten besorgen läßt; die Gefahr, daß der Unternehmer auf Kosten der Passagiere „Ersparnisse" macht, liegt nahe, und wir hatten dieser ungeschickten Anordnung die einzige, wenn auch unerhebliche Trübung unserer Reisefreude zu verdanken. Man traktirte uns mit großen Menus, aber weniger wäre mehr gewesen. Denn Material und Zubereitung blieben hinter berechtigten Ansprüchen zurück.

Dies zur Steuer der Wahrheit, aber ebenso, daß auf den anderen Schiffen, die uns beherbergten, die Küche vorzüglich war, und daß uns von anderen Nordkap-Reisenden dasselbe von unserem Neptun berichtet wurde. Vielleicht war es also nur eine Verkettung unglücklicher Umstände, unter denen wir zu leiden hatten, wenn man eine kleine Unbehaglichkeit denn schon mit einem so großen Worte bezeichnen soll. Denn man geht ja nicht hinauf, um zu schlemmen, und was die Natur dort oben zeigt, ist schlimmerer Opfer werth. Man hört so oft, die Nordkap-Fahrt sei reizlos und langweilig; wer das verbreitet hat, muß einer jener Unglücklichen sein, die nur Nebel zu „sehen" bekommen haben. Dem aber, dem eine freundliche Sonne lacht, entrollt diese Fahrt noch mehr Herrlichkeiten als die berühmte Route durch die Fjorde.

Ohne Aufenthalt stampft unser Dampfer vorwärts durch die grauen Wogen. Immer zahlreicher werden die Klippen, Schären und Inseln, die sich aus der Fluth heben, immer seltener die grünen Flecken zwischen den Wäldern, immer häufiger tritt der nackte Granit mit schwarzgrauen Riesenknollen zu Tage, als hätte das Gestein einmal gekocht und sei mitten darin erkaltet. Ein runder Kegel bleibt zur Rechten liegen, einem groben Bauernfilzhut mit niederhängender Krempe in der That nicht unähnlich, der „Markthut" (Torghatten); mitten durch sein Massiv hindurch blaut der Himmel; wir werden den großartigen Natur-Tunnel auf der Heimreise besichtigen.

Die Matrosen sind emsig um die vier blanken Messingkanonen beschäftigt. Droht uns ein Wikingdrachen, setzen wir uns in Vertheidigungs-Zustand? Ach nein, die kriegerischen Vorbereitungen dienen einem friedlichen Zweck: wir sollen mit Blitz und Knall den feierlichen Augenblick begrüßen, in dem wir die imaginaire Linie überschreiten, die den Atlantic und das Polarmeer scheidet, den nördlichen Polarkreis. Kapitän Eilertsen erzählt die uralte Anekdote von jenem klugen Mann, der den Polarkreis so gern sehen wollte, und dessen Sehnsucht man dadurch stillte, daß man ein Haar übers Fernrohrglas legte. Das ist zwar eigentlich am Aequator passirt, findet aber auch am Polarkreis immer ein dankbares Publicum.

Die Inseln, die uns links von der freien See trennen, werden höher und steiler, stolz spiegeln sich die „Sieben Schwestern" in der blaugrünen See. Und dort, vorn links taucht jetzt die eigenthümliche Gestalt der „Reiterinsel" (Hestmandö) auf, ein in den wallenden Mantel gehüllter Reiter auf trabendem Gaule, eine riesige Illustration zu Goethe's Erlkönig. Und da passiren wir, rechts an der Küste, das Zeichen, das den Polarkreis anzeigt, der Kapitän hebt befehlend die Hand, die Lunten senken sich auf die Zündlöcher, und vier Mal brüllt der Donner der Böller über das Meer, macht in allen Thälern das schlummernde Echo lebendig und scheucht Tausende weißer Wasservögel aus ihrer beschaulichen Ruhe, daß sie kreischend über die Schären fortflattern. Neun Kodaks haben den großen Moment festgehalten! Sie photographiren nämlich fast Alle und fast Alles! Nichts ist hoch und tief genug, nichts zu groß und nichts zu klein, das nicht „geknipst" würde, wenn die Sonne nicht etwa gerade ins Ocular leuchtet.

Und dann lenken wir östlich in eine weite, öde Bucht und gehen an Land. Hier sendet der Svartisen, der ungeheure Gletscher, der die Küste unter seinen zehn Meilen langen Eisfeldern begräbt, eine Zunge bis dicht an die See hinab. Eine kleine Wanderung über die sumpfige Wiese, auf der eine Unzahl gelber Blüthendolden sich wiegen, und wir stehen auf blankem, blauem Firneis, auf dem wir die Nagelschuhe schmerzlich vermissen. Zu Hoheit entrollt die Berg-Eiswüste rings um uns her ihr grandioses Panorama. Wie um das Bildstöcklsjoch im Oetzthal sich die weißbehelmten Gipfel zu Hunderten drängen, Pyramiden, Kegel, Dächer und Thürme mit gleißenden Eisflanken und drohenden Wächten, schwarzen Geröllhalden und schneidigen Graten, so heben sich auch hier,

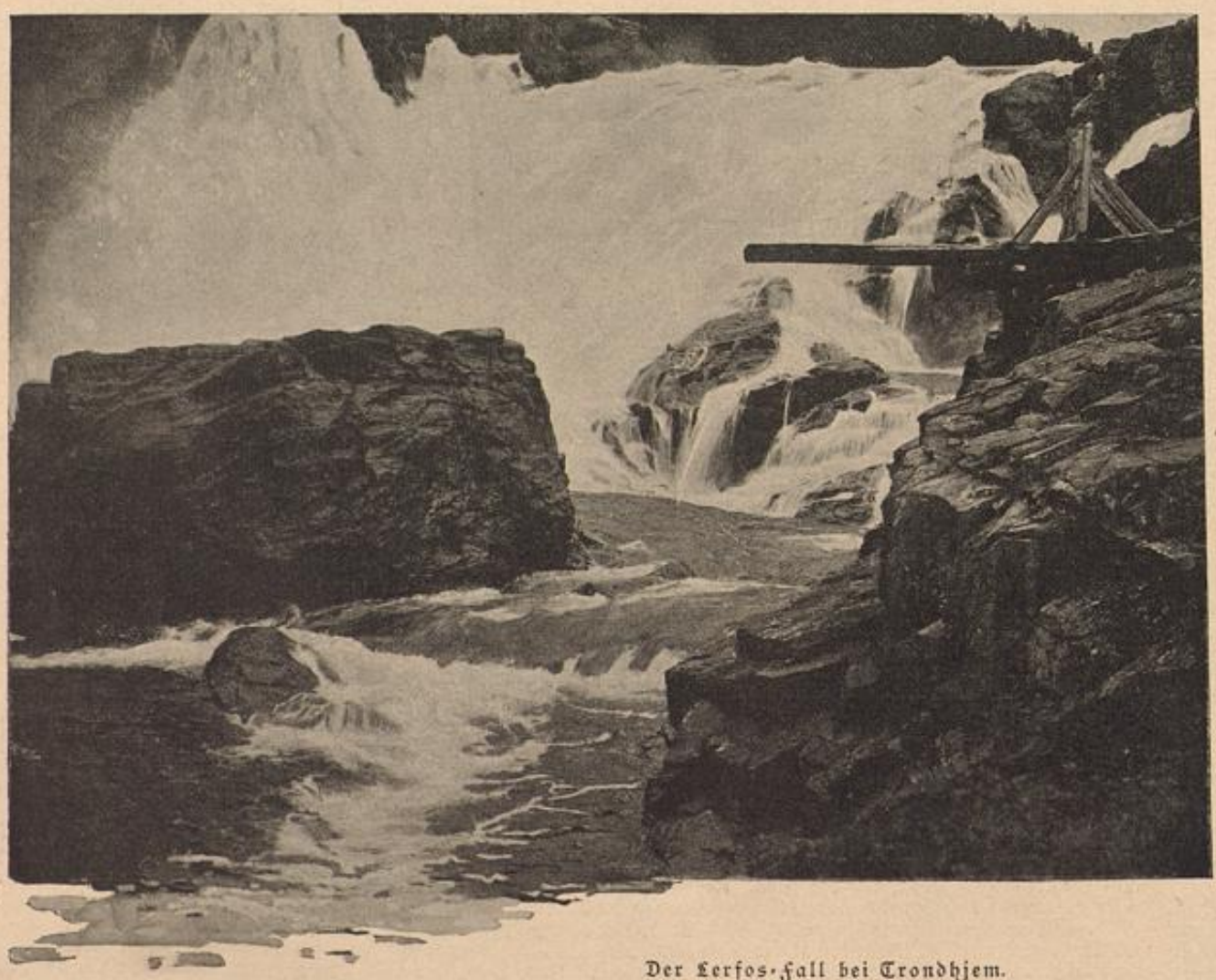
Der Torghatten.

so weit das Auge reicht, die Gletscherköpfe aus den weiten, blendenden Mulden. Man möchte die einzelnen Ketten und Gipfel mit den vertrauten Namen benennen, Wildspitz und hintere Schwärze, Scholf-Kogel und Hohe Weiße, so groß ist die Aehnlichkeit. Und mich packte doch eine kleine Sehnsucht, das schöne Schiff und all den Comfort und die ganze Civilisation fahren zu lassen, und mir mit dem Pickel meinen Weg aufwärts zu haden auf den stolzesten der Eisthursen da oben, um aufathmend meinen Sieg zu genießen und die viel tiefere Schauensfreude zu empfinden, die nur der Mühe folgt als ihr hart verdienter, süßer Lohn.

Aber die Glocke des Neptun ruft uns mahnend zurück, und wieder fahren wir nordwärts dahin, in bald engen, bald weiten Sunden, stets vor dem Ocean und seinen schlimmen Wogen durch felsige Inseln und Schären geschützt. Die flache Küste grünt im üppigsten Birkenschmuck, dahinter heben sich gewaltige Kuppen mit moosgrünen Blöcken am Hang und weißen Gletscherhauben auf den runden Köpfen. Und überall die grünen Felder und Weiden, die rothen Häuschen mit blinkenden Fenstern, wehende Tücher und lachende, grüßende Augen!

„Halloh, look there!" Ein Wasserstrahl steigt zur Linken aus der See, ein schäumender Wogenwirbel springt empor und verschwindet wieder. „Ein Walfisch!" Im Nu ist die ganze Gesellschaft am Hintersteven zusammengedrängt und schaut spähend auf die blinkende Fläche; alle Kodaks sind geladen und gespannt. Aber diesmal war der Liebe Mühe umsonst. Noch zwei Mal sahen wir, ferner und ferner, den Fontainen-Strahl und den aufgewühlten weißen Wirbel; dann sprangen nur noch die gewöhnlichen Schaumköpfe über der blaugrünen See empor: Meister Wal hatte sich ohne Abschied empfohlen, zur allgemeinen Entrüstung. Ach, wir sollten noch genug, übergenug von seinesgleichen bekommen, übergenug für die Augen und namentlich — für die Nase!

Und dann laufen wir Tromsö an und gehen an Land. —



Der Lerfos-Fall bei Trondhjem.

Redactions-Post.

Ungläubige in Breslau. — Wir haben uns bemüht, etwas Näheres zu erfahren, jedoch ohne Erfolg. Die Sache wird auf bloße Vermuthungen zurückzuführen sein.

Zweifelhafte in Hamburg. — Trotz alledem: das neue Jahrhundert beginnt mit dem 1. Januar 1901!

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: H. Hein; für den technischen Theil: A. Grosse, beide in Berlin; — für Oesterreich-Ungarn: Robert Mohr, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 21, I. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). — Berlin und Wien, 1. November 1899. — Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). XXVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Der tolle Graf.

Erzählung von E. Krickeberg.

(Fortsetzung.)

Der Doctor war ein schlechter Ruderer, Graf Brontischeff sah es sofort. Wie konnte man sich bei einem solchen Wetter auf den See hinaus wagen, wenn man seiner Kunst nicht sicherer ist? Er wollte einem anderen Hülfe bringen und hätte ihrer selber bedurft. Es dauerte nicht lange, so hatte er vollauf damit zu thun, sich über Wasser zu halten.

„Hahaha!“ ein wildes, krampfhaftes Lachen rang sich aus der Kehle des tollen Grafen, „Hahaha!“

Wen würde es treffen? Die Chancen lagen immerhin noch günstiger für jenen, denn der hatte einen guten Kahn und den festen Willen zu siegen, während er in seinem Seelenverkäufer keine Hand zu seiner Rettung rührte.

Nein, — nicht den Finger wollte er krumm machen! er wollte jenem einen Vorsprung gönnen, mochte dann das Schicksal zwischen ihnen entscheiden. — Einer von ihnen beiden war überflüssig auf der Welt, einer mußte weichen, — oder beide, — tant mieux!

Es war ein Handicap auf Tod und Leben, das da ausgetragen wurde, und der tolle Graf lachte in seiner tanzenden Nußschale, ein schauerliches, schluchzendes, wahnwitziges Lachen. — Es waren nicht er und ein anderer, — waren nicht Menschen, die hier um ihr Leben spielten, — es waren zwei Favorits auf der Rennbahn, die sich gegenseitig den Rang abzulaufen trachteten, und Graf Brontischeff stand abseits und verfolgte mit heißer Spannung die wechselnden Chancen, — nicht wegen der hohen Summe, die er auf den einen gewettet hatte, — was waren dem tollen Grafen ein paar Tausende, — aber es sollte sich entscheiden, welcher von den beiden Rennern der tüchtigere war, würdig, den Siegespreis zu erringen.

Daß der Zufall dabei gar oft sein Wort mitspricht, daran dachte Graf Brontischeff in diesem Augenblick nicht, und er sah auch nicht, daß es ein ungleicher Kampf war, der hier ausgefochten wurde, — ungleich an Einsatz und sittlichem Werth.

Die Boote näherten sich mehr und mehr, wie in teuflischem Hohn trieben die Wellen sie einander zu, — sollten sie gemeinsam untergehen?

Plötzlich glühte ein tigerhaftes Leuchten in den Augen Brontischeff's auf, — eine Welle hatte den anderen Kahn erfaßt, emporgeschleudert, — eine Secunde war er in den Wassermassen vergraben, als er wieder zum Vorschein kam, war er leer. —

Da ging ein Ruck durch den Körper des Grafen, der Wahnwitz wich von ihm. Ohne Besinnen schleuderte er den hemmenden Rock von seinen Schultern. Im nächsten Augenblick schon hatte er sich ins Wasser geworfen, um ihm sein Opfer abzuringen.

Ein harter, verzweifelter Kampf mit dem entfesselten Element, das seine Beute nicht wieder hergeben wollte.

Der Doctor verstand zwar besser zu schwimmen als zu rudern, und er hatte sich auch glücklich an die Oberfläche emporgearbeitet, aber er war halb betäubt und unfähig, seine Kraft zu entfalten. Da packte ihn des Grafen nervige Hand von hinten. „Halten Sie Sich ruhig, — fassen Sie mich nicht an,“ herrschte er ihm zu, und so hielt er ihn über Wasser.

Es war ein fürchterliches Ringen mit den schäumenden, stürzenden Wogen. Der Himmel hatte sich zu völliger Nacht verdunkelt, nur die dicht einander folgenden Blitze beleuchteten mit grellem Schein die schauerliche Scenerie. Immer wieder trachteten die Wellen, die beiden verzweiflungsvoll kämpfenden Menschen auseinander zu reißen, aber was des tollen Grafen eiserne Faust einmal erfaßt hatte, das war in seiner Gewalt.

Langsam näherten sich die beiden Schwimmer dem Ufer. Als sie festen Boden unter den Füßen fühlten, überließ der Graf seinen Secretair den hülfsbereit sich entgegenstreckenden Händen seines Personals; er selber wies jeden Beistand ab; fest, stramm, elastisch wie immer, ohne eine Spur von Erschlaffung, aber schwer athmend, mit über einander gepreßten Lippen und einer Stirn, so finster wie die Nacht, schritt er dem Schlosse zu.

Auf den Stufen der Terasse kauerte die Gräfin,

Herbstabend. Nach dem Gemälde von P. Jackman.

Angst und Grauen hatten sie auf die Knie geworfen. Als ihr Mann an ihr vorüberschritt, streckte sie ihm beide Arme entgegen.

„Wladimir," schluchzte sie auf, „lebt er?"

„Er lebt!" stieß er kurz hervor, und ohne sich weiter um sie zu kümmern, trat er ins Haus.

Ein endlos langer Tag war über Schloß Waldsee dahingegangen. Der Graf und die Gräfin hatten sich, jedes für sich, eingeschlossen und niemand empfangen; auch der Doctor war nicht zum Vorschein gekommen. Nachdem er sich nothdürftig von seiner Erschöpfung erholt hatte, war er daran gegangen, seine Sachen zu packen. Blaß und müde, aber mit sicherer Entschiedenheit ging er seinen Weg.

Seit gestern wußte er so gut wie der Graf, daß einer von ihnen beiden hier überflüssig sei und zu weichen habe, und selbstverständlich war er derjenige. Mit welchem Recht durfte er neben dem Grafen seinen Platz behaupten? Sie liebten beide das eine Weib, und war diese Liebe gleich stark, so brauchte der Graf nur seine That seiner Wagschale hinzuzufügen, und des Doctors Hälfte schnellte federleicht in die Höhe.

Es war eine Zeit gewesen, in der er diese That, mit der der Graf Brontischeff ein armes Mädchen vom Untergang errettet hatte, kurz mit den Worten: „Zufall", — „Laune" abthun zu können meinte, und nur widerwillig gab er nach und nach dem Menschen Brontischeff ein Recht daran. Jetzt hatte dieser selbe Brontischeff der einen That noch die sittlich größere und schwerere hinzugefügt, dem einstigen Verlobten seiner Frau und noch immer Geliebten das Leben zu retten, der Brontischeff, dessen ganzes Sinnen und Trachten sich im Grunde nur darum drehte, seinem Weibe das Leben glücklich zu gestalten, so weit das bei seinem Naturell überhaupt möglich war.

Zwar er, der Doctor Bindnagel, hatte ebenfalls nicht gezögert, seinem Rivalen in der Gefahr beizuspringen, aber er war auch nicht der „tolle Graf"! Er war in anderen Sittlichkeitsbegriffen groß geworden, wie jener Halb-Asiat, seine Handlungen bestimmte das Bewußtsein einer moralischen Verpflichtung, er wäre ein Schurke vor sich selber gewesen, wenn er einem in Lebensgefahr schwebenden Menschen nicht hülfreiche Hand geleistet hätte, und wäre dieser selbst sein Todfeind gewesen. Den Grafen aber, der gewohnt war, die eigenen Wünsche als Moral-Codex zu betrachten, hatte nur ein impulsiver Drang, das Gute über das Niedrige zu stellen, bei dieser Handlung geleitet, ein angeborener Instinct für das wahrhaft Edle, — des Grafen That war ein Beweis wirklicher innerer Vornehmheit. Nicht dem hochgeborenen Grafen wich der einfache Gelehrte, er wich dem Menschen Brontischeff.

Die Gräfin hatte sich für untrennbar vereinigt mit dem Gatten erklärt, das war ihrer würdig, und er achtete sie darum nur noch höher, — und ihm hatte sie die Freundeshand geboten. Ein melancholisches Lächeln glitt über sein Gesicht. Er hatte früher gelitten unter der Freundschaft der geliebten Frau, und jetzt würde er an ihr zu Grunde gehen, und sie, — sie auch. — Die Schatten der Vergangenheit waren aus ihrer Ruhe gestört worden!

Eine heiße, quälende Reue erfaßte ihn, daß er sich ihr wieder in den Weg gestellt hatte. Sie hatte ein ruhiges, zufriedenes Glück an der Seite des Gatten gefunden, und nun war er gekommen, ein Mahner an entschwundene Seligkeit, ein ewiger Hinweis darauf, daß es eine andere Liebe giebt, als die wunschlos gewährende, duldende, einen heißeren Pulsschlag, als den dankbarer Gewöhnung; daß die Leidenschaft noch nicht ausgestorben ist in der Welt. — In dem strahlendsten Sonnenschein des erhabensten Pflichtbewußtseins kann das Herz zu Eis erstarren, — ihr stolzes Herz würde erstarren, — und er? In seinen Adern pochte die Leidenschaft, in seiner Seele brannte der wilde Wunsch, sie sein zu nennen. — Und mit dieser Gluth im Innern sollte er den Zwang kühlen Beisammenseins ertragen? jede Miene, jeden Blick abwägen? jedes gute Wort aus Furcht vor Mißverständnissen zurückdrängen? immer vor der eigenen Herzensthür mit gezücktem Schwert als Wächter stehen? — Ein Unding, das jenseits der Menschenkraft lag, und eine Unsittlichkeit obenein. — So wollte er nach einer ehrlichen Aussprache mit dem Grafen das Feld räumen, und es war sein Trost, daß er es reinen Herzens thun konnte.

Am Nachmittag der folgenden Tages erschien der Graf zum Morgenthee bei der Gräfin. Er sah aus wie gewöhnlich, nur ein gewisses nachdenkliches Etwas lag in seinen Augen, das man sonst an ihm nicht wahrnehmen konnte. Er küßte die Hand seiner Frau, wie er immer zu thun pflegte, und setzte sich dann nieder, die Zeitung zu lesen.

Die Gräfin erschien blaß und übernächtig; mit einem forschenden Blick beobachtete sie ihn, auf ihren Lippen brannte eine Frage, die sie nicht auszusprechen wagte, sie wußte nur zu gut, daß ihr Gatte nicht liebte, abgethane Geschichten noch einmal zu berühren. Endlich begann sie doch:

„Wie fühlst Du Dich, Wladimir Petrowitsch?"

„Vollkommen wohl, wie Du siehst." Er legte die Zeitung hin und sah ihr unter den buschigen weißen Brauen hervor scharf ins Gesicht. „Und Du?"

Sie schauerte zusammen.

„Ich kann noch immer das Grauen nicht los werden, — wie habe ich mich geängstigt!"

„Das war sehr thöricht, Du weißt, daß ich wasserfest bin, — und diese Komödie mit dem Doctor konntest Du uns ersparen."

„Wladimir," rief sie erschrocken und vorwurfsvoll, „meinst Du, er habe nöthig, sich nach dem, was seine Pflicht ist, bei mir zu erkundigen?"

„Pflicht, — Pflicht!" er warf es geringschätzig hin. „Ich wüßte nicht, wie es des Doctors Pflicht sein könnte, mir für die paar Pfennige Gehalt das Leben zu retten, sobald es mir paßt, es aufs Spiel zu setzen. — Ueberhaupt Pflicht! jeder Mensch hat eine andere Auffassung von ihr. — Als ich gestern von der — Spazierfahrt wider Erwarten glücklich zurückkehrte, da erkundigte sich die Gräfin Brontischeff sehr theilnahmsvoll nach dem Wohlergehen meines Gefährten, — wahrscheinlich hielt sie das für ihre Pflicht."

Sie erröthete jäh und tief, aber ohne eine Spur von Scheu richtete sie sich in ihrem Sessel auf, stolz und ruhig sagte sie:

„Ich habe um ihn gebangt und nach ihm gefragt, weil ich wußte, daß er der Schwächere von Euch beiden war. Deine Kraft und Sicherheit kenne ich, Wladimir Petrowitsch, und ich vertraue ihr! Trotzdem habe ich den Doctor nicht zurückgehalten, als er Dir zu Hülfe eilen wollte, denn ich hätte ohne Besinnen dasselbe gethan, — das ist Pflicht, wie wir sie auffassen."

„Wir?" wiederholte er mit zusammengebissenen Zähnen, — „ah!" Dann brach er zornig los: „Ein Dummerjungenstreich war es, und die Gräfin Brontischeff hätte wissen sollen, daß ihr Mann diesem — Magister nichts zu danken haben will, am allerwenigsten sein Leben!"

Er sprang auf und schritt im Zimmer hin und her.

„Das klingt anders, als wenn dieser Magister von dem Herrn Grafen spricht! Hast Du ein Recht, mit Verachtung auf den Doctor herabzusehen? Hat er sich gegen Dich vergangen?"

„O nein, — nein!" Er lachte kurz und rauh. „Dazu ist er zu temperamentlos! — Ihr seid ja zu feig zum Sündigen!"

Er blieb vor ihr stehen und sah ihr in das tief erblaßte Gesicht.

„Wenn ich in meinen jungen Jahren ein Weib geliebt habe, und es hat mir eingestanden, daß es mich wieder liebte, dann habe ich unser Glück uns errungen, der ganzen Welt zum Trotz! — Das ist meine Auffassung von der Pflicht eines Mannes. Der Mensch wird nackt in das Leben gestellt, und es ist seine Sache, wie er sich kleidet und bettet, — der Hunger läßt sich nicht mit philosophischen Betrachtungen zum Schweigen bringen, und warum wäre uns der Hunger gegeben, wenn wir ihn nicht stillen sollten? — Ein schwächliches Entsagen ist Feigheit in meinen Augen."

Sie erhob sich jetzt auch und stand ihm nun Aug' in Aug' gegenüber, hoch aufgerichtet, ruhig, vornehm sah sie auf ihn herab, der kleiner war als sie.

„Es giebt etwas, das steht höher als der Genuß, Wladimir Petrowitsch, das ist die Ehre!"

„Gar mancher verschanzt seine Schwachheit hinter seiner Ehre."

„Wenn Du Gewaltthätigkeit und Selbstsucht Thatkraft nennst, dann sind wir allerdings feig!"

„Wir?" wiederholte er noch einmal, es zuckte um seinen martialischen Schnurrbart, aber er fuhr nicht wieder auf, ja er wurde seltsam ruhig.

„Du nimmst zwei Parteien hier im Hause an, — Ihr und mich, das beweist mir, daß Du mit der Angelegenheit bereits fertig bist in Deinem Innern, und dann hast Du mir gewiß auch schon meinen Platz für die Zukunft angewiesen. Du würdest mich zu Dank verpflichten, wenn Du mir ihn zeigtest, — es ist so unbehaglich, im eigenen Hause im Dunkeln zu tappen."

Er verschränkte die Arme und lehnte sich wartend an eine Tischkante.

Sie umklammerte mit ihren Händen fest die Lehne des vor ihr stehenden Sessels, kein Blutstropfen war in ihrem Gesicht, und als sie sprach, hörte man den Zwang, den sie sich anthun mußte, aus ihrer Stimme.

„Meinetwegen brauchte diese Angelegenheit nicht berührt zu werden, Wladimir, mein Weg liegt klar vor mir, und ich bin nicht eine Secunde in meinem Innern beirrt worden, ob ich ihn schreiten soll; aber ich sehe, Du fürchtest, ich könnte straucheln, — und der Doctor fürchtet es wohl auch, und darum hätte ich heut' ohnehin gesprochen, ich wartete bereits auf Dich, Wladimir Petrowitsch. — Aus Deinen Worten entnehme ich, daß Du meine Unterredung mit dem Doctor, gestern vor Deiner Wasserfahrt, mit angehört haben mußt?" Sie sah ihn fragend an.

„Ja, ich habe sie gehört, und daß nach dieser — gegenseitigen, interessanten Beichte das Leben hier im Hause nicht so fortgehen kann, wie bisher, das siehst Du wohl auch ein."

Es klang drohend. Sie fuhr ruhig fort.

„Das sehe ich ein, Wladimir, ein Schatten ist aus seinem Grabe gerufen, der ewig hätte ruhen sollen, und er wird nun umgehen und die Lebenden ängstigen, — das ist so, — und doch ist's nicht er selber, den ich fürchte, sondern der Schatten des Schattens: Argwohn und Mißtrauen. — Trotzdem ist es gut, daß das zwischen mir und dem Doctor abgemacht wurde, — einmal für immer! — Wir sind nun fertig mit einander, Wladimir, und damit dieser aufgescheuchte Schemen Zeit hat, wieder zur Ruhe zu gehen, bitte ich Dich, daß Du mit mir nach Rußland zurückkehrst, — morgen, heute noch, — sofort, wenn Du willst, — ich bin bereit!"

Er sah sie überrascht, fassungslos an.

„Du willst mit — mir gehen?" Langsam, unsicher, als ob er fürchte, falsch gehört zu haben, kamen die Worte von seinen Lippen. „Du — mit — mir?"

Sie lächelte müde.

„Ich mit Dir, selbstverständlich, Wladimir Petrowitsch."

„Hahaha!" er lachte rauh und gequält auf. „Du willst das Opferlamm spielen, — die an ihrem Edelmuth, ihrem Pflichtbewußtsein, ihrer Dankbarkeit dahinwelkende Madonna." — Er schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Theegläser hoch aufsprangen. „Ich will kein Opfer, — ich hasse diese Edelmuths-Comödien, dieses entsagungsvolle Märtyrerthum. Habe den Muth zu sein, die Du bist, sei Mensch, — Mensch und kein Engel! — Warum lügst Du mir, daß Du ihn liebst?"

Sie trat dicht an ihn heran und legte ihm die Hand auf den Arm. Die Glieder bebten ihr, aber ihr Gesicht war wie aus Marmor.

„Ich lüge es Dir nicht, Wladimir! Ich liebe den Doctor, er ist das Ideal, die einzig glückselige Erinnerung meiner traurigen Jugendzeit, ich werde ihn nie, — nie vergessen! Aber neben ihm in meinem Herzen stehst Du, Wladimir Petrowitsch, und obwohl ich Dich anders liebe, wie ihn, so liebe ich Dich mehr. Du bist mir Vater, Bruder, Gatte in einer Person, in Deinem Hause habe ich nach langer, schmerzlich trüber Vereinsamung eine Heimat gefunden, Du hast die Verlassene an Deine Seite, unter Deinen Schutz genommen, es giebt keinen Menschen, dem ich mehr vertraue, den ich höher achte und mehr verehre als Dich. — Blicke nicht geringschätzig auf Dankbarkeit und Pflichtgefühl herab, sie waren die Brücke, auf der mein Herz zu dem Deinen gelangt ist. — Anfänglich war ich Dir nur ergeben, jetzt liebe ich Dich, Wladimir Petrowitsch, nicht mit himmelhoch jauchzender Leidenschaft, aber mit der stillen, steten, unverlöschlichen Liebe, die dem heiligen Vesta-Feuer gleicht. Wir beide sind unzertrennlich verbunden fürs Leben, das weiß der Doctor, — und er versteht es auch! — und nun komm, Wladimir Petrowitsch, laß uns heim gehen in Dein Vaterland."

Sie hatte ihren Kopf sanft an seine schwer und hastig arbeitende Brust geschmiegt und sah mit einem guten Blick voll ehrlich treuer Hingabe zu ihm auf.

„Sascha, — Saschinka!" flüsterte er mit scheuer, angstvoller Zärtlichkeit, „das, — das mir, dem Alten mit dem grauen Kopf? — dem ‚tollen' Grafen?"

„Graf Brontischeff mit dem jungen Herzen wird niemals alt werden," lächelte sie, seinen Hals umschlingend, „und seine Tollheit hat sich noch nie gegen mich gekehrt."

Da umfaßte er sie mit seinen beiden Armen und preßte sie leidenschaftlich an sich. Er sagte auch jetzt kein Wort von Liebe, aber eine unsägliche Zärtlichkeit lag in seinem Blick, und ein tiefer, zitternder Athemzug glitt wie ein Aufseufzen der Erlösung von langer Pein über seine Lippen.

„Sascha, meine weiße Taube, wirst Du nie bereuen, mit dem Alten gegangen zu sein?"

„Nie!" sagte sie fest und feierlich. —

Am Abend ließ der Doctor den Herren Grafen um eine Unterredung bitten, aber er erhielt den Bescheid, der Graf würde ihn am anderen Morgen rufen lassen. Das geschah nicht, statt dessen brachte man ihm einen Brief und die verblüffende Nachricht, Graf und Gräfin Brontischeff seien in der Nacht dringender, unaufschiebbarer Geschäfte wegen nach Rußland abgereist.

In dem Briefe theilte ihm der Graf seine Abreise mit, dankte ihm für seine treuen, selbstlosen Dienste und sagte ihm in schlichten, herzlichen Worten, daß der Doctor Bindnagel einer der wenigen Menschen sei, vor denen der Graf Brontischeff eine unbedingte Hochachtung empfinde, und daß er ehrlich um seine Freundschaft werbe. Er sei jetzt leider gezwungen, nach Rußland zurückzukehren, hoffe aber im Leben noch einmal Gelegenheit zu haben, ihm auch persönlich die Freundeshand bieten zu können. Aus seinen Diensten entlasse er ihn nicht, sein Hauswesen in Deutschland bedürfe dringend eines treuen und rechtschaffenen Hüters, und er hege die feste Zuversicht, der Doctor werde ihm einen Beweis seiner Freundschaft geben, indem er das Gut des Grafen verwalte. Das solle ihm keine Fessel sein, er wünsche im Gegentheil von ganzem Herzen, der Doctor möge sich sein Dasein ganz nach seinem Wunsch gestalten und aus seinen Studien und Forschungen Kraft und Zuversicht genug schöpfen, um auch schwere Stunden ungebeugt überdauern zu können. Seine Frau sende ihm ihre wärmsten Abschiedsgrüße und die Versicherung unwandelbarer Freundschaft.

Der Doctor sank auf einen Stuhl und bedeckte die Augen mit der Hand. Das war der „tolle" Graf, der diesen Brief voll Zartheit und Schonung geschrieben hatte? Nein, das war der Mensch Brontischeff, der Großes zu leisten im stande war und darum auch Großes von anderen forderte, — denn trotz aller Schonung, mit der ihn der Graf behandelte, war es doch Schweres, was er ihm da auferlegte, eine Art Kraftprobe der Seele. Er sollte für den sorgen, der ihm sein Liebstes geraubt, er sollte unter der Pein täglich, stündlich erneuter Erinnerung tragen lernen, — die Wunde seines Herzens sollte vernarben, trotzdem man täglich die Sonde in sie senkte. Ein Almosen war es sicher nicht, was ihm der Graf bot, ob es ihm gleich ermöglichte, unbehindert von Alltagssorgen seinem Lebensziel entgegen zu arbeiten, und er konnte es annehmen, ohne sich zu erniedrigen, — ja er mußte es annehmen, wenn er sich nicht kleiner erweisen wollte, als der Graf Brontischeff.

Sein ganzer Mannesstolz überkam ihn, das sichere Selbstbewußtsein eines Menschen, der seine Ehre über alles stellt. Er würde sich des Vertrauens des Grafen Brontischeff würdig erweisen; zwischen ihm und jenem Mann gab es kein Mittelding, entweder unbedingte, rückhaltlose Freundschaft oder Todfeindschaft, — und er wählte die Freundschaft, — er konnte nicht anders.

Und dann begrub er still das Glück seines Lebens zum zweiten Mal, und diesmal war es wohl todt für immer. —

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Perlen.

Von Julius Stinde.

Eine indische Sage erzählt, daß die Perlmuschel bei dem ersten Frühlingsregen ihre Schalen öffne und einen klaren Tropfen auffange, der zur Perle erstarre. Somit gilt die Perle den Indiern als ein Geschenk des Himmels, und ihre Weisen legten ihr eine tiefere Bedeutung bei, indem sie die Perlen als Sinnbilder der Gestirne betrachten. Eine Perlenschnur ist ihnen das Symbol des Weltalls und der belebten Schöpfung, denn Krischna sagt in dem Gedicht Shagavad-Gita: „Ich bin des ganzen Weltalls Ursprung, so wie Vernichtung auch; außer mir giebt es ein anderes Höheres nicht; an mir hängt dieses All vereint, wie an der Schnur der Perlen Zahl." Der Thautropfen kommt vom Himmel, die Perle bildet sich daraus in dem lebenden Thiere, an ihr haben daher Ueberirdisches und Irdisches gleichen Antheil, die zusammenhaltende Schnur deutet auf den göttlichen Zusammenhang aller Dinge. Darum ist die Perlenschnur etwas Heiliges, und indem der Fromme beim Gebete oder bei erbaulichen Betrachtungen die einzelnen Perlen durch seine Finger gleiten läßt, verrichtet er eine der Gottheit wohlgefällige Uebung. Die Kinder der Welt aber erfreuen sich an der Schönheit der Perlen, an ihrem milden Glanze, an ihrer Färbung und schmücken sich damit.

In Europa wird die weißliche Färbung der Perlen bevorzugt; die Orientalen schätzen die gelbe Farbe am höchsten. Schwarze Perlen werden hoch bezahlt, da sie selten sind, und die bleifarbenen und schwärzlichen sind gesucht, um sie zu Schmuckstücken besonderer Art zu verarbeiten.

Je größer eine Perle ist, je vollkommener ihre Rundung, ihre Glätte und ihr hell durchsichtiger Glanz, um so höher wird sie geschätzt, und deshalb ist ein Perlenschmuck um so werthvoller, je mehr gleich schöne und tadellose Perlen er in sich vereinigt.

Die Größe der Perle spielt bei der Feststellung des Preises die erste Rolle. Selten erreicht sie die Größe einer kleinen Walnuß. Häufiger ist schon die einer Kirsche. Die erbsengroßen heißen Zahlperlen, die kleineren Lotperlen, die kleinsten Staubperlen. Außerdem unterscheidet man birnenförmige, zwiebelförmige und Baroque-Perlen, worunter mißgeformte zu verstehen sind, die jedoch der Juwelier durch kunstvolle Fassung zur Geltung zu bringen weiß, indem er sie als den Körper eines kleinen Schwanes, einer Spinne, einer Knospe und dergleichen mehr, in Verbindung mit Edelsteinen und Gold, zu Tuchnadeln und Broschen verarbeitet.

So hübsch nun auch die indische Thautropfen-Theorie ist, genügt sie dennoch nicht dem abendländischen Forscher; der Zoologe und der Chemiker haben sich beide bemüht, den wahren Ursprung der Perle zu ergründen.

Der Zoologe hat gefunden, daß nicht nur die in südlichen Meeren lebende echte Perlmuschel, sondern auch die Miesmuschel, die Flußperlmuschel und selbst die Auster Perlen erzeugen, und es ist schon vorgekommen, daß ein Liebhaber von Austern in dem wohlschmeckenden Schalthier unerwartet eine werthvolle Perle fand, obgleich die runden, schneeweißen Perlen, welche öfter in der eßbaren Auster vorkommen, auf dem Markte keinerlei Preis erzielen. Es war deshalb thöricht von jenem Studenten, der in der Hoffnung auf Perlenfund die Austernkeller frequentirte und die Schulden, welche er mit der ersehnten Perle zu bezahlen gedachte, nur um so rapider vergrößerte.

Da nun nicht jede Perlmuschel sich veranlaßt fühlt, Perlen zu bilden, suchte man die näheren Umstände zu ergründen, die Ursachen der Perlen-erzeugenden Thätigkeit sein können. Man nahm Perlen und schliff sie bis zur Durchsichtigkeit ab, um ihren Bau unter dem Mikroskop zu erkennen. Hierbei ergab sich, daß die Perlen meist einen Kern besitzen, der aus kleinen Milben, Würmern oder Faden-Algen besteht, aus einem Eindringling, den das Muschelthier mit Perlen-Substanz überzogen hat.

Woraus diese ihrerseits besteht, das hat der Chemiker nachgewiesen: sie ist der Hauptsache nach kohlensaurer Kalk, innig verbunden mit einer leimartigen, organischen Substanz.

Nun giebt es zwar viele Leute, die da glauben, daß der Chemiker, sobald er durch seine Wissenschaft die Bestandtheile eines Körpers ermittelt hat, nun auch im stande sei, ihn in seinen Kolben und Retorten künstlich nachzubilden; leider überwiegt jedoch das Wissen des Chemikers Können, und in zahlreichen Fällen muß er sich gestehen, daß er es im Zerstören und Erkennen weiter bringt, als im Aufbauen und Wieder-Zusammensetzen. Würde man einem noch so geschickten Scheidekünstler zum Beispiel eine Tonne Kalk geben und eine Tonne mit Leim und Knorpel-Substanz gefüllt und ihm die Aufgabe stellen, aus diesen Ingredienzien echte Perlen zu bilden, so müßte er die Zumuthung ablehnen, denn er besitzt kein Mittel, die einzelnen Theilchen dieser beiden Stoffe derart zu ordnen und zusammenzufügen, daß sie in jenem milden Schimmer erglänzen, den wir an der Perle schätzen.

Die Perlmuschel hat weder dem Zoologen noch dem Chemiker ihr Geheimniß bis jetzt verrathen, wie sie es macht, den im Wasser gelösten Kalk aufzunehmen und mit organischer Substanz als Perlenmasse auszuscheiden.

Unzählige Muscheln bauen sich freilich ebenfalls ein Kalkgehäuse, allein nur einzelne fügen die Schale so, daß sie den bekannten Perlmutterschimmer besitzt, und zur Perlenbildung sind wiederum nur etliche Arten veranlagt.

Und doch ist man auf der Suche nach dem Geheimniß der Perlmuschel zu Ergebnissen gelangt, die für die Zucht der Perlen in Deutschland von Wichtigkeit zu werden verspricht.

Zunächst ist die Entstehung der Perle im Körper der Muschel als eine Art Nothwehr aufzufassen. Die fremden Eindringlinge, die Sandkörnchen, Milben und Parasiten, welche sich festgesetzt haben, üben einen ungewöhnlichen Reiz auf den Organismus des Muschelthieres aus, das sich nun dadurch zu schützen sucht, daß es den Fremdkörper mit derselben Substanz überzieht, aus welchem seine Schale besteht, — mit Perlmutter oder, um chemisch zu sprechen, mit organischen Stoffen, welche kohlensaueren Kalk in feinster Schichtung enthalten. Die Muschel verkapselt den Fremdkörper, ähnlich wie der menschliche Organismus die in die Muskelfasern eingewanderten Trichinen im Lauf der Zeit mit einer Kalkhülle (verkapselte Trichinen) umgiebt, die schließlich so dick wird, daß schon das unbewaffnete Auge die weißen Punkte in dem dunkelfarbigen Fleische wahrnimmt.

Somit wäre die als Schmuck hochgeschätzte Perle nichts als ein krankhaftes Erzeugniß der Perlmuschel. Geräth der Fremdkörper in den sogenannten Mantel der Muschel, so bilden sich die schönsten runden, ringsum freien Perlen, wogegen die Neubildung mit der Schale zusammenwächst, wenn ein spitzes Sandkorn sich zwischen das Weichthier und die Schale drängt. Dadurch entstehen die geringer bewertheten Kropfperlen, die mittelst schneidender Werkzeuge von der Perlmutter abgetrennt werden müssen.

Bei unserer Flußperlmuschel gelang es, nachzuweisen, daß es die Eier der Wassermilbe sind, die in der Mantelspalte der Muschel abgelagert werden und durch ihren Reiz Veranlassung zur Perlbildung geben. Mit der ersten Ausscheidung des umhüllenden Perlhäuschens um das Ei ist die Bildung der Perle begonnen, und durch jährliche erneute Ausscheidung einer neuen Schicht wächst die Perle weiter, bis sie nach sechs bis sieben Jahren Handelsgröße erreicht.

Der Mantel der Muschel besteht aus mehreren Schichten, und zwar aus einer äußeren schwarzen, welche die dünnste ist, dann folgt eine zweite, etwas stärkere, von brauner Farbe und darauf eine dritte, weiße. Wenn nun das winzig kleine Insect, — die Wassermilbe, — gleich stecken bleibt beim Ablegen des Eies, was sehr selten, vielleicht auf eine halbe Million Muscheln einmal vorkommt, so entsteht die werthvolle schwarze Perle. Dringt es in die zweite Schicht, so entsteht die braune und endlich beim Eindringen in die dritte Schicht die weiße Perle, ungefähr neun auf drei bis viertausend Muscheln. Es giebt daher die Muschel aus eigenem Vermögen die Farbe hinzu.

Die Bildung der edeln Perle in Süßwassermuscheln ist von der Wassermilbe abhängig, die ihrerseits nur in den Perlenbächen vorkommt, in Flußläufen, die auch den Forellen geeigneten, günstigen Aufenthalt bieten. Von wesentlichem Einfluß ist ferner der Kalkgehalt des Wassers, der den Thieren zum Aufbau ihres Gehäuses dient; er darf weder zu niedrig noch zu hoch sein.

Das Königreich Bayern hat mit etwa einhundertvierzig Flüssen und Bächen unter allen deutschen Staaten den größten Perlenbezirk. Auch in Sachsen werden Perlen in der weißen Elster gefischt, doch ist die Ausbeute jetzt nur gering. Im Jahre 1878 wurden zwei vorzugsweise schöne Perlen gefunden, die einen Preis von einhundertzweiundneunzig und zweihundert Mark erzielten.

In einzelnen Bächlein der Lüneburger Heide findet man ebenfalls tragende Perlmuscheln, wenn auch nur selten. Dagegen ist der Mississippi in seinem Stromgebiete so reich daran, daß die Spanier bei der Eroberung dieser Gegenden die köstlichsten Perlen scheffelweis von den Indianern erbeuteten.

Der berühmte Naturforscher Linné soll ein Verfahren besessen haben, die auch in Schweden und Norwegen vorkommende Flußperlmuschel zur Erzeugung vieler und großer Perlen zu zwingen, allein die schwedische Regierung lehnte 1713 den Ankauf des Geheimnisses wegen zu großer Ebbe in der Staatskasse ab, und Linné nahm sein Wissen über diesen Gegenstand mit in das Grab. Wenigstens findet sich in seinen Schriften nichts von dem der Regierung angebotenen Verfahren. Die Chinesen sind dagegen in der Perlen-Kultur weiter fortgeschritten als wir sonst so weisen Abendländer. Namentlich werden, wie aus den Reiseberichten der „Novara" hervorgeht, an zwei Plätzen in der Nähe von Hangschu-Fu Perlen künstlich gezüchtet.

Das Verfahren ist folgendes: Im Frühjahr werden die Flußperlmuscheln, welche von den in unseren Flüssen vorkommenden etwas abweichen sollen, zusammengefischt und nach dem Ort ihrer Bestimmung gebracht. Behutsam öffnet man die Schalen, ohne das Thier zu verletzen. Mit einer flachen eisernen Sonde wird der Theil des Thieres, der die innere Oberfläche der Schale berührt, niedergedrückt, worauf der Operateur kleine Gegenstände, entweder kleine Kugeln oder Halbkugeln, die aus einer eigenthümlichen Masse geformt und mit einer terpentinartigen Substanz bestrichen sind, vermittelst eines spitzen Bambusstäbchens in den Mantel der Muschel hineinschiebt. Auch kleine rundgeschliffene Perlen aus Perlmutter dienen zu gedachtem Zwecke und werden von dem Thier in echte Perlen verwandelt. Zinnerne Götzenbilder, namentlich solche, die den Buddha darstellen, werden ebenfalls zwischen Schale und Mantel geschoben, und zwar derartig, daß auf jeder Seite etwa fünf bis zehn solcher Fremdkörper zu liegen kommen. Der Reiz, welchen dieselben auf das Thier ausüben, veranlaßt dieses, die Gegenstände mit Perlenmasse zu überziehen, und wenn die incrustirten Buddha-Bilder auch von den Priestern als Naturwunder ausgegeben und vom Volke als heilbringende Amulette getragen wurden, so sind sie, bei rechtem Lichte betrachtet, eigentlich nichts anderes, als die Folgen einer Thierquälerei, die wohl deshalb nicht grausam erscheint, weil den Muscheln die Stimme versagt ist, weil sie nicht schreien.

Die präparirten Muscheln kommen in eigene Teiche, deren Wasser in bestimmten Zwischenräumen abgelassen wird und von Zeit zu Zeit Abfallstoffe erhält, die der Muschel als Nahrung dienen. Die Chinesen haben die Perlmuschel-Kultur auf eine so hohe Stufe gebracht, daß die hineingegebenen Modelle bereits nach acht bis zehn Monaten mit einer dicken Schicht von Perlmasse überzogen sind, worauf die Ernte beginnt, an der das Muschelthier zu Grunde geht. Versuche in gleicher Richtung, welche man mit deutschen Flußperlmuscheln anstellte, ergaben keine günstigen Resultate, weil wahrscheinlich die Erfahrungen und Handgriffe der Chinesen fehlen, oder weil die europäische Perlmuschel sich zu dieser Prozedur nicht eignet.

Die Perlen sind härter als Kalkspath, aber weicher als die Edelsteine und daher auch nicht so dauerhaft als diese. Ihr Glanz verschwindet mit der Zeit, und zwar besonders durch Temperatur-Wechsel und Schweiß, der Milchsäure enthält, die, wenn auch nur sehr allmählich, zu guterletzt den kohlensauren Kalk der Perle angreift und die obere Schicht und damit den Glanz zerstört. Schon siedender Essig genügt, den Perlen den Kalk auszuziehen, so daß die leimartige Substanz zurückbleibt. Der Zahn der Zeit spielt den Perlen aber so übel mit, wie der Essig und andere Säuren, denn in alten Gräbern gefundene Perlen waren in ein locker zusammenhängendes Pulver verwandelt, das bei der Berührung in weißen Staub zerfiel. Hier trug die Verwesung der Leim-Substanz Schuld an dem Zerfall. Das Bindemittel war aufgezehrt und der Kalk blieb zurück.

Die Perlen der alten Welt kommen seit undenklicher Zeit von der Seeperlmuschel, die hauptsächlich an der arabischen Seite des Persischen Meeres und im Indischen Meere zwischen Ceylon und der Koromandel-Küste gefischt wird. Die Wände indischer Tempel und die Götzenbilder wurden mit Perlen geschmückt, und unermeßliche Summen repräsentiren die Perlenschätze indischer Fürsten und Großen. Auch in der Schatzkammer des Sultans im alten Serail zu Konstantinopel befinden sich an den Turbanen der verstorbenen Sultane und an ihren Waffen, die dort aufbewahrt werden, Perlen, deren Werth sich auf Millionen beziffert. Sie werden den Besuchern gezeigt, die eine Erlaubniß zum Besuche der Schatzkammer erwirkt haben; sonst aber ruhen sie in der Dunkelheit der ängstlich verschlossenen Räume als todtes Gut.

Welcher Werth im alten Rom auf Perlen gelegt wurde, geht aus den Mittheilungen des älteren Plinius hervor, der seiner Entrüstung über die Verschwendung keinen Zwang anthut. Schon damals kannte man genau den Unterschied in Form und Farbe. Sehr beliebt waren zu einer Zeit die birnenförmigen; diese an den Fingern und zwei oder drei davon an jedem Ohr zu tragen, galt für die größte Auszeichnung der Frauen. Die Ohrgehänge wurden Krotaline (Klappern) genannt, weil man schon an dem Schalle und dem bloßen Zusammenschlagen der Perlen Freude hatte.

Doch waren solche Ohrgehänge auch in Aegypten gebräuchlich. Auf den wunderbaren Portraits Alexandrinischer Kunst, die in Fajum gefunden wurden, sind derartige Gehänge abgebildet, und der frühere Besitzer dieser Bilder, Graf in Wien, besaß auch einen so geformten Schmuck aus einem ägyptischen Grabe. Die Trockenheit der ägyptischen Grabhöhle hatte den Glanz der Perlen recht gut erhalten. Wie alt diese Perlen waren, ist nicht zu bestimmen, die Bilder aber stammen nach einigen Gelehrten aus der Zeit von zweihundert Jahren vor, wie andere behaupten, jedoch von zweihundert Jahren nach Chr. Jedenfalls war der Schmuck kleidsam.

„Auch die Aermeren trachten bereits nach solchem Gehänge," murrt Plinius, „indem sie es den Lictor der Frauen auf der Straße nannten, da die Perlen ihnen dieselbe Ehrerbietung und das Ansehen verschafften, wie der voranschreitende Lictor dem hohen Staatsbeamten. Ja man schmückt sogar die Füße mit Perlen, und nicht nur die Riemen der Pantoffeln, sondern die ganze Fußbekleidung, denn schon genügt es nicht mehr, daß man Perlen trägt, man muß auch darauf treten."

Die Gemahlin des Fürsten Gajus, die Lollia Paulina, hat Plinius selbst in ihrem Schmuck gesehen, und zwar nicht einmal bei einer ernsten Veranlassung, sondern bei einem gewöhnlichen Verlobungs-Schmause mit Smaragden und Perlen bedeckt, die in abwechselnder Verwebung am ganzen Kopfe, in den Haaren, in dem Flechtennest, an Ohren, Hals, Ketten und Fingern strahlten. Der Schmuck hatte einen Werth von vierzig Millionen Sesterzien (etwa 6 800 000 Mark), und sie selbst, die

prozende Frau, hatte die Quittungen über die Ankäufe in der Tasche, um Zweiflern schriftliche Beweise unter die Augen zu halten. Der Schmuck bestand nicht etwa aus Geschenken ihres Gatten, sondern aus Erbstücken von ihrem Großvater, durch Plünderung der Provinzen zusammengebracht.

Auch von den Perlen der Kleopatra weiß Plinius zu erzählen: es waren zwei, die größten, die man je gefunden. Als nun Antonius sich in Aegypten tagtäglich mit auserlesenen Speisen mästete, spottete Kleopatra über den Aufwand und den Hofhalt des Römers, der darauf fragte, ob sie im stande sei, ihn zu überbieten? Darauf antwortete die Königin, sie wolle in einer Mahlzeit 10 Millionen Sesterzien (1 700 000 Mark) verzehren. Antonius hielt das für unmöglich und wettete mit Kleopatra, die am nächsten Tage eine sehr reiche, aber für Antonius gewöhnliche Mahlzeit aufsetzte, der spöttisch nach der Rechnung fragte. Lächelnd antwortete Kleopatra, dies sei nur ein Bei-Essen, die Mahlzeit werde ihren Preis erreichen, da sie allein für zehn Millionen verspeisen werde, und sie ließ den Nachtisch hereinbringen. Ihrem Befehle gemäß setzten die Diener ein Gefäß Essig vor sie hin, dessen Schärfe die Perlen erweicht und auflöst. In ihrem Ohrgehänge trug sie jenes ausgezeichnete und in seiner Art einzige Natur-Erzeugniß, und während Antonius wartete, was sie beginnen werde, nahm sie die eine der Perlen, warf sie in die Essigschale und trank diese leer, nachdem die Perle aufgelöst war. Als sie sich aber anschickte, die zweite ebenso zu verspeisen, legte Lucius Plavius, der Schiedsrichter der Wette, die Hand darauf und erklärte Antonius für besiegt.

Von der zweiten Perle wird gesagt, sie sei nach der Gefangennahme der Königin zerschnitten worden, um beide Ohren der Venus im Pantheon zu Rom mit der Hälfte der Mahlzeit jener Menschen zu schmücken.

Kleopatra hatte den Römer besiegt; ihn, den Schwelger, durch ihren Geist. Sie gab ihm zu verstehen, daß sein Prassen ihr nicht imponire, daß ihr Witz im Verschwenden größer sei als der seinige.

Und dennoch war sie nicht die erste Perlenesserin. Schon vor ihr hatte in Rom Claudius, der Sohn des Tragöden Aesop, der Erbe großer Reichthümer, einzig um zu versuchen, wie Perlen schmecken, bei einem Gastmahle jedem seiner Gäste eine werthvolle Perle zum Verschlucken gegeben. Verächtlich sagt Plinius, daß dieser Sohn eines Mimen nicht einmal durch eine Wette zu solcher Verschwendung veranlaßt worden war.

In vergangener Zeit wurden die Perlen auch in der Heilkunst verwandt; sie stärkten das Herz. Die Apotheker aber nahmen statt der Perlen, die zu zerstoßen ihnen leid that . . . Austerschalen; sie werden, da sie ebenso wie die Perlen aus kohlensaurem Kalk bestehen, auch wohl die gleiche Wirkung gehabt haben. Jetzt dienen sie ausschließlich zum Schmuck, um, selbst schön, die Schönheit zu erhöhen.

Nachdruck verboten.

Prinzessin Kiki.

Japanische Skizze von Sandor Barinkay.

Eigentlich hieß sie Haru, das ist Frühling. Aber niemandem fiel es ein, sie bei diesem Namen zu rufen. Für alle Welt war sie Kiki, Prinzessin Kiki! Das kam von ihrer leidenschaftlichen Vorliebe für das Chrysanthemum, — Kiki, — die National-Blume der Japaner!

Schon als Kind zeigte sie mehr Neigung zu den Blumen als zu den schönsten Hiras*), die ihr die Eltern und Verwandten schenkten. Und wenn die anderen Kleinen an den ersten, schönen Lenztagen außer sich vor Freude zum Meeresstrande eilten und jauchzend zur Ebbezeit nach Muscheln suchten, hüpfte sie in den Wiesen umher und stieß Jubelschreie aus, wenn sie die ersten Blümchen fand.

Als Haru größer wurde, concentrirte sich diese Blumenliebe allmählig speziell auf die Chrysanthemen, die mit ihren schweren, aus zahllosen schmalen Rollblättchen bestehenden Blüthenköpfen in den wunderschönsten Farben in den Gärten wuchsen. Ihr Vater, der sie, wie alle Japaner ihre Kinder, aufs zärtlichste liebte, beachtete diese zarte Neigung wohl. Als wieder einmal das jährliche Puppenfest gefeiert wurde und in allen Läden und Häusern die prächtigsten Hiras ausgestellt waren, führte er sein Töchterchen in den Garten und zeigte ihr unter blühenden Kamelien-Bäumen ein mit Stäben umfriedetes Fleckchen Erde, das nun einzig und allein ihr Eigenthum sein sollte. Unter seiner Anleitung konnte sie hier die geliebten Goldblumen pflanzen und pflegen nach Herzenslust.

Haru tanzte wie ein Bambus-Kreisel vor Vergnügen, und an diesem Festtag der Kinder sah man in keinem Raum des Hauses von Iwasa Satsu den Puppenschatz ausgebreitet, wie es allerorts üblich war. Die Hiras schlummerten friedlich in der Truhe, indessen Haru, belehrt von dem Vater, die frühlingsfrische Erde bearbeitete und sie sorgsam mit den grünen Pflänzchen besteckte.

Im Herbst schon trugen sie Blumen. Purpurn, weiß und lila, gelb und rosenroth prangten sie über den zierlich gelappten Blättern, und die kleine Eigenthümerin trippelte in Holz-Sandalen, mit dem bunten Kimono bekleidet, dazwischen strahlend umher.

Sie liebte ihre Blumen über alles. Beim Compira-Feste trug sie ein geknicktes Stämmchen in den Tempel und rieb es zärtlich an dem Fuße des heiligen Hundes, obgleich sie selbst an einem verstauchten Knöchel litt und der Bitte um Genesung wohl bedurft hätte.

Im Laufe der Jahre wurde nicht allein Haru größer, auch ihr Gartenabtheil nahm stetig an Umfang zu. In allen Farben, Nuancen, Mischungen und Arten blühten in demselben die Chrysanthemen und mit ihnen Haru oder vielmehr Kiki, wie alle sie nannten, — Prinzessin Kiki, weil sie so hübsch und liliputig und vornehm war.

Wer durch das Städtchen ging, blieb unfehlbar stehen vor der grauen, mit rothen Pfeilern geschmückten Kabane und sandte bewundernde Blicke in den Garten. Bewunderte er die kunstvoll verschnittenen Cedern, die Pfirsich- oder Kamelien-Bäumchen, das blaßgrüne Gefieder des Bambus, die Riesen-Balsaminen und Goldnesseln, die plätschernden Kaskaden des Bächleins? Ei nein! Dafür hatte niemand ein Auge! Wohl aber für die Fülle der seltensten Chrysanthemen, denn Prinzessin Kiki war allmählig eine Künstlerin in der Goldblumenzucht geworden. Sie brachte Farben, Formen und Ueppigkeit zu stande, wie sie nirgendwo zu sehen waren. Später aber war es die holde Gärtnerin selbst, welche die Aufmerksamkeit auf sich zog. Besonders die jungen Männer gingen nicht vorüber, ohne sie sehnsüchtig und beharrlich, heimlich oder auffallend zu begucken.

Am meisten und eifrigsten that dies Soscho Sojo, der Sohn des ersten Kaufmanns im Orte. Immer machte er sich in der Nähe Kiki's zu schaffen oder stand feiernd am Zaun, sah ihr zu, wie sie jätete, Stecklinge abnahm, Zweiglein aufband. Da sprachen sie wohl hie und da einige Worte zusammen, und manchmal erhielt er auch eine Blüthe, die er triumphirend in seinem Lendengürtel trug, bis die bunten Blättchen welk, wie dünne Fäden niederhingen.

Doch das, was er wollte, bekam er so wenig wie die andern: die Liebe der Prinzessin Kiki! Sie schien nur Herz und Neigung für ihren Garten zu haben und im übrigen kühl wie das Eis des heiligen Berges zu sein. Soscho hatte zwar noch nicht den Muth gehabt, ihr zu sagen, wie innig er sie zum Weibe begehre, aber die zärtlichen Flammen seiner Augen mußte sie doch längst verstanden haben! So warb er denn vorläufig im stillen noch weiter um sie, suchte sich in Gunst zu setzen, indem er ihr kostbare Exemplare ihrer Lieblinge schenkte, ihr Rathschläge gab, ihre Erfolge bewunderte, und brachte es schließlich sogar so weit, daß er ihr an den glutheißen Tagen helfen durfte, Wasser zuzutragen zum Begießen ihres Gärtchens. Das war aber auch alles. Jedes wärmere Wort überhörte sie oder faßte es gleichgiltig auf, seine verliebten Blicke trafen nur ein kindliches, harmloses Lächeln auf ihren Lippen.

Dann aber kam eine Zeit, in der Soscho unruhig wurde. Die Bewerber um die niedliche Prinzessin mehrten sich, und einige davon gebärdeten sich recht zudringlich. Auch kam Haru in das Alter, in dem der Japaner seine Töchter gern Hochzeit feiern sieht! Und als Soscho gar einmal den Heirathsvermittler aus dem Hause Iwasa Satsu's treten sah, schlug die helle Angst über ihm zusammen.

Er traf an demselben Tage Kiki am Meeresstrande, wohin sie ihren Vater begleitet hatte, der eine kleine Geschäftsreise unternahm. Mit einigen Freunden bestieg er eines der graziösen Sampaus*), das alsbald seine Segel blähte und wie ein Schmetterling auf den blauen Wellen hinflog.

„Sajonara! Sajonara!“**) rief Kiki, mit den schmalen Händen winkend und wandte sich zum Gehen. Da erblickte sie Soscho vor sich. Er sah verdrossen aus, sie aber lächelte ihn freundlich an wie immer.

„Du bist versprochen!?“ sagte er mürrisch.

„Ich?“ gab sie erstaunt zur Antwort und hielt inne, den rothgoldenen Fächer zu schwingen. „Du redest wohl im Schlaf!“

Soscho that einen herzhaften Athemzug.

„Aber es wird gewiß nicht mehr lange dauern, bis Dich ein Mann nimmt?“ fragte er lauernd.

Kiki lachte lustig.

„Siehst Du, es ist gut, daß Du mich fragst! Du kannst es dann gleich unter den heirathslustigen Burschen verkünden: die Prinzessin Kiki will überhaupt nicht heirathen!“

Der junge Soscho machte ein dummes Gesicht.

„Warum denn nicht?“

„Warum? Ach, warum denn gleich!“ Sie kicherte übermüthig. „Weil ich mir diese hier“, — sie fuhr mit der Fingerspitze über ihre weißen Nagezähnchen, — „nicht anschwärzen und die Brauen nicht von der Stirne zupfen mag! Ich will bleiben, wie ich bin!“

Entsetzt schaute ihr Soscho in das fröhliche Gesicht.

„Ja, ja! Es ist so! Doch vielleicht findet sich ein Mann, der mich auch so nimmt?!“

„O, das thut keiner! Das wäre gegen die Sitte! Die Eifersucht müßte ihn todt machen!“

„Eben, darum will ich Mädchen bleiben!“ erwiderte sie, gleichmüthig die Schultern zuckend, und richtete ihre Augen auf das Meer, das nun in der Abend-Beleuchtung in violettem und purpurnem Schimmer erglänzte; darüber glühte der Himmel in carmesinrothen Farben, und wie Geisterschatten zogen die Schiffe auf der Fluth.

Seitdem ging Soscho nachdenklich umher. Konnte er Kiki unter dieser Bedingung zur Frau nehmen? Konnte er nicht? War es rathsam? Und warum unterwarf sie sich nicht der allgemeinen Regel? Freilich, sie war ein apartes Ding! Sie war eben die Prinzessin Kiki, die Schönste von allen Mädchen, die Krone ihres Blumen-Flors!

Nach einigen Tagen umstrich er in aller Frühe wieder das Haus Iwasa Satsu's. Nicht lange währte es, und die Vorderwand des Häuschens wurde zurückgeschoben. Auf der Strohmatte saß das Mädchen und spielte auf dem Samisen eine Ogurajama-Weise***). Soscho lauschte eine Weile, dann trat er vor sie hin. Sie ließ das Instrument sinken und lud ihn ein, neben ihr Platz zu nehmen. Aber Soscho blieb stehen und sagte mit zitternder Stimme: „Kiki, der Mann, der Dich nimmt, so wie Du bist und bleiben willst, ist bereits vorhanden!“

Das Mädchen erhob sich und blickte wortlos mit den braunen Sammetäuglein auf ihn. Und da er schwieg, sprach sie nach einer Weile leise: „Wer ist er?“

„Soscho Sojo, Kiki!“

Sie drückte fest die Wimpern zu und war mehrere Minuten lang ruhig. Hierauf griff sie wieder nach dem Samisen und warf leicht die Worte hin: „Soscho Sojo hat nur meine erste Bedingung gehört! Es giebt aber noch eine zweite! Der Mann, der mich will, muß mich nehmen und behalten, wie ich bin! Er muß mir aber auch ein Kiki-Exemplar von rabenschwarzer Farbe überbringen! Diese Farbe fehlt in meiner Sammlung, und ich habe gelobt, nur denjenigen zu heirathen, der sie mir verschafft!“

„Das ist unmöglich!“ rief Soscho mit weitaufgerissenen Augen.

„Freilich! Ich werde Mädchen bleiben, wie ich Dir schon sagte!“

Soscho kam eine Woche lang nicht mehr zum Vorschein. Als Kiki aber eines Abends ihre Blumen begoß, stand er plötzlich vor ihr. „Den Mann, der Dir eine schwarze Goldblume bringt, heirathest Du wirklich? Deine Worte waren kein Scherz?“ fragte er sie ernsthaft.

„Kein Scherz, Soscho Sojo!“ erwiderte sie ebenso ernst. „Prinzessin Kiki wird ihr Wort halten!“

Am nächsten Tage reiste er nach Nagasaki, wo im berühmten Palast-Garten des O'Sawa die schönsten Chrysanthemen wuchsen. Doch niedergeschlagen kehrte er wieder zurück. Unter den hunderten von Blüthen war nicht eine schwarze gewesen!

Von da ab kam er Kiki fast nie mehr zu Gesicht. Er erfüllte eifrigst seine Geschäftspflichten, las viel, und in den freien Stunden legte er sich ein Gärtchen an; darinnen arbeitete er so oft und so lange es ging. Und zum Erstaunen der Leute that er's der Prinzessin Kiki nach: er pflanzte lauter Goldblumen! So bunt sie aber in Kiki's Garten blühten, so einfarbig und düster standen sie hier. Gleich einer Trauerversammlung lugten die dicken, vollen, dunkeln Köpfe aus dem lichten Grün. Freilich, schwarz waren sie noch lange nicht! Nur braun, und das in allen Tönen, vom hellsten bis zum dunkelsten Sammetbraun.

Soscho begoß sie mit allen möglichen Mixturen, theilte und pflanzte immerzu, holte sich Rath bei Bonzen, bei diesen und jenen. Oft sah man ihn in den von mächtigen Kryptomerien und Cedern überragten Shinto-Tempel schleichen, wo er mit Gong-Schlägen den großen Gott rief, ihm huldigte und seine Bitte um ein einziges, schwarzes Chrysanthemum mit einer Hand voll Geldmünzen unterstützte, die er in den heiligen Sammelkasten warf.

Bald jedoch zeigte er eine trostlose Miene. Weder Mühe noch Gebete halfen; die schwarze Blume erblühte nicht. Nächtelang zermarterte er sich den Kopf, es fiel ihm nichts mehr ein, was er noch hätte probieren können! Er mußte verzichten auf die Prinzessin Kiki!

Nun kam das große Elend über ihn. Er wurde sterbenstraurig; weder Reisgericht noch Sake-Trank schmeckten ihm mehr; alle Freude und alle Hoffnungen schienen ihm todt. Kiki nicht besitzen, das war ein Schmerz, den er nicht überwinden konnte. Er liebte sie ja über alle Maßen! Ihr Schmetterlings-Figürchen war das Schönste und Liebste, was es für ihn in ganz Neipoh gab!

Fahl und mager machte ihn der Kummer. So begegnete ihm einmal die Geliebte. Sie blickte ihn prüfend an und schüttelte den Kopf.

„Du bist ein Narr, Soscho Sojo! Ich will keinen Mann! Ich glaubte doch, Du seiest so gescheidt, um das zu erkennen!“

Er starrte in ihr schönes Blüthengesicht. „Wenn ich Dir aber die schwarze Blume brächte?“ fragte er mit verzehrenden Augen.

„Dann wohl, weil ich's nun einmal gesagt habe!“ antwortete sie leise und verlegen, und es that ihr nun herzlich leid, daß sie's überhaupt gesagt hatte. „Doch Du bist toll, Soscho Sojo! Gieb die schwarze Blume auf und sei wieder vergnügt!“

„Und Dich dazu!“ sprach er voll Traurigkeit und entfernte sich.

Der Ton seiner Stimme berührte schmerzend ihr Herz. Soscho dauerte sie. Sie hätte ihm nachlaufen mögen und ihn trösten mit sanften Worten. Wie konnte er so verrückt sein und Unmögliches vollbringen wollen! Vor lauter Liebe! Was war die Liebe? Und tief in Sinnen versunken ging sie ihre Wege.

Einige Wochen verflossen. Bei dem jungen Sojo trat eine Wandlung ein. Er lief voll Aufregung umher, sah bald äußerst vergnügt, bald muthlos darein wie vorher. Aber die vergnügte Miene herrschte vor. Um sein Chrysanthemen-Gärtchen zog er Strohmatten, sodaß nicht das mindeste mehr zu sehen war. Dazu hatte er ein heimliches Gethue, das auffiel. Seine Freunde fragten ihn um den Grund.

„Ich werde die Prinzessin Kiki heirathen!“ sagte er selig. „In meinem Garten wächst ein Kiki-Strauch mit einer schwarzen Knospe!“

„Laß ihn uns sehen!“ drängten sie.

„Iwasa Satsu's Tochter soll die erste sein, die ihn erblickt!“ wehrte er, und staunend und neidisch ließen sie ab.

Eines Morgens stellte sich Soscho Sojo im Hause Iwasa Satsu's ein. Er trug ein thürmchenähnliches Gestell aus Reispapier, in dem sich einige zierliche, fensterartig ausgeschnittene Löcher befanden.

„Ohaiho,*) Prinzessin Kiki!“ grüßte er fröhlich das erstaunte Mädchen. Dann verblaßten plötzlich seine Züge, und schüchtern stellte er den Papierthurm vor sie hin.

„Hier ist die schwarze Blume, Kiki!“ begann er zögernd. „Nach unendlichen Mühen gelang es mir, sie zu züchten! Aber sie ist außerordentlich zart! Sie verträgt nicht unmittelbar die Luft und keinerlei Berührung! Die Pflanze ist sehr schwächlich, und die Blüthe ungemein empfindlich! Doch schwarz ist sie, schwarz ist sie doch! Willst Du sie ansehen, Kiki?“

Kiki machte ein gar verblüfftes Gesicht. Ihre Augen zeigten einen höchst ungläubigen Ausdruck. Behende warf sie sich dann auf den Boden nieder und schaute durch eines der Löcher.

Und sie schaute lange, lange. Sie konnte sich nicht satt sehen an dem Wunder! Brennend hingen indessen die Blicke Soscho's an ihr. Bei jeder Bewegung ihrer Arme zuckte er zusammen, und auf seinen Wangen erschienen die rothen Flecken innerer Erregung.

Endlich stand Kiki auf. Und ebenso lange wie vorhin auf die schwarze Blume, sah sie jetzt in das Gesicht des jungen Mannes. Ernst betrachtete sie ihn, und Soscho fing an, zu zittern.

„Wirst Du nun meine Frau?“ stotterte er verwirrt und von Angst gepeinigt.

Da lächelte sie, lächelte beruhigend, schelmisch, zärtlich, und in warmen Tönen sprach sie: „Ei, wohl! Und zwar recht bald! Die kostbare Blume darf nicht verwelken, ehe ich Dein Weib bin!“

Soscho Sojo war fassungslos vor Seligkeit. Er strahlte und plauschte und lachte wie ein Kind. Und da Iwasa Satsu nicht das mindeste dagegen hatte, daß Kiki Sojo's, des wohlhabenden Kaufmanns Frau wurde, Sojo hingegen die Bestimmung seines Vaters längst besaß, feierte man gleich den Brauttrunk.

Die Neugierigen und Freunde Soscho's, die dem Träger des seltsamen Thürmchens schon auf dem Fuße gefolgt waren, wurden zu Gaste geladen, und jeder von ihnen durfte nun einen Blick auf die Wunderblume werfen. Mit offenen Mäulern starrten sie durch das Guckloch auf den in einer Porzellan-Vase befindlichen grünen Chrysanthemen-Strauch, an dem eine vollerblühte tiefschwarze Blume prangte.

„Es wäre mir lieb,“ sagte Kiki, einmal von den Freundinnen weg an die Seite des Bräutigams huschend, „wenn Du die schwarze Blume wieder mitnähmest! Du verstehst ihre Pflege; bei mir möchte sie Schaden leiden!“

Hastig und mit leuchtender Miene erklärte sich Soscho bereit

---

*) Puppen.

*) Boote.
**) Lebt wohl!
***) Tanzweise.

*) Guten Morgen!

Neueste Nachrichten. Nach dem Gemälde von Carl Zewy.

Photographie-Verlag von Victor Angerer in Wien.

dazu. Ehe er das Haus verließ, brach er mit sorgsamen Fingern ein paar grüne Blättchen vom Stamme des Wunderstrauches und gab sie Kiki mit triumphirendem Stolze. Kiki dankte lächelnd und rieb das frische, duftende Laub behaglich an ihrer Nase.

* * *

Soscho Sojo und Prinzessin Kiki waren sehr bald Mann und Frau. Und beide fühlten sich überaus glücklich. Nach mehreren Tagen, ehe die junge Frau sich an den schmucken Webstuhl setzte, den sie von Soscho erhalten, trat sie zu ihrem Gatten und verlangte, daß er sie nun mit der Pflege der schwarzen Blume vertraut mache.

Er machte erst ein nachdenkliches Gesicht, holte aber dann den Papierthurm aus dem Garten und sagte bedauernd: „Frühling meines Herzens, sei nicht betrübt! Die seltene Goldblume ist abgefallen, der Strauch verwelkt! Ich vergaß vor Freuden über Deinen Besitz, ihn zu begießen! Nun müssen wir wohl neuerdings versuchen, sie zu züchten; aber wer weiß, ob es wieder so glücken wird!"

Kiki sah ihn einige Minuten mit glitzernden Augen an, dann lachte sie hell auf, daß ihre Nagezähnchen blitzten und blinkten, und sagte zu dem Verdutzten: „Ich denke, wir ersparen uns die Mühe! Daß es möglich ist, schwarze Chrysanthemen zu ziehen, weiß ich ja nun und bin zufrieden damit!"

Soscho nickte eifrig, und das unbehagliche Empfinden, welches ihm das Lachen Kiki's verursacht hatte, verflog schnell. Doppelt und dreifach aber kehrte es wieder, als sein junges Gespons am folgenden Morgen in dem Aufbau ihres glänzenden Haares ein naturgetreues, rabenschwarzes Chrysanthemum von feiner Seiden-Gaze trug.

„Nicht wahr, sie ist schön?" sprach sie, mit den Aeuglein blinzelnd und mit den Lippen zuckend. „Und sie gleicht ein bischen Deiner Wunderblume! Ich fand sie gestern in einem Gartenwinkel, just da, wo Du die welken Blätter und allen Unrath hin zu bringen pflegst!"

Starr blickte Soscho sie an. „Aber schwarz ist sie, schwarz ist sie doch!" stotterte er wirr.

„Gewiß! Und glücklich sind wir auch, und das ist die Hauptsache!" vollendete sie und streichelte mit den schmalen Puppenfingern seine Wangen.

Nachdruck verboten.

Das heutige Kunstgewerbe.

Von Elsa Bruckmann.

Das Ausland (England, Schottland, Belgien.)

Für die Kunst, die nicht nur Bilder malt und Statuen meißelt, für die Kunst, die ihre verschönende Kraft in den Dienst der Häuslichkeit stellt und die Räume, in denen unser Leben sich abspielt, zu einem wohnlichen und reizvollen Milieu zu gestalten sucht, für sie hat das letzte Viertel unseres Jahrhunderts einen frohen, lebenweckenden Lenz gebracht. Neues zu schaffen, gutes Neues, das unseren heutigen Bedürfnissen entspricht und das Auge erfreut, ist seitdem für Künstler und Handwerker die Losung geworden, und die jugendlich-kräftige Bewegung zieht immer weitere Kreise.

„Angewandte," „decorative Kunst," „Kunst im Hause," und welche Namen man ihr sonst noch geben mag, — wem stände sie ihrem Wesen und Zweck nach näher, als der Frau? Ist nicht das Haus ihr Königreich? Vermag sie nicht am besten zu beurtheilen, was noth thut, und für manche Verbesserung mit seinem Gefühl den richtigen Weg zu weisen? — Hier erwächst der Frau, die heute auf allen Gebieten in eifrigem Wettbewerb mit dem Mann sich zu behaupten sucht, ein ganz natürliches Feld der Bethätigung. Und zwar nicht nur der künstlerisch ausübenden Frau, — durch ihrer Hände Werke, — sondern und vielleicht vor allem der auswählenden Frau, — der Hausfrau mit dem klaren, praktischen Blick sowohl, als der Dame der großen, eleganten Welt mit dem geschulten, verfeinerten Geschmack, — durch ihr Interesse, ihre Kritik, ihre Anregung zu günstigen Reformen.

In England z. B., wo durch Ruskin und Morris der erste Anstoß zur Neubelebung der angewandten Künste gegeben ward, sehen wir, welch große Rolle in der Ausgestaltung des Hauses die Frau zu spielen berufen war, und welchen Einfluß sie daher auf die gesammte Entwicklung des kunstgewerblichen Stiles zu gewinnen vermochte. Ihr Reich ist das „Familienhaus," das, sei es auch noch so klein, mit dem dazugehörigen Garten etwas in sich Abgeschlossenes, Vollständiges bildet. Die meist kleinen und nicht sehr hohen Räume verlangen zierlichen, duftigen Schmuck, der nicht beengt, nicht verdunkelt, sondern hell und freundlich und farbig wirkt. Da greift die Frau zu dem, was ihr zunächst sich bietet, zu den Blättern und Blüthen, die sie im eigenen Garten gepflegt. Anmuthig ordnet sie dieselben in Gläser und Schalen: keinem Zimmer, keiner Mahlzeit dürfen sie fehlen. — Wieviel Geschmack und künstlerischen Sinn kann die Frau auf diesem Gebiete bethätigen!

Die Liebe für Blumen und Zweige und Gräser spinnt sich nun fort in den rankenden und sich verschlingenden Pflanzen-Motiven, die auf Tapeten und Friesen, auf Stoffen und Glasfenstern, Bucheinbänden und Mappen und Läufern in mannigfaltiger Anordnung und eigenartigen Tönen immer und immer wiederkehren. Auch die blüthen-durchwobenen, farbenduftigen „Liberty"-Stoffe, die weichen indischen Seiden und durchsichtigen Musselins sind aus dem gleichen Empfinden hervorgegangen.

Zu diesem zarten, ein wenig schmachtenden und zugleich etwas bizarren „Blumen-Stil" passen keine kräftigen, massigen Möbel; das dünnbeinige, zierliche Chippendale feiert daher seine Auferstehung, Sheraton-Kästen, japanisirende Lackstühle und seidenbespannte Wandschirme vervollständigen in entsprechender Weise das „englische Zimmer".

Es ist zum großen Theil durch, ganz gewiß aber für die englische Frau geschaffen worden; d. h., es ist nicht nur ihrem Geschmack, sondern auch ihrer Art zu leben angepaßt, und in dieser Zweckerfüllung liegt sein Werth, seine Bedeutung. Aus diesem Momente sollen wir auch die Lehre ziehen, nicht Fremdes nachzuahmen, sondern dem gerecht zu werden, was unser eigenes Gefühl, unsere Individualität, was unser Klima, unsere Lebensweise fordert. — Ein Beispiel: In England ist es nur wenig Sitte, daß die Frau sich, sei es mit häuslichen Arbeiten, sei es mit sogenannten „weiblichen Handarbeiten" abgiebt, jedenfalls thut sie es nicht in den gemeinschaftlichen Räumen; die Kinder erscheinen nur für kurze Zeit darin, nie zum Lernen oder irgendwelcher anderer längerer Beschäftigung, und das Rauchen ist ausschließlich im Herrenzimmer gestattet. Das „Wohnzimmer" in unserem guten deutschen Sinn, die trauliche Stube, in welcher Groß und Klein sich versammelt, in welcher der Vater abends seine Zeitung liest, die Mutter ihren Arbeitskorb am Fenster stehen hat, die Kinder Aufgaben machen oder den großen Tisch mit Soldaten und Modepuppen bevölkern, die gemüthliche Wohnstube, aus der ein Hauch von diesem Darin-Leben einem noch entgegenweht, selbst wenn alle sie verlassen haben, fällt im englischen Hause weg, und an ihre Stelle treten drei einzelne Räume; der Salon, das Rauch- und das Kinderzimmer. Erwachsen nicht aus dieser Thatsache auch ganz verschiedene Bedürfnisse, schon von der ersten Anlage des Hauses angefangen? Werden wir uns nicht einen verhältnißmäßig großen Wohnraum wünschen und alles darin, was den gemeinsamen und vielseitigen Bedürfnissen der verschiedenen Familien-Mitglieder entspricht, während in England die Einzelräume klein und gedrängt sein können, — jeder von ihnen nur seinem speciellen Zweck angepaßt?

An diesem einen Beispiel allein, — und es ließen sich genug ähnliche geben, — können wir sehen, wie jede Lebensweise eigentlich ihren Stil schon in sich birgt. — Damit soll gewiß nicht gesagt sein, daß eine Nation von der andern nichts lernen, nichts herübernehmen könne. Im Gegentheil: im regen Austausch ihrer Errungenschaften entwickeln sich die Nationen wie die Individualitäten. Nur muß die Anregung verstanden und selbständig verarbeitet werden; sonst tritt an Stelle freien persönlichen Schaffens die mechanische Schablone, und rein äußerliche Nachahmung erstickt die lebendige Fortentwickelung guter Keime. So ist es mit dem englischen Blumenstil in seiner eigenen Heimat gegangen: der frische Quell hat nur eine kleine Strecke befruchtet, jetzt versickert er langsam im Sande.

Wie anders arbeiten dagegen die tüchtigen jungen Schotten in Glasgow! Aehnlich wie vor einem Jahrzehnt dort die Maler-Colonie entstanden: aus kräftigen, ausgeprägten Individualitäten, die zugleich träumerisch und schaffensfreudig ihrem eigenen Wesen und dem Charakter ihres Hochlandes in unendlich feintönigen Stimmungslandschaften Ausdruck gegeben, so sehen wir jetzt eine Reihe junger Künstler auf decorativem Gebiet zu einer kleinen Gemeinde sich zusammenschließen und Gegenstände schaffen, die ähnlichem Empfinden entspringen wie jene Bilder. — Mackintosh, Macnair und die beiden Schwestern Macdonald bilden den Kern dieser Gruppe. Im ersteren erkennt man den Architekten aus seinen constructiv vorzüglichen, originellen Möbeln, die in ihrer etwas herben Schlichtheit eine gesunde, kernige und eigenartige Künstlernatur verrathen. Das gleiche gilt von seinen übrigen Entwürfen für Placate, Bucheinbände, farbige Glasfenster u. s. w., nur daß hier noch ein Zug von tiefpoetischer Symbolik mitspricht, den er mit Macnair und den beiden Macdonalds theilt. Deren Metall-Paneele und andere decorative Arbeiten sind ganz erfüllt davon: die fast körperlosen, überschlanken Figuren muthen uns an wie längstverschollene merkwürdige Feenmärchen oder altindische Mystik und bewahren trotz diesem und der stark decadenten Auffassung eine eigenthümliche Kindlichkeit. Mag man mehr oder weniger Gefallen an dieser Richtung finden, mag man ihr eine weitere Fortentwicklung zuschreiben oder sie für eine einzelne seltsame Blume halten, die sich erschließt und stirbt, ohne weitere Knospen zu treiben, — ihre Vertreter sind selbständige Naturen, die ihren eigenen Weg gefunden haben und ihn unbeirrt gehen.

Diesen großen Vorzug haben sie gemein mit den modernen Vlamen, die in Brüssel rastlos und ihrer Aufgabe vollbewußt an der Arbeit sind. Auch ihnen kam die erste Anregung von England herüber; aber sie haben nicht bloß den Buchstaben, sie haben das Wesen der neuen Bewegung erfaßt und vermocht, ihm eigenartige und reizvolle Gestaltung zu geben. Sie erkannten, daß „der neue Stil", nach dem man rief, nicht einzig darin bestand, Tulpen und Lilien, Farnen und Orchideen in ungezählter Wiederholung auf Tapeten und Stoffe zu bannen, in Beschlägen erstarren zu lassen u. s. w., — sie verlangten freie Formen, die der Phantasie des Künstlers, seiner Schönheits-Empfindung erwachsen sollten. Das reine Ornament, d. h. die Wirkung durch Linie und Farbe allein, ohne Darstellung irgendwelchen gegenständlichen Motives, ist ihr decoratives Element.

Allen voran ist Henry van de Velde am Werk. Früher Pointillist, schafft er jetzt mit seiner reichen Erfindungsgabe architektonische Pläne, Möbel und Hausgeröthe, Beleuchtungskörper, Tapeten, Bucheinbände und herrlichen Schmuck aus Edelmetallen und kostbaren Steinen. Beim Kleinsten aber wie beim Größten leiten ihn zwei Gesichtspunkte: der praktische Zweck und die Schönheit von Linie, Farbe und Material. Führen sie nicht wieder auf die Frau zurück? Arbeitet er nicht gerade ihr in die Hände, indem er den beiden Dingen Rechnung trägt, die mit dem Wesen echter Weiblichkeit zu tiefst verwoben sind: dem Sorgen für andere und der Schönheit. — Im eigenen Hause van de Velde's, draußen vor der Stadt in einem der Vororte Brüssels, da empfindet man sein Künstlerthum vielleicht am intensivsten, weil es sich so natürlich und so harmonisch giebt. Dort wird es durch keine anderen Eindrücke beeinträchtigt. In einer Ausstellung ist dies ja kaum möglich. Aber immerhin gewinnt man einen guten Einblick in sein Schaffen in den Räumen, die er in der Münchener Secession mit seiner Hände Werken gefüllt. Um denselben gerecht zu werden, muß man sie eigentlich sehen; durch bloße Beschreibung vermag man weder den vornehmen Reiz der goldenen Schließen, Kämme und Broschen, noch die Schönheit der elektrischen Lichtträger wiederzugeben, noch auch die Wohnlichkeit und ideale Zweckmäßigkeit des vollständig eingerichteten Herren-Schreibzimmers sich vorzustellen. Der halbrunde Schreibtisch, die Bücher- und Mappenschränke, die Stühle, ja das Tintenzeug und die Aschenschale sind den Bedürfnissen eines feinsinnigen Menschen in seinem Arbeitsraume abgelauscht.

Nächst van de Velde ist Lemmen zu nennen, der Künstler des Flach-Ornamentes. Teppiche, Tapeten, Stoffe, Stickereien, Buchschmuck und Buchstaben-Typen legen beredtes Zeugniß ab von seinem sicheren Blick für das Decorative und von seiner seltenen Begabung, es zu gestalten.

In anderer Art als diese beiden, d. h. eben wieder: als eine auf sich selbst gestellte Persönlichkeit, arbeitet der Architekt Horta, der Erbauer der „Maison du Peuple" in Brüssel. Seine Haupt-Bedeutung liegt im vollen Erfassen und Beherrschen des constructiven Momentes, in der sehr geschickten Ausnutzung und Ausgestaltung des Raumes. Ein völliges Sich-Versenken in den Zweck, den ein Gebäude, eine Säule, eine Lampe praktisch erfüllen sollen, das ist der Boden, aus welchem seine Schöpfungen hervorgehen.

Leider verbietet der Rahmen dieser Plauderei, mehr ins einzelne zu gehen und mancher anderer junger und vielversprechender Kräfte Erwähnung zu thun.

Nachdruck verboten.

Ein Martinslied.

Wohlauf! Es ist nun an der Zeit,
Daß wir ein Kränzchen winden
Von Frohsinn und Verträglichkeit
Und an die Hausthür binden.

Den Freunden und den Freuden soll
Die gute Herberg' frommen;
Und pocht der Winter selbst mit Groll,
Herein! er sei willkommen!

Ihr klugen Frau'n, ihr Mädchen fein,
Umschmeichelt ihn mit Scherzen,
Ihr Freunde, schenkt vom Besten ein
Und lacht aus vollem Herzen!

Schon zieht er Pelz und Handschuh' aus
Und brummt am warmen Herde:
„Mir ahnt, daß ich in solchem Haus
Gar bald zum Frühling werde!"

Ernst Muellenbach.

Nachdruck verboten.

Die Kunst des Athmens.

Von Dr. J. Atros.

Vielerlei Künste giebt es und vielerlei Künstler. Kunst stammt von Können, und schließlich ist alles, was man „kann", eine „Kunst". (Manche sagen freilich auch, wenn man es erst könne, so sei es keine Kunst mehr.) Was als Kunst betrachtet wird, das wechselt mit den Zeiten und den Menschen. Im Alterthume gehörte die Kriegskunst, die Heilkunst und die Redekunst zu den Unterrichts-Gegenständen jedes Jünglings aus guter Familie, zu den „sieben freien Künsten": jetzt heißen sie Wissenschaften. Noch vor gar nicht langer Zeit rechnete man zu den eigentlichen „Künsten" unserer neuzeitlichen ästhetischen Auffassung, das heißt zu denen, die unter dem Schutze der neun Musen stehen, auch die Gartenbaukunst: sie ist jetzt zum Kunsthandwerk herabgesunken. Dagegen sind ganz neue Künste aufgetaucht, wie z. B. die Kunst, verheirathet und doch glücklich zu sein.

Aber ihnen allen, den antiken, mittelalterlichen und modernen Künsten war doch eins gemeinsam: man mußte sie lernen, um sie zu „können". Was jeder kann, das ist keine Kunst: wie kann man da von einer „Kunst des Athmens" reden, wie können hochgelehrte, sehr weise und durchaus praktische Leute ganze, große Bücher über diese „Kunst" schreiben? Athmen kann doch jeder, ohne es gelernt zu haben: der eben auf der Bühne dieser Welt erschienene Debütant des Lebens und der müde Greis. Giebt's denn da etwas zu lernen, daß man von einer Kunst reden kann?

Ja wohl, geneigter Leser, und besonders Du, freundliche Leserin, es giebt sehr viel zu lernen, und darum ist das Athmen auch eine Kunst! Heraus- und hereinschnaufen, das kann freilich jeder, so lange er lebt; aber richtig athmen, das können nur wenige! Und das können sie lernen und sollten es auch lernen, wenn ihnen daran gelegen ist, recht lange, recht vergnügt und recht gesund so immer „heraus- und hereinschnaufen" zu können.

Oder eigentlich besser, sie sollten es wiederlernen, denn sie haben alle einmal die Kunst schon besessen und nur wieder verloren. Jeder Säugling, jedes junge Kind, das noch als froher Wildling im Garten und Feld umherspringt, ist Meister in der Kunst des Athmens, ebenso wie jedes Thier der Freiheit es ist. Aber wie die Menschheit nach unseres Schiller philosophischer Auffassung das naive, unbewußte Glück ihres Kindheits-Zustandes für ewig verloren hat, um im Kampfe um die Kultur dem sentimentalischen, bewußten Glücke nachzustreben, so hat der erwachsene Kulturmensch zumeist die naive Kunst des Athmens verloren und hat nun die Aufgabe, sie bewußt sich wieder zu eigen zu machen.

Die Einflüsse, die diese empfindliche Einbuße an natürlichem Können verursachen, sind, gerade wie bei der Schiller'schen Philosophie, die Einflüsse der Kultur, die den Menschen von der Natur entfernt. Und zwar sind es vorwiegend die Einflüsse des Berufes beim Manne und die der Kleidung beim Weibe.

Wir wollen hier nicht in voller Ausführlichkeit die alte Anklage gegen das Mieder wiederholen. Unsere Leserinnen kennen unsere Ansicht über dieses Marter-Instrument, das mit größerem Rechte als das Fahrrad für eine „Erfindung des Teufels" erklärt werden kann. Wir wollen hier nicht wiederholen, daß es die Leber zerquetscht, die Nieren lockert, die Bauch-eingeweide verschiebt und dadurch alle nervösen Beschwerden der Eingeweide-Senkung hervorruft, daß es die Verdauung lähmt und den ganzen, vielgestaltigen, aber immer höchst unerfreulichen Symptomen-Komplex der „Selbstvergiftung" erzeugt: das sind alles Dinge, über die die Wissenschaft längst zur Tagesordnung übergegangen ist, und deren Beherzigung sie resignirt der freien Entschließung der mächtigsten Autokratin, der Frau Mode, anheimgeben muß. Denn noch leben wir nicht in Plato's oder Comte's Ideal-Staat, wo die Wissenschaft auch die Macht besitzt, durchzuführen was sie als recht erkannt hat.

Hier wollen wir nur auf das Selbstverständliche hinweisen, daß der Schnürleib, indem er die Flanken einpreßt, den Haupt-Athem-Muskel, das Zwerchfell, ganz oder fast ganz

mattsetzt und dadurch die Aufgabe, die Lunge zu entfalten, schwächeren Muskeln aufhalst, die ihr Werk unvollkommener erfüllen. So kommt es, daß unsere Frauen die „specifisch weibliche" Athemform der Rippen- und Schlüsselbein-Athmung zeigen, obgleich sie als kleine Mädchen sämmtlich die bessere Kunst der Zwerchfell-Athmung meisterhaft geübt haben.*)

Dasselbe erzeugt bei Männern, wenn auch meist in schwächerem Grade, der Beruf. Namentlich sind es die Büreau- und Schreibtisch-Menschen, die in ihrer gewohnheits-gemäßen Haltung als gebückt Sitzende das richtige Athmen verlernt haben. Hier geht es freilich nie so weit, daß der Athem-Typus verloren geht: bis auf die wenigen Gecken, die dem schwächeren Geschlecht den Schnürleib abgeguckt haben, bleibt beim Manne die Athmung regelmäßig, „abdominal", das heißt wird durch das Zwerchfell besorgt. Aber wenn auch die Qualität hier erhalten blieb, so hat doch die Quantität regelmäßig, und häufig in gefährlicher Weise sich vermindert: es ist die rechte Athemkraft verloren. Und das ist im Erfolg ganz dasselbe, als wenn der Mann mit schwächeren, der Aufgabe eigentlich fremden Muskeln athmen würde, wie das Weib das thut, dank dem Corset! So oder so: der Brustkorb wird nicht gehörig gedehnt, die Lunge nicht gehörig gelüftet, die Versorgung des Körpers mit Sauerstoff ebenso wenig gehörig ausgeführt, wie seine Entgiftung von den Verbrennungsgasen des Stoffwechsels: Kohlensäure, Wasser und Kohlen-Oxyd!

Und darum sind auch die Folgen die gleichen, nur beim Weibe im Ausmaß natürlich noch schlimmer, weil zu den Consequenzen ungenügender Athmung noch die anderen, oben angedeuteten „Segnungen" des Schnürleibes treten. Davon bleibt der Mann ja befreit, bemüht sich aber redlich, den Vorsprung seiner besseren Hälfte auf dem Wege zum Ziel der größten Miß-Hygiene durch Alkohol- und Tabak-Sünden wieder einzuholen. Doch das nur nebenbei!

Aber auch ohne chronische Selbstvergiftung sind die Folgen eines stümperhaften Athmens schwer genug. Man bedenke doch, was die Athmung für die Oekonomie des menschlichen Körpers zu bedeuten hat. Drei, vier Mal am Tage versorgen wir uns mit Nahrung, fünf, sechs Mal mit Flüssigkeit: aber zwanzig Mal in der Minute, zwölfhundert Mal in der Stunde, fast dreißigtausend Mal am Tage mit frischer Luft. Mehrere Tage lang vermag Thier und Mensch zu dürsten, unglaublich lange zu hungern (Succi hungerte bekanntlich vierzig Tage): aber kein warmblütiges Wesen kann auch nur zehn Minuten ohne Luftzufuhr bestehen. Es giebt keine wichtigere Thätigkeit, keine unmittelbar lebenswichtigere, als die Athmung; der Nahrungs-Aufnahme kommt ein viel niedrigerer Rang zu. Und trotzdem ist die Kunst, sich zu ernähren, so sehr viel höher ausgebildet, als die Kunst, sich mit Luft zu versorgen, — ein gerade nicht zu Stolz berechtigendes Zeichen für den Stand unserer Kultur! Ja, wenn gut Athmen ebensolche angenehmen Sensationen mit sich brächte wie gut Essen, wenn es einen Luftgaumen gäbe, dann, — ja dann brauchten wir keinen Aufsatz über die Kunst des Athmens zu schreiben, denn dann würde niemand die Kunst verlernt haben. Wenigstens kein Mann! Ob die Mode nicht trotzdem die Frauen mit der Schnürbrust martern würde, — chi lo sa? Sie hat schon schwerere Dinge erzwungen, als den Verzicht auf Gaumenfreuden.

Also die Luft ist unsere vornehmste Nahrung! Und da werden wir erwarten dürfen, daß dieselben Gesetze, die für die Nahrung gelten, auch auf sie Anwendung finden. Erinnern wir uns der bekannten Thatsache, daß zwischen der vollen Ernährung und dem Hungertode eine Anzahl Zwischenstufen bestehen. Man kann auch chronisch verhungern! Nur nennt man das im allgemeinen anders, nämlich: Verkümmern! So weiß jeder, daß das Rindvieh unserer westeuropäischen Bauern zur Zeit der Leibeigenschaft, wo sie selbst nicht satt zu essen hatten, zu einer Zwergrasse verkümmert war, die man noch heute in Schlesien respectlos und zoologie-widrig, aber treffend mit „Zicken" bezeichnet, eine Rasse, deren Wuchs, Kraft, Gewicht und Milchertrag lächerlich hinter dem wohlernährten Schlage zurückblieb. Ganz ebenso ist es mit menschlichen Rassen. In Rußland klagt man heute, daß die Riesen an Kraft der vergangenen Generationen ausgestorben sind. Die Erklärung ergiebt sich sehr einfach aus der Thatsache, daß der Russe heute nicht voll ernährt werden kann, weil er einen ungeheuren Theil seiner Ernten nach Deutschland, Frankreich und England senden muß, um nichts dafür zu erhalten, als die Quittung für die Zinsen seiner Staatsschulden. Und ebenso zweifelt heute kaum noch ein Ethnologe, daß die Schwäche, Kleinheit und Häßlichkeit vieler „Naturvölker" keinen anderen Grund hat als ihren chronischen, nur selten durch Freß-Orgien unterbrochenen Hungerzustand.

Wenn das schon von der Nahrung gilt, um wieviel mehr muß es von der wichtigsten Stoffzufuhr, der Athmung, gelten! Und in der That kann man auch zwischen voller Luftzufuhr und dem Erstickungstode viele Zwischenstufen feststellen: man kann auch chronisch ersticken, nur nennt man das anders, nämlich: Verkümmerung!

Wenn aber die Verkümmerung, die aus Nahrungsmangel hervorgeht, eine Folge der wirthschaftlichen Noth ist, und darum erst verschwinden kann, wenn die „soziale Frage" beantwortet sein wird: so ist die Verkümmerung, die auf Luftmangel beruht, nur eine Folge menschlicher Thorheit und Unachtsamkeit. Denn glücklicherweise ist das Luftmeer, das uns umgiebt, unerschöpflich. So viel Sauerstoff auch Thier und Mensch im Athmungs-Prozesse verbrauchen, er wird doch stets ersetzt; denn die Pflanzenwelt athmet ihrerseits ein, was wir ausathmen, nämlich Kohlensäure, und athmet aus, was wir zur Einathmung brauchen, nämlich Sauerstoff. Und so vermindert sich der Schatz, von dem wir leben, nicht um ein Atom. Wir dürfen so viel davon brauchen, als wir nur vermögen, kein beatus possidens hindert uns daran. Und wenn wir es nicht thun, so ist nur unsere eigene Trägheit der Erzengel, der vor der Pforte des Paradieses „Gesundheit" gegen uns Wache hält.

*) Es sei übrigens, um bequeme Einwände unmöglich zu machen, hier zugegeben, daß die Rippen-Athmung dem weiblichen Geschlechte naturgemäßer ist, als dem männlichen. Denn die natürlichen Aufgaben des Weibes bedingen es, daß zu Zeiten die Zwerchfell-Athmung sehr erschwert ist, sodaß andere Muskeln aushülfsweise eintreten müssen. Das alles zugegeben, ist es doch nicht minder wahr, daß auch beim Weibe unter regelmäßigen Verhältnissen das Zwerchfell den Haupttheil aller Athem-Arbeit zu verrichten hat, nur stärker, als beim Manne, durch die Rippen- und Schlüsselbein-Muskulatur unterstützt.

Die Folgen ungenügender Athmung sind Störungen der Gesundheit in zweifacher Richtung. Es leidet der gesammte Stoffwechsel, und es leidet das Organ der Athmung selbst, die Lunge. Soll ihr unsäglich feines Gewebe, die blumenblattzarte Substanz, die ihre Millionen Lufträumchen trennt, gesund bleiben, so muß die Lunge als Ganzes voll zur Entfaltung kommen. Denn nur durch die voll entfaltete Lunge strömt das Blut in einer Fülle und Kraft, die ausreichen, um das Gewebe zu ernähren und lebens-, das heißt abwehrkräftig zu erhalten. Aber voll entfaltet wird die Lunge nur durch richtige, tiefe Athmung!

Fehlt diese, bleiben Theile der Lunge unentfaltet, so leidet die Lebenskraft des Gewebes. Die Träger der lebendigen Kraft, die Zellen, erhalten nicht Blut genug, um sich in voller Rüstigkeit zu erhalten, und das Gewebe als Ganzes nicht Strom genug, um absterbende Zellen auszuschwemmen und dem großen Heizofen zuzuführen. So finden sich in der zarten Substanz viele hungerschwache und altersschwache Zellen, — und die sind häufig nicht kräftig genug, um die Gefahren abzuwehren, die gerade hier dem Gesammt-Organismus drohen. Wir wissen, daß trotz aller Filter-Apparate in Nase, Schlund und Luftrohr die uns überall umgebenden „Wohn-Parasiten", voran der gefährlichste, der Tuberkel-Bacillus, häufig in die Lungenwege eindringen. Ein gehörig ventilirtes Organ macht mit den Raubmördern kurzen Prozeß, es wirft sie mit der nächsten Ausathmung vor die Thür, oder läßt sie, wenn sie schon Fuß gefaßt haben, ohne Umschweife durch die lebenstrotzenden Zellen selbst abthun, ohne daß der Gesammt-Organismus mobil zu machen brauchte. Sie bleiben durchaus ungefährlich. Wenn aber die Lunge nicht richtig athmet, wenn die Blutversorgung der Scheidewändchen zwischen den Lufträumen in Folge dessen ungenügend ist, dann kann es sich ereignen, daß der Eindringling der nächsten Zellen Herr wird und einen Schlupfwinkel gewinnt, von dem aus es ihm allmählich gelingt, den ganzen Körper zu vernichten.

In weniger bösen Fällen bringt die ungenügende Athmung wenigstens eine große Unbequemlichkeit, den üblen Athem. Ein solcher stammt niemals „aus dem Magen", wie der Volksmund sagt; denn Magen und Mund stehen für gewöhnlich nicht in offener Luftverbindung. Wenn ein solcher übler Geruch seine Ursache nicht in cariösen Zähnen oder in Krankheiten der Nase und des Nasen-Rachenraumes hat, so ist sie in mangelhafter Lüftung der Lungen zu suchen. Auch ohne daß es sich um brandige oder andere Zerstörungen des Gewebes handelte, kann es zu üblem Geruche der Athemluft kommen, weil durch die Lungen nicht nur Kohlensäure und Wasser ausgeschieden werden, sondern auch Spuren anderer im Stoffwechsel entstehender Gase, z. B. des sehr übel duftenden Schwefelwasserstoff-Gases, und ferner, weil in schlecht ventilirten Lungen das Bronchial-Secret sich staut und zersetzt. Bei richtiger Athemführung können sich solche Beimengungen niemals derart anhäufen, daß sie sich ungngenehm bemerkbar machen können, und dann bleibt der Athem so appetitlich-süß, wie der gesunder Kinder, den man mit Entzücken einathmet; wenn aber eine mangelhafte Lüftung statt hat, dann können sich die häßlichen Gase allmählich anhäufen, bis sie der Umgebung lästig werden.

Aber so wichtig die Lungenlüftung für das Organ der Athmung selbst ist, um es leistungsfähig und gesund zu erhalten, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß das Organ und seine Thätigkeit vom Standpunkt des Ganzen nur Mittel zum Zweck sind. Dieser Zweck ist die Versorgung des Körper-Ganzen mit Sauerstoff und die Ausscheidung der im Stoffwechsel gebildeten Kohlensäure und eines Theiles des hier entstandenen Wassers.

Stockt die Ausscheidung ganz, so tritt bekanntlich die acute tödtliche Kohlensäure-Vergiftung ein, wie z. B. beim Ersticken oder Ertrinken; wird sie nur ungenügend ausgeführt, so kommt es zu einer chronischen Kohlensäure-Vergiftung, deren schwerste Formen die Tragödie z. B. eines Herzfehlers ausmachen. Aber auch hier wieder giebt es zahllose Zwischenstufen bis zur vollen Gesundheit. Und es unterliegt keinem Zweifel, daß manche „Benommenheit des Kopfes", namentlich bei geistiger Arbeit, daß mancher Kopfschmerz, manche Schlaflosigkeit und andere nervöse Beschwerden ihre Ursache in einer mangelhaften Ausscheidung der Stoffwechsel-Gase, d. h. in einer leichten, chronischen Kohlensäure-Vergiftung infolge mangelhafter Athmung haben.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Mittel-Europa in Schnee und Eis.

Von Dr. Herm. J. Klein.

Es klingt fast wie ein Märchen, und doch ist buchstäblich wahr, daß es eine Zeit gegeben hat, in welcher der größte Theil unseres schönen Deutschlands, ja ganz Mittel-Europa unter Eismassen begraben lag, wie solche heute nur noch in Grönland angetroffen werden. Nach den Berichten Nansen's und anderer Forscher ist die große Insel Grönland mit einem Eispanzer von mehreren hundert Metern Dicke bedeckt und das ganze Binnenland eine einzige ungeheure Eiswüste, über welche die Schneestürme hinwegrasen. Eine solche Eiswüste war vor vielen Jahrtausenden auch Mittel-Europa, Skandinavien, Großbritannien, das nördliche Rußland und das Polar-Meer, ja es ist überaus wahrscheinlich, daß der Eispanzer, welcher heute Grönland überdeckt, eine Art letzten Restes der Vereisung ist, welche vordem die nördliche Erdhälfte in den Banden der Kälte und des Todes gefangen hielt. Es ist den Forschern nicht leicht gewesen, zu der Ueberzeugung der ehemaligen Existenz einer Eiszeit in Europa zu gelangen, obgleich, wie wir heute wissen, eine Menge von Thatsachen dieselbe unzweifelhaft bekunden. Aber diese Thatsachen mußten erst richtig gedeutet, das Blatt im Buche der Natur, auf dem sie geschrieben sind, mußte erst gelesen und verstanden werden, ehe diese Lehre entstehen konnte. Der Erste, welcher die Thatsachen richtig deutete, war ein genialer Forscher, der aber einsam und verlassen für sich lebte. Sein Name ist Karl Schimper, und er wurde geboren zu Mannheim im Jahre 1803 als das Kind armer Leute. In Folge der widrigen Verhältnisse, unter denen er aufgewachsen, blieb Schimper zeitlebens ein Sonderling, aber in diesem Mann lebte der Geist eines genialen Forschers, und vieles, was er auf naturwissenschaftlichem Felde beobachtet und gedeutet hat, ist heute von der Wissenschaft als richtig anerkannt. So verfolgte er in seiner Einsamkeit am Rheine zur Winterszeit den Eisgang des gewaltigen Stromes, die Bildung der Schollen, ihre Bewegungen und den Transport von Schutt und Steinen, den sie gelegentlich ausführen, und kam dadurch auf die Bewegung des Eises und die Wirkungen, die dasselbe auf die Gestaltung der Erdoberfläche ausübt. Er fand, daß das Eis, besonders wo es in der Gestalt von Gletschern auftritt, Stücke der Gesteinsmassen, über und zwischen denen es sich bewegt, vor sich herschiebt, die dann natürlich liegen bleiben, sobald das Eis schmilzt und verschwindet. So ward ihm klar, daß die zahlreich in Norddeutschland herumliegenden großen Felsmassen, die man erratische Blöcke nennt, von Eismassen dorthin geschoben worden seien, und daß folglich Norddeutschland in einer früher unbekannten Zeit von Gletschern bedeckt gewesen sein müsse. Diese Ansichten waren so sehr allem entgegen, was im ersten Drittel unseres Jahrhunderts als wissenschaftlich feststehend galt, daß die Naturforscher sie im allgemeinen nicht beachteten. Heute sind sie längst als richtig erkannt worden, und wir werden gleich sehen, wie dies zugegangen. Vorher aber möchte ich noch mit einigen Worten der Lebensschicksale Schimpers gedenken. Er blieb, wie Dr. Volger auf der Heidelberger Naturforscher-Versammlung 1889 mittheilte, einsam und abseits von der großen Straße. Mehrmals stand er in Gefahr zu verhungern, aber er trug sein Schicksal als Philosoph und hatte noch den Muth, seinen Hungerzustand zu wissenschaftlichen Beobachtungen zu benützen. Eine kleine Weihnachts-Dedication von Versteinerungen an die Großherzogin von Baden zog die Blicke dieser hohen Frau auf den ärmlichen Forscher. Schimper erhielt eine kleine Wohnung im Schlosse zu Schwetzingen und auch sonstige Unterstützung, so daß er wenigstens von Nahrungssorgen befreit seinen Lebensabend verbringen konnte Treu und aufopfernd zur Seite stand ihm eine ältere Freundin, die Tochter eines badischen Forstbeamten, und eine alte Magd, die ihren Herrn wie ein höheres Wesen verehrte und bis zu seinem Tode im Jahre 1867 mit rührender Sorgfalt verpflegte. Ehre dem Andenken dieser Braven!

Schimper's Forschungen über die Wirkungen des Eises wurden von dem Schweizer L. Agassiz aufgegriffen und weiter geführt. Dieser hatte den großen Vortheil, daß er die Wirkungen der Gletscher an Ort und Stelle ununterbrochen studiren konnte. Unermüdlich durchwanderte er die Alpen und das Jura-Gebirge und erkannte, daß die dort zahlreich vorkommenden erratischen Blöcke in der That von den Gletschern an ihre heutigen Lagerungsorte transportirt worden seien. Ja noch mehr; er wies nach, daß in einer vorgeschichtlichen Zeit die Gletscher der Schweiz bedeutend größer gewesen sein müssen als heute; denn es sind Blöcke, deren Gestein ihre Herkunft kennzeichnet, weit über das Flachland zerstreut, ja im Jura-Gebirge die Höhen hinauf transportirt worden, und zwar von Gebirgshöhen her, die im Herzen der Alpen liegen. Dies konnte aber nur dadurch geschehen, daß mächtige Gletscher sich bis ins entfernte Flachland ausdehnten, ja an den Bergen des Jura-Gebirgs sich empor thürmten, wobei sie die Gesteinsblöcke vor sich herschoben. Als dann später die Gletscher verschwanden oder sich auf ihren heutigen, sehr geringen Umfang zurückzogen, blieben jene Blöcke liegen, als stumme Zeugen dessen, was in der Vorzeit sich ereignete. Diese Felsblöcke sind theilweise von ungeheurer Größe: so z. B. ein Kalksteinblock bei Bex im Thal der Rhone, welcher ein Gewicht von mehr als $^1/_4$ Million Centner besitzt und, wie sich aus seiner Beschaffenheit ergiebt, in der Vorzeit aus einer Entfernung von fünfundvierzig Kilometern durch Gletschereis verschoben worden ist. Bei Trogen im Kanton Appenzell liegt ein gewaltiger Felsblock aus einem Granit bestehend, der sich nur in Graubünden in einer Wildwasserschlucht findet und also von dort stammt. Die Gletscher der Vorzeit haben ihn zwanzig Meilen weit, über das heutige Rheinthal hinüber, verfrachtet. Im Reußthale findet man zahllose Blöcke, die aber vom St. Gotthard stammen, und endlich sind die Hügel rings um den Bodensee vielfach mit Steinblöcken besetzt, die aus den Alpen gekommen sind. Diese und andere Thatsachen, welche hier nicht erwähnt zu werden brauchen, haben die Geologen, zuerst Agassiz, darüber aufgeklärt, daß in einer uralten Zeit die ganze Schweiz von mächtigen Gletschern bedeckt war, die sich längs dem Jura auftürmten und gegen Norden und Nordosten über das Rheinthal hinaus sich erstreckten. Auch der Schwarzwald war voller Gletscher, und ebenso lag ein Theil der bayrischen Hochebene unter Eis begraben. Jetzt gingen den Forscher auch die Augen auf über den Ursprung der sogenannten Findlingsblöcke, die sich in ganz Norddeutschland und in den baltischen Provinzen Rußlands rings um die Ostsee ausgebreitet finden und deren Herkunft so lange ein Räthsel war. Man wußte, daß das Gestein, aus welchem sie bestehen, nur in den Gebirgen der skandinavischen Halbinsel gefunden wird; nun ward klar, welche Kraft diese Felsen dort fortgerissen und bis nach Deutschland transportirt hat. Es waren ungeheure Gletscher, welche diesen Transport vollführten, und zwar zu einer Zeit, als ganz Skandinavien so vollständig vereist war wie heute Grönland. Die ungeheuren nordischen Gletscher überdeckten damals auch das Gebiet der heutigen Ostsee sowie einen großen Theil der Nordsee, und auf dieser Eisfläche und mit ihr wurden die abgerissenen Gesteinsblöcke der skandinavischen Berge über das Meer bis nach Norddeutschland und Rußland geschoben. Die Eismassen waren so ungeheuer, daß sie sich am Riesengebirge bis zu einer Höhe von fünfhundert Metern aufstauten. Skandinavien und Mittel-Europa, besonders auch Deutschland, waren damals, was heute Grönland ist, d. h. ein Gebiet, welches völlig unter Eismassen begraben lag. An dieser Thatsache ist durchaus nicht zu zweifeln, es ist keine Hypothese, die vielleicht von künftigen Forschungen wieder umgestoßen werden könnte, sondern eine wissenschaftliche Wahrheit, so sicher erwiesen, als wenn gebildete Menschen Augenzeugen derselben gewesen wären. Selbstverständlich war damals das Netz unserer heutigen Flüsse nicht vorhanden, es gab keine Weichsel und keine Oder, keine Elbe oder Weser, auch Rhein und Donau existirten nicht. Die Oberfläche Deutschlands war aber völlig von Eis bedeckt, und ihre heutige Gestalt hat sie erst gewonnen durch den Rückzug dieser Eismassen, der allmählig vor sich ging. Bei dieser Gelegenheit bildeten sich große Sammelräume, in welche die Schmelzwasser der Gletscher abströmten, natürlich von Norden nach Süden, und die so gebildeten großen Thäler wurden, als die Eismassen endlich über die Ostsee zurückgewichen waren, die Wege, auf welchen die Regenwasser ihren Zusammenfluß und Abfluß fanden, d. h. sie zeichneten die Laufbahnen unserer gegenwärtigen norddeutschen Ströme vor. Aber die heutigen Ströme sind keineswegs gleich in ihrer heutigen Gestalt und Laufrichtung entstanden, vielmehr haben sich seit dem Rückzuge des Eises auch in dieser Beziehung gewaltige Veränderungen

geltend gemacht. Es ist ersichtlich, daß die Urströme Norddeutschlands zuerst annähernd im oberen Elbthal, dem oberen Oderthale und später in einem in der Richtung von Warschau über Berlin verlaufenden Thale flossen, und daß sie sich nördlich von Magdeburg zu einem einzigen Strome vereinigten, zu einer Ur-Elbe, die in die Nordsee strömte. Durch die neuesten Untersuchungen ist festgestellt worden, daß das Zurückweichen der ungeheuren nordischen Eismassen mit Pausen erfolgte. Innerhalb dieser Pausen bildeten die abströmenden Schmelzwasser jene Thäler, deren oben gedacht wurde. Als endlich das Eis über den pommer'schen Höhenrücken oder die sogenannte baltische Höhenplatte gegen die heutige Ostsee zurückgewichen war, entstand, wie der Geologe Keilhack nachgewiesen, nochmals ein großes Längenthal, das von Westpreußen bis nach Mecklenburg reichte, und in diesem Thale bildeten sich durch Stauung unsere großen Seen; der größte entstand dort, wo heute das Stettiner Haff ist. Das Norduser dieser Seen wurde von dem Eisrande gebildet, und das in dem Thale zusammenströmende Wasser floß in die untere Elbe ab. Damals aber lag das heutige West- und Ostpreußen noch unter einem gewaltigen Eisgletscher begraben, sodaß die Weichsel ihren Lauf nach der heutigen Oder hin nehmen mußte. Nach und nach haben aber die östlichen Gewässer andere Bahnen eingeschlagen und vielleicht zuerst bei hohen Wasserständen Durchbrüche gegen Norden, nach der inzwischen entstandenen Ostsee, gefunden, bis sich allmählich die heutigen Zustände herausstellten. Die Entstehung der Ostsee ist auch keineswegs plötzlich erfolgt, sondern allmählich. Anfangs war sie ein kleines Binnenmeer, in welchem sich Eisberge bewegten und nordische Thiere tummelten und welches durch einen breiten Meeresarm, der das südliche Schweden durchzog, mit der Nordsee in Verbindung stand. Diese Verbindung wurde im Laufe der Jahrtausende unterbrochen und damit die Ostsee von der Nordsee abgetrennt. Da aber die Flüsse dem nun entstandenen Binnensee mehr Wasser zuführten, als daraus verdunstete, so nahm es an Umfang zu und überschwemmte weite Gebiete rings um seine Küste, bis es einen Abfluß in die Nordsee fand an der Stelle, wo heute die Wasserstraßen Belt und Sund sich befinden. Während dieser Zeit war das Klima im mittleren und nördlichen Europa allmählich wärmer geworden, die ungeheuere Eisbedeckung war bis auf sehr geringe Reste in den höchsten Regionen der Alpen und auf dem skandinavischen Gebirge verschwunden. Das damalige Klima muß aber zunächst noch immer sehr rauh gewesen sein, denn die thierischen Ueberreste aus dieser Zeit zeigen, daß die Thierwelt, welche damals Mittel-Europa bewohnte, die nämliche war, welche wir heute in den nordischen Sumpf- und Moorgegenden antreffen. Nach und nach änderte sich dies; Mittel-Europa wurde zu einer Steppe, in welcher das Wildpferd, das büschelhaarige Rhinoceros und andere Thiere umherschweiften. Wiederum verstrich eine lange Zeit, während der die Steppe allmählich zum Walde wurde, und mit dichten Urwäldern bedeckt, tritt endlich Deutschland in das Licht der Geschichte zur Zeit der Römer. Man erkennt hieraus, daß eine überaus lange Jahresreihe verflossen sein muß, seit den Tagen, da Mittel-Europa unter Gletscher-Eis begraben lag, bis zu der Zeit, als die Urväter der Deutschen in ihren Wäldern hausten. Wie viele Jahrhunderte oder Jahrtausende dazwischen liegen, wissen wir nicht; aber wenn man bedenkt, daß sich während dessen die Ostsee bildete, daß die großen Ströme Mittel-Europas ihren Lauf begannen und wiederholt beträchtlich änderten, so kann man nicht daran zweifeln, daß viele, viele Jahrtausende vergangen sein müssen, während deren sich diese Umwälzungen vollzogen. Auch über die Ursache der Eiszeit in Europa weiß man nichts Bestimmtes; verschiedene Muthmaßungen sind in dieser Beziehung ausgesprochen und mancherlei Hypothesen aufgestellt worden, aber Uebereinstimmung ist bis jetzt noch nicht in dieser Frage erzielt worden. Man braucht keineswegs anzunehmen, daß die Eiszeit in Folge einer sehr bedeutenden Abnahme der Sonnenwärme hervorgerufen wurde, sondern es können ganz gut irdische Ursachen allein gewesen sein, welche sie veranlaßten. Wenn in den sogenannten kalten Tagen des Mai, in den Tagen der Kalender-Heiligen Mamertus, Pancratius und Servatius in Mittel-Europa Schneegestöber eintritt, Eiszapfen an den Brunnen sich bilden und der Frost die Blüten vernichtet, so ist dieses rauhe, völlig winterliche Wetter durchaus nicht eine Folge verminderter Wärmestrahlung der Sonne, sondern nur dem Umstande zuzuschreiben, daß alsdann heftige nördliche Winde von Skandinavien und der nördlichen Polar-Gegend her anhaltend über Mittel-Europa wehen. Würden solche Witterungszustände viele Jahre hindurch Monate lang andauern, so müßte sich das Klima Mittel-Europa's erheblich verschlechtern, ja es ist denkbar, daß unter solchen Umständen während der wärmeren Jahreszeit nicht alle Eismassen fortschmelzen würden, die sich in den kalten Monaten gebildet haben. Dauerten nun diese Zustände Jahrzehnte und Jahrhunderte fort, so müßte das Eis mehr und mehr die Ueberhand gewinnen, und die Eiszeit wäre da. Ob auf diese Weise die Eis-Periode Europa's wirklich zu erklären ist, mag dahingestellt bleiben, aber die Möglichkeit, daß sie in solcher Art entstanden, kann man nicht bezweifeln. Da wir nichts Gewisses über die Ursache der Eiszeit wissen, so kann man auch nichts darüber sagen, ob sich in der Zukunft abermals eine Eiszeit einstellen wird. Die genaueren Forschungen haben ergeben, daß sich vor der im Vorhergehenden besprochenen Kältezeit thatsächlich eine frühere Eiszeit in Europa gezeigt hat und daß beide durch eine wärmere Zwischenzeit von beträchtlicher Dauer getrennt waren. Das ist ein höchst merkwürdiges Ergebniß und wird von denjenigen mit Nachdruck betont, welche behaupten, daß auch zukünftig wieder Eiszeiten über Europa hereinbrechen könnten. Die Möglichkeit ist nicht zu leugnen, aber jedenfalls können solche Zeiten nicht wie der Dieb in der Nacht hereinbrechen, sie stellen sich allmählich ein, d. h. im Laufe von Zeiträumen, die für menschliche Verhältnisse als sehr lange bezeichnet werden müssen. Soweit die Wissenschaft bis jetzt sehen kann, brauchen wir uns wegen einer zukünftigen Eiszeit keine Sorgen zu machen, so wenig wie darüber, ob die Sonnenwärme abnehmen werde. Denn im Vergleich mit solchen kosmischen Ereignissen und ihren Jahres-Cyklen sind alle menschlichen Einrichtungen wie sie sich in der Bildung von Kulturkreisen und staatlichen Entwicklungen zeigen, nur von vorübergehender Dauer, ebenso kurz als ohnmächtig. Nur den Gedanken muß die Wissenschaft als irrig abweisen, daß die irdischen Zustände, unter denen das Menschengeschlecht in Europa zu sehr hoher Kultur emporgestiegen ist, unveränderlich dauernde seien; vielmehr werden auch sie vergehen und neue Gestaltungen an ihre Stelle treten.

Unsere Kinder.

Lieber Onkel!

Hier schicke ich Dir das Bild von meinen zwei Vettern. Du glaubst gewiß, sie heißen Max und Moritz, sie heißen aber Fritzi und Karli und sind viel, viel braver. Der Storch hat sie alle beide auf einmal gebracht, darum sind sie Zwillingsbrüderln und haben sich auch sehr lieb.

Es grüßt Dich herzlich Deine

Krieglach. Martha Rosegger.

Nachdruck verboten.

Die Verbreitung der Malaria durch Mücken.

Zu den Marksteinen, die den Kultur-Fortschritt im zu Ende gehenden Jahrhundert kennzeichnen, gehört die Entdeckung und Bekämpfung jener kleinen Lebewesen, die die Ursache der das Menschengeschlecht heimsuchenden Epidemien sind. Nachdem Robert Koch den Cholera-Erzeuger entdeckt hatte, wurden in schneller Folge auch die anderer epidemischen Krankheiten erkannt. Dem kommenden Jahrhundert bleibt es vorbehalten, Mittel zu finden, die erkannten Feinde nun auch ohne Schaden für den Menschen zu vertilgen. Zur Vernichtung eines dieser Parasiten, des Malaria-Erzeugers, dem jährlich viele Tausende, allein in Italien fünfzehntausend Menschen, zum Opfer fallen, haben wir schon jetzt einen gewaltigen Schritt vorwärts gethan.

Die Erfahrung, daß die Abwehr der Moskitos auch das Fernbleiben der Malaria zur Folge hatte, führte in Italien schon in früheren Zeiten zu der Annahme, daß zwischen diesen Insecten und der Krankheit irgend ein Zusammenhang bestehe. Dieser Zusammenhang ist jetzt thatsächlich durch Robert Koch und eine Anzahl italienischer Gelehrten erkannt und nachgewiesen worden. Die überaus interessanten Ergebnisse ihrer Forschungen wollen wir unseren Leserinnen hier kurz zusammenstellen.

Gegenden, die am meisten von den Moskitos heimgesucht werden, sind immer malaria-verseucht. Die Moskitos entwickeln sich am günstigsten auf feuchtem Boden in feuchtwarmer Luft. Die Malaria grassirt nur in feuchten Gegenden, an Flußmündungen, in der Nähe von Sümpfen und flachen Küsten, und zwar am stärksten in nassen Sommern. Anhaltende Regengüsse mit großen Ueberfluthungen vernichten die Moskitos, nach solchen Natur-Ereignissen pflegt auch die Malaria zu erlöschen. Die Moskitos halten sich nur an tief gelegenen Orten auf, Bergbewohner und Bewohner hoher Stockwerke werden selten von der Malaria ergriffen. In Städten, wo weithin der Boden mit Häusern und Straßen bedeckt ist, können die Moskitos sich nicht entwickeln. Solche Städte bleiben frei von Malaria, wenn auch die Gegend ringsum verseucht ist. Der innere Theil von Rom ist malaria-frei; je mehr die äußeren Theile Gärten und Anlagen enthalten, um so stärker tritt die Krankheit auf, die weitere Umgebung ist ein ausgeprägtes Malaria-Gebiet.

Robert Koch äußert sich darüber folgendermaßen: „Es wird sich wohl kaum irgendwo anders ein so unmittelbarer Gegensatz zwischen malaria-verseuchten und malaria-freien Orten auffinden lassen. Der Grund für das Fehlen der Malaria kann nicht in der Luft liegen, die jederzeit von allen Seiten her aus der Campagna über Rom hinwegstreicht, nicht im Wasser, das aus den Malaria-Gegenden zum Theil in offener Leitung nach Rom geführt wird, nicht in Eßwaren, Obst, Gemüse, die ebenfalls aus der Malaria-Gegend eingeführt werden. Der einzige hier in Betracht kommende Unterschied zwischen Stadt und Umgebung liegt darin, daß das Innere der Stadt vegetations-los und damit gänzlich frei von Moskitos ist, gegenüber der Umgebung, die von Stechmücken verschiedener Art wimmelt. Ueberall, wo die Vegetation in größeren Anlagen, Gärten u. s. w. beginnt, da zeigen sich innerhalb und außerhalb der Mauern von Rom die Stechmücken und damit vergesellschaftet die Malaria." Nach Aufforstung oder Entwässerung des Bodens eines Malaria-Gebietes verschwinden die Mücken, zugleich die Malaria. Die Mücken schwärmen am meisten nach Sonnenaufgang; in Malaria-Gebieten sind Menschen, die sich zu dieser Zeit im Freien aufhalten, am meisten der Inficirung ausgesetzt. Offenes Feuer lockt die Mücken herbei und vernichtet sie, offenes Feuer schützt erfahrungsgemäß vor Malaria-Ansteckung. Schwefelgeruch verscheucht die Mücken, Schwefelarbeiter bleiben von der Krankheit verschont. Der durch all diese Beobachtungen sehr wahrscheinlich gemachte Zusammenhang zwischen der Krankheit und den Mücken wurde zur Gewißheit, als in Italien und Indien in dem Darmkanal solcher Moskitos, die das Blut Malaria-Kranker gesogen hatten, Malaria-Parasiten gefunden wurden. Es zeigt sich, daß der Malaria-Parasit in seinem ersten Entwickelungs-Stadium durch Stiche von Mücken, und zwar bestimmter Arten, zu denen ganz besonders die große, in Italien „Zanzarone" oder „Moschino" genannte Mückenart gehört, auf Menschen, Fledermäuse und Vögel übertragen wird. Von hundert gleichzeitig eingefangenen Sperlingen wurden fünfzig mit Moskitos zusammengebracht, fünfzig blieben isolirt. Von den ersteren wurden vierzig mit Malaria-Parasiten inficirt, von den letzteren kein einziger. Als man darauf auch diese den Moskito-Stichen preisgab, wurden auch sie inficirt. — In ein Zimmer, in dem sich mehrere Personen befanden, die noch nie an Malaria erkrankt waren, wurden Moskitos gebracht, die in Malaria-Gegenden gefangen waren. Nach kurzer Zeit erkrankten mehrere dieser Personen an Malaria. Im warmen Blute seiner Wirthe macht der Parasit ein oder mehrere Stadien seiner Entwickelung durch. Soll er sich weiter entwickeln und vermehren, so ist sein Uebergang in einen anderen, kaltblütigen Wirth nothwendig. Dieser ist wieder eine Mücke, die ihn mit dem Blute des gestochenen Menschen oder Thieres einsaugt. Im Darm der Mücke entwickelt sich dann der Parasit zu seinem Endzustand und vermehrt sich hier, indem er in Sporen zerfällt. Diese gelangen in die Speicheldrüse der Mücke und werden von da wieder durch Stiche auf Menschen und Thiere übertragen, und der Kreislauf der Entwickelung wiederholt sich in derselben Weise. Aufgabe der Zukunft ist es, die Menschen von den inficirenden Mücken zu befreien. Das nächstliegende Mittel hierzu ist, diese durch Trockenlegung des Bodens, durch Ueberschwemmungen mit abfließendem Wasser und dergleichen zu vernichten. Auch Vernichtung durch Fische, die die Mücken-Larven in Menge vertilgen, oder durch Petroleum wird empfohlen. Am wirksamsten wird immer der directe Schutz des Körpers gegen Mückenstiche sein. Gelingt es, ein Mittel zu finden, das die Haut gegen die Angriffe der gefährlichen Thiere schützt, so dürfte die Zeit nicht mehr fern sein, wo die Krankheit, die jetzt jährlich Tausende und Abertausende hinwegrafft, und derentwegen ungeheuere Länderstrecken, — in Italien allein zwei Millionen Hektar, — unbebaut bleiben, nur noch vereinzelt vorkommt.

Redactions-Post.

Frau von Sch. in Potsdam. — Wir haben ebenfalls die jüngst in den Tageszeitungen veröffentlichte Notiz „Werden große Männer alt?" gelesen und geben Ihnen gern eine Zusammenstellung der Lebensalter berühmter Frauen: Königin Luise wurde 34 Jahre alt, Kaiserin Augusta 79, Philippine Welser 50, Fürstin Bismarck 71, Katharina von Bora 53, Goethe's Mutter 77, Schiller's Mutter 70, Charlotte von Stein 85, Luise Scheppler 74, Leonore Prochaska 28, Karoline Herschel 98, Rosa Bonheur 76, Rahel Varnhagen von Ense 62, Bettina von Arnim 74, Gräfin Hahn-Hahn 75, Annette von Droste-Hülshoff 51, Fanny Lewald 78, Henriette Herz 83, Dorothea Schlegel 76, Johanna Kinckel 48, George Sand 72, Luise Pichler 74, Luise Hensel 78, Luise von Plönnies 69, Wilhelmine Schröder-Devrient 54, Clara Schumann 77, Marie von Nathusius 40, Ottilie Wildermuth 60. Sie sehen, das Durchschnittsalter übertrifft noch das der Männer.

Kränzchen „Vergißmeinnicht" in Hamburg. — Wir sagen Ihnen die herzlichsten Glückwünsche zu Ihrem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum! Die lange Zeit Ihres Bestehens ist ein beredtes Zeugniß für das einträchtige Zusammenhalten Ihrer Mitglieder. Sie werden aber noch übertroffen durch ein Kränzchen in Leipzig, welches achtundvierzig Jahre besteht. Ursprünglich gehörten diesem Kränzchen sieben junge Mädchen an, von diesem Stamm sind gegenwärtig noch drei am Leben. Das zuletzt aufgenommene Mitglied gehört dem Kreise seit etwa dreißig Jahren an. Aus den jungen Mädchen sind mit der Zeit Großmütter, Großtanten und Urgroßtanten geworden, ja es giebt bereits einige erwachsene „Kränzchen-Enkel".

Frau v. B. in Düsseldorf. — Die „Sturm- und Drang-Periode" hat ihren Namen eigentlich nicht von dem Stürmen und Drängen jener jungen Dichter-Genies, unter denen Goethe, Lenz, Wagner, Hahn, Müller am meisten hervortraten, sondern von dem Schauspiele Max Klinger's (gestorben als russischer General-Lieutenant in St. Petersburg 1831) „Sturm und Drang", in welchem der Verfasser, wie er und seine Geistesbrüder bekannt waren, „im Sturmschritt der Handlung, mit der Wucht des dramatischen Pathos dem Ungestüm ihrer Gefühle und Ueberzeugungen der Macht des Ueberlieferten entgegenzuwerfen."

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: H. Hein; für den technischen Theil: A. Grosse, beide in Berlin; — für Oesterreich-Ungarn: Robert Mohr, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 22, I. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). — Berlin und Wien, 15. November 1899. — Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). XXVI. Jahrg.

Ida Lieder
als Elisabeth in Wagner's Tannhäuser.

Nachdruck verboten.

Der tolle Graf.

Erzählung von E. Krickeberg.

(Schluß.)

Seit seiner Rückkehr aus Deutschland war der tolle Graf wie umgewandelt; nicht, als ob er äußerlich seine Lebensführung wesentlich geändert hätte, aber es war ein anderer Geist in allem, was er that.

Er bewohnte wieder sein altes, ehrwürdiges, einer stolzen Burg gleichendes Schloß im Gouvernement Perm. Er ging auf die Jagd, nahm den Verkehr mit den Standesgenossen in der Nachbarschaft wieder auf, machte Besuche und empfing Gäste, aber wenn früher seine Ausflüge meist die dafür angesetzte Zeit überschritten hatten, so kam er jetzt oft unvorhergesehen früh nach Hause. Mitten in der heitersten Gesellschaft konnte es ihm passiren, daß er aufsprang und das Anspannen befahl, er habe etwas Dringendes daheim vergessen. Wenn er dann aber zu Hause eintraf, und seine Frau ihm erstaunt fragend entgegen blickte, dann wurde er verlegen, — er, der „tolle" Graf, — und er warf etwas hin von Langweiligkeit, es sei kein Schneid mehr in der Gesellschaft, sie versimple mehr und mehr, dazu habe sich der Mentschikoff das Trinken angewöhnt, und der Dolgorucki sei ein hohlköpfiger Narr u. s. w.

Allmählich kam sie dahinter, was ihn heim trieb, und von da an ging sie ihm mit ausgestreckten Händen und ihrem freundlichsten Lächeln entgegen.

„Ich danke Dir, daß Du kommst, Wladimir Petrowitsch, ich habe mich nach Dir gesehnt, es ist so einsam, wenn Du nicht da bist."

Dann strahlte sein Gesicht und sein ganzes Wesen, dann wurde er zum Kinde in seinem Eifer, ihr Liebes zu erweisen. Jeden Lufthauch hätte er von ihr abhalten, seine Hände ihr unter die Füße legen mögen, und am liebsten hätte er für sie die schweren, düsteren Mauern seiner Burg zu einem luftigen, sonnigen Himmelszelt geweitet, in dem sie als hehre Göttin thronen sollte. Er bildete sich ein, sie müsse in der Einsamkeit verkommen, und er wollte mit ihr nach Petersburg gehen und sie bei Hofe vorstellen, damit ihre Schönheit und Anmuth nach Gebühr gewürdigt würden. Er erdrückte sie fast mit seinen Geschenken und Wohlthaten; er sprach niemals von seiner Liebe zu ihr, aber seine Stimme bekam einen anderen Ton, sobald er das Wort an sie richtete; seine Augen folgten ihr auf Schritt und Tritt; der Graf Brontischeff, der immer nur gefordert hatte in seinem Leben, wartete geduldig auf eine Liebkosung von ihr.

Sie hatte zu kehren und zu wehren, sonst hätte er es bei seiner Neigung zu Absonderlichkeiten fertig gebracht, selbst seinen schier fabelhaften Reichthum in Geschenken für sie zu erschöpfen. — Es dauerte lange, bis er einsehen lernte, daß sie sich in ihrem Hause in möglichster Ruhe und bescheidener Behaglichkeit am wohlsten fühle, und auch dann begriff er es nicht. Er konnte sich von dem Gedanken nicht lösen, daß sie ihm ein schweres Opfer gebracht habe, als sie ihn, den Alten, dem Jungen vorzog, und wenn er selber das Geld zu gering achtete, um auch nur einen Augenblick den entwürdigenden Verdacht in sich aufkommen zu lassen, sein Reichthum könne ihren Entschluß beeinflußt haben, so meinte er doch, es sei seine Pflicht, sie mit ihm zu entschädigen, und ihre Gleichgültigkeit dagegen machte ihn rathlos und verwirrt. — Was konnte er denn sonst noch für sie thun? Dem tollen Grafen war sein ganzes Leben lang die ausschweifendste Befriedigung aller materiellen Bedürfnisse als höchstes Glück und Lebensziel erschienen, — gab es Menschen, die das gering achteten, obwohl es in ihrer Macht stand, es zu erreichen? Das eigenste, innerste Wesen seiner Frau blieb ihm verschleiert, wie das Bild zu Saïs, — er faßte es so wenig, wie des Doctors bedingungsloses Entsagen, — wenn ihn einmal eine Enttäuschung traf, dann pflegte er sich mit doppelter Kraft und Genußgier in den Strudel des Lebens zu stürzen, — und diese beiden hätten sich am liebsten jeder für sich allein in die tiefste Einsamkeit vergraben. In ihrer schlichten Seelengröße standen sie vor ihm wie eine hohe Mauer, über die sein Blick nicht hinwegschweifen konnte, und was dahinter war, blieb ihm verborgen. Ja, das waren andere Menschen, als er, er wußte nur nicht, ob schwächere oder stärkere, — jedenfalls aber viel zartere, weichere! Und es war rührend, wie er sein rauhes Wesen seiner Gemahlin anzupassen suchte.

Niemals früher war es ihm eingefallen, etwas Ungeziemendes dabei zu finden, wenn es bei den Herren-Gesellschaften in seinen Gemächern geräuschvoll und manchmal etwas bunt zuging, es war das Privilegium der Herren Junker, sich zu amüsiren, wie es ihnen beliebte. Jetzt fiel ihm jedes laute Gelächter auf, und wenn der Rittmeister Sergei Plotnikoff mit dem Degen auf den Tisch schlug und mit seiner Bärenstimme die anderen überschrie, so fuhr der Graf wüthend auf ihn ein: „Bist Du toll, Sergei Michaelow! Meine Frau muß denken, eine Rotte Wahnwitziger sei eingebrochen."

Unter den alten Kameraden stand es felsenfest, daß die Luft in Deutschland dem Grafen auf die Nerven gefallen sei, aber sie hüteten sich, etwas davon laut werden zu lassen; in gewissen Dingen war er der alte Tollkopf geblieben.

Als er erkennen mußte, daß es viel eher eine Last als ein Vergnügen für seine Frau war, glänzende Gesellschaften besuchen und geben zu müssen, und daß die strahlendsten Juwelen, die kostbarsten Kleider ihr nur ein flüchtiges Lächeln abgewinnen konnten, trachtete er darnach, ihr Heim auf das Herrlichste und Kostbarste auszuschmücken. Er ließ Kunstwerke, Möbel, Bücher aus der Residenz kommen, ganze Wagenladungen voll, wahllos und verschwenderisch, wie er in keiner Weise Maß zu halten wußte, und sie war gezwungen, täglich neue, ganz bestimmte Wünsche zu ersinnen, wenn sie von ihrem Haus den unbehaglich frostigen Charakter eines Museums fern halten wollte.

Sie war gerührt und überwältigt von seiner Liebe und Fürsorge, und ihr Herz quoll über vor Dankbarkeit und Zärtlichkeit; er lernte spät erkennen, daß das größte Glück des Lebens darin besteht, andere glücklich zu machen, aber er gab sich mit dem ganzen Ungestüm seiner Natur der neuen Offenbarung hin. Seine unsicher tappenden Versuche, ihr seine überschwengliche Liebe zu beweisen, umstrickten ihr Herz unwiderstehlicher, als die taktvollst ersonnenen Aufmerksamkeiten es hätten thun können. Um ihn zu beglücken, nahm sie, was er ihr bot, freute sich darüber und wünschte immer noch mehr, mit der heimlich quälenden Angst, wie das enden sollte. Der Graf rieb sich auf für sie, — nicht pecuniär, aber seelisch.

Sein ganzes Leben lang war er frei und frank geradeaus seinen Weg gegangen, um keinen sich kümmernd, keinem erlaubend, sich als Bürde an ihn zu hängen, — und nun plötzlich hatte er sie auf seine Arme genommen und keinen anderen Gedanken mehr, als ihren Fuß davor zu bewahren, daß er an einen Stein stoße. Das war eine ungewohnte Last für den „tollen" Grafen, und er zehrte sich auf in der Angst, ob er sie auch zart und stark genug trage.

Eines Tages erklärte er plötzlich, das Schloß müsse umgebaut werden, es sei altmodisch, unbequem und finster, seine Frau müsse sich fürchten in den düsteren Räumen, und sie würde an Heimweh erkranken.

Die Gräfin hatte unvorsichtigerweise einmal ihre Vorliebe für Sanssouci, des großen Friedrich stilles Asyl verrathen, — Sanssouci, das von seiner sonnigen Höhe wie ein Hort stillen, wunschlosen Friedens auf die blumengeschmückten Terrassen, die grünen Baumwipfel und die spielenden Wasser herabblickt. — Das neue Schloß im Gouvernement Perm sollte ein neues Sanssouci werden. Die Terrassen und Blumenbeete, die Baumwipfel und spielenden Wasser waren bereits vorhanden, man brauchte nur statt des alten, schwerfälligen grauen Kastens ein freundliches, luftiges, helles Schlößchen aufzubauen.

Die Gräfin erschrak. Das alte, ehrwürdige Schloß

seiner Ahnen, mit dem er verwachsen war, wie ein Baum mit der Erde, in der er wurzelte, in das er hineingehörte mit seinem ganzen Wesen, seine Heimat wollte er ihretwegen dahingeben! Das konnte nimmermehr gut enden. Der „tolle" Graf als Schloßherr in einem echten Philosophen-Heim, — das war widersinnig, — nein wahnsinnig, das mußte sie verhindern um jeden Preis.

Aber da war sein Eisenschädel, gegen den sich nicht ankämpfen ließ. Sie suchte ihn abzulenken, sie bat, sie schwor ihm, daß sie gerade das alte Schloß, wie es sei, über alles liebe, — sie wollte wenigstens einen Aufschub erwirken, — umsonst. Eines Tages traf unverhofft einer der berühmtesten Baumeister Deutschlands ein, Graf Brontischeff hatte ihn zur Conferenz beschieden.

Die Gräfin sah ein, hier war vorläufig jeder Widerstand vergebens, ihr Trost war, daß der Winter vor der Thür stand, der strenge russische Winter, der die Bauthätigkeit ohnehin verbot.

Wider Erwarten erstand ihr in dem Baumeister ein Beistand. Nachdem er den imposanten Stammsitz des alten Geschlechtes Brontischeff in Augenschein genommen hatte, war er geradezu entsetzt, daß man dies in historischer wie künstlerischer Beziehung unersetzliche, stolze Denkmal der Vergangenheit vernichten wolle. Er nannte es ziemlich ungeschminkt einen Vandalismus und erklärte, um alle Schätze des Grafen Brontischeff seine Hand nicht zu einem solchen Frevel leihen zu wollen.

Erleichterten Herzens stimmte die Gräfin ihm bei, auch sie halte es für eine Sünde, diesen Bau dem Untergang weihen zu wollen; sie, als eine Brontischeff, sei stolz auf diesen Herrensitz, den sie als ihre Heimat lieben gelernt habe. Er erinnere sie an die majestätischen Burgen ihres Vaterlandes, und wenn ihr Gemahl ihr einen Wunsch erfüllen wolle, so möge er ihr in dem runden Eckthurm, von dem aus der Blick so ungehindert weit, weit ins Land hineinschweifen könne, eine richtige Kemenate ausbauen lassen, mit einem Söller daran, damit sie sich als echte Burgfrau fühlen könne.

Was ging den Grafen das Urtheil des berühmten Fachmannes an, was kümmerte er sich um die Meinung der Mit- und Nachwelt? Er that auf seinem Grund und Boden was ihm beliebte. Und ihm war in letzter Zeit das Haus seiner Ahnen nur noch als ein häßlicher, grauer, plumper Steinhaufen erschienen, der zwar gut genug war, Eulen und Fledermäuse zu beherbergen, aber nicht seine zarte, weiße Taube. Doch Sascha schien ihr Herz wirklich an das alte Ding gehängt zu haben, — der Geschmack der Menschen ist oft närrisch genug, — nun, so mochte es seinetwegen unverändert stehen bleiben, bis auf die Kemenate, die sollte sie natürlich haben, — und sofort. Er konnte also doch etwas dazu thun, sein Haus ihr noch heimischer, trauter zu gestalten. Wenn die Gräfin die Kemenate nicht verlangt hätte, so würde der alte herrliche Bau trotz Baumeister und Vandalismus sicher gefallen sein.

Der Thurm war baufällig, es würde einer umfangreichen Renovation bedürfen, um ihn, den seit vielen Jahren keines Menschen Fuß mehr betreten hatte, wieder in bewohnbaren Zustand zu setzen. Das hatte die Gräfin kluger Weise berechnet, so war der ruhelose Geist ihres Mannes wenigstens für längere Zeit beschäftigt.

Graf Brontischeff war Feuer und Flamme für das Project. Gleich am folgenden Tage sollte der Künstler den Thurm besichtigen und dann sofort mit der Ausarbeitung der Pläne beginnen. Er setzte ihm ein wahrhaft fürstliches Honorar aus, mit der Bedingung, daß er die Arbeit auf das möglichste beschleunigen möchte, im Frühjahr müßten die Thurmgemächer noch zum Bewohnen fertig gestellt werden.

Sein Kopf war so voll von diesem Bau, daß er sich kaum Zeit zum Schlafen nahm. Anstatt nach seiner Gewohnheit beim grauenden Morgen zu Bett zu gehen, befahl er, daß man ihm die Thurmschlüssel bringe. Ganz allein ging er nach dem grauen, düsteren Gemäuer hinüber, das trutzig und scheinbar unverwüstlich wie ein massiger Felsblock in die fahle Morgendämmerung ragte; wenn man aber genauer hinblickte, sah man die Sprünge und Risse des Alters sich durch das Gestein ziehen wie Runzeln in einem Greisenantlitz.

Nur widerwillig gab das eingerostete Thürschloß nach. In der dunkeln, weiten Halle, die sich vor ihm öffnete, mußte sich rechts im Hintergrunde die Treppe befinden. Einmal, als sechsjähriger Knabe, war es dem Grafen gelungen, heimlich in diesen Thurm zu dringen und die verwitterten Steinstufen hinaufzuklimmen bis auf die Plattform, als das aber seine Mutter erfahren hatte, war sie vor Entsetzen fast in Ohnmacht gefallen, und der Vater hatte mit Schlägen gedroht, wenn der Tollkopf noch einmal das Wagstück unternehmen würde; die Treppe sei baufällig, und bei der geringsten Belastung könne ein Abrutsch der Steine erfolgen.

Das war nun mehr als vierundfünfzig Jahre her, und die Treppe stand immer noch, und sie würde gewiß noch manches weitere Jahr ausgehalten haben, wenn man statt ihrer nicht hätte eine neue errichten wollen.

Der Graf schritt ohne Besinnen auf sie zu und begann empor zu klimmen, langsam und tappend, denn es war stockdunkel in dem engen Schacht der Wendeltreppe und eigentlich recht gespenstisch. Jedes leiseste Geräusch hallte von den hohen Wölbungen dumpf wieder, oben pfiff der Wind in langgezogenen, klagenden Tönen durch die schießscharten-ähnlichen Oeffnungen der Mauer, und allerhand seltsame Laute, Knacken und Knistern gingen um, wie sie in der unheimlichen Stille unbewohnter Gebäude und Räume immer zu vernehmen sind. Dann und wann glitt Mörtel oder ein Stückchen Stein unter dem Fuß des Grafen ab, es rieselte und holperte in die Tiefe und erstarb auf den Granitplatten der Flurhalle. Der Graf achtete nicht darauf, seine ganze Seele war erfüllt von dem Bauplan.

Was war das für ein altes, verrottetes Castell! Eine geschichtliche Merkwürdigkeit, wie es der Baumeister genannt hatte, mochte es ja immerhin sein, vor manchem Jahrhundert schon hatten seine Vorfahren als Kosackenhetmanns darin gehaust, aber den Anforderungen der modernen Zeit entsprach es ganz und gar nicht mehr, seinetwegen hätte man es ruhig niederreißen können, er war ja der Letzte seines Stammes, — wenn er einen Sohn hätte, — dann wäre es etwas anderes, dann hätte es in seinem Stamme fortgeerbt, — ja, einen Sohn!

Er hielt im Emporklimmen an und blickte durch einen schmalen Mauer-Spalt nach dem Schloß hinüber. Gerade ihm gegenüber lagen die verhängten Fenster vom Schlafzimmer seiner Gemahlin. — Da ruhte noch in friedlichem Schlummer sein Kleinod, seine weiße Taube. Wie sie sich freuen würde über den vollendeten Bau! — wie entzückend er ihn ihr ausgestalten wollte! — Der Künstler sollte sein bestes Können entfalten; nichts war zu kostbar, nichts zu schwer erreichbar, um seiner Sascha, und sei es nur einen Augenblick, das Leben zu verschönen.

Und wenn der alte Thurm in seinem neuen Gewande prangte, und die Kemenate der Herrin harrte, dann würde er sie an seinem Arm hinaufführen in ihr Tusculum, und dann sollte sie darin sitzen nach Herzenslust und mit den schönen, dunkeln, ernsten Augen weithin über die düstern, melancholischen russischen Tannenwälder, die wogenden Getreidefelder und die üppigen grünen Wiesen blicken, wie der Philosoph von Sanssouci über die Baumwipfel seines Parkes und die Blumen-Terrassen und die spielenden Wasser. Und wenn er dann kam, der tolle Graf, mit der ewigen Sehnsucht nach ihr im Herzen, so würde sie lächeln, — ihr liebes, sanftes Lächeln, und ihm die Hand entgegenstrecken: „ich danke Dir, Wladimir Petrowitsch, Du bist so gut, — so gut!" Und er würde ihre Hand halb leidenschaftlich, halb scheu an seine Lippen pressen, wie er es immer that, und er würde wie immer halb beseligt, halb bedrückt durch ihre Liebe sein, denn er sah nicht nur den warmen Schein des hingebenden Vertrauens zu ihm in ihrem Auge, er sah auf seinem Grunde auch ein verschwiegenes, schattenhaftes Etwas, — den Trauerflor um das Grabkreuz ihrer Jugendliebe.

Ihm wurde eng und kalt ums Herz. — Warum konnte er das nicht vergessen? Warum konnte er ihrer Versicherung, daß sie ihn mehr liebe als den Jungen, nicht glauben, — anders wohl, — selbstverständlich anders, aber nicht mehr. Liebt eine Tochter darum die Eltern mehr, weil sie aus Dankbarkeit und Pflichtgefühl für sie dem Erwählten ihres Herzens entsagt, wenn die Liebe für beide Theile sich nicht vereinigen läßt? Und Sascha sah zu ihm auf, hingebend, vertrauend, wie eine Tochter zu dem Vater, das war eine Liebe, die sie ihm getrost auch als Weib des Jungen hätte weiter widmen können, ohne jenem etwas vorzuenthalten, — und er, der Sechzigjährige, er konnte von dem Wahnwitz nicht lassen, das Weib in ihr zu sehen.

Er war nicht in den Büchern gelehrt, der Graf Brontischeff, aber das Leben mit seinen Leidenschaften und Schmerzen, seinen Höhen und Tiefen hatte er studirt von allen Seiten. Er wußte, daß die Jugend zur Jugend gehört, und daß das Herz sich wohl zur Entsagung zwingen, nicht aber das Tempo seiner Schläge sich vorschreiben läßt. Er las ganz deutlich in der Seele seines Weibes, viel deutlicher als sie selbst, und er wußte, daß die dunkeln, ernsten Blicke vom Söller aus nach Westen schweifen würden, nach dem Lande ihrer stillen Sehnsucht, — und trotzdem hielt er sie an seiner Seite fest und ließ die jungen Herzen mit ihrem Anrecht an Glück und Liebe darben? — Ha! wenn er, der Graf Brontischeff, an der Stelle des Jungen gewesen wäre, er hätte sein älteres Recht an die Geliebte mit der Pistole in der Faust verfochten, und er hätte nicht mit der Wimper gezuckt, wenn seine schußsichere Hand jenem mitten auf das Herz gezielt hätte.

Das Blut drängte sich dem Grafen jäh zu Kopf, er krampfte die Hand zusammen, als ob er den Griff der Pistole in ihr fühle, und begann von neuem die Treppe emporzusteigen. Er stand wieder vor der hohen Mauer, und so sehr er sich auch auf den Zehen erhob, es war ihm nicht möglich, über sie hinweg zu schauen. Das hatte ihn sonst gepeinigt und verwirrt, heute erhitzte es noch mehr sein Blut.

„Und mein ist sie doch," knirschte er durch die Zähne, „habe ich sie etwa widerrechtlich an mich gerissen? halte ich sie gegen ihren Willen fest? liebe ich sie weniger, als jener? und sie, — sie liebt mich, — sie liebt mich, ob so, — oder so, — was thut's! sie ist mein! und der Junge, der mag sich gedulden, — warten, — warten? auf meinen Tod. — Den Tod?"

Noch nie hatte er an seinen Tod gedacht; wenn alle Menschen starben, der tolle Graf lebte in ungebrochener Kraft, er blieb ewig jung, wie sie ihm an jenem glückseligsten Tage seines Lebens gesagt hatte, — und jetzt, — jetzt auf einmal dachte er ans Sterben? — Ein heißer Schreck durchzuckte ihn, es flimmerte ihm vor den Augen, er stolperte, schwankte. Schwer fiel er gegen die Mauer, seine Hände suchten nach einer Stütze, — da ein Wanken, Knistern, Brechen unter ihm, dann ein Krachen, Poltern, ein Getöse, als ob der ganze Thurm über ihm zusammenstürze, — er verlor den Boden unter den Füßen, seine Hände griffen haltlos in die Luft, — dann war es finster um ihn und in ihm! Der tolle Graf war begraben unter den Trümmern der zusammengestürzten Treppe des alten Wartthurmes seines Ahnenschlosses.

Als man ihn unter dem Steinhaufen hervorzog, lebte er noch, aber seine Stunden waren gezählt, er hatte schwere innere Verletzungen davongetragen.

Seine Frau kniete an seinem Lager und hielt ihn mit ihren Armen umschlungen.

„O, Wladimir, um mich, — um mich!" schluchzte sie, „ich wollte Dir wie eine Sonne das Leben erhellen, und ich habe Dich in Nacht und Elend gestürzt!"

Er streichelte ihr sanft mit den schwachen, zitternden Fingern über das Haar.

„Weine nicht, Saschinka, meine weiße Taube, es ist Zeit, daß ich gehe, — Du bist nun erlöst, und er hat lange genug gewartet, der Junge, daß ihm der Alte Platz mache, aber nicht zu lange, — nicht wahr? — Er wird mir nicht zürnen, daß der Graukopf gern in seinen letzten Lebenstagen in der warmen Sonne sitzen wollte, — — er kann nun noch so viel Sonnenschein haben, — so viel! — Ich sterbe leicht, Saschinka, denn ich lasse Dich nicht unbeschützt zurück; er ist mir ein Räthsel gewesen, und ich habe es nicht lösen können, bis auf diese Stunde, aber ich habe keinen besseren Menschen in meinem langen Leben kennen gelernt als ihn. Er wird Dich wie sein Kleinod halten und Dich lieben, wie ich, — mehr kann er Dich nicht lieben, denn eine größere Liebe giebt es nicht, — aber Du, Du wirst ihn heißer umfassen, als den Alten. — Still, Saschinka, das ist so, — das ist der Lauf der Welt, der Mensch muß nichts Widernatürliches verlangen, — ich hab's verlangt, oft, — so oft, ich hatte keine Disciplin in mir, — daran gehe ich zu Grunde, — die Treppe hat's nicht gethan, Sascha, — glaub' das nicht! — Wir alten russischen Junker sind so, das ist schlimm, und die neue Zeit geht über uns dahin und tritt uns unter die Füße; als ich das einsah, als ich mich messen mußte an Euch, da war es zu spät, ein anderer zu werden, und ich hätte es wohl auch früher nicht gekonnt, es lag nicht in mir. — Hast Du Dich nie vor mir gefürchtet, — nie vor mir gezittert Sascha?"

„Nie, Wladimir Petrowitsch, wenn Du doch nur glauben möchtest, daß ich Dich geliebt habe, so sehr, — so sehr, Du Guter, — Treuer!"

„Ich glaube es Dir, — das war ja mein höchstes Glück, das reinste, das ich auf Erden genossen, — gut war ich nur durch Dich, meine weiße Taube! — Und hat es wirklich nie, — nie einen Augenblick gegeben, in dem — Du — gering von mir gedacht hast, Saschinka? Ich war so wild, — so zügellos! —"

„Ich habe Dich immer hoch gehalten, Wladimir, nie an dem edeln Kern Deines Wesens gezweifelt, — ich habe es Dir schon einmal gesagt, es giebt keinen Menschen, den ich höher achte als Dich."

Er lächelte selig, dankbar und sank erschöpft in die Kissen zurück; die Schmerzen peinigten ihn und raubten ihm das Bewußtsein, nur dann und wann kehrte es für Augenblicke wieder, und dann fragte er dringend, angstvoll, ob der Junge angelangt sei. Er wollte nicht eher sterben, bis er da wäre, und mit seiner ganzen, zähen Willenskraft widerstand er dem Tode.

Man hatte gleich nach dem Unglück auf seinen Befehl an den Doctor Bindnagel telegraphirt. Als der nach tagelanger, ununterbrochener Fahrt anlangte, fand er

einen Sterbenden vor, aber das war nicht der „tolle" Graf, der da so bleich, ergeben und wunschlos, ausgesöhnt mit seinem Geschick in den weißen Kissen lag, der „tolle" Graf war längst gestorben, das war der Mensch Brontischeff. Das heiße Herz, das wilde Blut waren zur Ruhe gelangt.

Mit einem letzten verstandesklaren Blick sah er dem erschüttert an seinem Lager stehenden Doctor ins Gesicht. „Ah," sagte er mit einem tiefen, befriedigten Athemzug, „nun kann ich ruhig schlafen gehen! Du hast nicht allzulange warten müssen, mein Sohn, brauchst dem Alten nicht gram zu sein! —" und dann richtete er sich auf einmal mit ungeahnter Kraft empor. —

„Sascha, — Doctor, Ihr seid mir die Theuersten auf der Welt, meine Kinder, meine Erben. Du warst anders, mein Sohn, als ich, und ich habe Dich nicht verstanden, aber ein ganzer Mann bist Du, und Sascha paßt zu Dir, Ihr seid von derselben Art und aus einer anderen Welt, als ich, aber aus einer friedlicheren, besseren. Ihr werdet das Glück finden, das der Alte vergebens gesucht hat, und Ihr werdet sein Andenken in Ehren halten. — Meinen Segen, Kinder!" Er führte die Hand seiner Frau, die er während der ganzen Zeit seiner Krankheit kaum aus der seinen gelassen hatte, mit letzter Kraftanstrengung dem Doctor entgegen. — „Meine — weiße Taube —" lispelten die jäh erblassenden Lippen, die Spannung ließ nach, er sank zurück. — Ein kurzes Röcheln, — der „tolle Graf" war zur Ruhe gegangen.

Nachdruck verboten.

Die Kunst des Athmens.

Von Dr. J. Atros.

(Schluß.)

Außerordentlich vielgestaltig ist die Zahl der Beschwerden, die durch eine mangelhafte Zufuhr, durch ungenügende Sauerstoff-Versorgung hervorgerufen werden können. Ist doch der Sauerstoff diejenige Substanz, die überall den Prozeß der Verbrennung unterhält, — und ist doch unser Leben gebunden an die Verbrennung der Nahrungsmittel durch den Sauerstoff der Luft. Ohne ihn könnte der Körper des Warmblüters Mensch diejenige Temperatur nicht aufrecht erhalten, die für den Ablauf der Lebens-Prozesse unumgänglich ist; ohne ihn könnte im Laboratorium des Zellenleibes keine einzige jener zahllosen wunderbaren und geheimnißvollen chemischen Umsetzungen erfolgen, die wir in ihrer Gesammtheit als Stoffwechsel bezeichnen, als Ernährung und Aufbau der Organe. Die Lunge ist der Blasebalg, der diesem großen Schmiedefeuer des Lebens den Sauerstoff zuführt; und, je nachdem sie kräftig oder kümmerlich in Thätigkeit gesetzt wird, wird die Lebensflamme hell-freudig lodern oder trüb-düster glimmen. Das erste nennen wir Gesundsein, das zweite bestenfalls Vegetiren.

Wir müßten ein kurzes Repetitorium der gesammten Physiologie hierhersetzen, wollten wir alle die Störungen aller einzelnen Organe anführen, die aus einer mangelhaften Sauerstoff-Versorgung entspringen können. Sie sind alle am Stoffwechsel betheiligt; und wie der Aufbau jedes, auch des entferntesten, Organes leidet, wenn das Blut träger dahinfließt und weniger Hetzluft, aber mehr Verbrennungs-Gase mit sich führt als die Gesetze der Gesundheit es vorschreiben, so leidet auch jedes einzelne in seiner Function; und dann kommt natürlich die fein und zart eingestellte Harmonie aller Organe, das wundervolle Hand-in Hand-Arbeiten aller, das wir eben Gesundheit nennen, in Unordnung, und der Mensch fühlt sich krank. Das zeigt sich bei dem einen als Abnahme der Leistungsfähigkeit zu körperlicher oder geistiger Arbeit, bei dem anderen als Verdauungsbeschwerden, bei dem dritten als Schlaflosigkeit, je nachdem einer seine empfindliche Stelle hat: bei allen aber als Unlust, Verdruß und Mißmuth! Und es besteht hier immer ein circulus vitiosus dergestalt, daß eine Störung immer im Kreise herum jede andere verstärkt.

Da suchen denn solche unglücklichen Halbkranken bei Specialisten und in Heilanstalten das geheimnißvolle Zaubermittel, die „Medicin" der Indianer, die sie gesund machen soll. Sie wissen nicht, daß es für sie nur einen Arzt giebt: selbst ist der Arzt! Sie müssen den „verhängnißvollen Cirkel" sprengen, von innen heraus, aus eigener Kraft. Dazu giebt es nur einen Angriffspunkt; denn nur ein Organ ist unserem bewußten Willen unterworfen: die Muskulatur! In einem früheren Aufsatze an dieser Stelle ist geschildert worden, wie die spielende Körper-Bethätigung, der Sport, als Zauberdoctor seine Curen macht, und wir brauchen das nicht zu wiederholen. Hier sei nur auf eine besonders wichtige und besonders heilsame Muskelthätigkeit hingewiesen, auf diejenige der Athem-Muskulatur, auf die Lungen-Gymnastik. Manchem, namentlich dem weniger zur Unnatur abgeirrten Manne, mag die Kunst, wieder richtig zu athmen, als Nebengewinn aus seiner sportlichen oder turnerischen Bethätigung von selbst erwachsen: viele aber, und namentlich viele Frauen, werden umgekehrt erst wieder athmen lernen müssen, um den Sport zu vertragen und seine Segnungen zu genießen.

* * *

Ganz besonders aber ist die Kunst, richtig zu athmen, eine unentbehrliche Lebensbedingung für alle, deren Beruf einen starken Gebrauch der Stimme nöthig macht: Sänger und Schauspieler beiderlei Geschlechts, Redner, Geistliche, Offiziere u. s. w.

Sprechen und Singen heißt ja nichts anderes, als tönend ausathmen. Die Stimmbänder des Kehlkopfes, die der Wille mittelst einer zarten Muskulatur auf die verschiedenen Tonhöhen einstellt, gleichen dem Griffbrett der Geige, auf der die Finger des Künstlers hin- und hereilen; aber die Luftsäule, die unter dem Drucke des Zwerchfelles und der Brustkorb-Muskeln an den Stimmbändern vorbeigeführt wird, gleicht dem Bogen, der die Saiten erst zum Tönen bringt. Was nützen die herrlichste Amati und der reinste Griff, wenn der Bogen dünn oder kratzig ist?! Was nützt sie, wenn eine Stümperhand den Bogen führt?! Und was nützt das herrlichste „Material", der regelmäßigste, kräftigste und doch zarteste Bau des Kehlkopfes, was nützt die prächtigste Anlage der oberen Schallhöhlen in Schlund, Mund und Nase, die den Timbre, die Klangfarbe, bestimmen, wenn der Sänger oder Redner seinen „Bogen" nicht zu führen weiß, wenn er die Luftsäule nicht mit voller Kraft zu führen, nicht mit voller Beherrschung zu nützen vermag?! Das heißt: wenn er nicht zu athmen versteht?

Man kann es ruhig aussprechen, daß fast alle Künstlerstimmen, die verloren gehen, an nichts anderem scheitern, als an einer mangelhaften Technik der Athmung. Wenn jemand nicht die ganze Lunge mit Luft zu füllen und die Ausathmung zu beherrschen versteht, dann ist er gezwungen, die Stimme zu forciren, indem er die Muskulatur des Halses, der Schultern, des Zungenbeines und Kehlkopfes mit zu Hülfe nimmt: davon kann es nicht nur zu theilweiser Ueberdehnung und Elasticitäts-Verlust größerer Lungenstrecken (Emphysem) kommen, sondern es kommt auch zu schweren Störungen des musikalischen Organs selber. Man hört es schon der Stimme an, daß sie „falsch genommen" wird: sie klingt „kloßig", gequält, „kehlig", kratzig, schwankt in der Intonation, detonirt u. s. w. Und die falsche Behandlung des Organs rächt sich durch unendliche Katarrhe, durch Erschlaffung der Stimmbänder, die dann jedes Piano versagen und nur noch das Forte hergeben, aber auch das nur hohl und unschön, durch schnelle Ermüdung namentlich der Mittelstimme, die allen Glanz und alle Tragkraft verliert; und zuletzt kommt es zu knotigen Verdickungen der Stimmbänder, und damit sind alle Hoffnungen des Unglücklichen für immer begraben, und alle Opfer, die zuweilen enorm waren, verloren.

Wer richtig ein- und ausathmet, der ist gegen alle diese Uebel gefeit. Er ermüdet nie, detonirt nie und behält, was er an „Material" besaß, bis in ein Alter, in dem die meisten „Phaenomene" längst keinen Ton mehr in der Kehle haben. Unser Betz verstand zu athmen, das war das Geheimniß seiner Kunst und ihrer schier unverwüstlichen Dauer. Gutes Athmen ist dreiviertel der Gesangskunst; denn die schönste Geige hilft nichts, wenn der Bogen nichts taugt, aber auch ein mäßiges Instrument leistet Hervorragendes, wenn ein Künstler es spielt. Wer gut athmet, ist bei sonst guter Anlage jeder Aufgabe gewachsen, die seine Kunst ihm stellen kann. Er füllt seine Lunge so mit Luft und athmet mit so weiser Oekonomie aus, daß er die längste musikalische Phrase unzerhackt hervorbringt; er kennt keine Ermüdung, denn er arbeitet nur mit den mächtigen Muskellagen, die das Zwerchfell und die Bauchrippen-Muskeln zusammensetzen, Organe, welche die Natur selbst unermüdlich erschaffen mußte, um das Leben zu erhalten. Er schont die zarten Muskelgebilde des Halses fast völlig, und er hat vor allem die künstlerische Freiheit, die erst die meisterhafte Technik verleiht; er kann alle Aufmerksamkeit auf die Ausgestaltung seiner Leistung verwenden, weil sie selber ihm keine Mühe mehr macht. Und nur von solchen Künstlern strömt „das urkräftige Behagen" aus, das „die Seele aller Hörer zwingt"; denn Gesang macht den Hörern nur Vergnügen, wenn er dem Sänger selbst eine Freude und keine Arbeit ist.

* * *

Was heißt denn nun: gut Athmen? Nun, das heißt, so tief, und zwar fast geräuschlos durch die Nase einathmen, daß man den Brustkorb breit sich dehnen fühlt, oben in der Gegend der Schlüsselbeine, aber auch namentlich unten, am Rippenrande. Man muß fühlen, wie die obere Weichengegend sich füllt, die Rippen auseinander weichen und sich heben, bis bei vollster Einathmung die untere Weichengegend sich leicht einzieht.

Das hört sich sehr leicht an, ist aber nicht so einfach, denn viele haben die Kunst verlernt. Für den sonst Gesunden, der die Stimme nicht berufsmäßig braucht, mag die Andeutung genügen, um sie wieder zu erlernen und einige Male am Tage zu üben; denn natürlich ist es nicht die Meinung, daß wir unaufhörlich in so angestrengter Weise athmen sollen. Nur wenn der Kopf benommen ist, geistige Ermüdung eintritt, dann sollen wir ein und das andere Mal vom Arbeitstische aufstehen und tief und freudig die Lungen lüften.

Der Berufs-Künstler und -Redner, namentlich wenn seine Stimm-Organe schon gelitten haben, braucht mehr als diese kurze Andeutung, er braucht methodische Unterweisung. Diese hier zu geben, würde den Raum und die Competenz eines Familien-Blattes überschreiten heißen.

Glücklicherweise liegt eine ganze Anzahl von eingehenden Unterweisungen zur Lungen- und Athem-Gymnastik vor, die Gesanglehrern und Aerzten, namentlich Hals-Aerzten, ihre Entstehung verdanken. Mancher unserer Leser wird uns dankbar sein, wenn wir ihm eins dieser Werkchen nennen, das, auf einer bedeutenden praktischen Erfahrung beruhend, allen Ansprüchen genügt, die an einen Leitfaden gestellt werden können. Es ist das Schriftchen: „Die Kunst des Athmens", von Leo Kosler, einem hervorragenden Musiker und Gesanglehrer von Tiroler Abstammung, der jetzt in New York wirkt. Es ist von den Damen Andersen und Schlaffhorst übersetzt und in dem Buch-Verlage von Breitkopf und Härtel in Leipzig erschienen.

Wie wir aus dem Vorwort der Uebersetzerinnen erfahren, glaubt Herr Kosler, nur durch seine Methode der Tuberkulose entgangen zu sein, die seine Familie decimirte und ihn selbst bedrohte. Auch bei Asthma und chronischen Lungen-Katarrhen soll die Kosler'sche Lungen-Gymnastik ausgezeichnete Erfolge gehabt haben. Wenn hier auch vielleicht die Liebe des Erfinders zu seinem geistigen Kinde einige Ueberschätzung verursacht haben mag, so zweifeln wir doch nach allem Dargelegten durchaus nicht daran, daß die methodische Athemführung bei allen Krankheiten der Lunge und der Hals-Organe sich als ein unschätzbares Hülfsmittel jeder Behandlung erweisen wird. Denn sie bedeutet einen starken Schritt rückwärts zur Natur, und die ist der größte Heilkünstler der Welt!

Wer Talent zum Selbst-Unterricht und ein gewisses Geschick in körperlichen Dingen hat, wird nach dem Buche, das durch zweckmäßige Abbildungen die Methode erläutert, ohne weitere Anleitung die Kunst des Athmens erlernen können. Wem Geschick und Ausdauer dazu mangeln, der mag sich an einen Lehrer wenden. (Wie wir hören, ertheilen die beiden Herausgeberinnen des Leitfadens in Berlin Unterricht in der Methode.) Es ist sehr zu wünschen und auch zu hoffen, daß alle Lehrer der Gesangs- und Redekunst sich so weit mit dieser Art von Gymnastik bekannt machen, um ihre Schüler ausnahmslos darin ausbilden zu können.

Nachdruck verboten.

Aus alter Chronica.

Novelle von Gerhard Walter (P. G. Heims).

Es war um die Zeit, als der dreißigjährige Krieg nach Norddeutschland hinübergriff, um 1625. Noch waren es nur wetterleuchtende Blitze, die am Himmel aufzuckten, und wie schlimm es kommen würde, das wußte noch keiner. Auch nicht die sehr thatkräftige Frau Barbara auf Gelensande im Mecklenburger Land. Freilich gab es auch einen Herrn auf Gelensande, aber der hatte nicht viel zu sagen. Wenigstens nicht in Familien-Sachen. Und als eine Familien-Sache sah Frau Barbara die Verehelichung ihrer einzigen, sehr lieblichen Tochter Else an, die einmal alles, Land und Leute und das gute, feste Schloß und Geld und Gold und Silber erben sollte. Denn die auf Gelensande waren Leute, die etwas im Kasten hatten. Nun war in der Nachbarschaft ein Edelmann, der wenigstens einen Vorzug besaß: er hatte auch einen schönen Landbesitz, der an den Gelensander grenzte. Da gab sich eine Heirath mit Else eigentlich von selbst, und Frau Barbara erzählte ihrer achtzehnjährigen Tochter eines Tages kurz und gut, am nächsten Sonntag würde die kirchliche Verlobung, eine Art Vortrauung, von der es kein Zurück gab, gefeiert werden, und der neue Pfarrherr würde von Milgow eigens dazu herüber geritten kommen. Else neigte still den blonden Kopf. Sie kannte es nicht anders, als daß man der Mutter gehorchen muß. Den Junker Klaus liebte sie zwar nicht im geringsten; im Gegentheil, er war ihr eigentlich zuwider in seiner bärenhäuter-artigen Weise und mit seiner lispelnden Sprache; aber die Mädel wurden damals wenig gefragt. Der Sonntag kam heran und mit ihm der Bräutigam und alle zur Feier geladenen Gäste. Und zuletzt kam auf schwerem ramsnäsigen Gaul hochtrabend der neue Pfarrer von Milgow her geritten. Er sah gut aus, wie er auf dem Schecken saß, wie angegossen; ein großer, schöner Mann mit braunem, krausem Vollbart, mit rothen Lippen, zwischen denen zwei Reihen prachtvoller Zähne blitzten, wenn er lachte; und aus dem sonnverbrannten Gesicht unter der hohen, weißen Stirn leuchteten ein Paar fröhliche und feurige, tiefblaue Augen mit frischem Wagemuth in die Welt. — Else sah das nicht von ihrer Kemenate im Thurm der Burg, in der sie gelassen des Kommenden wartete. Nun kamen Schritte näher, und man holte sie ab zur Kapelle. Mit niedergeschlagenen Augen trat sie ein, ihre Hände lose in die des Bräutigams gelegt, und so traten sie zusammen vor den kleinen Altar. Else sah nur die untere Hälfte des schwarzen Priesterrockes vor sich. Im Halbkreis standen die Verwandten um das Brautpaar her. Nun hub der Prediger an. Ein eigenartig wohltönendes, tiefes und klares Organ schlug an ihr Ohr. Langsam hob sie den Blick, bis er auf dem Gesicht des Pfarrers haftete und nun auch wie gebannt nicht wieder davon wich. Und sein Auge traf das ihre, und sein Feuerblick senkte sich in den ihren. Er sah, wie in das liebliche Mädchengesicht jäh dunkle Röthe stieg, und fühlte, wie seine Wangen verrätherisch zu glühen anfingen. Es benahm ihm den Athem, und er wußte nicht wie, — er fing an zu stottern und verlor den Faden. Wie Hülfe heischend sah Else auch ihn mit immer größer werdenden Augen an; plötzlich griff sie mit der Hand um sich und wankte — und fiel dem Pfarrer in die schnell geöffneten Arme, der das holde, ohnmächtige Kind, nicht wissend wie ihm geschah, an seinem stürmisch klopfenden Herzen hielt. — Diesmal wurde aus der Verlobung nichts. Und auch in der folgenden Zeit nicht; denn so oft davon die Rede war, wurde Else wieder schwach und elend, und kein Zorn der Mutter half gegen diese Krankheit.

Der Junker Klaus war mit dieser Wendung der Dinge garnicht zufrieden. Und ob er auch sonst nicht zu den Allerklügsten gehörte, diesmal sagte ihm eine Art von Eingebung, daß der bildschöne Pfarrer eine Gefahr für ihn und sein Glück sei. Er hatte doch etwas gesehen von den Blicken, die hin und her gegangen waren!

Nun fügte es sich eines Tages, daß Junker Klaus über Land geritten war und in Malchin in einem Wirthshaus Einkehr hielt, in dessen Stall er neben dem seinen den Schecken des Pfarrers von Milgow stehen sah. Und dort am Tisch, seinen Humpen vor sich, saß er selbst, der unangenehme Mensch, in dessen Armen Else gelegen hatte. Im Gastzimmer saßen außerdem noch etliche Offiziere von durchmarschirendem Kriegsvolk, denn die Zeiten wurden gar unruhig, und der Herzog von Mecklenburg sammelte seine Leute zu möglicher Abwehr. — Der Junker setzte sich zu den Offizieren, und es hub nun ein groß und schwer Zechen an, und der Wein erhitzte die Köpfe.

„Nun, Priester Gottes!" schrie plötzlich Junker Klaus den in ein aufgeschlagenes Papier vertieften Pfarrer an und hob den Krug gegen ihn, „es sitzt sich halt gut im langen Rock hinterm Ofen als Mann des Friedens! Das lob' ich mir! Wenn drauß' die Karthaunen gehen, dann führt Ihr ein geruhig und stilles Leben, und Gänseblut in Schwarzsauer ist das einzige Blut, davor Euch nicht graut!"

Der Pfarrer las still weiter und that einen Zug aus dem Steinkrug mit Wein. Die Offiziere lachten dröhnend. Er las, als ginge ihn das garnichts an.

Da wurde der Junker kühner und gröber: „Mann Gottes!" höhnte er, „geht hierher und setzt Euch zu uns und singt uns ein Schelmenlied von der Bathseba. Priester und Weiber gehören ja zusammen, nicht wahr? Und Ihr habt gar ein feines Stimmlein, Ihr Weiberheld!"

Da sah der Pfarrer auf. Es blitzte etwas aus seinen Augen.

„Herr Junker," sagte er ruhig, „Ihr baut auf den Rock, den ich trage, und von dem Ihr wißt, daß er mich hindert, Euch gute Sitte zu lehren!"

Der Junker lachte boshaft.

„Ihr selbst verlaßt Euch auf Euren Pfaffenrock!" rief er, „weil er Euch das Recht giebt, ein Feigling zu sein. Sieht auch einem Weiberrock ähnlich!"

„Dem kann abgeholfen werden!" rief der geistliche Herr im grimmen Zorn, sprang auf und warf den Prediger-Talar ab. „Da liegt der Priester!" rief er flammenden Auges, „und hier steht der Mann! Gelüstet's Euch noch, Junker Klaus, dann kommt her! Und einer von den sehr edeln Herrn ist wohl so freundlich, mir seinen Degen zu leihen!"

Ein Offizier reichte ihm den seinen und bot sich an als Secundant. Ein anderer trat auf die Seite des Junkers, und

Riff-Piraten. Nach dem Gemälde von M. Zeno Diemer.

alle vier ritten in Eile vor die Stadt, um im Walde den Strauß auszufechten.

Der Pfarrer Friedrich Wendelin, jetzt in Milgow, hatte in seinen Studenten-Tagen in Wittenberg eine feine Klinge geschlagen und manchem Muttersöhnchen einen Stammbuchvers ins Gesicht geschrieben, und der Junker fand seinen Mann. Immer wüthender wurde der vom Trunk Erregte über die Ruhe und Sicherheit, mit der der Pfarrer seine Ausfälle parirte. Sein Degen glitt beständig ab an der kaltblütig geführten Klinge des andern, in dessen Gewalt er sich allzeit befand, aber der ihn edelmüthig schonte. Da sammelte er seine ganze Kunst und Kraft in drei blitzschnell nach einander folgenden Finten, — und das Ende war, daß er selbst in die Degenspitze des Gegners rannte. Der Zweikampf war beendet! — Der Junker verdrehte noch ein paarmal die Augen, und blutiger Schaum trat über seine Lippen. Dann streckte er sich röchelnd lang aus. Erschüttert stand der siegreiche Gegner über den Sterbenden gebeugt.

Die Secundanten riethen dem Pfarrer zur schleunigen Flucht. Und er warf sich auf sein Pferd und sprengte davon, — ein heimatloser, geächteter Mann, der von Amt und Frieden floh. In zwei Stunden war er in Milgow, raffte eiligst sein Geld und einige Kleider zusammen, warf sich auf ein anderes Pferd und ritt nach Süden, ins Reich hinein. — Wohin?

Sein Weg führte an Gelensande vorbei. Die Sonne war im Untergehen. Er ritt durch den Baumgang alter Linden, der zum Schloß führte. Da sah er vor sich Jungfer Else gehen in tiefen Gedanken. Die gefalteten Hände hielten einen Strauß Feldblumen.

Als sie den Reiter sich entgegenkommen sah in großer Eile, schoß ihr wieder alles Blut ins Gesicht. Sie schirmte die Augen mit der Hand, die den Strauß hielt, gegen die blendende Abendgluth. Der Reiter hielt vor ihr. „Jungfrau Else," sagte er mit der Stimme, die ihr so wohl that und so tief zum Herzen drang, „ich reite davon in die weite Welt! Vor zwei Stunden habe ich Euren Verlobten erschlagen im ehrlichen Waffenstreit! Er hat mich gereizt bis aufs Blut." —

Else lehnte leichenblaß am Lindenstamme. Starr blickten ihre großen Augen ihn an. Aber sie blieben thränenleer.

„Der Junker war nicht mein Verlobter!" sagte sie mit zitternder Stimme, „das wißt Ihr!"

„Ihr flucht mir nicht?" fragte er und beugte sich vom Pferde zu ihr nieder, und tief senkte wieder sein bittender, brennender Blick sich in ihren.

„Nein! Fahrt mit Frieden!" sagte Else. Es fuhr wie Sonnenschein über sein Gesicht.

„Gebt mir den Strauß zum Zeichen des Friedens und Andenkens!" bat er mit weicher Stimme. „Und nun laßt mich eilen, sonst haschen sie mich!"

„Hier!" sagte Else und reichte ihn dem Reiter. Seine Hand lag in ihrer. „Gott befohlen, und Gottes Lohn!" Ihre Hände schlossen sich zusammen. Ein langer Blick. — Die Hufen des Pferdes verklangen in der Dämmerung im donnernden Galopp.

Else lehnte am Lindenstamme und weinte. — Die Sonne ging blutroth unter. Der Reiter eilte in die Nacht hinein. — Wohin? — Aber wie zwei freundliche Sterne leuchteten ihm Else's Augen durch die Nacht draußen und drinnen. —

Else war ein stilles, trauerndes Mädchen geworden. Um wen und um was sie trauerte, das wußte aber keiner. Ihre hartnäckige Weigerung, sich zu verehelichen, fand man begreiflich und erklärlich aus dem Kummer um den Abgeschiedenen.

Frau Barbara trug auch großes Leid um das Scheitern ihrer Pläne. Ob der Kummer mit dazu half oder nicht, und die Sorge um die immer böser werdenden Zeitläufte: eines Tages legte sie sich, um nicht wieder aufzustehen, und die stille, ernsthafte Else schaltete nun in schwerer Zeit als junge Burgfrau und Hausherrin und ließ die Stürme über sich und ihr Haus hinwettern. Es war keine Freude mehr am Leben zu finden, und als nun gar die Acht über die Herzöge gesprochen war, und der Vater von Jagd und Fischfang fort mußte, um selbst in Wehr und Waffen in Lehnspflicht als ein treuer Mann zu reiten und zu streiten, da blieb Else als oberste Befehlshaberin auf dem einsamen Schlosse gar einsam zurück.

Eines Tages stand sie auf dem Thurm und sah betrübt und nachdenklich hinaus ins herbstliche Land. Da kamen zwei Reiter auf dem Weg nach Gelensande geritten auf durchweichter Straße. Bald erkannte Else sie: es waren zwei Waffenknechte ihres Vaters, die trugen sein Schwert und seine Standarte, beide mit Flor umwunden; er war im ehrlichen Kampf gegen den Feind gefallen, und Else war trauernde Erbin im schwarzen Gewand. Und der Feind lag im Lande und fraß es.

Still ging das Leben dahin, wenn nicht fremdes und immer gefürchtetes Kriegsvolk die Straße zog. Gelensande lag nicht an der großen Heerstraße der Wallensteiner; das war Else's Glück. Und doch sollte sie des Krieges Noth und Elend in vollen Zügen trinken. Auch auf die Nebenstraßen verirrten sich hungrige Heerhaufen genug.

Zunächst kam eines Tages ein Reiterhaufen in blitzenden Kürassen auf den Hof geritten. Der Befehlshaber war ein rauher Kriegsmann mit rothem Gesicht, barscher Stimme und wildem Blick. Züchtig und sittsam ging ihm die schöne Else entgegen und hob die reinen, klaren Augen zu dem Geharnischten.

„Ich bitte um Euern Schutz und um eine Ehrenwache!" bat sie mit weicher Stimme und hob flehend die Hände auf zu dem Pappenheimer.

Mit Wohlgefallen sah der Reitersmann auf das tapfere Mädchen nieder.

„Soll Euch werden, schöne Jungfrau; nur schont mir den Wein im Keller nicht zu sehr, dann soll Euch kein Härlein gekrümmt werden!"

Klirrend stiegen sie von den Gäulen, und es sah nicht aus, als ob sie so gar bald abziehen wollten; als sie aber abzogen, und Elsa ihnen aufathmend und doch nicht ohne Dank nachsah, da klangen alle Fässer im Keller hohl. Und sie waren's auch wirklich. Und auch im Geldkasten war's leer geworden.

Darnach kam nach einer Weile, als der Waldstein von Stralsund abgezogen war, ein anderer Haufen, an dessen Spitze ritt ein gar feiner Herr von altem Adel aus dem Süden. Auch ihm ging Elsa entgegen und trug ihm dieselbe rührende Bitte vor.

Der Führer der Schwadron sah sie mit bewundernden Blicken an. „Einer Sauvegarde bedarf es nicht, wo der Hof schon holder Engelhut sich erfreut!" lautete die Antwort bedenklich genug.

„Die Fässer im Keller sind alle leer!" gestand Else mit

Liebeswerben. Nach dem Gemälde von Leopold Rothaug.

Zagen. Der Führer war abgestiegen und faßte sie unter das Kinn. „Mich dürstet nicht nach Wein, aber nach dem Nektar Eurer Lippen, edle Jungfrau!" sagte er mit verlangendem Blick auf das schöne, einsame Fräulein.

Sie sprang einen Schritt zurück.

„Seid Ihr ein Edelmann?" fragte sie mit heller, strenger Stimme.

Er verneigte sich mit finsterem Blick.

Und er betrug sich als Edelmann gegenüber ihrer strengen Kühle und ihrem ernsten Widerstande. Aber auf dem Hofe ging es bunt her. Als er zu Else's Glück bald davon mußte, da küßte er ihr ritterlich die Hand: „Betet einmal für einen wilden Soldaten!" sagte er, warf sich aufs Pferd und sprengte davon. Else holte wieder tief Athem. Es war doch, als ob sie eine Sauvegarde hätte.

Es war wilde, rauhe Zeit.

Eine Weile war's ruhig. Da kam die Kunde, daß Gustav Adolf auf Usedom gelandet sei. Und bald darauf drang ein wilder Haufen Soldaten auf dem Rückzug in das Schloß ein. Sie konnten kein Deutsch, nur drei Worte: „Geld, Gold, Silber!" Und die gebrauchten sie so oft und mit so deutlichen Drohungen, daß Jungfrau Else verzweifelt die Hände rang: „Wie soll das enden!"

Da kam die Nachricht von dem Anrücken einer Schwedenschar.

Vor ihrem beschleunigten Abmarsch plünderten die Kroaten das Schloß rein aus, nach allen Regeln der Kunst, soviel noch drin geblieben war, und steckten es in Brand. Und was sie an Kostbarkeiten fanden, das packten sie in eine eisenbeschlagene Kiste und luden es auf einen Wagen vor den spannten sie das letzte Pferd im Stall und fuhren ab. Und zu allerletzt kam einer, das war der Führer, ein wilder Gesell, der trug die um sich schlagende Else im Arm, und zwei Reiter reichten sie ihm grinsend in den Sattel hinauf. Er hatte ihre Thurmkammer gesprengt, und im Sturm fegten sie vom Hof, denn die Trompeten der Schweden klangen ihnen gellend in die Ohren, wie Posaunen des Gerichts. Ueber Else, die über den Sattelknopf geworfen lag, hatten sich dunkle Schleier der Ohnmacht gebreitet. Ihr langes Blondhaar flatterte im stürmenden Ritt.

Da kam's durch die Lindenallee im reisigen Geschwader einhergebraust, im Sturm vorüber am Schloß, den Kroaten nach wie das Wetter. Ein kurzes, wildes Gefecht, und hin und her lag ein Todter, oder ein Verwundeter stillte das Blut; die Kroaten flohen mit eilenden Füßen. Auf der Flucht stürzten sie die Kiste in den Ilkensee. Dort liegt sie noch heute. Und wieder stieg der Rittmeister, diesmal der der Schweden, vor dem geplünderten Schloß aus dem Bügel. Im Arm hielt er die bewußtlose Else. Er hatte den Kroaten aus dem Sattel geschossen, der ihm vorher noch die Stirn mit breitem Säbelhieb gezeichnet hatte, daß ihm das rinnende Blut in die Augen

tropfte. Drinnen, im verwüsteten Gemach, schlug sie die Lider auf, und aus todtblassem Gesicht sah sie den Retter mit Entsetzen an, der mit verbundener Stirn sich über sie neigte, ganz tief.

Vor ihr stand mit blutendem Haupt ein hochgewachsener Mann mit blauen, leuchtenden Augen.

„Edle Jungfrau, ich kam zur rechten Zeit!“ sagte er mit tiefem Ton.

Und als sie die Stimme hörte, da kannte sie ihn und jauchzte laut auf. „Herr Pfarrer!“ — Und die alte Liebe kam ihr wieder mit Macht ins Herz.

Er lachte, und wieder blitzten die weißen Zähne zwischen den rothen Lippen:

„Der Pfarrherr liegt bei Malchin begraben; jetzt, nach manchem heißen Tag beim Mansfelder Grafen und beim dänischen Christian bin ich Rittmeister im Dienst Sr. Schwedischen Majestät. Und nun frage ich: Jungfrau Else, es ist nicht gut allein sein in diesen Kriegsläuften; wollt Ihr mein Weib sein und mit mir gehen, wohin der Krieg und der Sieg uns führen unter dem Schwedenführer? Hab' Euer nimmer vergessen können, und bin Euch den Gatten schuldig geblieben. So nehmt denn mich dafür und mein Herz und meinen Degen!“

Else stand schön und bleich vor ihm. Sie sah ihn an mit Augen der Liebe. „Um mich seid Ihr landflüchtig geworden, und vom Verderben habt Ihr mich gerettet. So will ich Euch die Stätte bereiten, wo Ihr nach dem Streit in Frieden und Freuden ruhen könnt. Hier ist alles wüst, und ich bin arm, und wenig ist mein Hab und Gut, aber mein Herz mögt Ihr haben; mag's Euch nimmer gereuen! Es war Euer allzeit in Lieb' und Leid!“

Er schlang den Arm um sie, und sie richtete sich auf an seiner Gestalt, fest an ihn gelehnt. Eine Stunde großen Friedens im Getümmel des Krieges.

Und als die Schweden davon zogen, hinein ins Reich, dem Könige nach, der vor Berlin stand, da ist sie an seiner Seite geritten, ein junges, im Glück blühendes Weib, und nimmer hat sie den Fuß wieder auf den heimischen Boden gesetzt. Ein in späteren Jahren auf Gelensande als Pferdeknecht dienender alter Schweden-Dragoner erzählte zuweilen, ein kurbrandenburgischer Oberstwachtmeister Wendelin, unter dem er einst unter dem Schwedenkönig hier gefochten, am Ilkensee, habe ihn bei Fehrbellin vom Pferde gehauen. Er habe ihn wohl gekannt an der Narbe über der Stirn, die ihm einst ein Kroat geschlagen, dem er ein blondes Fräulein abgejagt. Gelensande war als herrenloses Lehen nach dem Kriege eingezogen worden. Der Oberstwachtmeister Wendelin mag sich mit seinem Weibe in Kurbrandenburg die Heimat gebaut haben. Der Große Kurfürst hielt etwas auf seine alten Soldaten, die mit ihm im Felde gelegen.

Nachdruck verboten.

Ida Hiedler.

Von Ferdinand Pfohl.

Siehe das Portrait auf Seite 169.

Es ist wahr, den Frauen hat die Natur die schöpferische Kraft, die geniale Ader des Erfinders auf demselben musikalischen Gebiet versagt, auf dem sie als reproduzirende Künstler so Außerordentliches leisten, das sie als Instrumental-Virtuosen, als Sängerinnen mit glänzender Meisterschaft beherrschen. Die Musik selbst ist ein Weib; vielleicht liegt in dieser Symbolisirung der Schlüssel zu jenem Geheimniß, daß nur der Mann in einer mystischen Verbindung mit diesem Weib im Stande ist, schöpferische Kräfte auszulösen. Aber das Weib spricht seine tiefsten Geheimnisse, seine innerste Seele in der Musik aus, es bleibt in seiner Sphäre, in seinem ureigenen Bezirk, wenn es musizirt. „Ich kann den Geist der Musik nicht anders fassen, als in der Liebe“, — lautet ein tiefsinniger Ausspruch Richard Wagner's. Und im Grunde ist auch das Wesen der Frau nicht anders zu fassen. Somit hätten wir es als eine tief innere Verwandtschaft zu deuten, daß die Frauen als ausübende Musiker Gipfelpunkte der reproductiven Kunst darstellen. Wenn der moderne Konzertsaal so lange als uneingeschränkter musikalischer Machtkreis des männlichen Musikers sich behaupten wird, als wir keine weiblichen Kapellmeister, keine Frauen-Orchester besitzen, in denen Pauken, Trompeten und Posaunen von Frauen gespielt werden, so sind wir doch geneigt, den Frauen auf der Bühne unbedingt die gleiche Machtstellung und dieselbe künstlerische Bedeutung einzuräumen, wie dem Manne. Die dramatischen Componisten theilen von jeher die allergrößten und schwierigsten Aufgaben den beiden Geschlechtern gleichmäßig zu, und die Frauen haben als Künstlerinnen gerade auf der Bühne ihre glorreichsten Triumphe gefeiert, die höchsten Offenbarungen der Kunst getragen und erfüllt. Welch eine wunderbar schimmernde Reihe erlauchter Frauen-Gestalten, deren Andenken die Geschichte der Bühne bewahrt! All die großen dramatischen Charaktere, die Fidelio, die Donna Anna, das erlösende Weib Richard Wagner's, in seinen mannigfaltigen, immer hinreißenden Incarnationen, haben zahlreiche Talente zu hellem Glanze entzündet. Es ist ein Wetteifern um die Palme, ein höchstes Anspannen aller Kräfte, eine ungeheure Hingabe an das Ideal, kurz, eine ernsthafte, heilige Künstler-Arbeit, die jede dramatische Sängerin immer wieder von neuem verrichtet; ein fortwährendes Emporklimmen zu den Höhen der Vollkommenheit, das den Verständigen selbst dort noch mit allergrößtem Respect erfüllt, wo das Feuer der Bewunderung keinen Nährstoff findet. Unter den ausgezeichneten Künstlerinnen der modernen Opernbühne ist schon darum, weil sie weithin sichtbar an einem der vornehmsten Kunst-Institute wirkt, Fräulein Ida Hiedler zu nennen, eine Künstlerin, die in ihrer vornehmen Art, in ihrer hochgerühmten Gesangskunst und ihrer maßvollen Darstellung seit Jahren der Berliner Hof-Oper zur Zierde gereicht. Ida Hiedler ist nicht auf märkischem Boden gewachsen; sie wurde in Wien als Tochter eines Staatsbeamten geboren. Die musikalische Mitgift des österreichischen Volksstammes ward auch ihr in reichem Maße zutheil. Und diese musikalische Begabung führte sie zunächst an das Instrument unserer Zeit, an das Klavier, das als Mode-Instrument ebenso in Verruf gekommen ist, wie es als musikalischer Hausfreund eine unerschütterlich feste Stellung behauptet und immer behaupten wird. Aber nicht das Klavier wurde dem jungen Mädchen Beruf und Schicksal. Es war vielmehr die Oper, deren Zauber sie mächtig lockte. Sie hörte in ihrer Vaterstadt einmal, — es war ihre erste Oper, — den Troubadour, dieses genialste Kauderwelsch italienischer Kunst, und zwar mit der Lucca und der unvergeßlichen Papier. Der Wunsch, singen zu lernen, um singen zu können, gleich diesen strahlenden Künstlerinnen, führte Fräulein Hiedler, — sie war unterdessen ein Fräulein geworden, — zum Gesang. Nachdem sie zunächst privaten Gesangunterricht genommen, trat sie in das berühmte Conservatorium ein, wo sie in Josef Reß, einem der vorzüglichsten Gesangs-Paedagogen unserer Zeit, einen Lehrer fand, der ihre prachtvollen Stimm-Mittel zur vollen Blüthe brachte und zu einem feinen und empfindlichen Organ des künstlerischen Ausdrucks erzog. In der Schule dieses trefflichen Mannes baute Fräulein Hiedler ihre reine und technisch in so hohem Grade zuverlässige Gesangskunst aus, die ihr später zur soliden Basis ihrer dramatischen Leistungen wurde. Fräulein Hiedler machte nun schnell ihren Weg. Ja, sie darf sich als ein Glückskind preisen, dem es gegönnt war, auf gerader Bahn, von keinem Dornengebüsch, von keinen Verhauen aufgehalten, mitten in eine schöne, freudenvolle Wirksamkeit hinein zu schreiten, ohne das Martyrium hoffnungslosen Ringens, qualvoller Enttäuschungen. Vielleicht prägt sich dieser äußerliche Optimismus ihres Lebenszuges auch in ihrer Kunst aus. Denn den wahren Schmerz vermag nur derjenige Künstler auszusprechen, der diesen Schmerz erlebt hat, der mit Thränen getauft ward. Fräulein Hiedler gastirte im Mai 1887 an der Berliner Hof-Oper; der Erfolg dieses Gastspiels war erfreulich. Er fesselte die Künstlerin an die Berliner Hof-Oper, und er blieb ihr treu, ja er steigerte sich zu schöner Höhe. Als gar andere Bühnen mit den Sirenen-Liedern glänzender Verträge die Künstlerin zu umgarnen drohten, bot die Intendanz der Hof-Oper Fräulein Hiedler einen Contract, mit dessen Annahme sich die Künstlerin bis zum Jahre 1906 an die jetzige Stätte ihrer ersprießlichen Wirksamkeit gebunden hat. Und die Hof-Oper hat recht, sich den Besitz einer Künstlerin zu sichern, die, im Vollbesitze einer herrlichen Stimme und jener äußeren Mittel, deren die Illusion des Dramas nun einmal bedarf, die, immer zuverlässig, von hohem Fleiß unterstützt, rühmlichen Strebens voll, gewissenhaft und ausdauernd, kein anderes Ziel kennt, als ihrer Kunst eine getreue und hingebungsvolle Priesterin zu sein. Fräulein Hiedler hat bisher 56 Partien gesungen; darunter die großen Frauenrollen der Wagner'schen Musikdramen, dazu Fidelio, Aida, Leistungen, denen ihre Darstellungen der Frauengestalten Weber's und Mozart's würdig zur Seite stehen. Fräulein Hiedler ist als dramatische Künstlerin nicht so sehr „Temperamentlerin“: sie unterstreicht weniger die scenische Energie, sie legt nicht den Schwerpunkt einzig und allein in das dramatische Moment; ihre Leistungen gipfeln vielmehr im specifisch künstlerischen Gesang, und darin wurzelt auch das Fesselnde und Anziehende ihrer künstlerischen Persönlichkeit. Daß der sympathischen und gefeierten Künstlerin zahlreiche Ehrungen zu Theil wurden, bedarf wohl kaum ausdrücklicher Erwähnung. Mit besonderem Stolz erfüllt sie die Auszeichnung, mit der sie der Kaiser beglückte, als er sie bei Gelegenheit der 600. Freischütz-Aufführung persönlich zur Kammersängerin ernannte. Die Künstlerin wirkte übrigens auch an dem Festkonzert in Moskau mit, das sich den Krönungs-Feierlichkeiten des russischen Kaiserpaares anglliederte, und an zahlreichen Bühnen erschien sie als hochwillkommener und dankbar begrüßter Gast.

Nachdruck verboten.

Frauen-Clubs in England.

Von Henriette Jastrow.

„Unclubbable“! So lautete das Verdict, das die Herren der Schöpfung ihren weiblichen Mitmenschen entgegenhielten, sobald dieselben Einlaß begehrend an die Pforten ihrer Clubs pochten. „Nicht satisfactionsfähig“, würde es der Leutnant übersetzen. Natürlich! Die Frau war nicht dienstfähig, nicht wahlfähig, warum sollte sie nicht auch „nicht Club-fähig“ sein? Eine ganze Zeitlang nahm man das Verdict wie ein Gottesurtheil hin. Die Männer waren ja diejenigen, die die Clubs hatten, sie mußten es ja wissen. Nach und nach aber wurden doch Zweifel in diese Weisheit gesetzt, und so kam es, daß die englische Frau, noch bevor sie als wahlfähig und in öffentlichen Aemtern als dienstfähig anerkannt wurde, den Beweis ihrer Club-Fähigkeit erbrachte. Bereits ein Menschenalter zurück, im Jahre 1862, wurde der erste Frauen-Club in England gegründet. Es war der „Worcestershire Ladies' Club“, der Vorläufer der Club-Bewegung unter den englischen Frauen. Aber neun Jahre dauerte es noch, bis London, das eigentliche Club-Land, seinen ersten Frauen-Club, den „Albemarle-Club“, eröffnen konnte. Damals hatten die Frauen noch nicht den Muth und Unternehmungsgeist von heute; man wagte sich zögernd an diesen Schritt, nicht ohne männliche Hülfe, und nicht, ohne dem Geschlecht, das sie selbst so ungastlich von der Schwelle gewiesen, als vollberechtigten Mitgliedern die Thore zu öffnen. Dieses großherzige Vorrecht machte nicht den gewünschten Eindruck auf das verhärtete Gemüth des männlichen Barbaren, aber dessen ungeachtet entwickelte sich der Club kräftig und zählt heute 800 Mitglieder, meistens weibliche. Im selben Jahre, 1871, wurde noch ein zweiter Club gegründet, der „Bath-Club“, welcher ebenfalls noch heute besteht und sich verdienten Ansehens erfreut. Durch den Erfolg muthiger gemacht, schritt man im Jahre 1884 zur Gründung eines Clubs mit ausschließlich weiblicher Mitgliederschaft, des „Alexandra-Club“. Hier rannte man nun in das entgegengesetzte Extrem, indem das Prinzip aufgestellt wurde, Männer unter keiner Bedingung „zuzulassen“. Dieses „zulassen“ wurde so wörtlich genommen, daß das verpönte Geschlecht auch als Gast nicht eingeführt werden durfte, es sollte absolut nicht die heilige Schwelle des Hauses betreten. Nur zu gunsten eines einzigen Mannes wurde eine Ausnahme gemacht. Dieser bevorzugte Sterbliche ist der Pförtner des Clubs, dessen Bereich ja gewissermaßen außerhalb der eigentlichen Club-Räume liegt, dem aber dennoch gnädiglich der Eintritt in die heiligen Hallen gestattet ist. Mit dieser Abstinenz steht der „Alexandra-Club“ einzig da. Das heißt unter den Frauen-Clubs; denn von den Männer-Clubs schließen bei weitem die meisten das andere Geschlecht auch als Gäste aus.

Aber steht der „Alexandra-Club“ auch „nur Frauen“, so steht er doch keineswegs jeder Frau offen. Man muß „hoffähig“ sein, um der Gunst der Mitgliedschaft theilhaftig zu werden, oder, wie die Satzungen es umschreiben: „nicht wählbar sind solche Damen, welche zu Ihrer Majestät Drawing-Room nicht zugelassen worden sind, oder voraussichtlich nicht zugelassen werden würden“. Der „Albemarle“- sowohl wie der „Alexandra-Club“ bieten den Mitgliedern den raffinirtesten Luxus und Comfort dar, der erstere hat seine Räume im Herzen des Club-Viertels von London, in Piccadilly, der letztere in der nicht minder vornehmen Grosvenor Street. In beiden ist das Eintrittsgeld fünf Guineas (105 Mark) und der jährliche Mitglieder-Beitrag in gleicher Höhe. Von ähnlichem Character wie diese Vorgänger ist der vor kurzem gegründete „Empreß-Club“ in Dover Street, der noch luxuriöser ausgestattet ist und das Non plus ultra von Club-Behaglichkeit darstellt. Alle diese Clubs sind „Non Residential Clubs“, das heißt, sie sind zum Aufenthalt für die Mitglieder bestimmt, doch bieten sie keine Gelegenheit, in den Räumen zu wohnen. Nachdem sich aber die Frau mit so viel Geschick und Erfolg der Club-Bildung bemächtigt und sich so völlig als „clubbable“ erwiesen hatte, machte sich auch alsbald das Bedürfniß nach „Residential-Clubs“ geltend. Die zahlreiche Geburts- und Geld-Aristokratie auf den Landsitzen des Inselreiches besitzt zwar durchweg auch in der Residenz ein Haus, wo man in der Saison gewöhnlich zwei Monate im Jahre, Mai und Juni, Hof hält. Wenn aber die Damen des Hauses außerhalb dieser Zeit sich nach London zu begeben haben, um sich dem so wichtigen Act des „Shopping“ zu widmen, dann möchte man es vermeiden, das Haus in Bewegung zu setzen, den dazu gehörigen Stab von Dienerschaft aufzubieten und womöglich gastliche Pflichten auf sich zu nehmen; im Hotel hingegen möchte man auch nicht wohnen, ein „home from home“ ist es, das man zu dem Zwecke haben möchte, sozusagen einen Ableger des eigenen Heims, kurz, einen Club. Und so erfreuen sich denn die „Residential Clubs“ ausgewählter und zahlreicher Mitgliedschaft. Der größte unter ihnen ist der „County Club“ in Hannover Square, der neuerdings wieder seine Räume durch Hinzunahme des Nachbarhauses erweitern mußte, um den Ansprüchen der wachsenden Mitgliederzahl gerecht zu werden. Das Wohnungsrecht der Mitglieder in den Clubs, wenigstens in dieser Art Clubs, ist nur ein vorübergehendes. Im „Green Park Club“ ist es sogar auf jeweilig acht Tage beschränkt, was einigermaßen hart ist gegen eine Lady, die es mit der Besichtigung und dem Studium ihrer Toiletten-Gegenstände, — den Vorläufern des eigentlichen Shopping, — gewissenhaft nimmt. Der „Green Park Club“ ist ebenfalls ein Rendezvous der fashionablen Welt und zählt sogar die Königliche Familie zu seinen Mitgliedern, nämlich die Prinzessin Christian und deren Tochter, Prinzessin Victoria. Eine vornehme Eleganz zeichnet die Räume dieser Vereinigung aus. Der Drawing-Room ist im Stile Louis XV. gehalten und mit auserlesenen Kunstschätzen aller Art ausgestattet, ohne indessen überladen zu sein. Derselbe feine Kunstsinn prägt sich auch in der Ausschmückung der anderen Räume aus, deren einer, das Speisezimmer, auch zum Empfang männlicher Gäste offen steht. Der Club bietet seinen Mitgliedern ferner musikalische Genüsse, sogenannte Entertainments, die alle vierzehn Tage stattfinden, und deren Programm die klangvollsten Künstlernamen aufweist. Auch in diesem Club sind Eintrittsgeld und Jahresbeitrag je fünf Guineas. — Bescheidenere Ansprüche an die irdischen Güter der Mitglieder stellt der „New Victorian Club“ in Sackville Street, der seine Thore gegen ein Eintrittsgeld von zwei Guineas und einen Jahresbeitrag in gleicher Höhe öffnet. Hoffähigkeit braucht nicht nachgewiesen zu werden. Der Club war sogar zuerst als Heim für „Gentlewomen“ geplant, welche für ihren Lebensunterhalt zu arbeiten haben; aber weder die Lage, noch die begleitenden Umstände waren der Ausführung dieser Idee günstig, und so entschlossen sich die Leiter, den Club zu einem nur gesellschaftlichen Zwecken dienenden umzuformen. Die Mitglieder sind „Well-to-do-Women“, und wenn sich auch Berufsthätige unter ihnen befinden, so sind es doch solche, die den Kampf ums Dasein längst hinter sich haben und auf einer Oase von behaglicher Wohlhabenheit angelangt sind. Die Räume des Clubs zeichnen sich trotz ihrer Eleganz durch eine gewisse Gemüthlichkeit aus, von den Empfangs- und Speiseräumen, bis zu den Schlafzimmern, die schon zeitig vorher bestellt werden müssen und dann auch nur jedem Mitgliede eine bestimmte Zeit zur Verfügung stehen.

Frauen, die für sociale oder politische Streitfragen eingehen, werden Mitglieder des „New Sommerville Club“, Oxford Street, oder des „Pioneer-Club“ in Grafton Street, oder des „Sesame Club“, der sein schönes Heim in Dover Street hat. Der erstere ist bescheidener. Er erhebt den geringen Jahresbeitrag von einer Guinea jährlich, um möglichst weite Kreise zur Mitgliedschaft heranzuziehen, denn der Club meint es ernstlich mit seiner Aufgabe, das Interesse der Frauen für die Allgemeinheit zu fördern und sie politisch zu schulen. Ein bis zweimal monatlich finden Vorträge und Discussionen statt, ein reichhaltiges Lesezimmer und eine stattliche Bibliothek stehen den Mitgliedern neben den sonstigen anheimelnden Club-Räumen bis elf Uhr zur Verfügung. Die Schlußstunde der anderen Clubs ist zehn oder halb elf, und Sonntags sind fast alle „Non Residential Clubs“ ein unzugängliches Heiligthum, wovon der „New Sommerville Club“ eine für continentale Begriffe „rühmliche“ Ausnahme macht. — Der „Pioneer Club“ ist für die vornehme Dame, die in irgend einem „movement“ steht, womöglich in der Front. Er ist von der bekannten Mrs. Massingberd gegründet worden, als eine Tummelstätte für die vorwärts strebenden Elemente unter den Frauen auf den verschiedenen Gebieten, heute aber, wo jede englische Frau mehr oder weniger am öffentlichen Leben theilnimmt, glauben nur die Mitglieder selber noch, „Pioniere“ des Fortschritts zu sein. Die Pioniere tragen als Abzeichen eine Brosche, zwei sich kreuzende Hacken darstellend, und müssen, — im Club wenigstens, — Temperenzler sein, denn nach den Intentionen der Stifterin soll der Club jetzt und für immer nach den Prinzipien der Teetotaler verwaltet werden. Glücklicherweise für die zahlreichen tabakqualmenden Mitglieder des Clubs ist das Verbot des Rauchens nicht mit aufgestellt worden, im Gegentheil, ein verführerisch ausgestattetes Rauchzimmer fordert geradezu heraus, sich dem aromatischen Gift zu ergeben. Man hält sich keineswegs an die Cigarette, sondern auch die kunstvollen Rauchwölkchen manch echter Havannah sieht das Allerheiligste, und auch eine Pfeife wird gelegentlich nicht verschmäht. Darunter muß man sich aber nicht eine lange Studentenpfeife mit bemaltem Porzellan-Kopf vorstellen, sondern eine jener kleinen, kurzen Holzpfeifen, welche hier im Lande des hohen Tabakzolls

sozusagen jeder Raucher mehr oder weniger verfällt. Der „Pioneer Club" befand sich vor einiger Zeit in einem kritischen Stadium. Er hatte seine Gründerin, Mrs. Massingberd, die sich mit ganzer Seele der Vereinigung hingegeben und sie finanziell stützte, durch den Tod verloren, und obwohl der Club auch im Testament der Gründerin bedacht worden war, erschien seine Existenz dennoch nicht ungefährdet, um so mehr, als ihm durch die Neugründung des „Grosvenor Crescent Club" ein Nebenbuhler entstand, der eine Spaltung in der Reihe der Pioniere zur Folge hatte. Aber es zeigte sich, daß gerade die Spaltung, welche so bedrohlich erschien, dem Club zu neuem Aufblühen verhalf. Die besonderen Anstrengungen, welche die Mitglieder in dem Bestreben, den ihnen lieb gewordenen Club zu erhalten, unternahmen, hatten den Erfolg, daß sich die Mitgliederzahl auf über 600 hob, und der „Pioneer Club" nunmehr auf noch festerem Boden steht als früher. Merkwürdigerweise ging dadurch nicht etwa der „Grosvenor Crescent Club" ein, sondern schoß gleichfalls in die Höhe und weist heute etwa 800 Mitglieder auf. In Verbindung mit dem „Grosvenor Crescent Club" steht „The Women's Institute", welches eine Central-Auskunfts- und Förderungsstätte für alle berufsthätigen Frauen und solche, die es werden wollen, sein soll. Der „Grosvenor Crescent Club" gehört, — zugleich mit dem „Albemarle-", „Bath-" und „Sesame-Club", — auch zu denjenigen Frauen-Clubs, deren Küche und sogar deren Keller sich eines gewissen Rufes erfreuen. Hier kommt dann auch die Gastlichkeit mehr noch als in anderen Clubs zu ihrem Recht. Die „dinner parties", die man im Club giebt, entlasten zugleich die Gastlichkeits-Bürden des Haushalts, und so erfreuen sie sich nach mancherlei Richtung hin großer Beliebtheit.

Exclusiv, aber in Bezug auf geistige Aristokratie, ist der „University Club for Ladies" in Maddox Street. Ihm gehören nur „studirte" Frauen an, doch können auch andere Frauen, die sich in Kunst, Wissenschaft, Philantropie u. s. w. hervorgethan haben, vom Vorstand zur Mitgliedschaft eingeladen werden. Die Zahl dieser Mitglieder darf aber nie fünfundzwanzig überschreiten. Wissenschaftlich arbeitende Frauen finden sich in diesem Club zusammen, und die interessanten Debatten, die von Zeit zu Zeit stattfinden, bringen einen anregenden Meinungsaustausch hervor.

Unter den „Professional Clubs" steht in erster Reihe „The Writers' Club", Norfolk Street, Strand. Organisirte Discussionen, Vorträge oder dergleichen finden hier allerdings nicht statt, ja, in den Statuten sind sie sogar untersagt. Das Comité geht von der Ansicht aus, daß die „schreibenden" Frauen, — zumeist sind die Mitglieder Journalistinnen, — von Berufswegen so zahlreich Vorträge und Discussionen „mitzumachen" haben, daß sie in ihrem Club füglich davor bewahrt werden sollten. Zwanglose, unterhaltungsweise Debatten entspinnen sich natürlich über alle möglichen und unmöglichen Dinge, aber vor einem regelrechten Vortrag ist man in diesen, der Behaglichkeit gewidmeten Räumen sicher. Ein noch strengeres Verbot richtet sich gegen das Rauchen in den Club-Räumen, so streng, daß eine Uebertretung die Mitgliedschaft verwirkt, und das mag mehr als andere Momente darthun, wie verbreitet das Rauchen unter dem weiblichen Geschlecht in London ist. Das Verbot drückt auch keineswegs eine Gegnerschaft gegen den Genuß einer Havannah aus, — o nein, das würde dem Freilande des „Writers' Club", in welchem „erlaubt ist, was gefällt," wenig anstehen. Es ist vielmehr eine rein locale Frage; das Rauchzimmer fehlt den gegenwärtigen Räumen noch, und so lange das der Fall ist, läßt sich im Interesse der Nichtraucher das Verbot nicht wohl umgehen. Dessen Tage dürften aber gezählt sein, und über kurz oder lang wird der Wunsch der Nicotin-ergebenen Mitglieder nach einem Rauchzimmer Rechnung getragen werden.*) Der „Writers' Club" hat sich die einzige Aufgabe gestellt, journalistisch oder literarisch thätigen Frauen behagliche Club-Räume zu schaffen. Dieselben müssen statutengemäß im „Zeitungsviertel" von London, — welches sich bekanntlich von Fleet Street bis einschließlich Strand mit all den unzähligen Nebenstraßen hinzieht, — sich befinden und bieten den Mitgliedern die für sie so wichtige Tages-Literatur in einem reichhaltigen Lesezimmer, machen sie für das Lunch von den Restaurants unabhängig, geben in den Empfangsräumen Gelegenheit zu privaten und geschäftlichen Zukammenkünften aller Art ꝛc. Die „at homes" des Clubs, jeden Freitag Nachmittag, sind mit der interessanten Gesellschaft und dem ungezwungenen Ton, den man dort findet, zu einer gewissen Berühmtheit gelangt. Ein Eintrittsgeld von einer Guinea und der Mitgliedsbeitrag von ein und einer halben Guinea (31,50 Mark) sind dem Stande angemessen, welchem der Club dient, und ermöglichen, da die Mitgliederzahl eine beträchtliche ist, die völlige Selbstunterhaltung des Clubs, ohne jede Abhängigkeit von Gründern und deren Testamenten.

Von den freundschaftlichen Beziehungen der einzelnen Clubs unter einander erfährt auch der Außenstehende gelegentlich durch Zeitungs-Mittheilungen, wie etwa folgende:

The New Victorian Club is closed until August 27th; members meanwhile are the guests of the Ladies' County Club.

The Albemarle Club is shut for four weeks from today; members are invited to accept the hospitality of the Bath Club.

The Writers' Club will reopen Sept. 1st, Members will kindly be received as visitors at the Pioneer Club.

u. s. f. Das ist die Zeit der jährlichen gründlichen Hausäuberung, die gleichzeitig mit den nöthigen Reparaturen verknüpft wird; die Clubs werden dann gänzlich geschlossen, und die Mitglieder sind für einige Wochen die Gäste eines befreundeten Clubs, welchem man natürlich den gleichen Liebesdienst erweist. Unter den Berufs-Vereinigungen ist ferner der „Shuttleworth Club" zu nennen, der, für Geschäfts-Angestellte bestimmt, in der City sich befindet. Von den 500 Mitgliedern ist jedoch nur etwa ein Drittel weiblich, sodaß dieser Club nicht eigentlich in die Kategorie gehört, mit welcher wir uns heute beschäftigen. Der Beitrag beträgt 1 Guinea für die männlichen und 15 Schilling für die weiblichen Mitglieder.

Auch die „Nurses", die Kranken-Pflegerinnen, haben ihren Club, den sie im Jubiläums-Jahr der Königin gründeten und daher „Victoria Commemoration Club" nannten.

Die neueste Errungenschaft auf dem Gebiete der Frauen-Clubs ist „The Flannel Shirt Club", der aber weit harmloser ist, als es sich für Phantasie-reiche Gemüther, die seine Mitglieder bereits in Flanellhemden oder Blusen als National-Tracht aufmarschieren sehen, anhört. Er verfolgt den löblichen Zweck, aus den Krankenhäusern entlassene Reconvalescenten mit Flanellhemden zu versehen, um sie vor Erkältung zu bewahren. Frauen-Clubs dieser Art existiren natürlich noch sehr zahlreich, wie auch eine große Anzahl anderer Vereinigungen, die sich ebenfalls „Clubs" nennen; „Factory Girls' Club", Bicycle- und sonstige Sport-Clubs, ja sogar einen Schach-Club für Frauen giebt es; aber das sind nicht solche Clubs, die uns heute interessiren, diese Art Clubs war weniger damit gemeint, wenn der Frau das niederschmetternde Urtheil „unclubbable" gesprochen wurde.

*) Seit dieser Artikel geschrieben wurde, hat bereits die Vergrößerung der Räumlichkeiten und die Einrichtung eines Rauchzimmers stattgefunden.

Nachdruck verboten.

Nordlicht.

Von Julius Hermann.

Von Zeit zu Zeit findet man in den Tagesblättern die Mittheilung, es sei ein Nordlicht sichtbar gewesen, aber nur die wenigsten Bewohner unserer großen Städte sind wirklich in der Lage gewesen, einmal mit eigenen Augen ein Nordlicht zu sehen. Denn die hohen Häuser und engen Straßen der modernen Großstädte gestatten nur ausnahmsweise einen etwas freien Blick auf den Himmel, und die nächtliche Erleuchtung der Straßen durch eine Fülle von Gaslicht und zahlreiche elektrische Lampen läßt das Firmament nur als einen dunkeln Hintergrund erscheinen. Es ist daher Zufall, wenn der Stadtbewohner einmal den Strahl eines Nordlichts zu Gesicht bekommt. Aber auch auf dem Lande sieht man die Erscheinung nicht häufig, denn sie ist in unseren Gegenden sehr selten, wenigstens was große Nordlichter anbelangt. Eine der prachtvollsten Erscheinungen dieser Art ereignete sich am Abend des 25. October 1870. Man sah damals an vielen Orten Norddeutschlands und in Belgien, wie in Rußland, am nördlichen Himmel gewaltige farbige Strahlen, von denen viele mit Blitzesschnelle bis zum Scheitelpunkt des Beobachters emporschossen. Dann bildete sich am nördlichen Himmel ein leuchtender rother Bogen, der sich östlich und westlich auf den Horizont zu stützen schien, ähnlich wie ein Regenbogen. Dieser Bogen konnte sogar in Griechenland gesehen werden, doch schien er dort tief am Horizont zu liegen. Im südlichen Deutschland stand er hoch am Himmel, und in Böhmen erschien er sogar im Scheitelpunkte. Viele Leute in Dänemark, Schweden und den russischen Ostsee-Provinzen sahen den Bogen auch, aber dort erschien er nicht am nördlichen Himmel, sondern im Süden, auch war er daselbst nur ziemlich schmal zu sehen. Aus diesen Angaben hat man geschlossen, daß dieser roth leuchtende Bogen aus irgend einer Materie bestand, die sich wenigstens siebzig deutsche Meilen oder über fünfhundert Kilometer hoch in der Luft befand, in Gestalt einer Schicht von dreißig bis vierzig Meilen Breite und fünfzehn Meilen Dicke. Innerhalb dieser ungeheuern Schicht fand das Aufschießen der farbigen Strahlen statt, und unter ihr, aber noch immer zwanzig Meilen hoch in der Atmosphäre, schwebte eine Masse weißen Lichtes in einer Ausdehnung von Schweden bis nach Mitteldeutschland. Es handelt sich also um eine sehr großartige und geheimnißvolle Lichterscheinung, und die Höhen, in denen sie vor sich ging, liegen weit über den Regionen, in welchen sich unsere Witterungs-Vorgänge abspielen. Wenn jemand damals auf dem Gipfel des Mont Blanc gewesen wäre, so würde er die Nordlicht-Erscheinung noch genau ebenso unbestimmt hoch über sich erblickt haben, wie unten am Boden. Solche große Nordlichter sind, wie bemerkt, in unseren Gegenden seltener; wenn man sich aber nach Norwegen, in das Land der Mitternachts-Sonne, begiebt, so sieht man sie häufiger, ja im nordischen Eismeer, in den Gegenden der öden Inseln, welche das Franz-Josef-Land bilden, ist das Nordlicht überaus häufig und großartig. Allnächtlich flammt dort der Himmel auf im farbigen Scheine der Nordlichtstrahlen, und diese Erscheinung ist von einer Pracht, die selbst der Wiedergabe durch den Pinsel spottet. Der Oesterreichische Polarfahrer Wenprecht, welcher in jenen eisigen Regionen anfangs der siebziger Jahre überwinterte, hat von den Nordlicht-Erscheinungen daselbst eine klassische Schilderung gegeben. In jenen Gegenden zeigt sich der Lichtschein nicht wie bei uns im Norden, sondern man erblickt ihn am südlichen Himmel, bisweilen im Osten oder Westen oder auch im Scheitelpunkte. „Zunächst," sagt Wenprecht in seiner Schilderung eines großen Nordlichtes auf Franz-Josef-Land, „erscheint ein matter Lichtbogen, der heller wird und sich gegen den Scheitelpunkt erhebt. Das Mondlicht nimmt sich daneben gelb aus. Der Bogen ist dreimal so breit als der Regenbogen. Höher und höher steigt er hinauf. In seiner ganzen Erscheinung liegt eine klassische Ruhe, nur hin und wieder wälzt sich eine Lichtwolke von der einen zur anderen Seite. Noch hat der Bogen nicht den Scheitelpunkt erreicht, und schon folgt ihm ein zweiter. Alle steigen (von Süden) langsam gegen den Scheitelpunkt und senken sich, erlöschend, gegen Norden herab. Ein anderes Bild: Ein Sturmwetter ist im Erlöschen begriffen. Unten auf dem Eise hat der Wind nachgelassen, aber die in raschem Fluge vorüber treibenden Wolken zeigen, daß er hoch oben noch immer sein Unwesen treibt. Ueber dem Eise wird es etwas Licht, es steht ein Nordlicht hinter den Wolken, das den dünnen Schleier beleuchtet und das Düster der Nacht mildert. Da und dort blinkt ein Stern; durch die Oeffnungen sieht man stellenweise das dunkle Firmament und die Nordlichtstrahlen auf ihrer Jagd gegen den Scheitelpunkt. Immer dünner wird das Gewölk; nur noch nebelartige Wolkenballen jagen vor dem Winde dahin. Auf allen Seiten stehen Nordlicht-Fragmente; es sieht aus, als habe der Sturm die Bänder in Fetzen gerissen und treibe sie nun ruhelos am Himmel hin und her. Mit unglaublicher Raschheit wechseln sie Form und Ort; eines steht hier, jetzt steht es dort; kaum ist es verschwunden, so taucht es an einer anderen Stelle wieder auf. Auch durch diese Fetzen jagen die Lichtwellen. Wiederum eine andere Form: Den ganzen Tag haben sich schon Bänder jeder möglichen Gestalt und Intensität am Himmel herumgetrieben; es ist jetzt 8 Uhr abends. Für den Moment stehen nur einzelne Strahlenbüschel am Himmel; nur dort im Süden liegt dicht über den Horizont ein schwaches Band, das wir kaum beachten. Auf einmal hebt es sich rasch und breitet sich gegen Ost und West aus. Die Lichtwellen beginnen durchzuhüpfen, einzelne Strahlen steigen gegen den Scheitelpunkt empor. Kurze Zeit hält es sich stationär, dann kommt plötzlich Leben hinein. Von Ost gegen West jagen lebhaft die Lichtwellen hindurch, die Ränder färben sich intensiv roth und grün und tanzen auf und ab. Schneller fließen die Strahlen in die Höhe, rascher und rascher folgen die Wellen auf einander, schon überstürzen sie sich gegenseitig und kreuzen sich, laufen über einander weg. Doch es sind nicht mehr einzelne Strahlen, es sind ganze Büschel, die gleichzeitig in toller Hast am ganzen südlichen Firmament emporjagen. Jetzt haben sie den Punkt erreicht, den sie alle anstreben, und jetzt schießt es auf und ab nach allen Seiten, nach Nord und Süd, nach Ost und West. Gehen die Strahlen nach oben oder nach unten? Wer kann es entscheiden! Um das Centrum herum leckt ein Flammenmeer; ist es roth, weiß oder grün? Wer weiß es! Es sind alle drei Farben zu gleicher Zeit. Fast bis zum Horizont reichen die Strahlen, der ganze Himmel steht in Flammen. Das Band ist ein feuriger Fluß geworden, in welchem die breiten Lichtwellen mit rasender Geschwindigkeit von einer Seite zur anderen hinüber jagen. Die Natur führt uns ein Feuerwerk vor, wie es die kühnste Phantasie nicht herrlicher zu denken vermag. Unwillkürlich horchen wir auf; ein solcher Vorgang scheint uns undenkbar ohne Getöse, aber es herrscht tiefe Stille, nicht das leiseste Geräusch trifft unser Ohr."

Es ist ohne weiteres klar, daß in jenen Regionen des Eismeeres der Beobachter dem Sitz des Nordlichtes sehr nahe ist, wenigstens sehr viel näher als die Bewohner südlicher Gegenden. Allein immer noch ist die Erscheinung weit von ihm getrennt und spielt sich in unerreichbaren Höhen der Atmosphäre ab. Man wird daher unwillkürlich zu der Frage gebracht, ob es nicht Gegenden der Erde giebt, wo das Nordlicht tiefer auf den Boden herabkommt. Einzelne Beobachter wollen in der That Nordlichtstrahlen gesehen haben, die fast bis auf den Boden herab kamen. Der berühmte Seefahrer Scoresby, dessen Angaben sehr zuverlässig sind, erzählt, daß er Nordlichtstrahlen gesehen habe, welche fast die Spitzen der Masten seines Schiffes berührten. In Norwegen ist die Meinung allgemein verbreitet, daß die Gipfel der hohen Berge den Sitz des Nordlichtes bilden, und in einigen Fällen haben wissenschaftliche Beobachter von den Gipfeln gewisser Berge aus in der That Nordlichtstrahlen aufsteigen sehen. In den Schriften der schwedischen Akademie findet sich ein Bericht zweier Naturforscher über das Nordlicht, in welchem es heißt: „Das Nordlicht senkt sich oft sehr tief herab, ja so tief, daß es bisweilen die Erde zu berühren scheint, und daß es auf den höchsten Bergrücken oft um das Angesicht des Reisenden gleichsam einen Wind zu erregen scheint. Leute berichten, daß sich bisweilen von dem Boden (auf den Bergen von Norwegen) ein kalter Nebel von weißgrünlicher Farbe erhebt, der den Himmel verdunkelt, aber nicht verhindert, daß man ferne Berge dadurch sehen kann. Dieser Nebel macht das Athmen beschwerlich, und aus ihm entwickelt sich zuletzt ein Nordlicht." Auch über die Frage, ob die Nordlichter in den Polargegenden von Geräusch begleitet sind, gehen die Meinungen auseinander, aber die Mehrzahl zuverlässiger Beobachter behauptet, daß die Erscheinung völlig lautlos sich abspielt. In Grönland, wo Nordlichter auch sehr zahlreich sind, hat Pastor Egede, der fünfzehn Jahre daselbst verbrachte, niemals das geringste durch ein Nordlicht verursachte Geräusch wahrgenommen, auch berichtete der berühmte Nordpolfahrer Franklin, der zahlreiche Nordlichter gesehen hat, die Erscheinung spiele sich ohne jedes Geräusch ab.

Es ist begreiflich, daß eine so großartige Erscheinung, wie sie das Nordlicht darbietet, schon früh die Frage nach dem eigentlichen Wesen derselben hervorgerufen haben muß, und in der That haben sich die Naturforscher vielfach bemüht, die Ursache des Nordlichtes zu ergründen. Daß hierfür keine brennbaren Dünste in der Atmosphäre anzunehmen sind, wie man in allem Ernste vor einhundertfünfzig Jahren noch glaubte, bedarf keines Wortes. Weit näher liegt es, an elektrische Vorgänge in den hohen Regionen der Luft zu denken, und die neuesten Ansichten der Forscher neigen auch zu dieser Annahme hin. Vor achtzig Jahren machte der berühmte Arago eine Entdeckung, welche zuerst einiges Licht über das so geheimnißvolle Wesen des Nordlichtes verbreitete. Während der Erscheinung eines Nordlichtes sieht man nämlich bisweilen, daß die farbigen Strahlen sich in einem Punkte vereinigen, und dieser Punkt am Himmel ist genau derjenige, nach welchem sich eine in ihrem Schwerpunkte aufgehängte Magnetnadel richtet. Dazu kommt, daß beim Aufleuchten großer Nordlichter die Magnetnadel in zitternde Bewegung geräth, selbst an Orten, wo von dem Nordlichte selbst nichts wahrgenommen wird. Dadurch ist erwiesen, daß das Nordlicht mit dem Erd-Magnetismus in einer gewissen Beziehung steht, und daß die Erd-Elektricität dabei eine wichtige Rolle spielt. Der genaue Zusammenhang ist noch nicht in allen Theilen erforscht, soviel aber scheint sicher zu sein, daß gleichzeitig, wenn auf der nördlichen Erdhälfte Nordlichter aufleuchten, alsdann auf der südlichen Hemisphäre ähnliche Erscheinungen eintreten. In der That hat man solche Südlichter häufig beobachtet und ihr gleiches Auftreten zur nämlichen Zeit mit Nordlichtern feststellen können. Ja in einigen Fällen sind Nord- und Südlichter von so großer Ausdehnung aufgetreten, daß die ganze Erd-Atmosphäre, von der nördlichen Eiszone bis zum Südpol hin, von farbigen Strahlen durchzuckt wurde.

Nachdruck verboten.

Aus dem Boeren-Lande.

Von Wilhelm Bergmann.

Aus meiner Bildermappe von Transvaal soll ich etwas heraussuchen, das die Leserinnen der „Illustrirten Frauen-Zeitung" besonders interessiren könne? Bitte, hier die Diamantfelder von Kimberley und die Goldminen am Witwatersrand und am Caap? Schon zu bekannt? Dann hier eine Landschaft aus der Karroo, — oder dieser Wasserfall des Limpopo? Zu eintönig? Na, dann hier etwas recht Lebendiges: Scenen aus dem Leben der schwarzen Eingeborenen, der Kaffern und Basutos, — ach so, ich vergaß, — die Toiletten! — Aber hier, hier habe ich etwas für die Damen: der Morgenmarkt in Johannesburg. Ein ganzes Stück Transvaal auf einmal.

Tagelang im Eisenbahnwagen durch immer gleiches Gelände, — soweit das Auge reicht, Gras und immer Gras,

hier und da ein Berg, der wie ein gewaltiger Maulwurfshügel aus der Steppe auftaucht; plötzlich, — es ist mitten in der Nacht, — leuchtet es auf vor uns, links, rechts, — die ganze Gegend erstrahlt auf einmal im elektrischen Lichte. Wie im westfälischen Kohlenbecken drängt sich Bergwerk an Bergwerk. Auf den Geleisen stauen sich Wagenburgen der Güterzüge. Häuser tauchen auf, Paläste, wie wir sie seit dem Verlassen Europa's nicht wiedergesehen. Wir sind in Johannesburg. Vor dreizehn Jahren erst, — es klingt wie ein Märchen, — schlugen hier, in der Mitte eines Hoch-Plateaus, ein paar Abenteurer ihre Hütten auf und schürften nach Gold. Nach vier Jahren schon war auf dem steinigen, öden Boden eine Stadt mit 26000 Einwohnern emporgestiegen, und heute zählt sie mehr als 102000 Bewohner. Durch die breiten Straßen und über die großen Plätze fluthet weltstädtischer Verkehr, drängen sich Equipagen, Lohnfuhrwerke und Straßenbahnen. In den Schaufenstern locken alle Erzeugnisse europäischer Industrie. In den Hotels und Clubs macht sich der Luxus des Goldlandes breit. Auf einer Rennbahn in der Nähe der Stadt wird der Turf gepflegt. Schon umziehen Villenvorstädte die industrielle City. Eine halbe Stunde von der Stadt entfernt dehnt sich über ein Areal von 2500 Morgen ein herrlicher Luftwald von australischen Eukalyptus-Arten, Platanen, Acazien und Coniferen aus, — der Sachsenwald, — der mit seinen prächtigen Fahrten und Reitwegen eine Zierde der Stadt, für den Besitzer, einen Deutschen, aber in dem holzarmen Lande eine sehr ergiebige Einnahmequelle geworden ist. Johannesburg ist eine internationale Stadt. Von 200 Bewohnern haben nur drei das Bürgerrecht! Vorherrschend sind, im Gegensatz zu der Bevölkerung auf dem freien Lande und auf den Minen, wo hauptsächlich Kaffern angesiedelt sind, die Weißen. Als echte Bergwerkstadt zählt sie viermal mehr Männer, als Frauen. Die weiße Bevölkerung setzt sich aus Angehörigen aller Nationen zusammen, nicht weniger als siebenundsechzig von hundert sind Engländer. Nach ihnen überwiegt das deutsche Element. Zahlreiche Minen, an ihren schwarzweißroth angestrichenen Schornsteinen erkennbar, sind in deutschen Händen. Filialen der großen deutschen Banken arbeiten Hand in Hand mit deutschen Industriellen. Vereine der Deutschen pflegen Turnerei und Gesang. In der deutschen Schule, die vor zwei Jahren eröffnet wurde, einem schön gebauten und schön gelegenen Hause, werden jetzt 200 Kinder in sechs Klassen unterrichtet.

Die eigentlichen Herren des Landes, die Boeren (Bauern), verschwinden in dem internationalen Getriebe der Großstadt fast ganz. Die wenigen ansässigen sind Burgher (Städter) geworden. Nur an einer Stelle macht sich das alte Boerenthum bemerkbar: auf dem Markte. Der eingeborene Boer ist von Haus aus vorwiegend Viehzüchter, weniger Ackerbauer. Früher, bevor die Diamanten und das Gold die Scharen der Ausländer mit ihrer Industrie und ihrem Handel ins Land riefen, begnügte sich der Boer damit, soviel Früchte und Gemüse zu bauen, als er und seine Familie bedurften. Jetzt aber eröffnet sich ihm auf den Diamanteldern und in den Goldminen-Distrikten ein großes Absatzgebiet für die Producte seines Ackerbaues und seiner Viehzucht. So kommen denn die Boeren, die es nicht vorgezogen haben, ihre Farm zu verkaufen und von ihren Zinsen zu leben, auf Ochsen- und Maulthierwagen zur Stadt und führen ihr die Lebensmittel für die Tausende der in den Minen, Fabriken und Kaufhäusern arbeitenden Bevölkerung zu. Die überwiegende Mehrzahl der Boeren freilich, die fern von den Städten wohnenden Bauern, bewirthschaften ihre Farm für sich allein und leben von den Erträgnissen ihrer Scholle. Es ist ein eigenthümlicher Menschenschlag, dieses Boeren-Volk, dessen Kampf um seine Freiheit und Unabhängigkeit augenblicklich die ganze Welt mit Aufmerksamkeit verfolgt. Durch seine Geschichte geht ein tragischer Zug, der ihm das Mitgefühl aller unparteiischen Gebildeten sichert. Vor zweihundert Jahren schon zogen es die aus holländischen, deutschen und französischen Elementen bestehenden Colonisten vor, ihre erste Ansiedelung, die heutige Kapstadt, zu verlassen, um, unabhängig von der sie bedrückenden holländisch-ostindischen Compagnie, als freies Volk sich selbst zu regieren. Aber es ist bis heute nicht zur Ruhe gekommen. Die Machthaber, erst die Compagnie, dann die Engländer, folgten ihnen nach, so oft sie Haus und Hof verließen und weiter nach Norden zogen, um sich auf freier Erde neue Wohnstätten zu gründen. So wanderten sie über den Oranje, dann über die Drakensberge in das Tiefland von Natal und schließlich über den Vaal und breiteten sich über das zwischen diesem Flusse und dem Limpopo gelegene Hochland aus. Ein Jahrhundert lang mit den Engländern im Kampfe, bald siegend, bald unterliegend, haben sie sich bis heute in zwei Republiken, dem Oranje-Freistaat und der Südafrikanischen oder Transvaal-Republik, ihre Selbständigkeit erhalten. Nicht immer ist es ihnen leicht gefallen, sich den neuen Verhältnissen des Landes, in dem sie sich niederließen, anzupassen. Mit der Boden-Beschaffenheit und dem Klima des Wohnortes änderten sich auch die Lebens-Bedingungen. Der größte Theil des Oranje-Freistaates ist in Folge der großen Trockenheit der Luft, die hier herrscht, eine weite, ununterbrochene Grassteppe, die in der Regenzeit zwar grünt und blüht, in der Trockenzeit aber öde und verdorrt ist. Nur die Flußufer sind vereinzelt mit Sträuchern besetzt. Zwar liefert der Boden, wo er bewässert werden kann, reiche Erträge an Weizen, Hafer, Mais und Tabak. Pfirsiche, Melonen, Weintrauben, Orangen und Feigen gedeihen vortrefflich. Doch haben die Boeren bis heute die Viehzucht, die es ihnen gestattet, dem Wasser nachzugehen, dem Ackerbau vorgezogen. Der südliche Theil des Transvaal weist im großen und ganzen dasselbe Vegetations-Bild auf, wie der Oranje-Freistaat. Weiter nach Norden aber geht die Steppe in das Buschfeld über, d. h. in meilenweite, von dichtem, mannshohem Acazien-Gestrüpp bewachsene Flächen. Aber auch hier ist der Boden dem Anbau von Kulturgewächsen günstig, wenn nur für hinreichende Bewässerung gesorgt werden kann. Noch weiter nördlich nimmt die Vegetation tropischen Charakter an. Bananen, Palmen, selbst Affenbrodbäume erscheinen, mit ihnen die Thiere der Tropen, Crocodile, Büffel, Gnus, Giraffen und Löwen, und der gefährlichste Feind des Menschen in den Tropen, das Fieber. Sonst aber ist das ganze Boeren-Land überaus gesund, ja, für Lungenkranke die beste Heilstätte der Welt. Der vielgenannte thatkräftige Ministerpräsident der Cap-Colonie, Sir Cecil Rhodes, kam als Todes-Candidat nach Bloemfontein, der Hauptstadt der Oranje-Republik, und genas hier vollständig von seinem Lungenleiden.

Die wiederholten Wanderungen der Boeren und die Nothwendigkeit, sich den neuen Wohnsitzen anzupassen, haben in Verbindung mit dem ererbten Freiheitsdrange jene eigenthümlichen, sich widersprechenden Charakter-Eigenschaften erzeugt, die uns an den Boeren auffallen. Es ist gerade jetzt, wo die Boeren von der einen Seite überschwänglich gepriesen, von der anderen Seite geschmäht werden, nicht leicht, ein wahrheitsgetreues Bild ihres Charakters zu erhalten. Ein guter Kenner der Boeren und ihres Landes faßt seine Erfahrungen dahin zusammen, daß, wie die meisten Menschen, auch der Boer gute und schlechte Eigenschaften habe. Zu den ersteren gehörten seine Frömmigkeit und Mäßigkeit, seine Gutmüthigkeit, seine Gastfreundschaft und sein Edelmuth dem Feinde gegenüber, der in den Kämpfen mit den Engländern oft genug hervorgetreten sei. Andererseits entsprängen dem ihm eigenen conservativen Charakter eine gewisse Starrköpfigkeit, eine Abneigung gegen alles Fremde, ein Mißtrauen gegen alles, was von außen an ihn herantrete. Habe er aber einmal das Mißtrauen überwunden, dann zeige er sich gegen fremde Eingebungen und Rathschläge nicht unzugänglich. Der conservative Sinn der Boeren äußere sich besonders in der Achtung vor dem Alter, in dem patriarchalischen Verhältniß der Familien-Glieder zum Oberhaupt der Familie, in der Achtung vor den Gesetzen des Landes und der Unterordnung unter den Willen der Gesammtheit. Diesen Eigenschaften gegenüber stehe aber andererseits wieder die Freiheitsliebe, der Sinn für Unabhängigkeit und Selbständigkeit jedes einzelnen und des ganzen Staates. Eine Abneigung, ein Haß der Boeren gegen die Ausländer, wie er ihnen oft nachgesagt wird, bestehe von vornherein nicht. Aber die Boeren verlangen, daß die Ausländer ihre nationalen Gefühle schonen, daß sie die Gesetze ihres Landes achten und sich ihnen unterwerfen, daß sie in das Selbstbestimmungsrecht der Boeren nicht eingreifen, und daß sie vor allen Dingen eines nicht anzutasten wagen: die Unabhängigkeit und Selbständigkeit der Republik. Der Kampf, der um diese Unabhängigkeit jetzt zwischen Boeren und Engländern ausgebrochen ist, war schon seit Jahren vorauszusehen. Den Wanderstab kann das vielverfolgte Volk nicht noch einmal aufheben. Das Land ringsum, im Norden, Süden und Westen, ist britisches Besitzthum geworden, im Osten trennt englischer und portugiesischer Besitz die Republik vom Meere. Es gab für die Boeren nur noch eine Wahl: zu kämpfen oder sich zu unterwerfen. Sie haben das erstere gewählt. Ihr Schicksal muß sich bald entscheiden.

Der Marktplatz in Johannesburg.

Redactions-Post.

Frau Gertrud in Altona. — Sie finden über die sogenannten „letzten" Worte berühmter Menschen nähere Aufklärung in Hertslet's „Treppenwitz der Weltgeschichte". Das Goethe zugeschriebene Wort „Mehr Licht" ist nicht sein letztes gewesen. Immermann erzählt aus sehr guter Quelle, daß Goethe in seinem Bewußtsein sanft in den ewigen Todesschlaf hinübergeschlummert sei, und daß selbst die Schwiegertochter, Ottilie Goethe, die zugegen gewesen sei, den Moment des Todes nicht bemerkt habe. — Dr. Gerloff erzählt, daß er den Enkel Goethe's im Jahre 18[illegible] einen Besuch gemacht habe und von diesem in dem ganzen Goethe-Hause, das damals noch nicht dem allgemeinen Besuche zugänglich war, herumgeführt worden sei. „In Goethe's Arbeitszimmer", sagt Gerloff, „sprach Walther wenig und das wenige ganz leise. Dann nahm er mich bei der Hand und führte mich bis an die Schwelle des Sterbezimmers, das er nicht betrat. Er erzählte ausführlich von den letzten Tagen des Großvaters. „Sehen Sie", sagte er, „wie die Sonne scheint und die Decke des Zimmers einen etwas grünlichen Schimmer widerstrahlt? Dies wollte Großpapa drei Tage vor seinem Tode gelegentlich einmal sehen, und da das Fenster mit einem Vorhange verdunkelt war, sagte er: Mehr Licht! Und da haben die Menschen ein „letztes" Wort daraus gemacht. Er hat aber nachher noch vieles andere gesagt."

Anna B. in Liegnitz. — Sie finden die Antwort auf Ihre Frage in dem Aufsatz „Mond-Aberglaube" von Julius Stinde, Jahrgang XXV, Heft 9.

Abonnentin in Nürnberg. — Andree hatte mehrere Boyen mitgenommen, um Nachrichten von sich zu geben, leider hat die aufgefundene Boje sich nicht als Flaschenpost erwiesen. Die sogenannte „Flaschenpost" dient den Schiffern dazu, Nachricht von einer Gefahr, in der sie schweben, zu geben; auch wird sie dazu benutzt, um die Richtung der Strömungen im Meere zu erforschen. In eine Flasche von starkem Glase, oder in wenigstens dichte Holzgefäße werden die Nachrichten (Name des Schiffes, Länge und Breite des Ortes, wo man sich gerade befindet u. s. w.) gelegt, die Gefäße werden dann gut verschlossen und dem Meere übergeben. Soll die Meeresströmung erforscht werden, so sind selbstverständlich mehrere Flaschen auszuwerfen, — die verschiedenen Fundorte bezeichnen dann den Weg, den die Strömung genommen. Diese Flaschenpost ist etwa seit einem Jahrhundert förmlich organisirt und hat die besten Resultate geliefert. Eine der merkwürdigsten Flaschenposten ist das s. Z. vom Capitain d'Auberville aufgefundene Cedernfäßchen, das, — außen mit Muscheln ganz bedeckt, — in seinem Innern eine übertheerte Cocusnuß enthielt, in der sich ein Pergamentstreifen mit einem kurzen Bericht von der Hand Christoph Columbus' vom Jahre 1493 vorfand. Columbus schrieb: „Ich glaube nicht, daß die Mannschaft den nächsten Tag erleben wird, die Schiffe befinden sich zwischen den westlichen Inseln, und ich übergebe nebst diesem Berichte noch zwei gleiche den Wellen, in der Hoffnung, daß man sie auffinden wird."

Thierfreundin in Innsbruck. — Die Katze fällt immer auf die Füße. Vor einigen Jahren sind Moment-Photographien aufgenommen worden, welche das Fallen einer Katze aus einem Meter Höhe zeigen: Man sieht, wie das Thier durch Aenderung der Lage seiner Gliedmaßen, durch Krümmen der Wirbelsäule u. s. w. seinem Körper eine Drehung ertheilt, sobald es auf die Füße fällt. Uebrigens ist diese Fähigkeit nicht nur den Katzen, sondern auch den Kletteraffen, Frettchen und Fischottern eigen, ja es wird angenommen, daß die Eigenschaft im Thierreiche ziemlich weit verbreitet ist.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: H. Hein; für den technischen Theil: A. Grosse, beide in Berlin; — für Oesterreich-Ungarn: Robert Mohr, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 23, I. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). Berlin und Wien, 1. December 1899. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). XXVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Der Muth, zu lügen.

Novelle von Fedor von Zobeltitz.

Engeström wußte sich späterhin noch alle Einzelheiten jenes Abends in das Gedächtniß zurückzurufen.

Es war an einem Donnerstage, dem Jour fixe der Familie Deeken. Abseits von der ziemlich zahlreich erschienenen Gesellschaft hatte eine kleine Gruppe von Damen und Herren in einem der Nebenzimmer es sich behaglich zu machen gesucht.

Es saß sich hier, in dem lauschigen runden Gemach, mit seinen warmen Farbentönen und seinen bequemen Polstern, in der That ungleich gemüthlicher als in dem großen Salon, der im vorigen Jahre auf Wunsch der Generalin neu eingerichtet worden war, und durch den, trotz seines Rococo-Stils, noch heute die fröstelnde Kühle des „Neuen" ging. Man wagte es gar nicht so recht, sich auf den hell lackirten, mit Gold ausgelegten und ungemein zierlich gebauten Stühlen niederzulassen, weil man sich der Befürchtung nicht entschlagen konnte, mit diesen winzigen Dingerchen zusammenzubrechen, und man empfand es fast störend, in der Fülle des Spiegelglases die eigene Person in soundsovielfacher Copirung bewundern zu müssen. Die Generalin, deren äußere Persönlichkeit in der Figur und im Sichgeben, wie auch in dem schmalen, rosigen, von schneeweißem Haar umrahmten Gesicht selbst wie eine Dame vom Hofe Sr. allerchristlichsten Majestät Ludwigs XV. aussah, hatte eine Passion für das Rococo, und dieser Passion hatte ihr Gatte bei der Neu-Einrichtung ihres Salons nachgeben müssen: Er that es lächelnd; er konnte es.

Die Intimeren des Hauses pflegten sich sehr bald mit der Theetasse in der Hand in jenes lauschige Cabinetchen zurückzuziehen, das Herr von Kriewel den „Liebeshof" getauft hatte, weil hier gewöhnlich Lia Deeken den engeren Kreis ihrer Verehrer um sich zu scharen wußte.

Auch heute war es so. Es fehlte keiner. Da saßen sie neben einander, Mann an Mann, auf niedrigen, in Form eines Bogens aufgestellten Sesseln, dessen Mitte ein Bouquet junger Mädchen, mit Fräulein Lia als Rose, einnahm. Es fehlte wirklich keiner, — weder Herr von Kriewel, im blauen, silbergestickten Koller der Kaiserin-Kürassiere, noch der kleine Berchend, in seiner scharlachrothen Husaren-Uniform, noch Prinz Salem von der Garde-Artillerie, noch die Herren vom Civil: der weltweise, philosophisch angehauchte Kammerherr von Frobeen, der stets still vergnügte Legationsrath Graf Trusen, mit seinem runden Kindergesicht, den man den „Legations-Säugling" nannte, weil er gar zu babyhaft aussah, und der lange Engeström, Assessor im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, ein Mensch, der neben seinen Berufsgeschäften noch Zeit fand, lange Epen zu dichten, „ein tüchtiger Kerl, aber ein phantastischer Kopf," wie der General von Deeken behauptete, als dessen besonderer Protégé Engeström galt.

Lia Deeken saß in anmuthiger Haltung auf einem Polsterstuhl und hatte den rechten Arm auf das neben ihr stehende Kleeblatt-Tischchen gestützt, dessen mit dunkelm Plüsch überzogene Platte mit einer Anzahl Bücher bedeckt war. Die junge Dame war eine sehr anziehende Erscheinung, mehr pikant als hübsch, zierlich gewachsen, brünett, mit goldig schimmerndem Teint, einem etwas

Heimkehr. Nach dem Gemälde von L. Paulmann.

kecken Profil und sehr schönen, ausdrucksvollen Augen von leuchtendstem Schwarz.

Dicht neben ihr saß ihre Herzensfreundin, „ihr Adjutant", eine volle Blondine, Käthe von Rosen, und auf der anderen Seite Miß Neppens, eine niedliche Schottin mit Goldhaar und frischem Soubretten-Gesicht, das sich alljährig zur Maienzeit mit Sommersprossen zu bedecken begann, was viel weniger unschön aussah, als Miß Neppens sich einbildete. Zwei Offizierstöchter vervollständigten den weiblichen Rath des „Liebeshofes", — die eine, Fräulein von Bergheim, ein schmales, puppenhaftes Figürchen („wie hingehaucht" meinte Herr von Kriewel), die andere, Comtesse Olden, eine stolze Erscheinung, mit hochmüthig geschürzten rothen Lippen, einem vornehmen Profil und gemessenen Bewegungen, — ganz Vollblut.

Im „Liebeshofe" bevorzugte man geistreiche Gespräche, — was man so geistreich nennt. Man plauderte gern von Literatur und Kunst und fällte sehr gewichtige Urtheile über Goethe, Wildenbruch, Heinrich von Kleist und Sudermann.

Heute war Ibsen an der Reihe. Fräulein von Deeken hatte am Abend vorher das neueste Schauspiel des nordischen Dichters gesehen und sprach sich in ihrer temperamentvollen Art sehr lebhaft zu Gunsten Ibsen's aus. Das Gebiet der Unterhaltung erweiterte sich schnell; es wurde mancherlei und zuweilen nichts Uebles über die ganze Richtung und Tendenz der Norweger Schule, ihren „Wahrheitsdrang" und „Wirklichkeitssinn" gesagt, und schließlich warf eine der jungen Damen die Frage auf:

„Gehört denn wirklich ein so unglaublicher Muth dazu, immer und immer wieder die Wahrheit und nur die Wahrheit zu sagen?"

„Muth nicht, nur diplomatisches Geschick," meinte Graf Trusen mit seinem freundlichsten Lächeln. „Man kann die gröbsten Wahrheiten sagen, ohne zu verletzen, wenn man sie in eine Bonbonnière von Phrasen einwickelt."

„Was ist Wahrheit?" fügte Herr von Frobeen mit der weisen Miene des römischen Landpflegers zu Juda ein. „Die Nothwendigkeit, das unumwunden auszusprechen, was die eigene Brust als wahrhaftig empfindet? Die innere Ueberzeugung, unbekümmert um die langen Gesichter der Mitmenschen, mit Posaunenstößen aller Welt zu verkünden? — Ist das Wahrheit?"

„Das ist verrückt," bemerkte Herr von Kriewel trocken, und Lia Deeken setzte lebhaft hinzu:

„Nein, das wäre Geschwätzigkeit, — nichts weiter! Und dazu gehört kein Muth! Aber die nackte und nüchterne Wahrheit zu sagen, wenn man sie um alles in der Welt willen gern verheimlichen möchte, — dazu gehört Courage!"

„Dieselbe ‚Courage', die zu einer Lüge gehören kann, wenn man gern die Wahrheit sagen möchte und durch die Macht der Umstände zu einer Unwahrheit gezwungen wird," warf die Comtesse Olden ein; Fräulein von Bergheim aber entgegnete, das feine Näschen rümpfend:

„Jede Lüge ist eine moralische Feigheit."

„Oho, gnädiges Fräulein!" — Herr von Engeström richtete seine lange Gestalt ungeschickt im Sessel empor, und über sein etwas blasses, kluges Gesicht flog eine leichte Röthe. „Pardon, wenn ich opponiere! — Sie haben den Widerspruch in mir gereizt, Fräulein von Bergheim. Was Sie sagten, trifft doch nur bedingt zu. Meiner Ansicht nach giebt es auch Unwahrheiten, — das Wort Lüge möchte ich in diesem Sinne absichtlich vermeiden, — die auszusprechen unter Umständen eine sittliche That sein kann. Ich meine, die gnädigste Comtesse ist im Recht."

„Dann könnte man schließlich jede sogenannte Nothlüge als moralisch bezeichnen," bemerkte Fräulein von Bergheim spitz, „denn einer Nothlüge läßt sich leicht ein sittliches Mäntelchen umhängen."

„Ganz gewiß," stimmte Herr von Berchend bei; „jede Nothlüge ist eine Folge des Selbsterhaltungs-Triebes."

„Aber dieser Selbsterhaltungs-Trieb dient gemeinhin nur zur Verdeckung der Selbstsucht," fiel der Kammerherr von Frobeen dem Rittmeister ins Wort, „und Egoismus in jeder Form widerspricht dem Sinne des Guten —"

„‚Sagt schon Sokrates', haben Sie vergessen hinzuzufügen," lachte Prinz Salem, der sich inzwischen die Zeit damit vertrieb, eine Maus aus seinem Taschentuche zu formen.

Engeström lachte mit; dann wurde er plötzlich ernsthaft.

„Scherz bei Seite," sagte er, „ich bin in der That der Ansicht, daß auch der Muth zur Lüge zu Zeiten nicht zu unterschätzen ist. Ich will Ihnen ein Beispiel anführen: Ich habe eine alte Dame aus guter Familie gekannt, die durch unglückliche Schicksalsschläge ihr Vermögen verlor und infolge einer langwierigen Krankheit auf beiden Augen erblindete. Sie besaß eine Tochter, die diese blinde Mutter, eine andere Antigone, mit rührender Liebe pflegte, für sie darbte und sich in hartem Nadeldienste die Hände wund arbeitete. Der sehnlichste Wunsch ihrer Mutter war dahin gegangen, das reiche Maltalent ihrer Tochter ausbilden zu lassen. Die Tochter hatte es versucht, aber die vorhandenen Mittel genügten nicht; sie war gezwungen, Palette und Pinsel mit Nadel und Leinwand zu vertauschen. Doch davon wußte die alte blinde Frau nichts. Wenn ihre Tochter fortging, um in der Werkstatt einer Modeschneiderin ihr Brod zu verdienen, glaubte die Greisin, sie arbeite in ihrem Atelier, und wenn sie ihren Monatsverdienst heimbrachte, und die Mutter sie fragte, ob sie Glück gehabt und wieder ein Aquarell oder ein Oelbild verkauft habe, dann log sie mit thränendem Auge und sagte: Ja, Mutter, so ist es! — Denn sie wußte: erfuhr die blinde Frau nur etwas von dem Jammer ihrer Existenz, dann war auch der letzte Rest von Sonnenschein aus dem Leben der Greisin gelöscht. Sie log aus Liebe zur Mutter. War das eine moralische Feigheit —?"

„Rührend!" sagte Prinz Salem und ließ sein zu einem Mäuschen geformtes Taschentuch dem Kammerherrn in den Schoß springen.

Fräulein von Deeken räusperte sich leise; man sah es an ihrer Miene, daß sie etwas antworten wollte. Aber sie kam nicht dazu. Ein Diener trat ein und meldete: Excellenz ließen sagen, daß das Souper servirt sei. —

* * *

Engeström saß in seinem Büreau in der Wilhelmstraße vor einem mächtigen Schreibtische und arbeitete. Man hörte das leise Geräusch der über das Papier eilenden Feder.

Die rechts seitwärts in das Nebenzimmer führende Thür wurde vorsichtig geöffnet, und das freundliche Gesicht des Grafen Trusen lugte in das Gemach. Mit unhörbaren Schritten schlich sich der kleine Legationsrath näher, bis er dicht hinter Herrn von Engeström stand und diesem über die Schulter schauen konnte.

„'n Morgen!" sagte er dann laut, „entschuldigen Sie, Maëstro, ich hoffte, Sie dichteten!"

Der Angeredete, der zuerst leicht zusammengeschreckt war, wandte sich nunmehr lächelnd um.

„Sie werden mir im Verfolge Ihrer Heimlichkeiten noch einmal einen Schlaganfall zuziehen, und dann können Sie mich auf Ihre Kosten begraben lassen, denn ich hinterlasse nichts," meinte er gutmüthig und legte die Feder bei Seite.

„Seien Sie nicht böse, hoher Herr, mich trieb nur Wissensdurst zu Ihnen! Ich habe mein Lebtag noch nicht dichten gesehen" —

„Und hofften, ich würde meine Amtsstunden zu derlei brodlosen Künsten benützen! Welche Verworfenheit des Gedankens! Bitte, überzeugen Sie Sich: ich quäle mich im Schweiße meines Angesichts mit den langweiligen Chicanen des Madrider Consulats ab! Das Dichten geht mir leichter von der Hand."

„Dichten Sie mir 'mal etwas vor!" bat Trusen.

„Ein andermal, liebenswürdigster Conte," lachte Engeström, „heut' schmerzt mich der Kopf ein wenig, und da wollen die Reime nicht kommen."

„Kater?" fragte Graf Trusen und kroch auf einen mit Akten beladenen Seitentisch, von dessen Höhe er die kurzen Beinchen schaukelnd herabhängen ließ.

Engeström verstand nicht gleich.

„Ich meine, ob Sie gestern unsolide waren," erläuterte Trusen, „— von wegen der Kopfumspannung?"

„I, Gott bewahre!" gab der andere zurück, „ich war in Familie."

„Bei Deekens?"

„Jawohl, bei Deekens, Sie neugieriger Grafensprosse!"

„Hm!" — Der „Legations-Säugling" schnitzelte mit seinem Federmesser an einem auf dem Tische liegenden Lineal herum. — „Sagen Sie 'mal, College," fuhr er nach kurzer Pause fort, „wie gefällt Ihnen eigentlich Fräulein Lia von Deeken —?"

Engeström neigte sich tief über das vor ihm ausgebreitete Papier und griff wieder zur Feder. „Was fragen Sie da erst!" engegnete er abweisend. „Sie ist ebenso gut wie edel, wie klug, — meinem Geschmacke nach auch schön."

„Hosiannah! Wieder einer! Ich möchte nur wissen, wie dieses Mädchen es fertig bringt, aller Welt die Köpfe zu verdrehen! Sie ist allerdings auch reich, wie man sagt. — Haben Sie schon etwas davon gehört, daß der Rittmeister von Kriewel lebhaft nach ihrer Hand begehrt und — Gegenliebe finden soll?"

„Ich kümm're mich um dergleichen Klatsch nicht!" — und Engeström zog unmuthig die Brauen zusammen.

„Klatsch nennen Sie das?! — Oho! Na, na!" Graf Trusen pfiff durch die Zähne. „Ich kann Ihnen sagen, Kriewel ist wie toll hinter der Kleinen her! Aber wär' es nur das! Auch Lia Deeken ist bis weit über ihre niedlichen Ohren in den stattlichen Rittmeister verliebt! Lehren Sie mich die Menschen kennen! — Ich bin ein scharfer Beobachter, bester Assessor, und habe zwei helle Augen im Kopfe! Merken Sie denn bei Ihren häufigen Besuchen im Deeken'schen Hause den geheimnißvollen, intimen Verkehr zwischen den beiden nicht? Das Blickewerfen herüber und hinüber, die hundert Anspielungen im Laufe der anscheinend ganz harmlosen Conversation? — Sind Sie denn völlig mit Blindheit geschlagen?!" —

Herr von Engeström schob mit rascher Bewegung den Stuhl von sich und stand auf.

„Sie pflegen immer etwas mehr als andere Leute zu sehen," erwiderte er kurz, „— nehmen Sie mir diese Bemerkung nicht übel, Graf Trusen!" —

Und er griff nach Paletot und Hut.

* * *

Engeström's Wohnung, — das behaglich eingerichtete Quartier eines die Häuslichkeit liebenden Junggesellen, — lag nicht weit von dem Ministerium entfernt, in einer stillen, vornehmen Straße. Zwei alte Leute, die er von dem Gute seines Vaters übernommen, führten ihm die Wirthschaft; der Mann, der Ajatz hieß und vor Engeström's Freunden nie anders als „Ajax" genannt wurde, fungirte gleichzeitig als Diener.

Als der Assessor nach Hause kam, rief er Ajatz zu, er sei für unbekannte Besucher nicht zu sprechen, und riegelte sich sodann in seinem Arbeitszimmer ein.

Hier schritt er zum Schreibtisch, öffnete ein Geheimfach desselben und entnahm diesem eine Photographie in einfach gehaltenem silbernen Rahmen. Das Bild stellte Lia Deeken dar. Engeström hatte es nicht zum Geschenk erhalten, sondern durch die Vermittlungsgebühr eines guten Trinkgelds von einem Angestellten des Photographen, bei dem es ausgeführt worden war, heimlich an sich gebracht.

Er vermeinte, nicht leben zu können, wenn er die, die er mit tiefster Inbrunst, mit allen Fibern seines Seins liebte, nicht täglich, — wenn auch nur im Bilde, — vor sich sehen konnte.

Engeström war eine Sonderlingsnatur, das heißt er galt als eine solche, weil er nicht wie die andern war. Er war ein Dichter, und zwar, wie die berufsmäßige Kritik behauptete, ein recht tüchtiger, — das war schon merkwürdig genug bei einem Assessor im Auswärtigen Amte. Er besaß zudem keinerlei sogenannte Passionen, er rauchte nicht, hatte keine sportlichen Neigungen und keine Liebschaften und war in materieller Beziehung so mäßig wie ein Lacedämonier. Man hielt ihn demzufolge für geizig. Er war ferner eine Art Einsiedler, der dem geselligen Leben, wie man es zu führen pflegte, wenig Geschmack abgewinnen konnte; sein Umgangskreis war ein sehr beschränkter, — nur im Deeken'schen Hause sah man ihn häufig.

Excellenz von Deeken protegirte ihn, — das war offenkundig. Warum, wußte man nicht recht. Engeström selbst sprach sich darüber nicht aus, und so behaupteten denn die einen, der alte Deeken und der alte Engeström seien ehemals intime Freunde gewesen, und die andern, Frau von Deeken und die Mutter Engeström's seien in demselben Pensionat erzogen worden. Irgend eine begreifbare Ursache mußte doch der Vorliebe des Generals für den langweiligen Assessor zu grunde liegen! Denn der Assessor galt allgemein als ein gesellschaftlich „herzlich langweiliger Mensch", dem man seine geistige Bedeutung nicht anmerkte. Er hatte gar kein Unterhaltungs-Talent, pflegte wenig zu sprechen, und wenn er tanzte, so sah es aus, als genirten ihn seine langen Gliedmaßen.

Er war sonst nicht häßlich. Im Gegentheil, — trotz seiner auffallenden Länge besaß er in seiner Figur und seinen Bewegungen eine gewisse ungezwungene Eleganz. Das hagere, stets glatt rasirte Gesicht konnte bisweilen einen asketischen Ausdruck annehmen, der fremdartig berührte, war aber fein und vornehm geschnitten, und in den braunen Augen lag geistige Durchleuchtung und dann und wann freilich auch ein schwärmerisches Aufglühen, das zu dem Ausdruck herber Askese paßte. —

Engeström nahm das Bild Lia's und stellte es vor sich auf den Schreibtisch. Dann geschah etwas Seltsames und dennoch durchaus seiner Wesenheit Homogenes. Er kniete vor dem Bilde nieder, faltete die Hände und flüsterte leise und mit zuckender Lippe, während seine Augen sich vergrößerten und glänzend wurden, und ein lichtes Roth in seine Wangen trat:

„Lia! — Lia! — Lia! — O, wie ich Dich liebe! Wie liebe ich Dich! Dich allein — Dich einzig allein! Fühlst Du es nicht, Lia?! Ahnst Du es nicht? Spürst Du es nicht an meinen Blicken? Sagt es Dein Herz Dir nicht? Du liebe, Du einzige, o, Du süße . . ."

Er erschöpfte sich in hundert Schmeichelworten, hundert Betheuerungen seiner Leidenschaft. Und er dachte dies alles nicht nur, sondern sprach es in abgebrochenen Sätzen und flüsternden Tönen vor sich hin. Es lag etwas Pathologisches in diesem Cultus der Liebe, und doch war Engeström, — trotz seines Hanges zum Schwärmerischen, — ein durchaus klarer, scharf und logisch denkender Kopf.

Seine Leidenschaft für Lia Deeken war zu lichter Flamme entfacht, seit die Eifersucht dazu getreten, seit er zu spüren vermeinte, daß sie andere ihm vorzog. Sie kannten sich beide seit Jahren, und stets hatte eine Art freundschaftlichen Verhältnisses zwischen ihnen obgewaltet. In der That schätzte Lia Engeström sehr hoch, — aber sie würde gelächelt haben, hätte jemand ihr sagen wollen, Engeström liebe sie. Er wußte das, — und deshalb verschloß er sein süßes, schmerzensreiches Geheimniß tief in der Brust, und nur, wenn er allein war, ganz allein und ganz unbeobachtet, dann rang sich in abgebrochenen Lauten das Geständniß seiner Leidenschaft von den zitternden Lippen. — Das aber war ihm stets wie eine Erlösung. Dann konnte kein Mensch über ihn lächeln, — auch sie nicht. Und bitterer als der Tod wär' es für ihn gewesen, wenn sie gelächelt hätte, wo sein Herz in Liebe litt. —

Engeström erhob sich, verschloß das Bild Lia's wieder in dem Geheimfache seines Schreibtisches und befeuchtete sein Gesicht mit Kölnischem Wasser. Er hatte draußen in der Entree die Klingel anschlagen hören, — das konnte ein Bekannter sein.

Es war so. Ajatz klopfte an die Thür.

„Gnädiger Herr," rief er leise, „der Herr General von Deeken Excellenz lassen bitten, vorgelassen zu werden. Darf ich ihn in den Salon führen —?"

Engeström rief ein hastiges „Ja!" zurück und trat dann selbst, gleichzeitig mit dem General, dem Ajatz vom Corridor aus die Thür öffnete, in das anstoßende Wohngemach.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Die Metalle in unserer Sprache.

Von W. Roeldechen.

Die Minerale, deren erste und vornehmste Klasse die Metalle bilden, hängen durch ihren Namen aufs engste mit den Minen zusammen. Der alte griechische Unterweltsrichter Minos hat hier wohl auch ein Wörtchen mitzusprechen. Also, was in den Minen gefunden wird, würde demnach zu den Mineralien gehören. Aber schon das Gold, das bereits im Alterthum aus dem Flußsande des Paktolos gewonnen wurde, sowie der offenstehende Granit an den Häuptern der Bergriesen, zeigen uns, daß nicht immer an ein tiefes, unterirdisches Reich bei Mineralien zu denken ist. Viele Bezeichnungen verändern, verengern oder erweitern im Zeitlauf ihre Deutung, und das gilt vom Mineral. Und bei diesem unserem Worte decken sich auch heute der wissenschaftliche und der volksthümlich-sprachliche Begriff durchaus nicht miteinander. Die Wissenschaft nennt jeden Körper, der ohne organische Entwicklung und menschliche Thätigkeit als Natur-Product dasteht, ein Mineral; dazu zählt ohne Zweifel das Wasser. Doch der Volksmund wird sich schwer zu dieser Bezeichnung entschließen, wir müßten ja dann die bekannten Tafelgetränke Mineral-Minerale heißen. Umgekehrt nimmt niemand daran Anstoß, wenn Braun- und Steinkohlen, die wegen ihrer pflanzlichen Abstammung eigentlich nicht hieher gehören, zu den Mineralien gerechnet werden.

Die Poesie kümmert sich bekanntermaßen erst recht nicht um wissenschaftliche Terminologie. Vom Harzberge und seiner Luft singt ein alter Vers:

„Es grüne die Tanne, es wachse das Erz!
Gott schenke uns allen ein fröhliches Herz!"

Und:

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte."

Der Dichter kann eben ohne Tadel Erz und Eisen organisch wachsen lassen.

Der Name der Metalle stammt aus der griechischen Sprache und bedeutet Körper, welche meistens neben = untereinander, mit anderen Körpern zusammen, sich vorfinden. In der That wird ja die überwiegende Masse unserer Metalle erst durch Schmelzen oder andere Prozesse aus Erzen gewonnen; wenn wir auch dann und wann von centnerschweren Klumpen reinen Silbers hören, so zählen solche Funde doch unbedingt zu den Ausnahmen. Die Chemie rechnet die Metalle zu den Elementen, den Urstoffen, welche durch keine uns bis jetzt bekannte Macht der Erde, nicht durch Druck, Feuersgluth oder den elektrischen Strom, nicht durch die schärfsten Säuren und Laugen in besondere Bestandtheile zerlegt werden können. Darum ist die Goldmacherei mit allen ihren Versuchen eine vergebliche Anstrengung. Uebrigens sei hier beiläufig bemerkt, daß die vier Elemente der Alten, — Feuer, Wasser, Luft, Erde, — sich dadurch auszeichnen, daß sie keine Elemente sind.

Alle Metalle, oder gar alle Elemente nach einer gewissen Ordnung, vielleicht nach der verschiedenen Schwere, aufmarschiren zu lassen, mag Aufgabe einer naturwissenschaftlichen Tabelle sein, gehört aber nicht hierher. Wir haben es mit einer außerordentlich kleinen Gruppe zu thun, mit der Gruppe derer, die durch Bild, Gleichniß oder Sprichwort in unserer Sprache Aufnahme und echtes Bürgerrecht gefunden haben. Um zu diesem Bürgerrechte zu gelangen, haben die Metalle zwei Bedingungen zu erfüllen: sie müssen dem Menschen viel unter die Hände kommen, ihm möglichst nützlich sein, und: die Kenntniß der Leute und Völker von ihrem Dasein muß möglichst nach Jahrtausenden rechnen. Ein alter Adel mit gutem Wappen! Kostbarkeit giebt keinen Vorzug; Platina ist theurer als Gold und schwerer an Gewicht als Blei; aber niemand wird daran denken, zu sagen: „Es liegt mir wie Platina in den Gliedern." Das Metall ist zu selten. Ebensowenig wird man hören: „Diese Sorge wiegt leicht wie Aluminium." Letzteres ist eben für den Sprachgebrauch noch zu jung und unreif. Wir bringen es mit den Metallen, die in Frage kommen, nicht einmal auf eine so hohe Ziffer, als die Woche Tage hat.

Sterndeuter, Adepten und Kalender-Macher, ein magisches Kleeblatt, das in vergangenen Zeiten viel redete und von sich reden machte, haben eine Zusammenstellung von Gestirnen, Wochentagen und Metallen geliefert, die wir hier schlicht neben einander bringen wollen.

Sonne	Sonntag	Gold
Mond	Montag	Silber
Mars	Dienstag	Eisen
Merkur	Mittwoch	Quecksilber
Jupiter	Donnerstag	Zinn
Venus	Freitag	Kupfer
Saturn	Samstag	Blei

Einzelnes aus dieser Tabelle erscheint uns gut und glücklich gewählt, anderes willkürlich oder gar unverständlich. Der vornehmste Tag in der Woche, das edelste von den sieben Metallen und das mächtigste Gestirn am Himmel passen gut zu einander, der silberne Mond, der eiserne Kriegsgott mögen auch noch gelten, selbst der Handelsgott und Götterbote Merkur darf gut neben dem beweglichen Quecksilber sich ausnehmen. Aber was hat Frau Venus, welcher durch ihre deutsch-mythologische Schwester Freia oder Frigga der Freitag zukommen mag, mit dem Kupfer zu thun? Man wende nicht ein, daß eigentlich weniger die mythologischen Gottheiten, als die Gestirne vielmehr, gemeint sind; gerade die alten Astrologen hatten in ihrer dunkeln Sprache eine besondere Vorliebe dafür, beides untereinander zu mischen. Natürlich kann keine Rede davon sein, daß etwa die aufgeführten Metalle auf den ihnen zukommenden Himmelskörpern besonders stark vertreten wären, von Spectral-Analyse ist zur Zeit der Namengebung keine Rede gewesen.

Mit dem vornehmsten Metalle sei angefangen! „Nach Golde drängt, am Golde hängt doch alles, — Ach wir Armen!" singt das süße Gretchen beim Spielen mit dem schönen Geschmeide aus des Teufels Schatzkammer. Das Jagen nach diesem Edelmetall, nach des König „Midas harter Kost", wie es Shakespeare nennt, ist ziemlich gleichmäßig über den Erdball verbreitet; fehlt's ja in Europa, so geht man nach Californien, Afrika, Australien, Alaska. Diese Jagd wird hier weder empfohlen noch gegeißelt, da letzteres vergeblich wäre. Welche Macht das Gold hat, sagt Schiller im Fiesco: „Allmächtig ist doch das Gold; auch Mohren kann's bleichen."

Das Gold ist für uns das in der Sprache zumeist verwendete Metall, und es soll hier keinen wesentlichen Unterschied machen, ob wir mit dem Haupt- oder Eigenschaftsworte, mit Gold oder golden zu thun haben.

Wir treffen zuerst eine Reihe von Zusammensetzungen, welche unmittelbar an die Substanz, an die Materie des Edel-Metalls selbst anknüpfen; es sei gleich an den poetischen Gold- oder Ringfinger erinnert, dessen passende Bekleidung in jugendlichem Alter mit begreiflicher Wärme erstrebt wird. Der päpstliche Stuhl verleiht den hohen Orden des goldenen Sporns, Oesterreich und Spanien das goldene Vließ, Belgien den goldenen Löwen; — obwohl in diesem Fache kein sicherer Gewährsmann, nehme ich an, daß bei diesen Auszeichnungen das Wort: „In purem Golde" seine volle Berechtigung habe. Hierher gehört auch die goldene Rose, welche verdienstvollen, tugendhaften Christinnen vom Papste übersendet wird. Die goldene Bulle verdankt den glänzenden Titel den kostbaren Anfangs-Buchstaben (Initialen), welche das Werk geschmückt haben.

Ob der Oppenheimer Goldberg also gerufen wird wegen der edeln Eigenschaften seiner Gewächse, oder ob des Abendsonnenscheins auf seinem Haupte, oder gar, weil er seinen Besitzern fleißig die Tasche füllt, mögen andere entscheiden; unzweifelhaft führt das Danziger Goldwasser seinen Namen von den schillernden, schimmernden Flocken Blattgold, das in dem feinen Likör des Ostens hin und her schwingt.

Eine zweite Gruppe von Worten hält sich nur an die Farbe, an den Glanz und Schimmer des Edelmetalls, die Farbe bildet den Ausgang des Vergleiches. Prinzessin Goldhaar aus dem Märchenbuche und Heine's Loreley gehören von diesem Gesichtspunkt aus in einen Rahmen mit den Goldfinken, -Fasanen, -Wespen und -Reinetten. Auch der Goldfisch schließt sich hier an. Letzterer aber hat in unserer Zeit noch eine übertragene Bedeutung bekommen; wer als Freiersmann nach ihm angelt, mag auf seiner Hut sein und des Sprichwortes nicht vergessen: „Es ist nicht alles Gold, was glänzt."

Bei dem Vergleiche: „Treu wie Gold" kommt außer der Farbe gewiß noch eine zweite Eigenschaft in Betracht. Wir vergolden unedle Metalle wohl auch in der Absicht, daß sie höheren Glanz gewinnen sollen, aber die bessere Dauerbarkeit bei dem dünnen Goldüberzug, der Schutz gegen schädliche Einflüsse, die das Unvergoldete sonst leicht blind machen und zerstören würden, bestimmt uns am meisten. Das Unwandelbare und der Unwandelbare sind treu wie Gold.

Ob hieher auch wohl die goldene Hochzeit gehört? Offen gestanden, ich bin zweifelhaft. Handelt es sich um die Treue allein, wozu die Vorstufe der silbernen Hochzeit?

Am zahlreichsten ist unzweifelhaft die nächste Klasse vertreten, wo der Werth, die Kostbarkeit und Gediegenheit des Metalles für das Sprachbild maßgebend war: Das goldene Zeitalter, goldener Mund mit goldenen Worten, die goldene Aue und die goldene Mittelstraße! Wer will hier, ohne ein Lexikon zu plündern, auf Vollständigkeit Anspruch machen? Im Süden Deutschland's wird vielfach, besonders bei der Anrede und als Koseruf ein anderes Eigenschaftswort, als golden gebildet. „Du goldiges Herz, Du goldiges Büblein!" hören wir in den bayerischen Bergen.

Der Goldonkel aber hat mehr materiellen, metallischen Beigeschmack und kann als eine gröbere Art des Goldfisches gelten.

Von einigen Sprichwörtern wäre noch weniges nachzutragen. Wer „goldene Berge versprechen" will, soll lieber seine Worte „auf die Goldwage legen." „Morgenstunde hat Gold im Munde." Nicht gerade ästhetisch aber begreiflich klingt uns der Seufzer des armen Dorfschulmeisterleins, der dem Citate dieses Sprichwortes wehmüthig hinzufügt: „Ach, wenn sie doch bei mir einmal ausspucken wollte!"

„Reden ist Silber, Schweigen ist Gold." Das führt uns zum nächsten Metalle, denn wir wollen noch nicht verstummen, obgleich man eigentlich nicht gern von der Leiter heruntersteigt. Das Silber ist gegenwärtig so in der Schätzung der Menschen gesunken, daß reiche Protzen nur noch ungern mit silbernen Löffeln ihre Nahrung zu sich nehmen. Gegen Gretchens Sehnsuchtsseufzer nach dem vornehmeren Golde klingt es förmlich despectierlich, wenn schon vor Jahrhunderten der große Brite das Metall „den gemeinen bleichen Botenläufer von Mann zu Mann" benamset hat.

So ist denn in der That, weil der Volksmund zum Vergleich das Gold bereits besaß, in dieser Hinsicht betreffs Werthes und Gediegenheit wenig oder nichts von Bildern oder dergleichen über das Silber anzugeben; das meiste bezieht sich auf die Farbe, wie beim Silberlöwen, -Bären, -Fasanen, -Reiher, -Lachs, bei der Silberpappel und Silberdistel.

Der silberne Mond ist ein höchst zweifelhafter Geselle, denn Poeten und sogar Prosaiker nennen ihn oft genug auch den goldenen. In Wirklichkeit gebärdet sich ja auch dieser Erden-Trabant, der an Form und Helligkeit sich alle Tage vom Vollbis Neumond anders ausnimmt, betreffs seiner Farbe wie ein wahres Chamäleon, alle Schattirungen vom tiefsten Blutroth bis zum klarsten Silberblick macht er oft in einer einzigen Nacht durch. Darum warnt Julia mit Recht ihren Romeo:

„O, schwöre nicht beim Mond, dem wandelbaren,
Der immerfort in seiner Scheibe wechselt!"

Der Silberquell bedeutet für mich eines der schönsten, einfachsten und zutreffendsten Sprachbilder.

Weniger einfach liegt die Sache bei der silbernen oder silberhellen Stimme. Ich meine nicht, daß man das Gleichniß von dem Klange silberner Glocken ableiten darf. Hell ist ein Eigenschaftswort, das für Farbe und Klang gleicher Weise gebraucht wird, wie der Gegensatz dunkel auch für Auge und Ohr gemeinsam gilt. Die Sprache ist bei der Silberstimme aus der Sphäre des Schauens in die des Hörens übergegangen.

Das Zeitwort vergolden hat nur eine einzige Bedeutung. Selbst wenn beim Scat ein mit schlechten Karten unzufriedener Spieler dem Kartengeber zuruft: „Lassen Sie Sich die Finger vergolden!" so will das doch nur sagen, daß man aus vergoldeter Hand besseres Papier erwartet. Anders beim Versilbern, — zwei sehr verschiedene Begriffe sind zu scheiden. Man kann nicht nur Eisen- und Kupferdraht, sondern einen ganzen Hausrath, auch Haus und Hof versilbern, was gewöhnlich zu keinem guten Ende führt.

Eisen! Als das lange geknechtete und ausgesogene Preußen sich im Frühjahr 1813 gegen seinen Peiniger erhob, wurde fast das letzte von den verarmten Patrioten fürs Vaterland geopfert; sie brachten die goldenen Trauringe und tauschten sie gegen eiserne ein, welche die Inschrift trugen: „Für Gold nahm ich Eisen". Solche Reliquien aus großer, schwerer Zeit würden jetzt dreifach, ja zehnfach wieder mit Gold aufgewogen werden. Affections-Werth! Auch das eiserne Kreuz ist seinen Rittern selbst für Gold nicht feil.

Was die Erinnerung an Werth bei jenen Ringen vollbringt, kann auch durch die Arbeit, durch Verarbeitung des Eisens erreicht werden. Ein Centner Eisen hat geringen Preis, aber ein Schlaukopf hat ausgerechnet, daß dieser rohe Centner, in die feinsten Theile von Uhrwerken und dergleichen umgearbeitet, nahezu eine Million Mark werth werden kann.

Oft treffen wir das Eigenschaftswort eisern in ursprünglichster, auf die Materie des Metalls selbst bezüglicher Bedeutung an, wo vielfach an einen übertragenen Sinn fälschlich gedacht wird. Das eiserne Thor an der Donau hat wirklich früher Flügelthüren von Eisen gehabt, die eiserne Krone der Lombardei war aus diesem schmucklosen Metall geschmiedet, die eiserne Jungfrau, das gräßliche Marter- und Todes-Instrument in Nürnberg, starrt von eisernen Nägeln im Innern und ist außen mit Eisenblech beschlagen.

Der Eisenhut, die Pflanze, hat seinen Namen von der Form geholt, denn die bekannte Blüthe ähnelt dem Helm der alten Ritterknechte; von der Farbe kann die Bezeichnung nicht gut stammen, denn es giebt, — außer einer gelben Spielart der Blume, — nur die bekanntere blaue, deren Farbe eher dem Stahl als dem Eisen gleicht.

Am häufigsten ist bei Eisen und eisern an die Festigkeit, Zähigkeit des Metalls zu denken. Dahin gehören der eiserne Wille, der eiserne Kanzler, das Eisenholz und der Eisenfresser, der allerdings den Beigeschmack des Renommisten vielfach nicht verleugnet. Auch das häufig verkehrt angewendete Sprichwort: „Noth bricht Eisen" muß hier seinen Platz finden. Der eiserne Bestand im Soldaten-Tornister, obgleich nicht von Metall, drückt den Träger oft genug, aber er soll nicht leichtsinnig verringert oder gar weggeworfen werden, damit der Mann im Nothfall zu brechen und zu beißen hat.

Eisern und ehern stehen sich begrifflich sehr nahe; eiserne und eherne Stirnen wird man ziemlich gleich oft in unserer Sprache finden; in neuer Zeit ist das eherne, will sagen harte, unerbittliche Lohngesetz stark in Aufnahme gekommen.

Der alte Ovid unterscheidet noch das eherne und das eiserne Zeitalter, von denen das erste immerhin noch als das bessere gilt.

Und nun Blech! Zwar wird aus Gold, Silber, Kupfer, Blei und anderen walzbaren Metallen Blech hergestellt, aber das meiste unzweifelhaft aus Eisen, weshalb der Artikel hier wenigstens gestreift werden soll. Gestreift! Denn allzu ausführlich darf man nicht werden, sonst liegt der Vorwurf der Blechschwätzerei zu nahe. Blech, das aus dem Munde stammende Blech, ist das Gegentheil von goldenen Worten. Nicht überall ist das Blech so geringschätzig behandelt; der Bruder Studio blecht nicht gern, er bezeichnet, da er an Banknoten gewöhnlich keinen Ueberfluß hat, den ganzen metallenen Inhalt des Portemonnaies als Blech. Es ist aber damit durchaus keine Verachtung der Gold- und Silbermünzen ausgesprochen.

Der Klang des Bleches erfreut sich keiner ungetheilten

Achtung; denn obwohl Blech-Musik beim Militär volle Berechtigung findet, so gilt doch eine blecherne für das bare Widerspiel der silbernen Stimme.

Von den übrigen Metallen bleibt für Sprachgleichnisse und -Bilder nur noch kärgliche Nachlese. Mag sein, daß die geringere Kenntniß der alten Zeit dazu beigetragen. Zinn und Blei haben die alten Römer nicht einmal recht von einander unterscheiden können; der alte Plinius, seiner Zeit ein Stern erster Klasse in der Naturkunde, führt das Zinn als weißes Blei auf.

Von einem kleinen Kameraden, der von der Schwimmkunst nichts wußte, im tiefen Wasser also hätte untergehen müssen, sagten wir als Jungen: „Er kann schwimmen wie eine bleierne Ente."

Wem es wie Blei in den Gliedern oder gar im Magen liegt, der wird nicht geneigt sein, ein Loblied auf das Metall zu singen. Nur im Kaufmann von Venedig stellt Bassanio das magere Blei über Gold und Silber:

„Dein schlichtes Ansehn spricht beredt mich an,
Ich wähle hier, — und sei es wohlgethan!" —

Und er führt ob der bescheidenen Wahl die Braut heim.

Wer in seinem eigenen Zimmer ohne sonderliche Nöthigung, nur einem unruhigen Triebe, einem unsteten Temperamente folgend, in einer Viertelstunde auf sechs verschiedenen Stühlen Platz nimmt, wird mit Recht ein quecksilberner Mensch genannt. Beklagenswerther als jener Unruhige ist der Unbesonnene, dem sein ganzes Hab und Gut wie Quecksilber durch die Finger läuft.

Das Kupfer liefert meines Wissens als sprachliches Bild nur die Kupfernase, und das sehr theure Metall dieses Gesichtstheiles wird wiederum vom Wein und verwandten Flüssigkeiten geliefert. Der Wein erfreut des Menschen Herz; trotzdem gilt die Kupfernase bis jetzt noch nicht für einen erfreulichen, anziehenden Anblick.

Auf die Legierungen der Metalle wollen wir heute verzichten. Wir kämen sonst auch auf das Messing, auf das Messingsch von Onkel Bräsig's Mundart. Der aber würde sich jede Analyse seiner Sprechweise verbitten, die Augenbrauen sehr straff hochziehen und selbst sprechen: „Daß Du die Nase ins Gesicht behältst, Karl!"

Nachdruck verboten.

Die Wahrzeichen Dresden's.

Von Paul Schumann.

Wenn man heute von den Wahrzeichen Dresden's spricht, so denkt man an die Brühl'sche Terrasse, an die Kuppel der Frauenkirche, an die Sixtinische Madonna von Raffael und etwa noch an das Chocoladen-Mädchen von Liotard, das sind vier Dinge in Dresden, die geradezu eine Weltberühmtheit genießen. Indes, das sind nicht die Wahrzeichen im alten Sinne des Wortes, nicht die Gegenstände, die ehedem der Handwerksbursche aufzählen mußte, um nachzuweisen, daß er wirklich in Dresden gewesen sei. Die Zahl dieser letzteren Wahrzeichen beschränkte sich keineswegs auf die fünf, die Gräße in seinem Buche „Der Sagenschatz des Königreichs Sachsen" aufführt, sondern sie waren so zahlreich, wie in irgend welcher anderen deutschen Stadt. Schäfer zählt in seinem Buche über die deutschen Städte-Wahrzeichen nicht weniger als vierundzwanzig auf. Wenig genug ist von dieser Fülle von Wahrzeichen noch jetzt vorhanden: das Moritzdenkmal, der Queckbrunnen, die sogenannte Gans, das Brückenmännchen und der Todtentanz. Aber auch von diesen vier sind nur noch die Gans und der Queckbrunnen an ihrem ursprünglichen Platze. Das alte erste Brückenmännchen wurde 1813 durch ein neues ersetzt, der Queckbrunnen und das Moritzdenkmal sind wiederholt verändert worden.

Der Topfgucker.

Original-Zeichnung von Albert Richter.

Das interessanteste ist das Moritz-Monument. Moritz von Sachsen war bekanntlich jener Fürst, dessen Energie und diplomatische Klugheit es dahin brachten, daß das Kurfürstenthum, — das gegenwärtige Königreich, — Sachsen von den Ernestinern an die Albertiner überging, und der dann den Lutheranern Religions-Freiheit verbürgte. Er starb 1553 in der Schlacht bei Sieversshausen. Sein Bruder und Nachfolger, Kurfürst August, errichtete ihm das Denkmal auf dem östlichen Theile der durch Moritz geschaffenen Befestigungen Dresden's (Eingang der Ringstraße, zwischen Redlich-Haus und Albertinum). Gegenwärtig steht es am Fuße der Brühl'schen Terrasse, unterhalb des königlichen Belvedere's.

Das Moritz-Monument ist, wie aus alten Zeichnungen hervorgeht, ursprünglich weit umfangreicher und prächtiger gewesen als jetzt. Unter einer toscanischen Säulenstellung stehen die frei gearbeiteten, überlebensgroßen Sandsteinfiguren der beiden Brüder in voller Rüstung da; die Helme stehen zu ihren Füßen. Kurfürst Moritz, vom Tode (als Skelett mit dem abgelaufenen Stundenglas) gedrängt, reicht dem Bruder August, als seinem Nachfolger, das Kurschwert; über der Gruppe ist die Dreieinigkeit dargestellt, hinter jedem der beiden Fürsten steht seine Gemahlin, die des Kurfürsten Moritz, Agnes von Hessen, im Trauer- und Witwenkleide, mit der lang herabwallenden, das Gesicht bis zur Nase verhüllenden Trauerbinde, Kurfürst August's Gemahlin dagegen, die Kurfürstin Anna von Dänemark, im lang gefalteten Schleppkleide, mit unterbundenen Puffenärmeln, sowie mit einer sogenannten „geschmelzten Haube" und Barett auf dem Haupte. Ursprünglich war das Denkmal, zu dem noch eine Reihe römischer Krieger und allegorische Figuren gehörten, farbig und mit Vergoldung geschmückt.

Als ein echtes Wahrzeichen hat sich dieses berühmte Monument auch dadurch erwiesen, daß es im Volke in höchst wunderbarer Weise umgedeutet worden ist. Diese Umdeutung schließt sich an die beiden Frauen an, die der Künstler, allerdings in nicht sehr glücklicher Weise, so angebracht hat, daß man sie nur von der Seite recht sehen kann. Man fabelte da, „Moritz vertraue dem August unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit ein Geheimniß an und habe ihn deshalb auf das Schwert schwören lassen; der Tod aber erscheine nur, um August anzudeuten, daß ein Eidbruch den Tod nach sich ziehe; denn das Stundenglas sah man gewöhnlich für einen Becher an, wie ihn der Vortänzer beim Todtentanze emporhält. Die Phantasie des Volkes spann aber noch weiter und sah die beiden Kurfürstinnen für Frauen an, welche die Männer sozusagen ‚behorcht' hatten. Die links stehende Agnes habe das Geheimniß ausgeplaudert und zur Strafe dafür eine ‚Maulbinde' erhalten, während die ruhig aufwärts blickende Anna das Geheimniß bewahrt hätte. Wegen dieser Deutung hieß das Denkmal im Munde des Volkes schon von Anbeginn an ‚die Horche', und auch heutzutage ist diese Benennung noch nicht ganz verschwunden." Diese Worte, die Dr. Wilhelm Schäfer 1858 schrieb, sind auch heute noch richtig.

Das zweite noch vorhandene Wahrzeichen ist der berühmte Todtentanz, der ehemals am königlichen Schlosse zu Dresden angebracht war, von dort aber nach dem Schloßbrande des Jahres 1701 weggenommen wurde.

Das Moritz-Monument in Dresden.

Jetzt ist er im stark verwittertem Zustande auf dem Neustädter Friedhofe zu Dresden untergebracht; erfreulicherweise hat das königliche sächsische Alterthumsverein einen Gipsabguß davon abnehmen und in seinem Museum aufstellen lassen. Todtentänze waren bekanntlich eine Lieblingsdarstellung der bildenden Kunst des Mittelalters; die Pest und der schwarze Tod, die in jenen Jahrhunderten Europa wiederholt so fürchterlich heimsuchten, lassen es begreiflich erscheinen, daß man sich mit der Darstellung des Todes vertraut machte und sich über seine unbestreitbare Macht mit Witz und Humor hinwegzusetzen suchte. Die Idee der Todtentänze ist, daß der Tod alles gleich macht, daß vor ihm kein Unterschied nach Rang und Alter besteht, daß Jung und Alt, Hoch und Niedrig ihm folgen muß. Das Eigenthümliche des Dresdner Todtentanzes, der dem Bildhauer Schicketanz zugeschrieben wird, ist, daß bei ihm nicht Paare, sondern Reigen auftreten. Drei Todtengerippe führen die Reigen. Voran schreitet eines dieser Gerippe, der Tod; ihm folgen: der Papst, ein Cardinal, ein Bischof und ein infulirter Abt, ein Capitular (oder Gottesjunker), ein Capellan und ein Franziskaner. An diesen geistlichen Reigen schließt sich ein weltlicher: an der Spitze schreitet wieder ein Knochengerippe; ihm folgen der Kaiser und der König (Carl V. und Ferdinand I. ähnelnd), Herzog Georg der Bärtige von Sachsen selbst, einer seiner Söhne, ein Ritter, ein Hof-Cavalier, ein Gelehrter, ein Steinmetz, ein Kriegsmann, ein Bauer und ein hinkender Bettler. Auf diesen Reigen folgen drei Frauen: eine Aebtissin, eine Edelfrau, und eine schlichte Bauersfrau. Endlich kommen drei mehr vereinzelte Figuren: ein Kaufmann, ein Knabe im Hemd und ein barfüßiger Alter; den Beschluß bildet ein Todtengerippe mit der üblichen Sense. Die reizvolle Mannigfaltigkeit und Vielgestaltigkeit dieses Werkes zeigt einen großen Reichthum an Gedanken; die Haupt-Idee ist mit viel Humor und Phantasie in den einzelnen Gestalten durchgeführt.

Neben diesen umfänglichen Wahrzeichen kommt den noch zu besprechenden kleineren nur geringe Bedeutung zu: Die sogenannte Gans befindet sich am Hause Nr. 13 der Großen Brüdergasse und ist an der Ecke in der Nähe des zweiten Oberbrunnen, nach welchem ein kleiner Platz am Ende der Gerbergasse benannt ist. Dieser Brunnen besteht aus einem viereckigen, schmucklosen, aber massiv erbauten Häuschen, auf dessen spitzem Ziegeldache als Wetterfahne ein fliegender Storch angebracht ist, der sowohl im Schnabel wie in den Fängen je ein Wickelkind trägt und seltsam genug auch noch auf jedem Flügel ein solches mit sich führt. Nach einer Inschrift über dem Wasserausfluß ist der Brunnen 1514 erbaut, 1745 erneuert und 1783 erweitert worden. Wie so vielen anderen Brunnen stand auch der Dresdner Queckbrunnen (queck = lebendig, vgl. Quecksilber) in wunderthätigem Rufe: ein altes Dresdner Sprichwort besagt, der Klapperstorch hole die Kinder aus dem Queckbrunnen.

Von den zahlreichen Wahrzeichen der Augustenbrücke ist das Brückenmännchen das einzige, von dem wenigstens noch eine Copie nach einer alten Zeichnung vorhanden ist. Sie ist gegenwärtig in einem Saale des bekannten Helbig'schen Etablissements (Italienisches Dörfchen) an der Augustusbrücke an der Wand befestigt. Das Original war ursprünglich auf dem Schlußstein eines Pfeilers der Elbbrücke angebracht, flog aber mit in die Luft, als die Franzosen am 19. März 1813 zwei Bogen der Brücke sprengten, um den Russen den Uebergang nach Dresden-Altstadt zu sperren.

Das Brückenmännchen trägt die Tracht von etwa 1350 und sitzt auf einem Feldstuhl. Die Sage will, daß es der Erbauer der Dresdner Elbbrücke sei. Es heißt, der Brückenbaumeister habe die Eisbrecher an der Brücke verkehrt angebracht, nämlich die Pfeiler an der Bergseite rund, an der Thalseite aber spitz gemacht. Aus Scham über dieses angebliche Versehen habe er sich an der Stelle, wo später ein steineres Bild angebracht wurde, in die Fluthen gestürzt.

Als eine Art humoristischen Wahrzeichens Dresden's kann man endlich den sogenannten Topfgucker bezeichnen. Auf dem flachen Dache der katholischen Hofkirche stehen bekanntlich 78 überlebensgroße Figuren von Heiligen. Einer dieser Heiligen, mit gebeugtem Rücken, lenkt seinen Blick gewöhnlich in die Tiefe vor sich. Stellen wir uns aber dicht an die Mauer des Hauses Töpfergasse Nr. 7, so sieht es aus, als schaute dieser Heilige in eine der Essen des königlichen Schlosses. Als eine Art moderner Tantalus riecht er da scheinbar Tag für Tag die Düfte der köstlichen Gerichte, die in der königlichen Hofküche zubereitet werden.

Kein Zweifel kann daran sein, daß an den sogenannten Wahrzeichen sich vielfach Irrwahn und Aberglaube kundgab. Trotzdem ist ihr Verschwinden zu bedauern. Die Wahrzeichen vertraten in vieler Beziehung die Phantasie auf der Straße. Jetzt sieht man selten an den Häusern etwas, was die geschäftige Phantasie des Volkes zu irgend welcher Thätigkeit anregen könnte. Es ist, als ob den Bauherren und den Architekten der Humor und der Sinn für Poesie und Phantastik ganz

Beim Flickschuster. Nach dem Gemälde von Georg Roeßler.

ausgegangen wäre. Das ist sicherlich lebhaft zu bedauern; wer irgend dazu thun kann, der sollte helfen, daß unsere Städte wieder Wahrzeichen bekommen; wenn es auch nicht Wahrzeichen im alten Sinne sein können, so wäre es doch überaus erfreulich, wenn an jedem neuen Hause irgend ein künstlerisches Wahrzeichen angebracht würde, sei es ein Wappen, ein Relief, das auf den Stand des Besitzers deutete, ein kleines Denkmal an irgend ein privates Ereigniß, kurzum, irgend etwas, eine Marke für den Namen des Hauses, was in die langweilige Prosa des modernen Häuserstils ein Stück Phantasie und Poesie trüge. Ohne große Kosten würde so ein Stück der guten alten Zeit wieder lebendig gemacht.

Nachdruck verboten.

Straußfedern.

Von Georg Buß.

Perlen und Edelsteine veralten nie, immer sind sie modern, weil das Kostbare den Wandlungen des Zeitgeschmackes nicht unterliegt. Mit Spitzen haben sich schon die Damen der italienischen Früh-Renaissance geschmückt, points de Venise und points rose sind im Verein mit den genähten und geklöppelten Spitzen der anderen Länder modern geblieben bis auf unsere Tage. Das gleiche gilt von den Straußfedern: Vom grauen Alterthume, da der egyptische Pharao zur Steigerung seiner glanzvollen Herrscherwürde Träger mit großen Wedeln um seinen Thron gruppirte, bis zur Jetztzeit haben sie immer in Gunst gestanden. Und wenn der Maler der Renaissance die Schönheit und Vornehmheit der Frauengestalten, die sein Pinsel verewigen sollte, besonders eindringlich schildern wollte, dann fügte er ihrer Tracht nicht nur die Spitzen, sondern auch den kostbaren Federfächer bei. Tizian's Tochter Lavinia, van Dyck's wunderbar schöne „Dame au gant", und noch vieler anderer Großmeister weltberühmte Bildniß-Schöpfungen erscheinen mit dem prächtigen Fächer aus Straußfedern.

Heute ist die Straußfeder geradezu Allgemeingut geworden, — sie ist, wenn man so sagen darf, demokratisirt. Und mit Staunen muß man sich fragen, von wo die gewaltige Menge der Federn herkommt. Nun, die Antwort ist nicht schwer, — vorwiegend aus Afrika, und zwar aus der Cap-Colonie, wo der Strauß schon längst gezüchtet wird, so daß jährlich von dort allein nach London 400000 Pfund Federn ausgeführt werden. Diese werden von 200000 Straußen gewonnen.

Es war im Jahre 1873, als man am Cap die künstliche Ausbrütung der Straußeneier einführte. Durch dieses Verfahren ist es möglich geworden, die außerordentliche Vermehrung des federspendenden Thieres herbeizuführen, zumal große Weideplätze von 3000 bis 5000 Morgen Größe mit salzhaltigem Boden, entsprechenden Kräutern und genügendem Wasser zur Verfügung stehen. Nicht zu hoch geht die Schätzung, daß die Cap-Colonie innerhalb der letzten fünfundzwanzig Jahre mit ihrer Straußenzucht gegen dreihundert Millionen Mark verdient hat.

Solche Erfolge locken zur Nacheiferung, und so sehen wir denn auch die Zucht in Buenos-Aires, Montevideo, Australien, Neuseeland und Mauritius emporblühen, freilich nicht in so rapider Weise wie am Cap. Auch in unseren deutsch-afrikanischen Colonien regt sich dort, wo die Boden- und Ernährungsverhältnisse günstig liegen, die Thatkraft, den Züchtern am Cap nachzueifern.

Der Vogel, der am Cap gezüchtet wird, liefert mindestens ebensogute Federn wie der wilde südafrikanische Strauß. Mit der Zeit wird sogar ein Product erzielt werden, das den Federn des Wildlings noch überlegen ist, denn die Anstrengungen der Züchter richten sich durchaus darauf, die Rasse zu veredeln, indem sie nach Möglichkeit den Lebensbedingungen des Vogels entgegen kommen und gute Kreuzungen herbeiführen.

Und nun zur englischen Hauptstadt.

In den Londoner Docks geht es sehr interessant zu, und wer hindurchschlendert, fühlt sofort, daß er an dieser Stelle mit der ganzen Welt in Verbindung steht. Ein großer und gewaltiger Zug kommt in diesem Schwindel erregenden Treiben zum Ausdruck und bringt jedem Denkenden zum Bewußtsein, welche siegreiche Rolle Gott Mercur im Leben der modernen Völker spielt. Von allen Theilen der Erde kommen die Handelsartikel als Rohware nach den Londoner Docks, um hier in den großen Warenhäusern aufgestapelt und alsdann meistbietend verkauft zu werden. Feine Fournir-Hölzer aus der Inselwelt der Südsee, mächtige Mahagoni-Blöcke, seltsam gebogene Farbhölzer und der werthvolle Kautschuk aus Central- und Südamerika, riesige Mengen Elfenbein, Elephanten-, Mammuth- und Flußpferd-Zähne aus Asien und Afrika, große Ballen kostbarer Felle aus Alaska, Canada und Sibirien, bedeutende Quantitäten Roh-Edelsteine aus allen Gegenden der Erde, Schildpatt, Perlmutter, Perlen und selbstverständlich auch Straußfedern gelangen, ebenso wie eine Fülle anderer Rohartikel im Auctions-Hause unter den Hammer. Agenten und Vertreter der amerikanischen und europäischen Großhäuser, eine Vereinigung der originellsten Typen, die einem Charakterschilderer das reichste Beobachtungs-Material bietet, drängen sich um den Auctionator oder sitzen dicht gedrängt auf den amphitheatralisch ansteigenden Sitzen des wenig einladenden Saales und geben ihre Gebote ab. Milliarden Werthe sind in diesem schlichten, schmutzigen Raum des Auctions-Hauses schon versteigert worden, und mancher Geschäftsmann hat von hier den Ausgang zu Reichthum und Ansehen oder auch zu Verlust und Ruin genommen. In früheren Jahrzehnten waren diese Auctionen noch bedeutender als jetzt, da man sich von dem Londoner Markt möglichst zu emancipiren und mit den großen Import-Häusern seines eigenen Landes in Verbindung zu treten sucht. So ganz läßt sich aber ohne den Stapelplatz und die Auctionen in den Docks der Themsestadt nicht auskommen, daher ist der Andrang nach dort noch immer so gewaltig, daß man staunen muß.

Auctionen von Straußfedern finden in jedem Jahre zu bestimmten Terminen etwa acht Mal statt. Was hier versteigert wird, sind die Federn des gezüchteten Cap-Straußes, während die Federn des wilden nordafrikanischen Straußes, der leider immer seltener wird, direct nach Paris gehen. In Lose getheilt, von denen jedes einen Werth von tausend Mark darstellt, liegen die Straußfedern vom Cap wohl geborgen im Warenhause der Docks. Schon einige Wochen vor Beginn der Auction halten die Interessenten große Prüfung des dort befindlichen Bestandes. Mit feinfühligem Griff fahren sie in die blumenstraußartig zusammen gebundenen Federn hinein. Sie untersuchen, welche Größe und Farbe die Federn besitzen, ob sie genügende Kraft und Elasticität aufweisen, ob der Bart recht voll ist, ob die einzelnen Halme des Bartes lang und dicht mit Flaum, — „duvet" sagt der Franzose, — besetzt sind, und ob dieser Flaum auch seidenartige Weichheit besitzt. Und weiter unterziehen sie den Kopf der Feder einer Prüfung, denn seine Form sagt ihnen ungemein viel: Bildet der Kopf ein schönes Halbrund, so stammt die Feder vom männlichen Strauß, bildet er hingegen ein Segment, so rührt die Feder vom weiblichen Strauß her, der im Handel einfach mit „Femina" bezeichnet wird, läuft der Kopf aber spitz zu, so schüttelt der Fachmann mißbilligend das Haupt, und seine Miene versinstert sich, denn er hat ein untrügliches Zeichen gefunden, daß die Feder von einem sehr jungen, von einem in der Mauserung befindlichen oder von einem alten und kranken Vogel stammt. Federn, die von einem männlichen dreijährigen Strauß herkommen, sind die besten, während die Feminas mit Recht als minderwerthig betrachtet werden.

Aber nicht allein die Größe und Fülle der Federn, sondern auch ihre Farbe fällt ins Gewicht. Das Männchen steht wieder am begehrtesten da. Seine Rumpffedern sind kohlschwarz, seine Flügelfedern und auch seine Schwanzfedern sind blendend weiß, während beim Weibchen die Flügel- und Schwanzfedern nur schmutzig-weiß und stellenweise sogar schwarz sind. Auch Mischfarben kommen vor, und zwar dort, wo sich die Flügel an den Schwanz ansetzen: Beim Männchen sind sie meist schwarz-weiß, beim Weibchen braun-weiß. Federn in solchen Mischfarben stehen geringer im Preise.

Als kostbarste und geschätzteste Federn gelten die großen, weißen Flügelfedern des Männchens, deren Länge oft 50 bis 60 Centimeter bei einer Breite von 12 bis 15 Centimetern beträgt. Je nach ihren Vorzügen zerfallen sie in vier Qualitäten, deren genauere Schilderung hier zu weit führen würde. Genug, daß die erste Qualität mit 200 bis 230 Mark für das englische Pfund, welches etwa 80 bis 120 Federn enthält, bezahlt wird. In Folge der kriegerischen Ereignisse, die augenblicklich in Südafrika herrschen, dürfte aber dieser Preis erheblich in die Höhe schnellen.

In zweiter Reihe kommen erst die Federn der Weibchen, der Feminas, abgestuft nach dem Grade ihrer Weiße. Mehr als 120 bis 140 Mark für das Pfund der allerbesten Ware der Feminas wird kaum gezahlt.

Dann folgen die sogenannten „Bajoces", die gesprenkelten Flügelfedern des Männchens, ferner die schwarzen Rumpffedern des Männchens, weiter die als „Coden" bezeichneten kurzen männlichen und weiblichen Schwanzfedern und endlich die sogenannten „Spadonas", die in haarige Spitzen auslaufenden Schwanzfedern des jungen Vogels. Auch diese sämmtlichen Sorten zerfallen wieder in verschiedene Qualitäten.

Diese Sortirung hat schon am Cap stattgefunden, und zwar befolgt man den Grundsatz, die zusammengehörigen Federn eines Vogels in jeder Sorte immer bei einander zu lassen, also in Bündelchen zu vereinen, damit später bei der Verarbeitung die gemeinsamen individuellen Eigenschaften der Federn eines Vogels entsprechende Berücksichtigung finden können.

Bei der Sortirung ist mit höchster Sorgfalt verfahren worden, und so wird es den prüfenden Herren im Warenhause der Docks in London sehr leicht, sich schnell zu orientiren und das Gewünschte zu finden. Sie notiren sich die betreffenden Marken, auf die sie zu bieten gedenken, und wandern dann später zum Auctions-Hause, wo sie ihre Gebote abgeben. Gesteigert wird bei Losen von 1000 Mark nur mit mindestens 50 Mark. Geringere Gebote beachtet der Auctionator gar nicht. Die besten Käufer sind die amerikanischen Grossisten, weil die Vorliebe der Amerikanerin für Straußfedern geradezu enthusiastisch ist und nie erkaltet. Hausse und Baisse auf den Auctionen hängt daher wesentlich von der Kauflust der Amerikaner ab.

Wesentlich einfacher ist der Bezug der Federn des wilden nordafrikanischen Straußes für die französischen Grossisten. Hier fallen die Auctionen fort, da man seinen Bedarf direct in Algier oder in Marseille deckt. Dieser nordafrikanische Vogel der Wildniß besitzt wahre Pracht-Exemplare an Federn. An dem kräftigen, gleichwohl biegsamen und elastischen Stamm sitzt das schönste Gelock in dichtem Wuchs und von einer wahrhaft entzückenden Feinheit des Flaumes. Freilich, die Söhne des Propheten, die schlauen und habgierigen Araber, welche die Federn in Algier abliefern und nach Gewicht an die Großhäuser verkaufen, suchen nach allen Regeln der Kunst zu betrügen: Sie beschweren die Federn, indem sie fein gemahlenen Gyps oder Kalk in die Federn hineinstreuen und sogar die Kiele mit solchem Zeug vollstopfen. Der Abnehmer, der nicht sehr bewandert im Federhandel ist, kann gegenüber diesen geriebenen Gaunern den größten Schaden erleiden. Man sieht, das Verfahren hat eine gewisse Aehnlichkeit mit dem in Europa üblichen Beschweren der Seide, beziehungsweise der Farben, durch Zusatz von Schwerspath.

Da der wilde Strauß im nördlichen Afrika infolge der Nachstellungen und der vernichtenden Gewalt des Schießpulvers von Tag zu Tag seltener wird, dürften auch die Franzosen bald auf die Federn des gezüchteten Straußes zurückgreifen müssen. Ihre Züchtungen in Algier haben bisher keine nennenswerthen Erfolge gehabt, denn gute Züchter und am allerwenigsten ausdauernde, verständige Colonisatoren sind sie nie gewesen.

Aus den Händen der Grossisten gelangen die Federn in die Hände der Fabrikanten, welche sich mit dem Färben und Zurichten der kostbaren Ware befassen. Ehe die Federn im Putzgeschäft eintreffen, um ihre Bestimmung als bevorzugter Schmuck der Damen-Toilette zu erfüllen, haben sie manchen umständlichen Prozeß durchzumachen. Die Fabrikanten geben sich nämlich die größte Mühe, die Federn zu veredeln und in einen möglichst schönen Zustand zu versetzen. So wie sie in rohem Naturzustande vorliegen, können nicht einmal die besten weißen Federn, geschweige denn die schwarzen und gesprenkelten, benutzt werden.

Zunächst werden die Federn sortirt: Auf der einen Seite die schwarzen, auf der anderen Seite die weißen und gesprenkelten. Dann werden sie einer gründlichen Reinigung unterzogen, und nun wird jede der beiden Gruppen in einigen weiteren Staffeln der Herstellung für sich behandelt.

Die schwarze Naturfeder wird nochmals künstlich schwarz gefärbt. Es geschieht das, um ihr einen intensiveren Ton und einen schöneren Glanz zu verleihen. Früher bediente man sich zu diesem Nachfärben der schwarzen Federn des sogenannten Campeche-Holzes, von dem in Central-Amerika heimischen Haematoxylon Campechianum, besser bekannt unter dem Namen Blau- oder Blutholz. Jetzt aber stehen andere Färbemittel zur Verfügung, die bei weitem dauerhafter sind. Dieses Schwarzfärben nimmt eine lange Zeit in Anspruch, meist mehrere Wochen, und muß mit außerordentlicher Vorsicht geübt werden.

Mehr Arbeits-Prozesse sind für das Färben der weißen und gesprenkelten Federn erforderlich. Zuerst werden sie mit Wasserstoff-Superoxyd gebleicht. Das Bleichen verleiht den weißen Federn einen noch höheren Grad der Reinheit und entzieht den gesprenkelten Federn fast immer die dunkeln Stellen, sodaß sie gleichfalls weiß werden. Dieses Bleichverfahren wird als „Dekoliren" bezeichnet. Es ist nothwendig, um den Federn, welche in hellen Farben gefärbt werden sollen, jenen gleichmäßig weißen Grund zu geben, der sich einzig und allein als Unterlage für die durchsichtigen, hellen Modefarben eignet. Würde der Untergrund dunkle Stellen aufweisen, so dürften sich diese in den aufgetragenen, äußerst empfindlichen Modefarben als Flecken sehr unliebsam bemerkbar machen.

Gefärbt wird mit Anilin-Farben, deren Herstellung in den letzten zehn Jahren bekanntlich zu einem immer höheren Grade der Vollendung gediehen ist, dank deutscher Findigkeit. Berlin steht im Färben der Federn ungemein leistungsfähig da, ebenso Wien, so daß nicht recht einzusehen ist, aus welchen Gründen den französischen Farben noch immer der Vorzug gegeben wird und die deutschen Fabrikanten sich noch immer vom Pariser Syndikat die Farben für die Federn zu jeder Saison vorschreiben lassen.

Durch die Hand geschickter Arbeiterinnen wird das Doubliren und Nähen, Dämpfen und Kräuseln der Federn vorgenommen, — Operationen von höchster Wichtigkeit, falls das geschäftliche Ergebniß befriedigend sein soll.

Der Zweck des Doublirens besteht darin, die Feder kräftiger, voller und schöner zu machen. Die dem Strauß abgeschnittene Naturfeder würde im Kiel zu schwach und im Bart zu dünn sein, um den Ansprüchen unserer Damen, die gern standfeste und bauschige Federn haben wollen, zu genügen. Und so doublirt man, indem man mehrere Federn zu einer einzigen verbindet, oder mit anderen Worten: man legt die Federn auf- und untereinander, nachdem man ihre Kiele derart aus- und abgeschabt hat, daß sie ineinander passen. Mit feinem Garn werden die Kiele dann hier und da übernäht, sodaß sie fest zusammenhalten.

Bei diesem Doubliren läßt sich selbstverständlich hier und da ein Federstückchen einflicken, wie überhaupt werthlosere Material in bester Weise zum Aufputz verwenden. Mit einer solchen Meisterschaft wird dieser Prozeß geübt, daß jeder meint, eine einzige volle Naturfeder von schönstem Gelock und elegantestem Schwung vor sich zu haben. Nur bei genauer Prüfung läßt sich die eigenartige Zurichtung der Feder entdecken. Selbstverständlich giebt sich die Feder um so schöner, je besser die zum eigentlichen Doubliren benutzten Exemplare waren. Auch auf diesem schwierigen Gebiete stehen Berlin und Wien, welche über ein außerordentlich geübtes Personal von Arbeiterinnen gebieten, an der Spitze der Fabrikation.

Nach dem Doubliren werden die Federn gedämpft und schließlich gekräuselt, — Prozesse, welche wesentlich bezwecken, der Feder einen hohen Grad von Elasticität, den eleganten Schwung und das prächtige Gelock zu geben. Das Kräuseln wird in alter Art mit dem Messer vorgenommen. Die Arbeiterin verfährt in der Weise, daß sie mit der linken Hand die Feder unten am Kiel festhält, während sie zwischen den Fingern der rechten Hand und dem Messer den Bart jeder Seite durchzieht. Wenn dieser Prozeß, der mit den saubersten Fingern vollzogen werden muß, zur Zufriedenheit des Fabrikanten erledigt ist, dann erst kann die Feder in feinster Verpackung den Weg zum glänzend ausgestatteten Laden der Großstädte oder zur Putzmacherin antreten.

Die Veredelung der Naturfeder hat im Verein mit dem Zwischenhandel den Werth des Roh-Materials mindestens um das Vierfache gesteigert. Berechnet man den Umsatz in rohen Straußfedern auf den Auctionen in London für jedes Jahr auf etwa zwölf Millionen Mark, so verwandeln sich diese durch menschlichen Fleiß in achtundvierzig Millionen Mark. Es leuchtet auf Grund dieser zutreffenden Berechnung wohl ein, wie bedeutend der Handel mit Straußfedern ist und welche hervorragende Rolle er in der Industrie spielt.

Gerade in der jüngsten Zeit ist die Freude am Federschmuck wieder sehr gewachsen. Trotz der entzückenden Leistungen der Blumen-Fabrikation, welche die farbenschönen Kinder Flora's mit täuschender Wahrheit in ihrem frischesten Zauber wiedergiebt, haben die Straußfedern als Schmuck der Damenhüte nicht nur ihre alte Bedeutung gewahrt, sondern sogar noch gesteigert. Der Grund für diese Erscheinung liegt nicht nur darin, daß Straußfedern in jeder Saison, besonders auch im Winter, getragen werden können, sondern auch darin, daß man gelernt hat, sie wieder in richtiger Weise zu tragen. Es gab eine Zeit, — sie liegt nicht weit hinter uns, — da man sich lediglich damit begnügte, eine oder mehrere Federn flach auf oder um den Hut zu legen. Hierbei ging das Charakteristische und mithin das Schöne der Feder vollständig verloren. Soll dieses wirklich zum Ausdruck gebracht werden, so hat man ihr eine schräge oder möglichst gerade Stellung nach oben zu geben. Und dieses Princip, besonders meisterhaft geübt in der Zeit des Rococo und des Zopfes, auch noch in den ersten Jahren des Empire, ist endlich auch in unseren Tagen zum Durchbruch gekommen. Die Beweglichkeit der Feder, ihr graziöser Schwung und ihre Kräuselung machen sich in solcher freien und ungezwungenen Stellung vollkommen geltend und lassen die Schönheit des Schmuckes, den wir dem Vogel Strauß verdanken, in ihrer ganzen Eigenart erkennen. Wenn in derselben Weise die Blumen auf den Hüten der Damen angeordnet würden, locker, frei und leicht, dann dürfte ihr poetischer Reiz gleichfalls eine erhebliche Steigerung erfahren, denn Blüthen bezaubern dann am meisten, wenn sie am dünnen Stengel nicken und sich neigen können. Aber dicht zusammengepreßt, sodaß sie sich nicht rühren können, gehen sie ihres Hauptreizes, der zwanglosen und malerischen Beweglichkeit, verlustig. Auch in solchen Kleinigkeiten will das ästhetische Element gewahrt bleiben, soll etwas Schönes und Erfreuliches entstehen.

Nachdruck verboten.

Wie Onkel Ehrhardt Weihnachten feierte.

Erzählung von Luise Westkirch.

Die Gasse war eng und dunkel. Die Stadtverwaltung, die ganze Viertel niederriß, um Licht und Luft zu schaffen, hatte hier noch nichts angetastet. Düster, wie zur Zeit des Mittelalters, beugten sich die schiefen Häuschen in vorspringenden Erkern einander entgegen, als wollten sie sich in die Arme fallen. Aber die Christbäume begannen auch hier hinter den Scheiben aufzuleuchten, während auf dem Fahrdamm ein eifriges Kommen und Gehen war von Handwerkern, die heimkehrten, den Wochenlohn in der Tasche, beladen mit dem Material zum Weihnachtsschmaus, von Fabrik-Arbeiterinnen, die rasch noch auf dem Christmarkt ein paar billige Spielsachen für die wartende Kinderschar einkauften, von Bürgermädchen, die ihre im letzten Augenblick fertig gestellten gestickten Mappen und Lampenteller vom Buchbinder holten.

Beim Musiker Meermann gings bunt her. Während der Meister in dem großen, leeren Hinterzimmer dem Bläserchor einen Weihnachts-Choral einübte, daß die hundertjährigen Wände des Hauses bebten und die Katzen der nächsten drei Straßen sich ängstlich verkrochen, fuhr seine Frau wie ein toll gewordener Kreisel durch ihr Reich.

„Meta! Binde das Anis-Gebackene an den Baum! — Hans! Willst Du wohl die Chocolade liegen lassen! Biege lieber die Lichter gerade. Marie! Wirst Du niemals mit dem Karpfenschuppen fertig werden? Und wo ist die Schlummerrolle für Onkel Franz? Und der Patent-Pfropfenzieher? — Er gönnt sich freilich keinen Wein, der alte Narr! Wickle mir die Kaffeetasse ein, Fritz! Dazu sind wir 'mal billig gekommen. Zeigt sie nur nicht etwa der Agnes von Registrators, Kinder, sonst schenkt sie ihm gleich gerade so eine. Das ist eine Abgeseimte! — Daß wir nur ja vor sieben Uhr mit den Sachen hinkommen! Nachher thut der Brummbär ja seine Thür nicht mehr auf."

Herumwirbelnd sah die Frau sich einem schönen, großen Mädchen gegenüber, ihrer Aeltesten, die theilnahmlos am Thürpfosten lehnte.

„Sag' 'mal, Anna, willst Du eigentlich bis morgen früh da stehen bleiben, während ich und Deine Geschwister uns abstürzen, ja?"

Das Mädchen verzog traurig die Lippen. „Meinetwegen braucht's kein Weihnachten zu geben! Was ich mir wünsch', krieg' ich doch nich."

„Wenn Du den Menschen, den Schlächtergesellen meinst, nein!"

Anna fing an zu schluchzen.

„Mädchen, sei nicht unklug!" schalt die Frau. „Viertausend Mark braucht Ihr, um eine Schlächterei nur anzufangen. Woher soll Vater das Geld denn nehmen? Wie hast Du Dir das gedacht? He?"

Anna hob den Kopf. „Ihr könntet wohl Onkel Franz darum bitten!"

Frau Meermann lachte auf. „Damit er uns enterbt und wir am Ende gar nichts bekommen, wie er's der Jette Worböser gemacht hat, als sie ihn bat, zu ihrer Tochter Ausstattung auch nur ein einziges seidenes Kleid zuzusteuern! ‚Wer mich anpumpt, den enterb' ich', hat er gesagt. Und der hält Wort! Das ist einer! O ja, wenn der wollt', wir könnten's wohl besser haben. Aber der ist ja so geizig! Seinetwegen dürften wir alle ihm vor den Augen verhungern, er zöge nicht den Beutel. Nein, bei lebendigem Leibe giebt der nichts 'raus. Am Ende hält er seinen Mammon gar noch fest, wenn er todt ist!"

Die Thränen der Tochter waren versiegt. Sie sah die Mutter scharf an und sah doch gar nicht sie, sondern ganz 'was anderes. Auf einmal warf sie den Kopf in den Nacken und lief aus der Stube, die Ihrigen in ihrer Arbeitshast alleinlassend. —

Der, dessen Frau Meermann in solch freundlicher Weise gedachte, kam unterdessen nach Hause. Und wirklich, er sah durchaus nicht vertrauenerweckend aus, während er die ausgetretenen Treppen eines den Meermanns benachbarten Hauses hinaufstampfte, den Mantelkragen bis zu den eisengrauen Haaren aufgeschlagen, den zerbeulten Filzhut tief in das faltige Gesicht gedrückt, in dem die finster blickenden Augen Zeugniß ablegten, daß er die Falten nicht hineingelächelt habe. Mit einer ärgerlichen Bewegung stieß er den Drücker in das Schlüsselloch seiner Flurthür und schloß auf.

„Weihnachten! Weihnachten! — Als ob der Straßenschmutz heute nicht ebenso zäh an den Schuhsohlen klebte, wie an anderen Tagen! Zäher, weil mehr Pflastertreter und Müßiggänger drin wühlen. Weihnachten! Fest der Liebe! Trara! Bumbum! — Auch eine von den Illusionen, die man mit den Kinderschuhen ablegt. Wer hat einen alten, einsamen Kerl wie mich lieb?! — Zum Lachen! — Es soll mich auch gar keiner lieb haben! Ich hab' auch keinen lieb. Basta! Punktum!"

Er sprach es laut, nach der Gewohnheit der ganz Einsamen, die ihre geheimsten Gedanken sich selbst erzählen, schloß einen altmodischen Secretair auf und schob ein Packet hinein.

„Nachher rechnen wir! Das ist mein Weihnachten. Dahin bin ich wenigstens gelangt, daß ich etwas zu rechnen habe. Und das dank' ich mir, mir allein, meiner Arbeit, meinem Scharfblick, meiner Ausdauer, — keinem Christkind, keinem liebenden Nebenmenschen, oder einer anderen verfluchten Sentimentalität. Ich habe nie jemanden nöthig gehabt, — werde bis an mein Lebensende keinen nöthig haben von der gierigen, feigen, lügnerischen Sippe. Das ist 'was! Das ist auch 'was!"

Er begann sich umzukleiden, er wußte, daß nun bald die Weihnachts-Cour ihren Anfang nahm, und er hielt auf seinen äußeren Menschen. Sein Beinkleid war schlimm mit Straßenschmutz bespritzt, die Aufwärterin würde es morgen schwerlich ganz rein bekommen. Mit boshaftem Lächeln nahm er sich vor, eine seiner Nichten damit zu beauftragen, die vornehme Agnes, die Registrators-Tochter, die zu Haus die Hände nicht ins Wasser stippte. Erst vor acht Tagen hatte er ihren Bruder, den Herrn Handlungsgehülfen, gezwungen, ihm zwei Flaschen Bier über die Hauptstraße nachzutragen, vor den Augen seiner verstohlen kichernden Tanzstunden-Damen. O, er steckte voll von solchen Teufeleien, der widerborstige Alte. Er übte sich in Bosheiten, seit er, mit gefüllter Tasche in die Vaterstadt heimkehrend, sich unerwartet von einem Rudel anhänglicher Verwandter umgeben fand, während doch, als er vor vierzig Jahren mit seinem Bündelchen zum Thor hinausgezogen war, der leibliche Bruder seiner Mutter sich hatte besinnen müssen, ob eine Verwandtschaft zwischen ihm und „diesem jungen Menschen" vorhanden sei. Gewohnt, alle Vortheile zu nützen, nützte er auch sein Erbonkelthum. Die sich ihm leibeigen gaben, mußten fronen. Er sparte die Dienerschaft, er sparte oft das Essen, er ließ sich die Pantoffeln sticken und die Teppiche; er ließ sich den Wein schenken, die Hausmützen, die Westen, die Chocolade und die Kanne dazu, im stillen die auslachend, die ihm nichts hatten geben wollen, als er bedürftig war, und sich Entbehrungen auferlegten, um den Wohlhabenden zu beschenken. Heut' war solch ein Ernte-Abend. Eigentlich hätte er froh sein müssen, denn er hing an allem Besitz, er schätzte jeden Gewinn. Aber es war etwas in ihm, das ihn wurmte. Wie ein abgebrochener Dorn in der Fingerspitze bohrt und sticht, schmerzhaft bei jeder Berührung, so bohrte und stach ihm etwas im Gemüth an diesem Festabend. Die Geschenkbringer bekamen's zu fühlen.

In der Ofenecke des wackeligen Sophas mit dem zerschlissenen Pferdehaar-Ueberzug, — er hatte es alt gekauft, aus Opposition, weil Registrators sich rothen Sammet anschafften, — saß der grimmige Alte, wie ein böses Thier in seinem Loch, und seine Augen funkelten durch das Dämmerlicht in boshafter Lust.

Er erklärte Meta's Schlummerrolle für viel zu hart, obgleich er ihr keine andere Verwendung zudachte, denn die, als elfte ihrer Art in einem großen Wandschrank junge Motten zu füttern. Marie's Pantoffeln wiederum waren zu weit, — er sei noch nicht wassersüchtig. Und aus Pfropfenziehern mache er sich gar nichts; sie sollten ihm lieber den dazu gehörigen Wein schenken. Aber das würden sie wohl nicht können, denn Musiker Meermann sei ein Stümper ohne Gehör, dem gewiß die Schüler wegliefen. Seiner anderen Nichte sagte er, ihr Sohn wäre ein Zieraffe, und wenn er ihm schon Cigarren schenken wolle, könne er sich mindestens seine Sorte merken, das würde ersprießlicher sein als Süßholz-Raspeln. Als die gefühlvolle Agnes mit einem brennenden Christbaum eintrat, wetterte er über sentimentalen Firlefanz und kindische Verschwendung, und sie mußte sogleich alle Lichter ausblasen.

Sie kamen alle abgehetzt und fahrig daher, Kopf und Herz voll von den Gedanken an die eigene Weihnachtsfreude; sie wünschten insgeheim den unbequemen Alten zum Teufel, der ihnen die Lust verkürzte, die sie erwartete. Dennoch traten sie an, einer wie alle, die Furcht vor seiner möglichen Rache nach dem Tode peitschte sie herein. Wie Fische nach der goldenen Fliege an der Angel, kamen sie nach den Goldmücken in dem altersschwarzen Schrank hinter ihm, daran hielt er sie fest. Gut, so sollten sie zappeln wie gefangene Fische! Es war die Rache des Freudlosen, Einsamen am allgemeinen Freudentag, daß er einen Tropfen Bitterkeit in die Süße ihrer Feststimmung mengte.

Endlich ging die letzte Base, ein schönes Stück blauen Weihnachts-Karpfen mit Merrettig-Sauce auf dem Tisch zurücklassend. Franz Ehrhardt drehte den Schlüssel hinter ihr im Schloß. Dann beäugte er mißtrauisch das Weihnachts-Gericht.

„Daß ich mir einen unheilbaren Magen-Catarrh zuziehe! Möchten mich wohl um die Ecke haben. Danke!"

Er schob die Schüssel bei Seite und öffnete den Schrank. Das geheimste Fach erschloß er, nahm ein Bündel Staatspapiere heraus und wühlte liebevoll darin mit seinen knochigen Händen. Alle Weihnachten fügte er ein neues Stück hinzu; das war sein Fest. Das Schubfach steckte so voll, daß es sich klemmte. Da er Gewalt brauchte, sprang mit den Papieren ein kleines, verblaßtes Bildchen hervor. Wie ein Schmetterling flatterte es heraus auf die Platte ins helle Lampenlicht, gerade vor den Alten. Ein holdes, junges Gesicht lächelte ihm entgegen. Er sah's an, und die Hand, die auf den Papieren lag, zuckte leis.

„Hätt' ich das damals in den Fingern gehalten, wir hätten nicht von einander zu gehen brauchen, jeder seinen eigenen öden Weg, — Emmi! — Emmi!"

Er rückte sich einen Stuhl heran. Er stützte den Kopf in die Hand und vergaß zu rechnen. Mit dem Bild kam die alte Zeit herauf.

„Emmi, hätt' ich das damals in der Hand gehalten, — den zwanzigsten Theil nur! — so wär' ich zu dieser Stunde nicht einsam. Du säßest mir dort am Tisch gegenüber, oder, wenn Du von mir hättest gehen müssen, so hättest Du mir Kinder zurückgelassen, Dein Ebenbild, und die Erben Deiner Liebe, — Kinder! —"

Da wurde die Flurklingel gezogen, laut, herrisch. Franz Ehrhardt fuhr auf. „Wer unterfteht sich? Sie wissen alle, daß ich nach sieben nicht zu sprechen bin, nicht zu Haus für sie."

Aber die Klingel tönte wieder und nochmals und abermals. Das mußte ein Fremder sein. Vielleicht brannte das Haus. Bei dem Lichterunfug sehr wahrscheinlich. Ehrhardt verschloß den Schrank, nahm die Lampe und öffnete. Vor der Thür stand Anna Meermann.

Die Unverschämtheit machte den Alten einen Augenblick sprachlos. Dies benutzte das Mädchen, kam herein, nahm ihm die Lampe aus der Hand und trat ins Zimmer.

„Lieber Onkel —"

„Es hat sieben geschlagen," sagte Ehrhardt eisig.

„Ja, Onkel; ich wollte Dich gern allein sprechen!"

Ehrhardt setzte sich. „Da Du mich einmal aufgestört hast, kannst Du meinetwegen Dein Präsent hergeben. Wird 'was Rechtes sein! — Aber ein andermal hältst Du Dich an meine Vorschriften. Verstanden?"

„Präsent? — Ach Gott, Onkel, ich hab' ja keins! Im Gegentheil, ich möcht' 'was von Dir."

Onkel Ehrhardt's Augen wurden kreisrund. So etwas war ihm noch nicht begegnet. Man brachte ihm nichts, man wollte etwas von ihm. Seine Verwandten unterstanden sich das!

„Sag' 'mal, bist Du nicht klug?"

„Ach, lieber Onkel, sei nicht böse! Mir ist in diesen Wochen so viel durch den Kopf gegangen, daß ich an gar kein Geschenk gedacht hab'. Was liegt Dir auch an dem, was ich geben könnte, an meinen Deckchen, Kissen, Teppichen? — Du mußt ja ein Museum von dem Zeug haben."

Ehrhardt brummte Unverständliches. Bislang waren Nichten ihm ein Gattungsbegriff gewesen und kein erfreulicher. Diese Nichte schien ein Individuum, hatte eigene Gedanken, und ganz gescheidte. Er verzichtete darauf, sie, wie er erst beabsichtigt hatte, beim Arm zu nehmen und vor die Thür zu setzen. Anna konnte fortfahren.

„Du bist meine einzige Zuflucht auf der Welt, drum hab' ich's gewagt, zu kommen. In Deiner Hand liegt mein Lebensglück, meines, und das noch eines Menschen. Weil's Weihnachten ist, Onkel, sei gut! Schenk' es uns!"

„Ich schenke überhaupt nichts," erklärte Ehrhardt. „Aber, — Du kannst Dich auf den Stuhl da setzen."

Anna that's, die Hände über dem wild klopfenden Herzen gefaltet. Ehrhardt beobachtete sie forschend, boshaft.

„Es ist ja auch eigentlich kein Geschenk, um das ich bitte, nur ein Darlehn. Ich — ich hab' einen jungen Mann lieb, Onkel, und er mich. Er ist Schlächter, hat ausgelernt und möcht' eine eigene Schlächterei anfangen."

„Wenn er kein Geld hat, soll er's bleiben lassen!"

Ihre Augen füllten sich mit Thränen. „Ach, Onkel, selbstständig muß er sich jetzt machen. Und da ist die Meisterstochter, ein reiches Mädchen, die ihm wohl alles zuliebe thäte. Sein eigener Vater dringt in ihn, daß er sie heirathen soll." Sie schluchzte. „Fünftausend Mark nur brauchten wir! — Fünftausend Mark! Und wir würden so sparsam sein, lieber Onkel, so fleißig! Sicher! Du bekämst pünktlich Deine Zinsen, und —"

„Wartet, bis ich todt bin, dann habt Ihr Geld!"

Sie sah rasch auf, während die Thränen in ihren Augen stockten. „Auf Deinen Tod warten, um glücklich zu sein, — wie traurig wär' das! Sie sagen alle, Du hast Dir's sauer werden lassen Dein Leben lang. Und wir sollten Dir ein sonniges frohes Alter nicht gönnen?! — Aber es muß Dir selbst ja eine Freude sein, ein paar glückliche Menschen zu sehen, und Dir zu sagen: ‚Die hab' ich glücklich gemacht.'"

„Eine Freude, — mir! eine Freude!" — Er lachte bitter. „Das hat Dir wohl Deine Mutter gesagt? Wie?"

Anna wurde roth. „Nein. Mutter glaubt nicht, daß Du uns helfen wirst. Sie hat mir's rund abgeschlagen, deswegen mit Dir zu sprechen. —"

„Deine Mutter ist eine vernünftige Frau!"

„Aber ich —"

„Deine Mutter kennt mich gut."

„Aber ich glaub's nicht, daß Du so hart bist! Onkel, Du hast ein langes Leben hinter Dir. Gewiß weißt Du's auch, wie das thut, wenn man lassen soll, was man lieb hat. Und Du bist ja nicht schlecht, nur einsam, nur verbittert durch die Einsamkeit. Es hat mir oft schon leid gethan, zu sehen, wie traurig Du hier hausest. Lieber Onkel, — wir würden Dir so dankbar sein! —"

Ehrhardt war aufgestanden. „Fünftausend Mark sind kein Pappenstiel. Wenn Eure Ochsen auf dem Schlachthaus zurückgewiesen werden, Eure Schweine und Kälber krepiren, oder die Kunden ausbleiben, — wer giebt mir dann Sicherheit für das Kapital oder die Zinsen?"

„Ja, Onkel, wär' das alles nicht, so könnte Fritz sich ja das Geld einfach beim Bankier holen. So freilich wird's uns nur einer geben, der zu uns gehört, der uns lieb hat."

„Der Euch lieb hat?" Ehrhardt kam langsam näher, auf das junge Mädchen zu, legte seine runzelige Hand auf ihren Kopf, bog ihn zurück und sah ihr ins Gesicht. „Der Dich lieb hat?"

Es war ein offenes Gesicht, keine Schlauheit um die Lippen, keine Berechnung in den Augen. Sie hatte ihm auch nicht einmal etwas geschenkt, da sie doch zu bitten kam. Nichts geschenkt? Doch, etwas! Etwas Köstliches, das er schmerzlich entbehrte auf seinem Erbonkel-Thron, das Größte, was Mensch dem Menschen schenken kann: Vertrauen. Ihm, dem verbittert Grollenden, hatte sie Vertrauen geschenkt. Von dem Stachel-Panzer, den er um sein ganzes Wesen gezogen hatte, unbeirrt, glaubte sie an sein Herz! Von allen, die ihm schmeichelten, diese eine.

Es war eine seltsame Empfindung, die ihm plötzlich die Kehle heraufstieg in die Augen und ihn zwang, sich abzuwenden. Vielleicht, — vielleicht konnte er doch einen Menschen lieb haben. Vielleicht hatte er die tapfere Kleine da vor ihm lieb.

„Weiß Dein Verlobter um Dein Kommen?" fragte er streng.

Sie nickte. „Ich hab's ihm vorhin gesagt. Es war unsere einzige Hoffnung."

„Warum ist er nicht selbst gekommen?"

„Er steht unten und wartet. Er traute sich nicht, mitzukommen, weißt Du. Zu so 'was haben die Männer immer keinen Muth. Das ist Frauenarbeit."

„So, — so, — Frauenarbeit." Er dachte an all die bösen, demüthigenden Wege, die seine Füße gewandert waren, — die das liebe Mädchen auf dem verblichenen Bilde ihm wohl auch barmherzig abgenommen haben würde, wenn nicht die Armuth ihn und sie auf einen einsamen Lebensweg gezwungen hätte. Er richtete sich auf.

„Sag' Deinem Bräutigam, er soll zu mir heraufkommen. Wir wollen's besprechen. Ihr könnt heute bei mir bleiben, — wenn der grämliche Alte Euch nicht den Abend verdirbt."

„Onkel! — Liebster Onkel!" Er fühlte die frischen, jungen Lippen auf den seinen. „Ich hab' Dich lieb, Onkel! so lieb!" —

Während sie leichtfüßig die Treppe hinunterstürmte, zündete Franz Ehrhardt mit zitternden Händen langsam die Lichter am Christbaum an, nahm das kleine Bild aus dem Schrank und stellte es auf den Tisch.

„Liebe für Liebe! Sie sollen glücklicher werden, als wir zwei geworden sind. Emmi, gelt, so ist's in Deinem Sinn?"

Also feierte Onkel Ehrhardt seit seiner Kindheit zum erstenmal wieder Weihnachten.

Nachdruck verboten.

Ein Kapitel über Geselligkeit.

Plauderei von Theod. v. Rommel.

„Thränen, Lena? Was giebt's? Hat Dein Mann Dir ein neues Ballkleid verweigert, oder hat die unfehlbare Kinderfrau gekündigt, wie?"

Die kleine Frau Leutnant Helmer wandte sich unwillig von ihrer eben eingetretenen Cousine ab. „Wirklich nett von Dir, nach einer halben Ewigkeit Dich wieder blicken zu lassen, um mich zu verspotten!"

„Also wirklicher Kummer? Verzeih'! Bei Dir ist man sonst nur Glück und Zufriedenheit (sie hätte beinahe Selbstzufriedenheit gesagt) gewöhnt. — Und kommen konnte ich wirklich nicht eher, vier kleine Kinder machen Arbeit."

„Abends aber schlafen sie. — Ihr hättet ganz gut zu unserer Gesellschaft kommen können!"

„Du weißt, daß wir nicht ausgehen, Maus, wir müssen uns einschränken."

„So? Zu Frau Hauptmann Erich geht Ihr aber! —"

„Das ist 'was ganz anderes, Liebste."

„Aha, dieselbe Litanei: »Dort ist's so einfach und gemüthlich, bei Euch ist's uns zu steif, zu ‚commissig'!«"

„Aber Lena!"

„Siehst Du, Du bist ganz verlegen; lügen kannst Du nicht. Warum auch, — Vetter Max hat mir vorhin deutlich dasselbe gesagt, wie Du, mit Deiner verlegenen Miene." Und sie begann von neuem zu weinen.

„Liebste Lena, sei vernünftig! Max ist der ungehobeltste Mensch der Welt, der überhaupt keinen Familien-Verkehr liebt."

„Wirklich? Bei Erichs ist er Stammgast. Als ich ihn heute fragte, warum er uns nie bei festlichen Gelegenheiten beehrte, sagte er: ‚In Commiß-Fütterungen gehe ich nicht.' Sogar mein Mann wurde ganz böse und meinte, bei Erichs sei er doch immer. Seine Antwort lautete genau wie Deine: ‚Ja, das ist 'was ganz anderes; bei denen ist's immer gemüthlich, bei Euch bloß, wenn Ihr allein seid.'"

„Aber erlaube, das habe ich doch nicht gesagt!"

„Gedacht doch! Das ist ganz gleich. Otto machte mir die größten Vorwürfe, daß niemand uns gern besucht."

„Wie könnt Ihr Euch die Worte meines brutalen Bruders so zu Herzen nehmen!"

„Weil ich fühle, daß er nicht unrecht hat. Otto empfindet es auch und ist nach jeder Gesellschaft verstimmt. Und ich weiß wirklich nicht, woran es liegt. Das Essen ist stets vorzüglich, und gute Weine haben wir auch. Bei Erichs giebt's nie mehr als zwei Gänge und nur zwei Sorten Wein. Aber alle Welt ist verrückt mit denen, da sagt keiner ab, — und die jungen Leutnants liegen den ganzen Tag dort. Wer weiß, was sie ihnen zu bieten hat!" — —

„Pfui, Lena, wie häßlich!"

„Ach Gott, ich meine es auch nicht so, aber kokett ist sie sicher. Sie will allen gefallen, auch den Damen." —

„Sollte das ein Fehler sein? Jungen Frauen steht eine anmuthige Koketterie recht gut, allerdings gehört ein ungemein feines Taktgefühl dazu, das nicht jede besitzt."

„Danke! Ich auch nicht. Ich kann auch nicht solch ‚anmuthige' Menüs und Tafel-Arrangements machen."

„Ja, darin ist sie groß. Wenn sie bloß eine einzige Fleischspeise giebt, so liegt ein gewisser Chic in der Zusammenstellung des ganzen, in der Anordnung, — man kommt gar nicht zum Bewußtsein, daß eigentlich alles so einfach ist, weil auch das geringste so fein ausgedacht wurde."

„Und die reizenden Tischkarten, die sie malt oder zeichnet, — immer passend, scherzhaft oder sinnig. Aber das kann ich doch einmal nicht, ich bin nicht so talentvoll. Wir hatten neulich die feinsten und theuersten, und niemand achtete darauf. Und die Fischfrau vertraute mir neulich, die Frau Hauptmann nähme nie von der feinsten Sorte Salm, und auch den nur, wenn sonst gar kein vernünftiger, billigerer Fisch aufzutreiben sei. — Als ich letzthin auch 'mal ein einfacheres Essen geben wollte, sagte Otto: ‚Das können wir nicht!' darin lag eine ganze Welt von Vorwurf."

„Da hat er sehr unrecht, Liebste. Denn was bei Erichs so ungemein wohlthuend berührt, ist das harmonische Zusammenwirken von Mann und Frau. Sie waltet draußen, bevor die Gäste kommen. Fehlt später zufällig etwas, sorgt er dafür; passirt ein kleines Versehen, wird es mit einem Scherz verbessert, — keine Verlegenheitspause, kein ängstliches Vertuschen verschlimmert die Sache. Es ist eben alles gemüthlich: ‚Ihr sollt Euch hier wie zu Hause fühlen! wir geben gern und so gut wir können!'"

„Du wirst ja riesig beredt! Lehre mich doch das Geheimniß, meine kluge Marie!"

„Maus, das kann ich nicht. Wenn Du versprichst, nicht böse zu werden, will ich Dir aber einiges sagen, was trotz all des Theuersten und Feinsten Deine Tafelrunde manchmal recht steif und unbequem macht."

„Also doch! — Nein, ich will brav zuhören und nicht böse werden."

„Erstens: Du gehst zu sehr nach der Schablone. Wenn die Majorin Schübler, die Millionärin ist, oder gar die Frau Leutnant von Hagen fünf und sechs Gänge geben, glaubst Du, unmöglich einen weniger auftischen zu dürfen. Serviren sie dort Caviar und Eis, mußt Du dasselbe haben, gar nicht von dem ewigen Salm und Rehbraten zu reden. Was nützt der Sect, wenn keiner sich traut, 'was zu trinken, weil er doch nicht lustig werden darf!"

„Warum nicht —?"

„Ja, siehst Du, Maus, Du bist sonst so lieb und nett, aber so wie einige Vorgesetzte da sind, steckst Du eine Gesellschaftsmiene auf und glaubst, gar nicht höflich und reservirt genug sein zu können. Wie kann eine Gemüthlichkeit aufkommen, wenn die Hausfrau wie ein Stock sitzt und nur Augen und Ohr für die ‚Spitzen' hat?"

„Aber erlaube! —"

„Nein, verzeih', das ist nicht nöthig! Die Majors, wie die Obersten, sind auch Menschen, bloß im Dienst Vorgesetzte, in Gesellschaft wohl ‚Aeltere', sonst aber meistens sehr nette, liebenswürdige Leute und wollen, — besonders von den jungen Frauen, — nicht als bewundernswerthe, Ehrfurcht gebietende Greise behandelt sein. Gewöhnlich werden die in Hochachtung Ersterbenden für kleinstädtisch und langweilig, jedenfalls für dumm gehalten."

„Nein, wirklich —"

„Ausreden lassen! Wir wissen alle, daß Du sehr klug und gescheidt bist, daß Du das Lehrerinnen-Examen spielend bestanden und Dich mit ernsten Studien befaßt hast. Damit komme ich gerade zum zweiten und größten Deiner Fehler. Nämlich: geistreiche Abhandlungen stören entschieden die Verdauung. Dein Tischnachbar, und wenn er der älteste General ist, mag gar nichts von militairischen und politischen Dingen wissen. Bei Tafel ist er bloß Mensch, und es erfüllt ihn mit Mißmuth, wenn Du ihm beim Salm vom Generalstabswerk und beim Reh von Bronsart von Schellendorf's Haltung im Reichstag vorsprichst. Beim Essen soll nicht gefachsimpelt werden. Ehe das Signal zur Suppe gegeben wurde, geht es noch hin, auch später, eine Stunde nach dem Kaffee. — Sobald die Hausfrau aber merkt, daß zwei Gäste bei Tisch sich in irgend einem Fach absorbiren, so muß sie sofort das Gespräch unmerklich dahin leiten, daß es allgemein wird, oder, da dies bei einem großen Kreise nicht immer möglich, sich doch auf verschiedene Gruppen vertheilt. Mitsimpeln darf sie aber nicht. Die Hauptsache, liebe Lena, ist für die Wirthin, sich selbst ganz zu vergessen, überall, wo Gesprächs-Stockungen drohen, mitzuplaudern, selbst wenn das Thema sie nicht interessirt."

„Das kann ich nicht. Ueber ‚nichts' kann ich nicht hundert Worte drehen, — und, — Otto ist so stolz auf mein Wissen!" —

„Soll er auch! Aber in Gesellschaft liebt man die gelehrten Frauen nicht, sonst wären die geprüften Lehrerinnen ein gesuchter Artikel auf dem Heirathsmarkt. — Es giebt immer Gelegenheit, durch Zwischenfragen und richtige Bemerkungen zu zeigen, daß man gut unterrichtet ist. Glaubst Du, daß Frau Erich sehr viel weniger weiß als Du?"

„Gewiß nicht, sie ist sogar überall bewundert, das weiß ich! Ach, die ist überhaupt vollkommen, so werde ich nie!" —

„Nur langsam, Maus! Die liebe Frau wird auch ihre Fehler haben. Sie macht aber aus ihren Vorzügen, was sie kann. Sie ist tüchtig und arbeitet." —

„Oho, ‚arbeitet'! Sieh nur ihre weißen Hände an!"

„Die pflegt sie sehr, und mit Recht, denn sie sind das schönste an ihr, und ihr Mann ist eitler darauf als sie selbst."

„Das war Otto auch als Bräutigam. Aber wenn man einen Haushalt und zwei Kinder hat, — sieh bloß, wie rauh und roth meine Finger sind!"

„Ein bißchen Glycerin oder Vaseline hilft sehr bald. Frau Erich hat mir vertraut, daß sie nach jedesmaligem Waschen die Hände vor dem Abtrocknen einfettet. Sie muß tüchtig angreifen, denn sie kann sich kein Kindermädchen halten, wie Du, und, wie Du weißt, leben sie bloß von dem Gehalt, und ihr Vater wohnt auch bei ihnen. Vermögen ist nicht vorhanden, sie haben mit dem Heirathen warten müssen, bis Erich Hauptmann wurde."

„Ich weiß. Es wundert mich bloß, wie sie auskommen. Dabei immer offenes Haus für all die jungen Leutnants."

„Die kosten nicht viel. Ein Glas Bier, oder leichten Moselwein und abends ‚ein Butterbrod'. Aber sie gehen alle gern hin. Und sie unterhält so ihre gesellschaftlichen Talente und ‚verhaushaltet' sich nicht so; sie behauptet, sich und ihren Mann frisch und jung zu erhalten im Verkehr mit den jugendlichen Elementen. Und daß sie eben alle ziemlich gleich behandelt in liebenswürdiger Gleichstellung, das ist wohl das Geheimniß ihrer Beliebtheit. Vorgesetzte und junge Dächse, — alle empfängt sie, — zu jeder Zeit, — einfach im Wohnzimmer, das zwar nie unordentlich, aber auch nie wie geleckt aussieht. Es trägt alles den Stempel des Gebrauchs. Eine ‚gute Stube' giebt's nicht. Und alle fühlen sich da zu Hause, wissen, wo die Cigarren, die Streichhölzer sind, die jüngsten sogar den Platz des Kellerschlüssels. Die Alten verjüngen sich in der allgemeinen harmlosen Heiterkeit, die Jungen lernen sich benehmen und danken ihr vieles."

„Nun höre aber auf, mir schwindelt bei solcher Vollkommenheit, und ich bin sicher, es nie so weit zu bringen. Ich bin zum Lernen zu alt!"

„Das ist man nie, Liebste. Ich bin zehn Jahre verheirathet und schäme mich nicht, einzugestehen, daß ich sehr vieles von dieser jungen Frau gelernt habe. Anmuth ist eine Gabe, die sich nicht erlernen läßt. Aber eins sollten alle Frauen können: ihre eigene Individualität walten lassen, selbst denken und wollen, nicht mit der Herde laufen. Jede hat ihre Vorzüge, und diese soll sie in ihrem Kreise entwickeln und sich nicht selbst verlieren in blöder Nachäfferei. Leider will heut zu Tage jeder mehr und reicher scheinen als er ist, und die Frauen geben dabei den Ton an. Wie oft habe ich selbst schon in einem Laden etwas Theures, oder gar Unnöthiges gekauft, weil zufällig ein Bekannter anwesend war, vor dem ich mich meines billigen Bedürfnisses schämte, oder weil der elegante Verkäufer den geringen Gegenstand mit verächtlicher Miene zeigte." —

„Ja, ja, — aber das ist doch eine begreifliche Schwäche!"

„Schwäche, ja; begreiflich nein! Oder fühlst Du Dich weniger werthvoll, wenn Du bloß ein nöthiges Wollkleid kaufst, statt eines unnöthigen seidenen? Nein, wir sollten eben nicht jeder Schwäche nachgeben! Wir sollten einmal klar über uns nachdenken: ‚was bin ich? was kann ich? was will ich?' Unter ‚ich' verstehe ich natürlich Mann und Frau. Und nach dem Ergebniß dieser Prüfung richten wir dann unsern Haushalt, unsere Geselligkeit, unser ganzes Leben ein, nicht aber nach der Schablone: ‚Die machen es auch so.' Es giebt nicht 'mal zwei Menschen, die einander völlig gleichen, wie viel weniger zwei ganz gleiche Familien. Wie also können sich hundert so verschiedene Körper genau dieselbe Lebensweise angewöhnen? Kein Wunder, daß sie vielen schlecht bekommt! — Erst, wenn alle Frauen diese Forderung begreifen und darnach handeln, werden wir von einer anregenden, bildenden, doch gemüthlichen Geselligkeit reden können."

„Ich will versuchen, was ich kann," seufzte Frau Lena, „aber ich fürchte, gar keine Individualität zu haben!"

Unsere Kinder.

Lieber Onkel!

Ich habe ein Schwesterchen mit kohlschwarzen Haaren. Ich bin drei Jahr und heiße Philipp. Hier ist's sehr schön in Ilsenburg bei Großmutter. Ich habe einen Hund, der ist weiß und heißt Paddy. Ich bin sehr brav, aber manchmal nicht; ich gebe Dir mein Bild; Mama schenkt mir bald einen neuen weißen Anzug. Ich schicke Dir einen Kuß.

Dein

Philipp.

Philipp hat den Brief dictirt.

Redactions-Post.

Frau v. S. in Tilsit. — Das Eisen spielt heutzutage eine große Rolle bei allen möglichen Bauten, und Sie dürfen Sich nicht wundern, daß es auch schon eiserne Kirchen giebt. Die erste ganz aus Eisen hergestellte Kirche befindet sich nicht etwa in Amerika, sondern gehört der bulgarischen Colonie in Konstantinopel, sie wurde in dem Eisenwerke Moogwer in Wien nach den Plänen des armenischen Architekten J. S. Aznagour ausgeführt. Die Kirche hat eine Grundfläche von 550 Quadratmetern und ein Gewicht von 8000 Centnern. Sie ist im byzantinischen Stil ausgeführt, und die glatten Flächen bestehen aus Schmiede-Eisen, die Ornamente aus Guß. Sie hat einen stattlichen, von sechs kleinen Thürmchen umgebenen Hauptthurm und macht auch architektonisch einen überaus gefälligen Eindruck. Im Innern können bequem fünfhundert Personen Platz finden.

Marie W. in B. — Wann man dem Eise trauen darf, ist eine schwer zu beantwortende Frage. Die Dicke des Eises ist für seine Tragkraft durchaus nicht maßgebend, junges Eis von wenigen Centimetern Dicke vermag einen Menschen zu tragen, während man auf älterem Eis von größerer Dicke unfehlbar einbrechen wird. Das Eis ist heimtückisch; in Flüssen und Seen giebt es oft Stellen, an welchen die Eisdecke trotz des stärksten Frostes nur schwach wird. Vor einigen Jahren lasen wir in einem militairischen Fachblatt, daß eine vier Centimeter dicke Eisdecke einen Mann zu tragen vermag, daß auf neun Centimeter starkem Eise ein zerstreut gehaltenes Bataillon den Fluß passiren kann, daß sechzehn Centimeter dickes Eis eine Kanone tragen kann, und daß man neunundzwanzig Centimeter starkem Eise die größten Lasten zumuthen kann. Das trifft aber nur bei ganz jungem Eise zu, wird das Eis alt, dann ist seine Stärke für die Tragkraft nicht maßgebend.

Wißbegierige in Paderborn. — Sie können die Himmelsrichtung sehr leicht feststellen, auch wenn Sie keinen Compaß zur Hand haben; Bedingung ist allerdings, daß die Sonne scheint und Sie eine richtig gehende Taschenuhr haben. Gesetzt, es ist vier Uhr nachmittags. Sie stecken einen Stab, sagen wir eine Stricknadel, senkrecht in die Erde und lassen den Schatten durch die II und den Mittelpunkt des Ziffernblattes gehen, dann ist Süden dort, wo die XII, Norden dort, wo die VI liegt. Die Sache verhält sich so: Während der Sonnenschatten am Nachmittage ein Viertel des Umkreises durchläuft, legt der kleine Zeiger der Uhr den doppelten Weg zurück. Mittags um zwölf Uhr steht die Sonne im Süden. Um drei Uhr hat der kleine Zeiger der Uhr einen Viertelumkreis zurückgelegt, die Sonne aber erst die Hälfte davon, folglich muß der Schatten der Stricknadel genau in der Mitte zwischen den Ziffern I und II und dem Mittelpunkt des Ziffernblattes hindurchgehen, denn das ist der Weg, den die Sonne in der Zeit von zwölf bis drei Uhr durchlaufen hat. — Haben Sie einen Compaß und keine Uhr, dann werden Sie nach dem Vorstehenden wissen, wie Sie es anstellen müssen, um die Tageszeit zu ermitteln.

L. M. in Memel. — Wann die chinesische Mauer erbaut worden ist, steht nicht fest, man nimmt an, daß es in den Jahren 240 bis 207 vor Christi Geburt geschehen ist. Nach neueren Forschungen sollen einzelne Theile erst tausend Jahre nach Christo erbaut worden sein. Die Länge der Mauer würde einer Befestigungslinie entsprechen, die von Memel bis Gibraltar reicht.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: H. Hein für den technischen Theil: A. Grosse, beide in Berlin; — für Oesterreich-Ungarn: Robert Bohr, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 24, I. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). Berlin und Wien, 15. December 1899. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). XXVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Den Muth, zu lügen.

Novelle von Fedor von Zobeltitz.

(Schluß.)

Der General war in großer Uniform und sah mit seinem prächtigen weißen Bart, dem frischen Gesicht und der hohen, breitschultrigen Gestalt ungemein stattlich aus.

„Grüß Gott, mein lieber Engeström!“ — und er schüttelte dem Assessor mit Herzlichkeit die Hand, — „ich überfalle Sie zu etwas ungelegener Zeit, — hab' ich Sie in der Siesta gestört? — Nicht? — Na, Gott sei Dank, das tröstet mich einigermaßen! — Ich komme nämlich vom Kriegsminister, — daher mein Bräutigams-Aufzug, — und zufällig bei Ihnen vorbei, und da fiel mir ein, daß ich gern einmal etwas mit Ihnen besprechen wollte, was mir auf dem Herzen liegt, — schon seit einigen Tagen.“ —

Er stellte den Helm auf einen Seitentisch, nahm in einem Sessel Platz und nestelte etwas verlegen an seinen Handschuhen.

„Sie wissen, lieber Engeström“, begann er nach kurzem Hüsteln von neuem, „wie aufrichtig gut ich Ihnen bin, — na ja, was soll ich's verhehlen, — ich schätze Ihre Tüchtigkeit, Ihre Begabung, Ihr ehrliches, ideales Streben, Ihren ehrenfesten Charakter. Na ja!“ — Er hüstelte wieder. „Und sehen Sie, nun kommt noch dazu, daß ich Ihrem lieben guten Vater, meinem alten Carl Otto, zu innigstem Danke verpflichtet bin; ich lebte heute wahrscheinlich nicht mehr, wenn er mich nicht seiner Zeit unter der Gefahr, seinen eigenen tadellosen Ruf beschmutzt zu sehen, aus einer bösen Duell-Affaire mit einem gewohnheitsmäßigen Klopffechter herausgewickelt hätte! — Sie kennen ja die Geschichte, lieber Eduard, — was soll ich mich da noch auf Weiterungen einlassen, auf unnöthige Details! — Na ja!“

Er schlug mit den abgezogenen Handschuhen über seine Kniee und ließ den buschigen Schnurrbart durch die Finger gleiten, während Engeström ihm stumm und mit dem Ausdruck wachsenden Erstaunens auf dem blassen Gesicht gegenüber saß.

„Also zur Sache!“ — und der alte General richtete sich mit einem starken Ruck im Sessel empor. „Ich will mich kurz fassen, — na ja! Sagen Sie mir einmal ein ehrliches Wort, aber auf Handschlag, Eduard: hegen Sie — hegen Sie Interesse für meine Lia, — ich meine ein tieferes Interesse, — Sie verstehen mich — ?“

Engeström wurde kreidebleich, und dann schlug es wie rothe Lohe über sein Gesicht. Seine Lippen bewegten sich mechanisch, aber antworteten nichts. Die Frage kam ihm so unerwartet, daß er vollkommen die Fassung verlor.

Auch der General wurde verwirrt und verlegen. Er war nicht zum Diplomaten geschaffen. Er schüttelte den Kopf und lächelte grimmig.

„Dumme Frage, nicht wahr?“ meinte er in seiner kurzen, knurrigen Weise. „Aber ich liebe die Offenheit, — das ist Soldatenart, — und in Lebensfragen am meisten! Ich möchte gern Gewißheit haben. Absolute Gewißheit! Ich habe mir nämlich eingebildet, die Lia sei Ihnen nicht ganz gleichgültig, — mir kam es so vor, — mein Gott, ein Vaterauge sieht scharf, sehr scharf! Na ja, und da dachte ich: ‚ach was, du fragst den Eduard einfach, fragst ihn, ob du dich täuschest oder nicht‘. Es ist nämlich noch einer da, der sich für die Lia interessirt, — auch ein wackerer Bursche, ein ganzer Kerl in seiner Art! Und der scheint es eilig zu haben, denn ich merke, daß er ihr in seiner verflixt schneidigen Weise ganz höllisch den Hof macht. — — Sie werden Sich ja denken können, wen ich meine, Eduard. — Na, — und seh'n Sie, da wollte ich Ihnen denn sagen, daß Sie Ihre dumme alte Schüchternheit doch einmal über Bord werfen und Sich auch so ein bißchen an die Lia 'ranmachen möchten, denn wenn ich mir allein meinen Schwiegersohn auszusuchen hätte, Engeström, — ich sag's frei heraus: Ich würde Sie allen anderen vorziehen! So, — und weiter wollte ich nichts, und das unter uns!“ —

Der General schwieg und spielte nervös mit seinen Handschuhen und neigte den weißen Kopf, wie immer, wenn ihn die Verlegenheit packte, von einer Schulter zur andern. Engeström aber hatte sich in tiefer Bewegung erhoben. Der gütige alte Mann mit dem warm schlagenden Herzen unter der goldstrotzenden Uniform und mit dem hellen Augenpaar, — der kannte ihn.

Wann kommt der Weihnachtsmann? Nach dem Gemälde von Marie Simm.

Der war der einzige, der in sein Innerstes zu schauen vermocht hatte, der mit ihm fühlte. — Engeström nahm die Rechte Deeken's und preßte sie voll warmer Empfindung.

„Ich danke Ihnen, Excellenz," sagte er, nach Worten ringend, „ich danke Ihnen innigst, — o, tausend Mal! Und, — und da Sie mich fragen, ob ich ein — ein tieferes Interesse für Fräulein Lia hege, antworte ich Ihnen: ja, ja, ja, — ja, ich liebe sie, — o, wie liebe ich sie!" — und seine Augen wiederholten, was er sprach, — sie leuchteten durch Thränen.

Deeken zog Engeström an seine Brust. Auch er war bewegt. „So ist's recht," meinte er, während es um seine Mundwinkel zuckte, „so hab' ich es mir gewünscht, so wollt' ich's haben! Und nun Kopf hoch, Und nun tambour battant! Courage, Engeström! Fort mit der Diplomatie, und nach frischer Soldatenart drauf los! Wenn Sie Succurs brauchen, so finden Sie ihn allzeit bei mir, — bei mir und bei meiner Frau! — Was tausend, das ist doch nicht schwer, ein Mädchenherz zu erobern und einen störenden Nebenbuhler schlankweg aus dem Sattel zu heben?! Na ja, das ist doch nicht schwer?!"

* * *

Ja, — es war schwer, sehr schwer. Auch der General sah das ein, als er eines Abends im Laufe eines gemüthlichen Zwiegesprächs mit harmlosem Lächeln zu seiner Tochter äußerte:

„Apropos, Liebling, was hast Du denn eigentlich gegen Herrn von Engeström? Es kommt mir vor, als seiest Du letzthin ein wenig abweisend gegen ihn, — oder täusche ich mich?"

„Nein, Papa, es ist richtig," antwortete Lia und erröthete dabei; „ich bin absichtlich kühler geworden, seit ich den Eindruck gewonnen habe, daß er sich mir zu nähern, — mehr zu nähern versuchte, als mir lieb ist." —

Das war ein um so härterer Schlag für den alten Herrn, als es ihm nicht verborgen bleiben konnte, daß Lia's Neigung für Herrn von Kriewel im Zunehmen war. Der General ärgerte sich darüber, — nicht, weil er den Rittmeister nicht hochschätzte, sondern weil er sich bereits mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte, in Engeström seinen Schwiegersohn zu sehen. Engeström wäre ihm in der That der liebste Gatte für Lia gewesen, denn abgesehen davon, daß er der Sohn dessen war, der ihm dereinst aus der peinlichsten Situation seines Lebens befreit hatte, hielt er die Zukunft seiner Tochter für gesicherter unter dem behütenden Einflusse des Assessors, als unter der Schirmung des braven und ehrenwerthen, aber als leichtlebig bekannten Kriewel.

Qualvolle Tage hatte Engeström zu durchkämpfen. Bei seiner Schüchternheit und der Verschlossenheit seines Wesens war es ihm schwer genug angekommen, dem Rathe des Generals, „Tambour battant" vorzugehen, zu folgen. Als Lia Deeken aber schon den ersten Versuch einer Annäherung seinerseits mit seiner Kühle zurückwies, da verzweifelte er gänzlich. —

Er hatte sich krank gemeldet. Es war ihm nicht möglich, die laufenden Büreau-Arbeiten zu erledigen, — seine Gedanken kreisten immer und immer im gleichen Cirkel. — Er lag in seinem Zimmer auf der Chaiselongue. Eine dicke Wolldecke hüllte ihn ein; es fröstelte ihn, er fühlte sich auch physisch nicht wohl.

Ein leises und vorsichtiges Klopfen meldete Ajatz an.

„Entschuldigen der gnädige Herr," sagte der Alte unter kurzer, ruckartiger Verneigung des Oberkörpers, „— da sind der Herr Rittmeister von Kriewel gekommen und wollen sich nicht gern abweisen lassen, — und da weiß ich nun nicht, wie der gnädige Herr darüber denken: ob oder ob nicht." —

Engeström warf die Decke von sich und richtete sich auf der Chaiselongue empor. Kriewel? — Was wollte der?!

„Laß' ihn herein!" befahl er.

Herr von Kriewel streckte Engeström nicht, wie gewöhnlich, freundschaftlich die Hand entgegen, sondern verbeugte sich beim Eintritt in das Zimmer ziemlich formell. Der Assessor merkte sofort, daß sich sein glücklicherer Nebenbuhler in hoher Erregung befand.

„Pardon, daß ich störe!" begann der Rittmeister; auf seiner intelligenten Stirn lagen dichte Falten, seine Stimme vibrirte. „Ich komme in seltsamer Angelegenheit, Herr von Engeström. Wollen Sie mir eine Frage, die ich an Sie zu richten habe, offen und ehrlich beantworten?"

„Wenn ich sie beantworten kann und beantworten darf, — ja!"

„Sie können und dürfen es! Sie müssen es sogar, denn das Glück zweier Menschen hängt von Ihrer Antwort ab!" — Kriewel trat einen Schritt näher an Engeström heran, und sein Auge bohrte sich in das des anderen. „Auf Ihr Ehrenwort, Herr von Engeström: lieben Sie Fräulein von Deeken?!" —

Das war die gleiche Frage, die einige Wochen vorher der General an Engeström gestellt hatte. Aber während er damals übervollen Herzens mit einem dreifachen Ja geantwortet hatte, schwieg er heute. Die beiden Männer standen sich fast eine Minute hindurch stumm gegenüber.

„Herr von Engeström," — Kriewel stieß die einzelnen Worte abgebrochen hervor, — „ich bitte, — antworten Sie mir!" —

Der Assessor wandte sich um und schritt an seinen Schreibtisch. Er war sehr blaß, und in seinen Augen lag eine dunkle Gluth.

„Auf diese Frage habe ich keine Antwort," erwiderte er, „Sie hätten Sich den Weg zu mir ersparen können, Herr Rittmeister!"

„O Gott!" — und Kriewel hob verzweiflungsvoll die Hände, — „mißverstehen Sie mich doch nicht, Engeström! Wir waren ja einmal gute Freunde! Wir lebten ja immer im besten Einvernehmen! Mißverstehen Sie mich nicht! Ich fragte Sie doch nur, weil ich Sie fragen mußte, ob Sie — ob Sie wirklich Lia lieben, oder ob der General aus irgend welchen Gründen uns die Wahrheit vorenthalten hat! Ob er nur so gesagt hat, um mich leichter los zu werden! — Hören Sie zu, Engeström: Fräulein von Deeken und ich, wir lieben uns. Das reicht schon lange zurück, aber erst vor kurzem ist es zur Aussprache zwischen uns gekommen. Wir können nicht mehr von einander lassen, nicht sie, und nicht ich. Wir lieben uns, — ich wiederhole es. Aber der General hat mich abgewiesen. Sie, — ja, Sie, Engeström, hätten ihn schon vor Wochen um die Hand seiner Tochter gebeten, und er hätte sie Ihnen zugesagt. Alte Verpflichtungen fesselten ihn an Ihre Familie, doch auch sonst wären Sie ihm der willkommenere Schwiegersohn. Nur Ihre plötzliche Erkrankung hätte bisher eine Aussprache mit Lia verhindert, — — kurzum, ich wurde abgewiesen, — zu Ihren Gunsten! So steht's, Engeström: Begreifen Sie nun meine Frage? — Ja, ja, ja, ja, — Sie begreifen sie! Sie sind die Scheidewand zwischen zwei Herzen, — Engeström, haben Sie Erbarmen! Ich weiß nicht, was der General gegen mich hat. Ich glaube, er hält mich für einen leichtsinnigen Strick, und das bin ich wirklich nicht. Ich gelte dafür, aber ich bin besser als mein Ruf; nur eine thörichte Eitelkeit hat mir das Renommée eines galanten Schwerenöthers zugezogen. Und vor allem, — zum dritten Male: wir lieben uns! Engeström, — wollen Sie uns unglücklich machen?!" —

Es sprach eine herbe Verzweiflung aus den rasch hervorgestoßenen Worten Kriewel's, — und was seine Lippen nicht sagten, das kündeten sein heißes Gesicht und die flackernden Augen.

Engeström vermochte nicht, ihn anzusehen. Er war schneeweiß geworden, und ein Zittern durchlief seine Gestalt. Halb abgewendet, die rechte Hand fest auf die Schreibtischplatte gestemmt, stammelte er endlich:

„Was — was soll ich — thun?!"

„Was Sie thun sollen?" brauste der Rittmeister in freudiger Erregung auf. „Nur ein Wort sollen Sie sagen oder schreiben, — ein einziges Wort! Nichts weiter, als dem General erklären, daß er sich im Irrthum befindet, daß Sie seine Tochter nicht lieben! Mein Gott, ist denn das ein so hartes Verlangen? Kann Ihnen denn das so schwer fallen? Sie lieben sie ja nicht, — ich, ich liebe sie doch, und sie liebt mich wieder!"

Nun wandte Engeström sein bleiches Gesicht voll dem Sprechenden zu.

„Ist das wahr?" fragte er.

„Ob das wahr ist? Ob sie mich wirklich liebt? — Sagte ich es Ihnen nicht? Oder, — — o, Sie glauben meinen Worten nicht, Engeström! — Auch daran haben wir gedacht, — gut, gut, so sollen Sie es aus ihrem eigenen Munde hören, uns zwar sogleich, — sogleich!" —

Er trat an das Fenster und ließ sein Taschentuch gegen die Scheibe flattern.

Einen Augenblick später trat eine verschleierte Dame aus dem der Wohnung des Assessors gegenüberliegenden geräumigen Thorweg und eilte über die Straße.

Kriewel verließ das Zimmer. — Engeström hörte, wie er draußen in der Entrée die Thüre öffnete, und hörte ein Rauschen von Frauengewändern, hörte ein leises Flüstern, dann trat der Rittmeister von neuem in das Gemach, und an seiner Seite Fräulein von Deeken.

Sie schlug den Schleier zurück und reichte Engeström die Hand.

„Zürnen Sie uns nicht!" sagte sie mit weicher, bittender Stimme; „Stunden, wie diese, sprengen jede Fessel der Convenienz. — Soll ich die Bitte wiederholen, mit der Herr von Kriewel zu Ihnen kam?" —

Sie zögerte eine kurze Minute und fuhr dann fort, indes ein feines Roth ihre Wangen zu färben begann:

„Sie kennen meinen Vater, Herr von Engeström, kennen seinen harten, soldatischen Sinn. — Er hat sich in den Kopf gesetzt, Sie als Schwiegersohn zu gewinnen, weil Ihr Vater einst innigst mit ihm befreundet war. Und er behauptet, Sie, — ja, er behauptet, Sie liebten mich ..." Ein süßes Lächeln glitt über der Sprechenden Antlitz. .... „Herr von Engeström, wir haben uns allzeit freundschaftlich nahe gestanden, und, so Gott will, wird es so bleiben, — aber, nicht wahr, lieben würden wir einander nie —?!"

Engeström hatte den Muth, Lia in die Augen zu sehen. Was er in dieser Minute litt, war unbeschreiblich, und doch zitterte er nicht mehr, — eine seltsame Festigkeit war über ihn gekommen.

Er erwiderte den Druck der kleinen Hand, die noch in der seinen lag, und antwortete tiefernst und ruhig:

„Nein, — nie!"

Mit hastiger Geberde eilte der Rittmeister auf ihn zu und schloß ihn in die Arme.

„Engeström," rief er, „Sie geben uns den Frieden des Herzens wieder, — o, Sie lieber, goldener, einziger Kerl! Nun aber noch eine letzte Bitte, — wir sind unersättlich, wissen Sie, wir sind egoistische Leute, wie alle Verliebte! Schreiben Sie dem General und legen Sie ein gutes Wort für uns ein! Er giebt so viel auf Sie." —

„Ja, ja, — so viel!" warf Lia ein; „schreiben Sie ihm, — nur eine flüchtige Zeile, ein lustiges Wort, daß wir alle zusammen sein Kartenspiel aufgedeckt hätten, daß er nun einwilligen müßte!"

„Ich werde schreiben," erwiderte Engeström.

„Aber auch gleich?"

„Sogleich."

Ein Laut des Jubels antwortete ihm. Noch einmal ergriff Lia mit beiden Händen seine Rechte und preßte sie heiß und innig.

„O, — o, — wie danke ich Ihnen!" flüsterte sie unter Thränen. „O, — nun ist alles gut, — alles!" —

Und der Rittmeister sagte:

„Engeström, — ein Schuft will ich sein, wenn ich Ihnen diese Stunde jemals vergesse im Leben!"

* * *

Engeström setzte sich, als die beiden das Zimmer verlassen hatten, sofort an seinen Arbeitstisch und schrieb folgende Zeilen:

„Hochverehrter Herr General!

Ein Wort der Aufklärung! Der Mund geht auch einem sogenannten Diplomaten einmal durch. Vergessen Sie, bitte, was ich Ihnen bei Ihrem letzten lieben Besuche bei mir sagte. Der Dichter sprach aus mir, nicht der praktische Mensch. Ich habe mich selbst geprüft. Was ich glaubte, als Liebe empfinden zu dürfen, ist nichts als ein meinetwegen idealistisch verklärtes Gefühl herzlichster Freundschaft. Ich liebe Ihr Fräulein Tochter nicht. Das klingt gräßlich brutal, — ja, es klingt häßlich, ich kann mir nicht helfen, aber ich fühle mich zu dieser Erklärung um so mehr verpflichtet, als ich weiß, daß Fräulein Lia in der That geliebt wird. Und ich will weder andere noch mich selbst unglücklich machen. Ich weiche Herrn von Kriewel, und zwar frohen Herzens. Ich will dem jungen Paare sogar ein Hochzeits-Carmen dichten.

Seien Sie nicht böse, Herr General! Was der Himmel zusammenfügt, soll der Mensch nicht trennen.

Viel Schönes Ihren verehrten Damen, und beste Grüße! —

Ihr allzeit ergebener
Engeström."

Der Assessor siegelte und adressirte das Billet, dann klingelte er.

„Trag' diesen Brief sofort an den Herrn General von Deeken, Ajatz," sagte er. „Antwort ist nicht nöthig. Und dann pack' mir das Nothwendigste zusammen, — ich reise heute Abend nach dem Süden ab ..."

* * *

Schon einige Tage später erhielt Graf Trusen eine Postkarte Engeström's, aus Lugano datirt. „Gestern habe ich um verlängerten Urlaub gebeten," schrieb der Assessor; „sagen Sie doch, bitte, dem Geheimrath, der Arzt hätte mir noch vierzehn Tage Gebirgsluft anempfohlen. Sonst geht es mir besser; ich habe mich sogar zu dem Entschlusse durchgerungen, morgen einmal den Monte Generoso zu erklimmen. Gruß an Sie, Gräfchen, und in die Heimat!" —

* * *

Es war ein nebliger Tag.

Der Gipfel des Monte Generoso war von einer

Wolken-Kapuze verhüllt, die sich immer weiter ausdehnte und, von unten gesehen, einer riesenhaften Flügelhaube glich. Die Sonne ließ sich nicht blicken; bleigrau hing der Himmel über dem See von Lugano und seinen zauberischen Geländen.

Mitten durch die Wolkenwand klomm ein einsamer Fußgänger rüstig den beschwerlichen, schmalen Pfad aufwärts, der über Maggio zur Höhe des Generoso führt. Von Zeit zu Zeit blieb er aufathmend und wie ermüdet stehen, trat wohl auch einmal dicht an den Rand des Weges hinan und schaute mit fiebrigem Auge in die nebelbrodelnde Tiefe hinab. Dann schritt er weiter. —

Etwa drei Stunden oberhalb Maggio's, an der steilsten Wegstelle des Berges wurde vor Jahren zum Gedenken an einen hier verunglückten Touristen ein Marterlstock errichtet, ein schlichtes Holzkreuz mit einem primitiv gemalten Madonnenbilde auf seiner Spitze. Davor steht, aus drei großen Granit-Blöcken geformt, eine niedrige Steinbank.

Hier rastete der Wanderer. Er ließ sich erschöpft auf den von rostbraunem Moos überspannenen Steinen nieder und schaute lauschend um sich. Kein Laut ließ sich hören, — nicht einmal der zwitschernde Gruß eines Vogels. Aber dichter und dichter wallten die Nebel. —

Der einsame Mann zog sein Portefeuille aus der Brusttasche und entnahm ihm eine Photographie, das Portrait einer jungen Dame. Er betrachtete lange das Bild, und dabei bewegten sich seine Lippen, als spreche er mit der, die er vor sich sah. Und dann küßte er das Bild, zerriß es in kleine Stücke und ließ sie den Abhang hinab flattern.

Er hatte sich erhoben und trat nun dicht an den Wegrand heran, den an dieser Stelle ein festes Holzgeländer umsäumte. Durch die Wolkenwand war es unmöglich, in die Tiefe zu schauen, aber der Fremde wußte, daß der Abhang in schroffem Sturze auf einen Wall spitzer Felsklippen stieß, die dreihundert Fuß tiefer ein grausig pittoreskes Chaos bildeten. Er wußte das.

Er verschränkte die Arme über der Brust und starrte in die weißen Nebel hinein. In seinem durchsichtig blassen Gesicht bewegte sich kein Zug, keine Muskel. Aber seine Augen leuchteten düster; es brannte in ihnen ein unheimlich glimmendes Etwas . . . Hätte er statt des modischen Frühjahrs-Anzuges eine Kutte getragen und in den schlanken Fingern einen Rosenkranz, — man hätte ihn für einen betenden Mönch halten können, der in fanatischer Askese wundersame Visionen erschaut . . .

Und nun entrang sich seiner arbeitenden Brust ein tiefes, qualvolles Stöhnen, dann sprang er plötzlich mit fiebernd hastigen Bewegungen über den Holzzaun, der den Weg von der schwindelnden Tiefe trennte, — und dann noch ein leise klingender Laut, halb wie Schmerz, halb wie Erlösung, — und dichter und dichter wallten die Nebel . . . Aus der grauweißen Tiefe schallte es dumpf empor, — und aus dem wuchernden Ginster und den verkrüppelten Cypressen zwischen den Felsenzacken stieg aufgeschreckt ein Lämmergeier durch die Wolkenwand . . .

* * *

Da Herr von Engeström auch am folgenden Tage nicht nach seinem Hotel in Lugano zurückkehrte, wurden Boten ausgeschickt, ihn zu suchen. Man fand ihn am steilsten Abhange des Monte Generoso mit zerschmettertem Schädel. Der Unglückliche mußte im Nebel fehlgetreten und hinabgestürzt sein. —

Nachdruck verboten.

Der Dieb in der Christnacht.

Eine fröhliche Weihnachtsgeschichte von Alwin Römer.

I.

„Papa, bescheren wir wirklich nicht heute Abend?“ fragte augenscheinlich bitter enttäuscht ein sechsjähriger Knirps seinen Vater, der sich gleich nach dem hastig eingenommenen Mittagsmahl an den Schreibtisch gesetzt hatte, um noch einen Brief zu schreiben, ehe er wieder in die Fabrik zurückfuhr.

„Nein, Waldemar!“ erklärte der Schreibende, ohne sich stören zu lassen. „Wenn ich heute heimkomme, liegst Du längst in den Federn und träumst vom Christengel. Und glaub' nur: morgen früh wird's Dir auch gefallen, so schöne Dinge und den ganzen Tag vor Dir!“

„Morgen früh um sechs?“ fragte Waldemar gespannt.

„Um vier, Liebling!“ lachte der Vater. Und mit einem enthusiastischen Augenleuchten stürmte der Junge davon, um den soeben vernommenen Bescherungs-Termin den Geschwistern zu verkünden und sich vor allem von Schwester Erika das feierliche Versprechen geben zu lassen, ihn auch bestimmt um halb vier zu wecken.

Inzwischen war der Fabrik-Director mit seinem Briefe zu Ende gekommen, frankirte ihn zur Eilbestellung und ging damit seinem Jüngsten nach ins Wohnzimmer der kleinen, hübsch eingerichteten Villa, die zum Leidwesen der etwas ängstlichen Mama nur ein bißchen zu weit von der Stadt entfernt lag.

„Diesen Brief möcht' ich gern zur Hauptpost befördert haben!“ erklärte er. „Ich denke, Du besorgst das am sichersten, Erika!“

„Gern, Papa!“ entgegnete die Siebzehnjährige, eine blonde Schönheit mit jenen weichen, süßen Zügen um Augen und Mund, die uns an der Madonna di San Sisto so entzücken.

„Ach, Kind,“ bat die Mama Bechtold, „dann könntest Du auch gleich 'mal mit zu Burmeisters 'rangehn. Die haben den Karpfen noch immer nicht geschickt, und am Telephon hört keiner; ich habe schon zweimal angeklingelt!“

Erika nickte nachdenklich. „Das ist der Bahn aber bedeutend näher als der Post!“ sagte sie dann. „Soll ich den Brief da nicht gleich in den Bahnpostkasten tragen, oder —“

„Gewiß, das ist mir noch lieber!“ erklärte der Fabrik-Director. „Das beste ist: Du nimmst eine Bahnsteigkarte und steckst den Brief in den Schnellzug, der gleich nach drei Uhr abgeht! Dazu hast Du bequem Zeit! Erkundige Dich aber bei einem Schaffner oder Postbeamten, daß Du nicht etwa an einen falschen Zug kommst, verstanden?“

„Gewiß, Papa!“ sagte Erika, die bei den letzten Anweisungen des Vaters merkwürdig roth geworden war. „Ich werde genau nach Vorschrift handeln!“ Und dabei lächelte sie, halb verlegen, halb glückselig und ging hinaus, ihren Mantel anzuziehn.

„Du bekommst auch dafür morgen früh etwas extra Schönes!“ rief ihr der Vater gut gelaunt nach, und Waldemar ergänzte triumphirend: „Um vier!“ während die beiden älteren Brüder sich über so viel Unverstand von Seiten des Jüngsten heimlich anstießen und mitleidig die Achseln zuckten.

„Komm mit, Lipps!“ lockte Erika den Jagdhund, den der Vater auf Drängen der Mutter als Hauswächter angeschafft hatte, und Lipps ließ sich das nicht zweimal sagen.

„Erika, laß doch den Hund hier!“ rief die Mutter aus dem Fenster. Aber der Vater, der soeben auch das Haus verließ, winkte ihr ab und sagte:

„Heut' bei Tage stehlen sie Dich wirklich nicht, Schatz!“

„Ach Gott, Du hast nie Angst! Und dabei haben sie erst vorgestern bei Gerlings das ganze Hinterzimmer ausgeräumt!“

„Deine Jungens werden schon aufpassen! Und Erika kommt doch auch bald zurück!“ beruhigte sie der Gatte, warf ihr noch eine Kußhand zu und stapfte dann durch den frisch gefallenen Schnee um die Straßenecke der Pferdebahn zu, die ihn nach der entfernten Fabrik bringen sollte.

Erika Bechtold wußte sich auf dem ziemlich umfangreichen Bahnhof erstaunlich gut zurecht zu finden. Ohne Zaudern und ohne zu fragen schritt sie, von Lipps begleitet, durch den langen Tunnel, der unter den Gleisen hinführte, an drei, vier Aufgängen vorüber, bis zur letzten Treppe, stieg diese empor, hielt kurz Umschau und wandte sich alsdann an einen jüngeren Postbeamten, dessen Haltung und Uniform verriethen, daß er zur Controlle der zahlreichen Unterbeamten auf seinen Platz gestellt war. „Entschuldigen Sie, bitte, Herr General-Postmeister,“ redete sie den stattlichen jungen Mann an, „geht der Schnellzug nach Leipzig von diesem Bahnsteig ab?“

Wie der Blitz hatte der Beamte sich herumgedreht, und ein Ausdruck heller Freude überflog seine etwas abgespannten Züge, als er das junge Mädchen vor sich sah.

„Erika, Du?“ rief er halblaut. „Das ist ja famos!“

„Ja, denk' Dir nur, Edmund,“ entgegnete sie, ihm fröhlich die Hand schüttelnd, „ich muß diesen Brief in den Postwagen des Schnellzugs stecken. Eigentlich sollte ich ihn nur zur Hauptpost tragen, —“

„Weil Du aber wußtest, daß Dein armer Edmund sich hier im Interesse des Verkehrs aufopfert, —“ unterbrach er sie lächelnd.

„Falsch! Weil ich aber mit zu Burmeisters gehen sollte, um an unseren Weihnachtskarpfen zu erinnern, und Burmeisters näher an der Bahn als an der Hauptpost wohnen, hat mich Papa beauftragt, hierher zu gehen! Und nun sag' mir, ob der Zug hier ankommt, und dann laß Dich, bitte, nicht abhalten. Der Dienst geht vor, das hast Du mir schon oft gesagt!“

„Ja, aber augenblicklich ist eine Pause, Schatz! Und da der Zug glücklicher Weise hier einläuft, werde ich Deinem Herrn Vater zuliebe an Deiner Seite bleiben und aufpassen, daß Du den Brief in den richtigen Wagen steckst!“ lachte er.

„Sehr gütig!“ spottete sie. „Aber ich glaube nicht, daß Papa sehr viel daran liegt!“

„Ach Gott, Erika!“ sagte er mißmuthig. „Glaubst Du wirklich, daß er mich ablaufen lassen könnte, wenn ich erst mein Secretair-Examen gemacht habe?“

„Ja, Du hast's aber noch nicht gemacht! Und darum ist's mir schon lieber, er weiß nicht, daß ich den Brief gerade hierher so gern getragen habe, sonst —“

„Entschuldige mich 'mal, da kommt der Director!“ flüsterte Edmund Jordan hastig und fügte dann laut hinterdrein: „Noch fünf Minuten, gnädiges Fräulein. Dann läuft der Zug ein! Aber der Postwagen hält weiter nach dorthin!“

Der Post-Director sah Erika Bechtold mit einem leisen Schmunzeln an, ehe er sie grüßte, und ging dann mit dem Assistenten den Bahnsteig hinunter. Nach zwei Minuten schon kam Edmund zurück; aber sein Antlitz hatte einen sehr verdrießlichen Zug bekommen.

„Denke Dir, jetzt muß ich morgen früh um halb sechs mit dem Postzug nach Magdeburg fahren und kehre erst abends um sieben wieder zurück! Giesecke ist krank geworden, und Märker muß im Packetamt helfen. Mein Feiertag ist futsch, und unsere Schlittschuh-Partie dazu! Und ich hatte mich so unbändig darauf gefreut, so ganz allein mit Dir nach Lostenbeck hinunter zu sausen!“

„Es thut mir innig leid, Edmund, aber wer weiß, wozu 's gut ist! Es hätte uns doch jemand sehen können!“

„Ach, Unsinn! Und meine Ueberraschung für Dich ist nun auch dahin! Kann ich Dich heute Abend noch einmal sehen? Nach zehn, wenn ich hier fertig bin?“

„Wo denkst Du hin, Edmund?“

„Und morgen Abend ist bei Euch Gesellschaft!“

„Allerdings!“ —

„Und am zweiten Feiertag fahre ich womöglich noch einmal nach Magdeburg. Es ist ein herrliches Weihnachten!“ klagte er bitter.

„Ich habe auch für Dich ein Geschenk, Edmund!“ sagte sie nun kleinlaut. „Soll ich es Dir durch die Post schicken?“

„Dann bekomm' ich's auch erst übermorgen! Was ist es denn übrigens, Schatz?“

„Ja, was wünschest Du Dir denn, Edmund?“ wich sie diplomatisch aus.

„Was ich mir wünsche? Hm, — ein Stück von Eurem Weihnachtskarpfen wär' mir schon das liebste! Aber ich müßte es an Eurem Tische essen, und Dein Papa müßte dazu mit mir anstoßen und ‚Lieber Edmund‘ sagen! —“

„O, Du unverschämter Patron! Das sollte Dir gefallen!“ lachte sie. „Na, hoffentlich nächstes Jahr!“

„Nun sag' mir aber: was bekomme ich von Dir, Schatz?“

„Das wird nicht verrathen!“

„Ich möcht' es aber gern morgen früh mit auf die Reise nehmen und mich darüber freuen!“ bettelte er, und von einem guten Gedanken erleuchtet, rief er aus: „Leg' mir Dein Geschenk doch an den Platz auf Eurem Vorder-Balcon, wo ich Dir im Herbst einmal ein Briefchen zugestellt habe. Links unten an den ersten Brüstungspfeiler, weißt Du! Ich klett're über das Gartengitter und lege Dir dafür Deins hin!“

„Ja, wenn unser Lipps nicht wäre!“ erklärte sie mit einem Seitenblick auf ihren Begleiter, der an den Liebkosungen, die ihm der offenbar verdächtige Postschwede zu Theil werden ließ, wenig Wohlgefallen zu finden schien; denn er knurrte und bellte jedesmal, wenn die fremde Hand ihn berührte. „Der würde Dich schön zurichten!“

„Ist der denn nachts draußen?“

„Freilich! Aber vielleicht kann ich ihn heute hineinnehmen!“ meinte Erika nachdenklich.

„Aber woran soll ich das erkennen?“

„Wenn der Schnee von unserem Zeitungskasten am Gitter heruntergefegt ist, kannst Du's wagen!“ erklärte sie. „Ist er aber noch drauf, so hab' ich's nicht machen können. Dann bleib' ja davon!“

„Schön, Schatz! Hoffentlich ist der Schnee weg! Dahinten kommt übrigens der Zug. Meine Pause ist zu Ende! Wenn Du noch zehn Minuten Zeit hast, kann ich Dich nachher durch den Tunnel bringen. Gleich hinterher kommt dann die Berliner Post mit ein paar Extra-Wagen! Das wird ein nettes Stück Arbeit!“

Und da sie einsah, daß ein junger Mann dazu einer kleinen Aufmunterung bedürfe, so wartete sie wirklich noch zehn Minuten und nahm an jener Tunnel-Ecke, die sich durch ihre discrete Beleuchtung dazu am geeignetsten erwies, mit Hand und Mund Abschied von dem armen Edmund. —

Lipps schüttelte mißbilligend Kopf und Ohren und wandte sich entrüstet ab, als der glückliche Liebhaber ihm für die nächste Zusammenkunft eine Weihnachtswurst versprach. Denn Lipps war aus einer sehr strengen Familie, nach festen Grundsätzen erzogen und daher für Bestechungen unzugänglich. —

II.

Erika kam wieder heim, als die Abenddämmerung schon hereinbrach. In ihren Ohren klangen die alten Weihnachtslieder nach, die auf den Straßen von der sangesfreudigen Jugend hier und dort angestimmt waren, und der Tannen- und Kuchenduft, der das Haus erfüllte, erhöhte ihre festliche Stimmung. Die älteren Brüder waren mit dem Ausputz des Baumes beschäftigt; die Magd scheuerte und rieb an allen Metallknöpfen und Schildern der Wohnung herum, und die Mutter kramte geheimnißvoll in Kästen und Schränken.

„Der Karpfen kommt gleich!“ berichtete Erika der Mutter durch die Thürspalte. „Er wiegt sechs Pfund. Das Pfund kostet achtzig Pfennige!“

„Theuer genug!“ meinte die Mutter.

„Todte waren billiger, kosteten bloß sechzig. Aber —“

„Nein, nein; man kann nie wissen, was man da bekommt. Sag' doch dem Mädchen, sie soll ihn gleich in Wasser setzen, damit er hübsch munter bleibt, und dann hilf den Jungens beim Baum! — Hast Du Lipps auch wieder mitgebracht?“

„Natürlich, Mutti! — Weißt Du übrigens, daß ihn diese Nacht draußen in seiner Hütte sehr frieren wird? Es ist bedeutend kälter geworden!“

„Hm . . . wir könnten ihm allerdings im Hausflur ein Lager zurecht machen!“

„Ich denke auch. Es ist doch Christnacht! Wir nehmen den alten Cocosläufer und die pensionirte Reisedecke Papa's. Da wird er sich wie ein Prinz vorkommen!“

„Recht, Erika. Besorge das gleich!“ erklärte die Mutter und sagte sich innerlich, daß ihre Aelteste doch ein goldenes Herz habe. Mit einer kühnen Bewegung fegte diese Aelteste währenddessen schon draußen die Schneedecke vom Zeitungskasten und lud alsdann Lipps ein, ihr ins Haus zu folgen.

Kurz vor dem Zubettgehen huschte sie auch noch einmal auf den Vorder-Balcon, angeblich, um eine beim Lichtebefestigen gebrauchte Fußbank wieder an ihren alten Platz zu bringen. Klopfenden Herzens legte sie das Packet mit der bestickten Brieftasche, auf deren Innenseite ihre Photographie angebracht war, an die verabredete Stelle, sagte der Mutter „Gute Nacht“ und stieg dann nach ihrem Stübchen hinauf, das im oberen, mansardenartigen Geschoß gelegen war.

Und auch sie träumte bald, wie Waldemar, das Nesthäkchen, vom Christkind, das ihr wie ihm den Lieblingswunsch erfüllt hatte; nur, daß der Junge durch ein wahrhaft gigantisches Schaukelpferd auf den Gipfel irdischer Glückseligkeit geführt wurde, während Erika es in kleinen, goldgeränderten Karten durch ihren Schlummer gaukeln sah, auf denen einsichtsvolle Eltern die Verlobung ihrer Aeltesten mit einem künftigen Post-Director erster Classe allen Bekannten hocherfreut mittheilten.

Frau Bechtold lag zwar schon längst im Bett, aber sie wachte noch und lauschte besorgt auf jeden Schritt, der in der stillen Winternacht hörbar wurde. Endlich vernahm sie den ihr wohlbekannten elastischen Gang des heimkehrenden Gatten, der nach der Bescherung in der Fabrik noch der Weihnachtsfeier eines wohlthätigen Vereins hatte beiwohnen müssen, und seufzte erleichtert auf. Denn nun erst fühlte sie sich geborgen.

„Guten Abend, Martha!“ flüsterte der Gatte, seine kleine Frau zärtlich auf die Stirn küssend. „Es ist spät geworden heute; aber es ging nicht anders! — Ist der Baum fertig?“

„Alles in Ordnung, Ernst!“ nickte sie.

„Du hast den Hund herein genommen, wie ich gesehen habe? Das ist brav. Es ist heute kalt draußen!“ sagte er, während er sich entkleidete.

„Erika bat darum! Sie ist wirklich ein liebes, fürsorgliches Kind!“

„Das ist sie! Uebrigens hatte ich heute mit dem Post-Director Heyer noch einen Spaß, Erika's wegen! Man kann daran sehen, was für ein Klatschnest unsere sogenannte Großstadt doch, im Grunde genommen, noch ist, und wie sich, — eins, zwei, drei, — aus einer ganz natürlichen, harmlosen Situation ein Gerücht bildet, zumal wenn sich's um ein hübsches Mädel handelt!“

„Wieso, Ernst?“

„Na, der Heyer kommt also zu mir, als der Trubel im ‚Weißen Lamm‘ eben vorüber ist, und schüttelt mir geheimnißvoll die Hand. ‚Darf wohl gratulieren?‘ fragt er. Ich denke, er meint die Gehaltserhöhung, die mir die Actionäre bewilligt haben, und wund're mich, wo er das schon wieder ausgekundschaftet hat. ‚Verbindlichsten Dank!‘ sage ich kühl. ‚Woher wissen Sie denn das eigentlich, Herr Post-Director?‘ Kommt's heraus, daß er Erika heute Nachmittag auf dem Bahnhofe getroffen hat, — im Gespräch mit einem seiner Postschweden! Du erinnerst Dich doch, daß ich sie mit einem Eilbrief hingeschickt hatte?“ —

„Natürlich! Und sie sollte sich bei irgend einem Beamten nach dem richtigen Zuge erkundigen!“

„Ganz richtig! Daraus hat sich der dumme Mensch selbstverständlich sofort ein Verhältniß zurechtgeschneidert, mit heimlichem Rendezvous und einer Weihnachtsverlobung. Als wenn das nur so sein müßte!“

„Nun, und was hast Du ihm gesagt?“

„Ich habe ihn ziemlich energisch aufgeklärt und gebeten, unser Mädel mit seinen albernen Combinationen nicht ins Gerede zu bringen! Das heißt, das ‚albern‘ habe ich natürlich für mich behalten. Aber verdient hätte er's von Rechts wegen, der alte Narr! Oder glaubst Du —?“

„Das Kind?“ sagte sie, in tiefster Seele gekränkt, daß ihre Erika sich in dem Alter mit Gedanken an Liebe beschäftigen könne, in dem sie selbst allerdings einst Abend für Abend dem schmucken Ingenieur Ernst Bechtold ein Stelldichein bewilligt hatte. Mütter sind nach dieser Richtung von einer rührenden Vergeßlichkeit.

„Na, ich denke doch auch!“ brummte Papa Bechtold zufrieden und schlüpfte unter die Decke. „Du warst ja freilich auch kaum siebzehn, als —“

„Ja doch, das weiß ich selbst noch ganz gut!“ unterbrach sie ihn. „Aber das waren doch andere Zeiten! Und ich sah die Welt auch schon mit ganz anderen Augen an!“

„Na,“ lachte der Director leise zweifelnd, „Ueberfracht hatten wir am Ende alle beide nicht an Weisheit! Aber Erika? Nein, irgend 'was hätten wir doch wohl merken müssen!“ —

Bald darnach verkündeten tiefe Athemzüge, daß auch ihn der Gott des Schlummers sanft in seine Arme genommen hatte.

III.

Frau Martha grübelte noch eine ganze Weile, ehe auch ihr endlich der Schlaf kam. Aber sie hatte sich seiner noch kaum eine Stunde erfreut, als sie plötzlich aufschreckte, sich im Bette hochrichtete und Licht machte.

Hatte nicht eben ein Schlüsselbund geklirrt? — Ganz leise nur, aber mit jenem unverkennbaren Metallklang? Ihre lebhafte Phantasie, die sich im Traum schon mit einer wahren Musterkarte von Verbrechern beschäftigt hatte, schuf ihr sogleich das Bild eines wüsten, bärtigen Gesellen, der sich mit einer Blendlaterne durch die Zimmer schlich und mit seinen Dietrichen leise alle Schränke öffnete.

„Ernst!“ flüsterte sie dem friedlich schlummernden Gatten ins Ohr. „Wach auf! Ich glaube, es sind Diebe in der Wohnung! Vorn im Eßzimmer oder am Corridor!“

Schlaftrunken fuhr er empor.

„Ich habe nichts gehört!“ behauptete er, sich die Augen reibend.

„Horch nur!“ wisperte sie. „Jetzt! — Und jetzt wieder! Das ist jemand mit einem Schlüsselbund!“

„Und der Hund regt sich nicht? — Unsinn!“

„Den können sie ja vergiftet haben! — Ich vergehe vor Angst! — Da, jetzt wieder!“

Diesmal hatte er das verdächtige Klirren auch vernommen.

„Wahrhaftig!“ murmelte er. „Da ist etwas nicht in Ordnung!“ Und eilig bekleidete er sich mit dem Allernothwendigsten, nahm den Revolver aus dem Nachttischkasten und schlich an die Zimmerthür. Der sonst so furchtsamen Frau wuchsen in der bedenklichen Situation merkwürdiger Weise die Kräfte.

„Ich leuchte Dir!“ sagte sie kurz entschlossen und trat mit der Lampe an seine Seite. Vorsichtig gingen sie darauf in den Corridor hinaus, gespannt jede Ecke durchsuchend.

„Ist da jemand?“ fragte der Director mit grimmigem Tone, wobei es ihr durch den Kopf blitzte, daß die Frage doch eigentlich recht überflüssig sei; denn wenn sich schon ein Spitzbube eingeschlichen hatte, würde er sich hüten und dem aufgestörten Hausherrn so ohne weiteres Rede und Antwort stehen. Lipps blinzelte erstaunt in die Lampe und legte sich wieder.

„Der Hund ist vollständig ruhig!“ brummte der Direktor. „Du hast 'mal wieder Gespenster gesehen!“

„Aber Du hast es doch selbst gehört!“

„Ansteckung!“ behauptete er und öffnete die Thür zur Eßstube. „Damit Du beruhigt bist!“ sagte er, durch die sämmtlichen Zimmer schreitend und überall Umschau haltend. Wie er an seinem Schreibtisch vorüber ging, fiel ihm aber doch ein, die Cassette aus dem Mittelfach herauszunehmen, damit er die Hauptsachen bei sich im Schlafzimmer habe. „Wollen wir auch die Küche durchsuchen?“ fragte er dann.

„Nein,“ erklärte sie hastig. „Die hat ja feste Eisengitter vor den Fenstern! Und von hier aus ist sie abgeschlossen!“

„Aha!“ lächelte er. „Darin scheinst Du Deine Ueberraschung für mich zu haben! Na, dann also nicht! Aber die Badestube, was?“

„Besser ist es schon!“ meinte sie. Kopfschüttelnd trat er hinein.

„In der Wanne liegt keiner!“ spottete er dann. „Sieh 'mal drunter nach! Merkst Du nun, daß Du Dich geirrt haben mußt? Die Minna schläft übrigens wie ein Murmelthier; ich glaube sogar, sie schnarcht!“

Und damit öffnete er die Thür zum Schlafzimmer wieder.

„Er wird doch nicht bei den Jungens eingestiegen sein?“ fragte sie, noch immer nicht überzeugt.

„Gut, gehen wir auch noch zu den Jungens!“ brummte er und trat in das Schlafzimmer seiner Buben. Auch hier entdeckten sie nichts Verdächtiges. Die beiden Großen schliefen, ohne sich zu regen; nur Waldemar stand plötzlich in seinen Kissen, rieb sich die großen braunen Augen und erkundigte sich, ob die Bescherung nun endlich losgehe.

Schnell war er wieder zur Ruhe gebracht, und darnach konnte sich Papa Bechtold endlich auch wieder in seinem molligen Bett zurecht strecken.

„Gute Nacht zum zweiten Male!“ murmelte er, schon halb wieder im Lande der Träume. „Aber stopf' Dir jetzt Watte in die Ohren!“

Natürlich hütete sie sich, das zu thun. Sie gab sich zwar redlich Mühe, einzuschlafen; aber das Blut hämmerte ihr im Kopfe und sauste ihr in den Ohren, und das Herz klopfte ihr bis in den Hals hinauf. Nur sehr langsam wurde sie ruhiger. Endlich aber verfiel sie doch in eine Art Halbschlummer.

„Knack, knack!“ drang da plötzlich ein neues Geräusch auf sie ein. Sie hielt den Athem an und lauschte. „Knack, knack!“ ging es wieder, und hinterher gab es einen dumpfen Schlag, wie von einem umwickelten Brecheisen. Und diesmal knurrte auch Lipps.

„Ernst! Ernst!“ rüttelte sie den unglückseligen Gatten wieder wach. „Sie sind im Keller. Sie haben die Scheiben eingedrückt und die Latten aufgebrochen!“

„Du bist nicht bei Trost, Martha!“ knurrte er unwillig. „Es ist Dein Blut, was Dich äfft! Unser Hund ist doch kein Esel!“

Aber diese zoologische Wahrheit richtete nichts bei ihr aus.

„Er hat sich ja auch schon gemeldet!“ behauptete sie. „Horch doch, jetzt wieder! Da! Und jetzt das Knacken! —“

„Das sind Mäuse!“

„Wir haben keine Mäuse!“

„Na, dann Ratten!“ sagte er dickfellig.

Aber nun wiederholte sich das klirrende Geräusch, wie von Schlüsseln, und dann gab es plötzlich wieder jenen dumpfen

An der Krippe.

Weihnachts-Transparent von Marie von Olfers.

Schlag. „Hol' der Teufel diese Kerle!“ fluchte der arme Director und schlüpfte zum zweiten Mal in die Beinkleider. Und wieder wanderten sie mit dem Revolver und der Lampe durch die Zimmer. Diesmal wurde auch Minna geweckt, und Keller und Boden wurden abgesucht. Aber nirgend war auch nur eine Spur zu entdecken. An Erika's Thüre lauschten sie lange. Doch ihre tiefen, regelmäßigen Athemzüge verriethen zur Genüge, daß in dem von innen verriegelten Stübchen alles in Ordnung war. Es blieb noch die Küche, in der diesmal Minna nachsuchen mußte. Aber auch da war nichts Verdächtiges zu finden.

„Seltsam!“ sagte die Hausfrau.

„Verrückt!“ steigerte der Gatte den Ausdruck, während Minna es „komisch“ fand. Und was ihren eigenen Aufzug anbetraf, so hatte sie darin nicht gerade Unrecht. Lipps schien offenbar auch nicht zu wissen, was er von der Geschichte denken sollte. Er blickte vom Herrn zur Herrin und schüttelte sich dann, als ob er sagen wollte, daß ihm die früheren Nächte draußen in seiner Hundehütte eigentlich besser gefallen hätten, weil er da auf so räthselhafte Weise bisher niemals gestört worden sei.

„Geh hinaus, Lipps!“ sagte denn auch sein Herr. „Es ist zwar ein bißchen scharf diese Nacht, aber das gute Frauchen ist dann ruhiger!“

Und Lipps, der diese Meinung schon längst in seinem treuen Herzen gehegt haben mochte, schlüpfte durch die Hausthürspalte ohne die leiseste Opposition.

Gewissenhaft schloß Minna wieder hinter ihm ab, und mit einem Gefühl der Erleichterung folgte Frau Martha dem Gatten ins Schlafzimmer zurück.

Nebenan waren jetzt alle drei Buben munter geworden.

„Papa, habt Ihr sie gefaßt?“ fragte Fredy, der Aelteste, halb angekleidet in der Verbindungsthür erscheinend, während Georg, ein Robinson-Schwärmer tollster Sorte, sich die Armbrust von der Wand losnestelte, die er mit anderen schönen Dingen als Decoration über seinem Bette angebracht hatte.

„Macht, daß Ihr ins Bett kommt!“ befahl der Vater. „Es war niemand da!“

„Ist es jetzt gleich vier?“ fragte Waldemar in schöner Beharrlichkeit. Und auf ein kurzes Verneinen äußerte er bestimmt, daß er eine so lange Nacht überhaupt noch nicht erlebt habe.

Papa Bechtold machte indessen den dritten Versuch, seine so arg gestörte Nachtruhe zu genießen.

„Ich bin nur neugierig,“ knurrte er, sich die Decke zurechtklopfend, „was Du jetzt noch alles hören wirst!“

„Aber ich kann doch nichts dafür, Ernst!“ betheuerte sie weinerlich. „Es muß doch irgend etwas gewesen sein! Sicher haben wir die Spitzbuben, die wohl erst Gelegenheit suchten, verscheucht und uns dadurch vor Schaden bewahrt!“

„Ich denke gar nicht dran!“ murmelte er. „Uebrigens mögen sie jetzt kommen und stehlen, was sie wollen. Ich schlafe!“

„Du bist erschreckend gleichgiltig gegen mich geworden!“ klagte sie. „Du liebst mich nicht mehr!“

„Aber Martha!“ tröstete er sie lächelnd. „Was hat das damit zu thun? Ich bin wirklich hundemüde, das kannst Du mir glauben! Keine zehn Pferde bringen mich jetzt wieder aus dem Bett!“

Und eben wollte er sich auf die andere Seite legen und der Wirklichkeit aufs neue Valet sagen, da schallte ein neuer Schlag durch das Haus. Das war keine Einbildung, keine Gehörtäuschung! Fast wie eine Ohrfeige hatte es geklungen. Es konnte aber auch einer der Spitzbuben, wenn nun doch welche da waren, irgend etwas auf die Dielen habe fallen lassen.

„Himmelkreuzbomben-Element!“ fluchte Papa Bechtold und zerrte sein Laken aus dem Bett, um es sich umzuwerfen, da ihm jede andere Bekleidung zu zeitraubend erschien. „So eine Räuberbande!“

Und die beiden Aeltesten erschienen ähnlich bekleidet auf der Bildfläche, um dem Vater nachzustürmen; Mama Bechtold mit der klirrenden Lampe machte den Beschluß. Auch Minna hatte sich wieder eingestellt, und so standen sie, eine klassische Gruppe, im Corridor und lauschten. Plötzlich aber brachen sie, wie auf Commando, in ein schallendes Gelächter aus. Denn das Geräusch, was ihnen nach dem großen Krach von vorhin jetzt ins Ohr drang, rührte ganz unverkennbar nicht von Spitzbuben her: es waren feuchte Schläge, die ein zappelnder Fisch gegen den Fußboden in der Küche führte!

„Das is de entsamigte Karpfen!“ sagte Minna und nahm der Hausfrau den Schlüssel ab.

Richtig, da lag er am Boden und versuchte umsonst, vom Trocknen weg wieder in sein nasses Element zu kommen, bis die Küchenfee ihn packte und in die mit Wasser gefüllte Anrichte zurückbeförderte, aus der er sich vorhin mit einem kühnen Schwung in die ihm unbekannte Außenwelt geschnellt hatte. Und als er nun wieder in dem engen Blech-Bassin umherschwamm, stieß er öfter mit dem Kopf gegen die Blechwand, und es gab ein leises Knacken oder auch einen dumpfen Schlag, je nachdem er eine fest anliegende oder hohle Stelle traf. Und wenn er mit dem Schwanze die Kette berührte, an der der Stöpsel für das Ausflußrohr hing, so klirrte das ganz genau so, wie einmäßig großes Schlüsselbund!

„Das war also der Spitzbube!“ sagte der Director.

„Gott sei Dank, daß es keine wirklichen waren!“ meinte Frau Martha mit einem Seufzer der Erleichterung. Nun aber stieß sie einen kurzen Schrei des Schreckens aus, denn die Augen ihres Gatten, die mechanisch rundum gewandert waren, hatten sich soeben auf einen von einer schöngestickten Decke umhüllten Gegenstand gerichtet, und sein Antlitz hatte dabei einen unverkennbaren Ausdruck von Freude angenommen.

„Ein Cello!“ schmunzelte er. „Kind, das ist aber nett!“

„Ach Gott, nun hast Du mir die ganze Ueberraschung verdorben!“ klagte sie.

„Ich?“ vertheidigte er sich und wollte sich dem Instrument nähern. „Das war Deine Einbrecherfurcht, liebes Herz, nichts weiter! — Hat es denn auch einen recht gesangreichen Ton?“

„Geh hinaus, Ernst!“ bat sie. „Morgen früh bekommst Du es ja!“

„Es ist ja ‚morgen früh‘!“ behauptete er mit einem Blick auf die Küchenuhr, die allerdings ziemlich auf vier Uhr zeigte.

„O nein,“ lachte sie, innerlich beglückt über den Reiz, den das von ihr gewählte Geschenk auf ihn ausübte. „Es ist noch Nacht!“

„Na, Du schläfst doch so wie so nicht mehr!“ schmunzelte er sie an. „Die Jungens machen auch bloß noch ein paar Stunden lang Spectakel, und ich, — abgesehn davon, daß ich unserm Knirps eigentlich versprochen habe, um vier Uhr zu bescheren —“

„Sophist!“ drohte sie.

„Ach was! Ihr laßt mich ja doch nicht mehr schlafen! Irgend ein Spitzbube würde sich als Nachfolger dieses ertappten Sünders hier doch wieder einstellen! Warm ist's im Gartenzimmer auch noch, — worauf wollen wir also warten? Halloh, Jungens, zieht Euch ordentlich an! Und Sie, Minna, wecken Erika! Es geht los!“

„So eine Unvernunft!“ erklärte kopfschüttelnd die Hausfrau. Aber ihre Augen strahlten vor Befriedigung.

„Ich muß Deine schöne Cello-Decke bewundern!“ sagte er.

„Und das Instrument probiren! Nenne das Kind nur beim richtigen Namen!“ lachte sie.

Er nickte vergnügt.

„Dafür ist man nun einmal Musiknarr!“ entschuldigte er sich humorvoll.

„Ich freue mich sehr, Dich so glücklich darüber zu sehen! Wenn's nur so ausgefallen ist, wie Dein altes! Organist Fischer hat es besorgt.“

„Dann ist's auch nicht schlecht!“ erklärte er eifrig. „Und versichert wird's diesmal auch, damit ich's wenigstens ersetzt kriege, wenn's wieder 'mal brennen sollte!“

Das alte war ihm nämlich nach einer Quartett-Probe im Hotel-Zimmer durch Feuer zerstört worden.

Eine Viertelstunde später strahlte wirklich der Weihnachtsbaum der Familie Bechtold in seiner glitzernden Märchenpracht, sehr zur Genugthuung Waldemars, der den großen Brüdern gegenüber diesmal Recht behalten hatte und stolz den ersten Ritt auf dem vom Sattler tadellos verjüngten Schaukelpferde wagte, das dereinst schon Georg als „funkelnagelneu“ von Fredy geerbt hatte.

Die älteren schwelgten in den Jugendschriften und Gesellschaftsspielen, die für sie aufgebaut lagen; Minna befühlte

kritischen Blicks und zufrieden nickend den Stoff zu dem „Reinwollenen", das ihr gespendet war, und Erika hing just am Halse der Mutter, um ihr für die „entzückende" Halskette töchterlichen Dank auf den Mund zu küssen, während Papa Bechtold den Cello-Bogen anspannte. Da schlug draußen der Hund an, kurz und scharf, wie es seine Art war, wenn er etwas Verdächtiges witterte.

„Siehst Du," lachte der Director auf und legte den Bogen weg, „ob ich nicht Recht habe!"

„O, — entschuldigen Sie! —" stotterte der Ueberrumpelte, von dem Bechtold in der Dunkelheit noch immer nur die Umrisse erblicken konnte.

„Licht! Kinder, schnell Licht!" rief er durch das Balcon-Zimmer. „Ich habe den Burschen erwischt!"

„Aber, bitte, Herr Director! —" begann das Opfer. Doch da erschien Fredy schon mit der Lampe und leuchtete dem Verbrecher ins Gesicht. Hinter ihm sah Erika, von einer schlimmen Ahnung getrieben, ganz entgeistert auf die zusammengesunkene Gestalt zu des Vaters Füßen, fuhr mit der Linken zum Herzen und stammelte: „Edmund!"

„Der Schnee — war — vom Kasten!" ächzte er vorwurfsvoll.

„Ja, wer hat denn den Hund wieder hinausgelassen?" entfuhr es ihr darauf fassungslos.

„Ich!" sagte der Vater und sah sie ernst und eindringlich an. Und sie wurde so roth, wie von den pausbäckigen Borsdorfern drinnen am Weihnachtsbaum auch nicht einer war. Dann ließ er seine Blicke zu dem seltsamen Frühgast schweifen und lachte spöttisch, die orangegelb besetzte Uniform musternd.

„Ein Postschwede! Mutter, also doch!" rief er kopfschüttelnd der im Hintergrunde auftauchenden Hausfrau zu. „O, wir blinden, alten Narren!"

„Mutter, liebste, beste Mutter!" schluchzte das Töchterchen und warf sich der Guten an die Brust. Edmund Jordan aber richtete sich auf und sagte:

„Herr Director, ein unglücklicher Zufall! Ich wollte erst mein Secretair-Examen machen. Das heißt, Erika, — Ihr Fräulein Tochter," verbesserte er sich, „wollte es so! Seien Sie nicht hartherzig! — Wir — wir lieben uns wirklich so sehr!"

Heilige Nacht. Nach dem Gemälde von Walter Firle.
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Dabei war er schon durch die Seitenthür nach vorn geeilt, um aus dem Balcon-Zimmer nach der Pforte zu spähen. Aber erschrocken prallte er im ersten Augenblick zurück. Denn eine Gestalt hatte sich am Balcon-Gitter draußen empor gezogen, offenbar von Lipps unten gestellt. Jetzt sah er, wie der Einbrecher vorsichtig das andere Bein über die Brüstung schob, jedenfalls, weil Lipps darnach geschnappt hatte, und mit einem Satz sprang er jetzt nach der Balcon-Thür, riß sie auf, faßte den überrumpelten Eindringling in den Kragen am Genick und zog ihn zu Boden.

„Ah, habe ich Dich endlich, Spitzbube!" knirschte er dabei und hielt den wacker sich Sträubenden mit eisernem Griff nieder.

„Das sagt jeder!" unterbrach ihn der Vater. „Zunächst erzählen Sie mir einmal, was Sie hier herumzuturnen hatten! — Trag' die Lampe in mein Zimmer, Fredy! — Hier draußen erkält' ich mich! Ihr geht alle wieder ins Weihnachtszimmer! Du auch, Mama! — So! Und nun, bitte!"

Was blieb dem armen Jungen weiter übrig, als die Brieftasche hervorzuholen, die er auf dem verabredeten Platz gefunden, und auf deren Außenseite, von Rosen umrankt, sein Monogramm in Gold gestickt war, während drinnen Fräulein Erika Bechtold mit ihrem unschuldigen Madonnen-Gesichtchen den Beschauer ansah und alle bitteren Gedanken zu verscheuchen schien?

„Kindskopf!" murmelte der Vater, und seine Züge wurden

weich. Genau so hatte seine geliebte Martha ausgesehn, damals, als sie auch siebzehn Jahre gewesen war und ihm das Herz mit himmelstürmenden Liebesgedanken erfüllt hatte.

„Und was wollten Sie ihr widmen?“ fragte er mit leiser Ironie, um seine Rührung nicht laut werden zu lassen.

Edmund Jordan holte ein Päckchen leise vom Balcon herein und wickelte es auf. Es enthielt sein Bild und in einem kleinen Sammetkästchen einen schönen, altmodisch geformten Ring.

„Meine Mutter hat ihn getragen!“ flüsterte er, und eine Thräne schimmerte dabei in seinen Augen.

„Ich habe zufällig gestern mit Ihrem Post-Director über Sie gesprochen!“ erklärte jetzt Bechtold, sich stark räuspernd. „Sie sollen ein ganz tüchtiger Mensch sein! Und ehrlich scheinen Sie's ja auch zu meinen.“

„Herr Director!“ stammelte in ahnungsvollem Erwarten der junge Mann.

„Kommen Sie!“ sagte der Director, sich erhebend, und fast feierlich schritt er mit ihm aus dem hellen Zimmer durch die dunkle Balcon-Stube nach dem schimmernden Raum, in dem die Familie in flüsternder Erwartung um die strahlende Tanne versammelt war. Leise öffnete er die Thür und schob den Beglückten vor sich her, auf die bleiche, bange Erika zu.

„Der Herr möchte sich bei Dir für eine Brieftasche bedanken!“ sagte er, noch immer seinen Ernst bewahrend. Aber das Kind kannte ihn zu gut. Sie sah es um seine Augenwinkel zucken und in den gütigen Augen humorvoll leuchten.

Selig aufschluchzend hing sie an seinem Halse, bat um Verzeihung wegen ihrer Heimlichkeit und dankte ihm, reinen und fröhlichen Herzens, wie sie es als Kind gethan. Dann erst wandte sie sich dem Geliebten zu, der ihr glänzenden Blickes den Ring ansteckte und nun, ihre beiden Hände fassend, mit ihr zur Mutter ging.

„Es war wirklich ein Spitzbube!“ erklärte Papa Bechtold, seiner Frau zunickend. „Erika's Herz bist Du los!“

„Nein, in alle Ewigkeit nicht!“ sagte diese erglühend. —

— — — — — — — — — — — — — —

— Mit knapper Noth erreichte Herr Edmund Jordan an diesem merkwürdigen Weihnachtsmorgen seinen Postwagen. Aber es war niemand da, der ihm einen Rüffel hätte zu theil werden lassen können! Und so fuhr er denn stolz und glücklich, die schöne Brieftasche vor sich aufgeschlagen, nach Magdeburg.

Als er am Abend zurückkam, erwartete ihn Erika an der Bahn und führte ihn in bräutlicher Freude der elterlichen Wohnung zu, wo just die Abendtafel begann.

Vom Mittag her aber war ein Stück Weihnachtskarpfen für ihn aufgehoben. Das wurde ihm lächelnd von Mama Bechtold vorgelegt, und der Hausherr hob dabei lustig nickend sein Glas und sagte, seinen Wunsch von gestern erfüllend:

„Prosit, lieber Edmund!“

Erika, der Schalk, der just draußen dem guten Lipps eine Weihnachtswurst spendete, hatte das tagsüber verrathen. —

Nachdruck verboten.

Weihnacht.

Süße Nacht voll Liebeswunder,
O, wie reich bist Du an Segen!
Ueberall, auf allen Pfaden
Sprüht Dein Zauber mir entgegen!

Lächeln seh' ich und Entzücken,
Wo ich hin die Blicke richte,
Und ein Himmelsabglanz schimmert
Hell in jedem Angesichte!

O, noch blühet in den Herzen
Reiner Liebe hohes Walten,
Und es will die Gottesblume
Heute strahlend sich entfalten!

In die fernsten Weiten wehet
Mächtig sie die holden Düfte,
Füllt mit Freude alle Seelen,
Haucht den Frieden durch die Lüfte!

Ob's auch Winter, blendend leuchtet
Ueberall der Liebe Sonne, —
Süße Nacht voll zarter Wunder,
O, wie bist Du reich an Wonne!

S. Barinkay.

Nachdruck verboten.

Austernschalen.

Von Professor W. Marshall.

„Guste“, sagte die junge Frau Doctor zu ihrer Köchin, „schaffen Sie doch nur die alten Austernschalen aus der Speisekammer. Das unnütze Zeug steht schon seit Sonnabend da 'rum und fängt an, übel zu riechen.“

Unnützes Zeug? Ei ei, Frau Doctor! das können Sie nicht verantworten. Sie scheinen mir, nichts für ungut, auch zu denen zu gehören, die es für eine Art Uebervortheilung der Menschheit halten, daß Mutter Natur die Kälber mit Knochen geschaffen hat und die Pfirsiche mit Kernen. Nun, Sie haben den Vorzug der Jugend, also auch eine gewisse Berechtigung, „rasch fertig mit dem Wort zu sein“. Aber kennen Sie den König Lear? Ich meine, ob Sie ihn gründlich gelesen haben, denn durch ein- oder zweimaliges Sehen lernt man ein solches Drama noch lange nicht kennen? Im Lear frägt der Narr den alten König: „Weißt Du, wie die Auster ihre Schale macht?“ Nun, verehrte Frau, wissen Sie das? Nein! Nicht wahr? Und da wollen Sie ein Ding, dessen Entstehung Sie nicht einmal kennen, „unnütz“ nennen? Ei, ei!

Setzen wir einmal den Fall, eine Auster hätte keine Schale, — obwohl es unter den Weichthieren zwar schalenlose Schnecken, indessen keine schalenlosen Muscheln giebt, — aber nehmen wir einmal an, es wäre doch so. Glauben Sie denn, daß Sie dann in der Lage sein würden, Ihren werthen Gästen, und vor allen, Ihrem guten Adolf überhaupt Austern vorsetzen zu können, und vollends gar frische? Erstens einmal wäre es schon ein großer Zufall, wenn ein solcher schalenloser Schleimklumpen ohne durch die Maschen des Netzes zu gleiten, aus dem Meere befördert würde, dann aber würde das Thier in sehr kurzer Zeit absterben und nun und nimmer lebendfrisch nach Mittel-Deutschland verschickt werden können. Aber:

„Austern, wenn Ihr sie nicht frisch genießt,
Wahrlich eine schlechte Kost“,

sagt Goethe.

Wenn die Auster glaubt, Ursache zu haben, mit der sie umgebenden Welt unzufrieden zu sein, dann klappt sie einfach ihre Schale zu, sie schließt sich vornehm ab. In dieser Abgeschlossenheit kann sie stunden-, ja tagelang verweilen. Und das ist für die menschlichen Feinschmecker im Binnenlande, zu denen ich mich gerade in diesem Fall auch rechne, ein wahres Glück. Hungern können die meisten Thiere geraume Zeit, aber athmen müssen sie, wenn sie nicht völlig in den Zustand der Lethargie verfallen sind. Athmen muß auch die Auster, wenn sie ihre Schalen geschlossen hat, und wäre es in noch so bescheidenem Maße. Das kann sie aber, denn wenn sie im Meere ihre Schalen schließt, nimmt sie eine Portion Wasser mit Sauerstoff darin zwischen dieselben auf, genügend, ihr geringes Athembedürfniß auf einige Zeit zu befriedigen. Muß sie länger außerhalb des Meerwassers zubringen, als das Sauerstoff-Quantum ausreicht, so stirbt sie, indem sie einfach erstickt.

Die Schalen sind die Schutzwehr der Auster gegen allerlei Anfechtungen und bilden zugleich ihr Reservoir für das Athemwasser, ohne daß der Schutz nur ganz vorübergehend nützen könnte.

Aber ich will Ihnen noch mehr zeigen.

Guste, geben Sie einmal ein paar Schalen her, ehe Sie dieselben in die Müllgrube werfen! Sehen Sie, Frau Doctor, die Schalen sind von zweierlei Art: stärker vertiefte und flachere. Unter den Muscheln giebt es Formen, die frei beweglich bleiben, wie unsere Teich- und Flußmuscheln, und bei denen sind die Schalen, wenigstens äußerlich, gleich beschaffen. Andere Muscheln sind nur in der Jugend mit der Fähigkeit freiwilliger Ortsbewegung begabt, legen sich aber später irgendwo vor Anker und werden festsitzend. Deren Schalen sind fast immer ungleichartig entwickelt: die dem Boden zugekehrte, festgewachsene Klappe ist die größere, namentlich mehr ausgehöhlte, und in ihr liegt das eigentliche Muschelthier. Die nach oben gewendete, freie Klappe ist flacher und schwächer und stellt den Deckel der Dose dar. So ist es denn auch bei der Auster, denn diese ist im ausgebildeten Zustande ein festsitzendes Thier und wird von den Fischern mit auf dem Boden hingezogenen Scharrnetzen abgelöst, fällt in den Netzbeutel und wird in ihm aus dem Wasser herausgezogen.

Die junge, frei umherschwimmende Auster hat ganz gleichentwickelte Klappen, sonst würde ihr, der ungleichen Vertheilung des Gewichtes wegen, das Schwimmen auch sehr schwer fallen. Läßt sie sich zum bleibenden Aufenthalt auf dem Meeresboden nieder, so legt sie sich dabei ausnahmslos auf die linke Klappe, die also die eigentliche Wohnschale wird, während die rechte den Deckel abgiebt.

Am oberen Rande der Schalenklappen, nach innen zu, sitzt eine schwarzbraune, eigenthümliche, elastische Masse, wie Horn oder Hartgummi. Das ist das thatsächlich auch aus einer Art Hornstoff bestehende Schalenband, das bei der Auster die einzige Vorrichtung ist, die Schalen bleibend zu verbinden. Bei anderen Muscheln findet sich noch ein „Schloß“; jede Schale trägt nämlich oben, wo sie mit ihrem Gegenüber zusammenstößt, zahnartige Vorsprünge, die in entsprechende Gruben der anderen Schale eingreifen. Die Auster aber gehört zu den schloßlosen Muschelthieren.

Auf der Innenseite jeder Schale, ungefähr in der Mitte sehen wir eine bohnenförmige, rauhe Stelle. Sie haben, verehrte Frau Doctor, gewiß schon einmal das Fleisch von dem Knochen eines Schinkens oder einer Kalbskeule abgelöst. Das Fleisch ist die, alle Bewegungen vermittelnde, willkürliche, d. h. dem Einflusse des Willens des Besitzers unterliegende Muskulatur. Man hört wohl einmal im gewöhnlichen Leben, wenn von der Körperbeschaffenheit jemandes die Rede ist: „Ja, der und der hat zwar viel Fleisch, aber keine Muskeln.“ Das ist Unsinn! Fleisch ist allerwege Muskel, und Muskel allerwege Fleisch. Die Muskeln sind in der Regel an zwei Knochen befestigt, die sie gegen einander zu bewegen haben, an dem näher nach dem Rückgrat zu gelegenen entspringen sie, wie man das nennt, an den entfernteren setzen sie sich an. An der Ursprungs- und Anheftungsstelle aber ist die Oberfläche der Knochen meist rauh, handelt es sich um starke Muskeln, oft sogar höckerig oder in Gestalt von Vorsprüngen und Leisten verdickt.

Nun, diese bohnenförmigen Stellen auf den Austernschalen sind auch die Ursprungs- und Ansatzstellen von Muskeln, es sind Muskel-Eindrücke. Quer durch den Leib der Auster, von einer Schalenklappe zur andern, verläuft ein starker Muskel, der die beiden Klappen mit ungeheurer Kraft zusammenführt und zusammenhält und der, wenn eine Auster geöffnet werden soll, erst mit einem Messer oder eigens dazu construirten Maschine geöffnet werden muß. Eigentlich sind es zwei solcher Muskeln, aber sie sind so nahe an einander gerückt, daß sie für das Auge fast und in der Wirkung ganz einen einzigen Muskel darstellen. Bei vielen anderen Muschelthieren sind beide und oft weit von einander getrennt.

Auf der Innenseite jeder Austernschale ist ferner eine seichte, innenwärts nicht weit von ihrem Rande verlaufende Furche vorhanden. Diese ist der Abdruck des Randes des sogenannten Mantels. Wenn wir eine geöffnete Auster betrachten, sehen wir eine über die obere, und, wenn wir sie umdrehen, auch über die untere Seite gespannte zarte, durchschimmernde Haut. Das ist der Mantel. Unter ihm liegt rechts und links der Bart der Auster, in Wahrheit ihre Kiemen oder Athmungs-Werkzeuge, die ihrerseits wieder den eigentlichen Körper des Muschelthieres umschließen. An seinem freien Rande ist der Mantel verdickt, und diese Verdickung findet eben in jener Furche, entlang der Innenseite der Schale, ihren Ausdruck.

Die Außenseite der Austernschale ist rauh, splitterig, mit etwas unregelmäßig-parallel zu dem Rande verlaufenden Streifen oder niedrigen Wülsten und, abgesehen von allerlei kleineren festsitzenden Lebewesen, von einer vielfach geschundenen, zarten, grünlich-grauen Haut bedeckt. Oft erscheint die größere Schalenklappe auch stellenweise blasig aufgetrieben, besonders in ihren tiefsten Theilen.

Die Schale eines Weichthieres ist nur in bedingter Weise ein Theil des Thieres, sie läßt sich nicht etwa mit unserer Oberhaut, oder mit der Schale einer Schildkröte vergleichen. Sie wächst in ganz anderer Art, nämlich nicht unmittelbar, sondern mittelbar durch den Stoffwechsel. Unsere Haut besteht aus den kleinsten Bausteinchen des thierischen Leibes, die sich in dem Maße, wie sie verloren gehen, unter Ernährung mittels des Blutes immer wieder durch Theilung aus sich heraus ersetzen. Das ist bei der Muschelschale anders; sie besteht nicht aus jenen kleinen Bausteinchen, den Zellen, sondern ist ein Abscheidungs-Product der Außenfläche des Mantels. An unserem Körper können wir etwa nur in dem Schmelz der Zähne etwas Aehnliches sehen wollen, auch die Hornschwiele, die den Gänse und Truthühner immer im Magen haben, ist ihrem Entstehen nach eine entsprechende Bildung.

Die Schale besteht aus drei Schichten: die äußerste dünne und vielfach zerstoßene ist ein Hornhäutchen, die mittelste ist die stärkste und baut sich aus senkrecht zu der Schalen-Oberfläche angeordneten Kalk-Prismen auf, und die innerste setzt sich aus zahlreichen dünnen, parallel zur Schalenfläche verlaufenden Kalkplättchen zusammen. Die mittelste Schicht ist die Prismen-Schicht, die innerste die Perlmutterschicht, die allerdings bei der Auster nicht, wohl aber bei vielen andern Muscheln regenbogenfarbig schillern kann. Am Rand der Schale sehen wir, daß die feine Hornhaut etwas übersteht. Die Prismen- und Perlmutterschicht bestehen indessen nicht allein aus Kalk, und zwar aus kohlensaurem, sondern gleichfalls aus einer dem Schalenüberzug gleichen Hornmasse, die mit dem Kalk auf das innigste verbunden ist.

Der Mantel sondert nun nicht allenthalben alle drei Stoffe zugleich ab: sein äußerster freier Rand liefert reine Horn-Substanz ohne Kalk, den Schalen-Ueberzug, die darauf folgende Randverdickung außer dieser auch noch massenhaft den Kalk der Prismen-Schicht, und seine übrige Oberfläche die Perlmutterschicht. Das Gewicht der beiden Schalenklappen einer ausgewachsenen Auster beträgt etwa 84% ihres Gesammtgewichtes, und sie enthalten etwa 96—97% Kalk, nebst Spuren von Eisen, Schwefel u. s. w. und nur 3—4% Horn-Substanz. Geräth durch Zufall zwischen die äußere Oberfläche des Mantels und die mit Perlmutter-Substanz überzogene Innenseite der Schale ein Fremdkörper, ein eckiges Sandkörnchen etwa, so übt das auf den sehr empfindlichen Mantel einen starken Reiz aus. Demzufolge wird die betreffende Stelle in vermehrter Weise Perlmutter-Substanz absondern, die das Sandkörnchen umhüllt und es entweder an die Innenseite der Schale anschweißt, oder sich gleichmäßig in concentrische Schichten um dasselbe ablagert. In letzterem Falle entsteht bekanntlich eine Perle. Gelegentlich, aber sehr selten, hat man auch in Austern Perlen angetroffen. Einer, der, man muß wirklich sagen, ganz unverschämtes Glück hatte, fand einmal in einer Auster eine Perle, für die ihm der Juwelier 60 Mark gab.

Die Auster arbeitet nicht das ganze Jahr hindurch gleichmäßig am Auf- und Ausbau ihrer Schalen. Im Winter, wenn es ihr schlecht geht, wirft ihre Ernährung nicht genug dazu ab, und sie macht eine Pause. Die vorher erwähnten, zum Schalenrand parallel verlaufenden Streifen auf der Oberfläche der Schalen zeigen die Stellen an, wo in jedem Winter die Arbeit unterbrochen wurde; man kann sie mit den Jahresringen des Holzes vergleichen und Anwachsstreifen nennen. Eine Auster, die fünf solcher Anwachsstreifen auf ihren Schalen hat, steht daher in ihrem sechsten Lebensjahre.

Den kohlensauren Kalk für ihr Bauwerk bezieht die Auster natürlich mittelbar oder unmittelbar aus dem Meerwasser. Hier ist er aber auch nur in geringen Massen vorhanden, und eine ausgewachsene Auster hat, um die zum Aufbau ihrer Schale nöthigen Kalkmassen aus dem Seewasser entnehmen zu können, eine Gewichtsmenge dieses Wassers durch ihren Körper gehen lassen müssen, die das Gewicht dieses Körpers mitsammt den Schalen um das 50000fache übertrifft.

Sollten die Austernschalen wirklich so „unnützes Zeug“ sein?

Nachdruck verboten.

Das Münchener Marionetten-Theater.

Von Alex Braun.

Mit Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Arpad Schmidhammer.

Seit vier Jahrzehnten erfreuen sich die „Münchener Kindln“ ihres „Kasperltheaters“. Es ist ursprünglich von General von Heydeck, der sich auch bei den cornelianischen Fresken in der Glyptothek als Maler bethätigte, aus künstlerischer Liebhaberei für die Kinder der Hofgesellschaft geschaffen und 1858 in den Besitz und unter die Leitung des Vereins-Actuars Joseph Schmid gelangt, der es als das einzige ständige öffentliche Puppenspiel in Deutschland bis zur Stunde auf der alten Höhe erhält. Graf Pocci, der Ceremonien-Meister und Hof-Musik-Intendant König Ludwig I. von Bayern, war der Maler, Dichter und Componist der mit feinstem Geschmack ausgestatteten Liliputbühne, die zunächst nach einem Hause in der Prannerstraße übersiedelte. Da erschien Kasperl, dessen wohlgebildete Gestalt jedes Glied, ja sogar Zunge und Augen an besonderen Drähten regt, zum ersten Male vor einem gemischten zahlenden Publicum am 5. December 1858 in Pocci's Eröffnungsspiel „Prinz Rosenroth und Prinzessin Lilienweiß“. In der Hauptsache war das Münchener Marionetten-Theater von jeher dem alten klassischen Spielplan der deutschen Puppen-Comödie gewidmet, dessen Grundpfeiler das Volksschauspiel von Dr. Johann Faust ist. Mit historischem Sinn wurde das herkömmliche Repertoire gepflegt, das in gerader Ueberlieferung von den „Docha“, die Hermann von Landsperg's „Hortus deliciarum“ als biblische Heldin zeigt, zu den „Dokken“ führt, die in „Gaukler-Zelten“ dann die Abenteuer des alten Hildebrand dargestellt, und weiter, als im dreißigjährigen Krieg und nach demselben das Puppenspiel der alleinige Träger der nationalen Bühnenkunst war, sich in dem „Poppenspiel“ fortsetzt, das mit hochfürstlichen

Portrait-Figuren des Münchener Marionetten-Theaters.

Privilegien nach Gesetz und Regel streng gewahrter Zunft großes Ansehen an sämmtlichen Höfen genoß.

Die „Poppenspieler“ theilten sich mit den ersten Dichtern der Welt-Literatur in das Stoffgebiet, das die Erz-Zauberin Medea so gut, wie den König Lear aus Engelland, den tyrannischen

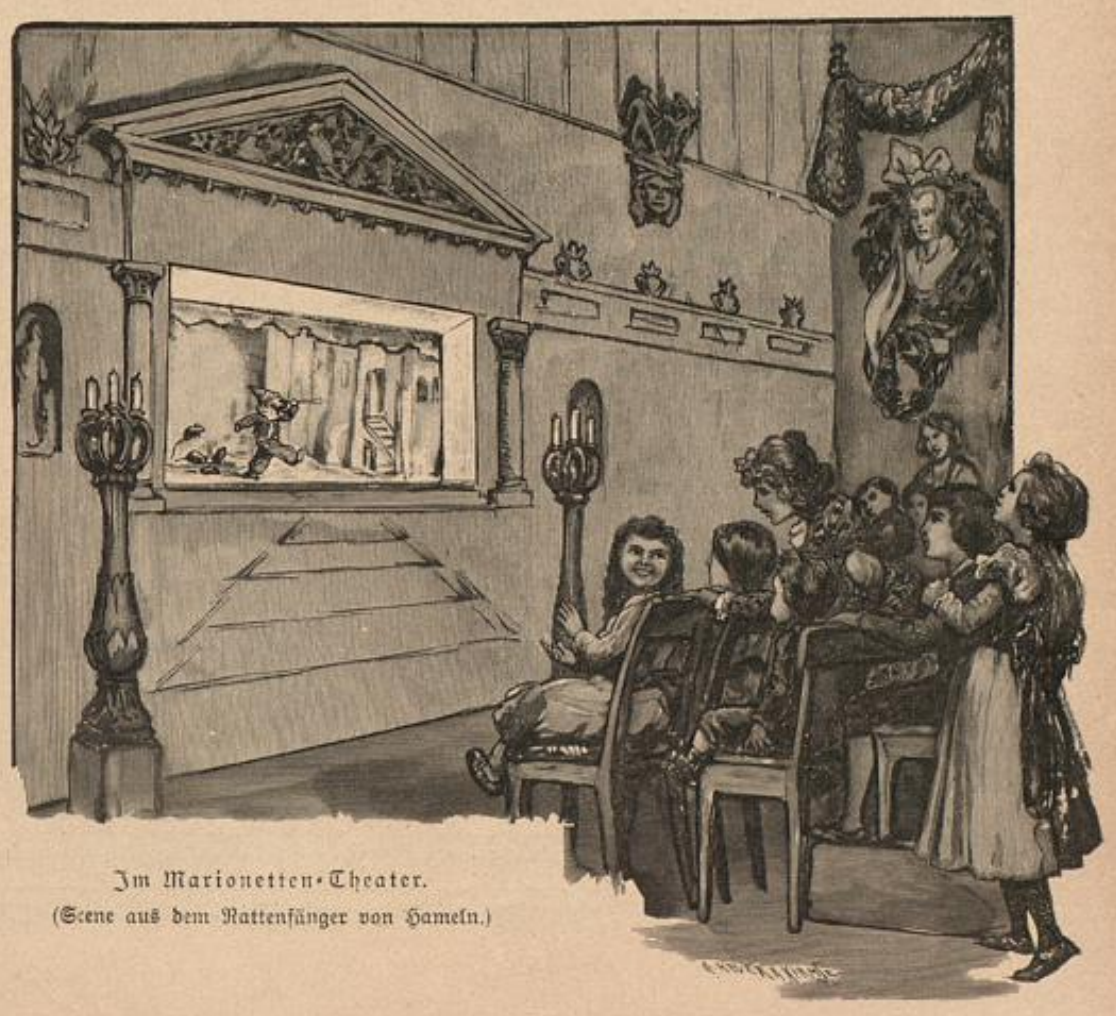
An der Kasse.

Prinzen Siegismund von Polen, wie den General Wahlstein, die extra-moralische Transaction vom verlorenen Sohn, der lebendige, grunzende Säue hütet, wie Leben und Tod des „lüderlichen Don Juan“ umfaßte. Die Marionetten waren oft lebensgroße Figuren, und die „Spieler“, die sie handhabten, ergötzten nebenbei als „Springer“ die Zuschauer, dienten ihnen wohl auch gelegentlich als Zahnärzte, inscenirten Feuerwerke und Wasserkünste, — kurz, entwickelten sich im ganzen zu regelrechten Vorläufern der modernen Variété-Virtuosen. Das geschah jedoch unbeschadet ihrer eifersüchtig gewahrten Zunft-Privilegien, die dem „Principal“ das alleinige Recht auf die ihm meist vererbten Stücke zugestand und unter Verpönung jeder Niederschrift heischten, daß das gesammte Repertoire nebst allen scenischen Anweisungen den Lehrlingen von Mund zu Mund überliefert werden mußte. Erst wenn diese durch „Hören“ und leises Nachsprechen sich die Stücke so eingeprägt hatten, daß jeder Laut und jede Drahtbewegung ihnen geläufig war, rückten sie zu vollbürtigen Gesellen vor. Diese buchstäblich traditionellen Puppenspiele bilden eine Fundgrube für den Literar- und Kultur-Historiker, und namentlich im Münchener Marionetten-Theater, das der letzte Hort der früher weit verbreiteten Puppen-Comödie ist, giebt es noch manchen Schatz zu heben. Neben den althertömmlichen Stoffen wurden aber stets Actualitäten für das Tagesbedürfniß bearbeitet, eine Uebung, die Joseph Schmid mit Geschick fortpflanzt. So hat er unter anderen den fliegenden Holländer, die Afrikanerin und die Walküre seinen Zwecken angepaßt. Wesentlich trug Pocci selbst durch Heranziehung des deutschen Volksmärchens zur Bereicherung des Spielplans bei, den er mit 53 Stücken erweiterte. Auch Franz von Kobell, Ringseis, Harleß, Prantl, Radlkofer, sämmtlich Zierden der Münchener Universität, verschmähten es nicht, für das Marionetten-Theater zu schreiben, während die Maler von Heydeck, Quaglio, von Hagn, Habenschaden, Rettenleiter, Dietl ihre Kunst und ihren Geschmack der Herstellung reizender Decorationen zuwendeten, die Bildhauer Kolb und Knabl für die Ergänzung des Puppen-Personals sorgten und neben Pocci die Professoren und Kapellmeister Lachner, Krempelsetzer, Schönchen und Prätorius den gesanglichen und orchestralen Theil der neuen und alten Zauberspiele componirten. König Ludwig bekundete warme Theilnahme für das Schmid'sche Marionetten-Theater, besuchte dasselbe oft persönlich und gewährte ihm sogar eine Weile Unterkunft in dem neuerbauten königlichen Odeon. Später wanderte das Marionetten-Theater durch verschiedene Gasthäuser, bis es auf einem dem Stadt-Magistrate gehörigen Platze unweit des Central-Bahnhofes ein eigenes, aber sehr bescheidenes Heim gefunden hat.

Wer zur Saison, die vom October bis zum Mai dauert, auf dem Maffei-Anger nach dem Director des Marionetten-Theaters sich erkundigt, etwa in einem der umliegenden Restaurants, wird keine Auskunft erhalten, denn da kennt niemand den alten, stillen Mann. Aber man frage nur einmal die Kinder, die aus der Schule kommen oder sich zwischen den Bäumen des Platzes tummeln. Wie drängen sie sich heran und überbieten einander im Eifer, zu zeigen, wo der „Papa Schmid“ wohnt! „Sie, der is liab, und alleweil macht er 'n Kasperl, so guat und so viel lustig, daß ma lach'n muaß, g'rad 'naus lachen vor lauter Freud!“ — „Morgen geben's ‚Dö sieben Gaiseln‘ und den ‚Rattenfänger von Hameln‘. — Ja, i derft scho 'nei geh'n, aber nur um a Zwanz'gerl, und da derwischt ma scho lang koan Platz mehr.“ — So plaudert es munter durcheinander, und alle Augen leuchten vor Begeisterung für den „Papa Schmid“, den berühmten Kasperlsprecher.

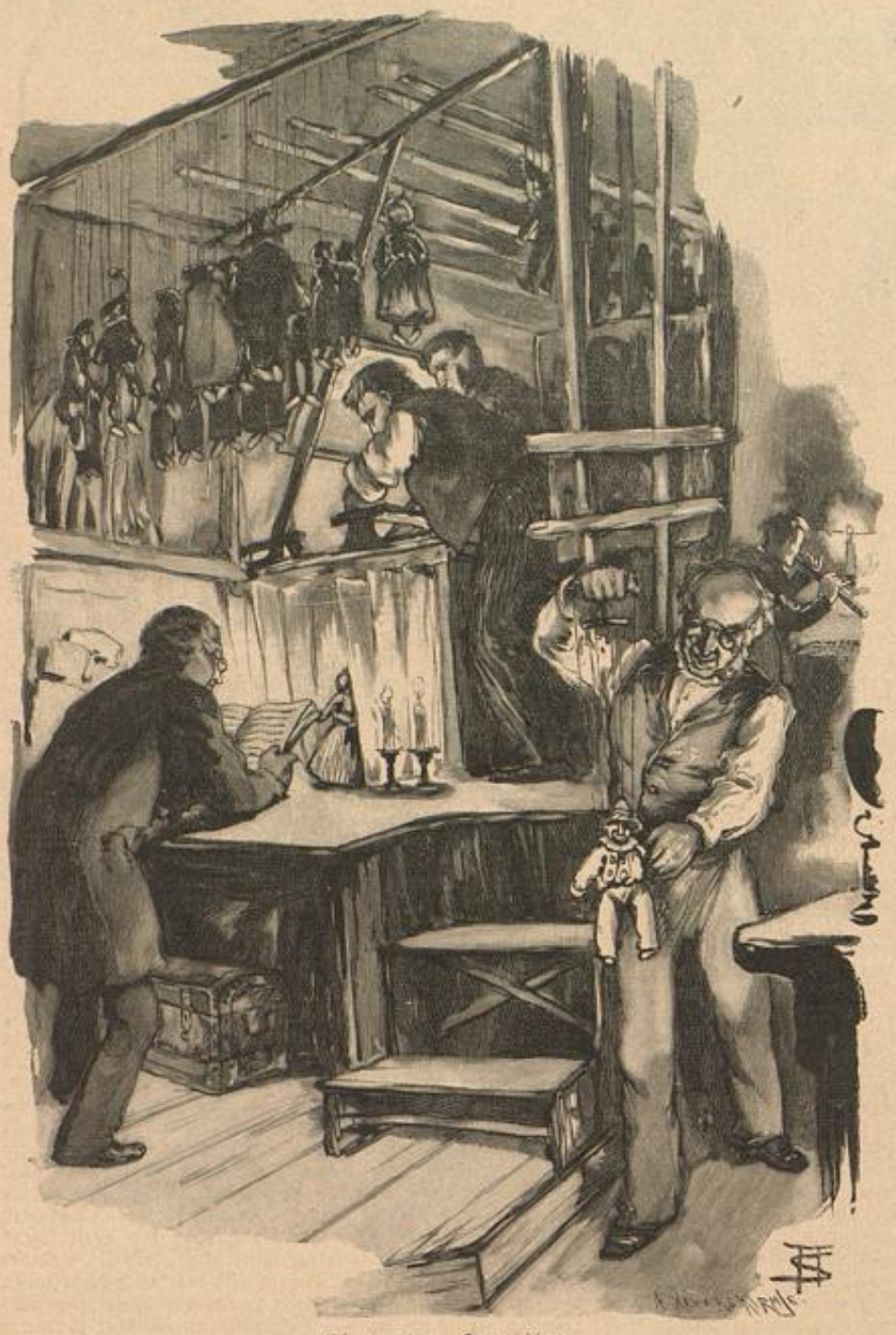
Aber auch, wenn man mehr „spendirt“ als ein „Zwanzgerl“ und sich und seinen Kindern den ersten Platz leistet, der übrigens billig genug ist, muß man frühzeitig sich an der Kasse einfinden, um noch Einlaß zu erlangen. Da drängen sich mit den „Buam und Diandeln“, die sich „das Geld für 'n Kaschperl“ erst durch allerlei häusliche Dienstleistungen, Kinderwarten, Bier- und Milchholen, verdienen mußten, vornehme Damen, die ihre elegant geputzten Kleinen selbst ins Marionetten-Theater führen, weil die eigenartige, im besten Sinne volksthümliche Darstellung den Erwachsenen einen nicht geringeren Genuß wie dem jungen Völkchen bereitet. Gelehrte und Künstler von Ruf machen sich ein Vergnügen daraus, am Sonntag-Nachmittag zum Kasperl zu gehen. Wieder und wieder versichert die kleine rundliche Frau an der Kasse, daß „halt leider mit dem besten Willen nöt a Fleckerl mehr frei is, und 's Vormerken für's nächste oder übernächste Mal schließli'g'scheuter is, als dö unnütze Umanander-druckerei vor ihrem Fensterl.“ Noch dauern die Verhandlungen, als es drei Uhr schlägt, die Pforte sich aufthut und man durch den spärlich erleuchteten Gang sich „einiwuzelt“ in die schlicht gezimmerte Halle, die von einem, wohl aus dem gräflichen Palais des Mäcenas Pocci stammenden, alten Lüstre aus großen, prismatisch geschliffenen Krystall-Perlen und etlichen zinnernen Wandleuchtern erhellt wird. In der Ecke steht die Büste des Grafen, von Lorbeerkränzen pietätvoll geschmückt. Ueberraschend klein erscheint die in der Mitte der Querwand sich erhebende Bühne, die von einem griechischen Tempelfeld bekrönt und zunächst von einem anmuthig mit einer Gruppe deutscher Märchengestalten bemalten Vorhang verhüllt wird. Echt künstlerisch, wie diese Malereien, sind auch die Marionetten und deren ursprünglich nach Angabe erster Meister der Akademie, wohl sogar unter deren persönlicher Mitwirkung hergestelltes Kostüm.

Im „Rattenfänger von Hameln“, der mit anerkennenswerthem dramatischen Geschick dem Kasperl auf den Leib zugeschnittenen mittelalterlichen Sage, entfalten just die Puppen ihre Kunst. Die „Action“ geht behend und gewandt vor sich, in tadellos präcisem Einklang mit dem hinter der Bühne von verschiedenen männlichen und weiblichen Stimmen ausdrucksvoll gesprochenen Text. Eine gut gespielte Flöte charakterisirt die Lockpfeife des Rattenfängers. Athemlos lauschend sitzt die kindliche Zuhörerschaft, die Händchen halb gefaltet im Schoß, die vor innerem Vergnügen strahlenden Augen weit geöffnet, zuweilen auch den Mund, daß die weißen Zähnchen zwischen den vollen rothen Lippen hervorschimmern. Nur wenn's „gar zu wunderschön wird“, entringt sich im Uebermaß des Entzückens und Erstaunens ein lauter Ausruf: „Schaug (schau) Seppl!“ oder: „Da, da springt's!“ dem im Innersten ergriffenen kleinen Publicum. Wenn, — nicht selten, — zu junge Elemente beigemengt sind, greift wohl auch von ungefähr bei einem Raketen-Blitz oder einer sonst besonders sensationellen Scene Schreck und Angst in der Seele irgend eines vorzeitigen Theater-Gängerchens Platz, und ein bitterlich schluchzendes „Heim, heim, Mama!“ wird laut, in welchen Fällen vorsorglich mitgebrachte oder eilig von dem Nachbarn zugesteckte „Guteln“ mehr als der auf der „Passepartout-Bank“ inmitten des Saales sitzende Polizei-Beamte zur Ruhestiftung beitragen. Die „Gutzelfrau“ mit ihrem Korb Zuckerwaren, Feigen, Aepfeln und Orangen, steht mit Kasperl auf so gutem Fuße, daß sie selbst während der Vorstellungen sich trotz ihrer Leibesfülle still und behutsam durch die dichtgedrängten Reihen schiebt.



Im Marionetten-Theater.
(Scene aus dem Rattenfänger von Hameln.)

Wo ein Mäulchen sich zum Weinen verzieht, ist sie wie eine gute Fee zur Stelle, nickt wohlwollend mit dem rothen, runden Gesicht und streckt eifrig drei oder fünf Finger empor, je nachdem für „einen Kreuzer“ oder ein „Fünferl“ Malzzucker, Busserl oder sonst von ihrer Ware begehrt wird, die als „durchweg g'sund, nix gefarbts“ gilt.



Hinter den Coulissen.

Während im Zwischenact ihr Handel zur Blüthe gedeiht, schauen wir uns hinter den Coulissen um, wie „Papa Schmid“ und seine Getreuen die Wunder der Bühne zu Werke bringen. Rembrandteskes Helldunkel herrscht in dem engen Raume, dessen Mitte die auf einem hohen Podium stehende Bühne einnimmt. Die zur Seite geschichteten Hintergründe und Seiten-Coulissen werden nach Bedürfniß eingeschoben, während von den unverändert bleibenden Soffiten die Figuren hinabgelassen werden, die je an Dutzenden von Drähten hängen. Mehrere Männer stehen auf dem Bühnen-Podium und hantiren mit gelenken Fingern so fix an den Drähten, als spielten sie auf einer Klaviatur, sodaß die etwa 25 Centimeter hohen Marionetten tanzen, springen, gehen, sitzen, essen und alle möglichen Bewegungen machen. Das Buch in der Hand, sprechen danebenstehende Frauen und Männer den Text. In einer Ecke seitlich der Bühne steht „Papa Schmid“, spricht in unvergleichlich warmherziger und drolliger Weise die Hauptrolle des Kasperl, der gleich seiner, von der Tochter Schmid's vorzüglich gesprochenen „Frau Gretl“ im Gegensatze zu den hochdeutsch und meist gereimt redenden Rittern, Damen und Geistern sich eines recht ungereimten, aber um so ergötzlicheren Dialekts bedient. Schmid, schon bald ein Achtziger, eine schlanke, sehnige Gestalt mit scharf geprägtem freundlichen Greisenantlitz, späht mit den hellen Augen hinter den schwarzgeränderten Brillengläsern emsig nach allen Seiten und rührt so geschäftig wie sein Kasperl jeden Finger zugleich. Während er nach gutem alten Brauch auswendig, ohne den nur des Scenariums wegen aufgeschlagenen Text zu Hilfe zu nehmen, Kasperl's spaßhafte Reden hält, sorgt er für die Beleuchtung, entzündet Blitze und läßt Feenglanz erstrahlen, Donner erdröhnen und Schüsse knattern, verwandelt Tag in Nacht und Paläste in Hütten, denn er ist Maschinenmeister, Regisseur und Acteur in einer Person. „Aufg'schaugt!“, mahnt er, „ma kann, wenn's klappen und dera Putzelwar' (Kinder) dö recht Freud machen soll, nöt Augen und Händ' gnua haben.“ Ein großer Kinderfreund, strebt er vor allem die Genugthuung und den Beifall seiner lieben kleinen Theatergäste an, zu denen er in einem gewissermaßen persönlichen Verhältniß steht. Halb und halb fungirt unser vielseitiger alter Bühnen-Director noch als Kapellmeister, indem er auch auf das Klavier, die Sängerin und den Flötenspieler einen „Merks“ hat, obwohl den musikalischen Theil geschulte Kräfte von Beruf ausführen. Desgleichen finden sich unter den Sprechern von jeher Schauspieler, die zwar Thalia um einer freigiebigeren Nährmutter willen verlassen hatten, aber allsonntäglich doch gern zu ihrer alten Liebe zurückkehrten, um „a bissel Comödi z' machen“. Das thatsächlich auftretende Personal „hängt“ indes neben dem Schnürboden zum Aufziehen bereit, — etwa ein Dutzend Puppen oder mehr, so viele für die jeweilige Vorstellung aus dem reichen Vorrath erforderlich sind. Im ganzen zählt das Münchener Marionetten-Theater über tausend, auf ein Repertoire von zweihundert Stücken berechnete Figuren. Dieselben begreifen neben Darstellern aller Zeiten und Völker, jedes Alters, Standes und Geschlechts auch die verschiedensten wilden und zahmen Thiere in sich. So erinnern uns die niedlich und lebenswahr geschnitzten Gaisen, jung und alt, daran, daß wir zurück in den Zuschauersaal müssen, um die Bühnen-Aufführung des trauten Grimm'schen Kindermärchens vom „Wolf und den sieben Gaislein“ in voller Wirkung zu genießen.

Gar possirlich hüpften und meckerten die jungen Gaisen, und wie ein leibhaftiger Wolf gebärdete sich und sah der böse Isegrimm aus. Große Spannung hielt die dem aus Bilderbüchern und Erzählungen bekannten Stoff mit doppeltem Interesse folgenden Kleinen im Bann, als Gaismutters Nesthäklein sich im Uhrkasten versteckte, und ein Jubel, so laut und rein, wie er nur aus Kinderbrust emporsteigt, erbrauste, als zu guter letzt die Gaisen sammt und sonders um den Brunnen tanzten, in dem der schlimme, schlaue Wolf mit den Wackersteinen im Bauch ertrunken war. „Bravo, bravo!“, ruft das Publicum und klatscht, so lange die Händchen es aushalten. Selbst die Kleinsten auf dem Arm, in heller Freude über das fröhliche bunte Gaudium rings um sie her, plappern das vertraute Wort „Bav, bav!“ jauchzend nach und rühren so lebhaft und kräftig als möglich die runden Patschhände.

Langsam lösen sich die Reihen. Die Kinder lassen sich rückgewandten Blickes nur schwer zum Fortgehen bewegen und wollen nicht glauben, daß „wirklich gar nichts mehr kommt“. Hier versucht ein kleines Dämchen, früh der Vortheile ihres Geschlechts bewußt, mit ihrem von flehender Handbewegung begleiteten „Bitt', bitt', Kasperl!“, ihm das Wiedererscheinen abzuschmeicheln. Dort meint ein Junge, bedächtig an der Hand der Mutter auf einer der leeren Bänke entlang trippelnd: „Aber wenn der Wolf nicht todt wär', hätt's mir nicht gefallen.“ Ja, der Drang nach Gerechtigkeit ist uns allen eingeboren; das Volk und die Kinder verlangen, sollen sie an Theater und Literatur ihr Genügen und ihren Genuß haben, zum mindesten eine poetische Gerechtigkeit und lassen sich nicht abspeisen mit dem platten Abklatsch einer zufälligen Wirklichkeit.

Dieses Bedürfniß nach dem Ideal, den Sinn für Poesie in den jugendlichen Gemüthern zu stärken, hat das Münchener Marionetten-Theater in den vierzig Jahren seines Bestehens aufs verdienstlichste beigetragen. „Vater Schmid“, der die ihm von seinem getreuen Stamm-Publicum gezollte dankbare Anerkennung die Abendsonne seines Alters nennt, hat außer dem Kasperl in aller Bescheidenheit die Rolle eines Volkserziehers gespielt. Sein Marionetten-Theater ist ein Stück des mehr und mehr in der Großstadt aufgehenden guten alten München. Aber es sollte nicht nur als merkwürdiges Unicum, sondern als ein nicht zu unterschätzender Bildungs-Factor für Volk und Jugend ihr erhalten bleiben. Denn das echte, rechte Puppenspiel, dessen letzter bedeutender Vertreter in Deutschland Schmid's Kasperltheater ist, birgt eine Art tragikomischen Zauberspiegel der Welt-Literatur, in dem zwischen tausenderlei närrischen Schnurren und kunterbuntem Schnack und Schabernack mancher Schimmer urewiger Schönheit und Wahrheit in lauterer Poesie widerstrahlt. 's ist von dem Besten, das, nach Goethe's Wort, für die Kinder gerade gut genug ist.

Wann kommt der Weihnachtsmann?

Nach dem Gemälde von Marie Simm. — Siehe Seite 185.

„Wie viel Mal muß ich noch schlafen gehen, bis der Weihnachtsmann kommt?“ das ist die Frage, die schon Wochen lang vor Weihnachten von den Kleinen am häufigsten gestellt wird. Die Mutter sieht ihren Liebling lächelnd an und bedeutet ihm, daß es noch so viele Male geschehen müsse, wie er Finger an beiden Händen habe. „Das ist aber viel!“ meint der Kleine enttäuscht, und von nun an ist es morgens sein erstes, festzustellen, daß es wieder um einen Finger weniger dauere. Das kleine Mädchen auf unserem Bilde rechnet nicht mehr an den Fingern, aber sie fragt nicht weniger eindringlich, und ihre Sehnsucht wächst mit jedem Tage. Der Nicolas ist schon dagewesen. Freilich hat sie ihn nicht gesehen, aber sie hatte ihre Schuhe sauber geputzt vor die Schlafstubenthür gestellt, in jeden Schuh ein wenig Hafer, Heu und Mohrrüben, — das ist für den Schimmel des Heiligen, — und am Morgen waren nicht nur Hafer, Heu und Rübe verschwunden, sondern St. Nicolas hatte ihr zum Dank Zuckerwerk und bunte Papierschnitzel hineingelegt. — So viel Mühe sie sich giebt, das Christkind zu erblicken, wenn Mütterchen in der Schummerstunde bei ihm in dem Weihnachtszimmer ist, es gelingt ihr nicht, — andächtig steht sie vor der Thür und lauscht, und leise singt sie dann:

„Du lieber, heil'ger frommer Christ,
Der für uns Kinder kommen ist,
Damit wir sollen gut und rein
Und rechte Kinder Gottes sein.“

O du selige Weihnachtszeit!

An der Krippe.

Weihnachts-Transparent von Marie von Olfers. — Siehe Seite 188.

In jedem Jahre bietet die liebenswürdige Künstlerin einen sinnigen Schmuck für den Weihnachtstisch; — diesmal ist es ein kleines gemaltes Transparent: das aus Himmelshöhen niederschwebende Christuskind und anbetende, um die Krippe geschart Englein. Das Transparent mißt 40 cm Höhe zu 22 cm Breite und wird von schmaler, geklöppelter Goldspitze begrenzt. Auf weißem Zeichen-Carton Wattmann ist die Malerei mit Aquarell-Farben ausgeführt; um aber den Körper des Christuskindes und die Köpfe der Engel durchsichtig leuchtend zu gestalten, wurde ein leichter Anstrich von Fixatif nothwendig. Der Heiligenschein an den Köpfen, und die Strahlen, die von der Glorie des himmlischen Kindes ausgehen, sind perforirt, sodaß das Licht hindurchscheint und der dunkle Himmel von hunderten von Sternlein funkelt. Die Blumen in den blonden Locken der Englein und die breiten Schärpen, welche ihre Gewänder zusammenhalten, zeigen die gleichen perforirten Contouren. E. F.

Im neuen Jahrgange unserer Zeitschrift wird eine Serie reich illustrirte Aufsätze „Die Mode im 19. Jahrhundert“ aus der Feder von Georg Buß veröffentlicht werden. Diese Aufsätze dürften allseitig großes Interesse erregen.

Die Wandlungen der Mode innerhalb der letzten hundert Jahre werden erst verständlich unter Darlegung der politischen, geistigen und künstlerischen Strömungen, die sich während jener Zeit bemerkbar gemacht haben. Unter Berücksichtigung dieses Gesichtspunktes wird der Herr Verfasser die Entwicklung der Mode innerhalb des genannten Zeitraumes schildern, ihre Bedeutung als ein wichtiges culturgeschichtliches Glied hervorhebend. Aber auch an wissenswerthen Einzelheiten aus dem schier unerschöpflichen Reichthum der Trachten des 19. Jahrhunderts wird es nicht fehlen, sodaß im Verein mit ausgezeichneten Illustrationen eine Fülle von Anregung.

Scene aus den sieben Gaislein.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin u. Wien. — Verantwortl. Redacteur für den literarischen Theil: H. Hein; für den technischen Theil: A. Große, beide in Berlin; — für Oesterreich-Ungarn: Robert Mohr, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.